Digitized by Google

Germ. g.
368 w
(1

Digitized by Google

Eine Lieferung.

Bei der zwölften Lieferung: das große Bild von L. Burger: „Blücher's Uebergang über den Rhein" als Gratis-Prämie.

Verlag von Oswald Seehagen in Berlin.

Prospect auf der Rückseite des Umschlag

Digitized by Google

Inhalt der ersten Lieferung:

Ernst Moritz Arndt's Portrait. } Componirt und lithographirt
Illustrirter Titel. } von Ludwig Burger.

Ernst Moritz Arndt und seine Zeit, von Dr. David Müller. (Mit 2 Illustrationen.)

Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's IV.

Schloss Cöpenick, von Theodor Fontane. (Mit 2 Illustrationen.)

Ueber Ehe und Hochzeit in Deutschland, von Dr. Heinrich Pröhle.

Alpenheimath, von Carl Schultes.

Die Fichte. Eine ästhetische Skizze von H. W. Hertzer.

Aus der Zahl der

Mitarbeiter für dieses Unternehmen

nennen wir die Herren: Professor **Fried. Bodenstedt** in München, Dr. **Bolze** in Berlin, Professor **Daniel** in Halle, Director **Dielitz** und **Theodor Fontane** in Berlin, Professor **Giesebrecht** in Königsberg, **Glogau** in Frankfurt a. M., Professor **Gosche** und Professor **Guhl** in Berlin, Lehrer **W. Hertzer** in Wernigerode, **Max Jähns**, Lieutenant im 2. rhein. Inf.-Rgt., Dr. **Karsten** und Dr. **Kletke** in Berlin, Professor **Klüpfel** in Tübingen, Professor **Köpke** und Professor **Kuhn** in Berlin, Professor **Kutzen** in Breslau, Lehrer **Lasson** an der Louisenstädtischen Realschule in Berlin, Dr. **Mannhardt** in Berlin, Director **Matzus** in Dresden, Oberlehrer Dr. **David Müller** in Berlin, Dr. **Wolfgang Müller von Königswinter** in Cöln, Oberlehrer Dr. **Nasemann** in Halle, Professor **Pauli** in Tübingen, **Josef Rank** in Nürnberg, Professor **W. H. Riehl** in München, Dr. **Julius Rodenberg** in Berlin, Dr. **G. Schöne** in Elberfeld, Oberlehrer Dr. **Schwartz** in Berlin, **A. Freiherr v. Seld** in Potsdam, Dr. **Stricker** in Frankfurt a. M., **Eduard Uhlenhuth** und **Titus Ullrich** in Berlin.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unser

Vaterland.

Bilder

aus der

Deutschen Geschichte, Cultur und Heimathkunde.

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Pröhle.

Erster Band.

Mit lithographischen Kupfern und Holzschnitten.

Berlin.
Verlag von Oswald Seehagen.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung: Bilder aus der deutschen Geschichte und dem deutschen Leben.

Seite

Ernst Moritz Arndt und seine Zeit. Vom Oberlehrer Dr. David Müller. (Mit Holzschnitten.) . 3
Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV. 21
Friedrich Wilhelm IV. Vom Oberlehrer Dr. Lasson. (Mit Holzschnitten.) 30
Schleswig-Holstein. Rückblick in seine älteste und jüngste Vergangenheit. Von Dr. Gustav Volze 40
König Wilhelm von Preußen. (Mit Holzschnitt.) 54
Der verhängnißvolle Doppelschuß am 18. März 1848 und sein Zwillingsbruder am 3. April 1615.
Ein Stück Berliner Geschichte 63
Goethe und Frankfurt am Main. Von Dr. W. Stricker 66
Die Wahrzeichen und Denkmäler Berlins. Vom Oberlehrer Dr. W. Schwartz. (Mit Holzschnitt.) 82
Die Universität zu Berlin 92
Der Herzog von Bernburg 94
Graf Hermann von Weimar 95
Die Bärensage von Bern. Von Heinrich Pröhle 96
Aachen, die Kaiserstadt. Vom Lieutenant Max Jähns. (Mit Holzschnitten.) 97
Die Wartburg. Von Wilhelm Girschner. (Mit Holzschnitt.) 131
Eine Sage von der Schlacht bei Fehrbellin. Vom Provinzialschulrath Carl Wormann 147
Jahn und das Turnen 148
Die Stadt Braunschweig. Von Carl Schultes. (Mit Holzschnitten.) 155
Die Entwickelung des deutschen Volksbewußtseins. Vom Professor Wilhelm Giesebrecht 172
Breslau und seine Universität. Von Dr. Max Ring 185
Schloß Oranienburg. Von Theodor Fontane 193
Das Nürnberger Rathhaus. Von Georg Horn (Mit Holzschnitt.) 207
Die Reformation und die Schulen. Von Heinrich Pröhle 213
Der Herzog von Braunschweig-Oels 215
Die Krönung der preußischen Könige. Von Dr. Max Ring. (Mit Holzschnitten.) 217
General v. Günther. Von Theodor Fontane 224
Die Rheinsberger Kirche 229
Mordanfälle auf Preußens Könige 233
Erzherzog Albrecht von Oesterreich. Von Dr. G. C. Haas 237
Die schildgetragnen deutschen Könige 240
Der Rheinbund. Von Dr. Gustav Volze 241
Die Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich während der letzten Jahrhunderte. Von
Dr. W. Stricker 249
Erzherzog Johann und der Brandhof. Von Dr. G. C. Haas. (Mit Holzschnitten.) 258
Die Rudelsburg 261
Adlersberg bei Regensburg. Vom Oberlieutenant Karl Woldemar Neumann 263
Patriotismus der Markaner 264
Quedlinburg. Von Heinrich Pröhle. (Mit Holzschnitten.) 265
Ludwig Uhland 283
Blücher's Uebergang über den Rhein 288

Zweite Abtheilung: Deutsche Cultur- und Sittenbilder.

Schloß Copenik. Von Theodor Fontane. (Mit Holzschnitten.) 291
Ueber Ehe und Hochzeit in Deutschland. Von Heinrich Pröhle 303
Deutsche Gastlichkeit. (Mit Holzschnitt.) 307
Colonie Königswille, oder: Eine Ackerseparation im vorigen Jahrhundert. Ein Beitrag zur
Geschichte Friedrichs des Großen. Zum ersten Male nach Familiennachrichten mitgetheilt von A. Freiherrn v. Seld 328
Der Maikönig. Von Heinrich Pröhle 339
Das Kölnische Museum Wallraf-Richartz und seine Stifter. Von Dr. Wolfgang Müller von
Königswinter. (Mit Holzschnitt.) 340
Die Burg von Nürnberg. Von Georg Horn 346
Fastnacht 352
Die Osterwölfe in Stralsund 352
Von einzelnen Ueberresten des alten Naturzustandes in der heutigen Lebensweise der Deutschen.
Vom Oberlehrer Dr. W. Schwartz 353
Andreas Hofer und das Passeierthal. Von Eugen Kühnemann 359

Digitized by Google

Seite
Der Aufhäuser und die falschen Kaiser. Von Wilhelm Girschner. (Mit Holzschnitt.) 363
Die rothen Aermel von Luzern. Von Heinrich Pröhle 368
Berliner Schulen 368
Friedrich der Große und die Fontainen. Von A. Freiherrn v. Seld. (Mit Holzschnitt.) 369
Burg Rheineck. Von Dr. Wolfgang Müller von Königswinter. 379
Blumberg. Von Theodor Fontane 385
H. G. Niebuhr. Von Dr. W. Stricker 397
Der Wallensteinstag in Stralsund (24. Juli) 400
Der Göttinger Dichterbund, Hölty und Gottfried August Bürger. Von Heinrich Pröhle (Mit Holzschnitt) 401
Friedrich Friesen. Von A. Freiherrn v. Seld 412
Friedrich Wilhelm III. (Mit Holzschnitten.) 420
Das Kaisergebirge und seine Bewohner. Von Adolph Pichler 439
Ostfriesland und seine Bewohner. Von A. Freiherrn v. Seld 453
Das Schembartlaufen. Von Georg Horn 463
Denkstein ehelicher Liebe und Treue 464
Das schwarze Buch 465
Das große Weinfaß von Gröningen 480

Dritte Abtheilung: Natur- und Landschaftsbilder aus Deutschland.

Alpenheimath. Von Carl Schultes 483
Die Fichte. Eine ästhetische Skizze. Vom Mathematikus H. W. Hertzer 484
Heimische Tauben. Von Hermann Pösche. (Mit Holzschnitt.) 489
Solingen. Von Eduard Uhlenhuth 494
Warum gewisse Vögel, die nicht Hausthiere sind, unsere Städte und Dörfer zum Aufenthalte wählen. Von Hermann Pösche. (Mit Holzschnitt) 501
Der Fall der Krimler Ache im Pinzgau und der Rheinfall bei Schaffhausen. Von Eugen Kühnemann 503
Der Dachs. Von Eduard Uhlenhuth. (Mit Holzschnitt.) 505
Etwas über Winter und Sommer. Von Hermann Pösche 510
Holz, Torf und Kohlen. Von Eduard Uhlenhuth 513
Die Roßkastanie. Ein Frühlingsbild. Vom Mathematikus H. W. Hertzer. (Mit Holzschnitt.) . 521
Wiesbaden. Von Eugen Kühnemann 526
Der Harz. Von Heinrich Pröhle 528
Aus der Rheinpfalz. Von Eugen Kühnemann. (Mit Holzschnitt.) 529
Der Hecht 535
Der Flachs. Von Eduard Uhlenhuth. (Mit Holzschnitt.) 537
Die Fennhütte auf der Gerlosplatte und das Krimlthal. Von Eugen Kühnemann 545
Das Havelländische Luch 550
Am Wasserfall der Radau bei Harzburg. Von San-Marte (Regierungsrath Schulz im Provinzial-Schulcollegio zu Magdeburg) 552
Die Krammetsvögel und der Dohnenstieg. Von Karl Nuß 553
Die Ernte und die Weinlese. Von Wilhelm Girschner 557
Das Fichtelgebirge. (Mit Holzschnitt.) 561
Das Schwein. Von Eduard Uhlenhuth. (Mit Holzschnitt.) 569

Verzeichniß der lithographischen Kupfer.

Zu Seite
Illustrirter Titel zu „Unser Vaterland“. Componirt und lithographirt von Ludwig Burger. } vorn an.
Portrait Ernst Moritz Arndt's. Componirt und lithographirt von Ludwig Burger. }
Portrait Friedrich Wilhelm's IV. Lithographirt von Süßnapp 21
Portrait König Wilhelm's von Preußen. Lithographirt von Süßnapp 54
Ansicht von Aachen. Farbenlithographie von A. Haun 97
Portrait Jahn's in ganzer Figur. Lithographirt von Süßnapp 148
Erzherzog Johann von Oesterreich als Gemsenjäger. Lithographirt von Süßnapp 261
Kaiser Heinrich I. Lithographirt von Süßnapp 267
Der Maikönig. Originallithographie von Ludwig Burger 339
Burg Rheineck. Farbenlithographie von A. Haun 379
Portrait von Gottfried August Bürger. Nach einem Gemälde von Tischbein dem Aeltern. Zum ersten Male lithographirt von H. Böhme 401
Das Bärenthal am Kaisergebirge. Farbenlithographie von A. Haun 451
Der Krimler Wasserfall im Pinzgau. Farbenlithographie von A. Haun 546

Digitized by Google

Erste Abtheilung.

Bilder aus der deutschen Geschichte und dem deutschen Leben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ernſt Moritz Arndt und ſeine Zeit.

Von Dr. David Müller.

Wo die weißſchimmernden Kreidefelſen als äußerſte Warte deutſchen Landes in das blaue Meer hinaustreten; wo die Wellen im engen Kreiſe ein Landſchaftsbild umſchließen, das die Natur unſerer Oſtſeeküſten — klare Landſeen, ſchattigen Buchenwald, ſchirmende Dünen und Felſenbollwerke — gleichſam im Kleinen noch einmal abſpiegelt: dort auf dem ſchönen, vom Wanderer heut ſo gern beſuchten Rügen, ſtand das Vaterhaus des Mannes, um den ganz Deutſchland, als er nach langer Erdenwallfahrt in's Grab ſtieg, getrauert hat wie kaum um einen andern ſeiner edelſten Söhne — das Vaterhaus von Ernſt Moritz Arndt. Ein ländliches Dach: aber unter einem ſolchen ſind in Deutſchland die Männer erwachſen, die beſtimmt waren, unſer Volksleben auf Jahrhunderte hinaus zu verjüngen; ein ſolches ragte über Luther's, über Schiller's, über Scharnhorſt's Wiege. Vielleicht, daß unſerm Arndt, als er, ſchon ein Greis, die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" niederzuſchreiben begann, bei den Eingangsworten dieſes köſtlichen Büchleins ein anderes vorſchwebte, welches, gleich dem ſeinen, vom Bauernhauſe ausgehend, ein frommes, friſches Naturkind hinausbegleitet in die ereignißvolle, frevelvolle Welt, und am ſchlichten Sinne des Unſchuldigen die Verderbniß der Zeit mißt — der Simpliciſſimus: jedenfalls erinnert daran der kecke Humor, mit dem Arndt die launige Unterſuchung anſtellt, in welchem Sinne auch er, „mit ſeiner bäuriſchen Herkunft, der Sohn eines Freigelaſſenen" hoch- und wohlgeboren zu nennen ſei. In der That durfte Arndt auf ſein ländliches Herkommen mit Freuden und Stolz blicken, und hat dies ſein ganzes Lebenlang gethan: denn in der urgeſunden Jugend, die er genoſſen, beruht weſentlich die Größe und Bedeutung des Mannes. Und darum ſind auch in bewegteſter Zeit nach der Heimath, nach dem Vaterhauſe ſeine Gedanken oft zurückgerichtet; ich ſah — ſo ſingt er mitten in den Stürmen von 1813 —

Ich ſah, da ſtand ein frohes Haus,
da flogen Tauben ein und aus,
und girrten luſtig auf dem Dache,
auch hielten Hähne Thürewache,
und krähten froh aus friſcher Bruſt
die Liebe und die Morgenluſt;
auch alle Schwalben unterm Dach
begrüßten mit den jungen Tag.
Das Häuschen ſelbſt, nicht hoch noch lang,
war nett von außen, die Fenſter blank,
die Ständer grün, die Wände weiß,
gefegt, geziert umher mit Fleiß,

Digitized by Google

und Balsamin und Resmarin
prangten rings in Töpfen roth und grün.
Und in des Hauses Thüre stand
ein Weib, wie her aus fernem Land,
mit blauen Augen, gleich Himmelsschein,
schaut's in das Lenzgewimmel hinein,
sah freundlich aus und gar bescheiden,
wie Engel sich mit Demuth kleiden,
oft auch die lächelnde Geberde
sie senkte halb zur grünen Erde.

So voll Leben schildert er die Mutter, so Schoritz, das väterliche Landgut, wo er seine glückliche Jugend verlebte.

Geburtshaus Arndt's.

Der junge Ernst Moritz war im Jahre 1769, also im gleichen Jahre mit dem großen Corsen, in dessen Bekämpfung die Aufgabe seines Lebens einst gesetzt sein sollte, am zweiten Weihnachtstage als schwedischer Unterthan geboren. Die Insel Rügen gehörte zu den Verlusten, mit denen das deutsche Reich im Westfälischen Frieden 1648 die verderbliche Hilfe des Auslandes theuer bezahlt hatte. Die Bevölkerung, deutsch in Sprache und Gesinnung, hing gleichwohl mit treuer Liebe an dem fremden Herrscherhause, dem sie nun schon länger denn ein Jahrhundert angehörten. Die zündende Nationalitätenfrage war noch nicht in die Zeit geschleudert worden; das Lutherthum, für dessen Rettung in der Volksanschauung ja Gustav Adolf nur allein gerungen, bildete ein, damals die Nationalität ersetzendes Band. Dazu kam das Meer, das den schwedisch-deutschen Küstenanwohner bequem mit dem herrschenden Lande verband und ihm eine Menge von Lebensbedürfnissen und Bequemlichkeiten leichter und reichlicher bot, als sie z. B. der benachbarte Preuße in seinem durch strenge Zölle auf sich selber angewiesenen, armen Land genoß. Auch herrschten die Schweden über ihre deutschen

Digitized by Google

Zugehörigen nicht wie Fremde über Fremde, nicht wie heut der Däne über den Schleswig-Holsteiner herrscht: was Wunder also, wenn in der Lebensbehaglichkeit, die alle Stände umspann, für politische Unselbstständigkeit ein Ersatz gefunden wurde.

In solchen Verhältnissen erwuchs der junge Arndt. Das Geschlecht, dem er entstammte, war ein Heldengeschlecht an Körperkraft und Lebensdauer; seine Vettern und Ohme fast ohne Ausnahme „Männer von reisiger Größe und Stärke, mächtige Jäger vor dem Herrn," doch alle voll des „heißen Arndtsblutes," das, wenn ihm selbst oder Freunden ein Unrecht widerfuhr, aufkochte; Männer, von denen das Alter, das der Psalmist dem Menschen als höchstes setzt, oft noch, wie von Ernst Moritz selber, in blühender Kraft überschritten wurde, so unverwüstlich erschien in ihnen die durch Einfachheit der Sitten gespaarte Lebenskraft. Arndt's Vater entsprach seinem Geschlecht: hart, streng und wacker, heftig und lebhaft, und doch zugleich wieder freundlich und mild, tief und fromm: „er konnte bei rollendem Gewitter und im Morgen- und Abendroth mit gefalteten Händen stundenlang auf einer Höhe in seinem Garten sitzen und schweigend und anbetend in die Unendlichkeit hinausschauen." Das edle Bild der Mutter „in ihrer klaren und sicheren Natürlichkeit" haben wir oben schon gezeichnet gesehen.

Auch fehlte in des Knaben nächster Umgebung nicht was ein Familienleben reich und mannigfaltig macht, die Einseitigkeit der Eltern ausgleicht und die Beobachtungs- und Vergleichungsgabe eines Kindes weckt. Da stand neben dem strengen Elternpaare die milde Tante, die dem in den Teich gefallenen und nun in der ceremoniösen Gesellschaft unvermerkt sich abfrierenden Burschen heimlich trockene Kleider gibt und ihn in's Bett schickt; stand der Oheim, der den Buben auf's Roß wirft, ihn auf der Jagd mit durch Wald und Sumpf hetzt und ihn mit erlegten Hasen und Füchsen behängt. Da waren ferner die Hausfreunde: der alte preußische Major mit dem schweren Degen, dem klirrenden Sporn, den Stulpenstiefeln, ein Nachbild Friedrich des Großen und des siebenjährigen Krieges; die zierlichen Frauen und Fräulein, die auf den hohen Absätzen, mit hochaufgebauten gepuderten Locken Sonntags zum Besuch vorkehren, zum Gruß einiges Französisch radbrechen, dann eine kurze Zeit sich hochdeutsch mühen, bis sie zuletzt in ihr trauliches Platt fallen. Es bildete das Alles eine kleine, aber nicht arme Welt, gerade so groß, wie ein Kind sie geistig umfassen kann. Durch das Haus und die Umgegend gingen die Klänge der Sage und die Schauer volksthümlichen Aberglaubens, und tränkten die Phantasie des Knaben: da wandelte in dem dunklen Gang zwischen den Scheuren und im hohlen Erdgeschoß nächtlich der Geist des alten Reichsfreiherrn; im Teich hinter den Wiesen hausten gekrönte Schlangen, die den Kühen auch wohl gelegentlich die Milch aussogen; hier hatte Olaf Trygwesen den rettenden Sprung in's Meer gewagt, dort, wo einen andern König die Fluth begraben, blinkte noch in der Johannisnacht die goldene Krone aus der Tiefe. Da waren endlich rings um die Güter, die Arndt's Eltern mit steigendem Wohlstande pachtweise nach einander bewirthschafteten, Wälder, Gebüsche, Teiche und alte Hünengräber, zwischen denen die Knaben in fröhlichem Jagen sich tummelten.

So wuchs er auf, gesammelten Geistes und frischer Kraft, nicht wie meist die Jugend in unseren Städten und Schulen, früh zerstreut und zersplittert; Bibel und Gesangbuch, wie bei so vielen unserer größten Geisteshelden, seine erste unsterbliche Nahrung, später alte Geschichtsbücher und Chroniken. Mit zuviel Lernen nicht geplagt, ist früh mit Sonnenaufgang die muntere Lerche (Lewark nannten sie ihn in ihrem Rügenschen Platt) schon munter, und oftmals treibt er, ein Emnäus oder Simplicius, die Kühe auf die Weide, oder reitet nackt die Pferde in die Schwemme. Ein Sturz vom wilden Roß, ein Einbruch durch die dünne Eisdecke, ein gefährlicher Fall unter den Wagen, auch wohl ein Sich-Verspäten und Verschlafen hinter dem Hagedorn am Meer — ein neuer Hauslehrer, dessen sächsischen Dialekt die Knaben belachen und wenn dann der Rohrstock sauft, auch wohl beweinen; fast

Digitized by Google

alle Jahr ein neues Brüderchen oder Schwesterchen — das sind die einfachen Erlebnisse des Knaben. Aber schon zeigt sich der webende Dichtergeist in dem einsamen Schweifen durch die Mondnacht; in dem „Geschichten treiben", wie es die Geschwister nennen, wenn sie im „Gruseln" des langen, dunklen Winterabends sich im Bett Märchen ersinnen und erzählen. Bald fängt der jüngere Bruder Fritz ernstlich zu dichten an, und so gehts an Wettgesänge, deren einen (er schaut uns wie mit unschuldigen Kinderaugen an) Arndt in den Einnerungen aufbewahrt hat. Zuletzt bringt ein, von der eben herrschenden Sturm- und Drangperiode unserer Literatur schon angewehter Hauslehrer die Begeisterung für Klopstock, für die Dichter des Göttinger Bundes — Voß, Stolberg, Hölty — den werdenden Jünglingen ins Haus und ins Herz.

Dieser Kreis der engen Abgeschlossenheit begann sich zu erweitern, als Arndt, anfangs von verborgen gebliebenen Wohlthätern unterstützt, später von dem wohlhabender gewordenen Vater allein erhalten, auf das Gymnasium zu Stralsund überging. Im grünen, vom Landschneider auf Zuwachs zugeschnittenen Rock trat hier der bänerische Jüngling auf; das zur rechten Zeit auffiedende „Arndtsblut" aber gab dem Geneckten rasch Respect: eiserner Fleiß, strenger Ernst, ja eine gewisse trotzig düstere Abgeschlossenheit, die sich in einsamen meilenweiten Wanderungen gefiel, gab dem Jünglinge bald etwas Eigenes, von Lehrern, älteren Freunden und Mitschülern Geachtetes. Hoc tibi proderit olim (einst wird Dir's frommen) war sein Wahlspruch und

Wohl bedurfte der Mann der festen und stahlenen Rüstung,
welche der Knabe sich schon hart um den Busen gelegt,

hat er noch anno 12 im Russischen Exil selbst von sich bezeugt. Hätte nicht dieser tüchtige, sittlich-practische Nützlichkeitssinn ihn vor genialem Wüstlingswesen geschützt; leicht hätte der Ort mit seinen altreichsstädtischen Erinnerungen, seiner noch nicht ganz verblichenen Herrlichkeit, seinem Selbstgefühl, seiner Lebenslust, wo die Sitten im Geiste der im langen Frieden erschlafften Zeit „sinnlich und auf Lebensgenuß gestellt waren", dem Jüngling zum Fallstrick werden können. Aber es lag ein unverwüstlicher, germanischer Ernst, eine nordische, ja Taciteische Strenge in dieser Seele. Und als zuletzt einmal das Blut ihm zu heiß siedet, da reißt er sich aus den Studien wie von den Gelagen der Freunde: es überkommt — wie den alten deutschen Recken die Furcht sich zu „verliegen" — so ihn der Schreckgedanke, „er könne ein weichlicher und liederlicher Lappen werden", und plötzlich geht er durch, in die weite Welt hinein, ohne ein anderes Ziel als sich selber zu entlaufen und in der freien Gottesnatur sich wiederzugewinnen. Das ist sein erster Ausflug in die Welt, charakteristisch genug für diesen Mann. Er kehrte heim als der frische Wind da draußen und guter Rath eines wohlwollenden Mannes, bei dem er am dritten Tage vorgekehrt, seinen — man erlaube ein altdeutsches aber hier passendes Beiwort — „tumben" Sinn gekühlt und geordnet; und studirte nun im elterlichen Hause, in der physisch und moralisch stärkenden Einfachheit des Landlebens seinen Gymnasialcursus zu Ende, in fortgesetzter strengster Askese; „um den in üppiger Jugendkraft schwellenden Leib Tapferkeit und Gehorsam zu lehren."

Aus der Zeit seines Stralsunder Aufenthalts stammen denn auch seine frühesten Gedichte, die er der Mühe werth gehalten hat aufzubewahren. Sie zeigen die Doppelseite seines damaligen Lebens: hier teutonische Urkraft in Klopstockisch-Göttingischer Weise, dort heitere Geselligkeit im Gleim'schen Styl — nur verleugnet er selbst im Trinklied seine rüstige pommersche Natur nicht; sollts denn zum Schattenlande gehen:

o Charon, ich rudere mit eigener Hand,
vom Trunke gestärkt, an den dämmernden Strand;

also selbst da noch drängts ihn, anzupacken.

Er studirte von 1792 an, zuerst im nahen Greifswald, dann in Jena, ohne besondere Auszeichnung, ja selbst ohne daß seine „Erinnerungen" irgend eine bedeutende Anregung,

Digitized by Google

die er empfangen, irgend einen hervorragenden Mann, der auf ihn gewirkt, aufzuführen wüßten. Arndt ist langsam und schwer gereift — er war eben kein Göthe: weder die dichterische Genialität, die mit dem Griff der alten Göttersage, was sie berührt, auch das Alltäglichste in Gold verwandelt; noch auch der Feuereifer des Strebens, der bereits anerkannte Größen auf die werdende aufmerksam macht, waren seine Gabe. Und so kehrte er nach dem herkömmlichen Triennium zurück, saß zwei Jahre im elterlichen Hause, in dem vor wie nach sein ganzes sittliches Dasein wurzelte, als Lehrer seiner jüngeren Geschwister; bald schien auch eine Pfarrstelle zu winken; nichts vertrieb den seltenen, zu Großem berufenen Mann. In dem gemüthlich schwedisch-rügenschen Particularismus gefiel sich die einfache, kräftige Natur, die noch von keinen großen, allgemeinen Ideen erfaßt war. Auch darin war er manchem edlen Zeitgenossen ähnlich; wie schwer z. B. war es einem Spalding gefallen, sein schwedisch-pommersches Bahrdt gegen die Residenz Friedrich des Großen zu vertauschen! Noch war er ein guter Schwede, fern lag ihm das, seinem Schiffbruch entgegentreibende deutsche Vaterland, und doch kaum ferner als es um dieselbe Zeit Göthen und Schillern in ihrem Weimar, mitten im Herzen Deutschlands, lag; denn noch galt es für das Merkmal freier Geistesbildung, Vaterlandsliebe für Beschränkung, Weltbürgerthum für die einzige würdige Lebensform zu halten. In die Poesie, doch auch mehr in ihr leichtes Spiel als in ihre tiefen Aufgaben, zog ihn damals wieder Kosegarten, zu dem er eine Zeitlang als Hauslehrer ging. Und indessen krachte schon die alte Welt in ihren Fugen, erhob sich der Mann, der später das Ziel seines Zornes und Kampfes werden sollte, in plötzlicher, furchtbar-schöner Größe und Mächtigkeit: aber während Bonaparte an die Pforten Wiens klopft, dichtet Arndt Lieder der Liebe, des Weins und der Freundschaft — ihm ist er wie ein ferner Schatten.

Aber in wem einmal der Beruf zukünftiger That schläft, der hat als unverwüstliches Zeichen in sich die nagende Unruhe mitten in der Behäbigkeit und im Glück. Sie überkam auch unseren Arndt, mitten im schönsten Lebensgenuß, ja beim Aufkeimen seiner ersten Liebe. Sie äußerte sich darin, daß er, „nachdem er bereits mit Schall und Beifall gepredigt," der Theologie entsagte, wie er sich vorredete, weil die Theologen seiner Heimath zu wenig ihrem Stande entsprachen und er sich ihnen zu gleichen fürchtete: in der That wohl, weil ihn ein Vorgefühl hinaustrieb. Diesem Drange nun gehorchend, griff er noch einmal zum Wanderstab, brach den Bann seiner engen Inselheimath, und wanderte hinaus in die weite, weite Welt: eine zweite Flucht gleichsam vor sich selber, wie jene vom Gymnasium zu Stralsund, doch schon eine Mannesthat, bewußter und zweckvoller. Er war fast dreißig Jahr geworden, auch hatte er nichts gethan, was ihn ausgezeichnet: nun wollte er wenigstens die Welt sehen. Er hat seine große Reise (vom Frühling 1798 bis zum Herbst 1799) durch Deutschland, Italien und Frankreich, gleichwohl noch mit gehaltenen Augen, „wie ein Bruder Sorgenlos" gemacht; mehr mit dem martialischen Sinne des berühmten Touristen, der drei Jahre später seinen „Spaziergang nach Syrakus" antrat, als mit dem weiten offnen Weltblicke Göthe's, der zehn Jahre früher das Reisen nach Italien gelehrt und in Aufnahme gebracht hatte.

Und welches war die Welt, in welche im Frühling 1798 der rüstige junge Mann hineinschritt? In der That eine drohende, wildbewegte, und doch spannende und gewaltig erregende Welt — wohl geeignet den Tieferschauenden zu reizen! Sein Weg führte ihn zuerst nach der Hauptstadt Preussens. Es war in den ersten Zeiten Friedrich Wilhelms III. Dem unverdorbenen Manne konnte es nicht entgehn, wie viel Halbes, Schwaches, mit Worten Prahlendes, mit Geist Brillirendes, und doch wieviel Erbärmlichkeit jetzt in der ehemals so spartanisch gesinnten Hauptstadt dieses schon verbleichenden Militairstaates herrschte! Im Heere der Zopf und öder Mechanismus, oder, was der geistvolle Louis Ferdinand vertrat,

Digitized by Google

überströmende, keine Schranken und Sitten achtende, zügellose Kraft und Genialität. Am Hofe mächtig die Pol'tik von Haugwitz und Lombard, und wenn von der eben zu Grabe getragenen Sittenlosigkeit und Frivolität die Blicke sich getröstet auf den jungen König richteten, so sah man in ihm und seiner herrlichen Gemahlin wohl einen reinen Spiegel der Ehre und bürgerlichen Tugend, aber man sah neben dem noch jugendlich Unsicheren die Beschränktheit und Spießbürgerlichkeit in der Person eines Köckeritz gestellt. In die wohlhabenden Mittelstände besonders der Residenz hatten sich vom vorigen Hofe her das seine Gift der Frivolität, hatten sich aus den Zeiten Friedrichs II. her der Unglaube und Zweifel verbreitet; auch hier Genußsucht oder überfeinerte Geistigkeit, wie sie besonders in den von der Romantik berührten Kreisen der Residenz ihr Wesen trieb. Denn literarisch feierte eben das von jeher wenig productive, das immer mehr räsonnirende und kritisirende Berlin, in der Romantik seine Blüthezeit. Die Schlegel, Tieck, damals mit ihnen im Bunde auch der jugendlich schwärmende und geistig-genießende Schleiermacher, in engster Beziehung mit den geistvollen jüdischen Kreisen, bildeten damals, wenn auch nicht eine frisch duftende natürliche Frühlingsblüthe, so doch ein dem Treibhause entnommenes zierlich geordnetes Bouket. — Unsern Sohn des Nordens mußte diese raffinirte Welt entsetzen, ja es mochte ihm wohl ein Grauen aus ihr entgegenwehen: sah er den dunkeln vorausfallenden Schatten baldigen Unheils, das auch ihn nur zu sehr mit treffen sollte? — Für ihn war hier kein Weilen. Und stieg er nun über die Berge in das schöne Oestreich hinüber, welche Welt empfing ihn hier? Eine ruhigere, conservativere, weniger rasch und fieberhaft sich umgestaltende freilich; das Volk von der alten naturwüchsigen Kraft und Frische, der Adel in alter, großartiger Sorglosigkeit, der Hof, trotz mancher nach außen hin empfangenen Demüthigung, in altem kaiserlichen Selbstgefühl und trotz der bedenklichen Finanzen in altgewohnter Pracht. Seit dem Beginn des Decenniums war man von Joseph's II. extravaganten Bahnen in den alten behaglichen Schlendrian mehr und mehr wieder eingelenkt. So war der Zustand, der offen lag. Was von dem Kaiser, dem Erben der glorreichen Würde der Hohenstaufen, dem Reiche im Stillen für Unheil seit dem Frieden von Campoformio bereitet ward, das freilich ließ sich für einen fremden Touristen nicht so leicht erschauen: schon war durch verrätherischen Vertrag das linke Rheinufer Preis gegeben; schon plünderte das französische Directorium ungestraft die neutrale Schweiz; schon rückten östreichische Truppen in das von Frankreich treulos verkaufte Venetien; schon war durch Bonaparte der innere deutsche Hader gesäet, indem an Oestreich Salzburg und die baierischen Lande östlich vom Inn zugesagt waren, wogegen dies darüber wachte, daß Preußen sich nicht vergrößere: so lauerten schon tiefere Schäden, als Arndt das schöne Land durchwanderte. Mußte sich nicht unwillkürlich der Gedanke aufdrängen, was diese beiden Großmächte sein könnten, wenn sie mit gemeinsamer Kraft und ohne Eifersüchtelei den gemeinsamen Feind bekämpften? Als er dann nach längerem Verweilen in Wien und Ungarn die Alpen überstieg, der uralten Sehnsucht folgend, die den Sohn des Nordens nach dem Land, wo die Citrone blüht, geheimnißvoll treibt: so trat ihm dort im schroffsten Gegensatze das junge französische Wesen in seiner schonungslosen Energie, in seinem räuberischen Egoismus, in seiner blendenden phrasenhaften Rhetorik vor Augen. Hier in den jungen, nach gallischem Muster zugeschnittenen Republiken — der cisalpinischen, ligurischen, römischen, partheno-päischen — hatten die Ströme der Weltgeschichte noch jüngst gebraust, und die Risse und das Geschütt der Wildwasser bezeichneten noch überall ihre Pfade. Statt der Antike konnte er hier frisches, welthistorisches Leben studiren. In Florenz erjagte ihn der Kriegslärm — das Auftreten der zweiten Coalition gegen Frankreich — und er wandte sich, ohne Rom und Neapel gesehen zu haben, auf Paris. Noch war ihm das bewegliche, glühende Volk, welches eben von seinem großen Blutrausch ausruhte, mehr ein Gegenstand des erstaunten Prüfens, denn des Hassens; es mußte doch aus dieser, von Thatenerinnerung erfüllten Atmosphäre,

Digitized by Google

den deutschen Stilllebenden ganz seltsam anwehen; vielleicht, daß ein Anflug von Bewunderung ihm nicht fern blieb, vielleicht daß in die Schilderung des „Mächtigen," den er mit allgemeinen Umrissen in einem Gedichte dieser Zeit beschreibt, unwillkürlich sich einige Züge stehlen, die der Wirklichkeit entnommen, die jenem Gewaltigen entlehnt sind, der nun bald die Zügel Frankreichs ergreifen sollte. Kurz nachdem Arndt Paris verlassen, kehrte Bonaparte aus Aegypten zurück, und trat an den großen Wendepunkt seines Lebens. Arndt war bereits auf dem Heimwege; durch Belgien an den Rhein zurückgekehrt, schwoll dem Wanderer zum erstenmale das deutsche Herz; von den Schaaren des Speffarter Landsturmes Albini's umbraust, von Baraguai d'Hilliers in Frankfurt einige Tage eingesperrt, erlebte er gleichsam eine Vorgeschichte künftiger Tage und „würde sich gefreut haben, wenn durch einen Engel Gottes, wie weiland den Schaaren Sanherib's geschehen, die Franzosen um Frankfurts Mauern in Einer Nacht alle als Leichen gelegen hätten." Das leuchtete noch zuletzt wie ein Blitz als Resultat seiner Reise in seine Seele, und so brachte er heim, was so mancher aus der Fremde heimgebracht hat: gesteigerte Vaterlandsliebe, geschärften Widerstand gegen das anmaßlich Fremde.

Die Zeiten des Stilllebens für Arndt waren vorüber. Zwar verheirathete er sich bald nach der Rückkehr, aber das Schicksal verbot ihm, früh häuslich zu werden: seine Frau starb schon ein Jahr darauf und hinterließ ihm einen Knaben, seinen Carl Treu, wie er ihn in seiner tapferen Weise zubenamte. Die Ehren der Professur hatte er nach schwedisch-kleinstaatlicher Weise durch Protection und Vetterschaft erhalten; aber die Ehrenkrone echten Verdienstes errang er sich selber, als er gegen das Rügensche Junkerthum mit einem kühnen Büchlein auftrat: „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen 1803". Nach einer historischen Erörterung über die Entstehung der Leibeigenschaft in Deutschland, speciell den ehemals wendischen Ländern östlich von der Elbe, beweist er, wie der Zustand der leibeigenen Bauern bis zu Ende des 16. Jahrhunderts besser gewesen sei als zu seiner Zeit; rügt er das Auskaufen freier Bauerndörfer durch adlige Herren, das Zusammenhäufen und Zusammenpressen großer Latifundien auf Kosten eines gesunden Bauernstandes. Sein erstes Auftreten richtet sich also gegen Unrecht und Gewalt; er spricht zum Schutz des Volkes, des kernigen Standes, dem er selbst entsprossen. Unlust und Freude hat er an dem Büchlein erlebt; aber es hat gewirkt, er hat die Freude gehabt, in dem schönen Kampfe seinen geliebten Bruder Fritz, der Jurist geworden war, an seiner Seite zu sehen; es war immer eine tüchtige That durch die der mannhafte Schriftsteller sich der Welt verkündigte. Noch in demselben Jahre 1803 flog sein „Germanien und Europa" in die Welt; wir werden nicht irren, wenn wir es als ein nachträgliches Resultat der großen Reise bezeichnen. Seit 1800 hatte Napoleons Genie sich in seiner ganzen Furchtbarkeit entfaltet; und Arndt wandelte, seit der Schlacht von Marengo, ein Grauen an vor dieser von so Vielen vergötterten Gestalt. Arndt nennt bescheiden sein Werk eine wilde und bruchstückliche Ausprudelung seiner Ansicht der Weltlage von 1802. Wir möchten, ihn selbst berichtigend, sagen, es ist, Angesichts der Gefahr des Vaterlandes, eine Protest gegen die falsche Vergünstigung der Zeit, speciell der damaligen deutschen Bildung. Er will kein künstlerisch allgemeiner Mensch sein, wie es damals noch Schiller, Schleiermacher, Fichte waren und wie es Göthe stets geblieben ist, der ganz außer einer bestimmten Nation stehe. Er sucht die in Philosophie und Poesie verhimmelnde Zeit in die weisen Schranken irdischer, menschlicher, und doch ewiger, Gottgegebener Verhältnisse zurückzulenken. Das Büchlein ist begeistert geschrieben, noch ohne die Arndt'sche Manier, die erst mit dem etwas deutschtümlenden Geiste der Freiheitskriege ihn erfaßt, vielleicht unwillkürlich beeinflußt von dem mächtigen Styl Johannes Müllers. Freilich, Arndt ist, indem er gegen die Zeit kämpft, doch ein Kind derselben: er construirt sich die Geschichte; ausgehend von der Platonischen Dreitheilung des Menschen in Geist,

Digitized by Google

Seele und Leib, zeigt er, wie die Völker verdarben, die den ersteren vor den beiden letzteren vorwiegen ließen: er will sagen, die die natürlichen Lebensbedingungen eines Staates falschem Idealismus opferten. Ihn ekelt es an, dies reflectirende, dies am Rande des Abgrunds nach deutscher Unsitte noch raisonnirende Geschlecht. „Lange lernen und beschwatzen die Griechen nicht, was sie können und eben deshalb können sie lange Großes". So stellt sich seine kräftige Bauernnatur, sein altsächsischer, fest in der Wirklichkeit wurzelnder Sinn der feigen und feilen Verflüchtigung des nationalen Geistes entgegen; nicht genial sind die Gedanken des Werkes, obwohl mit genialer Beredtsamkeit vorgetragen: genial aber ist der Wille und Charakter dieses Mannes, der ohne es selbst zu wollen und zu wissen, gleichsam seiner Nation zuruft: „So bin ich, so ist ein Mann, und so solltet auch Ihr sein!"

Nach einer Reise, die ihn von 1803—1804 durch Schweden geführt hatte, brach das verhängnißvolle Jahr 1805 herein; das schwerere von 1806 folgte. Beide deutsche Großmächte fielen nach einander vor den Waffen der Fremden. Beide waren längst moralisch besiegt gewesen. Seit dem Lüneviller Frieden sah Arndt das Unglück kommen; die Auflösung des Reiches nahm ihren Gang. Für das abgetretene linke Rheinufer sollten die dabei betheiligten deutschen Fürsten auf Kosten ihrer geistlichen Mitstände und der freien Reichsstädte auf dem rechten Rheinufer entschädigt werden. Nun begann unter französischer und russischer Vermittelung jenes schmähliche Handeln und Feilschen deutscher Fürsten um Landerwerb; man kroch vor Napoleon und Alexander, vor Talleyrand und dessen Maitresse. Auch Preußen, das seine alten, linksrheinischen Lande verlor, hatte sich mit dem schmählichen Austauschen entweiht. Wohl erklärlich, daß damals ein ehrliebendes, gerades deutsches Gemüth verbittert wurde; daß diese Verbitterung entweder, wie bei Niebuhr, sich festfraß ins Herz fürs ganze Leben, oder wie bei Arndt in plötzlichen Zornesblitzen sich Luft machte. So hatte er damals ein Duell mit einem Lästerer deutscher Ehre, einem schwedischen Offizier, das ihm eine Verwundung zuzog; aber er vollendete auch in jener Zeit seinen ersten Band vom „Geist der Zeit" 1805. Im Ganzen ist das Werk eine Wiederholung und Vertiefung der in „Germanien und Europa" ausgesprochenen Gedanken, die nur noch mit mächtigerer Beredtsamkeit vorgetragen werden. Kaum ist in dieser Zeit neben einzelnen Aufsätzen Johannes von Müllers, neben Genz Einleitung in „das Europäische Gleichgewicht," neben einzelnen kleineren Schriften Schleiermachers etwas Beredteres gesprochen: keinenfalls etwas Eigeneres, Charaktervolleres, Heilsameres. Als dann in Süddeutschland die Kriegsgewitter tobten, Macks schmähliche Capitulation von Ulm das Trauerspiel der Schande eröffnete, dann die Trauer von Austerlitz kam, wo der Feind, der zwischen den verbündeten Heeren erdrückt werden konnte, wenn Preußen der russischen und österreichischen Coalition beitrat, durch Haugwitz' „dieses Sünders, dieses zweiten Macks" Frivolität aus der Schlinge gelassen wurde; als dann neues Unheil sie bereitete, Preußen durch die Beschenkung mit Hannover unheilbar compromittirt war: da begann Arndt einen zweiten Theil seines „Geistes der Zeit", der unter den fernen Donnern der Schlacht bei Jena fortgesetzt und in Schweden vollendet wurde. „Unglück haben wir viel erlitten, Schande mehr." Beide Theile behandeln wesentlich dasselbe Thema, wenngleich der zweite schon mehr von den allgemeinen Gedanken zu einer sachlichen Exposition der politischen Verhältnisse übergeht. Arndt wird nicht müde, der Zeit ihre Sünden vorzuhalten: ihre hochmüthige Entfernung von den gesunden Grundbedingungen eines sittlichen Daseins. „In denselben Tagen, wo das Herz des alten Europa, Germania, nicht mehr mit dem fröhlichen Puls des eignen Lebens schlagen soll; wo die schändlichste Sklaverei alles Ehrwürdige besudelt; in denselben Tagen, wo alles Erhabene und Heilige des Geistes eines Volkes und einer Menschheit als Aberwitz und Tollheit verrufen wird: hofften unsere Barden und Philosophen Erlösung und Freiheit der Enkel gerade durch einen Geist der Geduld und Erschlaffung, der die Blüthe der Tapferkeit der

Digitized by Google

alten Welt verdarb. Kümmerlinge Ihr, Eure nachgesungenen Hellenentöne werden die Begeisterung des Volkes nicht wecken!" — Aber trotz dieses glühenden Hasses gegen alle überspannte Geistigkeit erkennt er doch schon damals, daß eben die Macht freier Geistigkeit, nicht die dämonische Naturkraft, die in noch rohen Völkern lebt, es sein muß, aus der einst die Erlösung kommt. „Wodurch wir jetzt schwach sind, dadurch müssen wir stark werden; das Feuer, das uns verbrennt, muß uns erleuchten." Er hat es prophetisch vorausgefühlt, was, wenn Alles andere versunken wäre, deutsche Wissenschaft noch uns sein könnte: wie die geschmähte Philosophie bald sich zur That, wie die speculirende Theologie sich zur kräftigsten Frömmigkeit, wie die im Schrankenlosen schweifende Poesie bald sich zu Vaterlandsgesängen umgestalten sollten, wie aus der deutschen Wissenschaft, namentlich aus der damals von den jugendlichen Grimm's begeistert getragenen deutschen Alterthumsforschung, auch ein thatkräftig patriotischer Sinn sich erzeugen sollte. Und was er hier prophetisch gesprochen, hat sich bewahrheitet, als sieben Jahre später gerade von dem rationalistischen Königsberg, dem alten Sitze der Kantischen Philosophie, die gewaltige That der Befreiung ausging: gleichsam als ob ihm und der Welt hätte gezeigt werden sollen, daß nicht bloß sinnliche Gläubigkeit wie in Spanien und Tyrol, sondern auch strenggeistige Sittlichkeit, wie im protestantischen Norden, denkwürdige Thaten gebären kann. Schärfer und bestimmter tritt auch in diesem Werke der Haß gegen Napoleon, „gegen den großen Mongolen und Sarazenen von Corsika" hervor; er erscheint ihm bereits als das personifizirte böse Prinzip der Zeit, gleichwie er Fichten in den Reden an die deutsche Nation als der personifizirte Egoismus gilt. Die Sprache Arndts rollt vor allem in diesem Werke oft in den erhabenen Donnern alttestamentlich-prophetischer Rede; bitter zuckt sein Spott über die Afterweisheit des sich klug dünkenden Geschlechtes. Noch war der zweite Theil nicht ganz vollendet, als auch über die Monarchie Friedrich des Großen der unendliche Jammer und die brennende Schmach hereinbrach — so gab die Zeit selbst das Thema zu noch einer zweiten Hälfte des Büchleins. Die Trümmer des Preußischen Heeres, in denen noch Ehre lebendig war, in denen noch alte Kriegstüchtigkeit sich regte, wälzten sich dem baltischen Meere zu. In Lübeck fiel mit Blücher die letzte Hoffnung; nun war auch Schwedisch-Pommern nicht mehr sicher, und Arndt, der kühne Widersacher des Gewaltigen, mußte sich flüchten. Am zweiten Weihnachtstage 1806, gerade an seinem Geburtstage, landete er in Stockholm, noch immer die Residenz seiner politischen Heimath: sein Herz aber war jenseits des Meeres im deutschen Vaterlande.

Als Schwede hätte Arndt sich hier glücklich fühlen können; er fand ein Amt und ehrenvolle Thätigkeit, und, davon zeugen seine Lieder aus dieser Zeit, über denen ein nordisches Sommerlicht spielt, eine ihn fesselnde, halbheimische Natur und einen geistig belebten Kreis. Aber sein Leben hatte nun seine Richtung gefunden, sein Blick hing an der Heimath. Preußen, in allen Hoffnungen gebrochen, von seinem Bundesgenossen Alexander, der einst dem Könige Friedrich Wilhelm am Grabe Friedrich's des Großen Treue geschworen und sich jetzt mit dem Raube Preußens bereicherte, treulos in der letzten Gefahr preisgegeben, schloß den unglücklichen Frieden zu Tilsit. Es verlor durch ihn die Hälfte seines Gebietes. So tief war Deutschland gesunken, daß in den Hauptstädten der Napoleonischen Satrapen dieser Friede mit Jubel und Illuminationen gefeiert wurde. Immer fester schienen sich die Fesseln um Europa zu winden; Oestreich lag am Boden; auf des Herrschers Wink entstand in Deutschland das Königreich Westfalen; die Fürsten des Südens und des Westens, von dem großen Sieger nach Laune bereichert und beraubt, belobt und beschimpft, dienten ihm als „Rheinbund" zu dienstwilligen, ja auf die Knechtschaft stolzen Werkzeugen. Alles schien dem Eroberer zu gelingen, selbst Spanien schien Anfangs sich ohne Schwierigkeit einer napoleonischen Dynastie zu beugen. Nun reichten sich gar Napoleon und Alexander, die beiden Mächtigen des Continents, zu Erfurt die Hand, und die allergefährlichste Verbindung, die

Digitized by Google

je die Freiheit Europas bedrohen kann, war geschlossen: geschlossen zunächst gegen das noch unbezwungene England. Ja, auch in Schweden fiel der phantastische Gustav IV., dessen Wahlspruch: „Keinen Frieden mit Bonaparte," so recht aus Arndt's Seele gegriffen schien; auch Schweden ordnete sich dem französischen Einfluß unter. Arndt hatte jetzt auch hier keine Ruhe mehr; es zog ihn zurück nach Deutschland, nach Preußen, auf das im Stillen schon die hoffenden Blicke der Nation sich richteten. Hier hatte Stein an der Spitze des Ministeriums den kühnen Neubau des Preußischen Staates, Scharnhorst den des Preußischen Heeres begonnen. Zwar war Stein schon seit dem 5. December 1808 durch Napoleon's Machtspruch gefallen, gefallen unter dem Jubel der inneren Reactionspartei; irrte geächtet seit dem Beginne des Jahres 1809 in Böhmen und Oestreich umher: aber wie nun sich auf ihn die Augen der Nation nur um so lieber richteten, so hatte dieser schon längst seine Augen auf Arndt geworfen; beide Männer sollten sich bald suchen und finden. Das große Jahr 1809 bereitete sich vor. In Spanien erfuhr der Tyrann zum erstenmale unerwartet den Widerstand eines ganzen Volkes; dasselbe bereitete sich in Oestreich vor, fand im Kampfe der Tyroler seinen herrlichsten Ausdruck. Der Heldenzug des Herzogs von Braunschweig-Oels, der mit seiner schwarzen Schaar von Böhmen bis zur Nordsee sich einen Weg bahnte; der Kampf Schill's, der, so unglücklich er endete, doch wieder den Beweis gab, daß deutscher Muth noch nicht erstorben sei; der Aufstand Dörnberg's — das Alles zuckte wie eine Ahnung besserer Zeiten durch das deutsche Volk. Und noch einmal waren alle diese Hoffnungen getäuscht; Preußen hatte den geeigneten Zeitpunkt, mit loszuschlagen und die Befreiung Deutschlands nur mit deutschen Kräften herbeizuführen, in Unschlüssigkeit vorbeigezaudert: ein schmählicher Friede demüthigte nun auch Oestreich und machte es fortan dem Weltbezwinger fast ebenso dienstgefällig, wie die Rheinbundfürsten es waren. Preußen hatte sich durch seine Unentschiedenheit nirgends Dank verdient; Napoleon mistraute ihm, Deutschland achtete es nicht mehr. „Das war ein Jahr, 1809!" ruft Arndt noch 30 Jahre später in den Lebenserinnerungen: „es hatte mit der Aechtung des edlen Ministers von Stein begonnen — es endete mit der Auslieferung und Hinrichtung des frommen Andreas Hofer." Jetzt litt es Arndt nicht länger mehr in Schweden. Unter fremden Namen kam er im Spätherbst 1809 unter Lebens- und Freiheitsgefahren in seiner alten Heimath an; verweilte einige Zeit auf Trantow, dem väterlichen Pachtgut, wo er freilich den Vater nicht mehr lebend fand. Von da ging er als „Sprachmeister Allmann" nach Berlin, wo er grade eintraf, als Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin den Wiedereinzug in ihre Residenz nach langer Abwesenheit in Königsberg feierten; eine weinende Freude ging durch das Volk, durch Arndt's Augen, als die Langvermißten wieder begrüßt wurden: der königliche Herr kalt, ernst und blaß, die schöne Königin verweint und abgehärmt, den Todeskeim im Herzen. Wie anders war doch dieses Berlin in den 10 Jahren geworden, daß Arndt es nicht gesehen! Mochte immerhin das Geschmeiß noch nicht so ganz ausgestorben sein, über das der edle Niebuhr zürnt: es ergötze sich „an faulem Lästern" ohne die Kraft und den Willen zu handeln oder zu dulden, — es hielt sich in den Winkeln versteckt; die Edleren aber rafften sich auf, und Arndt konnte gerade jetzt inne werden, wie die eiserne Zeit die Bekehrung, auf die er stets gedrungen, die Umwandlung geistiger Genußmenschen in sittlich starke Charaktere, zu vollbringen anfing. Schleiermacher forschte hier jetzt nicht mehr „nach dem eigentlichen Kern seiner Individualität," er hatte in der Wirkung eines echten Predigers seiner Nation seine ernstere Bestimmung gefunden; Fichte philosophirte nicht mehr über Ich und Nicht-Ich: im Preußischen Staate, im großen deutschen Volke an das er (Winter 1807—1808) seine Reden gehalten, hatte er, mit Arndt's Worten, „sein Nicht-Ich gefunden" — seinen realen objectiven Beruf. Und nun dies Preußische Volk im Ganzen, von unerträglichen Lasten gedrückt, von Napoleons großen und kleinen Beamten ausgezogen und ausgeplündert, unter offener

Digitized by Google

Verhöhnung des Rechtes und der Verträge beschimpft und zu Boden getreten: wie hatte es längst alles Liebäugeln mit französischem Wesen gründlich verlernt, wie brütete es jetzt mit der stillen, nachhaltigen Energie des Norden über seiner Befreiung und Rache! Das war wieder eine Zeit für unsern Arndt! Bei seinem edlen Freunde Georg Reimer lebte er eine Zeit lang verborgen in Berlin. Dann ist er, als seine pommersche Heimath an Schweden wieder zurückgegeben war, noch einmal nach Greifswald gegangen, und hat sich hier noch etwa ein Jahr lang eines Amtes angenommen; aber es ließ ihm keine Ruhe. Das Jahr 1811 „mit seinem herrlichen Cometensommer" brachte durch die großen Rüstungen der östlichen und westlichen Weltmacht gegeneinander wieder einmal in Deutschland, besonders aber in Preußen, eine Stimmung her wie die vom Jahre 1809: Napoleon stand mehremals vor dem Entschluß, Preußen, dessen Volk er als „die Jacobiner des Nordens" haßte, überhaupt von der Karte zu tilgen, zu erklären, das Haus Hohenzollern habe aufgehört zu regieren: dennoch zauderte man an entscheidender Stelle auch noch jetzt mit einem entschiedenen Entschluß, der bei der damaligen Weltlage nur in einem offenen Anschluß an Rußland bestehen konnte; dennoch verband man sich zuletzt, obwohl widerwillig, mit dem „Erbfeind." Arndt aber in seinem Charakter vertritt die Ungeduld und die mühsam gedämpfte Energie des Volkes: er nahm seinen Abschied und ging wieder abenteuernd in die Welt. Es zog ihn mit ihm selbst unwiderstehlicher Macht. In kalter Winternacht, kurz vor dem Beginn des großen Jahres 1812 hat er von den Seinen abermals Abschied genommen; und als sein Sohn ihm nachlief, und weinend sich noch einmal an ihn hing: „da ward seine Seele in ihm zornig und fluchig." Das Maaß, das ein deutsches Herz dulden kann, war voll. Aber die Decembersonne ging hell und glänzend auf, und er nahm es als ein glückweissagendes Zeichen für seine Wanderung. Wieder ging es, durch Späher und Feinde mitten hindurch, nach Berlin, dann mit Graf Chazot nach Breslau, und dann auf ein schlesisches Landgut der Familie Dohna. Arndt lernte diesmal die bedeutendsten Menschen, die einer Erhebung harrten, kennen: Blücher, „mit den schwarzdunkeln Augen, die der Meereswiderwurm glichen;" Scharnhorst „mit dem gesenkten Haupt, den halbverschloßnen Augen, aber den kühnen Gedanken und Entschlüssen;" Gneisenau, Chasot und manchen andern Edlen dieser großen Zeit. Es herrschte in diesen Kreisen ein herrlicher Schwung, der ohne Bund und äußeres Zeichen sich offenbarte, aber in seiner feinen Geistigkeit dem Tyrannen und seinen Schergen unergreifbar war. In diese trat Arndt nun ein; offenbar noch mehr der Empfangende, als der Gebende. Namentlich mit Scharnhorst, mit dessen Tochter und ihrem Gemahl, dem edlen Burggrafen Friedrich zu Dohna, war er in diesem Frühling in der schönen Waldeinsamkeit der schlesischen Gebirge viel allein. Dann eilte er, der nunmehr vierzigjährige, frisch und elastisch, wie ein Jüngling, in kräftigen Fußwanderungen über die böhmischen Berge dem flüchtigen Gruner nach, der für einen Mittelpunkt aller Erhebungsgedanken gegen Napoleon angesehn werden durfte, nach Prag. Hier traf ihn der Ruf Stein's, und abermals auf abenteuerlicher Fahrt, als Commis eines pfiffigen Kaufmanns, ging er unter falschem Paß nach Rußland, zu Stein.

Und nun beginnt Arndts größte Zeit. In Rußland wehte ihm gleich beim Eintritt die frische Begeisterung, gekleidet in das demüthige Gewand des Glaubens wie in den Stolz der Nationalität, die die Scharen zum Kampfe begleitete, erquicklich, wahlverwandt entgegen. Von Brody über Moskau gings nach Petersburg, wo er Ende August eintraf. Hier begrüßte er Stein. Stein hatte ihn nach Rußland berufen, wohin er selbst, der verbannte Freiherr und Minister, sich gewandt hatte, um als Rathgeber auf Kaiser Alexander zu wirken; er hatte schon früher Arndt aus seinem zweiten Theile des Geistes der Zeit kennen lernen und von dem Werke geurtheilt, daß es mit erschreckender Wahrheit geschrieben sei; er hatte in ihm sofort den Mann erkannt, der in seinem Sinne durch Lieder und Flugschriften

Digitized by Google

auf das deutsche Volk einwirken müsse. In der That glichen und ergänzten sich die beiden Männer wunderbar: hier der aristokratische, in feinster edelmännischer Sicherheit und doch durchgreifend und kraftvoll sich bewegende Reichsfreiherr aus uraltem deutschen Geschlecht: geistesmächtig, Zorn und Entschluß blitzend, mit jener dämonischen Plötzlichkeit in Wort und That, wie sie dem fränkischen Stamme eigen; geschaffen für weite Ideen, für Grundlegung umfassender Organisationen, für rücksichtslose Politik im Großen — eine altdeutsche Kaisernatur, nur in der Zeit verspätet — und ihm gegenüber der bäuerische, biderbe Arndt, mit seiner schallenden Stimme, seinem unbefangenen, dreisten aber eckigem Auftreten, der Sohn des Volkes, und mehr und mehr in seinen Schriften nach dem Ton des Volkes jagend: Das Spiegelbild eines altsächsischen Freien und Protestanten zugleich — beide aber Naturen, in denen jeder Zoll ein Mann war, überquellende Charaktere, beide Feind der that- und schöpfungslosen Reflexion, beide glühend von nationalem Ehrgefühl und Haß gegen das Fremde: die im großen Styl dichtende Geschichte mußte sie zusammenführen. „Seinen Herrn" nennt Arndt selbst mit altgermanischem Stolz des Dienens diesen Mann. Es ist die einzige persönliche Dienstbarkeit, die Arndt als Mann je getragen, und fügen wir hinzu, die einzige, die seiner würdig war. Als Arndt zum erstenmale vor dem Gewaltigen stand — vor ihm, mit dem freien, durchdringenden Auge, mit der gewaltigen Nase und der zurückgeschlagenen energischen Stirn — da rief es in ihm „Fichte!" Und in der That, wie Fichte ein Held auf dem Gebiete des abstracten Denkens, so dieser ein Held in der wirklichen Welt: beide zum Gebieten geschaffen, und beide längst im Dienste derselben großen Sache. —

Arndt sollte zunächst für die in Rußland sich bildende deutsche Legion, später, wenn das Schicksal eine Wendung herbeiführte, für ganz Deutschland wirken als Schriftsteller und Dichter. Wir würden seine Wirksamkeit heut zu Tage als Publizistik bezeichnen; dieselbe lag aber damals der Poesie näher als heut zu Tage. Da die Nation noch nicht in Detail politisirte, so galt es, große und allgemeine Ideen in mächtiger Beredtsamkeit vorzutragen. In diesem Sinne hat Arndts Wirksamkeit, wie sie nun beginnt, Aehnlichkeit mit der der alttestamentlichen Propheten, die, gleich ihm, mehr mit allgemeinen sittlichen Ideen, als mit realen Einzelheiten Politik trieben; die feuerzeugend, ideale, poetische Weise seines Styls erinnert an die Art wie ein Solon im Alterthum, wie Dante im Mittelalter politische Flugschriften erließen. Seine Macht ist sein kräftiges Lieben und Hassen, seine Waffe der Pfeil feuriger Beredsamkeit. Aber war Arndt, dürfen wir fragen, nun auch Dichter? Wer ihn nur aus dem Liede kennt, welches so unglücklich nach dem nie sich zeigen wollenden deutschen Vaterlande fragt, — jenem Liede, das man unseliger Weise zu unserem Nationalliede hat stempeln wollen — der möchte es vielleicht bezweifeln; und er selbst in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit hat anerkannt, daß ihm von dem eigentlichen magnetischen Fluidum, das den Dichter mache, doch wohl zu wenig zu Theil geworden sei. Und in der That, Arndt entbehrt des Wohllauts, wie des schöpferischen Rhythmus: er schließt sich in seinen Formen bald an Schiller, bald an Göthe, später lieber an die Romantiker und an das Altdeutsche an. Aber er ist doch ein echter Dichter, der größte unter den Dichtern des Freiheitskrieges, unter unsern politischen Dichtern überhaupt. Er ist ein Volksdichter: wo er den Klang seiner Jugenderinnerungen findet, wo die Wunder der Zauber und Märchenwelt durch seine Saiten zittern, da zuerst offenbart er sich als solcher: so z. B. im Lied vom kleinen Jacob, oder im Lied: „Und die Sterne machten den weiten Ritt um die Welt ꝛc.;" — dann da, wo der kindliche Geist aus ihm spricht, wie z. B. im „Gebet des kleinen Carl am Heiligen Christ"; zuletzt, wo die süße Liebe im innigsten Naturlaut tändelt — Da ist er heimisch. Aber zum politischen, zum nationalen, zum Freiheitsdichter hat ihn doch die Zeit erst gemacht. Schon 1803 dringt dieser neue Geist selbst in ein Lied der Geselligkeit:

Digitized by Google

Mein viertes Glas, ein heil'ges Glas,
soll vollen Klangs erschallen,
für die, so im Tyrannenhaß
für's Vaterland gefallen!

Doch nur erst als vereinzelter Klang: Die Zeit wird eisern, und nun erschallt 1806 sein „Lob des Eisens" und endlich, im großen Jahre 1812, schwingt sich seine Dichterkraft zum höchsten Wurf:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
der wollte keine Knechte!

neben Körner's „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los," das erhabenste Kampflied, welches die Freiheitskriege uns gebracht. In Arndt ist nicht blos das gewaltige Pathos der Rhetorik, wie in Körner, in ihm ist auch echte Volksthümlichkeit (ein Lied wie das von Schill und von Blücher hätte Körner nie gesungen); in ihm ist nicht die mittelalterige Trübung, die bei aller Weichheit, Lieblichkeit und Kraft uns doch in Schenkendorf stört: in ihm ist die volle, klare Manneskraft, in ihm der Sinn der Stein, der Blücher, der Gneisenau am treuesten ausgeprägt. Und zu diesem publicistischen und poetischen Talent gesellt sich in Arndt, nach der Seite concreter Anschauung und Schilderung hin, ein eminent historisches. Scharnhorst, Blücher, York, von ihm in charakteristischen Worten gezeichnet, leben in der Phantasie des Lesers, wie vor unsern Augen Rauch's Statuen, die von jenen Schilderungen gleichsam nur Uebersetzungen in Marmor und Erz sind. Mit furchtbarern, belebtern Zügen, als die Schilderung des französischen Rückzuges von 1812, wie sie sich im dritten Bande des „Geistes der Zeit" findet, ist kaum je zeitgenössische Geschichte geschrieben worden seit des Thucydides und des Boccacio berühmten Pestschilderungen — schade darum, daß die deutsche Nation sie so ganz vergessen hat! —

Herrliches wirst Du noch sehen, Du heiliges Volk der Germanen,
wieder ein ritterlich Volk stehen gerüstet mit Kraft!

So hatte er eine deutsche Fürstentochter, so sich selbst getröstet in dem ahnungsvollen Winter, den er in Petersburg verlebte. „Ich habe mein Gepäck wohl schon drei- oder viermal verloren; man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen," und „weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein" — so hatte Stein gesprochen. Und der große Moment kam: die Flammen Moskaus glühten am Himmel auf, der furchtbare Vertilger, der grausige Winter, trat daher: da machten sich die Männer — der alte gewaltige Herr und sein Sänger — auf, zu Schlitten gings der deutschen Heimath zu, am Sterbelager des edlen Chasot sprach man noch vor, dann gings durch das Klirren des Frostes und das Geheul der Wölfe bald auf der von den Leichen furchtbar gekennzeichneten Bahn der „großen Armee" auf Wilna zu. Hier bolte man die Reste der Flüchtigen ein: schwankende, todtblasse, blaue Gestalten, Pferdefleischfresser, elendeste Menschen, den Sterbenskeim im Herzen — so zogen sie auf dem eisernen Froste daher: in den Vorstädten, an Kirchen und Kirchhofsmauern sah man die gefrorenen Leichen wie Holz aufgeschichtet, auf einer Leiche hielt der Schlitten unserer Reisenden stundenlang im Hofe. Alle schrieen sie Rache zum Himmel, diese Leichen, wider den großen Frevler, dessen Maaß nun voll war. So, mit diesen Boten des Schreckens und mit dieser „Nervenfieberarmee" trafen zugleich auf deutschem Boden die Befreier ein: von der einen Seite York mit dem durch den glorreichen Verrath von Tauroggen geretteten Preußischen Heere; von der andern Stein im Namen des von ihm fortgerissenen Kaisers Alexander, und Arndt, jetzt, wie einst als Knabe, die Lerche, die die ersten Frühlingstöne der Befreiung in den Himmel wirbelte.

Wer kennt nicht die großherzige, schöne Zeit der Erhebung, die jetzt von Preußen ausging? Arndt hat sie nicht nur in vollen Zügen geistig mitgenossen, daß noch in späten

Digitized by Google

Jahren sein Auge leuchtete, wenn er auf diese Zeit in der Erinnerung zurückkam: er hat sie durch den heiligen Eifer seines Wortes wie kaum ein Anderer mitgefördert. Noch in Königsberg begann er einen dritten Theil vom Geist der Zeit: eine historische Darstellung des Vernichtungsjahres 1812 und Rathschläge und Mahnungen an die deutsche Nation, was nun zu thun sei; ein Buch, „an dem er Freude erlebte." Ferner schrieb er hier den „Katechismus für den deutschen Wehrmann," ein Büchlein, das in seiner kräftigen, frommen Bibelsprache für Tausende, die zum heiligen Kampfe sich vom heimischen Heerde, von Eltern oder von Weib und Kind losgerissen, ein Trost geworden ist bis in die letzten Momente des Todes auf den Schlachtfeldern oder in den Lazarethen. Er schrieb auf Stein's Verlangen „Was ist Landwehr und Landsturm?" eine Flugschrift, die gerade auf diesen so wichtigen Bestandtheil des Preußischen Heeres begeisternd einwirkte. Zu Anfang des Jahres 1813 dichtete er auch seine Lieder auf deutsche Helden, auf Gneisenau, Dörnberg, Schill und Chazot. Dann folgte Arndt „seinem Herrn," Stein, der in Breslau am Nervenfieber auf den Tod erkrankt, von seinem König ungnädig gemieden, vom Hofe verleugnet, erst durch den Freunden, durch Alexander zu Anerkennung und Einfluß wieder erhoben war, und der jetzt Arndt nachkommen ließ; und so finden wir ihn im Laufe des Sommers in Dresden, dann nach einer kurzen Reise in die Heimath in Berlin, dann in Schlesien, dann wieder dem großen Zuge der Dinge weiter nach Westen hin folgend. Er begleitete den Weltkampf in allen seinen Zuckungen; in den Hoffnungen und Befürchtungen, wie sie der glückliche, kühne Anfang, und dann bald das zaudernde Stocken wechselweise erzeugten — „Deutsches Herz, verzage nicht!" ruft er sich und der Nation zu, wenn die Aussichten trüber werden. Den großen Scharnhorst, der in Folge der Lützener Wunde gestorben war, feiert er „als den würdigen Boten an die abgeschiedenen Helden der Nation, zu verkünden: Unser Joch, das wollen wir zerschlagen!" Endlich kann er den großen Sieg der Leipziger Schlacht, kann er die Befreiung des Vaterlandes feiern:

Wo kommst Du her in dem rothen Kleid,
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerstreit,
Ich komme her von der Ehrenbahn!
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Weiber und Bräute klagen,
Da ward ich so roth!

Dieselbe Schlacht, die auch Rückert gefeiert, die Körner nicht mehr mitschlagen konnte! Und nun begrüßt er noch den Helden des Jahres, ihn, dessen Alter „so frisch blüht wie greisender Wein," den Blücher, der mit dem Degen war, was Arndt mit seinem Gesange: beide verwandte, beide so volksthümliche Naturen! Aber mitten in dem Getümmel des Krieges verleugnen sich sein urgesunder Sinn und die frische Lebenslust nicht, die in ihm webten. Als er in Reichenbach während des traurigen Waffenstillstandes mit Körner, Schenkendorf, Niebuhr verweilte, und dort, ehe er bei dem edlen, geist- und lebensfrudelnden Freunde Stein's, dem Grafen Geßler, gastliche Herberge fand, in seinem Nachtwächterhäuschen auf der Stadtmauer sich einquartiert hatte: schrieb er sein: „Zug ins Leben," (Ged. pag. 255—263.) eine in Epigramme zusammengefaßte Erinnerung seiner Jugend-Entwicklung, schrieb „seiner Zukünftigen," den „Lebenstraum" (Ged. pag. 263—268.): der jugendlich-frische 44jährige Mann wollte nach langer Unruhe, nun, wenn aus den Flammen die verjüngte Welt des Friedens und der Ordnung wieder aufstiege, auch „sein Bräutchen grüßen" und ein Nest sich zu bauen, ob auf „der Insel der Heimath" oder „am heiligen Rhein," läßt er noch unentschieden. So herbergt diese Brust das Größte und das Kindlichste nebeneinander.

Digitized by Google

Napoleon war besiegt, ein rasches Vordringen der Verbündeten hätte ihn jetzt schon völlig vernichten können; aber die Heere blieben am Rhein stehn, es begann in Frankfurt, jetzt dem Sammelplatze von Fürsten und Ministern, jenes erbärmliche diplomatische Spiel, dem zufolge sich das nun wieder geeinigte und befreite Deutschland, wie es eben dynastischen Interessen genehm war, winden und schmiegen sollte. Oestreich begann seine falsche Doppelrolle gegenüber der Preußischen Ehrlichkeit wie Ungeschicktheit; man war von allen Seiten sehr geneigt mit der Rheingrenze sich zu begnügen, damit (so drückte sich das überhöfliche Manifest der Verbündeten aus) Frankreich innerhalb seiner natürlichen Grenzen, dem Rhein,

Arndt's Wohnhaus in Bonn.

den Alpen und den Pyrenäen, „groß, stark und glücklich sei, weil die französische Macht, groß und stark, eine der Hauptgrundlagen des europäischen Staatengebäudes sei." Daß Deutschland daneben dann — klein, schwach und unglücklich sein würde, schien Niemanden zu kümmern. Nur die Verblendung und Unnachgiebigkeit Napoleons hat zum Glück für Deutschland einen Frieden auf so schmachvoller Basis verhindert. Gerade damals trat Arndt wieder mit einer Flugschrift — einer der wirkungsvollsten — vor das deutsche Volk: „Der Rhein Deutschlands Strom aber nicht Deutschlands Grenze". Das Büchlein lehrte manchen der damaligen Deutschen erst, daß das französische Märchen von der „natürlichen

Digitized by Google

Rheingrenze" ein abgeschmacktes albernes Wort sei; es erwies aus historischen, politischen und geographischen Gründen — was freilich ein Blick von dem Siebengebirg oder dem Kaiserstuhl in die prächtigen Rheinebenen hinunter heut zu Tage jedem Deutschen sagt: daß nimmer und nimmermehr hier mit mörderischem Schnitte Gleiches vom Gleichen getrennt werden dürfe. Das Geschick meinte es mit Deutschland ehrlicher, als Oestreich und seine Diplomaten, und die fortan ihm zugewandten ehemaligen Rheinbundsfürsten; es vernichtete Napoleon durch seine eigene Schuld. Der Feldzug von 1814, der einzige, den seit 600 Jahren das ganze Deutschland wieder gemeinsam ausführte, bietet, trotz seines endlich glücklichen Ausganges, ein Jammerbild: wie wir es heute vielleicht wieder sehen würden, wenn ohne eine veränderte Bundeskriegsverfassung uns die gefährliche Probe eines Krieges bevorstünde. Ruhm, That, Entscheidung blieb doch zuletzt nur bei Preußen, vor allem bei dem Mann, der rastlos trieb und drängte, bei Blücher. Unser Sänger hat diesen Krieg, der so unendlich absticht von dem des Jahres 1813, auch nur mit kärglichen Liedern begleitet. Er wanderte statt dessen lieber im Frühlinge und Sommer 1814 an dem neu erworbenen Rheine auf und ab: als Fußreisender, den Wanderstab in der Hand, den Säbel an der Seite ist er in Coblenz, in Straßburg, im ganzen Elsaß gewesen. Dabei beschäftigte ihn unablässig das künftige Geschick des Vaterlandes; eine Reihe kleiner Schriften sind auf diesen frischen Wanderfahrten erdacht, unter denen ein Büchlein „Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland" seine damaligen Grundanschauungen von einem constitutionellen Staatsleben enthält; ein Büchlein, noch voll der Ideale des Mittelalters und unreif, wie überhaupt damals noch alles Politisiren, doch trotzdem kerngesund, abhold allem, was unfrei und undeutsch heißt. Als dann die Diplomaten von Paris zurückkehrten, traf er Stein gerade auf dem Wege zwischen Frankfurt und Mainz: Stein kommandirte ihm kurz ein „Gleich umgekehrt!" zu, nahm ihn in seinem Wagen mit nach Frankfurt, und hier verbrachte Arndt in hoher und höchster Gesellschaft (z. B. des Kronprinzen Ludwig von Baiern) einige belebte Wochen. Dann folgte er seinem alten Herrn auf dessen nun wiedererworbenen Erbsitz, den Stein an der Lahn, und wanderte von dort, als jener zu dem Wiener Congresse reiste, abermals zu Fuß quer durch Norddeutschland nach Berlin.

Preußen war sein Vaterland geworden; er hatte nach der großen That von 1813 es sich frei gewählt, noch ehe sein Geburtsland wirklich preußisch ward — er hat es fortgeliebt bis zum Tode, weil er in Preußen das wieder verjüngte und künftig einmal einige Deutschland erblickte. Napoleon's Rückkehr (1815) und der wiederbeginnende Krieg rief ihn rascher als er selbst gedacht wieder an den Rhein, nach Aachen und Cöln; im letzteren Orte gab er seine Zeitschrift, den „Wächter," heraus; als Wächter wollte er künftig am Rheine stehen. Der Lebenstraum aus dem Reichenbacher Nachtwächterhäuschen begann sich zu erfüllen; er konnte, nachdem der schöne Sieg von Bellealliance alle Gefahr von Frankreich her beseitigt, am „heiligen Rhein" leben; ob in Cöln oder in Bonn wußte er noch nicht. Als aber Bonn zur Universität erhoben wurde, trug der Staatskanzler Hardenberg eine nationale Schuld des Dankes an Arndt ab; er ernannte ihn zum Professor der neueren Geschichte in Bonn. Hier siedelte er sich an; hier ward auch sein Traum von „seiner Zukünftigen" wahr, indem er in Schleiermacher's Halbschwester Nanna Maria ein „treues und tapferes" Weib gewann; hier erwarb er sich hart am Rhein sein kleines, von Obstgarten und Weinberg umgebenes Haus, das nach der Stromseite hinaus den Blick auf die schönsten Bergformen, die es in Deutschland giebt, auf das Siebengebirge darbot; hier erblühten ihm Kinder, hier lebte er im Kreise edler Freunde: seine weltgeschichtliche Wirksamkeit war geschlossen.

Nicht so seine deutsch-nationale Thätigkeit, nicht so sein Geschick. Eine Reihe wechselnder Ereignisse sollten ihn noch mit kräftigen Banden von Freud und Leid an's Leben ketten, das

Digitized by Google

ihm noch fast ein halbes Jahrhundert beschcert blieb. Diese letzte Hälfte des Arndt'schen Lebens würde an sich Stoff genug bieten für eine Biographie; sie könnte zeigen, was ein deutscher Mann, ein um's Vaterland hochverdienter und doch so harmloser Dichter im Preußischen Polizeistaat, der bald das frische Wesen von 1813 verleugnete und verfolgte, zu leiden hatte: wir beschränken uns nach dem vorliegenden Zweck der Biographie auf das Nöthigste. Es ist ein Zeichen der eingetretenen Herabwürdigung der Nation, wie sie durch die eigenen Regierungsgewalten über das deutsche Volk gebracht wurde, wenn wir Arndt schon im Jahre 1818 mit Absetzung bedroht, wenn wir ihn von 1819—1822 vor unverständigen, dummen und naseweisen Policisten auf der Anklagebank sehen. Als der schwüle dumpfe Geist seit 1815 sich auszubreiten begann, der alles religiös und politisch Krankhafte, was hie und da schon in der großen Begeisterung von 1813 sich angedeutet hatte, zur Reife brachte, alles wahrhaft Herrliche und Lebensfähige erstickte; als von Oesterreich her der pfiffige, blasirte Metternich alle Fürsten vor ihren Völkern warnte und unablässig mahnte, der doch einmal unvermeidlich hereinbrechenden Fluth noch so lange als möglich Nothdämme zu setzen; als die Häupter Deutschlands, eifersüchtig auf die eben erst zurückgeschenkte Souveränität, schon jeden Gedanken einer deutschen Einheit als verbrecherisch stempelten; als Preußen, statt Träger des Geistes von 1813 zu bleiben, sich von Oesterreich einschüchtern und gängeln ließ; als es die Geister der Stein, Humboldt und Gneisenau anfing für gefährlich zu halten, und lieber in der Frivolität und Bornirtheit der Hardenberg und Wittgenstein seinen Trost fand; als in Berlin Kamptz und Genossen ihre Demagogenriechereien begannen, als man Spione in Schleiermachers Predigten schickte, als man die Turnplätze schloß, auf den Universitäten gute phantastische Jungen wegen staatsgefährlicher Verbindungen verfolgte — da, als dieser furchtbare, geisttödtende Umschwung der Dinge sich vorbereitete, hatte Arndt einen vierten Theil vom Geist der Zeit geschrieben, in dem er der beginnenden Erkrankung der Zeit kühn und frei die Diagnose gestellt, wohl sich bewußt seines echt patriotischen, der Revolution geradezu entgegenarbeitenden Zieles. Und eben dieses Buch zog ihm eine Rüge des Staatskanzlers zu, brachte ihn später vor das polizeilich organisirte Gericht, wo man ihm selbst begeisterte Stellen aus den Schriften von 1813 zum Vorwurf machte. Arndt hat sich mit edler Würde vertheidigt, hat namentlich in dem Briefe an den Staatskanzler gesprochen, wie ein Held. Dennoch ward er in seine Lehrthätigkeit, die einstweilen sistirt war, nicht wieder eingesetzt, seine Unschuld, gegen die selbst dieses gerichtliche Verfahren nichts hatte constatiren können, ward niemals vor 1840 öffentlich anerkannt. Arndt hat die schweren Jahre getragen mit Fassung und Kraft, doch blieb auf lange Zeit seine Frische und Fröhlichkeit gefährdet. Er hat das ganze seltsame Prozeßverfahren gegen ihn später in seinem „Nothgedrungenen Bericht" dem staunenden Urtheil der Nachwelt überliefert. Wurden ihm so die Tage, wo andere zu ruhen beginnen, von dem unwürdigen Theil der Nation verbittert, so suchte der andere ihm die erlittene Noth reich zu ersetzen. Jung und Alt strömte zu seinem gastvollen, „wohlumwehten" Häuschen an der Coblenzer Straße; selten führte ein Schiff die Musensöhne vom Commers aus dem schönen Rolandseck zurück, ohne daß es seine Flagge gehißt, und dem Alten, wenn er im weißen Kragen und schwarzen Sammtbarett auf den Altan hinaustrat, mit einem Hoch begrüßt hätte. Jeder Frühling fand ihn mit Hacke und Karst von neuem in seinem Garten thätig, lockte ihn zu neuen Liedern, bald fröhlichen, bald wehmüthigen und frommen Inhalts, oder lud ihn hinaus zu Wanderungen, die an Weite und Beschwerde denen seiner früheren Jugend um nichts nachstanden. Jeder Sommermorgen, ja selbst noch der späte October sah ihn zum Rhein hinabsteigen, wo der alte Recke die braunen, sehnigen Glieder im Bade erquickte — in dem geliebten Strome, der ihm doch das Bitterste gethan, der vor den Augen des verzweiflenden Vaters seinen geliebten Knaben in den Tod hinabgerissen hatte. In den Jahren von 1820—1830 ruhte

Digitized by Google

meist seine Feder von politischer Arbeit; nicht sein Geist, und er war auf dem Kampfplatze, sobald durch die Julirevolution gleichsam das Siegel vom Munde der Zeit gelöst war.

Seine Schriften, die nun noch folgten, sind freilich nur ein Nachhall der früheren; aber sie enthalten Lehren, welche die Nation immer wieder hören muß: Warnungen namentlich vor dem Nachbar im Westen. Er hat darauf die bange, schwüle Zeit bis 1848 unter wechselnder Hoffnung und Furcht mit seinem Volke durchlebt; die Dankbarkeit desselben hat ihn dann in das Nationalparlament nach Frankfurt berufen; man hat den nun fast Achtzigjährigen unter unendlichem Jubel auf die Tribüne gehoben, und er hat hier erklärt, daß er „wie ein gutes, altes Deutschen Gewissen" in dieser Versammlung stehn werde; daß er „an die Ewigkeit seines Volkes glaube." Damals hat er mit diesem, seinem Volke gehofft auf deutsche Einheit, auf das Auferstehen des Kaisers, des alten Barbarossa, aus seinem verzauberten Felsenschlosse. Und wieder hat er diese Hoffnung sehn zu Grabe tragen, ungebeugten Glaubens, und wieder hat er frisch hoffen dürfen, als 1858 Preußen seine neue Bahn betrat, als 1859 in ganz Deutschland eine Flamme vom alten Zorn des Jahres 13 gegen den Feind auflo-derte, der nach dem Rheinufer Gelüste zu tragen schien. — Als dieser letzte Sonnenblick über sein Leben glänzte, als er sah, daß jetzt in den Millionen seines Volkes lebte, was er einst, vereinzelt und nur mühsam gehört, gepredigt hatte, als den Neunzigjährigen bei seinem letzten Geburtstage (26. December 1859) die Nation mit Liebkosungen fast erdrückte — da endlich ist ihm der Tod nahe getreten, mild und sanft, nach einem großen und schönen Leben — und am linken Rheinufer, das über 40 Jahre der Deutscheste der Deutschen gleichsam als deutsch mit festem Fuß markirt hatte — erhebt sich nun sein Grab und bald sein Monument, an dem der Dank der Nation es nicht wollte fehlen lassen: eine beredte, mächtige Predigt, daß, wo nicht seine Leiche im Grabe sich umkehren soll, nie ein Franzose siegreich darüber hinschreiten darf. —

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm IV.
König von Preußen.

Digitized by Google

Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's IV.*)

Im Frühjahr 1808 schrieb die Königin Louise an ihren Vater, den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, über ihren ältesten Sohn, den Kronprinzen: „Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolg Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen Sinn an. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen und überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter und er kann nicht reiner sein, als er ist." Es ist wunderbar, mit welcher Geistesklarheit der Blick der Mutter den Sohn durchschaut, mit welcher Sicherheit sie in wenig Zügen ein treues Bild von ihm entwirft. So wie ihn die Königin schildert, so ist er geblieben als Jüngling, als Mann, als Greis. „Voller Leben und Geist" nannte ihn die Königin Mutter, und freut sich seines Witzes. Bei diesem sprudelnden Leben ging dieser originelle Geist freilich gern seinen eigenen Weg und der ungewöhnliche Grad von Witzesgabe ließ dem Begabten zuweilen nicht Zeit, zu erwägen, ob sein Einfall schmerzlich traf. Davon geben viele Züge schon in seiner Kindheit Zeugniß. Eines Tages sagte die Königin dem Stallmeister Rabe, der den Kronprinzen, welcher damals zwölf Jahr alt war, Reitunterricht gab: „Lieber Rabe, können Sie denn nicht machen, daß der Fritz ein wenig besser zu Pferde sitzt? Er hat doch gar keinen hübschen Anstand beim Reiten." „Ich bedaure, daß ich das wirklich nicht machen kann," erwiderte der Stallmeister. „Wie so nicht?" fragte die Königin verwundert. „Wenn ich Seine Königliche Hoheit bitte, sich zusammen zu nehmen, damit die Haltung eine andere werde, erwidern mir Höchstdieselben: Lassen Sie mich reiten, wie ich reite, ich komme doch, wohin ich will!" Vergebens sprach die Königliche Mutter zu ihrem Sohn, er blieb bei seiner Art und Weise, und ist denn auch wirklich im ganzen Leben kein Reiter geworden; das heißt, er hat nie zu Pferde den schönen Anstand gehabt, durch den sein Vater sich so sehr auszeichnete, der wohl der kunstgewälteste und ritterlichste Reiter in der ganzen Armee war — aber er ist frisch und fröhlich drauf los geritten und hat damit oft seine Umgebung und sein Gefolge in die peinlichste Besorgniß versetzt. Da er keine Gefahr scheute, vielleicht nicht kannte, denn seine Kurzsichtigkeit ließ ihn Hindernisse im Wege gar nicht bemerken; da er außerdem gern rasch über das fortging, was unangenehm war, so galoppirte er gerade da, wo Steine und Wurzeln, wo Löcher und Holzwerk die Passage erschwerten, so unbefangen und zuversichtlich fort, daß seine Umgebung oft für ihn zitterte, aber auch für ihr eigenes Leben besorgt war, um so mehr, da sie doch in der Regel nicht so gut beritten war, als der hohe Herr; dennoch hat sie nicht den Muth, ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen, und da Furcht zu zeigen, wo er keine hatte; bei alledem ist ihm weder als Kronprinz, noch als König ein Unfall begegnet, während seine Brüder, die zum Theil treffliche Reiter sind, mehrmals von Unfällen betroffen wurden, die recht üble Folgen hatten.

*) Wir verdanken diese fast ohne Ausnahme noch ganz unbekannten Charakterzüge einem geehrten Mitarbeiter in Potsdam, welcher dem Könige nicht fern stand.

Digitized by Google

Diesen Mangel an Rücksichtsnahme auf die Ermahnungen des Reitmeisters zeigte der Kronprinz als Knabe auch gegen den Sprachmeister. Er hatte einen wohl leicht erklärlichen Widerwillen, ja selbst Haß, gegen alles, was Franzose oder französisch war, das ging so weit, daß er eines Tages den französischen Sprachlehrer erklärte, er nehme keinen französischen Unterricht mehr. Da Gegenvorstellungen nichts fruchteten, selbst die Hinweisung, daß nichts anders übrig bliebe, als dem Könige Meldung davon zu machen, ohne allen Erfolg blieb, so mußte die Meldung endlich stattfinden; aber auch dem Vater gegenüber blieb der Sohn, der sonst voll Pietät war, bei seinem Entschluß; da bekam er Arrest. Nach einiger Zeit gefragt, ob er nicht lieber nachgeben wollte, erwiderte er kämpfend zwischen Unmuth und Uebermuth: „Nun gut, ich will. Hat der Vater die Franzosen nicht schlagen können, so muß der Sohn freilich französisch lernen, damit er unterhandeln kann mit ihnen.“ —

Vielleicht hat ihm dies Wort später leid gethan, wie selbst im Mannesalter noch manches, das er rasch und lebhaft aussprach und weshalb er sich, nachdem er's ausgesprochen selbst gegen seine Umgebung strafte, indem er sagte: „Da habe ich einmal wieder einen dummen Streich gemacht!“ Aber nicht nur zu Worten, auch zu Handlungen, die ihm bald leid wurden, konnte ihn das Flammige seines Gemüths hinreißen, es sei nun zu Handlungen übermüthigen Scherzes oder unmuthiger Gereiztheit, doch war sein Charakter so groß, daß er sein Unrecht nicht nur *erkannte*, sondern, was dem Königssohn und König hoch anzurechnen ist, auch *bekannte*.

Als er zwischen den Knaben- und Jünglingsjahren stand, bemerkte er bei einem Spaziergang durch einen Königlichen Park, daß eine Hofdame eine große Furcht vor Fröschen zeigte, er fing einen und verfolgte sie damit, sie lief schreiend bis er sie einholte; als er ihr nahe war, warf er ihr den Frosch zu, der — war's Absicht oder Zufall — sie auf den bloßen Hals traf. Ganz außer sich vor Schreck, Abscheu und Aerger vergaß sie sich so weit, daß sie dem jungen Herrn — eine Ohrfeige gab. Beide standen einen Augenblick erstarrt. Der Kronprinz sammelte sich zuerst; er beruhigte die Hofdame, die so außer aller Fassung war, daß sie keine Worte finden konnte, um ihre Gefühle auszusprechen, und sagte: „Ich bin nur bestraft, wie ich's verdiene, darum küsse ich die Ruthe, die mich strafte,“ damit küßte er ihr die Hand.

Leutselig gegen seine Bedienung und gegen Untergebene, und in jeder Hinsicht ein wohlwollender an ihren häuslichen Leiden und Freuden theilnehmender Herr, konnte er sich's doch nicht versagen, auch sie durch einen Scherz in Verlegenheit zu setzen. So sah er einst auf einer Gemälde-Galerie ein frischgemaltes Bild, das weniger als mittelmäßig war, das von einem Beamten derselben gemalt und in eitler Selbstüberschätzung dort aufgestellt war, um des Kronprinzen Augen auf sich zu ziehen. Die Absicht glückte, verwundert sah der Kronprinz das Bild an und fragte den Maler, der in gespannter Erwartung daneben stand: „Den wem ist das Bild?“ „Von mich!“ sprach mit tiefer Verbeugung und strahlendem Antlitz der Gefragte. „Von *wem*?!“ fragte der Kronprinz. „Von *mich*!“ wiederholte Jener. „Den Kerl kenn' ich nicht!“ sagte der Fürst kopfschüttelnd und ging weiter. — Er gedachte gern seiner fröhlichen Jugend und freute sich, wenn er an Scenen aus derselben erinnert wurde. Im Jahre 1813 war während des Waffenstillstandes eine Zeitlang das Hauptquartier auf dem Gute Kreysau in der Nähe von Schweidnitz. König *Friedrich Wilhelm* und der Kaiser *Alexander* behalfen sich dort in dem Wohnhause der Gutsherrschaft, und führten Beide ein anspruchsloses, einfaches Leben. Im herrschaftlichen Garten stand ein alter, mächtiger Kirschbaum, dessen Früchte der Kaiser sehr gerühmt hatte, sie wurden deshalb für ihn besonders gehegt und ein alter Knecht als Hüter der für jeden Andern verbotenen Frucht an den Baum gestellt. Der Kronprinz strich im Garten umher, sah die lockende Frucht, sah den Wächter am Fuße des Baumes auf dem Rücken liegen und sanft schlum-

Digitized by Google

mern, kletterte den Stamm hinauf in die Aeste hinein und labte sich an der süßen Frucht nach Herzenslust, aber die Lust wäre nur halb gewesen, wenn der Wächter nicht erwacht wäre, er warf also mit Kirschkernen so lange nach seinem Gesicht, bis ihn einer traf. Er, erweckt und erschreckt, sah in die Höhe und erblickte entrüstet über sich den lachenden königlichen Kirschenräuber. Aber vergebens schalt er, der Kronprinz warf ihn zur Antwort mit Kirschkernen und bombardirte ihn zuletzt mit Kirschen, die er handvoll auf ihn warf. Da ergrimmte der alte Wächter und drohte, wenn er nicht ginge, würde er ihn gleich herunter holen. „So komm doch!" lachte der Jüngling aus seiner sicheren Höhe, „komm doch und hole mich!" Da eilte der Alte fort, kam mit einer langen Bohnenstange bewaffnet wieder und stieß und stach nach dem jungen hohen Herrn, daß der endlich um Pardon bitten und den Rückzug antreten mußte. Ohne daß Beide wußten, hatte der Kaiser Alexander den ganzen Hergang vom Fenster aus mit angesehen, hatte den König rufen lassen, und Beide schauten, der König mit sinnigem Lächeln, der Kaiser mit herzlichem Gelächter, dem ungleichen Kampfe des Wurfgeschosses mit der Lanze zu. Der Kaiser beschenkte den getreuen Wächter reichlich, aber noch reichlicher neckte er den Kronprinzen mit seinem unfreiwilligen Rückzuge. — Nach einer Reihe von Jahren (wenn ich nicht irre im Jahre 1820) besuchte der Kronprinz zum ersten Mal die Provinz Schlesien. Sein bevorstehender Besuch war lange Zeit vorher bekannt. Die Besitzerin des Gutes Kreysau, auf welchem jener Kirschenraub stattgefunden, Frau von Dresky, ließ den Kirschbaum, der gerade in diesem Jahre voll der schönsten Früchte prangte, mit einem haushohen Wall von Erde und Rasen umgeben, ließ den mit einigen Luft- und Lichtlöchern versehenen Wall oben mit Balken und Brettern bedecken und diese mit Erde beschütten, so daß der Baum und seine Frucht, wie in einem dunkeln, kühlen Keller stand; so vor den Strahlen und Gluthen der Sonne geschützt, behielten die Früchte ihren Saft und ihr Ansehen, bis zu einer Zeit, in der es längst keine Kirschen mehr gab, bis zu der Zeit, da der Kronprinz Schlesien und unter anderen Städten auch Schweidnitz besuchte. Am Tage seiner Ankunft ließ Frau von Dresky den Baum ausgraben, so daß seine Wurzeln mit einem großen Erdballen umgeben blieben, ließ den Baum sammt den Ballen auf ein Gestell von Bohlen bringen, das Gestell auf Walzen legen und auf diese Weise den Kirschbaum in der Nacht durch zwölf Ochsen nach Schweidnitz transportiren. Dann ließ sie ihn vom Gestell herunter heben, und ihn unter den Fenstern des Kronprinzen, die nach dem Garten herausgingen, eingraben, so daß es aussah, als wären die Früchte unter seinen Fenstern gereift. Am Morgen ließ sie sich bei ihm melden und sagte, sie wisse aus Erfahrung, daß seine Königliche Hoheit sich gern die Kirschen von diesem Baume mit eigner Hand pflückte, deshalb hätte sie sich erlaubt, den Baum hierher zu verpflanzen. Den Kronprinzen amüsirte dies ganz ungemein, er nahm die originelle Gabe mit lebhaftem Dank und sichtbarer Freude entgegen und bereitete dadurch der Geberin eine sehr große Freude, aber sie hatte noch eine andere daran, sowie sie noch einen andern Zweck dabei gehabt hatte. Ein junger Mann aus edler Familie hatte in jugendlicher Unbesonnenheit ein Vergehen begangen, daß ihm nach dem Spruch des Gesetzes auf einige Zeit seine Freiheit nahm; Frau von Dresky benutzte die fröhliche, freundliche Stimmung des Kronprinzen, um ihn zu bitten, sich bei seinem Königlichen Vater um Begnadigung für jenen Unglücklichen zu verwenden; das wurde huldvoll zugesagt und führte bald zum erwünschten Ziel. Als aber am Abend desselben Tages, an welchem die Stadt dem Kronprinzen ein Fest gab, der Kommandant General von Stutterheim die anwesenden Damen dem hohen Herrn präsentirte und dasselbe auch mit Frau von Dresky thun wollte, wies das der Kronprinz mit Lachen und mit den Worten zurück: „Die brauchen Sie mir nicht zu präsentiren, die hat mir heut früh schon ein Register meiner Jugendsünden vorgelesen." — — —

Digitized by Google

Eines Abends vor dem Schlafengehen verlangte Friedrich Wilhelm IV., vielleicht nur in der Zerstreuung, vom Kammerdiener einen Dienst, der die Sache des Lakaien war und sich auch wohl nur für diesen ziemte; der Kammerdiener sagte: „Erlauben Königliche Hoheit, daß ich den Lakaien rufe!" da wallte, durch den Widerspruch gereizt, der Gebieter auf und befahl streng: „Ich habe gesagt, Sie sollen es thun!" Bescheiden, aber fest sprach der Kammerdiener noch einmal: „Gestatten Ew. Königliche Hoheit, daß ich den Lakaien rufe!" da schritt der nun doppelt Gereizte heftig auf ihn zu, trat ihn auf den Fuß und rief: „Werden Sie's auf der Stelle thun?" Der Getretene zog den Fuß nicht zurück, er blieb ruhig stehen und sah seinem Gebieter traurig in's Auge; da erschrak der über das was er gethan, er wandte sich ab und ging in's Nebenzimmer; dort ging er mit starken Schritten eine Zeitlang auf und ab, während der Kammerdiener jenen Dienst nicht leistete, aber auch den Lakaien nicht rief, sondern unbeweglich stehen blieb. Die Schritte im Nebenzimmer wurden ruhiger und hörten bald ganz auf, ein Schubfach wurde aufgeschlossen, und bald darauf kam der Kronprinz in's Zimmer zurück, ging mit mildrem Wesen auf den Kammerdiener zu, bat ihn in liebreichem Tone: „Vergessen Sie, was ich that!" nahm ihn bei der Hand, drückte sie ihm und wollte eine goldene Dose hineinlegen. Der überraschte Diener sagte, indem er die Dose bescheiden ablehnte: „Königliche Hoheit, eine Dose kann das nicht gut machen!" „Das soll sie auch nicht," rief der Kronprinz, „sie soll Ihnen nur zeigen, wie leid mir das ist, was ich gethan habe, sie soll Ihnen nur ein Zeichen sein von meiner Liebe, von meiner herzlichen Achtung!" Da stürzten dem wackern Diener die Thränen über's Gesicht, er küßte des Prinzen Hand und rief in tiefer Bewegung: „Königliche Hoheit, dann wird sie mir ein ewig theures Andenken sein!" Und Herr und Diener sind seitdem fast unzertrennlich gewesen, bei jeder Gelegenheit zeichnete der hochselige Herr ihn aus, der Diener aber hing mit einer Treue, mit einer Hingebung an jenem, die man eine mütterliche, ja bräutliche nennen möchte.

Gewiß hat der Kronprinz bei dieser wie bei mancher andern Gelegenheit den festen Vorsatz gefaßt, sich nie wieder von einer heftigen Aufwallung hinreißen zu lassen; eine solche Gelegenheit war bei der Thronbesteigung, wo er, der sich seiner hohen, heiligen Verpflichtungen so tief bewußt war, ganz gewiß auch die sich vorhielt, daß der Herrscher vor Allen sich beherrschen soll, wahrscheinlich mochte er wie seinem Herrn im Himmel so auch seinen besten Freunden auf Erden, seiner Gemahlin das Versprechen gegeben haben, als König nur königlich zu denken, zu sprechen, zu handeln; wenigstens deutet darauf ein Wort mit blitzähnlicher Wirkung, das einst bei Tafel fiel. Der neue König war durch eine Unschicklichkeit und Säumniß eines Dieners in heftige Aufregung und zu leidenschaftlichen Worten hingerissen worden; da irrte der Blick der Königin wie suchend im Zimmer umher. „Was suchst Du?" fragte der König, und halb schüchtern, halb mahnend sprach sie: „Ich suche den König." In demselben Augenblick war jede Heftigkeit überwunden, ein dankbarer Blick, ein kaum vernehmbares Nicken deuteten an: Ich habe Dich verstanden.

Das Verhältniß beider Ehegatten zu einander war ein überaus inniges, zartes. Die rücksichtsvolle Aufmerksamkeit, die ritterliche Galanterie, die der König als Kronprinz der Braut erwiesen hatte, erwies er der Gemahlin in demselben, ja in erhöhtem Grade.

Das Verhältniß beider Ehegatten war aber auch nicht allein ein liebreiches, sondern ein liebliches, trotzdem oder vielleicht eben weil beide ungemein verschieden waren, der König lebhaft poetisch, phantasiereich, wohl einmal in Hyperbeln sprechend, die Königin ruhig besonnen, durchaus wahr, des Königs Züge und Haltung beweglich und oft bewegt, die der Königin stets gemessen, ohne je abgemessen zu sein, denn eine milde Mütterlichkeit belebt das große, offene und dabei doch sinnende Auge. In der Rede wie in der Richtung wendete sich der König oft zu ihr und machte sie mit Mienen und Worten auf das aufmerksam, was inter-

Digitized by Google

essant für sie sein konnte, mehr mit ihr als mit sich beschäftigt. Das zeigte sich auch in der Krankheit im Jahre 1859, wo er seinen Geburtstag ganz vergessen, aber sich anhaltend und lebhaft mit dem der Königin beschäftigt hatte. Was irgend im Leben Beide berührt, das theilen sie sich mit, es müßte denn etwas Unangenehmes sein, womit die Königin den Gemahl gern verschonte, wenn's möglich war, denn ihr Zusammenleben war viele Jahre ein fast unausgesetzt heiteres. Der König hatte von jeher die Gabe, das, was hinter ihm lag, ganz hinter sich liegen zu lassen, und wenn ein Geschäft beendet war und wenn es das unangenehmste gewesen, sogleich zu einem andern, angenehmen, oder auch zu einer fröhlichen Unterhaltung, nicht etwa nur mit äußerlicher Theilnahme, nein, mit ganzem ungetheiltem Herzen überzugehen. Dies erklärt wenigstens zum Theil die ihm innewohnende beispiellose Arbeitskraft.

Der Geheimrath von L., der mit ihm, als er noch Kronprinz war, und der Minister von T. der mit ihm, als er noch König war, viel gearbeitet, versicherten, sie wären oft nach vielstündiger Thätigkeit mit ihm so erschöpft gewesen, daß sie mit einer Ohnmacht gekämpft, so abgespannt, daß sie nach beendeter Arbeit nicht essen, nicht schlafen, kaum noch etwas klar denken konnten; während der König in derselben Frische wie zu Anfang der Arbeit geblieben und sofort auf etwas anderes mit unerschöpfter Kraft und unerschöpflicher Laune übergegangen war. Diese rastlose Rührigkeit hatte für seine nächste Umgebung etwas sehr Aufregendes aber dadurch für viele auch Aufreibendes. Mancher, der früher lächelte, wenn er von Nervenschwäche reden hörte, ist in des Königs Nähe nervös geworden, und das lange und eigenthümliche Nervenleiden, dem der Kabinetsrath Niebuhr erlag, hat wohl zum Theil auch seinen Grund in jener königlichen Eigenthümlichkeit. Herr von Niebuhr kam auf Empfehlung von Alexander von Humboldt in des Königs Nähe. Das Jahr 1848 veranlaßte den König zu so vielen Schreiben, die nicht eigentlich durch das Kabinet und die Behörden gehen konnten, und die der König oft viele ganze Nächte hintereinander eigenhändig verfaßte, daß die Aerzte die allerschlimmsten Folgen befürchteten und der König endlich nachgab und Herrn von Niebuhr von Magdeburg, wo er damals Assessor war, zu sich berief, damit ihm derselbe einen Theil seiner Correspondenz besorgte. Es muß sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein, für einen solchen Herrn, in dessen Sinn und Seele einen Brief zu schreiben; ist seine Form schon nothwendig eine durchaus unnachahmliche, so muß auch der Inhalt der Schreiben oft von keinem andern als von ihm selbst gesagt werden können; ja, wenn man ihn auch errathen hatte, gesagt werden dürfen; das zeigte sich schon beim ersten Briefe, den Herr von Niebuhr schrieb; er entsprach so wenig dem, was der König gewollt und dem, wie er sich's gedacht, daß der hohe Herr ganz außer sich war, und ein ganzes Jahr verging, ehe Herr von Niebuhr wieder einen Auftrag erhielt. Das war eine peinliche Stellung für ihn! Seinem tiefen Wissen, seiner hohen Begabung gelang es mit der Zeit, sich dem König unentbehrlich zu machen, so daß er ihn mit besonderm Vertrauen und in mannigfachster Weise beschäftigte, wodurch Herr von Niebuhr freilich vielen, die darin eine Beeinträchtigung ihrer Wirksamkeit sahen, sehr unbequem und unangenehm wurde.

Etwas unbequem, wenn das Wort hier erlaubt ist, war des Königs stets schlagfertige witzige Rede, zuweilen für diejenigen, die eben bei ihm eintraten, die er mit einem solch fröhlichen Witzwort empfing, und die, wenn sie nicht ganz besondere Geistesgegenwart hatten, oft nur mit einer heitern Miene antworten konnten, die ein Vergnügtsein ausdrücken sollte, aber wenn sie ehrlich gewesen wäre, ein Verdrießlichsein ausgedrückt hätte; so empfing er Nagler, der sich als General-Postmeister in seiner nicht sehr geschmackvollen Uniform (orange mit Gold gestickt) präsentirte mit den Worten: „Sieht der Mann nicht aus, als komme er eben aus der Broncefabrik?“ so begrüßte er den hannoverschen Gesandten Ompteda,

Digitized by Google

der oft vereist war, bei seiner Wiederkehr mit den Worten: „Ompte da, Ompte dort, Ompte da."

Ein junger Herr aus einer dem Hofe nahestehenden Familie hatte sein Examen für die diplomatische Carrière gemacht, aber nicht glücklich, so daß er's noch einmal machen sollte; als er kurz nach dem unglücklichen Examen an den Hof kam, gratulirte ihm die Kronprinzeß, die nur wußte, daß er es gemacht, aber nicht wie, zum glücklich überstandenen Examen; da rief ihr der Kronprinz zu: „Er hat's so gut gemacht, daß die Examinatoren alle gerufen haben: da capo!" — Das war sicher auch einer von den Einfällen, den er gern wieder zurückgehabt hätte, denn nichts lag ihm ferner, als gerade absichtlich weh zu thun, aber es ist das eine Eigenthümlichkeit aller Witzigen, daß sie fast außer Stande sind, einen witzigen Einfall zurückzuhalten. Doch fallen jene Einfälle sämmtlich in die Zeit, da er noch Kronprinz war; in diese Zeit fällt auch folgende Mittheilung, die hier erzählt aber nicht verbürgt wird.

Bei einem Morgenspaziergange sah der Kronprinz in der Nähe von Sanssouci einen Knaben stehen, der in der einen Hand einen Brief, in der andern einen vor einen Karren gespannten Esel hielt; der Knabe blickte ängstlich um sich her, als ob er rathlos wäre, und fing endlich an zu weinen, da fragte ihn der Kronprinz was ihm fehle und hörte, daß der Knabe den Brief da oben im Schlosse an eine Küchenfrau abgeben solle. „Nun so thue das doch!" sagte der Kronprinz. „Ja," erwiderte der Knabe, „dann läuft mir der Esel davon." „So binde ihn doch hier an das Stacket!" „So klug würde ich selber sein, aber dann scheuert er so lange mit dem Kopf am Zaune, bis er die Halfter abgescheuert hat, und und dann krieg' ich Prügel, und wenn ich den Brief nicht bestelle, krieg' ich auch Prügel, und so krieg ich auf jeden Fall Prügel."

Der Kronprinz sah sich ringsum und sprach: „Wenn doch Jemand da wäre, dem ich sagen könnte, daß der den Esel so lange hielte." „Ist aber doch Niemand da," sagte der Junge, sah dann den freundlichen Herrn bittend an, und sprach: „Ach wären Sie wohl so gut und hielten mir den Esel einen Augenblick, ich springe geschwind hinauf und bin gleich wieder hier. Der Kronprinz lachte und sagte: „Gieb her den Strick, aber mach geschwind." Der Knabe lief in vollem Springen, aber — kam nicht wieder. Minute auf Minute verging, dem hohen Hüter wurde die Zeit sehr lang, denn der Esel wurde von Fliegen und Bremsen geplagt, wurde sehr unruhig und wollte durchaus nach Hause. Vergebens sah sich der Kronprinz nach allen Seiten um, ob nicht Jemand käme, der ihn ablöste, aber es kam Niemand, und so hielt er denn sein Wort und den Esel, bis endlich nach länger als einer Viertelstunde der Junge in vollem Springen den Berg herunter kam, voller Freude erzählte, er hätte die Frau erst gar nicht finden können, nachdem er sie aber endlich gefunden, habe sie ihm zwei Groschen geschenkt, und weil er den Esel so schön gehalten, solle er einen davon nehmen, damit reichte er ihm die Hälfte seines Trinkgeldes hin. Vergebens wies der Kronprinz ihn lachend zurück, der Junge bat so zutraulich, so dringend, er möge ihm doch die Liebe erweisen und den Groschen nehmen, daß der Kronprinz nachgab, den Groschen in die Westentasche steckte, sich schön bedankte und heimkehrte. Als er zu seiner Gemahlin kam, sagte sie: „Du hast mich heut recht lange warten lassen!" „Ich habe mir erst etwas verdienen müssen!" „Was denn?" Der Kronprinz nahm das Biergeld, das er empfangen, aus der Tasche, legte es auf die flache Hand, hielt es hin und sagte: „Den Groschen hier!" „Womit denn?" „Ich habe einen Esel gehalten."

Diese Begebenheit wird von Einigen für eine unbestrittene Thatsache erklärt, von Andern bezweifelt; jedenfalls fehlt es ihr nicht an innerer Wahrheit, denn beide: die Gewissenhaftigkeit, mit der er dem armen Knaben gegenüber seine übernommene Verpflichtung erfüllte (wie Mancher würde den Esel an das Stacket gebunden haben!) — der Humor, den er dabei zeigte, beide gehörten zu seinen Eigenthümlichkeiten.

Digitized by Google

Diesen Humor ließ er frei walten in den kleinen Abendzirkeln, in denen geistreiche Spiele, musikalische Aufführungen und dergleichen stattfanden, und manche Hofdame ist bei solchen Gelegenheiten der Gegenstand seiner ungezügelten Einfälle gewesen.

Wenn solche kleine Wehthaten gern getragen wurden, weil jeder sich sagte, daß der König nie wehe thun wollte, so vermochte er auch auf liebenswürdige Weise wohl zu thun. In der Zeit, da die Fürstin von Liegnitz erst kürzlich Gemahlin Friedrich Wilhelm III. geworden und ihre Aufnahme nicht bei allen Mitgliedern der Königlichen Familie eine herzliche war, mußte in einem Gesellschaftsspiel jeder seine Lieblingsblume nennen. „Meine Lieblingsblume," rief der Kronprinz mit einem innigen Blick auf die Fürstin, „ist ein Stiefmütterchen!" und als er bemerkte, wie dankbar froh sie das aufnahm, schenkte er ihr bald darauf ein Geschmeide, dessen Edelsteine lauter Stiefmütterchen darstellten; die Fürstin aber überwand nach und nach durch ausdauernde Demuth und edlen Sinn alle Vorurtheile und erwärmte die Herzen endlich zu inniger Zuneigung, namentlich gelang ihr das bei der damaligen Großfürstin, späteren Kaiserin von Rußland, durch einen Zug, der wohl der Aufbewahrung werth ist. Friedrich Wilhelm III. besaß einen Zobelpelz von außerordentlicher Schönheit, den einst die Königin Louise vom Kaiser Alexander geschenkt bekommen, seine älteste Tochter hatte öfter schon den Wunsch nach dem Besitze dieses schönen Pelzes blicken lassen, ohne ihn erfüllt zu sehen. Am Geburtstage der Fürstin von Liegnitz gab der König ihr die kostbare Gabe mit andern reichen Geschenken; als er sie fragte, ob sie denn zufrieden sei, erwiderte sie, sie sei überreich beschenkt und doch habe sie noch eine Bitte auf dem Herzen, wenn der König ihr die noch erfülle, dann sei sie ganz glücklich. Der König sagte: „Im voraus verspreche ich nichts, Du weißt aber, daß ich Dir jeden Wunsch gern erfülle, der recht und billig ist, also sprich!" Da sagte sie, das Geschenk jenes Pelzes bedrücke sie, die Gabe sei zu kostbar, auch fühle sie, wie die älteste Tochter daran viel mehr Ansprüche habe, wolle der König ihr eine recht große Geburtstagsfreude machen, so möge er der Tochter den Pelz geben, aber ja nichts von ihrer Bitte erwähnen. Da sagte der König bewegt: „Sie soll den Pelz haben, aber wissen muß sie's, daß das von Dir ausgeht, damit sie Dich kennen lernt, wie ich Dich kenne." Der König that, was er gesagt und erreichte, was er gewollt. Auch er wußte mit einer großen Anmuth zu schenken, so fand der Kronprinz einst auf seinem Weihnachtstisch zwei Situationspläne, auf dem einen ein einfaches Landgut mit Aeckern und Wiesen, auf dem andern eine Königliche Villa mit dazu gehörigen Gebäuden und großartigem Park, auf dem ersten war Charlottenhof gezeichnet, wie es damals war, der zweite stellte es nach einem Schinkel'schen Entwurf so dar, wie es durch den Kronprinzen werden sollte, dabei lag die Schenkungsurkunde des Guts und eine Anweisung zu den Baukosten. Welch durchgebildeter Geist dazu gehörte, dem Besitzthum seine jetzige wunderbar anziehende Gestalt zu geben, kann nur der ermessen, der es einst als sumpfige Wiese und unfruchtbaren Acker gekannt hat.

Auch Friedrich Wilhelm IV. gab mitunter reiche Gaben, sinnreich waren sie immer, so gab er dem Hofschlächter Rabe in Potsdam, der ihn zu Weihnachten mit Wurst beschenkt, als Gegengabe eine goldene Dose, die in Form einer Wurst gearbeitet war, darauf die Worte: Wurst wieder Wurst. Aber wie gern er auch gab und vergab, er konnte auch versagen. Gleich nach seiner Thronbesteigung schrieb eine Tänzerin an ihn, wie sein Hochseliger Vater ihr alljährlich ein Weihnachtsgeschenk von vierzig Friedrichsd'or gemacht, wie sie, da diese Gabe niemals ausgeblieben, sie als einen Theil ihres Gehalts angesehen und ihren Haushalt danach eingerichtet habe, ihre Verlegenheit daher groß sein würde, wenn diese Einnahme künftig wegfallen sollte, und sie deshalb die frohe Zuversicht hegte, Seine Majestät würde ihr dieses Gnadengeschenk ferner gewähren. Der König schrieb an den Rand der Bittschrift: „Non."

Digitized by Google

Ein Friseur wandte sich in derselben Periode an ihn, bezog sich darauf, daß der König (dessen Hauptthaar schon ungewöhnlich früh dünn war und später fast ganz ausging) schon als Kronprinz immer von seinem Haarwuchs befördernden Oel gebraucht, und daß der Bittsteller deshalb die Hoffnung und Bitte wage, der König würde ihn mit dem Prädikat Hofffriseur beglücken. Der König schrieb an den Rand: „Wenn's wird geholfen haben."

Daß der, der selbst in die trockenen Geschäfte hinein Humor brachte, ihn bei der Tafel nicht verschmähte, versteht sich wohl ungesagt. Es herrschte während derselben fast unausgesetzt eine heitere Stimmung, und wenn auch die Gäste dabei nie vergaßen, daß sie an einer Königlichen Tafel waren, so beherrschte der König, der eigentlich die ganze Tafel wie der Musik-Director ein Orchester leitete, und dabei stets die erste Violine spielte, doch die Stimmung so vollkommen, daß nie etwas Störendes aufkommen konnte.

Wenn der König jeder Art von Prüderie fremd war in Dingen, die zu den natürlichen Dingen und Bedürfnissen gehörten, so blieb doch Alles zweideutige, obscöne entschieden fern, es konnte wohl einmal ein Wort fallen gegen das die Sitte, aber niemals gegen das die Sittlichkeit etwas einzuwenden hatte. Wenn der König einmal, was freilich nicht oft vorkam, einen Abend ganz für sich, das heißt im kleinsten häuslichen Zirkel, nur mit der Königin, ihren Hofdamen, den dienstthuenden Kammerherrn und Adjutanten und vielleicht einen oder einigen Gästen verlebte, dann war er ganz besonders innerlich vergnügt, es war, als fühlte man es ihm an, wie wohl ihm diese Häuslichkeit that. Der Abend ging dann still traulich hin, in einem Gleichmaaß, das selbst äußerlich nicht einmal durch die Abendtafel unterbrochen wurde. Eine Hofdame machte den Thee in der Gesellschaft auf einem runden Tisch, der dicht an dem stand, an dem das Königspaar saß, der Thee wurde aus einfachen Tassen getrunken und Backwerk und Butterbrot dazu gegeben. Da kam es vor, daß einmal, nachdem der König von dem Präsentirteller genommen, der Lakei weiterging, der König ihn am Arm faßte, ihn zurückzog, zu demselben sagte: „Nee, liebe Seele, ich habe noch lange nicht genug!" und sich nun noch eine tüchtige Portion nahm. Kam die Stunde des Abendbrots, so wurde die Tafel nicht gedeckt; vor jedem Anwesenden wurde ein runder Strohteller, neben demselben ein schmaler, in der Form eines Untersatzes zu einer Lichtscheere, hingestellt, auf den runden wurde der Teller, auf den länglichen Messer und Gabel gelegt; die Lampen, die Bücher und Zeitungen des Königs, die Stickerei der Königin blieben auf dem Tische liegen, Jeder nahm oder nahm nicht einen Teller mit Speise aus der Hand des präsentirenden Lakeien, der zugleich mit der Flasche Wein umherging, um dem, der danach verlangte, einzuschenken. Der König trank in der Regel gar keinen Wein. Hatte man abgegessen, so wurde ebenso unbemerkt das Geräth wieder fortgenommen, die Unterhaltung war durch die Tafel auch nicht einen Augenblick unterbrochen oder gestört worden.

Man fühlte in diesem kleinen Zirkel wohl, daß man bei sehr wohlwollenden, bei sehr feingebildeten Menschen, man fühlte vor Allem, daß man bei einem glücklichen Ehepaar zu Gaste war, aber daß man bei Hofe, daß der Hausherr der Landesherr, die Hausfrau die Landesmutter war, davon empfand man nichts, und wenn es einmal zur Sprache kam, so geschah es auf eine Weise, daß man's eben nur mit Lust empfand. So sagte einmal der König, nachdem schon die Rede von fremden hohen Herrschaften, die kommen wollten, gewesen war, zur Königin: „Du, die — kommen auch!" „Was wird das wieder kosten!" sagte die Königin, und der König erwiderte mit einem leichten Achselzucken: „Dafür sind wir eine Großmacht, das bringt's Geschäft mit sich!"

Zuweilen theilte der König etwas aus Zeitungen mit, von denen ein ganzes Heer auf dem Tische lag. Der König beherrschte dies Heer mit Hülfe eines andern, das, wenn nicht das muthigste, doch das anmuthigste war, das je für einen Herrscher gekämpft. Da er unmöglich alle Zeitungen lesen konnte, las die Königin sie für ihn und die Hofdamen mußten

Digitized by Google

ihr dabei behülflich sein, jeder wurden eine Anzahl von Zeitungen zugetheilt, die sie durchlesen, und diejenigen Stellen, von denen sie glaubten, daß sie der Mittheilung werth seien, mit einer besonderen Marke bezeichnen mußten; darauf las die Königin die markirten Stellen durch und wählte aus ihnen wieder diejenigen aus, auf welche sie mit einer anderen Marke den König hinweisen wollte. Die Hofdamen mußten auf die Art viel Politik treiben, wenn auch nicht mehr als ihnen gut, so doch mehr als ihnen lieb war.

Worauf auch die Rede kam, es sei das Alltäglichste oder Sublimste, überall war der König zu Hause. Daß er sprechen konnte wie kein Anderer, ist bekannt, seine Reden haben die Reisen um die Welt gemacht. Weniger bekannt ist, daß er hören konnte, wie kein Anderer; nicht nur, daß er die leiseste Andeutung verstand, dem entwickeltsten Ideengange folgte, er hörte auch der beschränkten, der breiten, der befangenen Rede mit mehr als Geduld, mit liebreicher Theilnahme zu. Wo er befriedigt war, zeigte sich das oft durch einen lauten Ausbruch, zum Beispiel: prächtig! delicios! wo er nicht befriedigt sein konnte, durch ein freundliches Nicken mit dem Kopf, durch ein mildes, theilnehmendes Hm! oder auf irgend eine Weise, die dem Stockenden Muth, dem Bittenden Hoffnung gab. Und das that ein König, von dem ein englischer Staatsmann sagte: Friedrich Wilhelm IV. ist von allen Monarchen, die je geherrscht haben, der Einzige, der, wenn er vom Thron stiege, in jeder beliebigen Wissenschaft sein Brot als Professor finden könnte.

Er schien unermüdlich und doch wurde er müde, da der Lebensabend nahte; das fühlten die ihm Nahestehenden kurz bevor der Schlaganfall ihn im Herbst 1857 traf. Er hatte die Mitglieder des in Berlin versammelten evangelischen Bundes nach Potsdam eingeladen, und redete dort mit Vielen von ihnen. Zu einem ihm bekannten Geistlichen, dem jüngeren Strauß, dessen Mutter kürzlich gestorben, sprach er: „Ihr Mütterchen ist nun auch zur Ruhe — ach ich sehne mich auch recht nach der Ruhe!" Wenige Tage darauf gab ihm jener Anfall, wenn auch noch nicht die ewige Ruhe, doch das Ausruhen von seinem königlichen Beruf.

Vor zwanzig Jahren hatte er geglaubt noch zwanzig Jahre zu leben. Bald nach seinem Regierungsantritt hat er den General-Gartendirector Lenné zu sich kommen lassen und zu ihm gesprochen: „Der Herzog von Dessau hat aus seinem Lande einen Garten gemacht, das kann ich mit dem meinen nicht, dazu ist's zu groß, aber aus der Umgegend von Berlin und Potsdam könnt' ich einen Garten machen, ich kann vielleicht noch zwanzig Jahre leben, in der Zeit läßt sich schon etwas schaffen, machen Sie mir einen Plan mit Rücksicht auf die Worte, die ich eben zu Ihnen gesprochen!"

Zwanzig Jahre später ruhte das Herz des Königs in der Gruft seiner Eltern.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm IV.

Von Lasson.

Ein Ereigniß, lange erwartet, aber deshalb nicht weniger schmerzlich empfunden, hat den Anfang des Jahres 1861 bezeichnet. Friedrich Wilhelm IV. ist nicht mehr. Es ist wohl eine Pflicht dieser Blätter, der Erinnerung an diesen Fürsten, der als Mensch so hoch begabt, wie als Fürst für Preußens und Deutschlands Größe begeistert war, noch einen weiteren Ausdruck zu geben.

Friedrich Wilhelm IV. wurde am 15. October 1795 geboren. Die ersten Jahre verlebte er unter der treuen Obhut eines Elternpaares, das alle Tugenden innigen Familienlebens von der Höhe des Thrones aus leuchten ließ. Es genügt, den Namen seiner hochherzigen Mutter, der edlen Louise, zu nennen, um die heiligsten Erinnerungen des preußischen Volkes wachzurufen. Die sittliche Tüchtigkeit und im Innersten gesunde Natur des Vaters, des „Heldenkönigs" Friedrich Wilhelm III., begegnete beim Sohne von früh an einer tief gewurzelten, nie sich verleugnenden Pietät. Frühzeitig erweckte Wort und Lehre der Mutter in dem Knaben die Liebe zum deutschen Vaterlande. Deutsche Gesinnung konnte später der König als das Erbtheil seiner unvergeßlichen Mutter bezeichnen. Mit äußerster Sorgfalt wurde des jungen Prinzen Erziehung geleitet. Sein Erzieher, der spätere Geheime Rath und Superintendent Delbrück († 1830), ein wackerer und durchaus achtungswerther Mann, stand seinem wichtigen Amte in den Jahren 1800—1809 vor. Der Zögling hat ihm immer eine dankbare Erinnerung bewahrt. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit entfalteten sich die herrlichen Anlagen des Kronprinzen, und die schönsten Hoffnungen bauten Alle, die ihm nahe kamen, auf seine weitere Entwickelung. Elf Jahre zählte der Kronprinz, als im französischen Kriege jene entsetzliche Katastrophe eintrat, die den preußischen Staat an den Rand des Verderbens zu bringen schien. So griff das allgemeine Unglück des Staats und das besondere der königlichen Familie in das Leben des Knaben hinein; er theilte die Flucht seiner Eltern an die äußersten Grenzen des Königreichs, die mehr als bürgerliche Beschränkung, die dem königlichen Hausstande auferlegt war, alle diese großen und kleinen Bedrängnisse, die des ganzen Landes Elend der königlichen Familie so nahe brachten; und das jugendliche Gemüth kann nicht ohne tiefe Eindrücke geblieben sein bei dem allgemeinen Zusammensturz, in dem sich so viele Schuld mit so vieler Schwäche verbunden zeigte. Zu dem Unglück, das aus den Einbußen des Staates entsprang, kam in dem Tode der edlen Königin (19. Juli 1810) ein unersetzlicher Verlust für die königliche Familie, ein Verlust, der bis in's innerste Herz traf. Wie der König eine innig geliebte Gemahlin, so betrauerte der Kronprinz eine angebetete Mutter. Aber eben diese Jahre boten zugleich das Schauspiel eines durch weise und kräftig durchgeführte Reformen neu belebten Staatswesens, eines herrlichen Aufschwungs des Volksgeistes, und zeigten den Triumph der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls. Als der glorreiche Kampf des Jahres 1813 begann, war der Prinz noch zu jung, um irgend wie eine selbständige Thätigkeit zu entfalten. Aber er zog mit hinaus in das Feld, wo die Schlachten der Freiheit geschlagen wurden, und das alte Erbtheil des Hohenzollerngeschlechts, kriegerische Tapferkeit, verleugnete sich auch bei ihm nicht. Besonders in der Schlacht bei Groß-Görschen gab der Kronprinz herrliche Beweise von kriegerischem Ungestüm und Heldenmuth.

Digitized by Google

Von der früh gereiften geistigen Entwickelung des Kronprinzen giebt es einen Beweis in einem Selbstgespräch, das er am 17. October 1808 beim Antritt seines vierzehnten Lebensjahres in Königsberg aufgezeichnet hat. Schon in diesem frühen Alter bricht die geistreiche, tief erregte Anlage des hohen Geistes hindurch, und ein Theil der Ueberzeugungen, die in seinem späteren Leben seine Leitsterne waren, kam schon hier in edelster Weise zum Vorschein. Schon damals erscheinen ihm „Wahrheit und Recht und die standhafte Liebe beider als das wirksamste Mittel der inneren Ordnung und der äußeren Sicherheit aller gesellschaftlichen Verhältnisse, welchen am besten gerathen ist, wenn unter dem Einflusse zweckmäßiger Bildungsanstalten Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Verkehr unter dem Gesichtspunkte göttlicher Weltordnung zu einem Ganzen sich vereinigen." Schon hier zeigte sich eine für diese Jugend außerordentliche Kraft des Gedankens und ein schönes Interesse an der edelsten geistigen Beschäftigung; eine Strenge und Gewissenhaftigkeit, die Gewohnheit, auf sich zu achten, sowie die Spuren jener Sprachgewalt und phantasievollen Eigenthümlichkeit des Styls, die dem dereinstigen Herrscher in so ausgezeichnetem Grade eigen war. Als dem Knaben am 18. Januar 1808 die Würde eines Rectors der Universität Königsberg übertragen wurde, hätte die gelehrte Körperschaft wohl ein gelehrteres Haupt erwählen können, aber sicher keines, das für die Herrlichkeit der Wissenschaften eifriger erglüht gewesen wäre. Am 20. Januar 1813, kurze Zeit vor dem Aufbruch zum Freiheitskriege, ward der Kronprinz zu Potsdam confirmirt.

Die weitere Erziehung des Kronprinzen leiteten besonders Niebuhr als Lehrer der Geschichte, Ancillon und Savigny als Lehrer der Politik und Jurisprudenz, während Scharnhorst und v. Knesebeck denselben in den militairischen Wissenschaften unterwiesen. Die geistige Ausbildung des Zöglings entsprach den Bemühungen so ausgezeichneter Männer. Friedrich Wilhelm IV. hat von seiner Jugend an den Wissenschaften nicht bloß eine aufrichtige Liebe gewidmet; er hat in mehr als gewöhnlicher Weise ihre schönsten Früchte sich selbständig angeeignet. In seiner Seele lag ein tiefes Bildungsbedürfniß, das ihn jedes, was ihn geistig fördern konnte, mit Freude ergreifen ließ. Ein lebhaftes Interesse beseelte ihn von früh an für die schönen Künste, die ihm seine leicht bewegliche Phantasie und sein zartes Gefühl besonders nahe legte. Er hat es vorzüglich in Baukunst und Malerei zu einer gründlichen Kennerschaft nicht allein, sondern auch zu eigner Production gebracht. Die lebendige Bewegung der deutschen Litteratur am Anfange dieses Jahrhunderts konnte an dem aufgeweckten Geiste des jungen Fürsten nicht ohne bleibende Anregung vorübergehen. Bei seinem Aufenthalte in Paris im Jahre 1814, als er mit den siegreichen Heeren der Alliirten derthin gekommen war, interessirte ihn an der großen Hauptstadt nichts so sehr, wie die in so vielen Kriegsjahren erbeuteten und geraubten und im Louvre zu einem Museum einziger Art versammelten Kunstwerke, die er mit merkwürdiger Ausdauer zum Gegenstande tiefsten Studiums machte. So sammelten sich in des Kronprinzen edlem Geiste die schönsten Richtungen des deutschen Geistes und verbanden sich mit jener sittlichen und religiösen Grundstimmung, mit jener geistigen Lebendigkeit und bildsamen Phantasie zu einem harmonischen Ganzen, das wohl Bewunderung und Liebe überall gewinnen mußte. Es muß eine herrliche Persönlichkeit gewesen sein, diese begabte, mit reichen Schätzen der Bildung ausgestattete, für das Beste und Edelste glühende Jünglingsseele auf den Höhen des Lebens, und es mußte dem Vaterlandsfreunde die freudigsten Hoffnungen erwecken, daß die Geschicke des Vaterlandes einst in solchen Händen ruhen sollten. Niebuhr besonders, ein Mann, dessen Grundstimmung doch als eine sehr trübe und melancholische bezeichnet werden kann, giebt in seinen Briefen diesen Gefühlen Ausdruck und äußert sich mit wahrhafter Begeisterung über die herrlichen Eigenschaften seines königlichen Schülers. „Ich habe nie eine schönere Jünglingsnatur gesehen." — „Sein Herz ist so tief bewegt, wie seine

Digitized by Google

Phantasie leicht beflügelt." — „Man kann von ihm für Preußen und Deutschland große Tage verheißen." — „Er gewinnt die Herzen aller derer, die sich ihm nähern." — „Seine innere Reife ist bewunderungswürdig." — „Man sollte Gott auf den Knieen danken, daß das Land einen solchen Thronerben hat, der in ganz Europa nicht seines Gleichen hat." — Das sind Urtheile Niebuhr's aus der Zeit von 1814—25.

Auch das spätere Leben des Kronprinzen bis zu seiner Thronbesteigung war am allermeisten der Ausbildung dieses edlen Geistes gewidmet; mit besonderer Ausdauer widmete er sich der politischen und militairischen Thätigkeit. Als Mitglied des Staatsrathes seit 1819 wandte er den öffentlichen Angelegenheiten ein aufmerksames und eifriges Streben zu. Während der Abwesenheit des Königs zum Congreß von Verona 1822 war der Kronprinz Stellvertreter des Vaters. Seit 1822 zum Vorsitzenden der Commission für Errichtung der Provinzialstände ernannt, sammelte er die reichsten Erfahrungen auf einem Gebiete, auf dem sich während seiner Regierung seine organisatorische Kraft am meisten bewähren sollte. Vielfache Reisen, der vertraute Umgang mit hervorragenden Künstlern und Gelehrten erhielt seinen Blick offen für die höchsten geistigen Interessen. Im Jahre 1838 auf einer Reise durch die Rheinlande nahm er die begeistertsten Huldigungen entgegen und befestigte die enge Verbindung der neu gewonnenen Provinzen mit dem Staate und dem Königshause. Im Jahre 1818 besuchte er Rußland, 1828 Italien und 1833 bereiste er noch einmal die nördlichen Theile dieses Landes. Seine ernste Theilnahme für die Angelegenheiten der Alterthumswissenschaft bewies die Uebernahme des Protektorats des Instituts für archäologische Correspondenz, das Gerhard in Rom gegründet hatte. Im Jahre 1827 traf der Kronprinz mit Goethe zusammen, und dieser sagt darüber: „Er war gegen drei Stunden bei mir und es kam mancherlei zur Sprache, welches mir von dem Geist, Geschmack, den Kenntnissen und der Denkweise dieses jungen Fürsten eine hohe Meinung gab." Und noch später äußerte er: „Große Hoffnung setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach alledem, was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch." Am 29. November 1823 begründete der Kronprinz sein häusliches Glück durch seine Vermählung mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern. Es war ihm vergönnt, gleich seinem erhabenen Vater, seinem Volke ein Muster ehelicher Liebe und Treue zu geben. Die beiden königlichen Gatten haben in treuer Eintracht und Innigkeit zu einander gestanden in Freude und Leid. Noch ist die hingebende Liebe in frischer Erinnerung, mit welcher die edle Königin dem Gemahl in den drei Jahren des schmerzlichsten Leidens beigestanden. Wie innige Gefühle der König zu seiner Gemahlin gehegt hat, davon legt die nach seinem Tode veröffentlichte Verfügung, die er über sein Begräbniß getroffen hat, das rührendste Zeugniß ab. Auch dem Lande ist die Königin Elisabeth durch ihren mildthätigen, frommen Sinn und ihre hilfsbereite Hand theuer geworden.

Friedrich Wilhelm IV. war schon als Kronprinz eine volksbeliebte Persönlichkeit. Als Chef des zweiten Armeekorps und Statthalter von Pommern vermochte er, seine edlen Eigenschaften in weiteren Kreisen geltend zu machen und sich bei Allen, die ihm nahe kamen, Liebe und Vertrauen zu gewinnen. Besonders sein schlagfertiger Witz wurde im Volke gerühmt. Der Zauber seiner Persönlichkeit, seine liebenswürdige, herzgewinnende Freundlichkeit und seine hohe geistige Bildung gewannen ihm die allgemeinste Bewunderung. Er war entschieden der gebildetste Fürst seiner Zeit; an seinem reichen Verstande, an seinem für das Gute begeisterten Willen vermochte Niemand zu zweifeln. Kein Wunder, daß man auf seine dereinstige Regierung die schönsten Hoffnungen setzte.

Es kam das Jahr Vierzig, das so oft einen Wendepunkt in der Geschichte Brandenburgs und Preußens bezeichnet hatte, und mit ihm das schmerzliche Ereigniß, das Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron des schönsten Reiches berief. Nach ruhmvoll vollbrachtem Tagewerk beschloß Friedrich Wilhelm III. lebensmüde seine durch so große Wechselfälle bezeich-

Digitized by Google

nete königliche Laufbahn. Der allgemeine Schmerz des Volkes, das diesen König mit wahrer Liebe verehrt hatte, begleitete ihn in's Grab. Aber an der edlen Gestalt seines Nachfolgers richteten sich getröstet alle Gemüther auf, und unter den außerordentlichsten Erwartungen begann **Friedrich Wilhelm IV.** seine Regierung. Gleich seine ersten Regierungshandlungen rechtfertigten die hochgespanntesten Hoffnungen. Man fühlte, daß dies ein wahrer König sei. Dies lebendige, tiefe Gefühl, der hinreißende Schwung der Beredtsamkeit, die großen, wahrhaft königlichen Gesichtspunkte, die er aufsprach, rissen Preußen, Deutschland, Europa zu allgemeiner Bewunderung hin. Es wird uns jetzt schwer, uns in die Stimmung ungetheilter Begeisterung zu versetzen, die sein erstes Auftreten begleitete. Und doch, es ist unzweifelhaft: es ist die innerste, eigenthümlichste Anlage dieses Geistes, die damals alle Herzen ihm schlagen machte; es ist zugleich dieselbe, die allmälig die Gesinnung der Wortführer von ihm abwendete.

Gleich der Erlaß, mit welchem der König am 17. Juni jenes berühmte Dokument, den „letzten Willen" seines verewigten Vaters veröffentlichte; die Antwort, die er der Berliner Condolenz-Deputation gab, seine Anrede an die Minister bei deren Vereidigung, zeichneten eine von großen Gedanken und edlen Gesinnungen getragene Persönlichkeit. Es war eine eigenthümliche, unnachahmbare Herzlichkeit und eine überströmende Gemüthsfülle, die sich in jedem Worte des Königs aussprach. Am 10. August erfolgte ein Amnestiedekret. „Ich rechne auf keinen persönlichen Dank," erklärte der König, „glücklich in dem Gefühl, ein heiliges Vermächtniß des Hochseligen Königs erfüllt und an Sein Andenken neuen Segen geknüpft zu haben." Zwei allverehrte Männer, Arndt und Boyen, jener seit 1820 seiner Professur in Bonn enthoben, dieser, seitdem er 1819 vom Kriegsministerium zurückgetreten war, in ländlicher Zurückgezogenheit lebend, wurden dem Staatsdienste zurückgegeben. Der Streit mit den katholischen Bischöfen, der die letzten Lebensjahre **Friedrich Wilhelm's III.** verbittert hatte, wurde durch versöhnende Schritte einer Lösung entgegen geführt. Nach alter Sitte wurde der Huldigungslandtag der Provinz Preußen nach Königsberg berufen und auch die Stände des Großherzogthums Posen eben dahin beschieden. Am 10. September fand in der alten Hauptstadt der Provinz Preußen die Huldigung Statt. Hier zuerst offenbarte die Beredtsamkeit des Königs ihre ganze hinreißende Macht. Hier war es, wo er jene Worte sprach: „Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet, und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser theures Vaterland! Sein Zustand ist von Alters her oft beneidet, oft vergebens erstrebt. Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziel: nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsre Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch Eins! wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges, edles ist — keinem andern Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte!" Konnte der ergreifende Eindruck solcher Worte noch gesteigert werden, so geschah es durch die Reden des Königs bei der Berliner Huldigung vom 15. Oktober. Wären sie auch nicht Worte eines Königs, nicht bei so wichtiger Gelegenheit gesprochen, sie wären, auch abgesehen von den Gesinnungen, die sich in ihnen aussprechen, durch die Form des sprachlichen Ausdrucks Meisterstücke der Beredtsamkeit, die eine Bereicherung der nationalen Litteratur bilden. Nicht leicht hat Jemand der lieben deutschen Muttersprache vollere, reichere, mächtigere Laute entlockt, ihr ihren innersten Genius so treulich abgelauscht, wie **Friedrich Wilhelm IV.** Diese Meisterschaft der Form aber stammt aus der tiefen Fülle des Gemüthes, der lebendigen Ergriffenheit der Persönlichkeit, die sich mit ihrem ganzen

Digitized by Google

phantasievollen Schwunge in die Bedeutung des Augenblickes zu versetzen und ihren ganzen Inhalt auszudrücken vermag. Es ist nicht der rednerische Schmuck, es ist die einfache innige Wahrheit, die Aufrichtigkeit des Gefühls, die Herzlichkeit des Ausdrucks, die diesen Reden eine Wirkung sondern Gleichen verschaffte und ihnen einen unvergänglichen Werth für alle Folgezeit sichert.

Diese Reden enthalten in der That in kurzen, meisterhaften Umrissen die leitenden Grundsätze der Regierung des neuen Königs. Er ist ihnen nie ungetreu gewesen. Aber die begeisterte Zustimmung, die sie zuerst überall fanden, mußte sich nothwendig in den schneidendsten Widerspruch verwandeln. Man hatte beim ersten mächtigen Eindruck übersehen, in wie tiefem Gegensatze diese Prinzipien und Ueberzeugungen zu dem herrschenden Zuge der Zeit standen.

Es war eine tief erregte Zeit, der gegenüber der König seine Stellung zu nehmen hatte. Die Regierung Friedrich Wilhelm's III., gesegnet wie sie war an Früchten des Friedens und der Ordnung, hatte doch große Fragen ungelöst gelassen. Ein gewisses Gefühl des Mißbehagens, das nur die Pietät gegen einen allverehrten König, die Gerechtigkeit und weise Mäßigung eines vernünftigen Regiments, von lärmenden Aeußerungen zurückhielt, hatte sich unzweifelhaft über eine große Menge der intelligenteren Bevölkerung verbreitet. Die Theorien, die man kurzweg als die liberalen bezeichnen kann, herrschten in den gebildeten Ständen; in die Massen waren sie nicht gedrungen. Im Wege dieser Theorien lag auch das preußische Verfassungsleben. An der todten Einförmigkeit der Bureaucratie ärgerten sich lebhaftere und unruhigere Geister; man begehrte für die Mehrzahl eine Theilnahme an den staatlichen Angelegenheiten. Der König hatte wiederholt seine Absicht, eine reichsständische Verfassung zu schaffen, zu erkennen gegeben. Auf eine solche war Aller Hoffnung gerichtet, und eine allgemeine Sehnsucht beherrschte die Gemüther, zu sein wie andere Völker und — eine Konstitution zu haben. Nahe verwandt war das Streben nach größerer Oeffentlichkeit des gerichtlichen und politischen Lebens, nach dem Rechte der freien Meinungsäußerung auch in politischen Dingen, nach Freiheit der Presse. Mit geringerer Deutlichkeit, aber allmälig an Kraft wachsend, tritt sodann die Sehnsucht nach einer Umänderung des deutschen Bundes im Sinne größerer Einheit der verschiedenen Staaten hervor, der Wunsch für eine würdigere und mächtigere Stellung der deutschen Nationalität. Die Stürme von 1830 waren an Preußen fast spurlos vorübergegangen: aber eine Aufregung der Geister blieb. Großes allerdings hatte Preußen unter Friedrich Wilhelm's III. wackerer Regierung erreicht. Mit Stolz durfte der Preuße auf seinen Beamtenstand hinweisen, der in Kenntniß, Treue, Unbestechlichkeit nicht seines Gleichen hatte, mit Stolz auf die weise Ordnung der Finanzen, die freisinnige Städteordnung, den hohen Ruhm der wissenschaftlichen Anstalten, der Volks- und Gelehrtenschulen, und vor Allem auf die herrliche Armee, Preußens schönstes Besitzthum. Das innige, pietätsvolle Verhältniß zwischen Fürst und Volk war ungetrübt, der Wohlstand und die Bevölkerung in stetigem, schnellem Wachsthum, das Ansehen in Deutschland und Europa ungeschmälert. Aber hinter allen diesen Segnungen schlummerte der Keim einer weitgreifenden Unzufriedenheit. Die Wünsche großer Volksklassen waren mit der bestehenden Ordnung des Staatswesens nicht mehr in Einklang. Forderungen, die man an Friedrich Wilhelm III. nicht zu richten wagte, gestalteten sich zu Hoffnungen, die man auf seinen Sohn setzte. Nun hatte sich die königliche Gestalt dieses Sohnes und Nachfolgers dargestellt. Man fand einen außerordentlichen, höchst bedeutungsvollen Mann in ihm: das mußte also der Mann nach dem Herzen der Volksstimme sein, und man vergaß, daß er erklärt hatte, er wollte vor Allem ein Mann nach dem Willen Gottes sein.

Die Regierung des Königs fällt in eine Zeit der tiefsten Gegensätze. Die Geister sind der bloßen Autorität und des Gehorsams entwöhnt. Die litterarischen Umwälzungen vor

Digitized by Google

Allen des deutschen Geistes, die thatsächlichen Umwälzungen der französischen Revolution hatten das Aussehen Europa's seit 60 Jahren umgestaltet. Auch in Deutschland wankte Alles in Staat und Kirche: nicht mehr die schlichte Gewalt der Sitte und des Herkommens, der geschichtliche Bestand und seine Ueberlieferung, das nächste praktisch Erreichbare und Wünschenswerthe ist der Gegenstand des Denkens, Trachtens und Strebens. Man trug sich mit weitgreifenden Plänen, und wollte die Welt auf dem Boden subjectiver Theorien neu aufbauen. Unter diesen Elementen nimmt der neue König seinen Platz, und schnell ergreift er seine eigenthümliche Stellung. Es ist ein zu eigenthümlicher Geist, um sich von außen Gesetze auferlegen zu lassen. Nicht der Strom des herrschenden Geistes reißt ihn mit sich fort: er ist im Gegentheil fest entschlossen, ihn zu bändigen. Aber auch nicht die Autorität des bloßen Herkommens, die Staatsmaschine, wie sie ihm überliefert ist, kann ihm genügen. Auch hier weiß er sich selbstständig, und der trockne pedantische Ernst der bloßen Bureaukratie, die ideenlos von dem nächsten Bedürfnisse lebt, widersteht ihm. Er weiß sich stark und fest genug nach dieser, wie nach jener Seite. Wenn die Zeit Ziele haben soll, so ist er der Mann, der Zeit diese Ziele zu stecken. Im unerschütterlichen Glauben an seine hohe, königliche Stellung, an seine großen Aufgaben hat er zugleich eine ihm eigenthümliche Anschauung von den Pflichten und Aufgaben dieser Zeit. Ein Ideal schönen, menschlichen Daseins, staatlicher Herrlichkeit und Größe schwebt seinem Geiste vor, ein Ideal aus geistiger Vertiefung, geschichtlicher Kenntniß und religiöser Gemüthsfülle entsprungen. Dieses Ideal will er verwirklichen mit den Mitteln, die ihm zur Hand sind, mit der Gesinnung, die er in seinen ausführenden Dienern findet, mit dem Geiste, der in den Gebildetsten seines Volkes lebt, mit der noch unerschütterten, treuen Hingebung der Massen an seine königliche Gewalt, mit der Festigkeit staatlicher Institutionen, wie sie ungebrochen und ungebeugt ihm überliefert worden. Aber will er das Seinige durchführen, so muß er das Fremdartige brechen. Er ist viel zu edel und viel zu großmüthig, um an den wahren Bestrebungen der Zeit die edlere Seite zu verkennen. Mit der Persönlichkeit zumal weiß er sich schnell in Beziehung zu setzen; einem Jeden trägt er ein warmes, empfängliches Herz entgegen; aber den Prinzipien gilt sein Widerstand. Was er begehrt, steht in vielen Punkten in Beziehung zu den Forderungen der Zeit: nicht todte Einförmigkeit, sondern gegliederte, lebendige Unterschiedenheit im Staatsleben, hohe Ziele einer geistigen und materiellen Entwickelung, *ein herrliches, in lebendiger Gliederung einiges Deutschland*. Aber auch wo er das dem Zeitgeiste Verwandte will, will er es *auf* andrem Grunde und *aus* andrem Grunde. Gegen eine Anschauungsweise, die alles Große verflacht, alles Ethische auf die äußerlichsten Gesichtspunkte juristischer Normen oder der Zweckmäßigkeit für den nächsten greifbaren Nutzen zurückführt, die im Staatsleben, wie im Familienleben nur ein formales Vertragsverhältniß zu finden vermag: dieser Anschauungsweise gegenüber gilt es ihm um die innere Gediegenheit einer sittlichen Grundmacht. Ihm kommt es auf den geschichtlichen Zusammenhang an, auf die Heiligkeit des Bestehenden und dessen gedeihliche Fortentwickelung, nicht auf den Bruch mit der Vergangenheit. Dem Grundsatz der Ungebundenheit und der Selbstständigkeit der Vielen stellt sich bei ihm die Herrlichkeit der sittlichen Ordnung, die innere Heiligkeit der sittlichen Gewalten gegenüber. Soll denn ein neuer Zug in's Staatsleben kommen, so muß es die Wärme des Gemüthes, der aus dem innerlich ergriffenen, begeisterten Herzen entspringende Gehorsam, der Glanz und die Herrlichkeit eines in organischer Mannigfaltigkeit sich aufbauenden Gesammtlebens sein.

Aber an einem Punkte ist es doch zumeist, wo der unversöhnliche Widerspruch des königlichen Strebens zu der aufgeklärten Meinung hervortritt. Was der König will, er will es um Gottes willen; christliches Leben im Staate, im Volke wie in der Regierung, das ist sein höchster Gesichtspunkt. Wenn dem Zeitgeiste die Religion als Gegnerin, die Aufklärung als

Digitized by Google

Zweck erscheint, so ist dem König die Religion Grundmacht des Daseins und oberstes Prinzip aller Wirksamkeit. Zugleich aus der Fülle des inneren Glaubenslebens und mit staatlicher Weisheit wird die Religion auch als politische Macht betont; der christliche Staat und die christliche Weltanschauung als der leitende Grundsatz der politischen Thätigkeit bezeichnet. Seine Aufgabe ist dem Könige vor Allem ein von Gott gegebenes Amt, sein Königthum ein Königthum von Gottes Gnaden. Grade an diesen Punkt knüpft der erbittertste Widerstand an. Die Bildung der Zeit freilich folgt ganz anderen Prinzipien. Wo nicht offenbare Indifferenz in religiösen Dingen herrscht, da hat die „aufgeklärte" Gesinnung Platz gegriffen. Der Glaube ist zurückgedrängt in der Stimmung des Zeitalters. So wird die Auflehnung zunächst gegen die kirchliche und religiöse Richtung der Regierung immer mächtiger und greift immer weiter um sich. Von diesem Punkte aus entspringt zumeist die Entfremdung der Gemüther, die sich immer trotziger von dem Könige abwenden, seine besten Absichten verdächtigen. Es ist unzweifelhaft: grade das christliche Bekenntniß des Königs hat ihm die erbittertste Gegnerschaft zugezogen.

Paradeaufstellung der Leiche Friedrich Wilhelms IV.

So mußte der edelste, hochsinnigste König ein Gegner werden des in der Zeit waltenden Zuges. Aber nicht durch die Macht der äußern Gewalt wollte er wirken. Er selbst hatte eine natürliche Vorliebe für die freie Bewegung der Geister. Dem späteren Geschichtsschreiber wird ein reichhaltiges Material zu Gebote stehen für den Nachweis, daß Friedrich Wilhelm IV. noch weit mehr, als er ausgeführt hat, für die Niederreißung unnöthiger Schranken vorbereitet hatte, schon vor dem Jahre 1848. Die Natur seiner Stellung als europäischer Fürst und insbesondere als Fürst des deutschen Bundes hat seinen Arm vielfach gehemmt. Aber vor Allem wollte er den ungestümen Drang der Geister nach dem, was

Digitized by Google

nicht zu frommen schien, hemmen und zügeln. In der Ueberzeugung, daß „alles Gute seine Zeit fordere," wollte er der Erzieher seines Volkes werden. „Ich strebe nicht nach eitler Volksgunst," sagte er. Wie er „das Gewissen seines Vaters segnete, der eigne frühe Triumphe verschmähte, um sein Volk vor späterm Verderben zu bewahren," so wollte er „nicht gleich durch Neulingshast des Vaters eben vollendetes Werk in Frage stellen." An Bildung und geistiger Vertiefung war der König gewiß den Meisten überlegen. Ob sein Streben immer auch politisch klug war? Nach dem augenblicklichen Erfolge zu urtheilen, ist immer das Bequemste, aber selten das Richtige. Wahrhaft und aufrichtig war jenes Streben, und was in ihm gut war, wird trotz alledem in der weitern Entwicklung des preußischen Staatslebens nachwirken. Ein neues Element hatte der König mit seinem ersten Erscheinen in dies Staatsleben eingeführt. Er sprach sich aus, und gab seinen Regierungstendenzen eine theoretische Begründung vor allem Volk. Es war nicht mehr der Gehorsam um des Befehles und der Macht willen, den er forderte; er wollte auch davon überzeugen, daß er aus treuem Herzen, in bester Gesinnung, und vor Allem mit begründeter Kenntniß handle. Der Macht kann man nur gehorchen und der Autorität sich fügen. Der Ueberzeugung aber stellt sich die Ueberzeugung gegenüber, den Gründen widerstehen Gegengründe. Der König stieg selbst auf den Kampfplatz herab und ging ein in den Kampf der Prinzipien. Durch das bloße Auftreten des Königs war Oeffentlichkeit in das Staatsleben gekommen: sie ließ sich nicht mehr unterdrücken. —

Seine Sorgfalt für die Entwicklung der ständischen Einrichtungen seines Vaters bekundete der König zunächst im Februar 1841 durch das Zugeständniß einer beschränkten Veröffentlichung der Verhandlungen der Provinziallandtage, durch die zugesicherte regelmäßige Berufung im Zeitraum von zwei Jahren, durch die Berufung der vereinigten Ausschüsse im Herbst 1842 und endlich durch die Begründung des vereinigten Landtags vom 3. Februar 1847. Dem Ausbau des deutschen Bundes und der Herstellung innigerer Vereinigung zwischen den verschiedenen Gliedern der deutschen Nation hat der König immer eine ernste Mühe gewidmet. Den beredtesten Ausdruck fand dies Streben in des Königs Rede bei der Grundsteinlegung des Kölner Dombaues am 4. September 1842. Von des Königs lebendiger Persönlichkeit strahlte ein Geist erhöhter Regsamkeit durch alle Zweige der Staatsverwaltung. Die Mündlichkeit des Prozeßverfahrens wurde vorbereitet. An dem glänzenden Aufschwunge der industriellen Thätigkeit des Landes und an der Schöpfung gewaltiger Hülfsmittel für dieselbe, insbesondere an der Vollendung des Eisenbahnnetzes und dem Abschluß von Handelsverträgen, hat der König einen hohen persönlichen Antheil des Verdienstes. Der Wiederaufnahme des Kölner Dombaues bewies der König das thätigste Interesse, und regen Antheil nahm er im Verein mit England an der Begründung eines evangelischen Bisthums in Jerusalem 1841.

In den Jahren 1840—1848 zeigten sich überall die Spuren eines höchst bedenklichen Geistes. Das Attentat des Bürgermeisters Tschech am 26. Juli 1844 war die That eines Einzelnen, eines verkehrten und frevelhaften Menschen. Aber von allen Seiten, in der Presse, wie im thatsächlichen Leben zeigte sich ein feindseliger Geist auf kirchlichem, politischem, sozialem Gebiete. Die französische Revolution vom 24. Februar 1848 hatte in ihrem Gefolge auch die Erschütterung des bürgerlichen Friedens in Preußen. Nachdem der König durch weitgehende Concessionen die aufgeregte Stimmung beschwichtigen zu können geglaubt hatte, brach nichtsdestoweniger ein blutiger Straßenkampf in Berlin aus. Der König, schonungsvoll und den Umständen weichend, zog die Truppen aus der Hauptstadt, und Preußen sah sich plötzlich in die Form eines constitutionellen Staats versetzt. Der König schloß sich mit aufrichtiger Seele dem Charakter dieser neuen Zeit an; ja, in den ersten Tagen konnte er noch hoffen, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, und vor Allem diejenige Richtung des öffentlichen Geistes zu leiten, welche auf die Herstellung eines einigen Deutschlands ging. Aber die Bewegung des Jahres 1848 nahm einen andern Gang, als man erwartet hatte. Der Liberalismus hatte die Massen für sich auf den

Digitized by Google

Kampfplatz geführt, er hatte aber dadurch einer neuen Macht das Dasein gegeben. Die Demokratie überholte bei Weitem alle Grundsätze des Liberalismus. Durch das Ministerium Manteuffel wurde diese Richtung zwar besiegt, doch aus eigenem Antriebe gab Friedrich Wilhelm IV. seinen Verfassungsentwurf. — Nach stattgefundener Revision wurde dieser Entwurf zur Verfassungsurkunde des preußischen Staates umgestaltet und vom Könige am 6. Februar 1851 beschworen. Dem getreuen und redlichen Sinn des Königs verdankt Preußen seine Verfassung.

Nicht so gelang es dem edlen und aufrichtigen Streben Friedrich Wilhelm's IV., dem deutschen Verfassungswerke einen befriedigenden Abschluß zu geben. Der Reichstag in Frankfurt hatte am 28. März 1849 die Vollendung seiner Berathungen über eine Verfassung des deutschen Reichs bewirkt und die erbliche deutsche Kaiserkrone dem Könige von Preußen übertragen. Friedrich Wilhelm IV. aber fand es unmöglich, eine ohne die Zustimmung der deutschen Regierungen durch den Willen des Reichstags, der für sich zu solchem Beschluß nicht berechtigt war, ihm übertragene Gewalt anzunehmen, zumal wenn er sich zugleich auf eine Verfassung verpflichten sollte, wie sie das Frankfurter Parlament beschlossen hatte. Gleichwohl setzte der König seine Bemühungen für die Einigung Deutschlands auf dem Boden des Rechts fort. Dafür zeugt das Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849, die Berufung des Erfurter Parlaments im März 1850, der Fürstenkongreß vom Mai desselben Jahres und die ernste Ausdauer der Unionsbestrebungen. Von Oesterreich angefeindet, von den Bundesgenossen im Stich gelassen, blieb Preußen nur die Wahl, entweder im Bunde mit der Revolution den Bruderkrieg gegen die rechtmäßigen Gewalten in Deutschland zu führen, oder seine bisherige deutsche Politik aufzugeben und dem Streben, aus den unheilvollsten Bewegungen eine gute Frucht herauszuschälen, zu entsagen. Daß die traurige Nothwendigkeit der Zeit zu dem letzteren Entschlusse zwang, ist eine der bittersten Erfahrungen in des Königs Leben. Aber des Königs Schuld war es nicht, wenn damals auch die gerechtfertigten Einheitsbestrebungen der deutschen Nation, für die er sein ganzes Streben eingesetzt hatte, einen so schmerzlichen Schiffbruch erlitten. —

Zum zweiten Mal, am 22. Mai 1850, rettete die Vorsehung den König von einem Mordversuch. Bis zum October 1857 führte der König das Scepter seines Staates und erhielt seinem Volke in den schwierigen Verwickelungen der Jahre 1853—56 die Wohlthaten des Friedens. Die Hilfsquellen des Landes und der materielle Wohlstand nahmen seit dem wiedergewonnenen bürgerlichen Frieden in ungemeiner Schnelligkeit zu. Für die Begründung einer preußischen Kriegsflotte, nachdem die Anfänge einer deutschen Flotte einen so traurigen Ausgang genommen hatten, war insbesondere die Erwerbung des Jahdebusens wichtig. In dem Streite der religiösen Parteien hielt der König, so wenig er Geisteszwang wollte und so sehr er die treue Anhänglichkeit an die Confession zu würdigen wußte, das Unionswerk seines Vaters aufrecht.

Am 8. October 1857 betraf den König ein Schlaganfall. Ein seitdem fortdauernder Krankheitszustand erlaubte ihm nicht die Fortführung der Regierungsgeschäfte. Sein ritterlicher Bruder, der Prinz von Preußen, übernahm die Regierung und führte sie mit kräftiger Hand. Die treueste Pflege, die die edle Königin dem leidenden Gemahl widmete, und mehrere zur Wiederherstellung der Gesundheit des Königs unternommene Reisen: nach Tegernsee (im Sommer 1858) und über Meran nach Italien (vom October 1858 bis zum Mai 1859) vermochten die Fortschritte des unheilvollen Leidens nicht zu verhindern, das diesen hellen und gebildeten Geist zerrüttete. Am 22. Dezember 1860 trat ein erneuerter heftiger Anfall der Krankheit ein, und am 2. Januar 1861 hauchte der edle Dulder das Leben aus. —

Von der allgemeinen Theilnahme, die sein Tod hervorrief, zeugten die Menschenmassen, die trotz der außerordentlich strengen Kälte von weit und breit herbeiströmten, um den todten Monarchen zu sehen, um seinem Leichenbegängniß beizuwohnen.

Digitized by Google

Die königliche Leiche stand im Schlosse Sanssouci am 5. Januar zur Parade aus, und war zu diesem Behufe das Schlaf- und Sterbezimmer Friedrich's des Großen, nach Beseitigung aller Möbel, durch schwarzen Behang der Fenster, Spiegel und Wände zu einer chambre ardente umgewandelt worden.

Das Zimmer war dergestalt hergerichtet, daß der alkovenartige Raum — unsere Abbildung zeigt ihn — in welchem seither das Bett Friedrichs des Großen stand, und welcher, durch zwei Säulen geschieden, fast wie ein selbstständiges kleines Zimmer neben dem größeren liegt, um einige Stufen erhöht war. Den Boden der Empore bedeckte eine schwarze, mit breiten Hermelinstreifen eingefaßte Decke, und das niedrige Gerüst, auf welchem der Sarg stand, wurde durch eine Purpursammetdecke verhüllt. Die Königliche Leiche war mit der Uniform des ersten Garde-Regiments zu Fuß bekleidet, die Hände zusammengelegt, und ein frischer Lorbeerkranz ruhte auf denselben. Die sämmtlichen General- und Flügel-Adjutanten, sowie vier Obersten versahen den Ehrendienst der Leichenwache. — Die chambre ardente war durch Wachskerzen erleuchtet, der Alkoven an den Wänden mit Ziersträuchern geschmückt.

Am 7. Januar wurden die sterblichen Ueberreste des Königs in der Friedenskirche bei Sanssouci unter dem üblichen Gepränge beigesetzt. Sein Herz ruht, der eigenen Bestimmung des Monarchen zufolge, im Charlottenburger Mausoleum zu den Füßen seiner Eltern. —

Es lag in der Natur der Dinge, daß bei der Todesnachricht sich vor Allem menschliche Theilnahme und die Anerkennung des menschlichen Werthes des Verewigten offenbarte. Doch ist Friedrich Wilhelm IV. als König nicht zu unterschätzen. Wir wollen nicht im Einzelnen auf die großen Resultate seiner Regierung aufmerksam machen; sie liegen am Tage. Die geordneten Zustände, deren sich das Vaterland erfreut, das wiederhergestellte öffentliche Recht, das verfassungsmäßige Leben, — das alles ist sein Werk. Er hat sein Volk wahrhaft geliebt; er war für Deutschlands Größe begeistert. Und mag man über den König denken, wie man will: an dem Menschen wird man nothwendig eine begeisterte Freude empfinden. So gehässig ist nicht der Haß, so parteiisch nicht die Parteiung, daß sie die edle, reine Stimmung dieses königlichen Gemüthes anzweifelte. Und gerade nach dieser Seite hin hat er die heilsamste Wirkung auf sein Volk geübt. Dieser König, in dessen Seele der lebendige Glaube an Christum und an die Heiligkeit des christlichen Gedankens den Mittelpunkt alles Denkens und Strebens bildete, wandte sich mit begeisterter Liebe aller ideellen Thätigkeit zu. Die Nachwirkungen seines Einflusses auf kirchlichem Gebiete werden niemals untergehen. Die Wissenschaft und die Schule verdankt ihm die höchsten Wohlthaten, die Kunst die bedeutsamsten Anregungen. Fast unglaublich ist es, wie reichen Schmuck an Gebäuden, zum Nutzen, wie zur Zierde, an Werken der plastischen Kunst, wie der Malerei ihm die Hauptstadt verdankt. Den glänzendsten Aufschwung hat unter seiner Regierung die Industrie genommen; Berlin ist an Einwohnerzahl, Gewerbthätigkeit und Reichthum eine Weltstadt geworden. Keine der übrigen Seiten des Staatslebens ist von Friedrich Wilhelm IV. ohne Förderung und Anregung geblieben. Von ihm ging ein neuer, belebender Hauch der Begeisterung für die nationale Größe Deutschlands aus, an ihm durfte sich die Hoffnung der Patrioten aufrichten. Und sein Verdienst ist es, wenn Deutschland in Preußen den Hort seiner Wünsche, den Vertreter seiner Lebensinteressen sehen darf.

Soll man glauben, daß dieses königliche Leben umsonst gelebt ist? Nimmermehr. Des Königs ideale Bestrebungen haben in mehreren Beziehungen nicht die Macht gehabt, einer kälter gestimmten Zeit gegenüber sich durchzusetzen. Aber eine Macht sind sie auch in dieser Zeit gewesen, und diese Macht wird mit der Zeit wachsen. Nicht im Laufe einer ruhigen Entwicklung: mit Sturmesgewalt ist Preußen plötzlich in die Bahn schrankenloser Oeffentlichkeit und konstitutioneller Formen geschleudert worden. Zur Sicherung und Unterstützung

Digitized by Google

muß es dem Königthum gereichen, wenn es mit verfassungsmäßigen Formen umgeben ist. Eine öffentliche Meinung der Besten und Gebildetsten muß sich aussprechen können in freier Discussion, und die Masse muß zu einem sittlichen Gesammtgeiste erzogen werden. So kann innerhalb der Verfassung jene sittliche Gediegenheit erscheinen, die der verewigte König mehr als Alles wollte.

Der Organismus des preußischen Staates, den die Weisheit und Gewissenhaftigkeit so vieler Herrscher, der tüchtige Geist des Volks in so vielen Jahrhunderten, eine Geschichte einziger Art geschaffen hat, ist ungebrochen und im Gegentheil vervollständigt, wie wir hoffen dürfen. So dürfen wir der Zukunft getrost ins Auge sehen. Ein edler Fürst ist Preußen, ist Deutschland entrissen worden. Aber die heiligen Güter des Vaterlandes ruhn in würdigen Händen; das ist der Trost für diejenigen, die trauernd am Grabe des königlichen Dulders standen.

Schleswig-Holstein.

Rückblick in seine älteste und jüngste Vergangenheit.

Von Dr. Gustav Bolze.

„Diese vorbenannten Lande gelobet wir nach allem unserem Vermögen in gutem Frieden zu erhalten und daß sie ewig ungetheilt beisammen bleiben."

Urkunde Christian's I. vom 6. März 1460.

Es ist ein tiefgehendes Interesse, welches das deutsche Volk an dem Geschicke der beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein nimmt, ein Interesse, das selbst über die nächsten Fragen dieser Länder weit hinausgeht. Jedermann fühlt es: wer das letzte Wort über Schleswig-Holstein spricht, entscheidet damit über die nächste politische Zukunft des deutschen Vaterlandes. Darum das gemischte Gefühl von Bangigkeit und sehnsüchtiger Hoffnung, das uns bei dem Hinblick auf diese Länder erfüllt. Giebt dies den dort wohnenden deutschen Stämmen zur Zeit eine außergewöhnliche Bedeutung, so läßt sich doch auch sagen, daß sie einen vollgültigen Anspruch auf eine solche Theilnahme erworben haben durch die Art, wie sie das Geschick, das wie ein Verhängniß über sie gekommen, getragen und abzuwehren gesucht haben: Muth und Selbstbeherrschung, Treue und Mäßigung, Sicherheit im Handeln und politischen Takt haben sie in hohem Maaße bewiesen. Dazu die nicht geringe Wichtigkeit, die ihr Land seiner geographischen Lage nach für das gesammte Deutschland hat. An der Nordseite Deutschlands, weit in das Meer hinausragend, bildet die Halbinsel, deren südlichen Theil Schleswig und Holstein einnehmen, die natürliche Verbindungsstraße zwischen dem Norden und Süden Europa's. Umströmt von den beiden deutschen Meeren, der Nord- und Ostsee, bietet sie einen gemeinsamen Berührungspunkt für den Verkehr des Ostens und Westens. Es ist nicht zufällig, daß wir auf holsteinischem Gebiete die mächtigste deutsche Handelsstadt zu suchen haben, und es ist keine Frage, daß wir ohne diese Lande an die Begründung einer bedeutungsvollen deutschen Seemacht nicht denken dürfen. Was aber diesem Gebiete ein eigenartiges Gepräge in seinen Zuständen wie in seiner geschichtlichen Entwickelung gegeben hat,

Digitized by Google

ist die schon früh eingetretene, mannichfach geartete Berührung der scandinavischen und deutschen Germanen. Freilich in uralter Zeit können nur deutsche Stämme die ganze Halbinsel inne gehabt haben. Jene Völker, die in wildem Anlauf drohend an den Grenzen des römischen Reiches erschienen und damit unsere Geschichte eröffnen, die Cimbern und Teutonen, sollen nach den Berichten der Alten und nach den Ergebnissen neuerer Sprachforschung hier ihre Heimath gehabt haben. Die frühesten Nachrichten nennen hier als seßhafte Völker die Jüten, Friesen, Angeln und Sachsen, welche letzteren zumal auch jenseit der Nordsee sich einen ruhmreichen Namen erworben haben, indem sie der britischen Insel ihre germanische Bevölkerung, ihren deutschen Namen und den germanischen Geist ihrer staatlichen Einrichtungen gegeben haben. Als nun die germanische Welt von jenem Wanderungstriebe ergriffen ward, der ganze Völker aus den heimathlichen Sitzen fortdrängte und die im Norden und Osten wohnenden süd- und westwärts zog, da wurden weite Strecken deutschen Landes leer und herrenlos, und so geschah es, daß von Osten her die Slaven oder Wenden, von Norden her die Dänen in die leeren Wohnstätten der germanischen Völker einrückten. Das geschah im fünften und sechsten Jahrhundert, und seitdem finden wir Dänen auf der jütischen Halbinsel, im Norden vorwiegend, je weiter nach Süden, um so mehr gegen das deutsche Element zurücktretend. In der Südwestecke der Ostsee aber, in dem Gebiete, das nördlich der Lübecker Bucht halbinselartig nach Nordosten heraustritt, der Insel Fehmern gegenüber, ließen sich eingedrungene Wenden nieder, Wagiren genannt, nach denen das Land im Mittelalter Wagrien hieß. So im Norden und im Osten von fremden Völkern umgeben und zu Zeiten hart bedrängt, sind die deutschen Stämme hier frühzeitig in einen hartnäckigen Kampf mit feindlichen Nationalitäten hineingezogen, aber nicht zum Nachtheil ihres Charakters. Vielmehr hat er frühzeitig ihre geistigen Anlagen geweckt, ihre Kraft gestählt, ihren Blick geschärft und ihnen Entschlossenheit und Umsicht angeeignet. Freilich sind sie nicht, wie andere Grenzvölker, von leichter Beweglichkeit, dafür haben sie aber mit nachhaltiger Kraft und mit ausdauernder Entschiedenheit deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutschen Geist gegen jeden fremdländischen Einfluß geschützt und rein erhalten, wie wir es von keinem andern deutschen Grenzvolke in dem Maaße rühmen können. Jacob Grimm's Ausspruch: „Es ist, als ob die herrschende Sprache und entscheidende Kraft eines großen Volks lieber an seinen Seiten, als in seiner Mitte sich aufthue," gilt recht eigentlich von Schleswig-Holstein, das sich als „deutscher Sitte hohe Wacht" zu allen Zeiten bewährt hat. Es ist nun ganz natürlich, daß bei der angedeuteten Mannigfaltigkeit der Bevölkerungsverhältnisse die Kämpfe, die zwischen den widerstreitenden Elementen hervorgerufen wurden, namentlich die Kämpfe der Deutschen mit den Dänen, einen wesentlichen Theil der Geschichte des Landes ausmachen, ja man darf sagen, daß Schleswig, in dem die Bevölkerung stets eine gemischte war — während bis in Holstein nie dänische Elemente eingedrungen sind — in seiner Begründung als Herzogthum als das Ergebniß des in ältester Zeit stattgehabten Kampfes der nationalen Gegensätze anzusehen ist.

In Schleswig sind es besonders zwei deutsche Stämme, die sich mit zäher Kraft durch alle Jahrhunderte gegen das dänische Uebergewicht behauptet haben: die Angeln an der Ostseite zwischen dem Flensburger Busen und der Schlei und die Friesen an der Westküste. Das Land Holstein zerfiel in alter Zeit in drei Gebiete: das östliche, Wagrien, dessen bereits gedacht ist; das mittlere, das eigentliche oder ursprüngliche Holstein, bewohnt im Süden von den Stormarn, westlich von diesen von den Holseten, Holsten; endlich das westliche, an der Nordsee, zwischen Eider- und Elbmündung, das die Ditmarschen inne hatten. Die letztgenannten drei Stämme wurden auch als nordelbische Sachsen bezeichnet. Als Karl der Große das Land der Sachsen seinem Reiche einverleibt hatte, trug er seine Waffen auch über die Elbe, um dem feindlichen Vordringen der Dänen zu wehren; er setzte die Eider als

Digitized by Google

Grenze, und fränkische Beamte, Gesetze, Institutionen, namentlich das Christenthum und kirchliche Einrichtungen machen sich in dem Lande zwischen Elbe und Eider geltend. Damals entsteht die Esseveldoburg an der Stör, das spätere Itzehoe (im Jahre 809). Zum Schutz der deutschen Reichsgrenze ward das Gebiet, das nördlich der Eider unmittelbar anliegt, zu einer Mark eingerichtet, die aber wiederhergestellt und bestimmter ausgebildet wurde von Heinrich I. Durch Verpflanzung einer sächsischen Colonie in diese Gegend suchte er dies Grenzland, die Schleswiger Mark, um so kräftiger zu schützen. Aber auch die Dänen errichteten um dieselbe Zeit als „sichersten Schutz wider die Wuth der Deutschen" das Danewirk, eine feste Verschanzung mit Wall und Graben, die südlich der Schlei in südwestlicher Richtung bis zur Nordsee längs der Eider sich erstreckte. Jedoch so lange die kräftigen Herrscher aus dem sächsischen Hause in Deutschland walteten, hatte in diesen Landen die deutsche Bevölkerung das Uebergewicht, und übermüthiges Vordringen der Dänen war kaum zu fürchten. Das ist nun freilich unter den folgenden deutschen Kaisern anders gekommen. Ihren politischen Plänen lagen diese nördlichen Landschaften fern, sie wurden meist ganz übersehen oder in unbegreiflicher Weise den Dänen preisgegeben. Um so höher ist es anzuschlagen, daß diese deutschen Stämme in ihrer isolirten und vom Reiche oft vernachlässigten Stellung aus eigenem Willen und mit eigener Kraft die Ehre des deutschen Stammes durch die heftigsten Stürme der Zeit gewahrt haben. Gleichwohl ist die festere Begründung und Verbreitung des Christenthums hierselbst von Deutschland ausgegangen, und sind die Segnungen der abendländischen Cultur diesen Ländern ausschließlich von hier aus zu Theil geworden.

Es war nun von der wesentlichsten Bedeutung für diese nordalbingischen Landschaften, daß zu einer Zeit, wo das im Osten Holsteins begründete Wendenreich dem deutschen Elemente eine gefahrvolle Nachbarschaft war, verheerende Ueberfälle von hier aus Christenthum und germanisches Wesen bedrohten, der Herzog Lothar von Sachsen, derselbe, der später zur Kaiserwürde gelangte, um das Jahr 1110 die Grafschaft über Holsten und Stormarn dem Adolf von Schauenburg übertrug. Das Geschlecht dieses Adolf stammte wahrscheinlich aus altem sächsischen Adel und war an der Weser angesessen, woselbst noch heute im Thal bei Rinteln die Ruine des Schlosses Schauenburg zu sehen ist. Fortan beginnt eine neue Entwickelung in den Verhältnissen dieser nordelbischen Länder, die vor allem von den glorreichen Fürsten des Schauenburger Hauses geleitet wird. Schon Adolf I. war eine kraftvolle Persönlichkeit, die sich den mannichfach verwirrten Verhältnissen des Landes gewachsen zeigte. Die Wenden wies er mit kräftiger Hand zurück, und Ausbreitung des Christenthums und Sittigung fanden durch ihn Schutz und Förderung. Er war erst eben dem dänischen Prinzen und Herzog zu Schleswig Knud bei der Anlegung einer Feste, die ihm gefahrbringend erschien, feindlich entgegengetreten, als er (im Jahre 1128) starb.

Bis zur Großjährigkeit seines Sohnes führte die Mutter die Verwaltung der Grafschaft. Vom Jahre 1135 ab übernahm nun Adolf II. selbst das Grafenamt. Er war ursprünglich für den geistlichen Beruf erzogen worden und hatte daher die gelehrte Bildung seiner Zeit genossen. Er hat sich als einen Fürsten von heldenmüthigem Charakter und hoher politischer Weisheit erwiesen, er gehört zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit und ist einer der hervorragendsten des Schauenburger Geschlechts. Er schirmte den Frieden, wie er nur konnte, denn ihm galten die Werke des Friedens höher, als die Thaten des Krieges, darum pflegte er Recht und Gerechtigkeit im Innern, förderte durch seinen Schutz die Wirksamkeit des um die Einführung des Christenthums und um die Ausbreitung christlicher Gesittung hoch verdienten Vicelinus, betrieb und begünstigte den Anbau des Landes Wagrien, das der slavischen Herrschaft entzogen und mit Holstein verbunden ward, indem er Leute aus Westfriesland, Flandern und Westphalen ansiedelte; er legte ein Salzwerk zu Oldesloe an und baute an dem Zusammenfluß der Trave und Wakenitz die Stadt Lübeck, die bald zu einer mächti-

Digitized by Google

gen Handelsstadt emporblühte. Beide Anlagen erregten sogar den Neid seines mächtigen Lehnsherrn und Waffengefährten, des Herzogs Heinrich des Löwen. Seine hohe Fiedensliebe muß ihm Anfangs vielfach den Vorwurf der Feigheit oder Unmännlichkeit Seitens der Holsten zugezogen haben. In einem Kampfe wider den Dänenkönig sieht er sich plötzlich von seinem Bundesgenossen verlassen, und von 4000 Reisigen, die mit ihm auszogen, blieben ihm nur noch 400; trotzdem beharrte er bei dem Entschlusse, mit den Feinden zu kämpfen. „Jetzt, Gefährten," rief er aus, „ist es Zeit, zu erproben, wer ein kühner und tapferer Mann ist, der bereitwillig der Gefahr sich entgegenwirft. Gar oft haben mir unsere Landsleute schmähend vorgeworfen, ich hätte ein weibisches, stets zur Flucht geneigtes Herz und wehrte die Kriegesleiden mehr mit der Zunge, als mit dem Arme ab. Dies aber habe ich nicht ohne Ueberlegung gethan, so oft Kriegen ohne Blutvergießen vorgebeugt werden konnte. Jetzt aber, wo die dringende Gefahr die Thätigkeit des Armes erheischt, werdet ihr sehen können, ob ich, wie ihr sagt, nicht mehr Muth besitze, als ein Weib; ihr sollt vielmehr, so Gott will! erfahren, daß ich ein Mannesherz besitze." Nun harren die Genossen erfreut und ermuthigt bei ihm aus. Nach lange zweifelhaftem Kampfe entscheidet sich der Sieg zu Gunsten Adolfs, der mit Ruhm bedeckt und im Besitze angesehener Gefangener in sein Land zurückkehrt. In einem Kampfe gegen die Wenden, den Heinrich der Löwe unternahm und zu dem Adolf dem Aufgebote desselben zufolge mit seinen Mannen auszog, fiel er im Jahre 1164. Als der Herzog nach Beendigung der siegreichen Schlacht sah, daß Graf Adolf und die tapfersten Reiter gefallen waren, zerfloß er in einen Strom von Thränen. Er ließ den Leichnam des Grafen einbalsamiren, damit er fortgeschafft und im Grabe seines Vaters beigesetzt werden konnte. Ein Zeitgenosse, Helmold, dem wir einen großen Theil der Geschichte jener Zeit verdanken, rühmt ihm treffliche Eigenschaften nach: „So groß war seine Treue, seine Herzensgüte, seine Umsicht und Klugheit, daß ihm jede Tugend eigen zu sein schien. Er ward als einer der Krieger des Herrn in der Ausbreitung seines Berufs als gar brauchbar befunden; er rottete Aberglauben und Götzendienst aus und beschaffte die Gründung neuer Anpflanzungen, welche segensreiche Frucht bringen mögen. Zuletzt, als er an das Ziel seiner wohlvollbrachten Reise gelangte, erhielt er die Siegespalme. Er trug das Banner im Lager des Herrn, er stand da als Vertheidiger des Vaterlandes, treu den Herrschern bis zum Tode." An einer andern Stelle rühmt er die Verdienste des Grafen um das Volk der Holsten: „Er gewährte seinem Volk Gerechtigkeit, indem er Zwistigkeiten schlichtete und die Unterdrückten aus der Hand der Mächtigen befreite. Viel Mühe aber gab er sich, die aufsässigen Holzaten zu bezwingen, denn dies Volk, frei und unbezähmbar, wild und unbezwungen, wehrte sich dagegen, das Joch des Friedens zu tragen. Jedoch überwand sie die überlegene Klugheit dieses Mannes und er zeigte an ihnen die Kraft seines Geistes. Denn er lockte sie durch allerhand Vorspiegelungen heran, bis er diesen, ich möchte sagen, unbezähmten Waldeseln den Zügel angelegt hatte."

Sein Sohn **Adolf III.**, der ihm nach einer vormundschaftlichen Zwischenregierung seiner Mutter folgte, hatte nicht die großen Eigenschaften seines Vaters, vor allem aber war er weniger glücklich, als sein Vorgänger. Er war eine ehrgeizige, gewaltsame Natur, im eigenen Lande nicht beliebt, jedoch tapfer und von ächter Rittertreue. Vergebens trachtete er nach dem Besitze Ditmarschens, und dies trotzige freiheitsliebende Volk hier mag es ihm nachgetragen haben; vielleicht, daß sie aus Haß und Rache die Eroberungsgelüste des Herzogs von Jütland, Waldemar, eines Bruders des Dänenkönigs Knud, bestärkten und förderten. Der Sturz Heinrichs des Löwen und die Auflösung des sächsischen Herzogthums, dazu die politischen Parteikämpfe der Staufen und Welfen waren dem Vorhaben der Dänen günstig. Graf Adolf wird von Waldemar besiegt im Jahre 1201. Flüchtig eilt er aus dem Lande, um mit fremder Hülfe zurückzukehren. Inzwischen gehen die wichtigsten Punkte an die Dänen verloren, und als er im Winter zurückkehrt, geräth er in dänische Gefangenschaft. Er erhielt seine

Digitized by Google

Freiheit erst im Jahre 1203 wieder, nachdem er auf alle seine Rechte verzichtet und das Versprechen gegeben hatte, nie wieder das holsteinsche Land zu betreten. Er zog sich nach seinem Schlosse Schauenburg an der Weser zurück, und treu dem einmal gegebenen Versprechen, hat er nie den Versuch gemacht, sich der verlorenen Grafschaft wieder zu bemächtigen. Holstein ward nun ein dänisches Lehn und ward als solches einem Verwandten des dänischen Königs, dem Albrecht von Orlamünde, verliehen. Als aber später Waldemar II, schon seit 1202 König von Dänemark, in deutsche Gefangenschaft gerieth 1223, und nur gegen das Versprechen, die nordalbingischen Lande dem deutschen Reiche zurückzugeben, frei gelassen ward, der Graf Albrecht aber als dänischer Reichsverweser diese Einigung verwarf, nahmen die Dinge in Holstein eine andere Wendung.

Denn Adolf's III. jüngerer Sohn, Adolf IV. von Schauenburg, erschien nun auf holsteinschem Boden, um die väterliche Grafschaft wiederzugewinnen. Als er in Begleitung des Erzbischofs von Bremen vor Itzehoe zog, fiel Alles dem Sprößling des edlen Grafenhauses zu, Graf Albrecht ward gefangen genommen, und der König Waldemar mußte nun noch einen viel ungünstigern Vertrag eingehen im Jahre 1225. Freilich ließ er sich nach Freigebung seines Sohnes, den man als Geißel für das zu zahlende Lösegeld gefangen gehalten hatte, durch den Papst von dem geleisteten Eide entbinden und griff noch einmal zu den Waffen. Der Ausgang des Kampfes mußte entscheidend sein für die Zukunft des nordalbingischen Landes. Es war ein Glück, daß die frühere Uneinigkeit der Städte und Fürsten einer festen und innigen Verbindung gewichen war; Graf Adolf, der Graf von Schwerin, die Mecklenburgischen Fürsten, der Erzbischof von Bremen, die Stadt Lübeck, der sächsische Herzog hielten eng zusammen; man vereinigte sich in Lübeck und zog dem Waldemar entgegen, der im Lager zu Bornhöved des Angriffs harrte. Hier kommt es am 22. Juli 1227 zu einer heißen, für Holstein entscheidenden Schlacht. Graf Adolf trug durch Kühnheit, Umsicht und durch Anfeuerung und Ermuthigung wankender Reihen wesentlich zur Erlangung des Sieges bei. Doch soll auch der Abfall der Ditmarschen, die auf dänischer Seite kämpften, viel zum siegreichen Ausgang des Kampfes gewirkt haben. Der meineidige König Waldemar soll nur mit Mühe Leben und Freiheit gerettet haben. Alle seine Eroberungspläne gegen die deutschen Lande mußte er nun für immer aufgeben. Mit dem Grafen Adolf trat er in ein Schutz- und Trutzbündniß. Jener regierte noch bis zum Jahre 1239 zum Segen seines Landes, dann aber zog er sich von der Verwaltung der Grafschaft zurück und ward einem Gelübde zufolge, das er in der Schlacht bei Bornhöved gethan hatte, Franziskanermönch, machte eine Pilgerfahrt nach Rom und trat nach seiner Rückkehr von hier in das von ihm gestiftete Marienkloster zu Kiel, woselbst er im Jahre 1261 starb.

Fast anderthalb Jahrhunderte hatte das Geschlecht der Schauenburger ruhmreich in Holstein gewaltet: das Land hatte durch sie Ansehen und Ruhm nach außen erworben, im Innern hatten christliche Lehre und Gesittung tiefe Wurzeln geschlagen und die politischen Zustände waren durch eine weise Verwaltung in die Bahnen einer geordneten Entwicklung gebracht worden. Dieser vielversprechende Gang der Dinge ward nun nach Abdankung Adolfs IV. auf eine Zeit lang unterbrochen. Adolfs Söhne waren noch minderjährig, als der Vater die Regierung niederlegte, und für sie führte bis zu ihrer Großjährigkeit der Herzog von Schleswig, Abel, ihr Schwager, die Verwaltung des Landes. Kräftig stand er den jungen Fürsten zur Seite und vertheidigte die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Holsteins wider die Angriffe des eigenen Bruders, des Dänenkönigs Erich, der noch einmal die Pläne seines Vaters Waldemar auszuführen versuchte. Was aber besonders die Macht und das Ansehen des Landes schwächte, war der Umstand, daß die in Deutschland geltende Sitte, Land und Herrschaft unter mehrere Söhne eines Fürsten zu theilen, auch hier in Holstein herrschend wurde. So theilten sich die beiden Söhne Adolfs, Johann und Ger-

Digitized by Google

hard das Land, Johann ward Begründer der Kieler, Gerhard I. Urheber der Itzehoer Linie, und da Gerhard drei Söhne hinterließ, so fand unter diesen eine abermalige Landestheilung statt, und die Itzehoer Linie zerfiel in die Plöner, Schauenburger und Rendsburger. Diese Zerstückelung und Vielherrschaft konnte natürlich nur schwächend und verwirrend auf die Verhältnisse Holsteins wirken. Wilde Ausbrüche der Gewalt, Fehdewesen und Raubritterthum waren die schlimmen Früchte jener unheilvollen Sitte. Auch hat es nicht an Feindseligkeiten unter den einzelnen Grafen gefehlt; in Fehden und Kriegen mit andern Herren haben oft die Vertreter der verschiedenen Linien einander gegenübergestanden. Doch geschah während dieser Periode das Folgenreichste für die zukünftige Entwickelung des Landes: es ward der Weg gebahnt zu der staatsrechtlichen Verbindung des Herzogthums Schleswig mit der Grafschaft Holstein.

Das Land Schleswig, das seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts vollständig unter der Herrschaft der dänischen Könige stand, hatte als Grenzland gegen Deutschland eine besondere Wichtigkeit für Dänemark, die sich noch bedeutend steigerte, seit im Laufe des 11. Jahrhunderts die benachbarten Ostseeslaven die umliegenden Landschaften mit ihren wilden Raubzügen heimsuchten.

So wurden nun zu Statthaltern, die bisher immer von den dänischen Königen zur Verwaltung und Vertheidigung des Landes eingesetzt worden, in jener Zeit königliche Prinzen bestimmt. Es ist ein früh hervortretender Zug in der Geschichte dieser Statthalter, daß sie, um den Versuchen der dänischen Könige, das Herzogthum vollständig mit dem dänischen Reiche zu verbinden, mit Erfolg entgegenzutreten, Hülfe und Bündniß in Deutschland suchen, vorzugsweise aber sind es die holsteinischen Grafen, die ihnen in den Kämpfen wider die Dänen Beistand leisten. Bedeutsam war es, daß der König Waldemar II. die besondere, von Dänemark getrennte Stellung des Herzogthums durch die Annahme des Titels eines Herzogs von Jütland ausdrücklich anerkannte. Denn unter Jütland verstand man damals dänischerseits alles Land der Halbinsel bis an die Schlei. Im Jahre 1232 ward Waldemars II. Sohn Abel mit dem Herzogthum belehnt. Dieser vermählte sich mit der Mechthilde, der Tochter des holsteinschen Grafen Adolf IV., und ein Chronist macht die Bemerkung: „Von diesem Tage hörte niemals auf der innere Krieg in Dänemark zwischen den Königen und Herzogen." Das Herzogthum blieb anderthalb Jahrhunderte als Lehn der Krone Dänemark erblich in dem Geschlechte Abels. Nichts war natürlicher, als daß das Haus Abels in seinem Streben, sich immer unabhängiger zu machen von den dänischen Königen, die kräftigste und bereitwilligste Hülfe bei den ihnen verwandten holsteinischen Grafen suchte und fand. Durch diese Verhältnisse ward die Verbindung des Herzogthums mit Holstein vorbereitet. Doch währte es noch lange Zeit, bis die staatsrechtliche Verbindung beider Länder wirklich vollzogen ward und dauernde Anerkennung fand. Vorübergehend freilich, aber in großartiger Weise kam es schon im 14. Jahrhundert zu einer Vereinigung. Verhältnisse und Zustände, die nur als das Ergebniß einer naturgemäßen Entwicklung der Dinge dauernden Bestand versprechen, können wohl durch die außergewöhnliche Kraft großer Geister wie mit einem Zauberschlage hervorgerufen werden. Aber sie erscheinen wie eine unreife Frucht; fehlt die Kraft, die sie geschaffen, so machen sich die Gesetze gewöhnlicher Entwicklung wieder geltend. Doch kommt schwerlich alles wieder ins alte Geleise, und prophetische Bedeutung haben sicher solche außerordentliche Erscheinungen, wenn doch einmal die treibende Macht der Fortentwicklung auf dasselbe Ziel hindrängt.

Der Mann aber, dem es gelang, durch eine ihm inne wohnende ungewöhnliche Geisteskraft, Schleswig aus seinem Verbande mit Dänemark zu lösen und mit Holstein auf das engste zu verbinden, wenn auch nur auf verhältnißmäßig kurze Zeit, ist der Graf Gerhard III. von Holstein-Rendsburg. Ein Urenkel des Grafen Adolf IV. und der Rendsburger Linie

Digitized by Google

angehörig, ein Mann von gewaltiger Thatkraft, eine ächte Heldengestalt, hat er seiner Regierung eine Bedeutung gegeben, die über die eigne Zeit hinaus weit in die Zukunft hineinragte. Sein Leben war vielbewegt, thatenreich, und weil all sein Vorhaben und Thun einen kühnen, großen und außergewöhnlichen Charakter an sich trug, mußte seine Persönlichkeit einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Volkes hervorbringen, daher bemächtigte sich schon bald nach seinem Tode die verherrlichende Sage seiner Geschichte. So ward erzählt, daß er Anfangs ärmlich und elend lebte, nichts besaß, als ein Paar Jagdhunde; da nahm sich der Ritter Hartwig Reventlow seiner an, schenkte ihm Waffen und Pferde und mit diesen zog er aus wider die Stammesvettern, erkämpfte sich eine Herrschaft und wurde der Schrecken aller seiner Feinde. Zu seiner Zeit regierte als Herzog von Schleswig Erich II. aus Abels Stamm. Dieser vermählte sich mit der Schwester Gerhards, Adelheid. Dadurch ward das verwandtschaftliche Band zwischen den Schauenburgern und Abels Geschlecht erneuert. Nun geschah es, daß, als Erich II. im Jahre 1325 starb und einen minderjährigen Sohn, Waldemar (V.), hinterließ, der dänische König Christoph II. das Schleswigsche Land mit einem Heere besetzte und Gottorp belagerte, um die Vormundschaft über den jungen Fürsten an sich zu bringen. Aber sofort erschien Graf Gerhard mit seinen Kriegsschaaren: die Dänen wurden geschlagen, und Gerhard übernahm die Vormundschaft über seinen Neffen und die Regierung des Landes. Der König Christoph gedachte durch Verbündete das Verlorene wiederzugewinnen, allein die Dänen, die dem gewaltsamen, unruhig abenteuerlichen Manne abgeneigt waren, nahmen seinen Sohn gefangen, der auf Vertheidigung des Reiches ausgeschickt war, und da der König das hörte, floh er über das Meer nach Rostock und ließ seine ganze Herrschaft in Stich (1326). Die Großen Dänemarks wählten nun den Nächstverwandten aus dem königlichen Geschlechte, und das war der Herzog von Schleswig, Waldemar. Dieser aber war noch ein Kind, und so ward nun der Graf Gerhard von den Dänen zum Verwalter des dänischen Reiches oder, wie man sagte, zum „Vormund des Reiches Dänemark" bestellt. Aber der weitschauende Mann wollte vor allem die Verhältnisse für die Zukunft gesichert wissen. Auf dem Reichstag zu Nyborg (1326) läßt er sich von dem jungen Könige mit Zustimmung der Großen des dänischen Reichs das ganze Herzogthum Jütland (Schleswig) als Lehn übertragen. Dann ward vom König in der sogenannten Waldemar'schen Constitution vom 13. August 1326 die Versicherung ausgestellt, daß „das Herzogthum Süderjütland dem Reiche und der Krone Dänemark nicht vereinigt noch verbunden werde, so daß ein Herr über beide sei."

Jedoch ward nach einigen Jahren der König Christoph zurückberufen, und nun erhielt der junge Waldemar das Herzogthum Schleswig zurück, das also Gerhard wieder abtreten muß. Dafür aber erhielt er die Belehnung mit Fühnen für sich und seine Erben auf ewige Zeiten, zugleich wird die Zusicherung ertheilt, daß, wenn der Abelsche Herzogstamm aussterbe, das Herzogthum Schleswig an das holsteinische Grafenhaus fallen sollte; zugleich empfängt er bereits jetzt die Mitbelehnung, doch soll dann Fühnen an das Reich zurückfallen. Dies ward im Jahre 1330 festgesetzt.

Ein abermaliger Versuch Christoph's, sich mit Gerhard im Kampf zu messen, hatte einen schlimmen Ausgang. Der König erlitt eine vollständige Niederlage (1331), und nun werden dem Grafen Gerhard Nordjütland und Fühnen für 100,000 Mark Silber verpfändet. Der König Christoph starb bald darauf arm und verlassen. Nun blieb das dänische Reich mehrere Jahre ohne König, und während dieser Zeit hatten die holsteinischen Grafen Gerhard und sein Vetter Johann III. der Milde (von der Plöner Linie) die meiste Gewalt in Dänemark. Namentlich war es Gerhard, der sich thatsächlich als Herr und Gebieter des ganzen Reiches ansah. Da, mitten in seiner Laufbahn unter großartigen

Digitized by Google

und kühnen Entwürfen, noch in der Blüthe männlicher Kraft erliegt er einem gewaltsamen Tode. In der jütischen Stadt Randers wird er von einer schweren Krankheit ergriffen; schon hat er sich zum Tode vorbereitet, und wurden die Dänen mit froher Hoffnung erfüllt; da verbreitet sich die Kunde, daß er sich erhole, und nun verbanden sich 60 Dänen, unter ihnen Niels Ebbesen, der von Gerhard persönlich beleidigt war. Sie schlichen sich bei Nacht in das Gemach des kranken Grafen und erschlugen ihn auf seinem Bette (den 1. April 1340).

Mit Recht hat man ihm den Beinamen des Großen gegeben. Er hat die holsteinische Grafschaft zu großer Bedeutung erhoben, er hat auf das kräftigste das deutsche Element im Norden ausgebreitet und gefördert, vor allem hat er den Grund zu der Verbindung Holsteins und Schleswigs gelegt.

Die holsteinische Herrschaft in Dänemark hörte nun auf. Auf den dänischen Thron ward Christoph's Sohn Waldemar (Atterdag) berufen. Dem Grafen Gerhard folgten seine Söhne Heinrich, genannt der Eiserne und Nikolaus oder Klaus. Der erstere war einer der gewaltigsten Krieger seiner Zeit, man kannte den Ruhm seiner Thaten in ganz Europa, er diente nach einander vielen Fürsten und Ländern, in der Schlacht bei Crecy 1346 hat er unter dem englischen Heere mitgefochten; und er ist es auch, der daheim die von seinem Vater angestrebte Verbindung Schleswigs mit Holstein unter der Herrschaft des schauenburger Geschlechts in Wirklichkeit vollzog.

Denn Heinrich, der letzte Herzog aus Abels Geschlechte, starb im Jahre 1375 ohne Erben, und nun erhoben die Söhne Gerhards den ihrem Vater und dessen Erben zugesicherten Anspruch auf das Herzogthum. Die dänische Königin Margaretha mußte diesen Anspruch anerkennen, und da inzwischen Heinrich der Eiserne sein thatenreiches Leben beschlossen im Jahre 1385, ward sein ältester Sohn Gerhard (VI.) von der Königin und ihrem Sohne Oluf mit Schleswig belehnt 1386. Margaretha und Oluf saßen auf dem königlichen Throne, umgeben von vielen weltlichen und geistlichen Großen aus Dänemark und Holstein, sie belehnten Gerhard und seine Erben durch Darreichung der Fahne mit dem Herzogthum, „dasselbe ewig zu besitzen" und Gerhard leistete für sich und seine Erben dem Oluf die Huldigung und den Eid der Treue.

Ein großes Ziel hatten nun die Schauenburger erreicht: sie hatten nicht blos das Herzogthum vor der Vereinigung mit der dänischen Krone gewahrt, sie hatten es nun selber gewonnen zu erblichem Besitz. Holstein und Schleswig traten nun unter ein regierendes Fürstenhaus. Von jetzt ab haben Schleswig und Holstein immer unter denselben Fürsten gestanden. Zwar war Holstein ursprünglich ein Lehn des sächsischen Herzogs, Schleswig ein dänisches Lehn, ihre staatsrechtliche Grundlage somit verschieden, dagegen waren sie eng verknüpft durch innere Interessen, Sitten und Gewohnheiten.

Aber der erste Herzog von Schleswig aus dem schauenburger Hause fand früh seinen Tod in einem Kampfe mit jenem Volke der Ditmarschen, das schon mehrere seiner Vorfahren, auch Gerhard der Große, vergebens bekriegt hatten. Sein Bruder Albrecht war bereits gefallen 1403, und Gerhard (VI.) wollte nun Unterwerfung des Landes um jeden Preis. Mit der Blüthe seines Adels rückte er vor, aber da er sich unvorsichtig vorwagte, ward er von den tapfern Bauern erschlagen 1404. Ueber dreihundert aus der schleswig-holsteinischen Ritterschaft fanden zugleich ihren Untergang. Die Freiheit der Ditmarschen war abermals gerettet. Der Sieg ward durch Lieder gefeiert und durch Schenkungen an die Kirche verherrlicht.

Durch diesen frühen Tod Gerhards ward der Königin Margaretha wieder Gelegenheit, sich in die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten einzumischen. Denn der Herzog Gerhard hinterließ drei Söhne: Heinrich, Adolf und Gerhard, Heinrich war erst sieben Jahr alt, und der jüngste Gerhard ward erst nach dem Tode des Vaters geboren. Margaretha hatte damals

Digitized by Google

die drei nordischen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark in ihrer Hand vereinigt und nach dem Tode ihres Sohnes Olaf bewirkt, daß Erich von Pommern, der Enkel ihrer Schwester, als König dieser drei Reiche anerkannt wurde. Jetzt gedachte sie nun auch Schleswig mit Dänemark zu verbinden. Erst wandte sie List, dann Gewalt an, doch mußte sie nach einer von dem schleswig-holsteinischen Heere den Dänen beigebrachten Niederlage einen Waffenstillstand eingehen. Doch nach ihrem Tode ging Erich offen darauf aus, den minderjährigen Söhnen Gerhards das Herzogthum Schleswig wegzunehmen und dasselbe unter dänische Herrschaft zu bringen. Wie wenig aber der Kaiser Sigismund die deutschen Interessen wahrnahm, ersieht man daraus, daß er die Ansprüche Erichs auf Schleswig anerkannte. Es begann nun ein Kampf, der mit vielen Unterbrechungen zwanzig Jahre, d. i. bis 1435 währte. Die jungen Grafen von Holstein hatten noch einen Oheim Heinrich, der in den geistlichen Stand getreten und Bischof von Osnabrück geworden war. Als jetzt das Land seiner Ahnen in großer Bedrängniß war, entsagte er der geistlichen Würde, kam nach Holstein und trat seinen Neffen als Mann von kluger Einsicht und von kriegerischem Muthe zur Seite. Als die jungen Grafen waffenfähig geworden waren, zeichneten sie sich durch rittertichen Heldenmuth in dem Kampfe mit den Dänen aus, die den Krieg oft mit entsetzlicher Grausamkeit führten. Später wurden die Hansestädte die Verbündeten der holsteinischen Grafen und das gab dem Kriege eine glückliche Wendung. Doch fiel Heinrich, der älteste der Brüder, bei der Erstürmung eines Schlosses bei Flensburg im Jahre 1427 und da auch Gerhard bald auf einer Reise zu Emmerich am Rhein starb, so war nun Adolf der alleinige Herr von Schleswig-Holstein. Es kam endlich im Jahre 1435 zum Frieden. Darnach sollte Adolf VIII. das Herzogthum Schleswig auf Lebenszeit behalten, mit Ausnahme der Stadt und des Amtes Hadersleben und der Insel Arröe; nach seinem Tode sollte der Streit zwischen dem Könige von Dänemark und den Erben des Herzogs entschieden werden.

Daß die Bevölkerung Schleswigs den Schauenburgern mehr geneigt war, als der dänischen Herrschaft, hatten sie durch ihre standhafte Treue in dem langjährigen Kriege bewiesen. Erichs Herrschaft war in Folge der vielen Kriege und der dadurch hervorgerufenen Lasten den Völkern der drei Reiche verhaßt geworden. Die Unzufriedenheit entstand zunächst in Schweden, verbreitete sich aber von hier aus auch über Dänemark. Erich, unfähig die Aufregung der Gemüther zu dämpfen, ließ die dreifache Krone in Stich und ging nach Gothland (1438), später nach Pommern. Er hatte Schleswig mit Gewalt an sich bringen wollen und hatte darüber drei Königreiche verloren. Es ist, als ob sich das Schicksal Christoph's II. an ihm erneuerte, der den gleichen Plan hegte und darüber gleichfalls zu Grunde ging. Dem Erich folgte sein Schwestersohn Christoph III., und dieser erkannte den holsteinischen Grafen Adolf (VIII.) als erblichen Herzog von Schleswig an.

Der Herzog Adolf war ein Mann von hoher Weisheit, Mäßigung und ächt fürstlichem Sinne. Er widmete alle seine Fürsorge dem durch die langen Kriege vielfach zerrütteten Lande, um Glück und Wohlfahrt zu verbreiten. Er ward von seinem Volke verehrt und geliebt und genoß hohes Ansehen bei andern Fürsten. Ein Zeitgenosse nennt ihn einen „ehrenreichen Fürsten, großthatigen, frommen, rechtfertigen Ritter, milden, friedsamen, wohlthätigen Herrn, der Mannen Fürst und Vater." Noch lange hat man im Volke „des guten Herzogs" gedacht. Es war daher nicht zu verwundern, daß, als der König Christoph III. 1448 ohne Erben starb, die dänischen Reichsräthe dem Herzog Adolf die Königskrone antrugen. Dieser aber schlug die Krone aus. Er schützte sein Alter vor, allein er war erst 47 Jahre alt. Es mochten ihn daher Erwägungen tieferer Art zu diesem Ablehnen bestimmt haben. Nahm er die Krone an, so drohten jedenfalls neue Verwicklungen wegen des Verhältnisses von Schleswig zu Dänemark, und er hatte ja doch den größten Theil seines Lebens hindurch für die Sicherstellung dieses Landes gegen die dänischen Ansprüche gekämpft. Seine

Digitized by Google

Herzensneigung war den Ländern Schleswig und Holstein zugewendet, die Fürsorge für ein anderes Reich würde ihn diesen Landschaften entfremdet haben. Er lehnte also ab und bestimmte den dänischen Reichsrath, dem er selber als Mitglied angehörte, seinen Schwestersohn, den Grafen Christian von Oldenburg, zum Könige zu wählen. Nun hatte Adolf, der dem Christian sehr zugethan war, da er keine Kinder hatte, diesen schon früher zu seinem Nachfolger in Holstein und Schleswig bestimmt, und die Landstände hatten ihm auch bereits den Huldigungseid geleistet. Bevor nun die Wahl Christian's zum König vollzogen ward, suchte Adolf das Herzogthum Schleswig gegen Dänemark sicher zu stellen. Christian verzichtete also auf die bereits von den Landständen geleistete Huldigung und stellte eine Urkunde vom 28. Juni 1446 aus, in welcher er sagt, daß ihm wegen des Herzogthums Schleswig alte Schriften und Handfesten von König Waldemar und dem Reichsrath zu Dänemark gegeben und beschrieben sind aus dem Jahre 1326; diesen vorbenannten Artikel wolle er und sollen seine Leibeserben in seiner Kraft unverletzt erhalten. Es wird also ausdrücklich hier die Waldemarsche Constitution bestätigt, wonach Schleswig nicht mit dem Königreiche verbunden werden solle.

Herzog Adolf VIII. starb nach rastloser, hingebender Thätigkeit für die Wohlfahrt seines Volkes am 4. December 1459. Mit ihm sinkt der letzte Nachkomme Gerhard's des Großen in die Gruft, mit ihm erlischt die Herrschaft der Schauenburger in den nordalbingischen Landen. Würdig schließt er sich an die Reihe großer Fürsten aus dem Geschlechte der Schauenburger an, die hier in den nördlichen Grenzlanden Deutschlands mit hohem Ruhme, mit deutscher Kraft und in deutschem Sinne gewaltet haben.

Freilich war das ganze Geschlecht der Schauenburger noch nicht ausgestorben. In dem Stammlande an der Weser lebte der Graf Otto mit seinen Söhnen. Diesem stand auch nach altem Recht die Erbfolge in Schleswig-Holstein zu. Auch machte er seine Ansprüche geltend. Allein gleichfalls behaupteten der König Christian von Dänemark und seine Brüder, daß ihnen die Nachfolge in beiden Ländern zustehe. Von beiden Seiten wurden nun Unterhandlungen mit den Ständen eingeleitet. Diese geriethen ins Schwanken und es entstanden Parteiungen unter ihnen. Doch über einen Punkt vereinigte man sich, daß Schleswig und Holstein nicht getrennt werden dürften; die Landstände schworen, einträchtig einen Herrn wählen zu wollen. Es fanden in Neumünster und Rendsburg vorberathende Versammlungen statt, die namentlich das Recht und die Ansprüche der einzelnen Bewerber prüfen sollten. Man faßte hier den Entschluß, in einer demnächst zu Ripen abzuhaltenden Versammlung die Forderungen des Königs Christian zu vernehmen und dann nach 14 Tagen in Lübeck die endliche Entscheidung zu treffen. Es war am ersten Sonntag in den Fasten des Jahres 1460 (am 3. März), als der König Christian in Ripen, einer im Süden Jütlands gelegenen Stadt, mit seinem Gefolge und den dänischen Reichsräthen erschien. Es hatten sich ferner eingefunden die Räthe oder Landstände der beiden Länder Holstein und Schleswig, dazu viele Ritter und Vornehme aus Dänemark und den beiden südlichen Landschaften. Man trat auf dem Rathhause zur Verhandlung zusammen. Der König erklärte, die übrigen Bewerber durch Abfindungen zur Verzichtleistung bestimmen zu wollen. Da wurden Stimmen laut, daß man nur schnell den König zum Landesherrn wählen und ihm überlassen möge, sich mit seinen Mitbewerbern abzufinden. Draußen stand erwartungsvoll eine dichtgedrängte Volksmenge von Dänen und Deutschen. Da trat der Bischof von Schleswig, Nikolaus, aus dem Rathhause und verkündete der harrenden Menge unter lautloser Stille mit feierlicher Stimme: daß der Rath der Schleswig-Holsteiner um des Besten ihrer Lande willen den König Christian von Dänemark zu einem Herzoge von Schleswig und Grafen von Holstein erkoren habe.

Digitized by Google

Mit Staunen und Ueberraschung vernahm man diese Kunde. Man hatte noch nicht die Vollziehung der Wahl erwartet, und namentlich waren es die Schleswig-Holsteiner, die über diesen Beschluß ihrer Stände unzufrieden waren, denn nur mit Besorgniß konnten sie jetzt in die Zukunft schauen. —

Doch nicht bedingungslos hatte man den König zum Herrn von Schleswig-Holstein gemacht. Christian stellte dem schleswig-holsteinischen Volke eine Urkunde aus, die man als eine wahre Magna Charta, als einen Freiheitsbrief betrachten kann. Diese Urkunde ist datirt vom 6. März 1460.

In dieser Urkunde gesteht der König ausdrücklich zu, daß er zu einem Herrn dieser Lande gewählt sei, nicht als ein König zu Dänemark, sondern aus Gunst, die die Einwohner dieser Lande zu seiner Person haben. Er räumt den Einwohnern für alle Zeiten das Recht ein, den Landesherrn zu wählen, doch sollen sie an das Geschlecht des Königs in ihrer Wahl gebunden sein. Wenn er Krieg anfange, so soll dazu die Zustimmung des Landes erforderlich sein. Und dann: „Diese vorbenannten Lande geloben wir nach allem unseren Vermögen in gutem Frieden zu erhalten und daß sie ewig ungetheilt beisammen bleiben.'

Bald darnach gab der König bei seiner Anwesenheit in Kiel „eine tapfere Verbesserung der Privilegien," worin das Nähere über die Erbfolge festgesetzt wird.

Unter solchen feierlichen Zusagen gelangte das Haus der Oldenburger zur Herrschaft über Schleswig-Holstein. In jenem ganzen Verhältniß, das sich jetzt zwischen der dänischen Krone und den beiden Ländern Schleswig-Holstein gebildet, stellt sich der bedeutungsvolle Abschluß einer voraufgegangenen Entwickelung dar. Beide Länder waren jetzt zu einem Staatskörper vereinigt; ihre Verbindung, ihre Rechte und Freiheiten gegenüber dem dänischen Staate waren durch öffentliche Akte anerkannt.

Uebrigens bewirkte der König Christian, daß die Grafschaften Holstein und Stormarn vom deutschen Kaiser zu einem Herzogthum erhoben wurden im Jahre 1474, so daß von nun an der Landesherr den Titel eines „Herzogs von Schleswig-Holstein" führte.

Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurde das schleswig-holsteinische Staatsrecht noch in zwei Punkten modificirt. Der König und Herzog Friedrich III. erließ nämlich im Jahre 1650 ein Erbstatut, worin das Recht der Erstgeburt und der Linealfolge im Mannsstamme festgesetzt wurde. Ferner wurde am 2. Mai im Jahre 1658 das Lehnsverhältniß zwischen Schleswig und Dänemark aufgehoben. Dadurch trat Schleswig zu der dänischen Krone in die gleiche Stellung wie Holstein.

Etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts war die Landesherrschaft in Schleswig-Holstein getheilt bis zum Jahre 1773. Es theilten sich die Söhne des Königs in die Regierung des Landes, während nur einer zugleich die Krone Dänemarks trug. Im Jahre 1559 geschah es endlich, daß das Volk der Ditmarschen nach tapferer blutiger Gegenwehr von den schleswig-holsteinischen Herzögen niedergeworfen und ihr Land mit Holstein verbunden ward. Der Untergang dieses eigenthümlichen Bauernstaates, der bisher so trotzig siegreich allen Angriffen auf seine Freiheit widerstanden hatte, erregte die theilnehmende Aufmerksamkeit der Zeitgenossen.

Im Jahre 1773 vertauschte der damalige Herzog Paul, der nachherige Kaiser von Rußland, seinen Antheil an Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an den König Christian VII., und so hat seit jenem Jahre über Schleswig-Holstein immer nur ein Regent geherrscht und zwar derselbe, der zugleich die Krone von Dänemark trug. Nach den französischen Kriegen erhielt Dänemark als Ersatz für das mit Schweden vereinigte Norwegen das Herzogthum Lauenburg.

Wir haben die letzten Jahrhunderte seit dem Antritt der Oldenburger nur mit wenigen

Digitized by Google

Zeilen besprochen; nur die Hauptpunkte der Entwicklung in den Verhältnissen der deutschen Herzogthümer haben wir angedeutet. Die Grundlage des Rechts und der Selbständigkeit der beiden Länder war gesichert, gesichert durch die voraufgegangene thatenreiche Epoche, in der sich das heroische Zeitalter Schleswig-Holsteins darstellt. Wir haben vorzugsweise diesen Jahrhunderten unsere Aufmerksamkeit zugewendet, weil hier eine Gestaltung politischen Lebens sich mit ursprünglicher Kraft und mit entschiedenem Bewußtsein durchsetzt, die dem deutschen Namen zur Ehre gereicht. Deutsches Leben und deutsche Cultur sind hier unter Kampf und Drangsalen mancher Art von deutschen Grenzstämmen gepflegt und gepflegt. Ist diese Arbeit, sind diese Kämpfe und Heldenthaten vergebens gewesen? Wer die ältere Vergangenheit jener Landschaften kennt, muß von Unwillen erfüllt so fragen, wenn er die jüngste Geschichte Schleswig-Holsteins betrachtet.

Nach Friedrichs VI. Tode 1889 bestieg Christian VIII. den dänischen Thron. Das Erlöschen des oldenburgischen Königshauses stand in sicherer Aussicht. Der damalige Kronprinz Friedrich (gegenwärtig König) war bereits zweimal vermählt gewesen; beide Ehen waren kinderlos und wurden getrennt. Nach dänischen Gesetzen gilt das Erbrecht auch in der weiblichen Linie, während nach dem Erbgesetze der deutschen Herzogthümer nur die Mannslinie erbberechtigt ist. Um nun einer demnach bevorstehenden Auflösung der Regentengemeinschaft zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein vorzubeugen, faßte der König Christian VIII. den unglückseligen Plan, sämmtliche Länder, die unter dänischem Scepter stehen, mittelst einer gemeinschaftlichen Verfassung zu einem „Gesammtstaate" zu verbinden.

Dänemark auf der einen Seite, die deutschen Länder auf der andern, sollten gleichberechtigte, selbständige Theile eines Ganzen bilden. Der allseitige heftige Widerspruch, der sich sofort gegen dieses Vorhaben erhob, hinderte ein weiteres Vorgehen in dieser Sache.

Doch war zu verschiedenen Malen vom Könige Christian die Erklärung abgegeben worden, daß durch die Gesammtstaats-Verfassung keineswegs eine Veränderung in der bisherigen Verbindung Schleswigs mit Holstein beabsichtigt werde. Eine gleiche Erklärung erließ der gegenwärtige König Friedrich VII. bald nach dem Antritt seiner Regierung am 28. Januar 1848. Als aber wenige Wochen darauf die revolutionären Stürme die europäischen Länder erschütterten, wurden auch die Leidenschaften einer jungdänischen Partei in Kopenhagen entfesselt. Das sogenannte Casinoministerium hob die bisherige Verfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins auf, erklärte die Trennung Schleswigs von Holstein wider die altgeheiligten Verträge und gegen den entschiedenen Willen der Bevölkerung und ließ ein dänisches Heer in Schleswig einrücken, um seinem Beschlusse, das Land mit Dänemark zu verbinden, thatsächlichen Nachdruck zu geben.

Das Land erhob sich in gerechter Nothwehr gegen diesen gewaltthätigen Akt. Man bemächtigte sich der Stadt Rendsburg und wählte eine provisorische Regierung. In der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt wurde die Sache der Herzogthümer als eine gerechte und der deutschen Nation heilige erklärt. Ein aus Preußen, Hannoveranern, Mecklenburgern, Hanseaten und Oldenburgern bestehendes Heer zog unter dem Befehl des preußischen Generals Wrangel in Schleswig ein, vertrieb die Dänen und rückte sogar in Jütland ein. Die Dänen blokirten nun die meisten deutschen Häfen der Nord- und Ostsee und übten hierdurch, wie durch Wegnahme deutscher Handelsschiffe, einen empfindlichen Druck auf die deutschen Handelsinteressen aus. Da fühlte man allgemein den Mangel einer deutschen Flotte, und mit großem Eifer wurden überall Sammlungen zu Beisteuern für Beschaffung von Kriegsschiffen veranstaltet. Die Herrichtung einer Achtung gebietenden Flotte war indeß nicht in kurzer Zeit zu erwarten, inzwischen machte sich die Sperrung der Häfen in der deutschen Handelswelt immer fühlbarer. So erhielt Preußen die Vollmacht, mit Dänemark einen Waffenstillstand zu verhandeln, der denn auch am 27. August 1848 zu Malmö

Digitized by Google

auf 7 Monate abgeschlossen ward. Jedoch enthielt derselbe manche bedenkliche Punkte, so daß die Nationalversammlung auf den Antrag Dahlmanns dem Waffenstillstande die Bestätigung versagte. Dadurch sah sich das Reichsministerium, das einem solchen Beschlusse entgegen war, genöthigt, abzutreten, doch die Schwierigkeiten, welche die Bildung eines neuen Ministeriums fand, und die Hoffnung auf Milderung einiger Vertragspunkte Seitens der dänischen Regierung bewirkten doch noch die nachträgliche Anerkennung des Waffenstillstandes. Aber jene Hoffnung ward gar sehr getäuscht.

Dänemark stützte sich auf den Rückhalt, den ihm einige europäische Mächte boten, namentlich Rußland und England, und die Aufkündigung des Malmöer Waffenstillstandes im März 1849 von Seiten der Dänen hatte den Wiederbeginn der Feindseligkeiten zur Folge. Deutsche Heerhaufen, bestehend aus Preußen, Baiern, Hannoveranern und andern, rückten in Schleswig ein. Das Glück schien Anfangs den deutschen Waffen günstig. Ein dänisches Linienschiff, Christian VIII., und die Fregatte Gefion, die in den Hafen von Eckernförde eingelaufen waren, wurden von den Strandbatterien so heftig beschossen, daß das Linienschiff in Brand gerieth und die Gefion sich ergeben mußte, welche dann der deutschen Flotte einverleibt ward. Nachdem darauf die Düppeler Schanzen im Sundewitt von Sachsen und Baiern, später die Stadt Kolding erstürmt waren, und der Krieg für das deutsche Reich den besten Verlauf nahm, da allmählich machte sich der Einfluß der andern Mächte und die ganze Richtung, die inzwischen die Regierungen eingeschlagen, auch auf den Gang dieser Angelegenheit geltend. Der Krieg war lässig und kraftlos geführt, und nachdem es sogar den Dänen gelungen war, einen Vortheil über das holsteinische Heer zu erringen, ward abermals ein Waffenstillstand geschlossen bis zum 1. Januar 1850. Schleswig ward von Holstein getrennt und erhielt eine durch die Mächte bestimmte Bundesregierung, sowie eine aus Schweden, Preußen und Dänen bestehende Besatzung, während die von der deutschen Centralgewalt eingesetzte Statthalterschaft für Schleswig und Holstein aus dem Lande weichen mußte und sich nach Kiel zurückzog. Preußen trat dann durch den Frieden vom 2. Juli 1850 vom Kriegsschauplatze ab. In allgemeinen Ausdrücken waren die Regelung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit und die Rechte des deutschen Bundes vorbehalten, aber für die nächste Zukunft war das Schicksal dieser Länder entschieden.

Zunächst setzten die Schleswig-Holsteiner mit eigenen Kräften den Kampf fort. Die Statthalterschaft berief den preußischen General Willisen zum Oberbefehlshaber der schleswig-holsteinischen Armee. Die Dänen drangen in Schleswig ein, bei Idstedt, im nördlichen Schleswig gelegen, stießen beide Heere am 25. Juli 1850 auf einander. Vom Morgen bis zum Mittag ward mit wechselndem Erfolge gekämpft. Noch war die Schlacht nicht entschieden, als auf Befehl des Führers die Schleswig-Holsteiner den Rückzug antraten. Wohl fanden nachher noch einige Gefechte statt, zu einer entscheidenden Schlacht kam es nicht wieder. Dänemark suchte die Vermittelung der deutschen Mächte zu gewinnen, und es geschah zum Erstaunen und zum tiefen Schmerze der ganzen deutschen Nation, daß Preußen und Oestreich eine Armee gegen die schleswig-holsteinische Grenze rücken ließ, um das Land zu pacificiren. Die Statthalterschaft mußte am 1. Februar 1851 abtreten, die schleswig-holsteinische Armee die Waffen niederlegen, und nach Jahresfrist waren beide Herzogthümer der dänischen Regierung wieder übergeben worden. Freilich hatte die dänische Regierung in Betreff der Rechte der beiden Herzogthümer Zusicherungen ertheilen müssen.

Ein Erlaß vom 28. Januar 1852 gab den Inhalt jener Zusage an. Der frühere Plan Christians VIII. war wieder erneuert: ein Gesammtstaat sollte errichtet werden, in welchem Dänemark, Holstein, Schleswig und Lauenburg als gleichberechtigte, selbständige Theile erscheinen. Die alte Verbindung von Holstein und Schleswig sollte aufhören, und nur Ritterschaft, Universität, Taubstummenanstalt, Irrenanstalt, das Brandversicherungswesen und das

Digitized by Google

Zuchthaus sollten beiden Ländern gemeinsam bleiben. Auch ward versprochen, Schleswig nicht dem dänischen Staate einzuverleiben. Jedoch sollte die gesammtstaatliche Verfassung nur unter Mitwirkung der in den einzelnen Ländern bestehenden Volksvertretungen zu Stande kommen. Endlich erschien am 20. October 1855, aber ohne alle vorherige Verhandlungen mit den Ständen Holsteins, Schleswigs und Lauenburgs, eine Gesammtstaatsverfassung, nach welcher die Herzogthümer gänzlich den Beschlüssen eines überwiegend aus Dänen bestehenden Parlaments untergeordnet wurden, während beide Länder viel stärker, als Dänemark, für die Beisteuer zu den Staatslasten herangezogen werden sollten. — Inzwischen war auch in dem sogenannten Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 eine neue Erbfolgeordnung unter Zustimmung der Großmächte festgestellt. Mit Umgehung der schleswigschen und holsteinischen Stände ward das Erbfolgegesetz im Jahre 1853 am 31. Juli publizirt, wonach beim Erlöschen des gegenwärtigen Mannsstammes die Krone auf den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Glücksburg übergehen soll, obgleich mehrere der in Schleswig-Holstein näher zur Erbfolge berechtigten Agnaten keinen Verzicht auf ihre Rechte geleistet haben.

Indeß nahmen die Zwangsmaßregeln in den Herzogthümern, polizeiliche Willkür und Bedrückungen aller Art so sehr überhand, daß sich endlich die beiden deutschen Großmächte gedrungen fühlten einzugreifen. Die deutsche Bundesversammlung erklärte am 11. Februar 1858 die Gesammtstaatsverfassung in Betreff Holsteins und Lauenburgs für ungültig und forderte die dänische Regierung auf, den gemachten Zusagen gemäß die Angelegenheiten der beiden Länder zu ordnen. Doch schien sich Dänemark nicht herbei lassen zu wollen, dem Bundesbeschlusse Folge zu leisten. Indeß fand der Ministerwechsel in Preußen statt, und es ward nun wohl ein stärkerer Druck auf die Regierung zu Kopenhagen ausgeübt. Mittelst Erlasses vom 6. November 1858 ward die Gesammtstaatsverfassung von der dänischen Regierung aufgehoben. Aber verfassungsmäßige Zustände sind noch nicht wieder hergestellt worden; vielmehr herrschen Willkür und Ausnahmemaßregeln. Vor allem wird in Schleswig deutsche Sprache und deutsches Leben geschändet und mit Füßen getreten, deutsche Beamte werden verjagt und dänische in ihre Stelle gesetzt; die öffentliche Meinungsäußerung wird mit Gewalt, zum Theil in kleinlich lächerlicher, zum Theil in schnöder und alles Recht verletzender Weise unterdrückt. Die Zeitungen bringen darüber tagtäglich neue Thatsachen. — Das ist die neueste Geschichte der beiden Herzogthümer. Sie ist noch im Gedächtnisse der Mitwelt, die ein tiefes Weh empfunden, als die Erhebung dieses edlen und tüchtigen deutschen Stammes von Deutschen selber unterdrückt ward. Die nachlebenden Geschlechter in unserm Vaterlande werden mit Staunen den Verlauf dieser Geschichte lesen, sie werden, das ist zu hoffen, von ihrem Standpunkte aus nicht ohne tiefe Schamröthe auf solche Zeiten zurückblicken. Denn zweierlei ist es, das unwiderleglich aus dieser jüngsten Entwicklung jener Länder hervorgeht: auf der einen Seite das entschiedene Recht der beiden Herzogthümer, und das politisch gereifte Bewußtsein des schleswig-holsteinischen Volkes, seine treue Standhaftigkeit, seine Besonnenheit und Thatkraft, und auf der andern Seite die Zerfahrenheit und Willenlosigkeit, die im deutschen Vaterlande dieser heiligen Nationalsache gegenüber geherrscht hat. Tausendfach ist der Ruf laut geworden: „Hier — in Schleswig-Holstein — ist die deutsche Ehre verpfändet!" — Verschlossen liegt die Zukunft vor uns. Ein tiefes Sehnen und Hoffen geht durch das deutsche Land, — was davon die Zukunft erfüllen wird, wer mag es sagen? Aber alle wahre Größe eines Volkes beruht auf seiner Thatkraft, diese allein gestaltet die Zukunft, und sie allein kann die im Norden verpfändete deutsche Ehre wieder einlösen, und das wäre der Beginn einer besseren Zukunft im deutschen Vaterlande! —

Digitized by Google

König Wilhelm von Preußen.*)

Fürstliche Persönlichkeiten erleiden in der Entfaltung ihres besonderen Wesens im höchsten Grade den Abbruch, welchen gesteigerte Bildungsverhältnisse auch in den niederen Schichten der Gesellschaft bedingen werden; die ganze Kraft ihrer Natur darf nicht lernen sich geltend machen, sondern ein guter Theil derselben zehrt sich in Rücksichten und im Conventionellen auf: die Massenhaftigkeit wie der Ernst der vielfachen Lebensbeziehungen tritt zu mächtig heran, als daß ein Fürst nicht zu der Resignation gedrängt werden müßte, sein Wesen mehr oder weniger mit widerstrebendem Bewußtsein oder unwillkürlicher Nachgiebigkeit ihnen zum Opfer zu bringen. Aber den Preußen erlaubt der Ruhm ihrer Vergangenheit, der Persönlichkeit ihrer Könige einen Werth über die Dinge hinaus beizulegen. Ein Volk, das zu den zwölf Fürsten, welche die ziemlich übereinstimmende Meinung der Geschichte durch den Ehrennamen des Großen auszeichnet, ungeachtet seines kurzen Bestandes unzweifelhaft ein Sechstheil gestellt hat, darf auch unter gewöhnlichen und einfachen Verhältnissen das Interesse für die Persönlichkeit seines neuen Königs mehr in den Vordergrund rücken und den ehrenwerthen Grundzug eines beharrlichen Monarchismus offenbaren; um wie viel mehr, wenn die Dinge sich erfüllen, welche zwar blutige aber doch kernlose und zielles irrende Kometen tagesgeschichtlicher Ereignisse vorzubedeuten scheinen, wenn Rechte und Pflichten für diesen Fürsten durch die Noth und Verwicklung der Zukunft sich steigern werden.

Das Interesse, welches Preußen und Deutschland an König Wilhelm nimmt, belehrt sich leicht durch die Beobachtung seines einfachen, verständigen, energischen Wesens. Nach der Fülle der Offenbarungen von Geist und religiöser Tiefe, welche in dem hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. leuchteten, aber unter dem Drange außergewöhnlicher Ereignisse nur zum geringen Theile ihre erwärmende und segnende Kraft versuchen und spenden konnten, erscheint sein Bruder, um in der geschichtlichen Erinnerung seines Volkes das ganze Bild des Vaters zu wecken. Alle diejenigen, welche noch, wäre es auch nur mit den ersten Kindheitsgedanken, in die Regierung Friedrich Wilhelm's III. zurückreichen, müssen sich eines Wortes der Königin Louise fast nothwendig entsinnen, welches die hohe Frau im Frühling des Jahres 1808 über ihre Kinder an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz, schrieb: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön." Aber ein reiches Leben hat hier einen Charakter hervorgebracht, der neben dem glänzenden Geiste des älteren Bruders nur vorübergehend mit seiner Schlichtheit hat zurücktreten müssen, um den innersten Kern seines Wesens in einer aufbehaltenen Zeit darzulegen. Nicht eine blitzende Reihe geistreicher Aperçus erweckt Hoffnungen, welche überdies für den künftigen Inhaber eines Thrones nicht einmal unbedenklich sind; sondern Züge eines ehrenhaften, früh in sich festen und klaren Wesens treten hervor.

König Wilhelm wurde als der zweite Sohn des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Louise am 22. März 1797 zu Berlin geboren, als der ältere, zur Thronfolge bestimmte Bruder ein und ein halbes Jahr alt war,

*) Wir erhalten diese Mittheilungen aus der Feder eines namhaften Gelehrten.

Digitized by Google

Wilhelm
König von Preußen

Digitized by Google

und mit vollem Namen Friedrich Wilhelm Ludwig genannt. Die beiden Prinzen erhielten bereits im August 1800 einen gemeinsamen Erzieher in dem philologisch tüchtig gebildeten Theologen Johann Friedrich Gottlieb Delbrück, welcher späterhin als Superintendent von Zeitz sich durch seinen Eifer für die Einführung der Preußischen Agende hervorthat. Es scheint, daß Delbrück's Einfluß auf den jüngern Prinzen Wilhelm tiefer war als auf den kleinen geistreich beweglichen Kronprinzen; die ganze, mehr dem praktisch Religiösen zugewendete Richtung des etwa 32jährigen Erziehers, welcher das volle Vertrauen des königlichen Vaters besaß, schien in dem Prinzen Wilhelm einer ursprünglichen, natürlichen Anlage zu begegnen; indeß bei dem von Scherz und kindlicher Rede nicht eben überfließenden Knaben alle geistigen Motive in die Tiefe des Gemüthes still zurückzutreten pflegen, geht sein Handeln schon in den frühsten Lebensjahren auf das gegebene Ziel ehrlich und bestimmt hin. Wer Gelegenheit hatte, die beiden königlichen Prinzen in der Mitte der ihnen durch Delbrück und den tüchtigen Lehrer Reimann mit prüfender Sparsamkeit auch aus den bürgerlichen Ständen erwählten Spielgenossen zu sehen, konnte leicht beobachten, wie gern der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. sich in dem Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit abzusondern und neckisch in die Spiele der andern einzugreifen pflegte, indeß sein jüngerer Bruder nicht selten mit den Freunden Parthei gegen diese Störungen und den mannigfachen geistreichen Unfug des Kronprinzen bilden mußte. Es kam sogar zu förmlichen Revolutionen in diesem kleinen Reichsorganismus, in welchem der herrschlustige Muthwille des Kronprinzen Friedrich Wilhelm durch einen gemeinsamen Aufstand gebrochen werden mußte, wobei Prinz Wilhelm seine Pflicht redlich that. Sonst fand sein tiefes Gefühl in bewegteren Momenten nicht bequem und leicht den angemessenen Ausdruck, so daß er bisweilen dem wenig erfahrenen Beobachter geradezu für gemüthlos gelten konnte. Als nach den traurigen Schlachten von Jena und Auerstädt Königin Louise mit ihren beiden Söhnen thränenvoll aber noch nicht ganz hoffnungsleer von Berlin nach Stettin flüchtete, wußte der Kronprinz durch manches süße Wort das Herz seiner ihm scheinbar darum mehr zugewandten Mutter zu erfreuen, indeß Prinz Wilhelm die neuen, mächtig bestimmenden Eindrücke still mehr in die Tiefen seines Gemüths sammelnd hinabzog. Nicht anders stellte sich der Gegensatz der beiden kindlichen Naturen, als König Friedrich Wilhelm III. in der Nacht vom 18. — 19. Juli 1810 von Berlin nach Hohenzieritz eilte, ob er die geliebte Gattin noch am Leben treffen würde: dieselbe Erleichterung des Schmerzes durch geistreich spielende oder tief und seelisch mitempfindende Rede bei dem älteren, dasselbe stille oder doch wortkarge Hineinziehen des ganzen Ernstes der schmerzlichen Lage in die Gemüthstiefe beim jüngeren Prinzen.

Die Opfer, welche die königliche Familie mit einem bis dahin noch nie in solchen Kreisen für das allgemeine Beste hervorgetretenen Sinn sich selbst auferlegte, stählten schon jetzt den kindlichen Charakter des Prinzen Wilhelm; während der Kronprinz der Lehre des seit dem August des Jahres 1810 berufenen Friedrich Ancillon als einem geistreich vermittelnden Spiel zwischen Extremen gern folgte, wendete sein jüngerer Bruder mit Klarheit und Bestimmtheit sich militärischen Studien zu, welche er durch seine Theilnahme an den Befreiungskriegen der Jahre 1813—14 zugleich auch sittlich und praktisch förderte. In derselben Richtung wirkten auf ihn tüchtige mathematische und historisch-politische Lehrer: unter den letztern Joh. G. Woltmann, dessen lebendige Weise, geschichtliche Auffassung und combinationsreichen Vorträge mannigfache Anregungen universellster Art in den Geist des werdenden Jünglings hinüberführten, ohne die Ausbildung seiner staatlichen Grundsätze irgend durch des Lehrers mit Recht getadelte principielle Unsicherheit in Schwankung zu versetzen. Der Kern seiner religiösen Anschauungen, welche bereits durch Delbrück eine sehr bestimmte Richtung erhalten hatten, gestaltete sich zu sittlicher Festigkeit unter Friedrich Ehrenberg's Einflusse. Die scharfe Beobachtung, die humane Energie, welche diesen fein empfindenden Ver-

Digitized by Google

liner Hofgeistlichen in seiner glänzenden, seelsorgerischen Thätigkeit fortdauernd ausgezeichnet haben, sollten sich auch hier offenbaren, und in dem Glaubensbekenntnisse, welches nach stehendem Brauche Prinz Wilhelm am 8. Juni 1815 in der königlichen Schloßkapelle zu Charlottenburg abzulegen hatte, wie in den bei dieser Gelegenheit abgefaßten „Lebensgrundsätzen", trat der ganze wohlthätige Einfluß des tiefen, praktisch-religiösen Lehrers hervor. Man verspürt schon eine sehr bestimmte Antipathie gegen religiöse Spitzfindigkeiten; die Richtung auf das lebendige Christenthum als eine Totalität ist dem jungen Prinzen schon sehr bestimmt die Hauptsache. Damit werden auch die staatlichen Anschauungen in Zusammenhang gesetzt: der junge Prinz bekennt, daß seine Kräfte der Welt, dem Vaterlande gehören; daß er daher unablässig in dem ihm angewiesenen Kreise thätig sein, ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten, denn sie seien alle seine Brüder, bei sich erhalten und beleben wolle; seiner fürstlichen Würde werde er sich gegen Niemand überheben, Niemand durch sein fürstliches Ansehen drücken, und wo er von andern etwas fordern müsse, sich dabei herablassend und freundlich zeigen, und ihnen die Erfüllung ihrer Pflichten, so viel er könne, zu erleichtern suchen; doch wolle er alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben werde.

Die folgenden Jahre nahmen Studien mannigfacher Art, besonders aber militärische Beschäftigungen ein; doch verfolgt der Prinz mit großer Aufmerksamkeit alle Momente ständischer Entwicklung, zu der die ganz neue Geschichte der Provinzialstände reichliche Gelegenheit bot. Der immer mehr sich entwickelnde, praktische Ernst seines Wesens bedurfte einer idealen Ergänzung, welche ihm am 11. Juni 1829 durch die Verheirathung mit der noch nicht achtzehnjährigen geistreichen Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar zugeführt ward. Die hohe Frau rechtfertigte bei ihrem Erscheinen in der preußischen Residenz durchaus Goethe's Urtheil über sie, daß sie „wirklich so bedeutend als liebenswürdig sei", und sie war in ihrem geistvollen Wesen vollkommen im Stande, den hohen Gemahl, dessen vorwiegend ethisch gestimmter Natur die militärische und innere Entwicklung des preußischen Vaterlandes näher lag als der ästhetische Genuß des Lebens, in künstlerische Auffassungen interessirend einzuführen. Die harmonische Verbindung so bedeutsamer Lebensrichtungen in diesem fürstlichen Elternpaar mußte den beiden Kindern, dem Prinzen Friedrich Wilhelm (geb. den 18. October 1831) und der Prinzessin Louise Marie (geb. den 3. Dezember 1838) für ihre Bildung zum höchsten Segen gereichen. Vorläufig war dieser hochbeglückten Familie noch ein einiges Stillleben gegönnt, soweit überhaupt ihr Rang ein solches zuließ: mit dem Tode Friedrich Wilhelm's III. erweiterte sich aber der Wirkungskreis des Prinzen sehr erheblich. Noch ehe der königliche Vater bestattet war, wurde der Prinz durch Cabinets-Ordre seines regierenden Bruders Friedrich Wilhelm's IV. vom 10. Juni 1840 als muthmaßlicher Thronerbe zum „Prinzen von Preußen" ernannt; am 16. desselben Monats erhielt er den Vorsitz im Staats-Ministerium, am 10. September wurde er zum General der Cavallerie und am 17. Januar 1841 zum Statthalter von Pommern berufen.

Fortdauernd war er veranlaßt, sich mit der inneren Verfassung des Königsreichs tiefer zu beschäftigen. Am 25. Mai 1841 erhält er den Auftrag, der Conferenz zur Erlassung der sieben Landtagsabschiede zu präsidiren, am 7. Januar 1842 während der englischen Reise des Königs die Staatsgeschäfte zu leiten; besonders wichtig aber war seine Theilnahme an der Berufung und an der Thätigkeit des ersten vereinigten Landtags vom Jahre 1847.

In das große Publikum gelangten aber nur Notizen über den Prinzen von Preußen, soweit sich dessen Thätigkeit auf das Militärische bezog. Unter den traurigen Mißverständnissen des Jahres 1848 war das für Preußen nicht das geringste, daß aller Groll des Berliner Märzkampfes sich auf diesen Prinzen, als den eigentlichen Urheber des militärischen

Digitized by Google

Widerstandes gegen die volksthümliche Bewegung häufte. Er mußte im eigentlichsten Sinne flüchten und begab sich nach England. In vielen Kirchen ließ man die übliche Fürbitte für ihn weg: so war der Schrecken der Lynchjustiz selbst in die heiligen Räume gedrungen. Als das Ministerium Camphausen seine Zurückberufung dringender betrieb, kam es zu allerlei Tumulten, bis der Prinz im Juni 1848 den heimischen Boden wieder betrat, ja sogar in die Nationalversammlung gewählt wurde.

Eine neue große, wenngleich nicht mit vollem Danke anerkannte Thätigkeit sollte ihm Süddeutschland im Frühling des Jahres 1849 eröffnen. Die Revolution hatte Baden und die Pfalz in allen Verhältnissen aufgelöst; der Prinz erhielt den Auftrag, mit preußischen Truppen die Ordnung wiederherzustellen, welche die Grundlage alles staatlichen Lebens ist. Sein Erscheinen übte sofort einen bedeutenden Eindruck aus: am 20. Juni überschritt er unweit Bruchsal den Rhein und betrat badisches Gebiet; am 23. Juli hatte er Rastatt zur Capitulation gezwungen und am 18. August konnte der Großherzog von Baden in seine Hauptstadt zurückkehren.

Eine friedlichere Mission wurde dem siegreichen Prinzen in seinem eignen Vaterlande beschieden: er wurde im Oktober desselben Jahres 1849 zum Militär-Gouverneur vom Rhein und von Westphalen ernannt. Hier in diesen schönen Grenz-Provinzen, wo alle Wellenschläge deutscher und französischer Bewegung sich zu kreuzen pflegen, sollte er sich und damit dem preußischen Staate Herzen erwerben. Die ritterliche Zuverlässigkeit seines Wesens und die geistvolle Grazie seiner hohen Gattin haben diese Eroberung glänzend vollendet. Die Genugthuung einer solchen unmittelbaren glücklichen Erfahrung war indeß auch dem Gemüthe des Prinzen durchaus nöthig; die süddeutsche Stimmung gegen Preußen war immer unreiner geworden; es kam der klägliche Tag von Bronzell und der noch kläglichere von Olmütz; seit dem Herbst des Jahres 1853 nahm die orientalische Frage einen dauernd ernsthaften Charakter an: schon bemühte sich Rußland dringend um Preußens Beistand. Der Ausbruch des orientalischen Krieges mußte den Prinzen auf das Heftigste aufregen; „Preußen darf in so entscheidenden Augenblicken seinen Säbel nicht in der Scheide stecken lassen" rief er unwillig und flüchtete sich aus dem sorgenschweren Berlin wieder nach dem freundlich winkenden Coblenz. In Zusammenhang mit der Intention des Prinzen stand es, wenn der Kriegsminister v. Bonin mit der ihm eigenen unerschrockenen Aufrichtigkeit sich gegen Rußland erklärte, um unmittelbar nachher sein Portefeuille niederlegen zu müssen. Die trübseligen spannenden Verhältnisse, welche hierauf zwischen den Höfen von Berlin und Coblenz eintraten und in denen ein Lindenberg eine bis dahin in der preußischen Geschichte unerhörte Rolle spielte, mußten den Prinzen tief verletzen, aber sie brachen nicht seine Zuversicht auf Preußens Zukunft; nicht einmal in seiner Pietät gegen seinen regierenden Bruder wurde er wesentlich gestört, so weit auch beider Naturen und Anschauungen auseinander gehen mußten.

Von zwei Seiten kam mittlerweile tröstend das Glück über das königliche Haus von Coblenz. Im Juni 1854 war die silberne Hochzeit gefeiert, der Prinz durch Ernennung zum Generaloberst der Infanterie und zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz geehrt worden. Am 14. September des folgenden Jahres 1855 stattete der Prinz Friedrich Wilhelm am englischen Hofe zu Balmoral einen Besuch ab, der Hoffnungen anregte, wie sie sich bei seiner hohen Schwester in Deutschland schon eher erfüllten: am 30. September wurde Prinzeß Louise mit dem Prinz-Regenten von Baden verlobt und am 20. September 1856 mit ihm als Großherzog Friedrich Wilhelm Ludwig verheirathet. Aber auch die Beziehungen zu dem englischen Hofe gestalteten sich während des Jahres 1857 enger; am 25. Januar 1858 fand die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Royal von Großbritannien Victoria statt, und der Jubel des preußischen Volkes bei Empfange des hohen Paares, besonders in Berlin am 8. Februar, zeigte, welche Bedeutung man dieser

Digitized by Google

Verbindung beilege. Der Jubel galt nicht allein den persönlichen Tugenden des trefflich gebildeten jungen Prinzen und seiner geistreichlebendigen jungen Gattin, sondern auch den Beziehungen, welche sich daran für Preußen und England knüpfen könnten.

In der Freude über das Glück seiner Kinder wurde aber der Prinz von Preußen durch die sich steigernde Krankheit seines königlichen Bruders gestört. Bereits am 23. Oktober 1857 war eine dreimonatliche Stellvertretung des Königs durch den Prinzen von Preußen nöthig geworden, welche durch die Kabinets-Ordre vom 6. Januar, 9. April und 25. Juni je dreimonatliche Verlängerungen erfuhr. Mit wie großer Pflichttreue auch der Stellvertreter alle seine persönlichen Wünsche und Ansichten den bekannten Intentionen des leidenden Königs unterordnete, so war selbst auch für die weniger Feinfühligen schon der Hauch einer andern Zeitrichtung bemerkbar. Der wohlerklärliche Versuch eines Antrags auf eine sechsjährige Wahlperiode scheiterte, und als nun endlich am 7. Oktober desselben Jahres 1858 der Prinz von Preußen als Prinz-Regent die Zügel der Regierung zu ergreifen hatte, lag seinen befreiten Absichten und Entschlüssen wenigstens kein Abgeordnetenhaus mit einer längern Wahlperiode im Wege.

Die erste Maßregel war die Entlassung des Ministers des Innern v. Westphalen; an seine Stelle trat der Präsident Flottwell, ein Mann von natürlichem Ungestüm, aber großem praktischen Blick, rascher Entscheidung und klarer Ehrlichkeit, den man leider in früheren Jahren die glücklich begonnene Germanisirung Posens nicht hatte vollenden lassen. Der schleunig berufene, am 20. Oktober zusammengetretene Landtag erkannte die Nothwendigkeit der Regentschaft verfassungsmäßig an, und schon brachten 128 Mitglieder des Herrenhauses dem neuen Herrscher den eiligen Ausdruck ihrer Ergebenheit dar.

Es ist wahrscheinlich, aber nicht hinlänglich verbürgt, daß die Mitglieder des bis dahin bestehenden Ministeriums dem Prinz-Regenten die Bereitwilligkeit erklärten, sich seinen neuen Intentionen anbequemen und somit sich selbst verleugnen zu wollen. Die Einfachheit und Biederkeit des Prinz-Regenten vermochte sich aber in diese Art von Resignation nicht zu finden. Bis auf den Handels- und den Justiz-Minister und den interimistischen Minister des Innern, legten die alten Minister ihre Stellen nieder; am 5. November erhielt der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen den Befehl, ein neues Ministerium zu bilden, und außer dem Fürsten als Präsidenten und den genannten drei Ministern, traten der Oberpräsident v. Auerswald, v. Bethmann-Hollweg, General v. Bonin, Freiherr v. Schleinitz, Freiherr v. Patow und Graf Pückler in das neue Ministerium ein. Der Bestätigung dieses in einem ziemlich einheitlichen Geiste gebildeten Staats-Ministeriums durch Allerhöchsten Erlaß vom 6. November folgte am 8. November die Einführung des Prinzen Friedrich Wilhelm in das Staats-Ministerium durch seinen Vater. Ein Konflikt des Kriegsministers v. Bonin mit dem Prinz-Regenten in bedeutsamen militärischen Fragen, deren selbstständige Entscheidung der preußische Kriegsherr sich nach den Ueberlieferungen seines Staats immer wird vorbehalten müssen, hatte am 29. November dessen Entlassung und am 5. December die Berufung des Generallieutenants v. Roon zu Folge, eines Mannes, der wohl durch seine hohe Bildung und außerordentlichen Talente, weniger aber in seinen politischen Anschauungen zu dem neuen Ministerium zu stimmen schien.

Die Wahlen zum Abgeordnetenhause für die Legislaturperiode von 1859—1861 waren eine unmittelbare Antwort des ganzen Landes auf die neue Wendung, welche die Regierung eingeschlagen hatte: sie waren fast durchaus ministeriell. In einer seltenen Uebereinstimmung der eigentlich freien und der eigentlich regierenden Faktoren des preußischen Staatslebens, mit alleiniger, fast bizarrer Ausnahme des darum für anomal zu erachtenden Herrenhauses hätte nun die Weiterbildung des Gemeinwesens vor sich gehen können, wenn nicht der mit blutigem Leichtsinn angeregte und geführte italienische Krieg alle Verhältnisse und Anschauungen

Digitized by Google

verwirrt hätte. In dem Augenblicke aber, da die neutralen Mächte Entscheidendes vorbereiten, überrascht sie der modernste journée des dupes — der 11. Juli 1859 des Friedens von Villafranca. Die preußische Mobilmachung war dem österreichischen Kaiser zu spät gekommen, so daß er über ein Verlassensein von natürlichen Bundesgenossen mehr sentimental als wahr klagen konnte, dem französischen Kaiser aber zu früh, weil nun zu unbequemer Zeit der Krieg vielleicht auch an den Rhein zu spielen gewesen wäre.

Kurz vor dem Frieden von Villafranca, am 3. Juli, hatte der Prinz-Regent an Stelle des zurückgetretenen interimistischen Ministers des Innern Flottwell den Grafen Schwerin-Putzar berufen, und damit seinem Volke ein sehr klares Zeugniß gegeben, daß er auf einem der frühern Richtung entgegengesetzten Wege die Ordnung der innern Verhältnisse seines Staats herbeizuführen beabsichtige. Indeß hielt ihn dauernd ein zartes Pietätsverhältniß zu dem noch lebenden unheilbar kranken Bruder ab, ganz frei einzugreifen. Diese letzte Fessel wurde gelöst durch den Tod Friedrich Wilhelms IV. am 2. Januar 1861, und an die Stelle des heimgegangenen künstlerischen, geistreichen Fürsten trat nun mit freier Gewalt die einfache und verständige Energie König Wilhelms.

Was für ein königlicher Charakter fortab die Geschicke Preußens bestimmen werde, ergiebt sich aus dieser flüchtigen Ueberschau der persönlichen Geschichte König Wilhelms auch für den einfachsten Blick von selbst.

Am schärfsten tritt die militärische Seite seines Wesens heraus, ein Erbtheil des großen Fürsten, der sich freiwillig damit schmückte, Friedrichs des Großen, noch mehr aber des erlauchten Vaters des gegenwärtigen Königs, dem die Noth eine Tugend daraus machte, Friedrich Wilhelms III. Angeborne Neigung und Lebensgang haben den König fortdauernd mit dem Militärwesen im ernstesten Zusammenhange erhalten; was ihm in den Märztagen des Jahres 1848 als Schimpf angerechnet wurde, hat ein Jahr später das gerettete Baden gesegnet; was uns im Augenblick noch als eine gesteigerte Vorliebe erscheinen mag, kann vielleicht das Vaterland befreien müssen. Die Gedanken des Königs sind eifrig auf Vermehrung der Kriegsmannschaften gerichtet und darum den Vertretern des Landes so schwierige, von ihnen nur zaghaft hinausgeschobene Anforderungen des Militär-Budgets vorgelegt worden; gezogene Kanonen und Verbesserungen der Zündnadelgewehre dünken diesem Fürsten wohl gelegentlich so wichtig als Schulgesetze und fürwahr die Zeit klopft schon an die Thüren, da wir die materiellen Waffen nöthiger haben werden, als die geistigen. Man darf aber nicht fürchten, daß durch diese Betonung des Militärischen ein Bruch in unser Volksthum kommen werde, an dem sich der gesunde Organismus verbluten könnte wie an der Prätorianerwirthschaft des neuen Cäsarenthums ein Nachbarland; das preußische Heer ist ein Stück Volk und König Wilhelm hat sich keine Legitimität zu erobern.

Einem gefährlichen Idealismus werden diese militärischen Neigungen niemals dienen; das Wesen des Königs ist der vollste Gegensatz zu allem Idealismus; selbst da wo er am meisten an seinem Platze wäre, auf dem Gebiete des Religiösen mag sein klarer Kopf und sein besonnenes Herz nichts davon wissen. Selbst wenn der König nicht Mitglied, nicht Generalgroßmeister der Freimaurerloge wäre, so könnte man aus verschiedenen Aeußerungen und Regierungsmaßregeln doch den sichern Schluß ziehen, daß hier einfach die Religionsanschauungen, welche vor 45 Jahren sein Lehrer Ehrenberg ihm vorgetragen, zur Reife männlicher Grundsätze gelangt seien. Auch jetzt noch und bestimmter noch hängt das religiöse Interesse des Königs an der Totalität einer sittlichen, sich klaren, einfach liebenden Natur; die Haarspaltereien dogmatischer Begriffe sind ihm fremd. Man erinnert sich in engern Kreisen einer Frage an eine Pastoren-Deputation, welcher der König mit einer Achtung fordernden Ehrlichkeit äußerte, daß er das Evangelische begreife, daß er die Union verstehe, nicht aber das Lutherische noch das Reformirte u. s. w. So sträubt sich die sittliche Natur

Digitized by Google

und die einfache Verständigkeit des Fürsten gegen die Auflösung des Religiösen durch confessionelle Zersplitterung, und am schärfsten hat er seinen Widerwillen gegen diese Vernichtung des Evangelischen in der Anrede an die neuen Minister bei Uebernahme der Regentschaft ausgesprochen: „In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist, und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten, und wir sind nahe daran gewesen, sie zerfallen zu sehen ..... Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiösität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer in's Auge zu fassen und von äußern Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden." Diese einfachen Worte, welche nur der unmittelbare Ausdruck einer im praktischen Leben gereiften, nicht aber philosophisch oder dogmatisch zurechtgelegten Religionsanschauung sind, haben bei den entgegengesetzten Partheien eine entgegengesetzte Aufnahme gefunden. Aber ihr Inhalt ist weder ein Protest gegen das Christenthum, noch eine exacte Glaubensformel; gleichweit entfernt von der halbfrivolen Zulassung jeglicher Façon zur Erlangung der Seligkeit und von einer subjectiven Coquetterie mit kirchlichen Richtungen gehen die Worte auf den Begriff der sittlichen Persönlichkeit aus. Es ist darum weder ein Widerspruch noch eine Konzession, wenn der König im Kirchenbesuch selbst ein Beispiel geben und von seinen Beamten gegeben wissen will: im Anschluß an die Gemeinde, durch Union im Kleinen und Großen tritt die einzelne sittliche Persönlichkeit erst in ihren rechten, activen Zusammenhang.

Mit diesem vorwiegenden Sinne für die sich bethätigende Sittlichkeit ist die umfassende Toleranz des Königs verbunden, nicht als Ausfluß einer aufgeklärten Blasirtheit, sondern als praktischer Ausdruck einer christlichen Bescheidenheit. Denn der König ist weit davon entfernt, die ewig gültigen Grundwahrheiten des Christenthums anzugreifen und aus Indifferentismus tolerant zu sein; sondern weil er weiß, was es mit einem sichern sittlichen Handeln auf sich habe, achtet er jeden Versuch religiös-thätigen Ringens. Seine Toleranz wie die jedes wahren Menschen, beruht nicht auf dem Zweifel an der göttlichen Offenbarung sondern auf dem Zweifel an der Zulänglichkeit der menschlichen Kraft, den ganzen Inhalt jener göttlichen Offenbarung auch nur annähernd vollständig aufzufassen und im sittlichen Leben darzustellen: ein einfacher Sinn überwindet in dieser Lieblingsfrage der modernen Kirchlichkeit so die Eitelkeit der Sophistik.

Dieser einfache und klare Sinn des Königs steigert sich angesichts der verwickelten Fragen, welche er zu beherrschen versucht, zu jener Gerechtigkeit, welche gleichfalls eine Zierde an dem Wesen des Vaters gewesen war. Das Unrechte widersteht ihm wie alles Unklare. Darum wird er darauf dringen, daß die Verfassung Wahrheit werde, die Verfassung aber auch in sich klar und unzweideutig. Es war ein Zug großherziger Selbstverleugnung, als schon vor Jahren der damalige Prinz von Preußen Gelegenheit nahm auszusprechen, daß er in ganz anderen Anschauungen erwachsen und erzogen sei als denjenigen, welche das neue Zeitalter fordere, aber daß es Pflicht der Fürsten sei, die Geltung des Neuen zu erkennen und anzuerkennen. Er weiß, wo die natürlichen Wurzeln dieses Neuen für Preußen liegen: in der großen Wiedergeburtsepoche zur Zeit der Erniedrigung, in der Bewegung der Jahre 1808—13, und wenn er erklärt, daß er nicht mit der Vergangenheit brechen werde, so meint er nicht das Gestern, sondern jene größere Vergangenheit. Aus dieser ausdrücklichen Rückbeziehung auf jene wunderbare Epoche des Preußenthums lassen sich sichere Schlüsse auf die Zukunft der inneren Politik ableiten, wenn diese nicht schon durch die Berufung des Grafen Schwerin-Putzar in das Ministerium des Innern auf das bestimmteste verdeutet wäre. Das Recht des Adels, das immer in einem natürlichen

Digitized by Google

Cartelverhältniß zu der erblichen Monarchie stehen wird, darf nicht fürchten angetastet zu werden, und die Widersprüche des Herrenhauses gegen die Möglichkeit einer freien Gerechtigkeit liegen nicht in ihm beschlossen: aber der König wird das Grundsteuersystem als eine von seinem gerechten Vater ererbte Staatspflicht und Anderes durchführen.

Derselbe Gerechtigkeitssinn wurde durch die Verfassungsfrage in Schleswig-Holstein und Kurhessen in Anspruch genommen. Wenn aus einem dunklen Winkel das Schimpfwort „Deutschpiemonteserei" erscholl, so machte der Erfinder des unsaubern Zurufs der Unterthanentreue der kleinern Staaten, denen er ohne Zweifel angehört, ein schlechtes Compliment, denn jenes wenig lobenswerthe politische Prinzip bedarf noch schlimmerer Voraussetzungen bei denjenigen Staaten, in denen es Aussicht haben soll sich geltend zu machen. Für zweideutige Vergrößerungsgelüste bot die Trübung aller Verhältnisse während des italie-

Die Eckfenster vom Arbeitszimmer König Wilhelms.

nischen Krieges den geeigneten Augenblick: die preußischen Machthaber haben die Gelegenheit versäumen wollen. Man kann freilich dem patriotischen preußischen Soldaten es nicht verargen, wenn er in gelegentlicher Aufwallung die Hoffnung äußert, daß doch „zum wenigsten" der junge Prinz Friedrich Wilhem zum „Deutschen Kaiser" avanciren werde, denn diese Truppen entsinnen sich, daß sie in Baden, in der Pfalz und in Sachsen die einheimischen Regierungen vor den Angriffen oder der Ohnmacht ihrer eigenen Unterthanen haben schützen müssen. Aber der König Wilhelm wird niemals die Grenzen seiner Gerechtigkeit überschreiten wollen, auch nicht einmal in der lockenden phantastischen Vorstellung dieser oder jener Eventualität, sondern er gönnt Fürsten und Völkern das ihnen zustehende Recht, denn er sagte einmal: „Unrecht zeugt Unruhe."

Wie bei allen klaren, ihrer Ziele und Aufgaben sichereu Köpfen, so erscheint auch in dem Könige Wilhelm eine seltene Energie. Für ihn hat das, was er als das Rechte erkannt

Digitized by Google

hat, ein unzerstörbares Recht. Daher sind an ihm nie diejenigen irre geworden, welche ihn näher haben beobachten können, und seit der Regentschaft hat ihn fast sein ganzes Volk beobachten können. Seine große Zuversicht zum königlichen Herrn entspricht vollkommen der Geschlossenheit des Charakters, den er bis jetzt gezeigt hat.

Bis in das Einzelne wird Erscheinung und Lebensweise durch die Grundzüge seines Wesens bestimmt. Er tritt wahrhaft königlich auf, mit markirten, festen Zügen, welche einen entschiedenen Gegensatz zu dem geistreichen Mienenspiel des heimgegangenen Bruders bilden; die hohe Gestalt und besonders die gleichmäßige Mischung des menschlichen Wohlwollens und der fürstlichen Bestimmtheit in seinem Blicke erinnern unwillkürlich an den königlichen Vater; bei beiden hat die militärische Bildung eine fast gleich große Sorgfalt in dem äußeren Auftreten erzeugt. In der Handhabung des Wortes steht aber der König mitteninnen zwischen dem Lakonismus des Vaters und der nun seit lange verstummten glänzenden Beredsamkeit des Bruders, durch welche dieser sich zum ersten Redner des neunzehnten Jahrhunderts und zum ersten fürstlichen Redner aller Jahrhunderte erhob; aber der König spricht, auch ohne Vorbereitung, treffend und exact, er regt nicht die Phantasie an noch nimmt er das Gefühl schmeichlerisch gefangen, sondern seine Beredsamkeit ist eine fast militärische mit der sicher treffenden Kraft einer unerbittlichen Logik. Er darf so reden, denn seine Gedanken und sein Herz sind durchaus grade. Mit einer unermüdlichen Arbeitskraft, welche jeden Privatmann ehren würde, sucht er in das Wesen der Dinge und der Menschen einzudringen, deren Regierung ihm anvertraut ist; wer an einem frühen Wintermorgen zwischen seinem Palais und dem Denkmale Friedrich's des Großen vorbeischritt, konnte ihn schon thätig in dem bekannten Eckzimmer auf und ab schreiten sehen und sich zu der ernsten Erwägung veranlaßt fühlen, ob das eherne Haupt der Heldengestalt, das draußen in den Morgennebel auftragt, weiter greifende Kriegsgedanken hat hegen müssen, als sie vielleicht dem drinnen rastlos arbeitenden König noch beschieden sein werden. —

Der Ernst der Aufgaben und die Gewissenhaftigkeit, mit der er sie zu lösen versucht, gestatten dem Könige keine weitern über sie hinausreichenden Interessen. Nur das Schauspiel liebt er vorzugsweise, worin er ebenfalls dem königlichen Vater ähnlich ist. Indeß darf man nicht fürchten, daß die Künste vor dem Ernst des Lebens werden zurücktreten müssen, welche durch die außerordentliche Begabung des heimgegangenen Königs so mannigfache Anregungen empfangen hatten: denn neben dem König steht seine hohe Gemahlin, in welcher die ganze Fülle geistreicher Beobachtung und tiefsinniger Theilnahme an dem Schönen thätig wohnt, wie sie nur die glänzende Zeit des weimarischen Hoflebens einer hochbegabten Frau hat verleihen können. König Wilhelm ist hochherzig genug, um in würdiger Weise die künstlerische Erbschaft des genialen Friedrich Wilhelm IV. antreten und verklärend erweitern zu können.*)

*) Der Herausgeber erlaubt sich, hier noch einen sinnreichen Zug anzufügen, welcher charakteristisch ist für das Verhältniß Friedrich Wilhelm's IV. zu seinem Bruder, der während seiner Krankheit die Regentschaft für ihn führte. Der hochselige König brachte in der Regel alljährlich zur Jagdzeit einige Tage auf der alten Asseburg'schen Harzburg Falkenstein zu. Der Besitzer hatte ihm darin ein Zimmer eingerichtet, das nur für den König bestimmt war. Während des letzten königlichen Aufenthaltes daselbst, vielleicht während sein Bruder in England war, brachte ein junger Künstler den aus Elfenbein trefflich und ähnlich geschnitzten Kopf des Prinzen von Preußen. Der Hofmarschall kaufte ihm denselben ab und äußerte zu Asseburg: „Ich möchte den Kopf wohl dem Könige überreichen, ich weiß aber nicht recht, ob ich's wohl wagen darf." „Ei," sagte Asseburg, „lassen Sie ihn mir ab. Ich werde einen Steck aus meinen Eichenwäldern schneiden, den Kopf als Knopf darauf befestigen und ihn dann dem Könige schenken." Das geschah. Der König zeigte sich innig erfreut über das Geschenk, stützte sich recht mit Behagen auf den Steck und sagte: „Was mir das für eine Freude ist, daß ich mich so auf meinen Bruder stützen kann!"

Digitized by Google

Der verhängnißvolle Doppelschuß am 18. März 1848 und sein Zwillingsbruder am 3. April 1615.

Ein Stück Berliner Geschichte.

Wie im Leben des Einzelnen, so giebt es auch im Leben ganzer Völker Momente, wo alle menschliche Berechnung durch einen sich dazwischen schiebenden Umstand zu Schanden wird; die Entwicklung plötzlich eine nicht geahnte Richtung nimmt. Den empfindlichsten Stoß erlitt die Dynastie Louis Philipps dadurch, daß die Pferde am Wagen des Herzogs von Orleans scheuten und dem Bürgerkönig, dessen Thron ganz auf Volksgunst begründet war, den beliebtesten und thatkräftigsten seiner Söhne, den künftigen Thronerben, welcher recht eigentlich geschaffen schien, des Vaters Werk fortzuführen, zur Leiche machten. Die Geschichte zeigt auf jedem ihrer Blätter derartige Beispiele. So war es auch am 18. März in Berlin ein verhängnißvoller Doppelschuß, welcher wie ein von dämonischer Hand losgebrannter Zunder in die aufgeregten Gemüther mit furchtbarer Gewalt fuhr und wie mit einem Zauberschlage Freude in Wuth, Befriedigung in Rache kehrte und eine ganze Stadt in einen Taumel fortriß, aus dem sie erst nach langer Zeit wieder erwachte.

Man hat vielfach in demselben ein berechnetes Manöver zu finden geglaubt, welches in neueren Revolutionsdramen auch wirklich öfters absichtlich herbeigeführt worden ist, um eben die leicht entzündbare Menge von der Aufregung zur Gewaltthat hinüber zu reißen; indem mit einem solchen Schusse die Brücke für friedliche Erwägung abgebrochen, Blut schon geflossen zu sein schien; aber unbefangene Berichte haben die Zufälligkeit des erwähnten Factums über allen Zweifel gestellt, und eine merkwürdige Parallele bietet uns ein ganz ähnliches Ereigniß, welches sich fast an derselben Stelle ein Paar Jahrhunderte früher zutrug und genau dieselbe psychologische Entwicklung bewirkte, wenn auch unter kleineren Dimensionen und minder furchtbar für unser Vaterland.

Berlin hat nämlich am 18. März 1848 nicht zum ersten Male Aufruhr in seinen Mauern toben sehen. Schon Herr v. Minutoli hat in einem interessanten Aufsatze auf die Parallele hingewiesen mit dem Jahre 1451, wo der Friedrich mit den eisernen Zähnen, welcher klug den Zwiespalt zwischen Rath und Bürgerschaft benutt hatte, um festen Fuß hier zu fassen, erst des Aufstandes der Bürgerschaft Herr werden mußte, ehe er die alte Selbstständigkeit Berlins brechen und nicht bloß sein Schloß, sondern überhaupt landesherrliche Hoheit im Sinne neuerer Zeiten hier dauernd begründen konnte, worauf der Bär im Berliner Wappen nicht mehr stolz aufrecht gehen durfte, sondern die Kette als Halsband, den landesherrlichen Adler aber, als des Kurfürsten Zeichen, auf seinen Schultern tragen mußte. Auch im Jahre 1615 sehen wir die religiösen Gegensätze der Lutheraner und der Reformirten hier in Berlin auf einander platzen, und da der Kurfürst für die Letzteren Partei genommen, wieder den wilden Aufruhr auf der Straße sich entfesseln, und eben bei dieser Gelegenheit war es, wo ein zufällig losgehender Schuß aus dem Gewehr eines der kurfürstlichen Leibtrabanten die Gemüther der Bürger zu Cöln an der Spree ebenso ent-

Digitized by Google

flammte, wie am 18. März 1848 kaum 5 Minuten davon die sich entladenden Gewehre des Grenadier Kühn und des Unteroffizier Hettgen.*)

Um diese Parallele noch lebendiger zu empfinden, wollen wir uns beide Situationen vergegenwärtigen, wobei wir mit dem 18. März 1848 beginnen. Der Umschlag der Stimmung zu dem tragischen Drama dieses Tages von der größten Freude zur fieberhaftesten Aufregung in einer Stadt von fast einer halben Million von Menschen entwickelte sich bekanntlich in der Spanne einer kurzen Zeit von kaum einer Viertelstunde. Die Aufregung, welche die Ereignisse, die Europa fieberhaft durchzuckten, hervorgerufen hatten, war nämlich durch besondere Elemente hier in Berlin noch befördert worden und hatte selbst die patriotischsten Männer, die nicht ahnten, was Revolution eigentlich sei, in dem Wahn mit fortgerissen, als gälte es so im fieberhaften Anlauf des Vaterlandes Größe zu erstürmen, daher man auch im Durchschnitt die Ereignisse auf den Straßen, welche sich zu entwickeln begannen, als nothwendige Uebel solcher Zeit geringer anschlug, aber ebenso freudig sich der erregtesten und hoffnungsreichsten Stimmung hingab, als das Patent des Königs am 18ten Alles erfüllt zu haben schien.

Der Verfasser, den sein Amt des Weges führte, erzählt hier auch aus eigener Anschauung, und wenn ein Tag, so hat dieser vor Allen im Jahre 48 es gelehrt, daß das Volk nur der Strömung seiner Empfindungen folgt, nur die Einzelnen sich über die Region der Gefühle in das Gebiet der Erwägung der Thatsachen zu erheben vermögen.**) Von dem oben geschilderten Gefühl der Dankbarkeit gegen den König aus, stimmte denn auch eine große Zahl ohne Bedenken in das wohl berechnete Geschrei Einzelner ein, die auf das Zurückziehen des Militärs wie Rasende drangen, weil sie wußten, daß es eine Unmöglichkeit war, es zu erreichen, andererseits sich aber auch sagten, daß es der beste Erisapfel sei, den sie den eben erst beruhigten Gemüthern hinwerfen könnten. Bekanntlich erfolgte endlich das Ausrücken der Truppen aus dem Schloße um den Platz zu säubern. Noch stand die Stimmung auf der Schwebe, noch konnte sich das Volk, da Alles erreicht war, verlaufen, da schallten plötzlich jene Schüsse und mit dem Ruf: „Verrath! Man schießt auf die Bürger! Zu den Waffen!" zerstreuten sich die Massen durch die Stadt, die Sturmglocken ertönten, Barrikaden wuchsen aus der Erde auf, und als der Verfasser in seine nur eine Viertelstunde entfernte Wohnung gelangte, entstand schon eine solche vor seinem Hause, und als er der Menge gegenüber zu schildern versuchte, was er erlebt, und wie es nur ein paar zufällige Schüsse könnten gewesen sein, welche zu diesem Mißverständniß Veranlassung gegeben, mußte er sich vor dem entfesselten souveränen Volkswillen, welcher durch den Mund eines buckligen

*) Die Berliner Märztage, vom militärischen Standpunkte aus geschildert. Berlin 1850. S. 35. Um die Menschenmenge zwischen der langen Brücke und Breitenstraße zu entfernen, rückte der Schützenzug der I. Compagnie des Kaiser Franz Grenadier-Regiments gegen die lange Brücke vor. „Bei dieser Gelegenheit entlud sich das Gewehr des Grenadier Kühn dadurch, daß derselbe mit dem Hahn des Gewehrs am Säbel hängen blieb; ein zweiter Schuß fiel, indem ein Bürger dem Unteroffizier Hettgen mit einem Stock auf das Pisten schlug."

**) Eins der wunderbarsten psychologischen Bilder bot an diesem Tage die Menge unter Anderm auf dem Menbijouplatz, wo der Premier-Lieutenant v. Reibnitz, da an eine Vertheidigung Menbijous mit den Waffen nicht zu denken war, durch seine Kaltblütigkeit allein Menbijou mit seinen Kunstschätzen rettete. Hier kamen solche Scenen vor, daß die Menge ihn sogar zuletzt, weil sie einen solchen Respect vor ihm bekommen hatte, gelegentlich hochleben ließ, und als er es ächt soldatisch mit einem Hoch auf den König erwiderte, dieselben Menschen, die erst Barrikaden gebaut und den Soldaten, obwohl vergeblich, die Waffen abgefordert hatten, in dasselbe laut mit einstimmten; ja einen ihrer Anführer, einen kleinen westphälischen Studenten, welcher dem Lieutenant den Degen entreißen wollte, und von diesem eine Ohrfeige erhielt, daß ihm das Blut aus der Nase schoß, selbst noch obenein durchprügelte. Siehe den Bericht eines Augenzeugen in Schneiders Soldatenfreund. XVII. Jahrg. 6. Hft. Seite 4. ff. „Sonderbare Erscheinung," sagt auch der Berichterstatter, „mit Gewalt der Waffen kämpften sie in offener Empörung gegen die königliche Gewalt und riefen doch dem König ein enthusiastisches Hurrah!"

Digitized by Google

Schneiders fast schon mit Lynch-Justiz drohte, in sein Haus flüchten. Die Vernunft schwieg, und 1848 nahm seinen Anfang. — Nicht daß nicht noch andere Umstände dieselbe Entwickelung hätten hervorrufen können, aber wie es geschehen, waren die verhängnißvollen Schüsse der Wendepunkt der Krisis! —

Hierzu bietet also der Aufstand des Jahres 1615 in seiner Entwicklung eine merkwürdige Parallele. Schon einige Jahre hatte die Parteiwuth der Lutherischen und Reformirten die Gemüther erbittert, und namentlich hatte der Uebertritt des Kurfürsten Johann Sigismund und der Prinzen seines Hauses zur reformirten Kirche die Erregtheit der Lutheraner auf's Aeußerste gesteigert, so daß alle Maßregeln in dieser Beziehung um die Sache beizulegen, eitel waren. Nicht bloß von der Kanzel herab wurde gegen die Calvinistische Lehre, als gegen eine Lehre, die ärger sei als die des Teufels, gepredigt, die Landstände klagten und auch das Volk blieb nicht müßiger Zuschauer. In vielen altmärkischen Städten ahmte man des Abends bei brennenden Fackeln das Brotbrechen der Reformirten nach und trieb allerhand pöbelhaften Spott. Am Hofe selbst fand das Lutherthum einen Rückhalt an der Kurfürstin, welche nicht bloß, als sie zum ersten Male den reformirten Hofprediger auf der Kanzel im Dom erblickte, mit ihrem ganzen Hofstaat die Kirche verließ, weil sie einen lutherischen Prediger erwartet hatte, sondern auch bei anderer Gelegenheit ihre Vorliebe für das Lutherthum entschieden zur Schau trug, welche sie auch bis zu ihrem Tode bewährte. Da geschah es nun im März des Jahres 1615, daß des Kurfürsten Bruder Johann Georg, während dessen Abwesenheit, aber auf seinen Befehl, sämmtliche Bilder, Crucifixe Altäre, überhaupt Alles, was noch an das Papstthum zu erinnern schien, und was das Lutherthum noch geduldet hatte, aus der Domkirche entfernen ließ, wobei freilich nicht mit der gehörigen Rücksicht und Vorsicht verfahren sein mag. Da bestieg der lutherische Diaconus Peter Stuler am nächsten Sonntag den 2ten April die Kanzel der Petrikirche und donnerte gegen diese Neuerung. Am folgenden Tage überschlich ihn aber doch einige Besorgniß wegen dieses Schrittes, zu dem er sich hatte verleiten lassen, und weil er an die Folgen dachte, die derselbe möglicher Weise haben könnte, ging er bei den Gemeindemitgliedern umher und bat um Hülfe und Beistand. Dann aber fühlte er sich auch so noch nicht sicher genug und verließ gegen Abend heimlich die Stadt. Kaum verlautbarte dies in Cöln an der Spree, so versammelten sich viele Bürger vor seinem Hause, und weil die Frau Prediger einen nicht unbedeutenden Bierschank betrieb, (woran man also damals nichts Anstößiges fand,) wurde ihnen fleißig eingeschenkt, wodurch die schon aufgeregten Gemüther nur noch mehr erhitzt wurden.

In dieser Stimmung zog man vor das Haus des reformirten Hofpredigers Füßel und hier begann ein wilder Straßenunfug, indem man das Haus mit Steinen bombardirte. Der Statthalter Johann Georg war schon im Begriff sich auszukleiden, als er die Kunde davon erhielt. Er stieg zu Pferde und begleitet von acht Hoftrabanten und einigen Hofleuten erschien er auf dem Schauplatze des Tumults.

Zum Unglück nun, sagt ein alter Bericht, ging die Pistole eines seiner Begleiter, man weiß nicht, ob mit Willen, oder von ungefähr, los. Dies war das Zeichen zur Wuth. Die Sturmglocke ertönte und rief immer mehr Menschen herbei. Der Aufstand kam zum Ausbruch. Der Bürgermeister von Cöln, Jahn, wurde herbeigeholt und erschien eiligst im Schlafpelz, um die Menge zu besänftigen. Aber vergeblich redete er und der Statthalter zum Volke. Erst meinte man, als man den Bürgermeister an des Prinzen Seite erblickte, er sollte in diesem Zustande gefangen fortgeführt werden, dann, als man seine beschwichtigenden Reden vernahm, beschuldigte man ihn umgekehrt des Verraths an der gemeinsamen Sache. Die Wuth war vollständig entfesselt, Steinwürfe und Schüsse folgten. Verwundet mußte der Statthalter selbst nach dem Schlosse zurückkehren, und die Menge ward Herr des Platzes.

Digitized by Google

Des Hofpredigers Haus wurde gestürmt, Alles zerstört und ausgeplündert, nur mit Mühe rettete er das nackte Leben, indem er mit Weib und Kind über das Dach in ein benachbartes Haus flüchtete. So endete dieser Tag und auch wir könnten die Darstellung hier abbrechen, wenn es nicht doch dem Leser interessant sein dürfte, den schließlichen Verlauf der Sache zu erfahren. Den andern Tag kam Stuler zurück und setzte das begonnene Werk der Aufregung fort, auch die Menge zeigte Lust, das an Füßels Haus Vollbrachte an des kalvinistischen Kanzlers Prückman Haus zu wiederholen, und nur durch geschickte Gegenmaßregeln wurde es verhindert. Andererseits bestieg auch der Hofprediger Füßel am nächsten Charfreitage, um die Theilnahme seiner Gemeinde zu erregen, im bloßen Unterkleide, grüner Weste und geborgtem Mantel die Kanzel und donnerte gegen die Lutheraner. So zog sich die Sache hin, bis der Kurfürst zurückkam; der übertrug die Untersuchung und Entscheidung den versammelten Rittern und Ständen. Da kam sogar die Kurfürstin mit hinein in die Sache, sie sollte gesagt haben, die Cölner hätten Recht, daß sie sich ihren Prediger nicht nehmen lassen wollten. Die Sache wurde denn auch diesmal sehr mild behandelt. Der Kurfürst erklärte zunächst darauf, das sei eine absichtslose Aeußerung gewesen, und die Bürger hätten nicht seiner Gemahlin, sondern ihm den Eid der Treue geleistet; im Uebrigen fiel das Endurtheil dahin aus, daß der Rath und die Bürger beider Städte Berlin und Cöln durch eine Schrift erklären mußten, wie sie solchen Tumult verabscheuten, und sich in Zukunft nur an ihren Landesherrn halten würden. Nur Stuler wurde des Landes verwiesen, bekam aber bald in Sachsen wieder eine Pfarre.

W. S.

Goethe und Frankfurt am Main.

Von Dr. W. Stricker.

Kein deutscher Dichter hat seiner Vaterstadt ein so schönes Ehrendenkmal gesetzt als Goethe. Trieb das Schicksal so viele Andere früh fort von der Stätte der Geburt, ehe die Umgebungen einen Einfluß auf ihre Bildung üben konnten, so war es Ihm vergönnt, diesen Einfluß mit Bewußtsein zu empfinden. Goethe hat die Einwirkung seiner Umgebungen, der todten wie der belebten, mit unerreichter psychologischer Meisterschaft wiedergegeben; Frankfurt in der Epoche von 1750—70 und die bedeutenden Männer der Stadt sind jedem Gebildeten in Deutschland bekannt. Und doch: wie viel fehlt zu einem vollen befriedigenden Verständniß dieser Lebens- und Bildungsgeschichte für Jeden, der ihren Schauplatz gar nicht oder nur unvollkommen kennt? — Vieles hat Goethe nur angedeutet, was jetzt unbedenklich ganz ausgesprochen werden kann; in manchen Punkten hat sein Gedächtniß ihn getäuscht; viele Localitäten, die er erwähnt, sind jetzt vollständig umgeändert, andere haben mit seltener Treue ihr alterthümliches Gepräge bewahrt. Die „Bekenntnisse einer schönen Seele" werfen ein helles Licht auf den Charakter und die Stellung vieler in der Lebens-

Digitized by Google

geschichte vorkommenden Personen, und auch sonst hat die Frankfurter Localgeschichte, sowie die Goetheliteratur, einander ergänzend, eine Menge Beiträge zur Erläuterung einzelner Stellen geliefert. Wir unternehmen es deshalb, an der Hand von Goethe's Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" den Leser in die topographischen und socialen Verhältnisse der alten Reichsstadt einzuführen, und hoffen, daß manch kulturhistorisch interessantes Ergebniß diese Wanderung lohnen werde!

Zum näheren Verständniß wird für den Leser freilich eine geschichtliche Kenntniß von Frankfurt, wie sie jedes Conversations-Lexicon bietet, und ein allgemeiner Begriff von den topographischen Verhältnissen der Stadt, wie sie aus jedem Stadtplan eines Reisehandbuchs zu entnehmen ist, erforderlich sein.

I.

Die Zustände der deutschen Reichsstädte bildeten vor einem Jahrhundert einen schroffen Gegensatz zu dem centralisirten Staate, wie ihn der große Kurfürst und Ludwig XIV. zu bilden begonnen. Statt der hier nach allgemeinen Grundsätzen geordneten großartigen Verhältnisse fand sich dort das irrationelle kleinliche Staatswesen des Mittelalters, entstanden aus dem Streite der Interessen und ihren gegenseitigen Compromissen. Wie kleinlich selbst in Frankfurt der Zuschnitt des öffentlichen Lebens war, wird man aus dem Folgenden ersehen; man denke erst an die dorfähnlichen Reichsstädte in Schwaben (Isny, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen ꝛc.), oder an Regensburg, das noch vier Reichsstände in seine Mauern einschloß (das bischöfliche Hochstift und die Klöster St. Emmeran, Ober- und Niedermünster).

Wir sprachen oben von dem Streit der Interessen und wollen diesen ausführlicher betrachten, weil auf diesem Wege am leichtesten eine klare Einsicht der damals bestehenden Zustände gewonnen wird. Wir sehen zunächst in der obersten Stelle den Streit des Stadtraths mit dem Kaiser. Es lag in der wachsenden Anarchie, in der Abnahme des kaiserlichen Ansehens begründet, daß der Stadtrath aus einer reinstädtischen Verwaltungsbehörde allmälig eine politische mit auswärtigen Beziehungen wurde. Der kaiserliche Statthalter war der Schultheiß; auch seine Stelle kaufte die Stadt, nachdem sie dieselbe mehrmals pfandweise erworben, 1372 endgültig an sich und nun war der Schultheiß der erste städtische Beamte geworden, lebenslänglicher Vorsitzender des Rathes und des Schöffengerichts, seit Karl VII. auch durch seine Stelle „kaiserlicher Rath". Gleich nach dem Tode eines Stadtschultheißen wurde zur Wahl seines Nachfolgers geschritten; es geschah dies weniger wegen einer um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch obwaltenden Unsicherheit der Ansprüche, denn noch 1648 und 1680 hatte der Kaiser das Wahlrecht der Stadt selbst als „wohlfundirt" anerkannt, als aus alter Gewohnheit. Bei der Wahl schrieb jedes Rathsglied drei Schöffen auf einen Zettel, die drei meistbestimmten kamen in die Kugelung und die goldne Kugel schuf den neuen Schultheiß.

Dann kommt der Streit zwischen der Patrizierherrschaft und den Zünften. Auswärtige Adelige waren in die Stadt gezogen, hatten sich zu Gesellschaften (Frauenstein und Limburg) vereinigt, angesehene Bürger in ihren Kreis gezogen und allmälig Ehre und Nutzen der Herrschaft an sich gerissen. Das ging in Zeiten der Ruhe so fort, aber große Unglücksfälle, welche die Stadt betrafen, wie die Niederlage bei Cronberg am 14. Mai 1389, oder gewaltige Bewegungen politischer und socialer Natur, welche die Zeit beherrschten, riefen Unruhen hervor, deren bedeutendste in die Jahre 1355—1368, 1389, 1525, 1612—1616 und 1705—1726 fallen und nach langen Erschütterungen eine Einigung der Parteien zur Folge

Digitized by Google

hatten, welche demokratische Elemente dem Rathe beifügten, ohne daß eine durchgreifende Aenderung dadurch bedingt wurde. Wenigstens waren die größten Kenner der Frankfurter Verfassung darüber nicht einig, wie sie ihrer Natur nach zu definiren sei, und halfen sich mit dem Ausdruck: „Die Regierungsform der Stadt Frankfurt ist eine gemäßigte Aristokratie, oder aus Aristokratie und Demokratie zusammengesetzt." Zwischen der herrschenden Classe selbst war Streit; als die Gesellschaften Limburg und Frauenstein sich adelige Vorrechte anmaßten, stellten sich die Graduirten (Doctores) als besondere Corporation ihnen gegenüber und verlangten den Vortritt, zunächst bei den Krönungsfeierlichkeiten zu Ehren des Kaisers Joseph I. 1705, ein Streit, der, öfter beschwichtigt, bei verschiedenen Gelegenheiten wieder ausbrach und sich unerledigt bis zum Ende des Reiches hinzog.

Daß zwischen den Zünften Streit war über den Umfang ihrer Befugnisse, bedarf keiner besondern Erwähnung, denn es ist noch heute so; aber der Hader erstreckte sich herab bis auf die Hafenarbeiter. Die „Einzler" (d. h. mit einem Pferd fahrende zünftige Fuhrleute) beschwerten sich gegen die zweirädrigen Karren der Schiebkärcher, und diesen wurde 1737 durch Rathsbeschluß verordnet, daß sie dieselben nur allein, ohne Beihülfe eines zweiten Mannes, ziehen sollten. Mit den Nachbarn war beständiger Hader; die Ritter am Taunus machten den Handel unsicher; mit den Herren von Solms entstand Streit über Rödelheim, einen wichtigen Niddaübergang, welchen die Stadt gleich jenen zu Nied, Hausen, Bonames ꝛc. in der Hand zu halten wünschte; mit dem Grafen von Hanau wurde der Streit über den „Bornheimer Berg", den größten Theil des von Frankfurt angesprochenen Gebietes, 1481 gegen die Stadt vom Kaiser entschieden. Der wichtigste aber unter den Nachbarn war der Kurfürst, Erzbischof von Mainz, Erzkanzler des heiligen Römischen Reichs durch Germanien. Mit dem mächtigen Herrn, zu dessen Diöcese Frankfurt gehörte und der nach der Einführung der Reformation in der Reichsstadt der natürliche Schutzherr der in der Stadt gelegenen Stifter (St. Bartholomäus, St. Leonhard, Liebfrauen) und Klöster (Karmeliter, Dominicaner, Capuziner, Rosenberger Einigung) war, bot sich gar mancherlei Gelegenheit zu Spänen dar. Er nahm die Oberherrlichkeit über den ganzen Main in Anspruch und wollte in Folge davon den Reichsstädtern die Jurisdiction auf den bei ihrer Stadt gelegenen Schiffen verwehren und maßte sich noch 1726 die in ihrem Gebiete etwa angeschwemmten Inseln an.

Wenn die Stifter und Klöster den Polizeimaßregeln, die im Interesse der Gesundheit und Sicherheit getroffen wurden, sich widersetzten, so fanden sie in Mainz allemal Unterstützung. Und wie hätten confessionelle Streitigkeiten in einer Stadt von Deutschland fehlen sollen, das den Zänkereien der Theologen seine Macht und Größe geopfert hat! Die beschränkte Intoleranz der herrschenden lutherischen Staatskirche vertrieb die calvinistischen Franzosen und Niederländer nach Hanau und Frankenthal und ließ ihren Reichthum und ihre Betriebsamkeit andern Ländern zu Gute kommen — immer noch ein geringeres Unheil, als das aus dem Zwiespalt zwischen dem lutherisch gewordenen Erzbischof von Köln, Hermann v. Wied und den reformirten Niederländern, oder zwischen dem calvinistischen König von Böhmen, Pfalzgraf Friedrich, und dem lutherischen Kurfürsten von Sachsen entsprossen. — Schon 1561 wurde den erst 1555 in Frankfurt eingetroffenen Niederländern der öffentliche reformirte Gottesdienst untersagt, worauf viele wegzogen. Seit 1595 hielten sie denselben auf gräflich hanauischem Boden in dem benachbarten Bockenheim; 1601 wurde ihnen erlaubt, außer der Stadt ein hölzernes Bethaus aufführen zu lassen, auch ihnen Prediger, Predigt und Kommunion gestattet, Taufe und Trauung jedoch wegen des Geldpunktes der lutherischen Geistlichkeit vorbehalten, aber schon 1608, nachdem eine Feuersbrunst das Bethaus zerstört hatte, wurde jenes Zugeständniß ihnen entzogen. Vergebens waren wiederholte Gesuche, vergebens die Intercession der benachbarten reformirten Fürsten. Die Erbitterung der lutherischen Partei ging so weit, daß

Digitized by Google

während der Anwesenheit eines reformirten Monarchen oder eines Gesandten, wie der preußische oder holländische, denen sie den Hausgottesdienst nicht wehren konnten, die Zugänge zu dem Local mit Soldaten besetzt wurden, welche alle Einheimischen abwiesen. 1686 wurde sogar im Rath beschlossen, keine weitere Vorstellung der Reformirten in dieser Sache anzunehmen. Endlich 1733 betraten die deutsch- und französisch-reformirten Gemeinden den theuern Rechtsweg beim Reichshofrath in Wien. Der lutherische Rath widerstand sogar der Fürbitte Kaiser Karl VII., der zur Versöhnlichkeit mahnte, und dem Anerbieten der Reformirten, welche 1747 die von den lutherischen Geistlichen bei den Reformirten vollzogenen Tauf- und Trauungshandlungen mit 15,000 Gulden ablösen und für die Erlaubniß des Kirchenbaues 50,000 Thaler an's Aerar zahlen wollten. Erst 1787 hatte die neue humanere Zeit die Vorurtheile soweit geklärt, daß den Reformirten eine freie Gemeinde-Verfassung und der Bau zweier Kirchen innerhalb der Stadt zugestanden wurde. Als ein ferneres Beispiel der engherzigen Gesinnung heben wir hervor, daß die Wundärzte noch 1760 einen Protest gegen die Aufnahme des Bruchschneiders Schüttich aus Glarus erhoben, weil er reformirt sei. Es bedarf sonach kaum noch der ausdrücklichen Erwähnung, daß gleich den Katholiken auch die Reformirten damals aus dem Rathe ausgeschlossen waren. Den Katholiken wurde sogar der Zutritt zu den Zünften erschwert, denn als 1765 ein katholischer Maurergesell Meister werden wollte, schlug man es ihm ab, weil in dem Normaljahr 1624 kein katholischer Maurermeister in Frankfurt gewesen sei. Der Mann ging an's Kammergericht; die katholischen Mitglieder desselben gaben ihm Recht, die protestantischen Unrecht; so entstanden paria vota. Er ging an Kaiser und Reich, um eine authentische Interpretation von Artikel 5. §. 35. des westfälischen Friedens zu erlangen; endlich aber 1777 verglich er sich mit dem Rathe und verzichtete auf sein Ansinnen.

Die Juden bewohnten seit 1462 an der nordöstlichen Grenze der Altstadt eine zwischen zwei Mauern eingeschlossene und mit drei Thoren verwahrte enge Straße, welche 1612 aus 195 Häusern bestand und von 454 Familien bewohnt war. Die Gasse brannte am 14. Januar 1711 nebst der Synagoge ganz ab, war aber schon 1713 größtentheils wieder erbaut. Die Juden durften nur in der Gasse wohnen, wurden vielfach in ihrem Handel beschränkt und mit Abgaben belastet, z. B. mußten sie mit besonderen Abgaben das Recht erkaufen, an Sonn- und Feiertagen zunächst die Gasse verlassen und dann das Stadtthor passiren zu dürfen; jedoch genossen sie eine ziemlich freie Gemeinde-Verfassung unter zwölf selbstgewählten „Baumeistern." Die Zahl der Juden ist sehr verschieden und meist zu hoch angegeben worden, wahrscheinlich aus demselben Grund, warum dies noch heute geschieht, nämlich weil Viele in der fremdherrlichen Umgebung wohnende ihrer Geschäfte wegen den größten Theil des Tages sich in Frankfurt aufhalten. 1711 wird sie auf 11 — 14,000, also ein Drittel bis fast die Hälfte der damaligen christlichen Volkszahl, 1777 aber nur zu 6,600 geschätzt. —

In solcher Beschränkung lebte die in so zahlreiche Kreise abgeschiedene Stadtbevölkerung einige Monate hin, bis im Frühjahr und Herbst die Messe durch Erbauung einer neuen Stadt von Buden und das Zuströmen fremder Bevölkerungsmassen bei der Bürgerschaft ihre Beziehungen zu der übrigen Welt in den Vordergrund treten ließ. Es konnte nicht fehlen bei der centralen Lage der Stadt, daß außer dem Handel auch fremde Händel hier hereinspielten.

Großes Aufsehen erregte 1753 die auf Befehl Friedrich's des Großen in Frankfurt vollzogene Verhaftung Voltaire's, welche, wie wir aus Goethe's Mittheilungen ersehen, seinem Vater Veranlassung gab, häufige Betrachtungen über die Ungewißheit der Fürstengunst anzustellen. Der Vorgang war folgender. Der König fürchtete, daß Voltaire, welcher am 26. März 1753 von Potsdam nach Leipzig abgereist war, mit den Briefen und Ge-

Digitized by Google

dichten, die er in Händen hatte, Mißbrauch treiben und durch Veröffentlichung derselben auch politische Nachtheile für Preußen verursachen könne. Am 11. April unterzeichnete der König einen Befehl an den königlichen Residenten in Frankfurt, v. Freytag, mit Zuziehung des dortigen Hofraths Schmid dem Voltaire im Namen Seiner Majestät den Kammerherrnschlüssel, wie auch das Kreuz und Band pour le mérite abzufordern, sein Gepäck durchzusuchen und alles Beschriebene wegzunehmen. „Da aber," lautete der Befehl weiter, „dieser Voltaire sehr intrigant, so haben Sie beiderseits alle Präcaution zu nehmen, daß er Ihnen nichts verhehlt und unterschlägt. Nachdem Alles wohl durchgesuchet und in Empfang genommen worden, so muß es wohl eingepackt und an Mir nach Potsdam gesandt werden. Allenfalls er sich mit Gutem Obiges nicht wollte nehmen lassen, solle er mit Arrest bedrohet werden, und so dieses nicht helfen möchte, soll er wirklich arretiret werden und ohne Complimente Alles genommen, ihn aber alsdann reisen lassen." Die Thorschreiber am Friedberger und Allerheiligenthor wurden von Schmid mit der Meldung von Voltaire's Ankunft beauftragt, und als dieser am 31. Mai nach längerem Aufenthalt in Leipzig hier anlangte und im „goldenen Löwen" (jetzt Württemberger Hof) in der Fahrgasse abstieg, in der Absicht, am folgenden Tage abzureisen, begab sich Freytag mit dem Senator Dr. Rücker und einem preußischen Werbeoffizier am 1. Juni zu Voltaire und theilte ihm den Befehl des Königs mit. Voltaire lieferte ein Pack Geschriebenes aus, aber von einem Band Gedichte, an welchem dem König besonders viel lag, erklärte er, daß er sich in Hamburg oder Leipzig befinde, worauf ihm Freitag Verhaft bis zu dessen Herbeischaffung ankündigte. Um seine Haft zu lösen, schrieb Voltaire einen Brief an den Kaiser, worin er ihn als den ehrlichsten Mann in Europa anredete und sich als gentilhomme ordinaire de Sa Majesté très-chrétienne unterzeichnete. Der Brief, in welchem Voltaire den Schutz des Kaisers gegen ungesetzliche Verhaftung in seiner Krönungsstadt anruft und dessen Uebersendung Graf Friedrich Stadion vermittelte, blieb ohne Erfolg, und erst nach Ablieferung des mittlerweile von Leipzig eingetroffenen Buches durfte Voltaire am 6. Juli Frankfurt verlassen.

II.

Die Stadt Frankfurt ist in dem letztverflossenen Jahrhundert fast bis zur Unkenntlichkeit verändert worden. Damals war die Begrenzung der Stadt eine doppelte, gebildet durch zwei nicht koncentrische Kreise, welche sich am südwestlichen Endpunkt, am Main berührten. Der innere Ring, welcher zwei Thore, wenn auch nicht mehr geschlossen, aufzeigte: den Bornheimer Thurm (abgerissen 1765) und die Katharinenpforte (1790), und an zwei andern Punkten, der Hasengasse und am Salzhaus durchbrochen war, umschloß mit mittelalterlichen Stadtmauern und Thürmen die Altstadt; seine Stelle ist noch jetzt durch Straßen bezeichnet, die den Namen: „Graben" führen (Wollgraben, wo die Rahmen der zahlreichen Wollweberzunft [„Wollknappen"] aufgestellt waren, Baugraben, Holz- und Zimmergraben, Hirschgraben). Der am längsten bestehende Theil des Grabens war der erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts angebaute Hirschgraben, wo Göthe's Geburtshaus errichtet wurde. Die Hirsche waren im Graben, dessen Grund eine mit Nußbäumen besetzte Wiese bildete, in solchem Ueberfluß vorhanden, daß man sie öfter verschenkte oder auch zum Verkauf niederschießen ließ. An dem jährlichen Hirschessen, wozu ein oder mehrere Stück Wein aus dem Rathskeller geliefert wurden, nahmen, außer den Rathsfreunden und ihrer zahlreichen Sippschaft, die Haupt- und Amtleute, die Advokaten, Aerzte, der Stadt- und Gerichtsschreiber mit ihren Untergebenen, der Oberrichter und die weltlichen Richter, dann Prälaten Priester, Mönche u. a. Gäste Theil.

Digitized by Google

Der äußere Bering der Stadt war ursprünglich ebenfalls mit einer bethürmten Mauer und einem Graben umgeben, auch mit festen Thoren und an denselben mit vorliegenden Werken verstärkt; dann aber war mit rastloser Anstrengung unter dem Druck der Kriege des siebzehnten Jahrhunderts seit 1628 ein Wall mit elf Bastionen und breiten, vom Bockenheimer Thor bis zum Untermain doppelten Wassergräben noch darum gelegt. Die Wälle waren mit Linden bepflanzt und dienten als Spaziergang.

Im Gegensatz zu den engen Gassen und den dichtgedrängten hohen Giebelhäusern der Altstadt zeigte der zwischen beiden Befestigungsringen sich ausdehnende Stadttheil (Neustadt) mehr ländlichen oder Vorstadt-Charakter. Breite Straßen und große freie Plätze (Fischerfeld, Klapperfeld, Peterskirchhof, Rahmhof ꝛc.) waren mit meist niedrigen Häusern eingefaßt. Hier reihten sich straßenweise die Fuhrmannswirthschaften mit geräumigen Höfen und dazwischen Nutz- und Bleichgärten und die Ziergärten der Patrizier und reichen Kaufleute oder auswärtiger Fürsten.

Die Stadt zählte um die Zeit von Göthe's Geburt etwa 30,000 christliche Bewohner in 3000 Häusern. Die Staatsschuld betrug 1749: 1,517,495 fl. 26 kr. zu 4¼, 4⅔, 5 und 6 vom Hundert verzinslich mit einem Zinserforderniß von 64,476 fl. 34 kr. Die Straßen waren mit Basalt gepflastert, aber nicht gewölbt, sondern meist nach der Mitte zu gesenkt. Eine öffentliche Straßenbeleuchtung war zuerst 1707, dann 1711 versucht, auch durch ein Kaiserliches Reskript von 1724 eingeschärft worden, aber erst 1762 entschloß man sich, die Laternen und sonstigen Erfordernisse dazu auf Staatskosten anzuschaffen, wegen der Unterhaltung aber eine Abgabe auf sämmtliche Häuser der Stadt zu legen. Dies hatte seine Schwierigkeiten, da der katholische Klerus für seine Gebäude sich widerspenstig und die auswärtigen Fürsten, Grafen und Herren für ihre Besitzungen sich säumig erwiesen, zu dem gemeinnützigen Werke ihres Theils beizutragen. Es war dazu erst ein Reichshofraths-Reskript von 1762 erforderlich, worauf die Laternen allmählig auf 600 vermehrt wurden.

Um die Zeit von Goethe's Geburt waren die Häuser noch nicht numerirt, sondern jedes mit einem Sinnbild versehen, nach dem es den Namen führte, der jedem angesessenen Bürger bekannt war. Erst die Ueberfluthung der Stadt mit Fremden durch die Einquartirung in Folge der Französischen Besetzung machte es nöthig, den Buchstaben des Stadtquartiers und eine Zahl (Litera und Numero) an jeder Hausthür anzuschreiben.

III.

So war das Gemeinwesen beschaffen, in welches der Schmiedegeselle Friedrich Georg Goethe, Sohn eines Hufschmidts zu Artern an der Unstrut, geboren 1658, einwanderte. Er war in erster Ehe seit 1687 mit der Schneiderswitwe Anna Elisabeth Lutz verheirathet und zeugte in dieser Ehe fünf Kinder: 1. Bartholomäus, geb. 1688, über dessen spätere Schicksale nichts bekannt ist. 2. Johann Michael, 1694—1733. 3. Johann Jakob, 1694—1717. 4. Hermann Jakob, geb. 1697, Zinngießermeister, kam in den Rath 1747, und starb 1761. Seine drei Söhne: a. Johann Friedrich, (1728—33), b. Joachim, (1732—33) und c. Johann Kaspar, (1732—42) starben im Kindesalter. 5. Johann Nikolaus, (1700—1705)

In zweiter Ehe war Friedrich Georg Goethe nach dem im Jahre 1700 erfolgten Tode seiner Frau seit 1705 mit der Witwe Cornelie Schellhorn geb. Walter, geb 1668, der wohlhabenden Besitzerin des „Weidenhofes", eines Gasthauses auf der Zeil, verheirathet. Aus dieser Ehe entsprossten drei Kinder: 1. Anna Sibylla, (geb. und gest. 1706). 2. Johann Friedrich (1708—1724) und 3. Johann Kaspar, des Dichters Vater (1710—1782).

Digitized by Google

Johann Kaspar Goethe konnte nicht bloß darum nicht in den Rath kommen, weil sein Schwiegervater, Johann Wolfgang Textor, Stadtschultheiß war, sondern auch weil sein Stiefbruder sich darin befand, indem durch Kaiserliche Resolution von 1725 von einem zu Erwählenden gefordert wurde: „daß nicht schon sein Vater, Sohn, Bruder, Geschwisterkind, Schwiegervater, Tochtermann, Gegenschwager, leiblicher Schwager oder Schwestermann sich im Rath befindet." — F. G. Goethe starb 1730, seine Witwe 1754.

Früher als die Goethe'sche Familie war die Textor'sche nach Frankfurt gekommen. Der Textor'sche Stammbaum läßt sich bis auf Georg Weber zu Weikersheim an der Tauber zurückführen. Goethe's Urgroßvater, Johann Wolfgang Textor (die lateinische Uebersetzung von Weber), geb. 1638 zu Neuenstein im Hohenlohischen, war Consulent und erster Syndikus zu Frankfurt seit 1691 und starb 1701.

Sein Enkel gleichen Namens war Dr. juris und seit 1747 Stadtschultheiß, auch kraft seines Amtes Wirklicher Geheimer Rath, 1693—1771. Er war vermählt mit Anna Margarethe Lindheimer 1711—83, (nicht Lindheim, wie Goethe in seinem Leben berichtet), der Tochter des Dr. jur. und Kammergerichts-Prokurators zu Wetzlar Cornelius Lindheimer. Drittes Kind und erste Tochter nach zwei im frühesten Kindesalter verstorbenen Söhnen war Katharina Elisabeth Textor (1731—1808) getraut am 20. August 1748 mit Johann Kaspar Goethe, Dr. juris und K. M. wirklichen Rathe. Die von Goethe beschriebene Wohnung des Großvaters Textor lag an der Stelle, wo später die kleine Friedberger Gasse durchgebrochen wurde; über die späteren Schicksale dieser Räume berichtet Goethe an Schiller unter dem 17. August 1797 (Briefwechsel, Ausg. von 1856, I. 351.):

„Der Raum meines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens ist aus dem beschränkten patriarchalischen Zustande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum mächtigsten Waaren- und Marktplatz verändert worden. Die Anstalt ging durch sonderbare Zufälle bei dem Bombardement (durch Kleber am 13/14. Juli 1796) zu Grunde und ist jetzt größtentheils als Schutthaufen, noch immer das Doppelte von dem werth, was vor elf Jahren von den gegenwärtigen Besitzern an die Meinigen bezahlt worden."

Goethes Eltern wohnten in einem alten, aus zwei durchbrochenen Häusern gebildeten Hause am Hirschgraben, dessen Besitzerin die Großmutter Cornelia war. Hier wurde der Dichter am 28. August 1749 Mittags mit dem Glockenschlage zwölf geboren. Der Stadtschultheiß nahm an der bei der Entbindung seiner Tochter bewiesenen Ungeschicklichkeit der Hebamme Veranlassung, den Wundarzt Georg Sigismund Schlicht als Geburtshelfer und Hebammenlehrer anzustellen. Er wurde am 2. Dezember 1749 verpflichtet, starb aber schon Ende 1754. — Goethe erwähnt in seinem Leben die drei Söhne des Vorgängers seines Großvaters, des Stadtschultheißen Ochs von Ochsenstein (1674—1747), welche ihn zu muthwilligen Streichen angereizt; diese waren: Johann Sebastian, Kreisgesandter, 1700—1757; Heinrich Wilhelm, Senator, 1702—1751, beide unverheirathet, und Heinrich Christoph, Fürstl. Isenburgischer Geheimrath in Offenbach, 1715—1773, der die Familie im Großherzogthum Hessen fortgepflanzt hat. Nach dem 1754 erfolgten Tode seiner Mutter Kornelia schritt Johann Kaspar zum Umbau seines Hauses, da aber eine am 27. Juli 1719 erlassene und noch am 6. Mai 1749 eingeschärfte Bauordnung die Ueberhänge nur im ersten Stock erlaubte, so sah er sich, zur Umgehung dieses Gesetzes, zu jenem, von Göthe so anschaulich geschilderten, allmähligen Aufbau veranlaßt. Die Unbequemlichkeiten dieses Verfahrens trieben den Knaben zu Ausflügen, auf welchen er seine Vaterstadt allmählig kennen lernte.

Digitized by Google

IV.

Wir wollen nun die Lokalitäten näher betrachten, welche der Knabe mit seinen Gespielen auf diesen Streifereien am liebsten aufsuchte. Es war zunächst die Mainbrücke, welche, nachdem ihr zwei hölzerne, durch das Wasser zerstörte Brücken vorangegangen waren, nach der großen Ueberschwemmung des Mains im Jahre 1342, auf 14 gewölbten Bogen ruhend, in einer Länge von 950 und einer Breite von 27½ Fuß aus rothen Sandsteinquadern erbaut wurde. Der Saalhof steht nur noch auf der Stelle des 822 von Ludwig dem Frommen erbauten Pallastes. Aus der ältesten Zeit ist nur ein Theil der Grundmauern vorhanden; die jetzt in Zimmer verwandelte kleine Kapelle zur heiligen Elisabeth ist wahrscheinlich in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, der Bau nach der Saalgasse zu 1604, der westliche Theil des Gebäudes nach dem Main 1717, der östliche erst 1842 aufgeführt. An der Bartholomäus-Kirche, wie sie jetzt steht, ist vom Jahre 1238 bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gebaut worden. Der hohe Chor wurde 1315 bis 1338, der (unvollendet gebliebene) Thurm von 1415 bis 1512 bis zur Höhe von 260 Fuß aufgeführt. Die Kirche mißt im Lichten in ihrer größten Länge 240, in ihrer größten Breite 216 Fuß; sie enthält die Wahlkapelle der deutschen Kaiser und ist 1855 bis 56 gründlich restaurirt worden. Von 1525 bis 1548 (Interim) und 1631 während der Höhe von Gustav Adolf's Macht gehörte die Domkirche dem protestantischen Ritus an. In der Kirche liegt Kaiser Günther von Schwarzburg begraben, dessen Lebenslauf auf eine jugendliche Phantasie einen besonders tiefen Eindruck zu machen pflegt und denselben auch auf den jungen Goethe nicht verfehlte. Am 27. Mai 1349 war Günther halbtodt auf einer Bahre mit allen Zeichen der königlichen Würde nach Frankfurt gebracht worden. Am 17. Juni verzichtete er auf das Reich, nannte sich wieder Graf Günther von Schwarzburg und entband Bürgermeister, Schöffen, Rath und Bürger ihres Eides. Am 18. Juni starb er im Johanniterhofe am „schwarzen Tode", der gleichzeitig binnen 72 Tagen 2000 Menschen in Frankfurt wegraffte. Seine Familie ließ ihm ein Denkmal in der Mitte des hohen Chores der Domkirche setzen, welches im Dezember 1352 vollendet, 1743 aber an die Seite des Eingangs der kaiserlichen Wahlkapelle auf Anordnung Kaiser Karls VII. versetzt wurde, bei welcher Gelegenheit sämmtliche es umgebende Wappenschilde verwechselt und mit rother Farbe überstrichen wurden. Auf Veranlassung der Fürsten von Schwarzburg ist es jedoch 1855 auf Grundlage von Zeichnungen aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wieder in seinem frühern Zustand hergestellt worden. — Pfarreisen hieß der mit einem eisernen Gitter abgesperrte Gang zwischen der Nordseite des Domes und der 1829 abgerissenen Michaelskapelle; er bildet jetzt einen Theil des Domplatzes und ist gleich jenen Buden verschwunden. Es bildet einen interessanten Gegensatz zu der Energie napoleonischer Stadtverschönerung, wenn wir lesen: „Nur verdroß es uns, daß nicht an der Liebfrauenkirche eine Straße nach der Zeil zu ging und wir immer den großen Umweg durch die Hasengasse oder die Katharinenpforte machen mußten," und vernehmen, daß erst etwa hundert Jahre, nachdem Goethe und seine Spielgenossen diese begründete Klage ausgesprochen, derselben durch Abbruch zweier Häuser (1855) abgeholfen wurde.

Von den burgartigen Räumen innerhalb der Stadt, deren Zahl sehr groß war, nennt Goethe den Nürnberger Hof zwischen Markt und Schnurgasse, ursprünglich Herberge der die Messe beziehenden nürnberger Kaufleute; das Compostell, nordwestlich vom Dom, dem Kurfürsten von Mainz gehörig; das Braunfels am Liebfrauenberg, 1495 und 1496 Sitz des Reichskammergerichts, im November 1631 von Gustav Adolf bewohnt, später als Hochzeitshaus und Kaufhaus benutzt, von 1694 bis zur neuesten Zeit Eigenthum der Ge-

Digitized by Google

sellschaft Frauenstein; endlich das Stammhaus derer von Stalburg, welches Ende des achtzehnten Jahrhunderts abgebrochen wurde, um der deutsch-reformirten Kirche Platz zu machen. Die Familie Stalburg, welche 1447 zuerst in Frankfurt vorkommt, ist im Mannesstamm erloschen. Johann von Stalburg war während der Belagerung, welche die verbündeten Fürsten, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Johann Albrecht und Georg, Herzoge in Mecklenburg, Christoph, Herzog in Baiern und Pfalzgraf Otto Heinrich vom 17. Juli bis 9. August 1552 gegen die Stadt verhängten, älterer Bürgermeister. Jene Belagerung und die Gestalt der Stadt zu jener Zeit ist vortrefflich dargestellt in dem von Goethe erwähnten großen Plan in zehn Blättern, welchen Hans Grave in Holzschnitt ausgeführt. Das Rathhaus, Römer genannt, mit seiner 1412—16 erbauten Halle und der 1742 erweiterten und geschmückten Kaisertreppe, ist von außen ziemlich unverändert. Desto vortheilhafter ist seit 1843 der Kaisersaal verändert, indem an die Stelle scheußlicher Tünchereien durch die Munificenz von Fürsten, Vereinen und Privatpersonen eine Reihe Kaiserbilder gesetzt wurden, welche theilweise auf Kunstwerth Anspruch machen können.

Früher diente der Kaisersaal den Schulactus (Progressionen) des Gymnasiums; seit seiner Wiederherstellung hat er außerdem noch zu andern Zwecken gedient: 1846 wurde hier die erste Germanistenversammlung gehalten, 1848 regierte hier der Fünfzigerausschuß, 1859 wurde hier die Schillerfeier akademisch begangen.

Schon den Knaben fiel es auf, „daß nur noch Platz für das Bild Eines Kaisers übrig bleibe." Das merkwürdige Verhängniß, welches in die letzte Nische des Kaisersaales auf dem Römer den letzten deutschen Kaiser brachte, ist in der neueren Geschichte nicht ohne Gegenstück. Die Paulskirche bei Rom (San Paolo fuori le mura) war zur Aufnahme der Bildnisse sämmtlicher Päpste bestimmt, aber nach Pius VII. war in Rom, wie nach Franz II. in Frankfurt, kein Platz mehr. Aber die Lösungen des Problems waren verschieden; unter jenem Papste brannte die Paulskirche nieder, unter Franz II. wurde das Reich aufgelöst. Im Regierungsgebäude zu Lima war ebenfalls ein Saal für die Bildnisse der Vicekönige von Peru bestimmt; doch fand gerade nur eine Reihe von 44 Köpfen, von Pizarro bis Pezuela, Platz; der Saal war gefüllt, als das Heer der Patrioten in Lima einrückte und dem Vicekönigthum ein Ende machte.

V.

Mittlerweile war das Haus fertig geworden und häusliche Beschäftigungen bannten nach ungewohnter Freiheit den Knaben an die verschönerte Heimat. Zunächst sehen wir, wie mittlerweile die Familienverhältnisse sich geändert hatten. Auf Johann Wolfgang folgten noch fünf Kinder, von denen aber nur die älteste Schwester, Cornelia, zu reiferen Jahren heranwuchs. Es waren: 1) Cornelia Friederike Christiane, geb. 7. December 1750, copulirt 1. November 1773 mit Johann Georg Schlosser, damals Amtmann in Emmendingen, der 1739 zu Frankfurt geboren war und nach einem bewegten Leben 1799 als Syndicus seiner Vaterstadt starb; Cornelia starb 1777 zu Emmendingen. 2) Hermann Jacob, 1752—1759. 3) Katharina Elisabeth, 1754—1756. 4) Johanna Maria, 1756—1759, und 5) Georg Adolf, 1760—1761. Von weiteren Familienereignissen erwähnen wir, daß die „lebhafte Tante" Johanna Maria Textor, geb. 1734, gest. 1828, im Jahre 1751 mit dem Handelsmann Georg Adolf Melber (nicht Melbert, wie Goethe schreibt, 1725—1780) und die „ruhigere Tante" Anna Maria (1738—1794) im Jahre 1756 mit dem Prediger Dr. theol. Joh. Jak. Starck (1730—1796) sich verheirathete *).

*) Als temporäre Hausgenossen erwähnen wir auch die zu dessen Ausschmückung herbeigezogenen Künstler, welche Goethe namhaft macht. Man kennt drei Frankfurter Maler Namens Hirt: Friedrich Christoph, Sohn des Malers Michael Conrad, geb. 1685 in Durlach, 1717 in Frankfurt verheirathet,

Digitized by Google

Der Schauplatz des Knabenmärchens hat seitdem seinen Namen gewechselt. Goethe sagt: „Ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen „„schlimme Mauer““ führt, denn es ist dort niemals ganz geheuer.“ Der Knabe Goethe schien also eine Art Makel in dem Namen zu finden, und ebenso haben auch die Bewohner derselben 1855 die Veränderung desselben in „Stiftsstraße“ nachgesucht und erhalten. In der That aber hat diese Straße den Namen von dem Besitzer einer großen Liegenschaft in derselben, Slymme erhalten und kommt im vierzehnten Jahrhundert als Slymmengasse, seit dem siebzehnten als Schlimmauer vor. Sie zieht im Bogen von der Zeil am Senckenbergischen Stift vorbei zum Eschenheimer Thurm.

Wo Goethe seine Lehrzeit in einer öffentlichen Schule beschreibt, sagt er: „Unsre Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen.“ Dieß veranlaßt uns, einige Worte über das Schulwesen der Reichsstadt zu sagen, welches sehr vielen der kleineren protestantischen Staaten jener Zeit weit nachstand. Ein Rathschluß von 1739 hatte die Zahl der Privatschulen auf 24 beschränkt. Das Recht eine Schule zu halten, wurde durch Erbschaft oder Kauf oder besondre Erlaubniß des Raths erworben; immer aber war eine Prüfung die nothwendige Vorbedingung zur Uebung dieses Rechtes. Wenn ein Schulmeister starb, so ging das Schulrecht auf seine Wittwe über, welche mit einem geprüften Gehülfen die Schule fortführen konnte. Es war dies also wie bei andern Zünften. Es konnten Hypotheken auf das Schulrecht aufgenommen werden, und wenn es wegen moralischer Untüchtigkeit des Besitzers nicht geübt werden durfte, so konnte es verkauft werden. Zum Verkehr mit der den Schullehrern vorgesetzten Behörde, dem lutherischen Consistorium, wählten sie jährlich zwei Vertreter, hatten ihre Zunftlade und seit 1729 auch eine Wittwenkasse. Um 1755 bestanden 21 Schulen mit 1547 Schülern, welche sehr ungleich vertheilt waren, so daß eine 145, fünf über 100, zwei dagegen weniger als 25 Schüler zählten. An Schulgeld wurden, je nach den Verhältnissen der Eltern und den Lehrgegenständen, an welchen die Kinder Theil nahmen, 2—6 fl. jährlich bezahlt, außerdem im Winter 20 Kr. Holzgeld. Man rechnete bei 100 Kindern auf 300 fl. Einnahme. Der angehende Schulmeister wurde in Gegenwart des Consistoriums von einem Pfarrer und den beiden Vorstehern der Schullehrer im Buchstabiren, Lesen, Schreiben, Religion und Rechnen geprüft. Als Schullokal dienten oft Hinterhäuser enger Nebengassen, wo eine Schulstube von 400 Geviertfuß 200 Kinder 6 Stunden täglich beherbergte. Die Kinder saßen nach den Geschlechtern und dann noch nach dem Alter in je zwei, zusammen also in vier Abtheilungen, gesondert in demselben Raume, und oft unterrichtete die Frau Lehrerin die jüngsten Kinder im Buchstabiren.

---

starb 1763; Friedrich Wilhelm, 1721—1772, Heinrich, geb. 1727, beides Söhne des ersteren. Joh. Georg Trautmann, kurpfälzischer Hofmaler, war 1713 zu Zweibrücken geboren und starb 1769 zu Frankfurt. Sein Sohn Joh. Peter, 1745—1792, war ebenfalls Maler. Christian Georg Schütz, geb. 1718 in Flörsheim a. M., kam 1731 nach Frankfurt; 1744 verheirathete er sich und wurde Bürger als Decken- und Zimmermaler. Später bildete er sich unter dem Schutze v. Häckel's, der ihm seine Gallerie zur Verfügung stellte (von Häckel wird später die Rede sein) als Landschaftsmaler aus. Er wurde von verschiedenen Höfen beschäftigt und bereiste den Rhein und die Schweiz (1762) zum Behuf landschaftlicher Studien. Er starb 1791 und hatte drei Söhne: Franz, 1753—1781; Johann Georg, geb. 1755, studirte in Düsseldorf seit 1776 und in Rom seit 1784, wo er Goethe kennen lernte und wurde später von Lareche in Offenbach beschäftigt; und Heinrich Joseph, 1760 - 1822, und eine Tochter, Philippine, 1767—1797, Landschaftsmalerin. Ein Neffe des Christian Georg Schütz war sein gleichnamiger Pathe, 1758—1823. Justus Junker, geb. 1701 zu Mainz, kam früh nach Frankfurt und war gleich Chr. G. Schütz ein Schüler von Hugo Schlegel. Er verheirathete sich hier 1736, lebte später einige Zeit in London und starb 1767. Sein Sohn Isaak war ebenfalls Maler, starb 1789. Joh. Conrad Seekatz, vielleicht aus Ungarn stammend, wo der Name Szekacz sehr häufig ist, war geb. 1718 in Grünstadt, kurpfälzischer und landgräflich hessischer Hofmaler, lebte in Darmstadt und starb daselbst 1768.

Digitized by Google

Goethe erzählt uns den Vorfall, wegen dessen er dem gemeinsamen Unterricht bald wieder entzogen wurde. Der Vater übernahm wieder die Leitung der Bildung seines Sohnes, und aus dieser Zeit besitzt die Frankfurter Stadtbibliothek ein Heft Schönschriften und Exercitien in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache, welches Goethe in seinem siebenten bis neunten Jahre geschrieben und Dr. H. Weismann unter dem Titel: „Aus Goethe's Knabenzeit 1757—59. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Mit 6 Seiten Facsimile." (Frankfurt, Sauerländer 1846) herausgegeben hat. Es enthält theils Dictate des Vaters, theils eigne Ausarbeitungen des Sohnes in prosaischer und poetischer Form.

VI.

Goethes Vater gehörte unter die „Zurückgezogenen, welche unter sich niemals Societät machen;" seine Vorgänger und Gesellen waren die Brüder Uffenbach; 1. Zacharias, 1683—1732, welcher 1727 jüngerer Bürgermeister war und als Schöffe starb. Auf großen Reisen, welche er in dem Buche: „Reisen durch Niedersachsen, Holland und England," beschrieb, brachte er eine Bibliothek von 30,000—40,000 Bänden und Manuscripten zusammen, welche noch bei seinen Lebzeiten größtentheils an die neue Hochschule Göttingen verkauft wurde. Sein gelehrter Briefwechsel, 10 Bände, befindet sich auf der Frankfurter Stadtbibliothek; seine Münzensammlung wurde nach England verkauft. 2. Johann Friedrich, 1687—1769, Königlich Großbritannischer Oberstlieutenant der Artillerie, Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, war 1749 mit Friedrich Maximilian von Günderode Bürgermeister und starb als Kaiserlicher Wirklicher Rath und ältester Schöffe. Er war ein Raritäten- und Kunstfreund und selbst Baumeister, Zeichner und Verfertiger von optischen, mathematischen und mechanischen Kunstwerken. Da die Bürgermeister damals wie noch heute in Frankfurt nach römischem Vorbild jährlich wechselten, so kann in römischer Weise Goethe als Gunderrodio et Uffenbachio consulibus natus bezeichnet werden. Ein weiterer römischer Anklang ist, daß Frankfurt seit 1614 in 14 Quartiere getheilt ist, welche den römischen Regionen auch darin entsprechen, daß 12 auf einer, 2 auf der andern Seite des Flußes liegen.

Es gehörte ferner hierher der Freiherr Friedrich von Häckel, ein geborner Holsteiner, der durch Heirath mit der reichen Wittwe eines Herrn von Rost in den Besitz des Hauses zu den zwei Bären in der Dönges- (eigentlich Antonius-) Gasse gelangte und im Januar 1760, 78 Jahr alt, als Kaiserlicher Obristwachtmeister starb, und Johann Michael von Loen welcher aber, entgegen Göthe's Angabe, daß er nicht von Frankfurt gebürtig gewesen sei, daselbst 1694 geboren war. Er stammte aus einem wegen der Religion im sechszehnten Jahrhundert aus den Niederlanden ausgewanderten Geschlecht und wurde 1753 von Friedrich dem Großen zum Geheimen Rath und Regierungspräsidenten der Grafschaften Tecklenburg und Lingen ernannt, 1766 auf seine Bitte in den Ruhestand versetzt, blieb jedoch in Lingen, wo er 1776 starb. Auch er hatte eine bedeutende Sammlung von Büchern, Handschriften und Kupferstichen zusammengebracht. Dr. Joh. Phil. Orth, 1698—1783, Verfasser des sechsbändigen Werkes: Commentar über die Frankfurter Statuten, die sogenannte „Stadtreformation," 1731—1774, der Abhandlung über die „Reichsmessen" 1765 und der Sammlung merkwürdiger Rechtshändel, 1763—1778, 17 Theile, gehörte ebenfalls jenen Zurückgezogenen an und vermachte 30,000 fl. zu einem Waisenhaus. Johann Sebastian von Ochsenstein, der älteste jener drei von Göthe aus seinen frühesten Jugenderinnerungen erwähnten Brüder, machte sich bei seinem 1756 erfolgten Tode durch die allem Herkommen zuwiderlaufende Anordnung eines einfachen Leichenbegängnisses bemerklich. Sein

Digitized by Google

Vorbild muß aber doch keine sehr allgemeine Nachfolge gefunden haben, denn ein uns aufbewahrtes, drei Octavseiten langes Verzeichniß der Ausgaben bei einem Leichenbegängniß des besseren Mittelstandes aus dem Jahr 1788 ergibt, obgleich nicht alle Rubriken ausgefüllt sind, immerhin eine Gesamtausgabe von 425 fl., davon für die Flöre 113 fl., für die Leichenträger 66 fl., für die Nebengänger 22 fl., den Leichenbitter 11 fl. ꝛc. Wir haben früher meist der Schattenseiten reichsstädtischen Wesens gedacht; hier wo wir von Senckenberg zu reden haben, ist es am Platze, des größten Vorzugs dieser Gemeinwesen zu gedenken, des Gemeinsinnes, der ihre Bürger beseelt und der die Mittel, welche der Handel zu erwerben gestattet, zu reichen Stiftungen zu verwenden treibt. Von Orth und Senckenberg geht eine Reihe solcher Männer herab bis auf die Gegenwart, bis auf Städel, Bethmann, H. Mylius, Kröger, Brönner, Dyck, St. v. Guaita und v. Wiesenhütten, Namen, welche in ächtem Glanze strahlen und deren Gedächtniß in der Vaterstadt nimmer schwinden wird. Die Familie Senckenberg stammt aus Friedberg in der Wetterau wo Joh. Hartmann S. 1665 geboren wurde; er kam 1682 als Arzt nach Frankfurt und starb daselbst 1730. Er hatte drei Söhne: Joh. Christian, geb. 1707, seit 1737 ebenfalls Arzt in Frankfurt, seit 1757 als Hessen-Cassel'scher Hofrath und consultirender Leibarzt. Er war dreimal verheirathet, aber seine beiden Kinder starben in früher Jugend. Durch Stiftung vom 18. August 1763 vermachte er seiner Vaterstadt sein Vermögen von 95,000 fl. nebst Haus und Sammlungen „zum Besten der Arzneikunde und Krankenpflege" in der Art, daß zwei Drittel für ein medizinisches Institut: Anatomie, botanischer Garten, chemisches Laboratorium, Bibliothek und Naturaliensammlungen, und ein Drittel für ein Bürgerhospital verwandt werden sollten. Als er den Bau des letzteren besichtigte, stürzte er vom Gerüst und starb am 15. November 1772.

VII.

Goethe hat uns im zweiten Buche seiner Selbstbiographie (Ausgabe von 1860, IV. 13.) den Zustand der Parteiung geschildert, in welchen der siebenjährige Krieg das Gemeinwesen und die eigene Familie verwickelte. Der Staat selbst mußte als Reichsstand seit 1757 am Kriege Theil nehmen. Die Reichsstadt unterhielt damals eine Artillerie-Compagnie, 61 Köpfe auf dem Friedensfuße stark, und zehn Compagnien Fußvolk zu etwa 80 Mann auf dem Friedensfuß. Vor der Krönung Karl's VII. (12. Februar 1742) war die Besatzung nur 643 Mann stark, wurde damals aber auf 1000 Mann verstärkt. Vor dem Ausbruch der französischen Revolution zählte sie 865 Mann. Die Eintheilung dieser zehn Compagnien war nun diese, daß drei derselben als Stabs-Compagnien, deren Chefs der Oberst, Oberstlieutenant und Major waren, die ständige Garnison der Stadt bildeten, während sieben sogenannte Kreis-Compagnien im Kriegsfall mit dem Nassau-Weilburgischen Truppen ein Regiment der Oberrheinischen Kreistruppen bildeten. Am 7. Juni 1757 also zogen die sieben Kreis-Compagnien zum Allerheiligenthor hinaus auf's Fischerfeld und schlugen dort Lager, um noch andere Kreisvölker abzuwarten, mit welchen sie nach vier Wochen zur Reichsarmee abgingen. — Auch Frankreich nahm, in Folge des Versailler Vertrages vom 1. Mai 1756 seit 1757 am Kriege Theil, und am 4. April 1757 hatte der Kaiser an alle Kreise sich mit der Bitte gewandt, den französischen Hülfstruppen Durchzug zu gestatten. Am 30. Dezember 1758 aber schloß Frankreich mit Oestreich einen neuen Vertrag, welchen Schlosser mit Recht „unbegreiflich" nennt, da alle Vortheile des Versailler Tractats aufgegeben waren und Frankreich wie ein macht- und willenloser Vasall Oestreichs nur den lästigen Theil der früheren Bedingungen beibehalten und die Zahlungen erhöht hatte. Der Zerfall des Reichsverbandes trat recht offen zu Tage; während die mächtigeren Fürsten nach

Digitized by Google

ihrer Convenienz für Oestreich oder Preußen kämpften, hätten die weniger mächtigen Reichsstände am liebsten jeder Theilnahme am Kriege sich ganz entzogen. Nach dem Gange, welchen im Feldzuge von 1758 die Kriegsereignisse genommen, waren den Franzosen für den folgenden Winter die Quartiere in der Wetterau angewiesen, und dazu der Besitz von Frankfurt unentbehrlich; aber in die Mauern dieser Stadt konnten die kaiserlichen Bundesgenossen nur durch den Ueberfall vom 2. Januar 1759 gelangen. Nach längeren Verhandlungen vertrugen Wirthe und Gäste sich zuletzt leidlich, obgleich die Extraausgaben der ersten drei Monate bereits auf mehr als 320,000 Gulden sich stellten. Die französischen Befehlshaber nahmen auf das A und O der damaligen Frankfurter, die Messen, gebührende Rücksicht, und zogen während dieser Zeit die, anfangs vierzehn Bataillone meist deutscher Soldtruppen starke, Besatzung größtentheils aus der Stadt, und dafür richtete die Stadt dem Prinzen Soubise ein standesgemäßes Quartier im „Römischen Kaiser" her, wo die seidenen Tapeten allein 840 Gulden kosteten. Die Räumung der Stadt begann Ende 1762 und war im Frühjahr 1763 vollendet.

Der Schauplatz der französischen Bühne, welche auf den Knaben einen so unauslöschlichen Eindruck machte, war der Concertsaal im Junghof, welcher 1859 abgerissen worden ist, um einem, ähnlichen Zwecken dienenden, großartigen Baue Platz zu machen.

Die Theaterzettel waren in beiden Sprachen verfaßt; in der Eingangsformel hatte die französische Militair-Behörde den Vortritt vor der deutschen Civilgewalt:

„Par permission de Monseigneur le Maréchal Duc de Broglio et de Messieurs les Magistrats de la ville libre de Francfort."

Die Künstler, welche der Königs-Lieutenant auf Empfehlung seines Hauswirthes in Nahrung setzte, sind uns alle bekannt, bis auf Nothnagel, Johann Andreas Benjamin, geb. 1729 zu Buch am Forst im Sachsen-Coburg'schen, welcher 1747 nach Frankfurt kam, 1751 Bürger wurde und die Fabriken von Wachstuch gründete, welche Goethe erwähnt und welche zu Ende der achtziger Jahre 50 Personen beschäftigten. Nothnagel starb 1804. Der Hausgenosse, welcher nach dem Abzug des Königs-Lieutenants einzog, war Johann Friedrich Moritz, geb. zu Worms 1717, königlich dänischer Legationsrath, verschiedener Stände und Fürsten Hofrath und Kreisgesandter zu Frankfurt, Verfasser einer historisch-diplomatischen Abhandlung vom Ursprung der Reichsstädte, insbesondere seiner Vaterstadt, gestorben 1771. Als neue Figuren auf dem seltsam gewundenen Bildungswege Goethe's treten uns hier entgegen der „Aesop mit Chorrock und Perrücke," der Rector des Gymnasiums Johann Georg Albrecht (1728 Conrector, 1747 Adjunct des Rectors und 1748 Rector, gestorben 1770.) und die Senioren Fresenius und Plitt. Johann Phil. Fresenius, geboren 1705 zu Niederwiese bei Alzei, Sohn des dortigen Pfarrers, studirte in großer Dürftigkeit 1723 — 25 zu Straßburg, und wurde, nachdem er in mehreren Stellen zu Gießen und Darmstadt gewirkt, 1743 an die St. Peterskirche zu Frankfurt berufen und 1748 zum Senior des evangelisch-lutherischen Prediger-Ministeriums und Hauptprediger an der Barfüßerkirche ernannt. Er starb 1761 und darf als das Urbild des Oberhofpredigers in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" (W. Meister 14. Buch) betrachtet werden. Der von ihm „bekehrte freigeistige General" war der sächsische General-Lieutenant v. Dyhern, tödlich verwundet in der Schlacht bei Bergen am 13. April 1759. Johann Jakob Plitt, der Nachfolger von Fresenius, geboren 1727 zu Wetter in Hessen, war seit 1748 Pfarrer in Cassel und kam von Rinteln, nicht von Marburg, wie Goethe angiebt, nach Frankfurt. In Rinteln war er seit 1755 Professor und wurde 1762 zum Senior in Frankfurt erwählt, wo er 1773 starb.

War der Winter mit solchen Studien verbracht, so lockte das Frühjahr zu Ausflügen in die Vaterstadt, wobei den alterthümlichen Resten der Vergangenheit besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Hier wurde denn auch das „Schandgemälde" auf die Juden

Digitized by Google

beachtet, welches unter dem Brückenthurm zu sehen war. Sein unsauberer Gegenstand ist so oft beschrieben und abgebildet, daß wir hier schon deshalb nicht darauf eingehen wollen. Erwähnenswerth scheint uns jedoch, daß daſselbe noch 1709 auf Staatskosten neu hergestellt wurde. 1803 mit Abbruch des Brückenthurms wurde es beseitigt.

Noch einer Gruppe von Männern haben wir zu erwähnen, welche nach dem Geständniß des Dichters einen „bedeutenden Einfluß auf seine Jugend geübt." Es waren dies: 1) Johann Daniel Olenschlager, geb. 1711 als Sohn eines wohlhabenden Frankfurter Kaufmanns, welcher in Leipzig und Straßburg studirt und 1736 promovirt hatte, Italien und Deutschland bereiste, 1737 Advocat in Frankfurt, 1738 sächsisch-polnischer Hofagent und 1748 kaiserlicher Freiherr, im selben Jahre Senator, 1761 Schöff wurde und 1778 starb. Seine „Erläuterungen zur goldenen Bulle" erschienen 1766. Er war seit 1747 mit Sara (von) Orth verheirathet und hatte zwei Söhne, deren ältester, Johann Philipp, 1749—1813 taubstumm, aber dennoch zuerst Frankfurter Artillerie-Lieutenant, dann hessisch-darmstädtischer Oberforstmeister war. Der zweite Sohn, Johann Nicolaus, 1751—1820, war Schöffe; ein Sohn desselben starb 1812 ohne Nachkommen. Offenbar ist J. D. Olenschlager das Vorbild des „Narciß" in den „Bekenntnissen einer schönen Seele."

2) Friedrich Ludwig Reineck, geboren 1707, Weinhändler gleich seinem Vater, wurde 1729 geadelt, als er sich mit Maria Juliane v. Damm verheirathete, später Hofrath und polnisch-sächsischer Geheimer Kriegsrath, nach dem 1735 erfolgten Tode seiner Gattin 1741 zum zweiten Male mit Susanne Gertrud v. Stockum verheirathet. F. L. v. Reineck starb 1775 und hinterließ aus jeder seiner Ehen einen Sohn und eine Tochter. Es ist also nicht richtig, wenn Goethe sagt, daß seine „einzige" Tochter durch den Hausfreund entführt wurde. Diese Tochter war Maria Salome, 1735—1803, ihr Gatte der Frankfurter Major Alexander Klenck, gestorben 1768. Mit F. L. v. Reineck's Sohn zweiter Ehe („der jüngere Sohn" bei Goethe) Adelbert ist 1822 die Familie in Frankfurt erloschen und das Reineck'sche Haus an die Stadt gefallen; es steht auf der Hasengasse Nr. 6. und dient gegenwärtig als preußische Kaserne. „Er verfolgte seinen Schwiegersohn mit dem heftigsten Prozeß" und verlangte von dem Reichshofrath nichts weniger als die Hinrichtung Klenck's wegen Entführung seiner Tochter, welche, um den Mißhandlungen ihres Vaters, der sie zu einer verhaßten Ehe zwingen wollte, zu entgehen, aus dem väterlichen Hause entflohen war.

3) Friedrich Wilhelm Malapart, aus einer italienischen, zuerst nach Mons (Bergen) in Flandern, dann nach Frankfurt ausgewanderten Familie, welche jetzt Malapert sich schreibt und in deren Besitz seit 1657 die Salzwerke zu Soden sich befanden, geboren 1700 in der Herrschaft Solms-Braunsfels, 1753 geadelt, gestorben 1773 als hessen-casselischer und schwedischer Major, besaß den jetzt parcellirten Garten auf der Bockenheimer Landstraße Nr. 16—20.

4) Heinrich Sebastian Huisgen, entgegen Goethe's Angabe zu Frankfurt geboren 1744, gestorben 1807 als fürstlich öttingischer Rath und hessen-homburgischer Hofrath, Verfasser der Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen (1780) und Herausgeber des artistischen Magazins 1790.

Die reizende Erzählung des Verhältnisses zu Gretchen, welche das fünfte Buch füllt, ist von dem Dichter so unbestimmt gehalten, daß der Commentator keinen Anhaltspunkt findet. Nur dem, wie es scheint, unausrottbaren Volksglauben, welcher auch wiederholt seinen Weg in die Presse gefunden hat, müssen wir entgegentreten, als ob die 1860 niedergerissene Schenke und Fußherberge „zum Puppenschränkchen" („Bobbeschenkelche" nach Frankfurter Mundart) der Schauplatz jener Liebe gewesen sei. Sagt doch Goethe selbst: „Der Schenkwirth wohnte über der Straße," wonach das Haus keine Schenke gewesen sein kann, und noch mehr: „ich kam nicht wieder in diese Gegend," während das bezeichnete Wirthshaus kaum fünfzig Schritte von Goethe's väterlichem Hause entfernt lag.

Digitized by Google

VIII.

Mit dem zweiten Theile von „Dichtung und Wahrheit" geht der dauernde Frankfurter Aufenthalt Goethe's zu Ende. Wir sehen ihn zuerst seit 1765 in Leipzig, dann seit 1770 in Straßburg, und haben also indem wir die Commentirung von Goethe's Aufenthalt in jenen Städten Kundigeren überlassen, hinfort nur die fortdauernden Beziehungen zur Vaterstadt und die vorübergehenden Aufenthalte daselbst zu behandeln, um mit der Uebersiedelung nach Weimar diese Mittheilungen über Goethe's Jugendzeit ganz zu beenden. Wir sehen ihn zunächst, nachdem er am 28. August 1768, seinem neunzehnten Geburtstage, Leipzig verlassen hatte, einen Winter in Frankfurt verleben, der vielfach durch die Nachwirkungen der in Leipzig überstandenen Krankheit getrübt war.

In diesem Zustande war er dem Einfluß des Fräulein Susanne Katharine v. Klettenberg (1723—74) zugänglich, einer Freundin seiner Mutter, „aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse einer schönen Seele entstanden sind." Bei Oleuschlager und Fresenius haben wir einzelne Beziehungen dieser merkwürdigen Episode W. Meisters, wie sie Dr. J. M. Lappenberg in seinem erschöpfenden Werke: „Reliquien des Fräulein S. K. v. Klettenberg" (Hamburg 1849) entwickelt hat, bereits angeführt; hier sind als weitere zu erwähnen: Philo ist Friedrich Karl v. Moser (1728—1793) und der „adelige Apostel" ist Friedrich v. Bülow-Plüskow. Endlich der Arzt, „ein unerklärlicher, schlaublickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann," ist, zufolge Goethe's brieflicher Mittheilung an Lavater Dr. J. F. Metz, welcher 1724 in Tübingen geboren war und seit 1765 in Frankfurt als Arzt lebte, wo er 1782 starb. Der Weyland, mit welchem Goethe im Juni 1771 die Vergnügungsreise in die Vogesen machte, ist wahrscheinlich Friedrich Leopold Weyland, welcher 1772 in Straßburg promovirte und 1772 in Frankfurt als Arzt aufgenommen wurde. Er lebte seit 1782 als hessen-darmstädtischer Hofrath und Leibarzt des Erbprinzen zu Buchsweiler und starb schon 1787.

An Goethe's Promotion in Straßburg am 6. August 1771 knüpft sich eine Sage von kaum minderer Zähigkeit als die auf Gretchen bezügliche, oben erwähnte. Es ist die von einer Dissertation über die Flöhe, welche Goethe bei dieser Gelegenheit verfaßt und später in Frankfurt herausgegeben habe. Diese Erdichtung des Dr. med. und Buchhändler Vogler in Halberstadt, welcher unter dem Namen Glover eine Schmähschrift gegen Goethe*) veröffentlicht hat, erhält eine gewisse Consistenz dadurch, daß eine achtbare Berliner Buchhandlung die Schrift unter Goethe's Namen veröffentlicht hat.**) Schon vor zwanzig Jahren hat Herr v. d. Hagen den Ungrund dieser Angabe dargethan und nachgewiesen, daß die Dissertatio de pulice schon im siebzehnten Jahrhundert (1688) erschienen ist und einer Gattung von satyrischen Schriften angehört, in welchen übrigens mehr juristische Gelehrsamkeit angehäuft ist, als Goethe wohl je zu erwerben bemüht war. Es ist nicht anzunehmen, daß, obgleich eines Stadtschultheißen Enkel, Wolfgang mehr als seine Mußestunden mit juristischer Praxis ausgefüllt habe, denn nur eine vereinzelte Anzeige im Frankfurter Intelligenzblatt zeugt von derselben, welche unter dem 10. Juni 1774 so lautet:

„Es werden hierdurch alle diejenigen in und außer Frankfurt, so noch an die B.- und B.'schen Herren Erben, wegen einiger von der alten solche Firma führenden Handlung, empfangenen Waaren im Rückstand verblieben, auf das höflichste erinnert, die Zahlung von dato 14 Tagen an dero nunmehro Endesunterzeichneten Bevollmächtigten so gewiß zu leisten, als sonst dieselbe gegen die Säumigen ernsthaftere Maßregeln zu ergreifen, wiewohl ungern, sich gemüssiget sehen dürfte. Dr. und Adv. ord. J. W. Goethe.

*) Goethe als Mensch und Schriftsteller, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von F. Glover, 1824.

**) Goethe's Abhandlung über die Flöhe. Berlin, Alexander Duncker. 1839.

Digitized by Google

Unter den Genossen des fröhlichen geselligen Treibens, welches den jungen Doctor in der Vaterstadt erwartete, nennt Goethe zu Anfang des zwölften Buches den Kastenschreiber Riese, an welchen ein Brief Goethes aus dem Jahr 1814 noch vorhanden ist. Er gedenkt darin mit Behagen „jener so ruhigen als unschuldigen Zeiten, in welche wir einer heitern und lustigen Jugend genossen," und erinnert sich der Wunde, „welche Sie mir schlugen, als ich mit demselben unter einer Forsthauslaube etwas schalkisch auf ein herankommendes Frauenzimmer deutete, dem wir Beide gewogen waren. Wir bereiteten uns eben, einen Teller Schinken zu verzehren, und Sie hatten das aufgehobene Messer in der Hand, welches zu meiner Bestrafung sich etwas eilig niedersenkte." In demselben Briefe wird „unser Fränzchen" erwähnt, womit Fräulein Maria Katharina Franziska Krespel, später verehel. Jacquet, gemeint ist, deren Bruder, der Hofrath Bernhard Krespel, welcher bei der Post angestellt war, gleichfalls zu Goethe's Jugendfreunden gehörte. Die Novelle von E. T. A. Hoffmann „Rath Krespel," zu welcher angeblich Clemens Brentano dem Verfasser das Material geliefert hat, giebt ein ganz falsches Bild von diesem Manne. In die letzten Tage des Jahres 1774 fällt das Verhältniß zu Lili (Elisabeth Schönemann). Karl Jügel, Buchhändler zu Frankfurt, durch seine Frau Neffe von Lili, hat in seinem, zum Besten der Schillerstiftung veröffentlichten Buche: „Das Puppenhaus," ein würdiges Denkmal dieser Frau errichtet, welche in ihrem späteren Leben gezeigt hat, daß die „Staatsdame," die der alte Goethe nicht zur Schwiegertochter haben wollte, den Kern in sich trug, auch in den schwersten Schicksalen aufrecht zu stehen, zu tragen, zu entsagen und nie die Freiheit des Entschlusses zu verlieren.

Anna Elisabeth Schönemann war geboren in dem jetzt Bonn'schen Hause (auf dem großen Kornmarkt 15), und am 23. Juni 1758 getauft. Ihr Vater, Johann Wolfgang Schönemann, starb 1763; ihre Mutter, geb. d'Orville, setzte nach seinem Tode das Banquiergeschäft fort. Bei Verwandten dieses Namens wohnte Lili in Offenbach, und zwar in dem Hause „auf dem Lindenberge," wo der Grammatiker Karl Ferdinand Becker später eine Erziehungsanstalt errichtete. Hier wurde auch die Verlobung Goethe's mit Lili durch ein Fest begangen, aber nicht an Lili's Geburtstag, wo er schon auf der Schweizerreise begriffen war. Auch darin irrt Goethe, daß er „von der Landstraße zwischen Offenbach und Frankfurt, die Stufen hinauf, welche nach den Weingärten führen," zum Röderberg gelangt sei, es kann vielmehr nur der auf dem linken Mainufer gelegene Mühlberg gemeint sein.

Lili vermählte sich am 25. August 1778 mit dem Straßburger Banquier Bernhard Friedrich v. Türckheim (1752—1831). Aus dieser Ehe entsprossen vier Söhne: Friedrich, Karl, Wilhelm und Heinrich, und eine Tochter Elisabeth. Im Jahre 1793 mußte Türckheim fliehen, um nicht unter der Guillotine zu fallen; er wandte sich mit seinen Söhnen Karl und Wilhelm und seiner Tochter nach Frankfurt. Ihm folgte später seine Frau, welche, als Bäuerin gekleidet, mit ihrem ältesten Sohne an der Hand, ihrem jüngsten auf dem Arm, zu Fuß bis nach der Vaterstadt gelangte. Die Familie wohnte längere Zeit in dem Gontard'schen Garten vor dem Untermainthor, und zog später, theils weil die Franzosen auch in die Rheingegend eingedrungen waren, theils der Ersparniß wegen nach dem preußischen Erlangen, wo sie besonders mit der Familie des Hofraths Breyer innig befreundet war. Nach dem Siege der gemäßigten Parteien Frankreichs kehrten sie nach Straßburg zurück. Lili starb am 6. Mai 1817 auf ihrem Gute im Dorfe Krautergersheim im Ober-Elsaß.

Und so mag denn dies „schmerzlichst süßeste Lebensjahr" Goethe's eine Darstellung beschließen, welche sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Geschichte seiner Jugendzeit in den Beziehungen auf die Vaterstadt zu erläutern. Mit dem Augenblick, wo er am 7. November 1775 in Weimar einfuhr, erachten wir unsere Aufgabe für beendet.

Digitized by Google

Die Wahrzeichen und Denkmäler Berlins.

Von Dr. W. Schwarz.

Berlin, die Hauptstadt des preußischen Staates, ist in ihrer jetzigen Gestalt wesentlich eine neue Stadt, recht eigentlich eine Schöpfung der preußischen Könige. Nichts destoweniger hat sie eine lange mannigfache Geschichte, und wenn wir die Wahrzeichen und Denkmäler ihrer Vergangenheit schildern wollen, müssen wir uns der Hauptepochen erinnern, an welche jene anknüpfen. Als die Mark Brandenburg durch Albrecht den Bären an der Havel begründet ward und sich unter seinen Nachfolgern auch im Osten über das Land südlich und nördlich von der Spree ausbreitete, fand sie hier, wo jetzt Berlin liegt, schon zwei, für die damaligen Verhältnisse nicht unbedeutende Orte vor, die nur ein Arm der Spree trennte. Südlich auf Teltowscher Seite lag Cöln, nördlich auf Barnimscher, Berlin. Kaum werden diese Städte als zur markgräflichen Herrschaft gehörig erwähnt, so treten sie auch schon mit einer gewissen Bedeutsamkeit auf, was offenbar in ihrer geographischen Lage begründet war, und schon nach hundert Jahren sehen wir die beiden Städte, zu einer vereint, alle übrigen in der Mark, selbst die alte Kurstadt Brandenburg an Wichtigkeit überragen. In bewußter Selbstständigkeit erscheinen sie während der unruhigen Zeiten der bairischen und luxemburgischen Markgrafen an der Spitze der Städte-Bündnisse, welche zur Sicherung der Landstraßen geschlossen wurden, und in der innigsten Beziehung zur nordischen Hanse. Dies war gleichsam der erste Theil der brandenburgischen Zeit des vereinigten Berlin und Cöln, die Zeit freier Selbstständigkeit in den geschlossenen Formen eines städtischen Gemeinwesens, wie es das Mittelalter hervorbrachte. Der zweite Abschnitt derselben beginnt mit dem Hohenzoller Friedrich II. und reicht bis zum großen Kurfürsten. Das wieder getrennte Berlin und Cöln ist die Kurfürstlich-Brandenburgische Residenz geworden, und zu Cöln an der Spree erhebt sich das Schloß des Landesherrn; die Stadt aber verkümmert gegen das Ende dieser Zeit unter den Folgen des dreißigjährigen deutschen Krieges. Da tritt der große Kurfürst mit seiner schöpferischen Kraft ein, mit ihm beginnt eine neue Epoche auch für diese Stadt, welche wir nicht anders als gleich die preußische nennen können, wenngleich sein Sohn erst der Herrschaft und ihrer Residenz diesen Namen verlieh. Schon unter dem großen Kurfürsten selbst wurde eine dritte und vierte Stadt den zweien, Berlin und Cöln, hinzugefügt, der Friedrichswerder und die Dorotheenstadt, welchen unter seinem Sohne König Friedrich I. dann die Friedrichsstadt folgte, und 1709 werden alle diese Städte zu einer vereinigt, und es entwickelte sich in stetem Fortschreiten unter der Pflege seiner Könige das Berlin, welches als die Hauptstadt des preußischen Staates jetzt unter die Weltstädte Europa's eingereiht ist. — Wir werden nach einander die Wahrzeichen und Denkmäler beider Epochen der brandenburgischen und preußischen durchgehen.

Nur wenige Wahrzeichen sprechen von der brandenburgischen Vergangenheit Berlins, wo aber die Geschichte schweigt, ist die Sage selbst in der Stadt desto thätiger gewesen, und so durchwandern wir zuerst an ihrer Hand die Vergangenheit.

Am alten Markt Berlins oder, wie er seit der mildthätigen Kurfürstin Catharine, der ersten Gemahlin Joachim Friedrichs, genannt wird,*) am Molkenmarkt fällt unser Auge auf

*) Von ihrem Cölner Vorwerke, was zwischen der jetzigen Jäger- und Kronenstraße lag, ließ sie die Milch hier verkaufen und von dem Erlös gewährte sie den Armen freie Medicin aus der Schloßapotheke.

Digitized by Google

ein Paar sogenannter Wallfischrippen, welche an dem Hause gegenüber dem Polizei-Präsidium in der Höhe des ersten Stockwerks angeheftet sich finden. Die von A. Kuhn und dem Verfasser dieses Aufsatzes aus dem Munde des Volkes gesammelten „Norddeutschen Sagen," welche neben den „Märkischen Sagen" dem zunächst Folgenden überhaupt zu Grunde liegen, berichtet hiervon aus dem Munde eines alten Arbeitsmannes die alte Tradition, nach welcher es Rippen seien, die von einem Riesen herrührten, der hier gehaust haben sollte. „Hier in dieser Gegend der Stadt" — es ist in der Nähe des alten berliner Rathhauses — „sei überhaupt die wahre Bärengrube gewesen. Der Riese aber sei so groß gewesen, daß man ihn bei seinem Tode nicht auf einen Kirchhof hinbekommen, sondern auf allen Kirchhöfen Berlins hätte unterbringen müssen."

Da wir mit dem Riesen und der Bärengrube schon die ächt mythische Zeit berührt haben, so knüpfen wir gleich analoges Sagenhaftes daran, welches sich an das berliner Schloß, also eigentlich erst an die brandenburgisch-hohenzollersche Zeit heftet, es ist die Sage von der weißen Frau, welche als Familiengeist der Hohenzollern umgeht. Bald soll sie an der Wiege der neugebornen Kinder sitzend gesehen worden sein, wenn die Ammen eingeschlafen, bald soll sie sich zeigen, wenn ein Todesfall in der Familie bevorsteht, im langsamen Schritt die langen Gänge des Schlosses durchwandelnd. Es ist noch ein Stück alten Heidenthums, was hier haften geblieben ist, und auch sonst wissen märkische Sagen zu erzählen von der weißen Frau, die sich sehen läßt in Wald und Feld oder bei alten Burgen und Klöstern ihr Wesen treibt, wie man es auch anderwärts in Deutschland erzählt. Die hohenzollersche weiße Frau aber, welche selbst einem Napoleon unheimlich vorkam*), scheint aus der alten Heimath, aus Franken, mit herübergewandert zu sein, wenigstens hat sich dort die Sage reicher entfaltet und will den Ursprung der Erscheinung selbst nachweisen, indem sie angiebt, es sei eine Gräfin Beatrix oder Kunigunde von Orlamünde gewesen, welche aus Liebe zum schönen Albrecht von Hohenzollern ihre eigenen Kinder habe tödten lassen, von denen sie geglaubt, daß sie einer ehelichen Verbindung mit ihm im Wege ständen, und welche deshalb rubelos umginge.**)

Wie der alte Berliner von der weißen Frau erzählt, so weiß er auch von dem heimlichen Gericht, dem sogenannten Jungfern-Küssen, in den Kellern der alten hohenzollernschen Burg. Dort soll nämlich eine eiserne Jungfrau mit beweglichen Armen und Schwertern an denselben gewesen sein, welche als Richtwerkzeug gedient habe, indem beim Betreten der Platte vor derselben durch einen Mechanismus die Arme mit den Schwertern zusammenschlugen und das zwischen ihnen befindliche Opfer zerhieben und tödteten, worauf die Maschine sich wieder öffnete, der Leichnam in einen Schacht hinabsank und von den dort an den Seiten angebrachten Schwertern in Stücke zerfetzt in die Tiefe fiel, welche dann durch die Spree fort geschwemmt worden seien. Daß dort ein Gefängniß zur Kurfürsten-Zeit gewesen, steht fest, aber kein historisches Zeugniß spricht sonst für die Sage, ja die gründlichen Unter-

*) Im Bayreuther Schlosse sollte sie dem französischen General d'Espagne im Jahre 1809 erschienen sein, womit man in der französischen Armee seinen Tod bei Aspern in Verbindung brachte. Napoleon ward es 1812, als er auf dem Zuge nach Rußland dort durchkam und übernachtete, so unheimlich, daß er am 3. August 1813, als er wieder in die Lage kommen sollte, lieber den Abend noch weiter fuhr, als dort blieb, obwohl Alles zu seinem Nachtquartier schon eingerichtet war. Minutoli, Die weiße Frau. Berlin 1850.

**) Minutoli erklärt dies zum Theil aus dem Mißverständniß der Bilder auf den betreffenden Leichensteinen. — Nach Berliner Version der Sage soll die weiße Frau aber der mahnende Geist der schönen Gießerin Anna Sydow, der Geliebten Joachims II., sein, welche sein Sohn Johann Georg nach des Vaters Tode auf die Festung Spandau schickte, wo sie im Elend starb. — Gelehrte haben dieselbe endlich in Verbindung gebracht mit dem Schutzgeist der Rosenbergs in Böhmen, der weißen Frau Perchtha v. Rosenberg, mit welcher Familie die Hohenzollern durch Joachim's II. Tochter Sophia verwandt wurden, welche den Oberburggrafen, Gubernator Wilhelm von Rosenberg heirathete.

Digitized by Google

suchungen des verstorbenen Königl. Preuß. Baumeister Rabe haben den letzteren Umstand, die Anlage über der Spree, als höchst unwahrscheinlich, ja unmöglich nachgewiesen. Die Sage kommt überdieß auch anderweitig z. B. in Dresden vor, wo das Jungfern-Küssen am Ostende der Terrasse sich befunden haben soll, aber auch dort wird die Sache bezweifelt. Es ist möglich, daß dies eine der sogenannten Wandersagen ist, wie wir eine derartige auch noch in Berlin in einer sich an die Parochialkirche knüpfenden Geschichte finden, welche ebenso vom Straßburger Münster erzählt wird.*) Veranlassung könnte zur Sage überhaupt aber gegeben haben ein im Mittelalter übliches Marterwerkzeug einer ähnlichen Maschinerie, nur ohne Schwerter, die sogenannte englische Jungfrau; sonst klingt eine andere in der Dresdner Chronik gegebene Erklärung auch nicht unwahrscheinlich, daß nämlich, wovon wir auch ein Beispiel weiter unten bekommen werden, die Sage aus dem Mißverständniß eines Bildes entstanden sei: nämlich der vor den Gerichtshöfen oftmals abgebildeten und dem Volke unverständlichen Jungfrau Themis mit dem Schwerte.

Da wir einmal beim Schlosse verweilen, so nehmen wir gleich noch eine an dieselbe sich knüpfende Sage mit, welche auch den eben erwähnten Ursprung mancher Sagen bestätigt. Auf dem ersten Schloßhofe am Wasser fanden sich oberhalb des Portals nach dem Dome zu Reliefs angebracht, welche jetzt übertüncht sind, von welchen das eine eine Jungfrau mit einem Pferde darstellte. Dieselben Darstellungen finden sich in der Bildergallerie des Schlosses im Hautrelief wieder, es sind Allegorien des berühmten Baumeister Schlüter, die verschiedenen Erdtheile darstellend, und wie Afrika repräsentirt erscheint durch eine Jungfrau mit einem Löwen, so sollte die Jungfrau mit dem Pferde Europa vorstellen. Die Sage hat aber aus jenem Relief eine eigene Geschichte gebildet, indem sie es als Wahrzeichen gelten läßt aus alter Zeit für eine ebenso wunderliche als unnatürliche Begebenheit, die zum ewigen Andenken dort eingemeißelt sei.**).

Doch wir verlassen jetzt das Gebiet der Mythe und kommen zu den historischen Denkmälern jener alten Zeit, an welchen nur gelegentlich noch die Sage einen Zug angesetzt hat. Da hat Berlin aus dem Mittelalter, dem ersten Abschnitt der brandenburgischen Zeit, eigentlich nur zwei aufzuweisen, unscheinbar aber bedeutsam. Das eine befindet sich an der Marienkirche, ein einfaches, steinernes Kreuz, etwa zwei Fuß hoch, welches herrührt aus der Zeit der baierischen-Herrschaft, wo Markgraf Ludwig durch seinen Vater, den Kaiser Ludwig, die Kirche zur Feindin hatte. Da nahm der Probst Cyriax von Bernau, wie die Geistlichen in der Mark überhaupt, Parthei für den Herzog Rudolph von Sachsen, welcher die Mark als anhaltinisches Erbe beanspruchte. Wenn schon dies die Berliner, welche es mit Ludwig hielten, erbitterte, so steigerte sich dies noch, als der Probst in einer Predigt einige unvorsichtige Aeußerungen gegen die Berliner that, mit welchen er wegen einiger Hebungen, die ihm zukamen, in Streit lag. Als er nun aus der Kirche trat, brach der Unwille der Menge los, welche zahlreich, es war gerade Markt, zusammen strömte. Von Schimpfreden kam es zu Thätlichkeiten, die Gemüther erhitzten sich immer mehr, der Probst wurde erschlagen und sein Leichnam auf dem Neuen Markte verbrannt. Schwer büßte die Stadt diese Gewaltthat. Elf Jahre war sie deshalb im Bann und erst da gelang es ihr unter schwerer Buße sich von demselben zu lösen. Sie mußte 750 Mark Silbers an ihren geistlichen Oberherrn, den Bischof von Brandenburg, zahlen, alljährlich am Tage des Mordes Seelenmessen für den

*) Wie vom Straßburger Münster so wird auch von der unter Friedrich I. gebauten Parochialkirche erzählt, die Löwen eben am Thurm hätten ursprünglich zu dem schönen Spielwerk der Kirche gebrüllt. Der Rath der Stadt hätte aber dem Meister, damit er nicht noch ein zweites derartiges Kunstwerk baue, die Augen ausstechen lassen. Da hätte er gebeten noch einmal hinaufgeführt zu werden, und als dies geschehen, hätte er an einigen Schrauben gedreht, und seit der Zeit seien die Löwen verstummt.

**) Rabe, die eiserne Jungfer. Berlin 1847. S. 8.

Digitized by Google

Verstorbenen lesen lassen, eine ewige Lampe zu seinem Gedächtniß stiften*) und an der Stelle, wo die Gewaltthat geschehen, ein steinernes Kreuz errichten, welches noch jetzt an dieser Stelle steht. — Das zweite Denkmal aus der alten Zeit rührt von Friedrich dem ersten Hohenzoller her und befindet sich in der alten Franziskaner Klosterkirche. Als nämlich Friedrich noch als Statthalter Kaiser Sigismunds die Mark regierte, fielen die Pommern-Herzöge, welche es mit den Quitzows hielten, in die Mark ein. Am Kremmner Damm, wo später die berühmte Schlacht von Fehrbellin sich entspann, stellte sich ihnen Friedrich. Von seiner fränkischen Begleitung fielen hier der Graf Johann von Hohenlohe und zwei Ritter Krafft von Leutersheim und Philipp von Uttenhofen; dem ersten und letzten ließ Friedrich in der Klosterkirche, wo sie beerdigt wurden, ein Denkmal errichten. Das für den Grafen von Hohenlohe ist noch vorhanden und stellt einen jungen Ritter, unstreitig den Grafen selbst, in schwarzem Kleide und Harnisch mit weißem Mantel in betender Stellung vor dem gegeißelten und stark blutenden Heilande dar. Ueber ihm ist ein Adler gemalt, schräge getheilt in Schwarz und Roth, und daneben ein Wappenschild mit zwei übereinander schreitenden Löwen, dem Wappenschild der Hohenlohe. Von der fast ganz verloschenen Umschrift ist nur unzweifelhaft zu lesen: Johannes von Hohenlohe dem Gott genade; anno 1412.**)

Aus der zweiten Hälfte der brandenburgischen Zeit, wo Berlin die Residenz der Kurfürsten geworden, sind die schönen Denkmäler Johann Cicero's und besonders Joachim's I. im Dom, dem Erbbegräbniß der hohenzollernschen Fürsten, zu erwähnen. Es sind erzene, von Peter Vischer's Sohn Johannes auf Befehl Joachim's II. verfertigte Grabmonumente, mit welchen er die Kirche des alten Dominicanerklosters in Cöln zu einem Domstift des kurfürstlichen Hauses gleichsam einweihte. Es waren übrigens beide Kurfürsten die ersten Hohenzollern, welche, nachdem die Verbindung mit Franken gelöst, der Mark ganz angehörten und auch hier ihre Ruhestätte fanden. — Noch ein Denkmal aus dieser Periode findet sich in einem Zimmer des Hinterhauses Poststraße Nr. 5. Eine einfache eiserne, in die Mauer eingelassene Tafel berichtet, daß hier Kurfürst Johann Sigismund, jener staatskluge Herrscher, welcher die clevesche und preußische Erbschaft dem brandenburgischen Hause erwarb, gestorben ist. Er hatte nämlich, vom Schlage gerührt, im November 1619 die Regierung seinem Sohne Georg Wilhelm übergeben, wo ihn dann der Tod in jenem oben erwähnten Hause, welches seinem Kämmerer Freitag gehörte, in dem durch die Tafel bezeichneten Hinterzimmer am 23. Dezember ereilte.

Mit ihm schließt für die berliner Denkmäler die brandenburgische Zeit ab, wie denn überhaupt mit dem nun beginnenden dreißigjährigen Kriege Berlin gänzlich in Verfall gerieth.

Wie aber der große Kurfürst eigentlich der Gründer des preußischen Staates ist, welchem sein Sohn Friedrich nur den noch fehlenden Titel verlieh, so schuf er auch, wie wir schon oben angedeutet haben, das königliche Berlin. Er verbot die Strohdächer, ließ zuerst die Straßen pflastern und verwies die Säue der Ackerbürger von denselben, wovon noch ein lebendiges Denkmal eine Anekdote ist, nach welcher sein Vetter, der Prinz von Nassau, bei seiner Ankunft auf dem Schlosse sich als Prinz Naß habe anmelden lassen, da, wie er gehört, man in Berlin jetzt die Sau zu Hause lassen müsse. — Des großen Kurfürsten Statue, von seinem Sohne ihm auf der langen Brücke errichtet, ist deßhalb ein Bild nicht bloß des Gründers des preußischen Staates, sondern auch des neuen Berlins. Von den großartigen Fortificationen, mit welchen er Berlin umgab, ist freilich keine Spur mehr zu finden, nur

*) Der Sage nach war dieselbe am Hause Spandauerstr. 70. angebracht, woher sich die Benennung des dort seit alter Zeit wohnenden Schmids als des „Lampenschmids" schreiben soll.

**) Ein anderes Wahrzeichen in der Mauer der Klosterkirche erinnert sich der Verf. noch in seiner Jugendzeit gesehen zu haben, es war das Wappen des berühmten Alchymisten und Doctor Thurneysser, welchem Johann Georg die Räume des säcularisirten Franziskanerklosters zu seinem Laboratorium angewiesen hatte. Bei der letzten Restauration der Kirche im J. 1844 ist es abhanden gekommen.

Digitized by Google

ein alter Wasserthurm, ein sogenannter Bär, steht noch auf dem Hofe eines Hauses, da wo der alte Befestigungsgraben von Cöln, der sogenannte grüne Graben, unter der Roßstraße fortgeht. An die großartigen Erweiterungen, welche Berlin aber dann unter den ersten Königen erfuhr, erinnert noch dies oder jenes characteristische Wahrzeichen, was wir besprechen wollen, ehe wir zu den classischen Denkmälern der preußischen Geschichte, welche Berlin zieren, übergehen. Jene Wahrzeichen sind aber besonders bezeichnend für den Character der Regenten, wenigstens in so fern sie in hervorstechender Weise zeigen, wie ihn theilweise das Volk faßte.

Das erste knüpft an Friedrich Wilhelm I. an, der nicht bloß ein sparsamer Haushalter, sondern im besten Sinne auch der Zuchtmeister seines Volkes war, und gerade in diesem Sinne schildert ihn die Sage, von der wir reden. Der König liebte es durch die Straßen Berlins zu wandern und sich selbst von dem Thun und Treiben seiner Bürger zu überzeugen; so war ihm in einem kleinen Hause der Heiligengeiststraße ein armer Goldschmid aufgefallen, der spät und früh fleißig bei seiner Arbeit war. Friedrich Wilhelm I. begnügte sich aber nicht mit der Bekanntschaft durch's Fenster, sondern trat bei dem Manne ein und weil er in ihm einen geschickten Arbeiter fand, bedachte er ihn mit immer größeren Bestellungen. Als er einstmals wieder bei dem armen Goldschmid war, um nachzusehen, wie es mit der aufgetragenen Arbeit ginge, bemerkte er in dem gegenüberstehenden Hause eine Frau im Fenster liegend, welche die widerlichsten Grimassen schnitt. Auf seine Frage, was das heißen solle, hörte er, daß es die Frau eines reichen Goldschmids sei, der dort wohne, welche erbittert über die Gunst die ihrem armen Nachbar widerführe, demselben bei jeder Gelegenheit Grimassen schnitte. Der König beschloß sie in seiner Weise zu bestrafen. Er ließ dem armen Goldschmid statt seines kleinen Hauses ein stattliches aufführen und über der Thür einen weiblichen Kopf mit Schlangenhaaren anbringen, daß die mißgünstige Frau gegenüber ihr Ebenbild immer vor Augen habe. Das ist der Neidkopf Heiligegeiststraße 38, der noch jetzt zu sehen ist, aber freilich nicht alle Mißgunst in Berlin ausgerottet hat. — Ebenso launig, nur noch derber, ist das Wahrzeichen eines Hauses am Alexanderplatz in angeblich 99 Schaafsköpfen bestehend, welches auf Friedrich den Großen zurückgeführt wird, den das Volk sich gern in einem gewissen pfiffigen Humor denkt, wohin auch alle die Geschichten gehören, die es sich von seinen Neckereien mit dem alten Ziethen erzählt. Hier ist es freilich ein simpler Bürger, welcher für seine Unverschämtheit von dem Könige in etwas derber Weise abgefertigt wurde. Der König hatte ihm nämlich, heißt es, aus irgend welchem Grunde seine Gnade zugewandt und ließ ihm, wie er so viele Häuser in Berlin und Potsdam baute, auch ein Haus an jener Stelle errichten. Unser Mann war aber nicht damit zufrieden und hatte bald Dies bald Jenes auszusetzen. Zuletzt querelirte er noch um Verzierungen an dem Hause. Der alte Fritz hieß ihn gehen und gab dem Baumeister den Befehl am First des Hauses 99 Schaafsköpfe anzubringen. Jammernd kam der Bürger gelaufen und wollte remonstriren, der alte Fritz aber erwiderte ihm, er hätte ja Verzierungen haben wollen, daß sie nicht nach seinem Geschmack seien, dafür könne er nicht, er solle sich nur in's Fenster legen, dann wäre das Hundert voll.

In die ersten Regierungs-Jahre Friedrichs des Großen oder in die letzen seines Vaters fällt auch die Errichtung eines andern Wahrzeichen, welches sich an dem Hause, Wallstraße 25 in Form eines Reliefs findet, das einen Mann darstellt, der ein Thor auf dem Rücken trägt. Dort stand nämlich das alte Köpnicker Thor und zum Wahrzeichen dessen ließ der Hausbesitzer das Bild fertigen, als in den letzten Regierungs-Jahren Friedrich Wilhelm I. die Stadtmauer auf der Cölnischen Seite vom Unterbaum bis Oberbaum da hinaus gerückt wurde, wo sie jetzt noch steht. Man hat in dem Hause noch lange die Haspen des alten Thores aufbewahrt, die Sage aber deutet trotzdem die Sache ganz anders. Sie erzählt das Haus habe ein armer Schuhmacher gebaut, welcher dort gewohnt und einmal ein Lotterie-

Digitized by Google

loos genommen. Das habe er herumliegen lassen, seine Kinder hätten damit gespielt und es zuletzt an die Thür geklebt. Als nun das große Loos darauf gefallen, habe der Mann nichts anderes thun können, als mit der Thür auf dem Rücken nach der Lotterie gehen um sich seinen Gewinn zu holen, deßhalb habe er das Bild an dem Hause, welches er sich gebaut, anbringen lassen. Es ist das eine Art von Sage, auf die wir schon oben beim Jungfernküssen und bei der Prinzessin mit dem Pferde hingewiesen haben, wie sie häufig aus der unmittelbaren Anschauung eines Bildes entsteht, dessen eigentliche Bedeutung das Volk nicht kennt. — Dies ist das letzte der Wahrzeichen der Residenzstadt Berlin, wie sie jeder Handwerksbursche im vorigen Jahrhundert, der eine Zeitlang in Berlin gearbeitet hatte, kennen mußte, denn eine solche Kenntniß der Stadt galt als einzige sicherere Beweis, daß der Gesell auch wirklich dort gearbeitet habe. Der Verfasser erinnert sich auch aus seiner Jugend noch oftmals gesehen zu haben, wie Rekruten, die aus der Provinz kamen, von ihren alten Kameraden in einem ähnlichen Sinne zu diesem oder jenem Wahrzeichen geführt wurden, um so gleichsam in die Geheimnisse Berlins eingeweiht zu werden. Jetzt ist das freilich Alles anders geworden; wie bei der Freizügigkeit von einer specifisch-berlinischen Bevölkerung nicht mehr die Rede ist, und Berlin nicht bloß der Mittelpunkt des preußischen Staats, sondern im gewissen Sinne des ganzen nördlichen Deutschlands geworden ist, so haben auch nur noch die preußisch-deutschen Denkmäler eine allgemeinere, lebendigere Bedeutung, zumal die Kunst auch gerade in ihnen ihre Triumphe feiert.

Diese klassischen Denkmäler Berlins knüpfen sich nun aber an die drei großen Epochen, den großen Kurfürsten, den alten Fritz und die Zeit Friedrich Wilhelms III., d. h. die Freiheitskriege. Sie concentriren sich meist zwischen den majestätischen Plätzen und Palästen von der langen Brücke bis zu den Linden, wo mitteninne das Schloß der Hohenzollern ragt und hinüber sieht hier nach dem großen Kurfürsten, dort nach dem alten Fritz, bei dem in der Nähe die Helden der Freiheitskriege um den alten Blücher ihre Stätten gefunden haben, während dem Könige selbst, der sein Volk rief, „daß Alle, Alle kamen," — im grünen Dunkel des Thiergarten von den dankbaren Berlinern ein Denkmal errichtet ist.

Der Uebersicht halber aber gehen wir diese Denkmäler nach den Zeiten, welche sie repräsentiren, durch. Die erste Statue ist also die colossale Reiterstatue des großen Kurfürsten von dem berühmten Meister Schlüter auf Befehl Friedrich I. errichtet, ein großartiges, herrliches Kunstwerk nach Komposition und Ausführung. In der Tracht eines römischen Imperators, den Commandostab in der Hand, das Schwert zur Seite, sitzt der große Kurfürst hoch zu Roß und schaut hinüber nach dem Schlosse, als wache er über Preußens Ehre und Größe. Am Fuße des Piedestals sind 4 gefesselte Manner gruppirt, die zu ihm aufsehen, ein Symbol der Herrschaft nach dem Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts. Die Ausführung ist aber so künstlerisch schön und großartig, daß Niemand, auch von ganz andern Anschauungen, sich dadurch im Eindruck gestört fühlen dürfte. An diese Statue hat die Sage auch noch einige Züge angesetzt. Schlüter soll nämlich, als er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß das Pferd keine Hufeisen habe, und er sich davon überzeugte, daß er sie vergessen, auf der Stelle seinen Tod im Wasser gesucht haben. So die Sage; wenngleich Schlüter selbst weder sich das Leben nahm, noch es als einen Mangel erachtet und auch deßhalb nicht beim Könige Friedrich I. an Gunst verloren haben dürfte, die ihm allerdings später beim Schloßbau entzogen wurde, welcher statt seiner dem Cosander von Göthe übertragen ward. Er sollte nämlich den sogenanten Münzthurm am Schlosse bis auf 280′ erhöhen. Trotzdem er davon abgerathen hatte, da das Fundament die Last nicht tragen dürfte, mußte er sich dazu bequemen. Aber so vorsichtig er auch zu Werke ging, der Bau mißglückte und dies bewirkte, daß er seiner Stellung als Hofbaumeister entbunden war, welche

Digitized by Google

Göthe erhielt, und bloß die eines Hofbildhauers behielt. Er starb übrigens erst 1714, gerade als Peter der Große ihn nach Rußland berufen und mit einer Menge Aufträge beehrt hatte. Derselbe Arbeitsmann aber, welchen wir oben aus den norddeutschen Sagen citirten, berichtete auch noch als des Volkes Rede, daß vorn aus dem Mantel des Kurfürsten ein Paar Kinderköpfe herausguckten, sie habe der Künstler angebracht, weil der Kurfürst einmal bei der Erstürmung eines Dorfes mit eigner Hand zwei Kinder, die er in einer Wiege liegend fand, auf diese Weise in seinen Mantel gehüllt und gerettet habe. Ein scharfes Auge sieht freilich nur den Bausch des Kleides, wie es auch vergeblich beim hellsten Sonnenschein in die Tiefe des Wassers hinab schauen möchte, um die 4 Sklaven zu erblicken, die dort unten am Fuße des Brückenpfeilers sitzen sollen, auf welchem die Statue steht.*)

Von den Generalen des großen Kurfürsten hat keiner in Berlin ein öffentliches Denkmal gefunden, wie sie auch, so bedeutend sie waren, neben ihm in dem Hintergrund treten. Nur in der Marienkirche findet sich an dem Erbbegräbniß der Sparre das Bild des Feldmarschall Otto Christoph von Sparre, welcher 1656 die dreitägige Schlacht von Warschau zu Gunsten der vereinigten Brandenburger und Schweden entschied. Es ist in Marmor gehauen und ein Meisterwerk des berühmten Artus Quellinus aus Antwerpen. Vom alten Derflinger hat sich nur noch die Erinnerung bewahrt, daß das Haus, auf welches die breite Straße am Cölnischen Fischmarkt stößt, wo jetzt der Conditor d'Heureuse wohnt, das seinige war, wo auch Peter der Große bei seinem Aufenthalt in Berlin dann abstieg.

Die in der Zeit am nächsten drauf folgenden Statuen, sind die von Friedrich dem Großen und seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. errichteten Standbilder des alten Dessauer und der Helden der schlesischen Kriege, welche sich jetzt auf dem Wilhelmsplatze vor dem früheren Palast des Johaniter Heermeisters, dem jetzigen Palais des Prinzen Carl, zusammengefunden haben. Da steht neben dem Fürsten Leopold von Dessau, dem Gründer des Kriegsruhms der preußischen Infanterie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der bei Turin und Malplaquet die Preußen führte und noch als Greis sich die Lorbeern von Kesselsdorf pflückte, Schwerin, ohne den Mollwitz verloren gewesen wäre, und der bei Prag mit seiner Fahne fiel, da der alte Ziethen unser preußischer Husarenkönig, da Seydlitz, welcher die Franzosen bei Roßbach jagte, dem Friedrich auch den Sieg bei Zorndorf verdankte, da Keith, welcher bei Hochkirch fiel, und Winterfeld, von welchem der große König bei der Nachricht seines Todes sagte: „Gegen meine Feinde, da fände ich noch eine Wehr, doch einen Winterfelden nimmermehr."

Diese Denkmäler wurden noch im vorigen Jahrhundert errichtet, die dem Standbild des großen Kurfürsten entsprechende Reiterstatue des alten Fritz selbst gehört aber erst der Neuzeit an. Friedrich Wilhelm III. ließ noch wenige Tage vor seinem Tode am 1. Juni 1840 zu ihr den Grundstein am Anfang der Linden legen, unter seinem Sohne Friedrich Wilhelm IV. ward dies Meisterwerk Rauchs am 31. Mai 1851, dem Jahrestage des Regierungsantritt Friedrichs des Großen, enthüllt. Ein 25 Fuß hohes Postament, das, mit Bildwerken reich verziert, die Geschichte seines Lebens, seiner Zeit und Helden schildert, trägt die Statue, welche den alten Fritz, wie er im Volke fortlebt, mit Dreimaster und Krückstock — und doch jeder Zoll ein König, auch wenn der umgeworfene Hermelinmantel nicht daran erinnerte, — hoch zu Roß und gleichsam in der Mitte seines Volks von einem einfachen Spazierritte zurückkehrend darstellt.

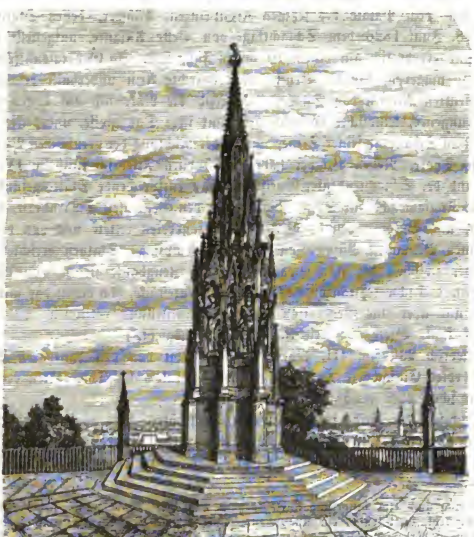
Der nächste Cyclus von Denkmälern ist der Erinnerung an die Freiheitskriege geweiht. Durch die Franzosen wurde zunächst zu einem Denkmal die Siegesgöttin auf dem Branden-

*) Diese Sage ist vielleicht daraus entstanden, daß die Bogen der Brücke unten mit Seegöttern und Najaden geziert sind, welche aber schon im vorigen Jahrhundert ruinirt waren.

Digitized by Google

burger Thore, welches noch Friedrich Wilhelm II. nach dem Muster der Propyläen in Athen hat errichten lassen. Jeder Preuße weiß von ihr zu erzählen, wie die Franzosen sie 1807 mitgenommen, das Thor seines Schmuckes beraubt dastand, bis preußische Bayonette und Vater Blücher sie im Triumph zurückführten.*) Das war die Zeit hehrer Begeisterung, wie sie sich noch in Körner's, Arndt's u. a. Liedern wiederspiegelt, wo Rückert sang:

Borussia! in diesem Augenblicke
Ist Deutschlands ganzes Aug' auf Dich gerichtet;
Denn nicht ist zwischen Dir und ihm vernichtet
Das alte Blutband, Deins ist sein Geschicke . . . . .
Jetzt gieb ein Beispiel Fallens oder Siegens,
Auf, und greif nach des Kriegsglücke dunklen Pfändern
Keck mit dem Wahlspruch: Gottes Hände wiegen's!



Das National-Krieger-Denkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin.

Und Vorwärts ging's mit Gott für König und Vaterland, und — Preußens Schaale stieg. Siegreich zurückgekehrt ließ Friedrich Wilhelm III. auf dem Kreuzberge vor dem hallischen Thore nach dem Entwurfe Schinkels allen Mitstreitern ein National-Denkmal errichten. Es ist dasselbe eine gußeiserne gothische, oben mit dem eisernen Kreuz geschmückte Spitzsäule, welche sich auf einem mit Steinplatten belegten Platze, zu dem 11 Stufen führen, bis zu

*) Bekannt ist die daran sich knüpfende Anekdote vom Turnvater Jahn, welcher einen Jungen am Brandenburger Thore fragte, was er sich dabei denke, wenn er das Thor leer sehe, und als dieser sagte „Nichts," mit einer Ohrfeige ihm deutlich machte, daß man dabei denken müsse, wie man die geraubte Siegesgöttin wiederhole.

Digitized by Google

einer Höhe von 61′ erhebt. An der Vorderseite steht die Inschrift: „der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte; den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.“ An den Seitennischen des Denkmals wird der 12 Hauptschlachten des Kampfes gedacht. — Am entgegengesetzten Ende der Stadt, am Königsthor, erinnert ein einfaches Kreuz an eins der ersten Opfer in diesem heiligen Kampfe, welches in Berlin fiel. Als nämlich Tettenborn mit den Russen 1813 das von den Franzosen unter Augerau noch besetzte Berlin durch einen Handstreich zu nehmen dachte, und Kosacken dieses Thor stürmten, fiel hier ein preußischer Offizier, der sich ihnen angeschlossen. „Alexander Freiherr von Blomberg,“ sagt die Inschrift, „geboren zu Iggenhausen den 31. Januar 1788, fiel als erstes Opfer im deutschen Freiheitskampfe am 20. Februar 1813.“ — Die Hauptdenkmäler dieser Zeit concentriren sich aber um die Königswache. Da steht ihr gegenüber, zwischen dem Opernhause und dem Palais des jetzigen Kronprinzen, Blücher, dessen Statue ein Werk Rauch's am 18. Juni 1826 dem Schlachttage von Belle-Alliance, aufgestellt wurde. Sie ist 13′ hoch und erhebt sich auf einem 10′ hohen Fußgestell. In Generalsuniform von einem Reitermantel so umgeben, daß die Brust und der rechte Arm unverhüllt erscheint, steht er da, in der gesenkten Rechten das Schwert, während die Linke sich auf den Fuß stützt, der auf ein zersprungenes, feindliches Geschütz gestemmt ist. Das greise, unbedeckte Haupt blickt nach Westen, dem Schauplatz seiner Siege, und in der Richtung der preußischen Victoria auf dem Brandenburger Thore. Neben Blücher haben 1855 durch Friedrich Wilhelm IV. der streuge, eiserne York und der Schlachtendenker Gneisenau eine entsprechende Stätte gefunden, während gegenüber, der Königswache zur Seite, schon früher den Generalen Scharnhorst, dem Schöpfer der Landwehr, und Bülow, welcher Berlin bei Großbeeren rettete und von dem Siege bei Dennewitz seinen Beinamen Bülow von Dennewitz empfing, Statuen errichtet waren. In der Nähe dieser zwischen der Königswache und dem Zeughause stehen, von einem eisernen Gitter umgeben, drei schwere französische Geschütze, Beutestücke, von denen das mittlere größere, trotzdem daß nur über eine Generation seit ihrer Aufstellung verflossen, das Volk naiver Weise für die faule Grete aus Friedrich's I. Zeit ausgiebt.*)

Daß Friedrich Wilhelm III. dem Gerechten selbst von den dankbaren Berlinern ein Denkmal in edler Einfachheit nach dem Entwurf Drake's im Thiergarten errichtet worden ist, haben wir schon oben erwähnt.**)

Hiermit schließt die Reihe jener classischen Denkmäler. Wie aber Friedrich Wilhelm III. noch lange den Segen des in jenen Kämpfen erworbenen Friedens mit seiner reichen Entwickelung in allen Zweigen der Cultur erlebte, ließ er in dankbarer Erinnerung an diese

*) Dabei mag auch eine historische Anekdote vom Bau der Königswache selbst erwähnt werden. Da, wo sie jetzt steht, hielt früher ein Knapphans seine Würste u. dergl. feil und fand bei der dort täglich stattfindenden Parole reichlichen Absatz. Inzwischen hatte sich auch ein Verhältniß zwischen ihm und König Friedrich Wilhelm III. angebahnt. Täglich, wenn der König früh morgens am Fenster seines gegenüberliegenden Palastes erschien, lüpfte unser Knapphans, welcher darauf gewartet hatte, seine Kappe und glaubte ein gnädiges Nicken seines königlichen Herrn wahrzunehmen. Als nun der Bau beginnen sollte, fürchtete er von seiner Stelle vertrieben zu werden und schrieb deshalb an den König. Weil er aber hörte, daß selbiger die Kürze liebe, faßte auch er sich kurz; seine Eingabe lautete: „Da Königswache gebaut wird, wo bleibt Knapphans?“ Ein gnädiger Bescheid war seine Antwort, der aber nur in seinem eigenen Briefe bestand, in welchem von des Königs Hand zwei Wörter geändert und umgestellt waren, so daß es hieß: „Wo Königswache gebaut wird, da bleibt Knapphans.“

**) Wie die Sage sich an hervorstechende Einzelnheiten heftet und der jüngern Generation anderseits Fr. W. III. schon ferner steht, hat eine Marmorader am Stiefelblatt des Königs, welche wie eine Flicke aussehen kann, die Sage erzeugt, der Künstler habe mit dieser Flicke die Sparsamkeit des hochseligen Herrn ausdrücken wollen. Von solchen Zufälligkeiten ist es oft abhängig, wie das Volk einen Character faßt! (Ein besonderer Aufsatz über Friedrich Wilhelm III. wird Näheres über das schöne Denkmal enthalten. Die Red.)

Digitized by Google

Wohlthat 1839 auf dem Belle-Alliance Platze den Grundstein legen zu der 22′ hohen granitenen Friedenssäule, welche oben eine Victoria ziert. Am 3. August 1843 bei dem feierlichen Begehen der 1000jährigen Jubelfeier der Selbstständigkeit des deutschen Reichs wurde sie unter Friedrich Wilhelm IV. enthüllt. — Was Friedrich Wilhelm's IV. Kunstsinn für Berlin gethan, ist zum Theil schon erwähnt, gehört aber hauptsächlich in den Bereich der Baudenkmäler Berlins, die einer eigenen Behandlung werth sind. Dennoch ist unter ihm noch manches Kunst-Denkmal projectirt worden, was erst jetzt, wie das Steins, zur Ausführung kommen wird. Auch für Schiller und Göthe wird schon die Stätte am Schauspielhause bereitet, Schinkel soll an der Bauschule seine Stelle finden, neben Beuth und Thaer, den Männern, denen preußische Industrie und Ackerbau so viel schuldet. Diese Beziehungen sind glücklich gewählt. Den Helden des Volks, welche mit ihrem Leben eintraten für des Vaterlandes Heil, deren Größe sich in ihrem Character zeigt, kann man überall Denkmäler errichten, sie gehören dem Volke recht eigentlich an und stehen überall an ihrem Platze; bei den Denkmälern anderer großer Männer ist, wenn sie nicht in Beziehung gebracht werden zu den Kreisen, wo sie wurzelten und mit denen sie stets verbunden bleiben, nur zu leicht zu befürchten, daß sie für kommende Geschlechter zu reinen Antiquitäten werden. Diese Bemerkung drängt sich unwillkürlich dem Beschauer auf, wenn er das Maaßvolle betrachtet, das bisher in Berlin in dieser Hinsicht gewaltet, das nur zu leicht bei dem Drange, allen großen Männern in dieser Weise seine Dankbarkeit zu erweisen, durch Ueberladung gestört werden könnte. Man braucht ja nur die Kirchhöfe Berlins zu durchwandern, namentlich den Dorotheenstädtischen und Invalidenkirchhof, welche Fülle von Namen tritt einem nicht da entgegen, die als Sterne erster Größe geglänzt haben in Kunst und Wissenschaften, in Frieden und Krieg mitgebaut haben an Preußens und Deutschlands Ruhm, — an Stoff zu Denkmälern fehlt es Preußens Hauptstadt wahrlich nicht: an ein öffentliches Denkmal macht man aber mit Recht den Anspruch, daß sich bei ihm das ganze Volk auch etwas denken könne und solle.

Möge dieser Aufsatz in etwas beitragen zur Kenntniß der Denkmäler, die Berlin hat und das preußisch deutsche Bewußtsein an ihnen immer mehr erstarken, daß die Enkel nie vor den Bildern der Heroen ihres Volks zu erröthen brauchen.*) —

*) Ein lokales Denkmal ist noch die 1855 den Keppe'schen Eheleuten, welche sich im vorigen Jahrhundert um die Armenpflege Berlins sehr verdient gemacht haben, vom Magistrat errichtete Säulenhalle mit einer Denktafel auf dem Keppenplatze in der alten Spandauer Vorstadt. An der Bank ist ferner links vom Eingange eine Bronzetafel zur Erinnerung an den am 18. März 1848 hier in seiner Pflicht gefallenen Wachtposten, den Grenadier Thiesen, aus dem Kr. Cochem, Regierungsbezirk Coblenz — das erste Opfer dieses Tages — auf Befehl Friedrich Wilhelms IV. angebracht worden.

Digitized by Google

Die Universität zu Berlin.

Der Tag von Jena hatte den preußischen Staat, diesen stolzen, kühnen Bau, den der Heldenmuth großer Fürsten, die Treue und der Muth vieler Geschlechter im Laufe mehrerer Jahrhunderte aufgerichtet hatten, niedergeschmettert; der Friede von Tilsit, der fast ein Jahr später nach blutiger, aber erfolgloser Gegenwehr geschlossen ward, besiegelte den Sturz der preußischen Monarchie. Theils mit dumpfer Gleichgültigkeit, theils mit grollender Verzweiflung sah man im Volke den jäh hereinbrechenden Katastrophen zu; gar Viele gaben alle Zukunft des Vaterlandes auf und wurden Lobredner der fremdländischen Herrschaft, nur wenige hatten sich den Muth der Hoffnung bewahrt. Aber worauf konnte sich diese Hoffnung gründen, da alle Keime nationalen Lebens vom Feinde mit erbarmungsloser Hand erstickt wurden? Freilich lag das Schwert Deutschlands zerbrochen zu den Füßen des Siegers, aber es gab noch andere Waffen, die den Wälschen unbekannt und unsichtbar tief im Busen der Nation verborgen waren. Es war das Schwert des Geistes, das geschwungen ward, um Muth und Kraft in den Gemüthern zu wecken; die ideale Macht unsrer Bildung, bisher dem nationalen Leben in hohe Ferne entrückt, war es, die jetzt die Gedanken der Freiheit und Unabhängigkeit, die Gefühle des Hasses und Abscheus wider Tyrannei und Fremdherrschaft mit aller Energie ergriff und den Massen einflößte. Aus dieser mächtigen, in ihrer Art neuen Bewegung der Geister ging auch der Gedanke der Gründung einer Universität zu Berlin hervor. So hängt diese Schöpfung mit der tiefsten Erniedrigung und zugleich mit der Wiedergeburt Preußens zusammen. Niemand hat diesen Zusammenhang sinniger und schlagender ausgedrückt, als der König Friedrich Wilhelm III. Als man nämlich in Halle erfuhr, daß zufolge des Tilsiter Friedens die Länder links der Elbe an Frankreich abgetreten waren, schlug der Professor Schmalz der Deputation des Universitäts-Conciliums vor, bei dem Könige in Memel darüber vorstellig zu werden, daß die Universität Halle nicht zum Gebiete Magdeburgs gehöre, sie sei eine allgemeine Landes-Universität des Königlichen Hauses; man wolle daher den König bitten, die Universität über die Elbe zu nehmen, wo kein Ort dafür schicklicher scheine, als Berlin. Dieser Vorschlag ward genehmigt. Die Professoren Schmalz und Froriep reisten ab, und am 10. August 1807 standen sie vor dem Monarchen und trugen ihre Bitte vor. Des Königs Antwort lautete:

„Das ist recht, das ist brav! Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat."

Während die Angelegenheit nicht ohne aufrichtigen Eifer, aber noch ohne einen in nächster Zeit zu erwartenden Erfolg betrieben ward, trat in der obersten Leitung des preußischen Unterrichtswesens eine wichtige, verheißungsvolle Aenderung ein. Stein mußte bekanntlich in Folge des französischen Einflusses im Jahre 1808 aus dem Ministerium treten; Graf Dohna erhielt das Ministerium des Innern, und Wilhelm von Humboldt, der bisherige preußische Gesandte in Rom, ward am 20. Februar 1809 in diesem Ministerium Director der Section für den Cultus und den öffentlichen Unterricht. Dieser Mann, den größten Geistern der Nation innerlich verwandt, „ein Staatsmann von perikleischer Hoheit des Sinnes", Philosoph, Dichter und gelehrter Forscher, war für solch eine Aufgabe geschaffen; nicht einen zweiten gab es, der ein solches Werk zum unsterblichen Ruhme unsres Volkes, wie er es vollbracht, hätte ausführen können. Mit der ganzen, ihm eigenen Entschiedenheit

Digitized by Google

des Willens, mit der Klarheit und Umsicht eines ächten Staatsmannes und dem tiefgegründeten, gediegenen Urtheil eines Gelehrten faßte er den Plan einer Universität auf; es konnte daher nur ein wissenschaftliches Institut im größten Style seinen Anschauungen und Absichten entsprechen. Mit treuer Hingebung und rastloser Anstrengung arbeitete er auf sein Ziel los, klug und entschieden wußte er alle großen und kleinen Hemmisse wegzuräumen, die oft genug seine Geduld und Seelenstärke auf die Probe stellen mochten. Im Sommer 1809 schreibt er: „Man muß auch am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort, und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von einer Seite ein lebendiges und nützliches Wirken übrig bliebe." Auf seinen Betrieb ward noch zu Ende des Sommers 1809 den vier Lehrern Wolf, Schleiermacher, Schmalz und Fichte die Erlaubniß ertheilt, im Palais des Prinzen Heinrich, das man wegen seiner Räumlichkeiten, wie seiner vortrefflichen Lage zum künftigen Universitätsgebäude ausersehen hatte, im nächsten Winter öffentliche Vorlesungen zu halten. Das war ein vorläufiger Beginn, dem erst ein Jahr später die wirkliche und förmliche Eröffnung der Universität folgte. Auf Grund einer Kabinetsordre ward eine Kommission „zur Einrichtung der Universität" niedergesetzt, die aus Uhden, Süvern und Schleiermacher bestand; auch andere sachkundige Männer wurden auf den Wunsch Humboldt's herangezogen.

Das „Heinrich'sche Palais" ward zu Hörsälen eingerichtet. Das Lectionsverzeichniß wies 58 Docenten auf, darunter die bewährtesten Lehrer, die glänzendsten Namen der deutschen Wissenschaft, unter ihnen Schleiermacher, Marheineke, de Wette, Savigny, Hufeland, Gräfe, Wolf, Böckh, Fichte, Heindorf, Klaproth und viele andere. Am 6. October 1810 begann die Immatriculation. Die Zahl der Studierenden belief sich im ersten Semester auf 256.

Am Mittwoch den 10. October 4 Uhr Nachmittags im Jahre 1810 versammelten sich auf Einladung des Rektors Schmalz die Dekane und mehrere Professoren zum ersten Male im Universitätsgebäude. Der Rector verpflichtete die Professoren durch Handschlag an Eidesstatt zum Gehorsam gegen den König und zur Treue im Beruf.

Die Vorlesungen sollten am 29. October ihren Anfang nehmen.*)

Ohne prunkende Aufzüge, ohne den Pomp ceremonieller Feierlichkeiten ward die Hochschule eröffnet. Als sie aber am 15. October 1860 ihr funfzigjähriges Jubiläum beging, durfte sie mit stolzem Hochgefühl auf die zurückgelegten Jahrzehnte zurückblicken. Obwohl die vorjüngste der deutschen Universitäten, hat sie schon in den ersten Decennien alle andern überragt an Glanz der wissenschaftlichen Namen, an universellem Geist der durch sie geförderten Studien und an großartiger, weitreichender Wirksamkeit.

Was sie aber einzig in ihrer Art und ewig denkwürdig macht, ist ihr national-politischer Ursprung. Ein Denkmal der Thatkraft und der Seelengröße unsrer Väter soll sie uns mahnen, rastlos an der geistigen und politischen Fortentwickelung des Vaterlandes zu arbeiten und dem Vaterlande zu dienen mit Treue und Selbstverleugnung! — Keine andere als eine wahrhaft patriotische Jugend darf sie in ihren Mauern erziehen.

*) Einzelne Anführungen in diesem Aufsatze sind dem Buche von R. Köpke, die Gründung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität, entnommen. Mit musterhafter Sorgfalt sind hier die einzelnen, dem Buche angehängten Urkunden benutzt worden zu einer Geschichte der Gründung und der beiden ersten Triennien, die im Detail viel Interessantes darbietet.

Digitized by Google

Der Herzog von Bernburg.

Vor Kurzem starb ein angesehener Arzt in Quedlinburg. Bei Gelegenheit seines Todes erinnerte man sich an seinem Wohnorte der im Folgenden erzählten merkwürdigen Begebenheit, die hier mit ihrem Zubehör erzählt wird, um einer Fälschung der deutschen Geschichte unserer Tage, wenn auch auf einem kleinen Punkte, vorzubeugen.

Der Doctor hatte besonders in früherer Zeit auch eine ansehnliche Praxis in der zwei Stündchen entfernten Nachbarstadt Ballenstedt, der zweiten Residenz des Landes Anhalt-Bernburg. Eines Tages befand er sich wieder in Ballenstedt. Nachdem er seine Kranken besucht hatte, saß er behaglich an der Mittagstafel im „großen Gasthofe," welcher ein herzogliches Gebäude ist und dicht neben dem herzoglichen Schlosse, nur wenig tiefer, liegt.

„Was gibt's Neues?" fragten die anwesenden Ballenstedter den Arzt aus der Nachbarstadt.

„Das fragt Ihr mich?" antwortete der Doctor und schenkte sein Glas voll. „Und Ihr lebt in Ballenstedt und wißt nicht, daß der Herzog eben heute einen Gemeinen zum Hauptmanne gemacht hat. Er ließ sein Taschentuch aus dem Fenster fallen. Die Wache brachte es ihm und: „Du bist Hauptmann!" rief der Herzog zum Danke ihm zu, weil er Aehnliches von Napoleon auf dem Schlachtfelde so eben gelesen hatte. Der Soldat ließ sich das schriftlich geben. Verächtlich zeigte er es dem Lieutenant, der ihn zu Rede setzen wollte, weil er seinen Posten verlassen hatte. Schon hat man zu Ehren des Offizierstandes den neuen Hauptmann pensionirt. Aber das Land wird ihm sein Jahrgeld zahlen müssen."

Die anwesenden Anhaltiner warfen sich bedeutsame Blicke zu und schwiegen. Unmöglich schien ihnen die Sache nicht. Nicht als ob schon etwas Aehnliches bei Hofe vorgefallen wäre. Aber die Soldaten, welche vor dem Herzoge auf dem Posten standen, bettelten denselben an, wenn er zum Fenster hinaussah. Auch war er so gutmüthig, daß Jeder, der wegen Holzdiebstahls zu Gefängnißstrafe verurtheilt war, auf seinen Spaziergängen in Ballenstedt's Wäldern ihm zu begegnen suchte, um das Begnadigungsrecht anrufen zu können. Wie der Herzog mit dessen Ausübung nicht kargte, so wußte er in seiner Gutmüthigkeit kaum einem seiner Unterthanen etwas abzuschlagen. Konnte daher die Geschichte von der Ernennung des Hauptmannes nicht wahr sein?

Sie war es nicht! Sie war eine Erfindung des Arztes.

Indessen wurde die Angelegenheit an der Wirthstafel nicht aufgeklärt. Die anwesenden Handelsreisenden ließen ihre Wägelchen anspannen, fuhren in's Preußische und Braunschweigische hinein und fingen noch denselben Tag an, die schnurrige Anekdote auszutragen und den Grund zu ihrer mündlichen Verbreitung durch ganz Deutschland zu legen.

Die anwesenden Landeskinder gingen gleichfalls ihres Weges. Sie zogen aber Erkundigungen ein, um so mehr, als sie die Pension des Hauptmanns hätten aufbringen müssen. So kam es, daß gegen fünf Uhr einige Männer im großen Gasthofe erschienen, welche den fremden Arzt verhaften sollten. Dieser aber hatte diesmal sehr früh anspannen lassen und befand sich um diese Zeit schon wieder in Quedlinburg.

Lange durfte der Arzt sich in Ballenstedt nicht blicken lassen. Endlich aber wurde die Geschichte vergessen und er setzte seine Praxis in Ballenstedt ungehindert bis zu seinem Tode fort.

Digitized by Google

Die Anekdote: „Du bist Hauptmann!" wurde allgemein geglaubt als ein charakteristisches Zeichen der deutschen Kleinstaaterei. Manchem Uebelgesinnten mochte es wohlthun, in dieser Art einen deutschen Fürsten als Nachahmer Napoleon's erniedrigt zu sehen. Aber sogar ein ehrenwerther und berühmter Schriftsteller erzählte die Geschichte, freilich nur mit Andeutung des Herzogs, wobei ein den Herzog portraitirender Holzschnitt die Scene versinnlichen sollte. Vermuthlich aus dieser Anekdote entstanden dann noch andere Anekdoten mit der unverkennbaren Tendenz der Verspottung der kleinen Regierungen. Alle diese Erfindungen erhielten gerade dadurch selbst in den conservativsten Kreisen Eingang, daß ihre Wahrheit verbürgt schien, weil niemals ein Widerspruch erfolgte. Daß sie schon deshalb nicht wahr sein konnten, weil die Regentschaft des Ländchens lange Zeit ausschließlich im Namen des Herzogs geführt wurde, bedachte man nicht. Das Sonderbarste und Beschämendste für uns Deutsche aber ist dabei, daß trotz, vielleicht gerade wegen dieser Anekdoten die jedenfalls durch Sparsamkeit ausgezeichnete Bernburgische Regierung sich einer bedeutenden Popularität erfreute. Freilich entging das Land 1848 der Revolution nicht. Die Worte des Liedes: „Sein Vaterland muß größer sein!" möchten allein die Ursachen derselben darlegen. Bei den eigenthümlichen Verhältnissen war sie, zumal nach dem Vorgange Preußens, nicht schwer herbeizuführen.

Wie man bei der Erbauung der kleinen Zweigbahn von Köthen nach Bernburg die Erfindung ausgebreitet hatte: „Eine Eisenbahn will ich haben, und wenn sie hundert Thaler kostet!" so wurde im Jahre 1848 nach der Schablone sogar das Wort erfunden und hier und da geglaubt: „Ich will auch eine Revolution haben! Republik! Republik!" Gerade umgekehrt ist auch dieser Fürst erst den Stürmen des Jahres 1848 erlegen, so daß erst nach denselben Veranstaltungen getroffen wurden, durch welche seine alleinige Unterschrift keine Geltung mehr hatte.

Von den Hauptorten der Bernburgischen Regierung (Ballenstedt, Alexisbad, Bernburg) lebt er seitdem entfernt in seinem großen Dorfe Hoym zwischen Halberstadt, Quedlinburg, Ballenstedt und Aschersleben. Unter der Obhut eines Arztes gebraucht er dort die Wassercur in der Ebene am Fuße der alten Anhaltburgen des Harzes, von welchem aus seine Verwandten, die alten Anhaltiner, die Mark Brandenburg gründeten und deutsche Sprache, deutsche Sitte und wahres, die Völker segnendes Christenthum mächtig vorschoben nach Norden und Osten. Seine Unterthanen erinnern sich nur noch seiner begnadigenden Unterschrift und seiner Güte.

Graf Hermann von Weimar.

Graf Hermann zu Weimar war 1342 zu Erfurt und hatte einen Tanz mit den reichen Frauen auf das Rathhaus gelegt und war fröhlich. Da ritt Landgraf Friedrich von Thüringen mit seiner Ritterschaft durch Erfurt, wie einem Fürsten zukam mit Pfeifen und Posaunen. Da lief Graf Hermann mit den Frauen an die Fenster und wollte den Herrn schauen, und rief zu dem Fenster heraus: „Sage, Friedrich, wo willst Du hin?" Da warf der Landgraf das Haupt auf und sprach: „Wahrlich, lebe ich noch eine kleine Zeit, so will ich machen, daß Du mich Herr nennst." Dieser kleine Zug veranschaulicht uns deutlich das Leben an den Höfen jener Zeit.

Digitized by Google

Die Bärensage von Bern.

Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

Im Jahre 1191 hatten die Uechtländischen Landesherren das Landvolk zum Aufruhr gegen ihren Fürsten, Herzog Berchthold den Fünften von Zäringen, verführt, also daß alles oberländische Uechtland zum Ungehorsam bewegt ward. So zog denn Herzog Berchthold mit seiner Macht hinauf und schlug mit ihnen am stillen Freitag den 12. April 1191 und machte sie gehorsam. Wie er aber täglich das auffässige Wesen gespürt, beschloß er, eine Stadt im Uechtlande zu bauen, und da er allenthalben sein Land mit Jagen oft durchwandelte, fragte er seinen Jägermeister, wo ihm am besten scheine eine Stadt zu bauen, damit er das Land meistern könne. Der Jägermeister gab ihm zur Antwort, er wüßte keine bessere Gelegenheit, als bei seiner Veste Nideggk den Wald, der „im Sack" heißt und an die Aar stößt, auszureuten und allda eine Stadt zu bauen. Dorthin auf eine Grenze an die Aar gestellt, werde die Stadt gar wohl zur Beschirmung zweier Lande dienen.

Auf diesen Rath ist der Herzog mit dem Jägermeister in einen Wald geritten und nahmen Jagdhunde mit, ob sie von ungefähr in dem Wald Wildbrät fänden. So fanden sie im Holze einen Bären, den hetzten sie und fingen ihn. Das hielt der Herzog für ein gutes Zeichen und gefiel ihm die Gelegenheit gar wohl, denn er fand die Hofstätte wehrlich und wohl gelegen, zumal weil der Hals und der Eingang schmaler als der Stadtplatz war und zu dreien Seiten auf einer Höhe lag. Also beschloß er, die Stadt zu bauen und wegen des Fanges Bern zu nennen.

Alsbald ließ er den Wald, der eitel Eichen hatte, niederfällen und das Holz alles zum Bau der Stadt zimmern, und war der Zimmerleute Sprüchwort:

Holz, laß dich hauen gern!
Die Stadt wird heißen Bern.

Das Berner Wappen ward schnell mit drei Strichen bereitet. Zwei sind roth, das Mittel gelb, darin steht unverblichen der Bär gar schwarz gemalt, er ist schwärzer denn eine Kohle, aber roth sind ihm die Klauen, damit soll er Preis und Ehre erjagen. Denn Bern ward unter den Städten ein Haupt und eine Krone. Bern war ein Saal und ein Spiegel der Helden ohne Wanken. Männiglich soll diese Stadt loben und alles Deutschland sie preisen, die Jungen und die Alten.*)

*) Wegen dieser Sage werden auch in Bern noch vier Bären im Bärengraben gehalten. Als 1798 die französischen Truppen als Sieger in Bern eingezogen waren, schlachteten die Franzosen die Bären und verwandten das für deren Unterhalt bestimmte Geld zu ihrem eigenen Nutzen. Aber frühestens im Jahre 1815 hinterließ eine alte Bernerin ein Testament, welches vier Bären zu ihren lachenden Erben einsetzte. Die überaus reich bedachten Bären wurden also wieder in den Bärengraben gebracht. Im März 1861 fiel ein vornehmer Engländer in den Bärengraben und wurde von einem Bären getödtet. Bei Gelegenheit dieser letzteren Zeitungsnachricht erzählte der frühere preußische Gouverneur von Neuenburg, der Freund Heinrichs von Kleist und berühmte Schwimmer, den wir schon früher als geistreichen Beobachter der Thierwelt zu bewundern Gelegenheit hatten, die Geschichte der von der Stadt Bern gehaltenen Bären. Er hatte Gelegenheit gehabt, die ungemeine Gewandtheit eines der Bären zu bewundern, welcher, um ein Stück Semmel zu erlangen, sich zuerst um sich selbst drehte, dann aber, als er hierdurch nicht mehr zum Ziele kam, alle Viere in die Luft streckte und endlich die Vorder- und Hintertatzen zusammenrollte. Die Bären hatten auch ein Behälter an der Mauer. Der berühmte Schwimmer wurde auf einem für die Wärter bestimmten Gange in dieses Gemach geführt, während der Eingang von der Bärengrube aus geschlossen war. Sobald die Bären die Anwesenheit eines Menschen in ihrem Gemache witterten, eilten sie heran und kannten nun besonders schön beobachtet werden, indem sie sich an dem Gitter ihres Gemaches aufrichteten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Aachen die Kaiserstadt.

Digitized by Google

Aachen, die Kaiserstadt.

Von Max Jähns.

„Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben."

Schiller.

I.

Die politische Strömung hat abermals ein Losungswort an die Oberfläche der Zeit gehoben, das seit einem Jahrtausend stets von Neuem das Herz Europas erschütterte.

Es ist des Deutschen unwürdig, auch nur zu antworten auf die bodenlosen Ansprüche aufgeregter Franzosen und ihrer übelwollenden oder unwissenden Zeitungsschreiber; denn die Volksangehörigkeit der linksrheinischen Länder deutscher Zunge ist über jedem Zweifel erhaben; wohl aber wird es grade diesen Anmaßungen gegenüber die schöne Pflicht öffentlicher Stimmen, sich jenen Landen reger zuzuwenden, ihre Eigenthümlichkeiten klar und ruhig zu besprechen, mit inniger Liebe sich ihres Besitzes zu erfreuen, und die heiligen Bande der Geschichte, die uns mit ihnen verbinden, durch freudige Erinnerung von neuem fest und fester zu knüpfen. — Für solche Bestrebungen sind die vorliegenden Blätter der geeignetste Boden; ihr Zweck aber wird sicherlich weniger leicht durch Kritik und Polemik, als durch treue Lokalschilderungen erreicht, und eine solche ist diesmal unsere Absicht.

Wenn wir von Land und Volk, vom Vaterlande reden, so verdient gewiß diejenige Stadt hervorragende Besprechung, welche lange Jahrhunderte hindurch die Metropole deutscher Macht und Herrlichkeit gewesen, und deßhalb ersuchen wir den geneigten Leser, einen Gang durch Aachen mit uns zu machen. Wir führen ihn in das Stufenland zwischen Maas und Roër, wo die nördlichen Ausläufer des Hohen-Veen den Uebergang zum flachen Lande bilden und die Sprachscheide zwischen mitteldeutscher und niederdeutscher Mundart beginnt.

Hier besteigen wir einen langgestreckten, lindenumrauschten und tannengekrönten Berg, den wir erwählen, um die herrliche Rundschau zu genießen, welche sein Gipfel gewährt. — Sanftansteigende, zum Theil dicht bewaldete Höhen, Ausläufer der Eifel und der Ardennen, umschließen von allen Seiten ein fruchtbares, prächtig bebautes Thal; wie ein Teppich breitet es sich aus, und in seiner Mitte, hart herantretend bis an den Südfuß des Lousberg, erhebt sich der „Königliche Stuhl, des heiligen Römischen Reiches Kaiserliche freye Haupt- Kron- und Kurstadt Aachen." — Aus der Menge der Dächer, Giebel und kleinen Thürme ragen dicht hintereinander in großen Massen Dom und Rathhaus hervor. Ihre scharf charakteristische Form ist das eigentliche Wahrzeichen der Stadt, und sie selbst erscheinen als historischer Kern der reichen, lebenentfaltenden Landschaft. — Aber neben diesen Herolden der Vergangenheit streben obeliskenschlanke, dampfende Essen empor und reden verständlich von der rüstig schaffenden Gegenwart. — Die von drei Bächen durchflossene Stadt liegt unter 50° 4′ n. Br. und 23° 25′ öst. Lg., zählt zwanzig Kirchen, über 3000 Wohnhäuser und 77 Straßen. — Ueber sie hinaus nach Süden hebt sich das Erdreich, und Aachen geht ununterscheidbar in die Schwesterstadt Burtscheidt über, hinter deren hochragen-

Digitized by Google

der Abtei sanfte Waldrücken das frische Bild umschließen. — Nach Norden aber dehnt sich, ganz allmälig steigend, ein herrliches Gelände aus. Ueber die wogenden Saaten, die Teiche und Landhäuser der „Soers" eilt der Blick zu den fernen Wellenlinien des Horizontes, und auch dort verkündet leise ziehender Rauch den thätigen Gewerbfleiß jener kohlenreichen Gegend. — Fast all das Land, so weit die Augen reichen, war einst das Eigenthum der freien Kronstadt. Der Bürger sah mit stolzem Blick über diese Flur; schon die Luft seiner Bannmeile machte selbst die Reichsgeächteten frei, und freudigen Herzens sprang der Verfolgte über den „Landgraben" und betrat sein Asyl: „das Reich von Aachen."

Und es ist wahrlich eine reiche Flur! — Die stürmischen Winde brechen ihre Kraft an den schützenden Höhen; reichlich strömt der Regen; bei einer mittleren Jahrestemperatur von 10° Celsius entfaltet die wildwuchernde Flora auf dem nährenden Erdreich gegen tausend verschiedene Blüthenpflanzen; weithin ist die Kultur des Bodens berühmt, und wenn auch seit dem 16. Jahrhundert der Weinbau in diesem Thal erloschen, so erzeugt es doch noch jetzt eine Fülle der üppigsten Gartengewächse, und Weizen und Roggen tragen das Zwanzigfache der Aussaat. — Noch reicher aber sprudelt der unmittelbare Segen aus dem mütterlichen Schooß der Erde. — An den Abhängen der Hügel, welche das Thalbecken erfüllen, entspringen in mehren Gruppen heiße Schwefelquellen, und diese wohlthätigen Wasser sind es, welche den Baum von Aachens Größe befruchteten.

Als die Eburonen, die seit grauer Vorzeit in diesen Landen hausten, sich vergebens an die Spitze der germanischen Belgier gestellt, vergebens dem unwiderstehlichen Andrang des großen Cäsar Trotz geboten, da zog römische Sitte und Bildung in die bewaldeten Thäler, und der feine Sinn der Eroberer freute sich der köstlichen Thermen. — Dicht an den Bädern, von denen uns nur wenige Reste geblieben, bauten sie dem keltischen, granischen Apollo den Genesungstempel, und fünfhundert Jahre lang blieb Aquisgranum in den Händen der Römer. — Dann regten sich allmälig die Wogen der Völkerwanderung. Vor ihrer Brandung zerbarst der Damm der antiken Kultur; die Sturmfluth der Deutschen stieg über den Rhein zurück, und in Germania inferior schlugen die Ripuarischen Franken ihren Wohnsitz auf. Zwei Jahrhunderte lang huldigten sie dem Königsgeschlecht der Merovinger, und das Christenthum war weit verbreitet, als der Herzog von Heristal den Grund zur weltgeschichtlichen Macht der Karolinger legte. — Dies Fürstenhaus war im Lande geboren, und schon Pipin der Kurze hing mit Liebe an der königlichen Pfalz, die man vom uralten, wasserbedeutenden Worte „aha" nach ihren Quellen Ach, Aachen, Aich oder Aaken nannte. An die Gestalt seines Sohnes aber knüpfen sich pro urbe et orbe jene großartigen Erinnerungen, welche Deutsche und Franzosen mit gleichem poetischen Zauber verklärten. Nach dem Münster, der Lieblingsschöpfung des großen Kaisers, heißt „das andere Rom" Aix-la-Chapelle. —

So begann die erste Jugend der Stadt. Jetzt hat sie unter dem Zepter der Hohenzollern eine zweite angetreten; aber der Ort, an dem wir stehen, trägt ein Denkmal ihrer Altersschwäche, ihres Falles, und ruft trübe Erinnerungen empor. Den Gipfel des Lousberges, achthundert Fuß über dem Meeresspiegel, fast dreihundert über dem Boden der Stadt, bezeichnet nämlich ein Obelisk, der als Triangularnetzpunkt dient. Er stammt aus jener Zeit, wo Aachen aufgehört hatte, deutsch zu sein und 1801 durch den trostlosen Frieden von Luneville zur Präfekturalstadt des „Departement de la Roër" herabgesunken war. Die Inschrift lautete:

A Napoléon le Grand
premier Empereur des Français
et Roi d'Italie.

Jetzt zeigt die Pyramide den heraldischen Adler von Preußen.

Digitized by Google

Einen tiefergelegenen Absatz des Berges schmückt ein prächtiges dreistöckiges Belvedere mit Säulenportikus und stattlicher Kuppel, wie es die elegante Badesaison begehrt. Das moderne Gebäude hat ein sonderbares Gegenstück an der benachbarten, nur durch eine Wegschlucht getrennten Salvatorkapelle, die einst mit einem Kloster der Benedictinernonnen verbunden war, und die so uralt ehrwürdig ist, daß Ludwig der Deutsche sie schon um das Jahr 870 in baufälligem Zustande fand. Aber sie steht noch heut, und wenn sie auch im Mittelalter oft bis zur Räuberhöhle entwürdigt war — das Volk wallfahrtet nach einem Jahrtausend noch in jeder Fastenzeit andächtig hinauf. — Wie mag es wohl in zehn Jahrhunderten mit dem Belvedere stehn? —

Noch einen Blick werfen wir auf das „imperium aquense" oder wie der Niederdeutsche sagt „t'Kijk van Aken"; dann verlassen wir den Berg. Wir folgen jener Schlucht, und kaum sind wir niedersteigend an ihrem Ausgang angelangt, so tritt, 20 Schritt vor uns, aus der Umwallung der Stadt ein mächtiger Rondelthurm vor. Karthaunenkugeln haften in seinem Mauerwerk; über den Rest der Zinnen weht luftiges Gebüsch, und Epheu hält ihn mit grünen Klammern freundlich zusammen. Wir stehen vor einer der schönsten Ruinen jener großartigen Befestigungsanlagen, die noch jetzt, obgleich die bedürftige Nachwelt sie arg zerstört hat, an die Blüthezeit von Aachen mahnen.

In Karls des Großen Tagen, wie in denen seiner nächsten Folger war Aachen als villa regia unbefestigt geblieben. Es lag nicht an der Hauptstraße, und noch Widukind, der Otto I. Krönung beschreibt, nennt die Kronstadt einen „Jülich benachbarten Ort". Erst Friedrich Barbarossa, der in dem parteiisch zerrissenen Deutschland dem Hause Hohenstaufen dauernde Herrschergewalt erobern wollte, war bedacht, die Stätte der Krönung, den Aufbewahrungsort der Reichskleinodien, den „Königlichen Stuhl diesseits der Alpen" seinem Stamme zu sichern. — Er begnadigte die Stadt mit herrlichen Privilegien, und die Bürger gelobten ihm eidlich, sie zu befestigen. Es geschah; und wenn die Umwallung auch weder dem Könige Philipp von Schwaben noch Friedrich II. den Herrschersitz dauernd erhalten konnte, so strahlt doch die treue Anhänglichkeit der Bürgerschaft als leuchtender Stern in der erinnerungsreichen Geschichte der Hohenstaufen. Denn als Friedrich II. in den Bann gethan und Wilhelm von Holland, der Gegenkaiser, die Stadt mit großer Heeresmacht einschloß, leistete sie voll höchster Aufopferung den äußersten Widerstand, und ergab sich erst, als fast nach einem Jahre Hungersnoth und Elend zum Gipfel gestiegen und Deicharbeiten friesischer Krieger eine fürchterliche Ueberschwemmung in allen Straßen erzeugt.

Bald wurde die bisherige Umfassung zu eng. Ausgedehntere Erdaufwürfe und Pallisadenreihen gewährten nur kargen Schutz, und so entstand das Bedürfniß der gewaltigen Anlagen, die Ritter Chorus in den Tagen des Glanzes begründete und vor deren Trümmern wir stehn. — Jetzt sind die Gräben zugeworfen und wie die Wälle in Promenaden verwandelt, auf denen hochstämmige Linden und weithinschattende Kastanien freundliche Hallen bilden. Wir treten hinein und brauchen nicht weit zu wandeln, so stehn wir vor dem finsteren doppelten „Pontthor", dessen dunkelgraue Mauermasse mit Machiculis und Fallgattern einen trotzig drohenden Eindruck macht.

Von dieser Seite, wo der nahe Höhenzug die Kaiserstadt beherrscht, erlitt sie die häufigsten Angriffe. Von hier aus bedrohte sie der alte Spinola im Jülich'schen Erbfolgekriege. Lange Zeit schon lagen die Religionsparteien in heftigem, ja blutigem Kampfe. Fabrikanten aus Frankreich und Flandern hatten die Lehre Calvins verbreitet, und bald hatten die Altgläubigen, bald die Protestanten die Oberhand. Indeß war dieser Kämpfe wegen Aachen in die Acht erklärt; die Herzoge von Limburg und Jülich hatten sie befehdet; die Reformirten aber saßen am Ruder, besetzten den Magistrat und hatten brandenburgische Hülfe empfangen. — Da zogen die Spanier mit gewaltiger Macht heran; furchtbarer Schrecken durchlief

Digitized by Google

die Stadt, und die brandenburgische Besatzung wurde von der geängsteten Bürgerschaft genöthigt, abzuziehn. So rückte denn der verwundete Obrist von Pottlitz mit allen kriegerischen Ehren aus der Stadt, und die Spanier errichteten eine neue katholische Regierung. Die Acht wurde aufgehoben; aber sechszehnhundert der tüchtigsten Bürger zogen von Heimath und Herd in die Fremde. — Von derselben Seite wurde Aachen durch den Marquis de Grana im dreißigjährigen Kriege belagert. Auf dem Salvatorsberge bei der Kapelle standen die Batterien, und ihre Feuerkugeln zwangen die Stadt nach rüstiger Gegenwehr zur Uebergabe. — Mit mehr Erfolg ward kurz vor dem Frieden von Nimwegen der Angriff des Münsterischen Generals von Wedell zurückgewiesen.

Wenn wir der Stadtmauer folgen, so begegnen wir zunächst wieder einem hohen aus gewaltigen Steinen aufgemauerten Thurm, der einen Hügel krönt und jetzt als Pulvermagazin der Garnison dient. — In seiner Nähe befindet sich ein unansehnlicher Eingang in der Umfassung der Stadt. Es ist das „Königsthor". Hier trat die alte Römerstraße von Coriovallum in die Stadt; durch diese Pforte, durch diese ärmliche, unfreundliche Gasse, die wir nur zögernd betreten, zogen einst die deutschen Könige mit feierlicher Pracht zu ihrem Krönungssitz. Hier wechselten sie die Pferde; denn dem Wächter dieses Thores verfiel nach altem Herkommen das Roß, das den Herrscher bis dahin getragen. Hier in diesen hügeligen, schmalen und winkeligen Gassen umdrängten die jubelnden Bürger den kaiserlichen Zug. — Da kam zuerst die adelige Reiterei, dann die Geistlichkeit mit den Reliquien Karls des Großen, dann die Herzoge und Kurfürsten, von denen der Erzmarschall das bloße Reichsschwert trug, und endlich der König im goldenen Gewande auf weißem Pferde, rechts und links die Erzbischöfe von Mainz und Köln. Daran schloß sich dann ein ungeheures, oft stundenlanges Gefolge von Gesandten, Edelleuten und Leibgarden, und so lange der Einzug währte, warfen drei Ritter unaufhörlich Geld in die wogenden Massen des Volkes.

Links in die Königstraße mündet der baumbepflanzte „Tempelgraben", der früher eine Besitzung der deutschen Ordensritter war. Jetzt erheben sich an ihm die Gebäude des Düsseldorf-Mastrichter Bahnhofs, die nicht ohne Aufwand, aber leider in einem etwas zwitterhaft altdeutschen Styl gehalten sind, wie er überall da entstehn muß, wo man nicht mit dem Geist, sondern nur mit den conventionellen Formen einer ausgeprägten Bauart an moderne Bedürfnisse herantritt.

Rechts schließt sich der „Karlsgraben" an, wo die noch jetzt bestehende ehrenfeste Gesellschaft der Karlsschützen einst ihr Scheibenschießen hielt.

In diesem nordwestlichen Theil der Stadt ist der eigentliche und ursprüngliche Sitz der Tuchfabrikation, welche von ältesten Zeiten her zu Aachen blüht und seit fast achthundert Jahren die ergiebigste Quelle seines Wohlstandes ist. — Wie von den orientalischen und altrömischen Palästen eine große Zahl von Handwerkern jeder Gattung abhing, so wurde auch die Hofhaltung der Fränkischen Könige von den umwohnenden Leibeigenen versorgt. — Die reichen Vertheilungen von Gewändern, welche die Sitte der Zeit erheischten, gaben den Tuchmachern einen besonderen Vorsprung. — Später erhielt die reichsstädtische Regierung den guten Ruf der Manufacturen durch Tuchschauen und Tuchproben, und die großen Aachener Weber, die den Titel: mercatores regii führten, waren mit werthvollen Freiheiten ausgestattet. — Das hat sie denn reich, mächtig und natürlich auch übermüthig und hoffärthig gemacht, so daß schon im 12. Jahrhundert eine höchst originelle Volksdemonstration gegen sie losbrach. — Ein Bauer im benachbarten Cornelimünster, wo ebenfalls die Tuchweberei blüht, baute nämlich ein auf Rädern bewegliches Schiffchen und nöthigte mit seinen Gesinnungsgenossen die Weber seiner Vaterstadt, dies Sinnbild nach Aachen zu ziehn. — Hier empfing sie eine ungeheure Volksmasse; die reichen Königlichen Kaufleute wurden ergriffen, und die Gewalt der Masse nöthigte sie, sich vor das Schiff zu spannen und bis

Digitized by Google

Mastricht mit ihm fortzutraben. Hier versah man es mit Mast und Segel, und trotz der Abmahnung des Bischofs mußten es die Tuchmacher nach St. Truyden fahren, wo es auf den Markt gestellt ward, während man die Kaufherrn zwang, es Tag und Nacht ehrerbietig zu bewachen. — Als aber diese sonderbare Ausschweifung zu einer Reihe wüster nächtlicher Orgien führte, in denen Weiber die Hauptrolle spielten, verbot der Herzog zu Löwen die Einführung des Schiffs in sein Gebiet; setzte seinen Willen aber erst in Folge eines höchst blutigen Gefechtes durch. — Dergleichen kommt nun freilich nicht mehr vor; aber an Arbeiteraufständen hat es auch in diesem Jahrhundert nicht gefehlt.

Fast alle Kaiser beeiferten sich, das hervorragende Gewerbe ihrer Kronstadt zu begünstigen. Karl IV. ertheilte den Aachener Tuchmachern zollfreien Handel durch ganz Deutschland und allenthalben Königsfrieden, und in Folge solcher Begünstigungen besaßen sie im 14. Jahrhundert zu Venedig und Antwerpen große Lagerhäuser; ja in letzterer Stadt hieß ein ganzes Quartier „das Haus von Aachen."

Unter so glücklichen Auspizien erhielt sich die Manufactur im Wechsel stürmischer Zeiten. Burgund und Frankreich begnadigten sie; ja noch Louis XV. befreite ihre Geschäftsträger vom droit d'aubaine.

Während des vorigen Jahrhunderts stand besonders die berühmte Clermond'sche Fabrik in hoher Blüthe, bei welcher Peter der Große, von Holland heimkehrend, seine Garde einkleidete. Gegenwärtig nehmen wohl die Anstalten des Herrn Bischof und des päpstlichen Grafen von Nelleſſen die vorzüglichsten Stellen ein. Es bestehn 51 Fabriken mit 2324 Stühlen. Den Hauptabsatz findet das Fabrikat in Amerika, und schon seit langer Zeit hat die Aachener Waare auf dem Markte von New-York die englische verdrängt.

Lebhafte Thätigkeit entwickelt neben der Tuchfabrikation die Maschinenspinnerei, die meist durch Dampf und Wasser bewegt wird und 30 Anstalten zählt. Weniger bedeutend erscheint die Seide- und Sammet-Fabrikation; denn da bei diesen Artikeln noch immer die eigentliche Handarbeit der der Maschinen vorzuziehen ist, so beschäftigen sich vorzüglich die Weber des flachen Landes damit.

Indem wir den Karlsgraben verlassen, betreten wir die St. Jakobsstraße, die schon der alten innern Stadt angehört. Da, wo ihre Verlängerung die äußere Mauer schneidet, erhob sich einst in der Nähe der unansehnlichen Jakobskirche auf einem Hügel die feste Reichsburg Berinstein. Barbarossa legte sie an; später kam sie an die Herzoge Jülichs, dann an den deutschen Orden und endlich an die Kronstadt. Jetzt ist jede Spur von ihr verschwunden. Kaum anderthalb Stunden von hier ist die holländische Grenze. Der nächste Ort ist Vaels, wohin Jahrhunderte lang die nicht katholischen Bürger Aachens genöthigt waren, zur Kirche zu gehen.

In der Jakobsstraße entstand im Mai 1556 eine entsetzliche Feuersbrunst, das gewaltigste Unglück, das Aachen in den letzten Jahrhunderten betroffen. Im Laufe von wenigen Stunden lag die halbe Stadt in Asche. Fast 5000 Häuser wurden von den Flammen verzehrt. Die Bibliothek, das Archiv, die Dächer des Rathhauses und des Münsters — Alles wurde zerstört, und die Lage der Abgebrannten war lange Zeit verzweiflungsvoll, obgleich Lüttich, Mastricht und Köln mit werkthätiger Hülfe zur Hand waren.

Die meisten Häuser in der Jakobsstraße wie des größten Theiles der Altstadt stammen aus den Jahren kurz nach dem furchtbaren Brande; sie sind unansehnlich und stehen meist mit der schmalen Giebelfront nach der Straße. Stattlicher tritt das Gebäude der Königlichen Ober-Post-Direktion hervor, das in unserer Zeit gut umgebaut worden. — Gegenüber erhebt sich die Kirche St. Paul. Sie gehörte früher den Prediger-Mönchen. Von Außen ist sie unschön; aber das gothische Innere mit den drei gleich hohen Schiffen empfiehlt sich durch die Leichtigkeit und Eleganz der Wölbung.

Digitized by Google

Unmittelbar neben der Post steht das ehemalige adelige Kloster der Weißen Frauen, welches jetzt die geistliche Schwesterschaft vom armen Kinde Jesu inne hat. — Die Conventualen — etwa neunzig an der Zahl — beschäftigen sich mit dem Elementar-Unterricht weiblicher Jugend. Außer diesem Kloster bestehn noch fünf geistliche Schwesterschaften: Christenserinen, Franziskanerinen, barmherzige Schwestern, Elisabethanerinen und die Schwestern vom guten Hirten. Im ganzen giebt es etwa 250 Nonnen. Die Zahl männlicher Conventualen ist viel geringer. Sie machen keine vierzig Seelen aus, von denen die Hälfte Alexianer, die Hälfte Jesuiten sind. Letztere haben ihr Kloster mit einer kleinen Kirche auf dem „Driesch". — All diese Orden verfolgen milde praktische Zwecke und widmen sich vorzugsweise der Armen- und Kranken-Pflege.

Höchst anmuthig ist die Kapelle „zum Kinde Jesu", und es bringt eine schöne Wirkung hervor, wenn man an einem warmen Sommerabend aus dem lauten Gewühl der Gasse plötzlich in ihren stillen und kühlen Frieden tritt. In getragenen Tönen schallt der Gesang der Hora, und neben leise bebenden, durchsichtigen Sopranen hört man oft Altstimmen von seltener Größe und Fülle. Es herrscht in dem architectonisch einfachen Inneren liebenswürdige Sauberkeit und Grazie, und man könnte errathen: über dem Ganzen liege der holde Einfluß weiblicher Hände. — Die ewige Lampe, welche vor dem Altar Tag und Nacht träumerisch leuchtet, erzählt von einem der bedeutsamsten Ereignisse der Aachener Geschichte.

Es war unter der Regierung Rudolfs von Habsburg, als der mächtige und streitbare Nachbar der Reichsstadt, Graf Wilhelm von Jülich, in Fehde mit dem Erzstift Cöln lag. — Schon lange auf Aachen ergrimmt, weil ihm die Schutzvoigtei, auf die er Ansprüche zu haben glaubte, vorenthalten wurde, beschloß er endlich, die Stadt mit einem kühnen Schlag zu überwältigen. Es fehlte ihm nicht an Anhang in der Bürgerschaft, und eine ansehnliche, über das Regiment unzufriedene Partei versprach, ihm mit Gut und Blut zuzufallen, sobald er in der Stadt erscheinen würde.

So langte Wilhelm denn an einem dunklen Märzabend vor dem Kölner Thore an. Die Verschworenen, welche hier die Wache hatten, öffneten es, und ein reisiger Zug von 500 Rittern und Knechten, den Grafen mit seinen drei Söhnen an der Spitze, ritt rasch und schweigsam bis auf den Markt. Hier plötzlich erhob die Schaar, im Vertrauen auf die zugesagte Unterstützung, lautrufend das Feldgeschrei: „Julia, Julia nostra domina!" Aber es wurde nicht erwidert. — War es Feigheit? War es Verrath? Kurz, die erwartete Hülfe blieb aus. Indessen hatten die Bürger jeden Zugang zum Markt verrammelt, hatten die Zwischenwände ihrer Häuser durchschlagen, sich gesammelt, und nun brachen sie massenhaft hervor. Ein fürchterliches nächtliches Blutbad begann; die Sturmglocken heulten und die Gassen hallten vom Wuthgeschrei und vom Stöhnen der Sterbenden. Endlich sah der Graf nur noch Heil in der Flucht. Er sprengte mit seinen Söhnen in die Jacobsstraße; schon schien er freie Bahn zu haben, da fiel „an den weißen Frauen" ein riesiger Schmied seinem Rosse in die Zügel und schlug den schwergerüsteten Herrn mit einem einzigen Hammerschlag zu Boden. Seine Söhne fielen mit ihm, und von den 500 Reitern kam auch nicht einer mit dem Leben davon. —

Wir wollen — weniger hastig als der unglückliche Graf — den umgekehrten Weg einschlagen und gelangen so auf den Markt, der auf dem höchsten Hügel in der Mitte der Stadt ein von ansehnlichen Häusern umgebenes Dreieck bildet. — Wir stehn auf einem allen Deutschen heiligen Boden; denn an der Südseite des Marktes erhebt sich das Rathhaus, der Rest der alten kaiserlichen Pfalz, die noch im 13. Jahrhundert so herrlich erschien, daß der Dichter des jüngeren Titurel die Burg von Monsalwatsch nicht höher zu preisen weiß, als mit dem Ausruf: Gein rom, gein ache den verten wart nie den geliche!

Selbst Rom, selbst Aachen, die werthen, waren ihr nicht gleich!

Digitized by Google

Jetzt ist die alte Herrlichkeit längst dahin; aber noch immer macht das Gebäude, das die erhabene Stelle einnimmt und noch manche Trümmer der ältesten Pracht umschließt, einen würdevollen Eindruck.

Mächtige Quadern bilden die breite und massige Façade, welche engstehende schlanke viereckige Fenster durchbrechen und ein steiles Dach altertümlich krönt. — An den Seiten wird diese 175′ lange Front von jenen sonderbaren Thürmen eingerahmt, deren charakteristische Form wir schon vom Lousberg aus bewundert. — Im Osten erhebt sich der viereckige Granusthurm. Die Sage läßt ihn auf den Fundamenten eines Tempels ruhn, den die Römer dem Granischen Apoll gebaut. Der Thurm selbst stammt aus der Hohenstaufenzeit und ward als sogenannter „Berchfriet" von den Guelfen errichtet, um die ghibellinische Bürgerschaft im Zaum zu halten. König Richard schenkte ihn der Stadt, und da im Mittelalter der Glaube herrschte, Granus, ein Bruder Nero's, habe die Thermen entdeckt und Aachen gegründet, so mag damals der Thurm seinen Namen erhalten haben. Das sonderbare, vielförmig gebogene Spitzdach ist ebenso wie das des Westthurms nach dem großen Brande 1566 vom Stadtzimmermeister Kraus erbaut. Dieser Westthurm, in dem eine Wendeltreppe liegt und der jetzt Uhr und Glocken enthält, gehört zu den karolingischen Thürmen, die den Mauerabschluß des Vorhofs unterbrachen. Von seiner Höhe mag Ludwig der Fromme betend und sinnend den Kometen von 837 beobachtet haben.

Den erhabenen „Palas", von dem dieser Thurm übrig geblieben, hatte man im Sinne jener römischen Fürstenwillen angelegt, deren Grundriß sich aus der Abmarkung kriegerischer Lager entwickelt. Er bestand aus großen einfachen nebeneinandergethürmten Massen, aus denen die Hauptgebäude mit ehernen Kuppeln hervorragten. Aber der düstere Ernst, dessen Gepräge er trug, verwandelte sich an den entscheidenden Orten durch Vergoldung und Mosaikschmuck in majestätische Pracht. — Der Herrschersitz zerfiel in zwei Haupttheile. Der östliche tiefergelegene umschloß als sein vorzüglichstes Gebäude die warmen Bäder. Rings vertheilt lagen dann die Wohnungen der Hofbeamten und Leibwachen, die Hochschule (Palatina), das Kloster und die Wirthschaftsgebäude. — Die westliche höherliegende Hälfte umgab einen freien Hofraum, namentlich den noch jetzt zwischen Rathhaus und Münster gelegenen „Katschhof". Im Süden erhob sich die Schloßkapelle, das Münster, im Norden das eigentliche „Kunigliche Hus". Beide waren durch eine Säulenhalle verbunden, an der ein römischer Heerweg vorbeizog und die daher von einem Haupthor des Palastes durchbrochen war. In diesem Portal erhob sich nach uralter Sitte die Gerichtsstätte des Kaisers oder seines Pfalzgrafen. Diese Pallastgrafen Aachens sind die späteren Stifter jener köstlichen und einst so mächtigen Herrschaft der „Pfalz am Rhein". — Das „Kunigliche Hus" selbst — das Prätorium des Castrum — zerfiel in die abgeschlossenen Räume, welche den Frauen und dem Familienleben gewidmet waren, und in die eigentliche Königliche Pfalz, die dem öffentlichen Verkehr des Herrschers diente. Als Rest dieser casa regia muß das heutige Rathhaus betrachtet werden, und die Festhalle derselben, der spätere Krönungssaal, nahm das zweite Stockwerk des Hauptgebäudes ein.

Bei der Anlage dieses Saales wurde die eigenthümliche Form der doppelten spätrömischen Bankettsäle, der sogenannten Triclinien, angewandt. Hierin lag die Aehnlichkeit mit den Bauten Leo's III. zu Rom, die dem fränkischen Königssitz den Namen des „Lateran von Aachen" erwarb. Der Hauptzweck eines Triclinium war die Feier des Weihnachtsfestes, das Karl der Große und noch eine lange Reihe seiner Nachfolger regelmäßig zu Aachen verlebte. In einer Absis des Saales saßen sie an runder Marmortafel, nach Christi Beispiel mit zwölf Genossen, während sich rechts von ihnen ein zweiter Thron oder ein Altar erhob, wo ein Evangelienbuch die heilige Gegenwart des Königs aller Könige symbolisch in's Gedächtniß rief. An diese ursprünglich oströmische Sitte haben die Dichtungen der Tafelrunde

Digitized by Google

angeknüpft, und der Heiligenschein, den die hierarchischen Ansprüche um das Haupt des byzantinischen Herrschers verbreiteten, wurde auch von den Fürsten des Abendlandes sehr lebhaft erstrebt. — An die Feier des Weihnachtsfestes erinnert noch heut ein verstümmeltes Basrelief, das in den westlichen altkarolingischen Thurm des Rathhauses eingemauert ist und die Anbetung der heiligen drei Könige darstellt.

In der beschriebenen Gestalt befand sich der Herrschersitz, dessen riesige Massen den Verheerungen der Normannen widerstanden, noch 978, als Kaiser Otto II. vom französischen Könige Lothar plötzlich überfallen wurde. Otto hatte sich eben nichtsahnend zur Tafel gesetzt, und kaum gelang es ihm, sich mit Theophania, der Tochter des griechischen Kaisers, seiner Gemahlin, nach Köln zu flüchten. Die Franzosen plünderten Aachen, und zum Zeichen, daß Lotharingen nunmehr zu Frankreich gehöre, wendeten sie den Adler, der die höchste Kuppel des Palastes schmückte und den Blick nach Südosten gerichtet hatte, höhnend nach Westen. — Aber die Rache blieb nicht aus. Bald hatte der starke und geistvolle Otto ein Heer gesammelt; siegreich drang er bis Paris vor, verbrannte die Faubourgs und zwang den Feind, auf Lotharingen durch einen feierlichen Schwur für ewig zu verzichten.

Im 12. Jahrhundert zerstörte eine Feuersbrunst den westlichen Theil der Königlichen Pfalz. Die casa regia scheint wenig gelitten zu haben; denn Barbarossa hielt darin nach seiner Krönung eine Fürstenversammlung. In Friedrichs Seele lebten weitgreifende Gedanken. Der weltgeschichtliche Kampf zwischen Reich und Kirche drängte zur Entscheidung. Nicht nur die elastische Guelphenpartei Italiens, nicht nur die politische Gährung Nordeuropas und den Aberglauben der Völker bot Papst Alexander III. für seine Zwecke auf: ihn erfüllte der großartige Plan einer unmittelbaren Verbindung der lateinischen und griechischen Kirche unter päpstlicher Autorität, und daher bot er dem byzantinischen Kaiser die Oberhoheit über ganz Europa. Da galt es für die Ghibellinen neue Waffen zu gewinnen; es galt, Glauben zu wecken an eine göttliche Mission des Kaiserthums; es galt, der Krone religiösen Schimmer zu verleihen. Und so beschloß denn der Reichstag im Aachener Festsaal 1166 die Seligsprechung Carls des Großen, und Paschalis III., Alexanders Gegenpapst, bestätigte den Act. In der Urkunde, worin Friedrich über diese Canonisation des Reichsstifters Rechenschaft giebt, heißt es von Carl: „In fide quoque christi dilatanda et in conversione gentis barbaricae fortis athleta fuit et verus apostolus.“ (In seiner innigen Liebe zu Christus und in der Bekehrung des barbarischen Volks war er ein gewaltiger Kämpfer und ein wahrer Apostel.)

So suchte der Rothbart der idealistischen Richtung seiner Zeit zu genügen. Wie er aber auch practisch für die Kronstadt wirkte, der er Münz- und Meß-Recht ertheilte, davon haben wir gesprochen, als wir vor den Ringmauern von Aachen standen. — Den Palast ließ er zwar nicht in seiner alten Größe und Ausdehnung herstellen; denn der unaufhörliche Thatensturm seines Lebens gönnte ihm wenig Zeit zu so ruhigen Werken; aber der noch vorhandene Theil „die Aula“ ward sorgfältig in brauchbarem Zustande erhalten.

In diesen ehrwürdigen Räumen hielt Richard von Cornwallis jene glänzenden Feste, wodurch er die deutschen Fürsten in Erstaunen setzte, und hier

Saß König Rudolf's heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle. —

Rudolf von Habsburg war es auch, der nach einer abermaligen Feuersbrunst den Palast schmucklos zu restauriren unternahm. Aber man schritt langsam damit vor, bis unter Ludwig dem Bayer die Fortführung des Baues der Reichsstadt übertragen ward. Und da ist es dann derselbe Mann, den wir schon bei der Stadtbefestigung kennen gelernt, Freiherr Gerhard von Schellart, genannt Chorus, der hochbegabte Bürgermeister Aachens, durch dessen

Digitized by Google

künstlerischen Geist die Reste der kaiserlichen Aula unter innigster Anschmiegung an die uralte Grundform eine herrliche Erneuerung erfuhren.

Die Marktfaçade des Gebäudes wurde 1353 aufs Reichste und Sinnigste mit einer staunenerregenden Fülle von Basreliefs und Statuen verziert und von einer durchbrochenen graziösen Ballustrade gekrönt. In der Mitte der Front führte zu den Räumen des zweiten Geschosses eine gerade Freitreppe, über der sich ein leichter Steinbaldachin erhob. Ueber und neben der Pforte waren in Goldbuchstaben drei Inschriften angebracht. Die erste lautete zu deutsch:

Hier ist der Sitz jenseits der Alpen, das Haupt aller Städte und Provinzen Galliens.

Sie ist wörtlich dem angeblichen Privilegium Carls des Großen entnommen, das dem falschen Schenkungsbriefe Constantins an Papst Sylvester nachgebildet war, und auf das sich schon Otto I. bezieht. — Die zweite Inschrift ist nur eine poetische Umschreibung der ersten; desto eigenthümlicher aber erscheint die dritte. Sie bestand aus den fünf Vocalen, den vielgedeuteten Initialen vom Wahlspruche Friedrichs III. und aus den Worten, die dieser Kaiser ausrief, als ihm Constantinopels Einnahme durch die Osmanen gemeldet ward.

A. E. I. O. U.
Fridericus. Romanorum. Imperator.
Rerum. Irrecoperabilium
summa felicitas est oblivio.

(Friedrich, Römischer Kaiser. — In unabänderlichen Dingen ist Vergessen das höchste Glück.)

Nicht mindere Sorgfalt wie dem Aeußeren des Palastes hatte Chorus dem Inneren zugewandt. — Ehe wir aber das Rathhaus selbst betreten, wollen wir noch einen Blick auf den Marktplatz werfen.

Hier schlug einst Karl der Kühne, als ihm Kaiser Friedrich zu Trier die Königswürde von Burgund versagt, ein Lager auf, und ließ scheidend sein Prachtzelt stehn, um anzudeuten, daß er die Macht habe, den Königlichen Stuhl zu besteigen, von dem der Kaiser nur den Namen trüge. Hier tanzten Aachens Bürger um den von Dumouriez gepflanzten Freiheitsbaum. — Die Mitte des Marktes ziert ein Springbrunnen,

Wo zu der Hochgestalt des ehrnen Kaisers
Die zwei Delphine Silberstrahlen treiben.

Das Wasser fällt zunächst in ein 12,000 Pfund schweres Messingbecken und aus diesem in einen großen Behälter von schwarzgrauem Stein. Aus dem inneren Becken erhebt sich eine Säule mit der sechs Fuß hohen, früher vergoldeten, Broncestatue Carls des Großen, der geharnischt, in würdiger Haltung, Reichsapfel und Zepter sinnend in den Händen wägt. — Die Fontaine, von der rechts und links kleinere, mit Adlern geschmückte Brunnen stehn, ist von Chorus gegründet und 1730 durch Baumeister Couven im Rococogeschmack erneuert. — Dieser Mann leitete zugleich im Rathhause die Ausbesserung des Untergeschosses, das gegenwärtig nur der Castellan bewohnt, und den Bau der jetzigen Freitreppe, welche durchaus nicht mit dem gothischen Ganzen in Einklang steht. — Beim Graben ihrer Fundamente entdeckte man 10 bis 15' tief unter der Erde die karolingischen Stufen, welche einst dem altfranzösischen Epos „die Greden des Palastes" den Namen gaben. Man hegt den Plan, die vorhandene Treppe stylgemäß zu erneuern; doch ist augenblicklich dazu wohl ebenso wenig Aussicht, wie zur Vollendung der 1853 begonnenen Wiederherstellung der Marktfacade.

Steigen wir denn die Rococotreppe empor und treten wir ein! Wir durchwandeln den schönen hochgewölbten Flur und befinden uns nun in dem neuen Treppenhause, welches Stadtbaumeister Ark im Sinne der besten Gothik trefflich entworfen. Zwei Stufenreihen vereinigen sich vor einem lichten Erker, der freie Aussicht auf das ehrwürdige Münster ver-

Digitized by Google

gönnt. Dann trennen sich die Treppenarme wieder und führen zur jetzigen Hauptpforte des alten Kaisersaals, dessen Restauration vor zwei Jahrzehnten begann.

Der vielberühmte Raum ist 162′ lang, 60′ breit und verhältnißmäßig niedrig. Der Länge nach theilen ihn vier Pfeiler, von denen die Gurtbogen der Kreuzgewölbe sich zu den Umfassungsmauern ziehn, in Hälften. Auch der Höhe nach zerfällt er in zwei gleiche Abtheilungen, von denen die untere durch gerade Wandflächen begränzt, die obere von den Wölbungen der Spitzbogenlogen eingenommen ist. Schlanke, helle Fenster durchbrechen die Langseite im Norden und zeigen das bunte Getreibe des Marktes. Die Südwand und die Schmalseiten prangen mit einer fortlaufenden Reihe bedeutender Freskogemälde.

Alfred Rethel, ein geborner Aachener, der düsseldorfer Schule angehörig, hat die Cartons entworfen und die vier ersten Bilder selbst ausgeführt. Otto III. in Carls d. Gr. Gruft, der Sturz der Irmensäule, die Schlacht bei Cordova, Carls Einzug in Pavia, Wittekinds Taufe, die Kaiserkrönung in Rom, die Erbauung des Münsters und die Erhebung Ludwigs des Frommen zum Kaiser — das sind die großgedachten Gegenstände dieses Bilderkreises. Die Charakteristik der Figuren und die Lebendigkeit der Zeichnung sind außerordentlich schön, und treten namentlich in dem „Triumph von Pavia“ und in der noch nicht vollendeten „Krönung Ludwigs“ auf's Interessanteste hervor. Leider ist im Farbenton ein tiefer, störender Unterschied. Die von Rethel selbst gemalten gestaltenreichen Bilder zeichnen sich durch fast stumpfe Mattigkeit des Colorits aus, die von der viel schärferen und klareren Färbung, welche sein Nachfolger Joseph Kehren entwickelt, ungünstig absticht. Mit der Trauer über diese unglückliche Farbengebung hat man sogar jene Gemüthskrankheit in Verbindung gebracht, die den talentvollen Künstler seiner Thätigkeit entriß und von der ihn 1859 der Tod befreite. — Eine Fülle bedeutungsvoller Standbilder, welche Fensterwand und Pfeiler zieren sollen, Vergoldung der Gurtbogen und reiche Parquetirung des Fußbodens werden die moderne Ausstattung des Krönungssaales vollenden.

Die Restauration Gerhard Chorus' war in vielen Beziehungen von der heutigen verschieden. Unter ihm prangten beide Langseiten des Saales mit stattlichen Fensterreihen, deren farbige Scheiben verklärenden Glanz über Wand und Pfeiler ergossen. Nur in der Nähe der östlichen Schmalseite fielen die Fenster der Nordwand fort, um den Sitz des Herrschers in jenes geheimnißvolle Helldunkel zu hüllen, das die Pracht des Mittelalters in so hohem Grade liebte. Auf Consolen, unter Tabernakeln erhoben sich zwischen den Fenstern Bildsäulen der Kaiser; es wird nicht an farbigem Schmuck gefehlt haben; aber der höchste Glanz der Vergoldung, des Mosaiks und der brokatnen Teppiche umgab die erhabene Stätte, wo Thron und Marmortisch des Königs standen und wo der vorhin erwähnte Evangelienaltar den Ausbau einer kleinen Kapelle veranlaßt hatte, vor der man an jedem ersten Maitag Messe las.

In solcher Einrichtung bestand der deutsche Krönungssaal noch bis vor 150 Jahren. Da aber die Kaiser sich — den Bestimmungen der goldenen Bulle entgegen — seit Maximilian II. im Bartholomäusdom zu Frankfurt krönen ließen, da es an freudiger und lebenswarmer Anregung des alten Stolzes fehlte und da endlich der Wohlstand durch die heftige, fast ein Jahrhundert währende Confessionsfehde, durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges und den entsetzlichen Brand von 1656 tief erschüttert war — so erlosch allmählig jedes Interesse für das herrliche Gebäude, und der geweihte Ort wurde den materiellen Interessen der Bürgerschaft übergeben.

Die Südhälfte des Krönungssaales ward in mehrere Gemächer zerlegt, die man Verwaltungszwecken bestimmte. Die Nordseite verkürzte man, und behielt so einen ziemlich großen Saal, den sogenannten Speicher zurück, den man im Sinne des Jahrhunderts mit verschwenderischer Roccocopracht überlud.

Digitized by Google

In diesem Raume erfolgten die Friedensschlüsse von 1668 und 1748; hier fand die Huldigung der preußischen Rheinprovinzen an derselben Stelle statt, wo das Frankenreich dem großen Carl einst den Eid der Treue leistete; und in diesem Raume bewirthete Friedrich Wilhelm III. am Jubeltag der Leipziger Schlacht die Fürsten, welche der Congreß vom Jahre 18 in Aachens Mauern zum Abschluß der heiligen Allianz versammelte.

Nach sehr lebhaften Streitigkeiten schritt man endlich unter dem Protectorate Friedrich Wilhelms IV. zu der Restauration des ehrwürdigen Gebäudes, welche noch heut im Gange ist, leider aber den Erwartungen nur theilweise entspricht. Denn so schön das von Art angelegte Treppenhaus auch ist: — der alte Aufgang im Westthurme mußte festgehalten, die dort gelegene Wendeltreppe erweitert werden. Nicht eine leere Fensterreihe, sondern den Königlichen Stuhl und die Kapelle mußte der Blick des Eintretenden treffen. Schon die Pfeilerstellung drückt das ebenso deutlich aus, wie sie an der südlichen Langseite die alte Fensterflucht erheischt. Denn gegenwärtig, wo man zu Gunsten der Freskogemälde die Fenster vermauert hat, sind die Beleuchtungsverhältnisse des Saales durchaus verschoben; nun werfen die Pfeiler in die Südhälfte des Saales dunkle Schatten, die ebensowohl dem heiterprächtigen Anblick des Ganzen, als auch den neuen Bildern schaden, welche für die Fenster den Schmuck farbiger Scheiben auf immer unmöglich machen.

Es ist traurig, daß diese wesentlichen Umstände nicht zur Geltung gekommen; aber der Wunsch, Fresken zu besitzen, überwog die höheren historischen und architectonischen Rücksichten. Jede Zeit hat ihre Manier! — Das vorige Jahrhundert scheute sich nicht, die gewaltigen Glieder der würdigsten Kathedralen mit Stuccatur zu überkleistern; es blieb unserer Zeit vorbehalten, selbstständige Bauwerke, ja sogar Heiligthümer der Geschichte nur als Rahmen für Wandgemälde zu betrachten.

Wir verlassen den Kaisersaal, den Schauplatz so vieler großartiger Erinnerungen, und steigen wieder in das zweite Geschoß hinab, wo die „Brüssel" genannte Schöffenkammer unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. — Den schöngewölbten Raum, die frühere Tanzkammer des kaiserlichen Hauses, schmückt auf's Würdigste eine Sammlung bedeutender historischer Oelgemälde. Vorzüglich ausgezeichnet erscheinen: die älteste vorhandene Darstellung Carls des Großen, das Portrait Maria Theresias, das Friedrich Wilhelms III. und die Figurenbilder Napoleons I. und Josephinens, von der Hand David's, und vom Kaiser der Stadt als einer der 40 „guten" des Reichs geschenkt. Außerdem bilden die Portraits der Gesandten, welche in diesem Rathhause den Oesterreichischen Erbfolgekrieg beschlossen, einen interessanten Cyclus. Graf Kaunitz, Lord Sandwich, die niederländischen Botschafter Baron Bosselair und Graf Bentick, der Preußische Herr von Ammon und der Genueser Franz Maria Doria traten durch die Lebendigkeit der Darstellung hervor.

In diesem Saale tagt gegenwärtig unter dem Präsidium des Oberbürgermeisters und seiner vier Beigeordneten der Gemeinderath, welcher in Verbindung mit dem Landrathamt des Stadtkreises, dem Rath der Werkverständigen und der Handelskammer die Verwaltung Aachens leitet und sich an so würdiger Stätte wechselnd des herrlichen Gedeihens der Stadt, wie ihrer großen geschichtlichen Erinnerungen freuen mag. — Denn seit dem Beginne der Preußischen Herrschaft ist die Bevölkerung um mehr als das Doppelte gestiegen und zählt jetzt ohne Burtscheidt, das über 8000 Einwohner hat, allein fast 60,000 Seelen; unaufhaltsam verbreitet sich der Umfang der Stadt, und Industrie wie Handel haben in den letzten fünfundzwanzig Jahren nie geahnten Aufschwung gewonnen. — Indeß mag es der Gemeinde auch nicht an Sorgen fehlen, und die Armuth, welche in Fabrikstädten meist so schroff neben blendendem Reichthum auftritt, dürfte zu den schwersten gehören. Der öffentlichen Armenpflege fallen etwa 5000 Personen zur Last, von denen der zehnte Theil lediglich von Almosen lebt. — Das sind jedoch freilich nur die offiziellen Zahlen, die äußersten Spitzen der Noth.

Digitized by Google

Die Armencommission verwendet jährlich 60,000 Thaler zu Unterstützungszwecken und neben diesen Mitteln wirken noch viele wohlthätige Stiftungen, unter denen das Theresianum für alte gebrechliche Personen, das Polyclinium, in dem man jährlich an 1200 arme Kranke unentgeltlich behandelt, und die Gräfl. Harskamp'sche Fundation zur Unterstützung zurückgekommener Familien namentlich Erwähnung verdienen. — Aber ungeachtet so vieler Hilfsbedürftiger ist der allgemeine Wohlstand im entschiedensten kräftigsten Wachsthum, und darin liegt reiche Entschädigung für den Verlust morschgewordener Selbstherrlichkeit und zuletzt höchst illusorischer Gerechtsame. — Die Privilegien Aachens klingen zwar köstlich, und Jahrhunderte hindurch, als die Stadt über 100,000 Einwohner zählte und ein Hauptglied des niederrheinischen Städtebundes war, hatten sie auch ihren reellen Werth. — Die Stadt war Hüterin der Reichskleinodien, die zu jeder Frankfurter Krönung feierlich von ihr entlehnt werden mußten. Die Bürgerschaft war zu alter Zeit im ganzen deutschen Reiche frei von Hand- und Kriegs-Diensten, Arresten, Verpfändungen und Abgaben. Vor einem auswärtigen Gericht konnte kein Bürger belangt werden, sondern nur vor seinem Schöffenstuhl. Die Stadt war befugt, Landfriedenbrecher in die Reichsacht zu erklären, und ein solcher Ausspruch galt im ganzen Reiche. Beim Regensburger Reichstage saß Aachen auf der Rheinischen Bank im Collegium der Reichsstädte; auf den Westphälischen Kreistagen stritt es mit Köln um den ersten Platz.

Die Verwaltung der kaiserlichen Hoheiten und Rechte „die Vogtei und Meyerei" besaßen in wenig unterbrochener Folge die Grafen und Herzoge von Jülich, die ihrerseits einen „Vogt-Major" ernannten. — Bis 1450 war die obrigkeitliche Gewalt, die majestas der Reichsstadt, in den Händen eines heiligen und unverletzlichen Erbrathes, zu dem außer den Bürgermeistern namentlich die sogenannten „Christophel", die Abgeordneten der neun städtischen Grafschaften, gehörten. Nach langen Unruhen wurde im 15. Jahrhundert die aristocratische Verfassung dahin geändert, daß aus den 11 Gaffeln (den Zünften) eine Anzahl wählbarer Rathsmitglieder „die Guettsmänner" als democratisches Element des großen Rathes hinzutraten. So regierte denn dem Anscheine nach die ganze Bürgerschaft, in Wahrheit aber herrschte an der Spitze des kleinen geheimen Rathes, der die Executive hatte, der Bürgermeister, den die grade überwiegende Partei oft nach heftigen Kämpfen oder listigen Mäkeleien an die Spitze gesetzt, wie ein durchaus unumschränkter Regent. Unaufhörliche Wirren erschütterten das städtische Gemeinwesen. Observanz und Herkommen, die bei wenig umfassender Gesetzgebung aushelfen mußten, führten zur äußersten Willkühr; die Wahlbestechungen hatten betrügerische Verwaltungen zur Folge; unaufhörlich erlaubten sich die Beamten des Rathes Uebergriffe, und so kam es nach manchem harten Zusammentreffen und manchem seichten Compromiß 1768 zu einem neuen gewaltsamen Angriff auf den versammelten Rath. — Das Reich schritt ein und Kurbrandenburg (Cleve) trat an die Spitze einer Kreisdirectorialcommission zur Untersuchung und Abstellung der Mißbräuche.

Als Preußischer Subdelegat arbeitete damals Friedrich Wilhelm von Dohm den Entwurf einer verbesserten Constitution aus, die sich auf den alten Gaffelbrief von 1450 stützte. Die französischen Revolutionsheere warfen sie bald genug über den Haufen.

Hauptschauplatz dieser bürgerlichen Bewegungen, wie früher des kaiserlichen Hoflebens war wohl der „Katschhof" zwischen Münster und Rathhaus, den die dankbare Gegenwart „Chorus-Platz" genannt. Hier hielt die städtische Miliz, eine Grenadier- und eine Füsilier-Compagnie, ihre Exerzitien, hier fand der Jahrmarkt statt, hier waren in den ehemaligen kaiserlichen Arkaden bis zum 14. Jahrhundert die Tuchniederlagen eingerichtet, hier stand der Pranger, die Münze und später das alte Komödienhaus. Von besonderer Wichtigkeit aber war der „Herrenkeller" der östliche Eingang des Münsterkreuzganges; denn hier hauste der Kapitelskellner, der die Weine, welche das Stift reichlich als Zehenten von der Mosel her

Digitized by Google

erhielt und ohne Accise einführte, in geräumigen Kellern bewahrte und billig verzapfte. Dahin wandelten denn Abends die Aachener Bürger, ehrsam und gemüthlich in blaue Mäntel gehüllt, nahmen im kühlen Kreuzgang Platz und politisirten „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlugen" oder begutachteten Privilegien und Regiment, oder debattirten über die Prozesse des Kapitels mit der Stadt, über das Lombard (Pfandhaus) des Herzogs von Jülich, oder über den ewig neuen Rechtsstreit mit Nürnberg wegen eines Theils der Reichskleinodien — ein Thema, das selbst den ruhigsten Bürger aufregen konnte — bis endlich die „Pfortenglocke" vom Rathhausthurm verkündete, daß die inneren Stadtthore geschlossen, auch wohl etliche Straßen mit Ketten gesperrt würden, und daß es nun Zeit sei, nach Hause zu gehen.

Auf dem Katschhof, wo sich einst das Gerichtsmal des Kaisers oder des Pfalzgrafen befand, erhob sich auch „die Acht", ein Gebäude, in dem die Schöffen unter dem Vorsitz des „Vogt-Major" ein sehr geachtetes Gericht bildeten. „Der hohe Schöppenstuhl" stammte aus karolingischer Zeit, behauptete die Reichsunmittelbarkeit, erhielt sich durch eigene Wahl, adelte jedes Mitglied, und entschied endgültig und ohne Rekurs. Seine Gerichtsbarkeit erstreckte sich in alter Zeit weithin über die östlichen Niederlande und bis an den Rhein. — Außer dem Schöffenstuhl gab es noch für Criminal-, Fiscal- und Schuld-Sachen, das Chur-, das Verhör- und das Baum-Gericht, ein Synodal-Gericht unter einem Erzpriester des Krönungsstiftes für Ehesachen und ein Werkmeistergericht.

Der Sitz des Schöffenstuhls, die Acht, war mit der Figur des Granus und der Ueberschrift: S. P. Q. A.: (Senatus populusque aquensis) bedeutsam verziert.

Ueber der Acht befand sich die Stadtschule. Gegenwärtig ist das ganze Gebäude, sowie das nebenstehende alte Komödienhaus Schulzwecken gewidmet. Es bestehen zu Aachen: 1 Gymnasium, 1 Domschule, 1 Real- und 1 Provinzial-Gewerbeschule, 2 höhere Töchterschulen, 1 Bau- und Handels-Schule, und eine bedeutende Anzahl Elementaranstalten. — Höchst bemerkenswerth erscheint es, daß Aachen in Rücksicht auf seine große Fabrikthätigkeit die einzige Stadt der Preußischen Monarchie ist, welche den Schulzwang nicht kennt.

Das Art'sche Treppenhaus, das aus der südlichen Stirnmauer des Rathhauses vorspringt, ist zur Zeit der größeste Schmuck des Chorus-Platzes. — Vor diesem tritt man in die ladenreiche Krämergasse, an deren Ausgang die St. Foilanskirche, die älteste Pfarre der Stadt, an derselben Stätte liegt, wo einst der Haupteingang des karolingischen Palastes war. Hier erhob sich die prächtige, nun längst verschollene Reiterstatue des großen Theodorich, die Karl von Ravenna nach Aachen geführt. Nackt, nur von einer fliegenden Löwenhaut umflattert, saß der Gothenkönig auf dem bäumenden Roß und seine Rechte schwang drohend den Speer. Es war eine würdige Stätte für den gothischen „Thiudareif", den deutschen Dietrich von Bern, den herrlichen christlichen „Volksfürsten"; denn hier stand er angesichts der Krönungskirche, in welcher die Beherrscher des abendländischen Reiches lange Jahrhunderte hindurch immer wieder das Haupt dem kreuzgeschmückten Diadem geneigt.

Nur noch wenige Schritte haben wir zu thun, um das Heiligthum der Stadt, das ehrwürdige Münster in voller Ausdehnung vor uns zu sehen. Auf den ersten Blick zerfällt es in zwei große Haupttheile: das byzantinische Octogon und den gothischen Chor. — Zwischen beider Erbauung liegt ein Zeitraum von sechshundert Jahren; beide sind getreue Träger der Kunstrichtung ihrer Tage, und so erscheint denn die Gesammtgestalt des ganzen Gebäudes mehr eigenartig, sonderbar und characteristisch als gerade schön. — Richten wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das Octogon, auf die karolingische Kapelle.

Eginhardt, der Biograph Carls des Großen, den man lange fälschlich als Führer des Münsterbaus angesehn, erzählt, daß Carl 796 mit Eifer und Liebe den Neubau einer Basilika unternommen. Er hatte sie aus Vätertagen vorgefunden. Geschleifte Festungsmauern

Digitized by Google

Verdnns lieferten schwere Quadern; Rom und Ravenna spendeten Säulen und Marmor und aus Italien sandte Papst Hadrian geübte Architecten, die den gepriesenen Entwurf gestalten sollten, welchen der Abt Ansigis von Fontanell, ein Normanne, in jenem bedeutungsvollen Styl entworfen hatte, der sich zu Byzanz aus der Verbindung antiker und orientaler Elemente erzeugt, der in der Sophienkathedrale seine höchste Blüte trug und der in ganz Westeuropa nur so äußerst spärliche Vertreter zählt.

A. Octogon.
B. Marienkapelle (Sanctuarium.)
C. Im Erdgeschoß: die Eingangshalle. Im ersten Stock: Frühmehßkirche. — Im Obergeschoß: Heiligthumskammer.
D. Umgang.
E. Treppenthürme.

a. Grab Carls des Großen.
b. Hochaltar.
c. Kaiserstuhl im Hochmünster.
d. Hauptpfeiler.

Grundriß der karolingischen Hofkapelle.

Unmittelbares Vorbild des Baues war die Vitaliskirche zu Ravenna. Acht gewaltige Pfeiler, mit 48′ Durchmesser im Kreis gestellt und durch Rundbogen überwölbt, bilden das mächtige Scelett des Münsters und stellen in Form eines Achtecks das innerste Heiligthum dar. — Außerhalb der Pfeiler folgt ein concentrischer Raum, ein Umgang mit sechszehnmal gebrochenen Umfassungsmauern. Diese Mauern bestehen aus Schieferschichten, die mit Mörtel verbunden und zum Theil mit Quadern unterbaut und bekleidet sind. Ueber der großen Pfeilerstellung des Centrum erheben sich zwei Obergeschosse und stützen achteckig gebrochen die Kuppel. Der Umgang dagegen trägt nur noch ein Stockwerk, das Hochmünster. Die halben Tonnengewölbe, welche es schließen, lehnen sich an das Kerngebäude und erzeugen eine sehr originelle Gliederung. Die Kuppel, welche den Innenbau deckt, ist flach und besteht aus acht nach dem Mittelpunkt zusammengebogenen Dreiecken.

Die karolingische Hofkapelle.
Erste Gestalt des Aachener Münsters.

Von Außen sehn wir vom Centralgebäude nur das oberste Geschoß, das mit einer kleinen romanischen Säulengallerie verziert ist. Daran grenzen unten die Dächer des Hochmünsters mit einer Balustrade aus rothen Ziegeln, oben aber acht spitze Giebelfelder, welche mit der romanischen Gallerie erst unter den Hohenstaufen erbaut worden sind. Ueber den Giebelfeldern endlich erhebt sich ein graues sechszehnmalgefaltetes, mit einer Laterne gekröntes Spitzkuppeldach von höchst charakteristischer Form. Dies Dach hat nichts mit dem karolingischen Bau zu thun, denn nach dem großen Brande von 1656 trug die ursprüngliche Königskapelle die oben dargestellte, fast flache Bedachung, deren Scheitelpunkt ein vergoldeter Pinienapfel krönte. Nach der Feuersbrunst des 12. Jahrhunderts scheint man außer den Giebelfeldern noch ein sehr schlankes, spitzthurmartiges Dach über die innere

Digitized by Google

Kuppel gebaut zu haben, bis auch dies endlich dem gegenwärtigen sechszehnflächigen wich, dem die Franzosen 1794 die alte Bleibedeckung raubten, so daß es jetzt nur noch Schieferplatten aufweist.

Außer diesem großen Hauptkörper hat die karolingische Basilika noch mehre Nebenglieder. Zunächst einen massiven viereckigen Vorbau. Sein unterer Theil dient als Eingangshalle. Das mittlere Stockwerk, die jetzige Glöcknerstube, war einst zur Frühmeßkirche geweiht, und hinter dem Obergeschoß, das einen unförmlichen Bogen mit gothischen Fenstern zeigt, und die Kammer enthält, in der die Heiligthümer bewahrt werden, steht unter niederem Zeltdach der Glockenstuhl. Von hier aus führt zur Kuppel des Centralgebäudes eine gewölbte Brücke, die aus dem 14. Jahrhundert stammt und eins der sonderbarsten Elemente des ganzen Münsters bildet.

Rechts und links des Vorbaus erheben sich enge Rundthürme zur Aufnahme steinerner Wendeltreppen, die auf das Hochmünster und die Heiligthumskammer führen.

Der Eingangshalle gegenüber erweiterte sich der untere Umgang ursprünglich zu einem kleinen viereckigen Ausbau, der prächtig verzierten Marienkapelle, die den Hochaltar enthielt. Die spätere großartige Erweiterung dieses Ausbaus ist der heutige Chor. Ueber jenem Hochaltar unsrer lieben Frauen stand der berühmte Marienschrein, den wir später betrachten werden, und ferner ein goldenes Kästchen mit der Inschrift: „Noli me tangere!“, von dem der Chronist erzählt, daß ein Dechant, der es vorwitzig öffnen wollen, „von Gott behend mit Blindheit geschlagen worden.“

Sehr eigenthümlich ist der Hauptschmuck des inneren Octogons. In die hohen offenen Bogen, welche das mittlere Stockwerk des Kerngebäudes durchbrechen und vom Hochmünster freien Blick in den Binnenraum gestatten, sind doppelt übereinander gestellte korinthische Säulen seltsam eingefügt. Diese Säulen sind bezeichnend für jene Zeit, wo die antike Welt dem germanischen Barbarismus Tribut zahlte. Sie erscheinen in den verschiedensten Farben; sie sind aus Rom, Trier, Ravenna hergeführt; sie stammen aus toscanischen, laconischen, ja egyptischen Steinbrüchen, und der Jura-Oolith mancher Basis läßt auf Quadern von Verdun schließen. Jeder Bogen nimmt zunächst zwei Säulen auf, deren Kapitelle ein kleiner Bogen verbindet, während sie sich an die Hauptpfeiler, zwischen denen sie eingesetzt sind, mit graden Balken stützen. Auf diesen Verbindungen ruht ein wagerechter Sims, welcher abermals zwei kleineren Säulen zum Standpunkt dient, deren Kapitelle bis dicht an die Soffite des großen Hauptbogens reichen. An diesen stoßen sie unschön mit schräg behauenen Kämpfern. Als der Druck französischer Unterjochung auf Westdeutschland lastete, brachen die republicanischen Eroberer diesen Schmuck von 32 Säulen aus seinen uralten Fugen und schleppten ihn, wie so viele Kunstschätze, nach Paris, um vor der gaffenden Menge als Trophäen und „Reliques de Charlemagne“ zu glänzen. Der Sieg der deutschen Waffen brachte die Säulen zurück; aber erst die neuste Zeit entzog sie dem Dunkel des Kreuzgangs, in dem sie verborgen lagen, und hat sie an ihre alte Ehrenstelle gesetzt. Vor den Säulen ziehn sich bronzene Ballustraden von edler Zeichnung hin. Auch sie stammen aus der Zeit der ersten Anlage.

Wandern wir nach diesem allgemeinen Ueberblick noch einmal durch den karolingischen Bau, um einige bedeutungsvolle Denkmale in Augenschein zu nehmen. — Gleich die Flügelthüren der Eingangshalle, in einen kaum hundert Jahr alten, kleinlichen Vorsprung eingesetzt, sind interessant. Die Flügel des Hauptportals wie die der beiden Nebenthüren sind nämlich Bronzewerke des 8. Jahrhunderts. An den Rändern sind sie sehr einfach mit Schlangeneiern verziert und die Mitte jedes Flügels zeigt einen Löwenkopf als Ringhalter.

Zu beiden Seiten der Portale erheben sich auf Steinpfeilern die aus Messing gegossenen Bilder einer Wölfin in natürlicher Größe und eines riesigen Pinienapfels. Beide gehörten

Digitized by Google

zu einem Springbrunnen, einem Reinigungsquell, der einst den Vorplatz des Domes geschmückt. Ihr Ursprung ist unbekannt; gewöhnlich werden sie für römisch erklärt. Die Wölfin ist gut und durchaus realistisch modellirt. Ein auf dem Transport nach Paris verlorenes Bein ist wieder ersetzt.

Wir durchschreiten die Eingangshalle und treten in den unteren Umgang. Dabei müssen wir drei Stufen hinabsteigen; denn seit den Tagen Karls des Großen hat der Schutt verwüstender Jahrhunderte die Umgebungen des Münsters bedeutend erhöht. — Der Umgang ist düster. Die acht Hauptpfeiler sind durch immer wiederholte geschmacklose Uebertünchung zu unförmlicher Dicke gewachsen. Zwischen ihnen durch tritt man in das innere Achteck, und da begrüßt das Auge zunächst das Heiligthum von Aachen: das Grab Carls des Großen.

Auf dem Fußboden bezeichnet sich durch eingelegte Metallstreifen ein Rechteck und darin die einfache, aber so unendlich inhaltreiche Widmung: Carlo Magno. — Dies Grabmal ist aus unseren Tagen; doch welche Vergangenheit knüpft sich daran!

Als Karl Martells Enkel, der seit dem zwölften Lebensjahr die königliche Krone trug, als Karl der Große das lombardische Reich gedemüthigt, Pavia zerstört und den stolzen Desiderius in das einsame Kloster verbannt, da hatte er hier ein Heiligthum erbauen wollen zur Ehre des Gottes, dessen Segen er im Sieg erkannte. Und während er die Sachsen schlug und wieder schlug, den Khalifen von Cordova bekämpfte und die spanische Mark eroberte, während Roland in den Roncevaller Schluchten mit sehnsüchtigem Horntone den Geist der Karolinger in die Dichtung kommender Geschlechter hauchte, während Wittekind endlich den starren Nacken seufzend im Baptisterium gebeugt und Thassilo, der Baiernherzog, dem siegenden Stamme der Franken erlag, während das kaiserliche Schwert zum ersten Mal in jene Lande blitzte, die später Brandenburg und Oestreich hießen, während so heißer, so gewaltiger Kämpfe wölbte sich allmälig ruhig und fest das Münster unsrer lieben Frauen.

Am ersten Weihnachtstage 800 n. Chr. jubelte das Volk in der Peterskirche dem „Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser von Rom Leben und Sieg" entgegen, und 804 erschien Papst Leo III. zu Aachen und weihte am 6. Januar das Münster ein. — Hier wurde deutsch gepredigt, deutsch gebetet. Andächtig saß der Kaiser im Hochmünster, die Geistlichkeit im Octogon, das Volk im untern Umgang, und in deutschen Lauten klang das „Vater unser" in die tönende Kuppel. Hier brauste die von Harun-al-Raschid geschenkte Orgel; hier feierte der Held, der sein Reich vom Ebro bis zur Theiß, von Neapel bis zur Eider glorreich ausgedehnt, mit frommem Herzen im Schooße seines Hauses die heilige Weihnacht. Und alle die Seinen liebten ihn. Einfach und bescheiden verherrlichte er die Königswürde durch seine eigene Größe; beredsam und belehrend, kräftig und männlich, milde und gnädig hatte er das ächte deutsche Herz für die Familie. Seine Kinder, seine Mutter, das waren die Brennpunkte seines engsten liebevollen Waltens.

Hier im Dome krönte Carl seinen Sohn Ludwig den Frommen 813 eigenhändig zum Kaiser. Es war eine feierliche und ahnungsvolle Handlung. Das bange Volk las seines Helden nahes Scheiden aus einer Reihe erschreckender Zeichen. Am Himmelfahrtstage stürzte die prachtvolle Arkade ein, die Dom und Platz verband; es erbebte der Palast; den Pinienapfel, der die Münsterkuppel zierte, schlug ein Wetterstrahl herab, und in der Weih-Inschrift, welche um das Sims des Hochmünsters lief, erlosch nach und nach das Schlußwort „Princeps".

Nach einer Regierung, die das ganze Abendland in allen Grundformen neu begründet, neu gestaltet, nach einem Leben, in dem das germanische Wesen zum erstenmale auch von Seiten der Cultur und der Gesittung zur vollgeltenden Erscheinung kam, nach jener gewaltsam blutigen Berührung und endlichen Verbindung mit dem zukunftsschwangeren Sachsenthum, nach der idealen und hierarchischen Erneuerung des welthistorischen Cäsarenthums,

Digitized by Google

nach der Saat so unberechenbarer und so verhängnißvoller Keime trat dem gewaltigen Kaiser der Tod an's Herz. Im Mittelpunkte seiner Macht, von wo aus er majestätisch die starke Hand über halb Europa herrschend ausgestreckt, hier, von wo der Schall seines Namens das ferne Morgenland mit staunender Bewunderung erfüllt, hier, im Aachener Münster ward er beigesetzt.

Thronend auf einem mit goldenen Platten beschlagenen Marmorstuhl, im kaiserlichen bienengestickten Festtalar, die Krone auf dem Haupt, Schwert und Pilgertasche an der Seite, ein Evangelienbuch auf den Knien und ein Stück des heiligen Kreuzes auf der Brust — so ward er in die Gruft hinabgelassen. Ueber ihr erhob sich sein Bild und ein vergoldeter Bogen mit der Inschrift:

„In dieser Gruft ruht der Körper des großen und rechtgläubigen Kaisers Carl, welcher das fränkische Reich herrlich vergrößert und 47 Jahre glücklich regiert hat." —

Glücklich regierten die Karolinger nicht mehr. Schon 888 plünderten die Normannen Pfalz und Münster, und die Kapelle ward zum Stall für ihre Pferde. — Karl der Kahle verlegte den Aachener Markt nach St. Denis bei Paris. — Erst die Sächsischen Kaiser brachten bessere Tage, und Deutschland, und mit ihm Aachen, hob wieder freudig das Haupt. — Otto III., „das Wunder der Welt," hat Aachen sehr geliebt. Unter ihm schmückte der altberühmte Maler Johann, von dessen Thätigkeit sein Grabstein zu Lüttich spricht, das Münster mit seiner Künstlerhand, da die Normannen den alten Mosaikschmuck vernichtet. Nur an der Kuppel erhielt er sich bis in's 18. Jahrhundert, und auch an Wand und Estrich treten noch heut hie und da Reste zu Tage.

Während der Sachsenkaiser sich mit großen Entwürfen trug, durchströmte im Jahre 1000 bange Sorge die gesammte Christenheit. Die Prophezeihungen der Apokalypse, die Gedanken vom 1000jährigen Reiche, von der Wiederkunft des Heilandes und vom Weltuntergang fuhren wie Sturm durch die bebenden Herzen. In solcher Stimmung pilgerte Otto nach Gnesen zum Grab des heiligen Adalbert; in solcher Stimmung öffnete er auch die Gruft Karls des Großen, die erst nach mühsamen Nachgraben in der verwüsteten Basilika gefunden ward. — Bei geheimnißvollem Fackelschein kniete er vor der noch immer festen Hochgestalt, und der leidenschaftliche Kampf in Otto's Seele, der Kampf zwischen der unglücklichen Liebe zum Römischen Weltreich und der Treue gegen das Deutsche Nationalkönigthum, dieser Kampf, der noch heute nachbebt, hat dort seine jungen Pulse mit Fieberschlag bewegt. — Er nahm die Reichsinsignien aus der Gruft; den noch unverwesten Heros zeigte er dem verehrenden Volk und bettete ihn dann in einen antiken Sarkophag. Das Volk erzählte sich: die Nägel Karl's seien ihm durch die Handschuh gewachsen; wunderweller Duft sei von ihm ausgegangen, und in der Nacht sei sein Schatte dem jungen Kaiser erschienen und habe ihm den nahen Tod verkündet. — Und der Mannesstamm des Sächsischen Königshauses erlosch. Zu Paterna wühlte sich italienisches Gift durch die Adern Otto's, und die Wälschen verfolgten selbst seinen Leichnam mit glühendem Haß, als der heilige Heribert ihn nach Aachen führte. Hier fand er in der Marien-Kapelle des Münsters seine Ruhestatt und hier gedenken wir wehmüthig jenes Klageliedes, das ihm Platen in den Mund gelegt:

O Rom, wo meine Blüten
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten
Den kaiserlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen
Will ich bestattet sein! —

Digitized by Google

Es kamen öde Jahre über Deutschland. — Dann sah das Aachener Münster die Reihe der Salischen Kaiser das Erbe Karl's des Großen antreten, und war Zeuge, wie jeder von ihnen muthig den Handschuh hinwarf zu jenem rastlosen Kampfe zwischen Staat und Kirche, zwischen Königthum und Vasallenmacht. — Hier bestieg der erste Hohenstaufe den Thron, und hier, in dieser Basilika, forderte die glühende Begeisterung Bernhards von Clairvaux das Deutsche Volk zum Kreuzzug auf.

So kam denn Barbarossa's Zeit heran; es kam die Seligsprechung Karl's des Großen, und Friedrich stiftete über dem Grabmal des neuen Heiligen jenen kolossalen, vergoldeten Bronzekronenleuchter, der noch jetzt den Mittelpunkt des uralten Bau's bezeichnet. Es ist, als hätte der Rothbart den Heiligenschein, mit dem er das Haupt des Kaisers geistig umgeben, auch sinnlich zur Erscheinung bringen wollen. Der sehr steife Kronenleuchter ist mit 16 Laternenthürmchen von abwechselnder Größe verziert und mit einer Denkschrift in lateinischen Hexametern geweiht. Er ist von Meister Wibertus gefertigt. Obgleich Karl's Canonisation von den Guelfischen Päpsten niemals gutgeheißen worden, so war seine Verehrung doch weitverbreitet und trat am lebendigsten hervor in Aachen, Sachsen, Minden, Westphalen, Würzburg, Krain, Frankreich, Holland, Flandern, Spanien und in der Schweiz. —

Als Friedrich Barbarossa durch die Fluten des syrischen Kalykadnus hinabgestiegen war in die Tiefen des Kyffhäuser, um lange, nur allzulange zu schlafen und zu harren, da wurden Heinrich VI. und später Otto IV. zu Aachen gekrönt. Als dann Philipp von Schwaben den Stuhl Karl's des Großen bestieg, bestritt ihm Otto von Braunschweig die Krone und öffnete sich stürmisch mit bewaffneter Faust das vertheidigte Thor von Aachen. Aber das Haus Hohenstaufen war noch voll Lebenskraft, und 1215 ward Friedrich II. im Münster gesalbt. Sein Haupt trug sieben Kronen, und seine Regierung bezeichnete die interessanteste und glänzendste Periode des Mittelalters. Auf Aachen fallen nur wenige Streiflichter; denn Rom und Jerusalem sind die Brennpunkte der Zeit geworden. Die Gebeine Karl's des Großen legte Friedrich in den prächtigen, mit Juwelen und plastischem Schmuck reich verzierten Sargkasten, der sie noch heut umschließt, und nagelte ihn vor allem Volk mit eigenen, königlichen Händen zu. 1220 ließ der Kaiser seinen Sohn Heinrich in Aachen zum Römischen König und zum König von Sizilien krönen, denselben, der funfzehn Jahre später, vom Papst verführt, am eignen Vater zum Rebellen ward und im apulischen Gefängniß starb. — Die Namen Konrad's IV., Wilhelms von Holland, Richards von Cornwallis erinnern an eine Zeit der traurigsten Zerrissenheit. Endlich ging mit Rudolf von Habsburg Deutschland wieder eine Sonne auf. Am 28. Oktober 1273 fand im Aachener Münster die berühmte Krönung statt, bei der Rudolf an Stelle des Scepters das Cruzifix zum Schwur gebrauchte und bei der Graf Friedrich von Hohenzollern, der vorzüglich zur Erhebung des Habsburgers beigetragen und ihm vor Basel die erste Nachricht seiner Wahl persönlich überbracht, im Aachener Münster mit der erblichen Burggrafschaft von Nürnberg belehnt ward.

Die Krönungen sind von nun an fast die einzigen Glanzpunkte der Geschichte des Aachener Münsters; aber wenn sich jetzt seine alte königliche Bedeutung verringert, so tritt die äußere Erscheinung in ein neues, glänzendes Stadium. Es beginnt der Bau des gothischen Chores, des zweiten Hauptttheils des heutigen Münsters, an den wir jetzt herantreten. — Aber indem wir die karolingische Kapelle verlassen, werfen wir noch einen Blick auf die letzten Pfeiler des Octogons, zwischen denen man zum Chore schreitet. Beide Pfeiler zeigen auf schmalen Metallstreifen mit rothen Buchstaben in Goldgrund höchst alterthümliche Inschriften. — Die rechte lautet:

Clauditur hic magnus Leopardus nomine clarus
Cujus in obsequio regnabat tertius Otto.

Digitized by Google

zu Deutsch:

Hier ruht der große Leopardus, glänzenden Namens,
Bei dessen Leichenfeier Otto III. geherrscht.

die linke:

Clauditur hoc tumulo martir Corona benigna,
Tertius hic Caesar quam ducens conderat Otto.

zu Deutsch:

In dieser Gruft ruht die Blutzeugin, die huldvolle Corona,
Die Kaiser Otto III. hierhergeführt und bestattet.

Otto III. hatte nämlich im Jahre 1000 die Gebeine des heiligen Leopardus, eines edlen Römers, und die der heiligen Corona nach Aachen geführt und in den Quadraträumen des sechszehneckigen Umgangs, die den oben bezeichneten Pfeilern zunächst liegen, beigesetzt. — Als Friedrich Barbarossa das Grab Karl's des Großen öffnete, erschloß er auch die Gruft des heiligen Leopardus und legte einen Theil seiner Gebeine mit denen des Kaisers auf den Altar der Basilika nieder. Zu Ehren der Sancta Corona stiftete Otto III. 997 bei der alten Kapelle Ludwigs des Deutschen auf dem Salvatorberge ein Nonnenkloster. Vor etwa zwölf Jahren bewerkstelligte Nachgrabungen brachten die Bleisärge wieder ans Tageslicht, und in ihnen fand man die auf lose Metallstreifen eingegrabenen Inschriften. Ihre gegenwärtige Stelle verdanken sie der Veranlassung des General-Directors der Königlichen Museen, des Dr. v. Olfers.

Und nun betreten wir den Chor. — Drei Seiten der sechszehneckigen Umfassungsmauer der alten Kapelle sind durchbrochen und verbinden das geheimnißvoll dunkle, schwere und massenhafte Karolingische Octogon mit dem leichten, lichten und schlanken Neubau des 14. Jahrhunderts. — Der germanische Geist, der sich unter dem Sohn Pipins erst Bahn brach, und unter byzantinischen Formen erschien, dieser Geist hat in den Tagen Ludwigs des Bayern seine eigenste und würdigste Gestaltung gefunden.

Der gothische Chor ist 114 Fuß hoch, 80 Fuß lang und 40 Fuß breit. Die Chorhaube hat eine kühne Wölbung von neun Säulenweiten, und dreizehn Fenster spenden eine Fülle von Licht. Der der edelsten Periode der Gothik angehörige Bau bezeichnet zugleich den Glanzpunkt des bürgerlichen Lebens in Aachen.

Zugleich mit der Restauration des Rathhauses begann Gerhard Chorus den Neubau des Chors. — Es kam darauf an, die Karolingische Kirche zu Gunsten der Gemeinde zu erweitern. Dieser war ja, wie wir gesehn, nur die Vorhalle und der Umgang zugänglich, da das Hochmünster dem Hofe, das Octogon dem Klerus bestimmt war. Im 14. Jahrhundert hatte nun das ehrwürdige Gebäude längst aufgehört, Kapelle des Hoflagers zu sein; die Bedeutung der Bürgerschaft war dagegen großartig gewachsen, und um ihr auch das Octogon einräumen zu können, entschloß sich das reiche Kapitel, für seine eigenen Bedürfnisse den Chor hinzuzufügen. — Kühn und glänzend baute man im Styl jener Neuzeit über die alte Marien-Kapelle hinaus. — Der Hochaltar blieb indeß noch lange, besonders überwölbt, an seiner alten Stätte zwischen beiden Bauten; über ihm, an ihrem heutigen Platze, befanden sich Orchester und Orgel, und seltsamer Weise wehten hier lange Jahre die Leichentücher der beiden damals letztverstorbenen Könige von Frankreich. Der gegenwärtige Hochaltar im Sanctuarium des Chors ist geschmacklos und überladen.

Zwischen zwei Nebenaltären deutet ein flachliegender Denkstein das Grab Otto's III. an, der so sehnsüchtig gewünscht, hier zu ruhn. Der Stein trägt keine Inschrift; eine solche befindet sich vielmehr in der Sakristei und lautet:

Romani imperii decus amplum, tertius Ottho.
Corpus Aquisgranum, Augusta sed exta tenet.

Digitized by Google

zu Deutsch:

Otto III., des Römischen Reiches herrlichster Schmuck.
Aachen bewahrt den Leib, das Eingeweide Augsburg.

Der Schluß bezieht sich darauf, daß die Eingeweide des Kaisers, als seine Leiche aus Italien geflüchtet ward, zu Augsburg beigesetzt werden mußten. Vor dem Grabe Otto's steht ein Ambo, ein Pult, das bei feierlichen Messen das Chorbuch trägt. Das Fußgestell ist gothisch; das Pult selbst, in Gestalt eines Adlers, scheint römischen Ursprungs. Hinter dem Grabstein prangt ein Bronzekandelaber, ein sehr geschätztes Kunstwerk des Mittelalters, mit einer Epiphaniasdarstellung und der Statuette Karl's des Großen. Es trägt zwölf Leuchter, und seiner Subtilität wegen war die Reinigung dem Goldschmiedgewerk übertragen.

Vom Scheitelpunkt der Chorhaube hängt ein holzgeschnitztes farbiges Marienbild herab, das mit seinem großen ovalen Strahlenkranze viel Platz fortnimmt und den Gesammteindruck des edlen Chors leider unschön unterbricht. Aehnliche geschnitzte, aus dem 15. Jahrhundert stammende, stylgemäß restaurirte und bemalte Figuren der Madonna, des heiligen Karl und der Apostel schmücken die Pfeiler zwischen den Fenstern, überstrahlt von der leuchtenden Pracht der 27 Fuß hohen Glasmalereien, die das Leben der Maria, ihre Verklärung und die Weihung des Münsters in glänzender Folge zur Anschauung bringen. — Als sich nämlich in der Mitte unsres Jahrhunderts dem alten Dome wieder lebhaftes patriotisches Interesse zugewandt, faßten mehrere Vereine und vor allem der kunstfördernde Bürgermeister Graf Karl von Nellessen den schönen Zweck ins Auge, durch die in unsern Tagen neubelebte Kunst der Glasmalerei den Chor des Münsters zu verherrlichen. Den offenen Händen dieser Donatoren, namentlich aber der großartigen, immer neuen Munificenz König Friedrich Wilhelm's IV. ist es zu verdanken, daß der strahlende Cyclus fast vollendet ist. Die glühende Farbenpracht dieser Bilder hebt den Gegensatz zwischen dem Octogon und dem Chor noch schärfer hervor. Himmelfahrt und Krönung der Maria sind nach einer Zeichnung P. von Cornelius' angefertigt. Die technisch sehr ausgezeichneten Gemälde gingen aus der Königlichen Glasmalerei-Anstalt zu Berlin hervor.

Auch im Münsterchor finden wir jene geheimnißvolle Inschrift: A. E. J. O. U., deren wir beim Rathhause gedachten. Hier erscheint sie mit der Jahreszahl 1486 und erinnert uns daran, daß Kaiser Maximilian I. das Symbol des großen Hohenstaufen zu dem Seinigen gemacht.

Die wahrscheinlichsten Erklärungen der Devise sind:

Aquila electa juste omnia vincit*)

oder:

Aquila evolat inter omnes volucres.)**

Von entschiedenem Localcharakter sind die folgenden Deutungen:

Austria erit in orte ultima.*)**
Aquisgranum eminet inter omnes volucres.†)
Aller Ehren ist Oestreich voll.
Am Ende ist Oestreich übrig.

Im Vordergrunde des Chors, beim Eingang zur Sacristei, erhebt sich die sogenannte Evangelienkanzel, ein Holzschnitzwerk des 11. Jahrhunderts, mit Goldblech überzogen und mit köstlichen Edelsteinen reich besetzt. Die Kanzel ist ein Geschenk Kaiser Heinrich's II.,

*) Der erwählte Aar siegt mit Recht überall.
**) Ueber alles Geflügel erhebt sich der Aar.
***) Das letzte Reich der Welt wird Oestreich sein.
†) Aus allen Städten strahlt Aachen hervor.

Digitized by Google

jenes ruhmwürdigen Fürsten, der während seines ganzen Lebens in nie endenden Kämpfen stets kraftvoll durchdrang und siegte, der Italien, Burgund und Polen dem Deutschen Reiche unterwarf und von Papst Benedict VIII. zum ersten Mal den goldenen Reichsapfel als Symbol der kaiserlichen Weltherrschaft erhielt. Es ist derselbe Fürst, der auch den Beinamen des Lahmen trägt, und der mit seiner Hausfrau Kunigunde ewige Keuschheit gehalten, so daß er auf dem Todtenbette zu seinen Edlen sprechen konnte: „Eine Jungfrau gabt Ihr mir, eine Jungfrau geb' ich Euch zurück!" — Das Ehepaar wurde später heilig gesprochen. —

Der Bau des Chors währte 60 Jahre; 1413 wurde er vollendet.

Das Karolingische Octogon und der germanische Neubau sind nun die Räume, in denen sich die Gebräuche und das glänzende Ceremoniell der deutschen Königskrönungen endgültig ausbildeten. — Die Brennpunkte der großartigen Feierlichkeit waren der Hochaltar und der Königsstuhl, der dem ersteren gegenüber auf dem Hochmünster steht. Dieser Marmorstuhl stammt aus der Gruft Karl's des Großen, und auf ihm empfingen seit Otto III. bis 1558 alle Beherrscher Deutschlands die erste Huldigung. Er steht auf fünf Marmorblöcken und ist gegenwärtig von einem häßlichen Schrein umgeben. Bei den Krönungen strahlte er von der Pracht kostbarer Goldplatten, und herauf zu ihm vom Chor aus führte eine für das Fest eigens erbaute mit Scharlach belegte Freitreppe, die über das ganze Octogon hinwegführte. So wurden alle Theile des Domes unmittelbar mit dem Thron verbunden.

Das Geläut der 16000 Pfund schweren Marienglocke und der halb so schweren des heiligen Karl empfing am Vorabend der Krönung die Prozession, welche den römischen König zum Dom geleitete. Am Portal stieg er ab und beschenkte mit seinem Roß den Marschall des Herzogthums Jülich. Die Geistlichkeit empfing ihn und führte ihn in die Mitte des Chors, wo er, auf einem Sammtstuhl knieend, den ambrosianischen Lobgesang hörte. Nach Opferung einiger Goldstücke auf den Marienaltar verließ er das Münster. —

Am folgenden Tage wogte dann der eigentliche Krönungszug durch die Stadt. Im unendlichen, jubelnden Gewühl des Volkes gingen Edelknaben und Edelherren, Bischöfe und Herzoge dem Kaiser voran und die weltlichen Kurfürsten folgten ihm. Die geistlichen Fürsten dagegen und der Klerus begrüßten ihn am Münster mit Gebeten. — Am Fuße des Altars streckte sich der Kaiser auf einen Teppich aus, und der Erzbischof von Köln segnete ihn. Nun hob das Hochamt mit dem Gregorianischen Gesange an, und der Kaiser lauschte ihm auf einem Sessel gegenüber dem Muttergottesaltar, von allen Kurfürsten, Erzbischöfen und Herzogen umgeben. Nach der Sequenz nahmen die Erzbischöfe von Mainz und Trier dem Kaiser das Oberkleid ab; er kniete abermals am Altare nieder und sie beteten über ihn. War die Litanei geendigt, so frug ihn der Kurfürst von Köln in lateinischer Sprache: Willst du den katholischen Glauben halten und durch gerechte Werke bekräftigen? Willst du Schützer und Vertheidiger der heiligen Kirche und ihrer Diener sein? Willst du die Königlichen und des Reichs Gerechtsame, auch die hievon ungerechterweise fortgerissenen Güter wiedersuchen, erhalten und zum Nutzen des Königlichen und Römischen Reiches getreulich verwalten? Willst du Armen und Reichen gleiches Recht widerfahren lassen, auch ein Beschützer der Wittwen und Waisen sein? Willst du dem heiligsten Vater und Herrn, dem römischen Bischof und der heiligen Römischen Kirche die schuldigste Unterthänigkeit und Treue ehrerbietig beweisen? —

Auf jede einzelne Frage antwortete der König: „Volo! Ich will!" stieg mit den Kurfürsten von Trier und Mainz die Stufen des Altars hinauf und schwor auf das Evangelienbuch, das aus Karls des Großen Gruft genommen war „er wolle mit Hülfe Gottes und durch das Gebet der Christgläubigen unterstützt, sein Versprechen treu erfüllen, so wahr ihm Gott helfe und alle seine Heiligen."

Digitized by Google

Nun wandte sich der Kurfürst von Cöln an alles Volk und frug, ob sie sich diesem Fürsten unterwerfen, sein Reich bestätigen, durch Treue befestigen und seinen Befehlen gehorchen wollten, gemäß dem apostolischen Spruch: „Jede Seele sei unterthan der höheren Gewalt, oder dem Könige, oder einer vorzüglichen Person." — Und das Volk antwortete: „Fiat! fiat! fiat! Ja, ja, es soll geschehn!" — Dann setzte sich der Kurfürst und salbte den König, dessen Kleid Oeffnungen hatte, auf Scheitel, Brust, Nacken, zwischen den Schultern, auf dem rechten Arm, in das Gelenk dieses Armes und in die flache Hand. Bei jeder Salbung sprach er: Ich salbe Dich zum König, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. — Die Weihbischöfe von Mainz und Erfurt trockneten den König mit Wolle und Roggenbrot ab, und darauf geleiteten ihn die Fürsten in das Conclave, die Sacristei, wo ihm nürnberger Abgeordnete Schuhe und Strümpfe des Ornats anzogen, der brandenburgische Gesandte ihn mit Dalmatica und Alba bekleidete, und der Kurfürst von Brandenburg als Erbkämmerer ihm die Stola umwarf. Der Kaiser trat dann wieder in die Kirche vor den Altar und empfing aus der Hand des Kurfürsten von Trier das entblößte Schwert Carls des Großen, das er nach kurzer Zeit dem Kurfürsten von Sachsen als Erbmarschall übergab, der es in die Scheide stieß und den Kaiser damit umgürtete. Nun reichte ihm der Kurfürst von Cöln Armband, Mantel und Ring, Scepter und Reichsapfel; der Reichserbschatzmeister brachte die Reichskrone herbei und die drei geistlichen Kurfürsten setzten sie als Erzkanzler der drei Reiche Deutschland, Arelat und Italien gemeinschaftlich auf das Haupt des knieenden Gesalbten. Hierauf erstieg der Kaiser mit den Prälaten die Freitreppe und ließ sich auf dem Karlsstuhle nieder, um die Glückwünsche der Kurfürsten zu empfangen, und der Erzbischof von Mainz stimmte am Hochaltar das Te Deum an. Endlich folgte der Ritterschlag mit dem Schwerte Carls des Großen. Die Familie Dalberg hatte seit Friedrich Barbarossa den ersten Anspruch darauf, und trat keiner ihrer Sprossen vor, so erging der Ruf: „Ist kein Dalberg da?" laut in das Münster. Posaunen und Pautenschall ertönte bis der Kaiser mit den Reichsinsignien und unter goldnem Baldachin, vom donnernden Jubel des Volkes begrüßt, den Dom verlassen.

Die beiden großen Hauptbauten des Aachener Münsters umgiebt ein Kranz von Kapellen. Der Eingangshalle zunächst, auf der Südseite, erhebt sich die Ungarische Kapelle, 1574 von König Ludwig I. von Ungarn zu Gunsten magyarischer Pilger gegründet. Maria Theresia ließ sie in unglaublich plumpem und widrigem Zopfstyl, der das Aeußere des Münsters tief entstellt, erneuen. Bei dieser Restauration stieß man auf die Reste eines Römerbades. — Dem häßlichen Rococogebäude steht die kühn gewölbte gothische Nicolaskapelle gegenüber, die aus derselben Zeit stammt, wie der große Chor. Sie war Begräbniß der Canonici des Stifts und besitzt ein altes, sehr werthvolles hölzernes Cruzifix. Ebenfalls aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts stammt die St. Annenkapelle. Sie zeigt den feinsten germanischen Styl und liegt auf dem Hochmünster über der Sakristei neben dem Archiv des Krönungsstiftes. — Auch eine Kapelle aus dem 16ten Jahrhundert befindet sich auf der Emporkirche, zu welcher eine Gallerie voll meist wenig bedeutender Oelgemälde führt. — Neben der Pforte, die sich nach der Krämerstraße öffnet, erheben sich übereinander die Karls- und die Hubertuskapelle, beide aus den Tagen edler Gothik. — Von der St. Nicolaskapelle führt eine Thür in den quadratischen Kreuzgang, der sieben Stufen höher als das Münster liegt, und von dem zwei Quadrat-Seiten aus dem 14ten Jahrhundert herrühren. Er schließt die mysteriöse halb verfallene Arme-Seelenkapelle ein, die, aus dem 11ten Jahrhundert stammend, ganz romanischen Typus zeigt. Der Kreuzgang hat zwei Ausgänge. Einer mündet auf den Chornsplatz und ist der schon früher besprochene sogenannte Herrenkeller; der andere öffnet sich mit einem alten gothischen Portal nach der Klosterstraße und heißt: das Drachenloch.

Digitized by Google

Die Sakristei bewahrt einen Schatz von Reliquien, Gewändern, Schreinen und Weihgefäßen, wie er fast einzig in seiner Art sein dürfte. Fast alle diese Reliquien werden in den kostbarsten und kunstreichsten Monstranzen und Kasten bewahrt, welche Geschenke der zu Aachen gekrönten Herrscher oder freigebiger Wallfahrer sind. Am nennenswerthesten erscheinen: Der lederne Gürtel Christi mit den ächten Siegeln Kaiser Konstantin des Großen; ein Theil des Strickes, damit der Heiland gebunden ward; der linnene Gürtel Marias und eine Rippe des heiligen Stephanus, in 90 Pfund schwerem mit Schmelz und Perlen verzierten Gehäuse, das die Gestalt einer gothischen Kirche zeigt. Ein ganz ähnlicher, ebenso schwerer Kasten umschließt Reliquien des heiligen Kreuzes und ein Schienbein Karls des Großen. Das vergoldete Standbild des heiligen Petrus hält ein Glied der Kette, mit der der Apostel gefesselt war; ein Behälter von Silber und Email in byzantinischer Tempelform hegt das Haupt das heiligen Anastasius; in einem Achatfläschchen bewahrt man Oel aus den Gebeinen von Sancta Katharina; ein Theil der Hirnschale Karls des Großen befindet sich in dem silbernen, prächtig gekrönten Brustbild des Kaisers; und zur Aufnahme des rechten Oberarmknochens Karls hat Louis XI. von Frankreich einen silbernen Behälter in Armform geschenkt. — Die übrigen Gebeine des großen Kaisers ruhn in 6¼ Fuß langem, 2½ Fuß hohen und fast 1¾ Fuß breiten Sargkasten von romanischem Styl mit schrägem Dach. Der Kasten ist von Aachener Künstlern angefertigt, und besteht aus Holz, das mit früher stark vergoldeten Kupferplatten beschlagen ist. Email und Edelsteine sind reich verwendet. Die Giebelseiten zeigen silberne Statuen der Muttergottes und Karl des Großen mit dem Weihmodell des Künstlers. Die Langseiten dagegen sind durch 16 Statuen in Aachen gekrönter Könige geziert, deren Reihe mit Friedrich II., unter dessen Auspizien der Sargkasten entstand, schließt. Außer den Statuen schmücken ihn noch werthvolle Basreliefs, welche mythische und historische Scenen aus Karls Leben darstellen.

Aehnlich diesem Sarge, der den Mittelpunkt der kleinen Heiligthümer bildet, ist der, einige Jahrzehnte später vollendete, berühmte gothische Marienschrein gestaltet, in dem sich die großen Heiligthümer befinden, ein Kunstwerk, welches an Reichthum und Pracht, an Schwung und Eleganz der Arbeit ein Werk des Ruhmes deutscher Kunst ist. Wie der Karlsschrein hat er einen Holzkern; aber er unterscheidet sich bedeutend von ihm durch seine Kreuzform. Lang ist er fast 6, breit 1¼ und hoch 3 Fuß. Ein schräg abfallendes Dach bedeckt ihn, und in den dadurch entstehenden Giebelfronten thronen Christus, Maria, Karl und Leo IX. Das Dach trägt romanische Reliefdarstellungen aus dem Evangelium. In kleinen Nischen der Langseiten sitzen die 12 Apostel, Statuetten von vergoldetem Silber. 1200 Edelsteine, darunter antike Gemmen, Emaillen, Filigran und getriebene Arbeit überstrahlen sich, und deuten den Werth an, den man auf den Inhalt des Schreines legte und noch heute legt.

Die großen Heiligthümer, welche die capsa S. Mariae umschließt, sind folgende:

1) Ein gelbweißes baumwollenes Kleid der Mutter Gottes, fünf und einen halben Fuß lang, mit eingewebter Randverzierung;
2) Die Windeln Christi von schwammartigem bräunlichen Filzzeuge;
3) Das Perizonium, das Tuch, welches die Lenden des Gekreuzigten umgab. Es ist grobe ungebleichte Leinwand voll Blutspuren;
4) Das viereckige, ebenfalls blutige Tuch von gutem Leinen, auf dem Johannes der Täufer enthauptet ward.

Karl der Große erhielt diese Heiligthümer theils von Harun-al-Raschid, theils vom Patriarchen Jerusalems, theils auch aus Konstantinopel. Sie sind in Seide gewickelt und dann mit prächtigen Tüchern umhüllt, die aus Gold- und Silberstoffen gewirkt und reich mit Perlen besetzt sind. Die spanische Infantin Isabella schenkte sie 1599 an das Münster.

Digitized by Google

— Vor den wilden Normannen flüchtete man die Heiligthümer nach Stablo, vor den französischen Republicanern nach Paderborn. Ueber ihre Aufbewahrung lagen die Regierung der Reichsstadt und das Kapitel des Domstifts in Jahrhunderte währendem Streit. Nur alle sieben Jahre werden sie vom 10. bis zum 24. Juli während der „Heiligthumsfahrt" gezeigt, und nur ausdrückliches Begehren des Landesherren oder anderer gekrönter Häupter ist der einzige Grund für eine Ausnahme. Eröffnung und Verschluß des Marienschreins geschehen jedesmal unter genau vorgeschriebenen Gebräuchen in Gegenwart des Kapitels und des Stadtrathes. Nachdem der verlöthete Kasten durch den Goldschmied geöffnet worden, nimmt der Dechant unter tiefen Ehrfurchtsbezeugungen die Heiligthümer heraus und beweist dem Magistrat die Unverletztheit aller Siegel. Jeden Mittag während der Wallfahrtszeit werden dann die Reliquien von der Heiligthumskammer und von der Brücke der Münsterthürme einer oft unabsehbaren Volksmasse gezeigt. Posaunentöne schallen aus der Höhe herab, von denen freilich der Chronist sagt: „sie könnten unten auf der Erde nicht wohl gehört werden wegen der Heiligthumshörner, so aus Erd' gebacken, roth oder blau gefärbt, darinnen Kinder und große Leute unter dem Zeigen dermaßen stark hinzublasen, daß zwei Nebeneinanderstehende sich nicht erhören mögen". Diese Sitte ist jetzt erloschen, und auch die Volksfeste haben den alten Glanz verloren, den sie in jenen Tagen haben mochten, von denen derselbe Gewährsmann erzählt, „daß, so einiger Bürger alsdann ohne Gast wäre, würde solches demselben ein halber Despect sein, und ginge eben wie ein Hund ohne Schwanz". Diese Heiligthumsfahrt hat im 11. oder 12. Jahrhundert zum ersten Male stattgefunden; bald ging ihr Ruf durch ganz Europa, und sie führte immer gewaltigere Volksmassen nach Aachen. 1496 zogen an einem Tage 142,000 Pilger in die Stadt, und man fand in den Opferstöcken 80,000 Goldgulden. — Die letzte Heiligthumsfahrt fand im Sommer 1860 statt. Am 15. Juli jenes Jahres zogen 15,000 Wallfahrer, am 22. 52,000 durch Aachen. Diese Zahlen sind gegen die des 15. Jahrhunderts klein, und erscheinen noch geringer, wenn man die ungeheure Erleichterung der Verkehrsmittel in Erwägung zieht.

Außer den Heiligthümern bewahrt der Aachener Schatz noch eine Fülle interessanter anderer Gegenstände; z. B. das Jagdhorn Karls des Großen mit der räthselhaften Devise: „Dein ein"; das edelsteinbesetzte Kreuz Lothars des Ersten mit dem in Onyx geschnittenen Bilde des Kaisers; ein silbernes, fast drei Fuß hohes Marienbild; eine goldene Krone Maria Stuarts; Prachtgewänder für die Muttergottesstatue, eigenhändig von der Kaiserin Eleonore und der Infantin Isabella gestickt; das blaue, mit Perlen bordirte Meßgewand, in dem der heilige Bernhard, der honigfließende Lehrer, 1146 zu Aachen Messe las; den Krönungsmantel Richards von Cornwallis und endlich den antiken Sarkophag von pariſchem Marmor, in welchem Barbarossa die Gebeine Karls legen ließ, „darauf ausgehauen: raptus Proserpinae*) oder dergleichen Poetrei".

*) Raub der Proserpina.

II.

Wir verlassen das Münster und schreiten durch das Hauptportal auf den Domvorplatz, den sogenannten „Parwisch". Der Name kommt entweder von Paradisus, wie man die die Basilikenvorhöfe nannte, oder von: ante parvas capellas*). Der Platz wird links von dem uralten, massenhaften und würfelförmigen Baptisterium begrenzt, darin bis 1803 alle Kinder der Stadt getauft wurden. Unser Weg führt uns vorüber auf den Fischmarkt, und hier fällt das Auge auf ein ebenfalls uraltes Gebäude. Es ist „das Gras", das einstige Prätorium, das ehemalige Rathhaus der Stadt. Laut der Inschrift wurde die verwitterte Front, die vor uns steht, unter Richard von Cornwallis erbaut. Kern dieser Inschrift ist ein Vers aus der alten Sequentia in laudem Caroli magni:

„Urbs aquensis, urbs regalis, prima regum curia." —
Stadt von Aachen, Stadt der Kaiser; aller Kön'ge erster Sitz!

Dem damals herrschenden Interregnum klingt das fast wie Spott.

Statuen der sieben Kurfürsten, hart und roh ausgeführt, schmücken den Bau. Sie scheinen den Landfrieden zu beschwören. Jahrhunderte durch diente das merkwürdige Gebäude als Bürgergefängniß; auf seinem Hof fanden die Hinrichtungen statt, und das Domkapitel nahm das sonderbare Recht in Anspruch, alle Gefangenen freizulassen, wenn es in Prozession mit den Heiligthümern am Kerker vorüberzog. Man schaffte daher später die Verbrecher vor solchen Gelegenheiten bei Seite. — Hinter dem „Gras" liegt jetzt die große Kornhalle der Stadt, und früher stand in diesem alten Rathhause die Stadtwage. Hier war auch der Mittelpunkt des Geldverkehrs.**)

Vom Fischmarkt werfen wir einen Blick in die Annenstraße. Dort erhebt sich in der Reihe der Häuser die jetzige evangelische Kirche, wo auch der Gottesdienst der englischen Gemeinde stattfindet. Diese Kirche, welche einen sehr langweiligen Eindruck macht, gehörte zu einem von der Markgräfin Sybille von Brandenburg gestifteten Kloster, in dem sich jetzt die protestantischen Schulen befinden. Es giebt etwa 2000 Evangelische in Aachen.

Wir betreten nun wieder den eigentlichen Münsterplatz, wo der Doppelbau klar und ganz vor uns liegt. — Freiherr Gerhard von Schellart hatte den großartigen und schönen Plan, diesen ganzen Platz mit einem reichen Kranz gothischer Gebäude zu umgeben; leider reichten die Mittel nicht aus, und die dem Dom gegenüberstehende Elisabethinerinen-Kirche ist nüchtern wie eine getünchte Wand. In Gerhard Chorus concentrirt sich im höchsten Sinne der nobelste Geist des alten Aachener Bürgerthums; rastlos strebsam, überall für das Schöne wirkend, erwarb er sich die unbedingte Liebe seiner Mitbürger. Kaiser Ludwig der Baier schlug ihn zum Ritter, und die Inschrift seines Grabsteins enthält die trefflichen Worte:

Urbem dilexit et gentem splendide rexit.***)

Zwischen diesem Manne und uns liegen Jahrhunderte voll wüster Glaubenskämpfe, voll Pedantismus und barbarischem Ungeschmack. Da ward das Innere des Karolingischen Octogons mit Stuckaturschnörkeln bekleistert und mit schlechten Fresken beschmiert, das Aeußere aber mit einer Anzahl Hüttchen und Häuschen beklebt, die sich zwischen alle Pfeiler wie schmutzige Schwalbennester klemmten. — Endlich trat 1849 der Karlsverein zur Restauration des Münsters unter dem Protectorate Friedrich Wilhelms IV. ins Leben. Er hat die historisch-treue Wiederherstellung des Gotteshauses aus freiwilligen Beisteuern zum Zweck. Schon hat er die Auswüchse beseitigt, den Chor innen und außen zu altem Glanz emporgehoben,

*) Vor den kleinen Kapellen.

**) Man rechnete früher zu Aachen nach Rthlr. zu 54 Mk. à 6 Buschen. 1 Rthlr. = 24 Sgr. preuß. Courant. Geprägte Münzen waren: Dukaten nach holländischem Gewicht, Rathspräsentger (in Silber) zu 32, 16 und 8 Mk. und Buschen zu 4 Hellern. Noch heut bezeichnet man unter „Buschen" Geld im Allgemeinen.

***) Er hat die Stadt geliebt und herrlich die Gemeinde verwaltet.

Digitized by Google

ein leuchtendes Kreuz auf seinen Giebel gepflanzt und wird immer mehr und immer Besseres leisten, wenn — die Mittel ausreichen, die freilich nur allzu spärlich fließen.

Auf den Münsterplatz mündet die Ursulinerstraße mit dem Präsidialgebäude, das zur Zeit der Regierungspräsident Kühlwetter bewohnt, und dessen modern griechischer Anbau uns plötzlich in die nächste Gegenwart versetzt. Hier war das Haus des Bischofs, der in Aachen unter Napoleonischer Aegide 1802 seinen Sitz aufgeschlagen. Es war Marcus Antonius Berdolet. Vorher hat Aachen stets zur Diözöse Lüttich, später zu Köln gehört. — Außer den Mönchen giebt es gegenwärtig zu Aachen dreißig katholische und zwei evangelische Geistliche. Dazu kommen die Mitglieder des Domstiftes, nämlich der Domprobst, zwei Kanonici, sechs Chorvicarien und fünf Schulvicarien. — Im Mittelalter gehörte das Kapitel zu den mächtigsten und reichsten Deutschlands; es war gleichzeitig mit dem Münster von Karl dem Großen gestiftet, indem er zwanzig Geistliche aus der von der Kaiserin Helene erbauten Kreuzkirche zu Sinzig nach Aachen zog. Alle späteren römischen Kaiser waren Mitglieder des Kapitels, wurden als solche unmittelbar nach der Krönung durch einen feierlichen Schwur verpflichtet und ließen sich stets durch besondere Vicarii regis vertreten.

Nicht mit Unrecht heißt die Gasse, in welche wir von der Ursulinerstraße treten, die Edelgasse; denn in ihr begegnen wir ja der ältesten Cultusstätte jenes großen Naturheiligthums, der ersten Thermalheilquelle Aachens, dem Kaiserbade. — Das sind die Wasser, die der alte Hufeland einen „ehrwürdigen Quell" nennt „herrlich in seinen Kräften und mit ungeschwächter Kraft fortwirkend und heilbringend durch so viele Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag". Die Kaiserquelle gehört zu den „Oberen Schwefelquellen" Aachens, zu denen auch noch die Quirinusquelle auf dem „Hofe" zählt, und speist außer dem Kaiserbade das Neubad und das zur Königin von Ungarn. Diese „oberen Quellen" sind die heißesten; sie bilden die Thermen der Römer und die Bäder in Karls des Großen „Hof", die ihm Aachen so lieb gemacht. In weiten Bassins sammelte er die wohlthuenden dampfenden Wasser; von der Jagd heimkehrend, ergötzte er sich mit Söhnen und Freunden

. . . . . Wo jener Quell entspringt,
der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Oft badeten mehr als hundert Menschen, Paladine und Gesinde zugleich und bewunderten die Kraft und Geschicklichkeit, die der Kaiser im Schwimmen bewies.

Die Sage läßt ihn die Quellen auf der Jagd entdecken, und Uhlands Wort vom alten Rauschebart gilt auch von Karl:

Ein angeschossener Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth vereinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch;
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den königlichen Leib.*)

*) Die Kaiserquelle hat nach Professor v. Liebig 44°, die Quirinusquelle 40° R. Frisch geschöpft ist das Quellwasser klar und farblos; an der Luft trübt es sich und setzt seinen Niederschlag von Schwefel an; der Geruch ist schwefelig, der Geschmack schwach salzig. — Die Hauptzüge der chemischen Zusammensetzung des Thermalwassers sind nach Dr. Monheim folgende:

Gase (auf 100 Kubikzoll)	69,5	Stickstoff,
	30,0	Kohlensäure,
	0,5	Schwefelwasserstoff.
Feste Bestandtheile (auf 100 Gran)	2,69	Chlornatrium,
	0,08	Schwefelnatrium,
	0,86	Kohlensaures Natron,
	0,27	Schwefelsaures Natron,
	0,03	organische Materie,
	0,07	Kieselerde,
	0,03	Kohlensaure Kalkerde

und endlich noch andere sehr kleine Mengen kohlensaurer und phosphersaurer Verbindungen.

In dieser Zusammensetzung stehn die Heilquellen Aachens unter allen bekannten alkalisch-muriatischen Schwefelthermen vorzugsweise hoch, und übertreffen sogar durch ihren Gehalt an Salzen, der sie

Digitized by Google

Die heißen Quellen, welche dem Hügelboden des Aachener Beckens, dieser auch in geognostischer Beziehung höchst interessanten urweltlichen Meeresbucht, entspringen, deuten auf eine rastlos fortarbeitende, der Erdoberfläche nicht zu ferne vulkanische Kraft, die sich im Lauf der Geschichte auch nicht selten drohend Bahn gebrochen. Schon unter Karls des Großen Herrschaft hören wir von Erderschütterungen; sie wiederholten sich im 9. Jahrhundert, dann während des 30jährigen Krieges so heftig, daß der Thurm der Augustinerkirche zusammenstürzte, und von 1755 bis 1773 folgten sich in kurzen Pausen sechs nicht unbedeutende Erdbeben. Das erste, dessen Stöße in einer Dezember-Mitternacht fühlbar wurden, erschreckte in dem Grade, daß ein Theil der Bürger aus der Stadt floh und im Felde Baracken baute. „Und hierin" erzählt der Chronist, „verbarg sich der Sterbliche gleich seinem sündigen Urvater in dem innersten Gehölze des Paradieses vor dem Angesicht Gottes, um nicht nach dem Beispiel jener Unglückseligen zu Lissabon unter dem Schutt begraben zu werden." In dem Erdbeben von 1776 sah man „Vorboten jenes schweren Ungewitters, das so lang über die Gesellschaft Jesu geschwebt hatte, und nun endlich losbrach."

Die Edelgasse führt auf den „Büchel", (Hügel) auf dem das Neubad und der berühmteste Gasthof Aachens „Zum großen Monarchen" von Dremel gelegen sind. Außerdem ist hier das Atelier des Herrn Wothly, der sich in neuster Zeit durch die bedeutende Erfindung seiner Metallophotypien, nämlich unmittelbar hergestellter und höchst präziser lebensgroßer Photographien einen Namen erworben.

Wir folgen dem Büchel bis zur Cöln-Straße und treten in die außen sehr unscheinbare Nicolauskirche, die aber innen mit drei gleich großen Schiffen, hoch und hell, eine treffliche Wirkung macht. Sie ist in gothischem Styl, doch mit ungegliederten runden Säulen erbaut. Der Hochaltar hat drei ausgezeichnete übereinanderstehende Gemälde von Diepenbeck, welche verschiedene Momente der Kreuzigung darstellen. — Kaiser Heinrich II. hat die Kirche gegründet; in späterer Zeit gehörte sie den Minnebrüdern.

Neben und hinter der Kirche, in den Gebäuden des ehemaligen Stiftes befinden sich Justiz-Palast und Gefangenhaus. Hier fungiren Land- und Handels-Gericht. Das geltende Gesetzbuch ist, wie in allen linksrheinischen preußischen Landen der Code Napoleon. Es giebt gegen hundert studirte Juristen zu Aachen. Von den vorkommenden Kriminalprozessen betrifft ein verhältnißmäßig sehr großer Theil Vergehen gegen die Sittlichkeit, wie das in Fabrikstädten fast überall der Fall ist.

Das Ende der Groß-Cölnstraße erweitert sich zu einem kleinen Platz, dem sogenannten „Hauptmann", wo ein Brunnen mit einem plumpen Obelisken steht. Die Fortsetzung der Straße bis zum Cölnthor führt den Namen Kaiser Alexanders, der hier während des Monarchenkongresses 1818 residirte. In der Nähe erhebt sich die Pfarrkirche zu St. Peter. Eine andere Straße, von einer unglaublichen Anzahl Kinder belebt, führt steil ansteigend zum

---

den Thermen Burtscheidts, Badens i. d. Schweiz, Wiesbadens und Carlsbads nähert, die berühmten Schwefelthermen der Pyrenäen, denen sie durch ihren Schwefelgehalt und ihre Wärme ebenbürtig zur Seite stehen.

Vorzugsweise wirksam ist beim Baden der Gehalt an Koch- und Laugen-Salz. Die gewöhnlichste Temperatur, in der man die Bäder braucht, ist 28° R. Als unmittelbarste Wirkung erscheinen Neigung zur Transpiration, vermehrte Nierenabsonderung und ein allgemeines physisches Wohlbehagen. Als Schwefelwasser wirken die Aachener Thermen vorzüglich auf Unterleib und Leber durch Veränderung der Blutmischung und freieren Blutumlauf; als alkalisch-muriatische Wasser bringen sie eine wohlthätig erregende, nicht aber aufregende und erhitzende Wirkung hervor, welche erhöhte Lebensthätigkeit und freieren Stoffwechsel zur Folge hat.

Vorzügliche Einrichtungen von Douchebädern, Dampfbädern und sehr geschickte Fretteurs unterstützen diese natürlichen Einflüsse, welche sicher und bestimmt, selten aber in stürmischen Krisen wirken. — Leiden, welche vorzugsweise Heilung und Linderung zu Aachen finden, sind chronische Hautkrankheiten bis zu den eingewurzelten Flechten, Gicht, Rheumatismus, Neuralgien und Krankheiten der Gelenke, gegen welche namentlich Douchen und Dampf segensreich angewandt werden; ferner Katarrhe, auch der Nieren und der Blase, Asthma, Mercurialaffectionen, u. s. w.

Digitized by Google

„Sandkaulthor" und eine dritte der „Seilgraben" zum „Drisch", wo der „Bend" (Wiese), der sommerliche Jahrmarkt, seine fröhlichen Tage mit Thierbuden und Drehbrettern feiert.

Wir widerstehen dieser lockenden Versuchung und folgen der „Comphausbadstraße", die während der Badesaison einen der Brennpunkte des gesellschaftlichen Lebens bildet. Auf ihrer rechten Seite liegen die „Unteren Thermen": Rosenbad, Cornelisbad, Carlsbad und Comphausbad, und gegenüber das Kurhaus und die alte Redoute.

Die „Unteren Quellen" sind nur wenig von den oberen verschieden und erfreuen sich wie jene des lebhaftesten Besuchs. — Der Ruf der Aachener Thermen als Heilmittel ist uralt; schon 1064 gebrauchte hier Kaiser Heinrich IV. auf Rath und unter Leitung seiner Leibärzte die Badekur. Im späteren Mittelalter und während der Reformationszeit geriethen sie in eine Art Vergessenheit, bis sie im 18. Jahrhundert wieder zu voller Geltung kamen. Eine Reihe erlauchter Personen fand damals in ihnen Herstellung, so König Friedrich IV. von Dänemark und Wilhelm V. von den Niederlanden, und die Saisons von 1765, 68 und 70 führten zu den glänzendsten Versammlungen deutscher und fremder Fürsten und Herren in den Thermen von Aachen. 1804 gebrauchte Kaiserin Josephine die Kur, 1850 König Max von Bayern, 1856 Prinzeß Luise, die jetzige Großherzogin von Baden, und 1859 die Prinzessin Karl von Preußen.

Die Bäder sind durchweg elegant und solide eingerichtet; Marmorbassins nehmen den Badenden auf, und die architectonische Anordnung einiger der bedeutendsten und ältesten Anstalten trägt antiken Typus.

Die Sitte früherer Zeiten verband mit dem Baden immer den Nebenbegriff des Schwelgens, was jetzt so leicht Niemandem mehr einfällt. Die alten Bücher eifern daher fortwährend gegen den Genuß von würzigen Weinen und schweren Speisen im Bade und rathen zu Citronen, Obst und Eingemachtem. Auch gegen das übermäßige, viele Stunden lange Baden predigen sie „dabey du aber des ingemein wissen solleſt, daß den Frauenleuten das lange baden nicht leichtlich schade, weil sie feuchter und kalter Complexion sind.*)

1811 nahm ein Befehl Napoleons plötzlich der Stadt das Eigenthum ihrer Thermen, die sie ein Jahrtausend durch ungestört besessen, und ordnete an, daß sie, nachdem die Stadt alle darauf haftenden Schulden bezahlt, in den Besitz des Staates übergehen sollten. Die Maßregel verbreitete große Bestürzung; Friedrich Wilhelm III. indeß gab auch hier wieder einen Beweis seines stets regen Gerechtigkeitsgefühls, und 1818 erhielt die Stadt ihr Eigenthum ohne Weiteres zurück.

Den unteren Bädern gegenüber erhebt sich das Kurhaus, ein schönes 1782 gegründetes Gebäude, in dessen erstem Stockwerk sich der imposante mit Stuckatur reich verzierte Kursaal befindet, wo Bälle und Conzerte die elegante Welt versammeln. Gut ausgestattete Lesecabinets bieten den Badegästen aller Zungen willkommene Lectüre, und aus den großen, der Straße abgewandten Balconfenstern des Kursaals übersieht man den Garten, wo jeden Nachmittag während der Saison vielbesuchte Conzerte des städtischen Orchesters stattfinden. Neben dem Kurhause, in der sogenannten „Alten Redoute", gegenwärtig das Lokal der wissenschaftlichen Gesellschaft, waren früher die Hauptanstalten der großartigen Hasardspiele. Bis zum Jahre 1854, wo die Regierung es untersagte, etablirte sich nämlich während jeder Saison eine bedeutende Spielbank zu Aachen. 1763 verpachtete die Stadt sie zuerst für jährlich 800 Thlr., 1777 bereits für 4000 Thlr.; 1793 zahlte der Pächter 25,000 Thlr., 400 Thlr. an das Armenhaus und 300 an Hausarme. Zuletzt warf die Bank der Stadt einen jährlichen Nettogewinn von 80,000 Thalern ab, ganz abgesehen davon, daß die Hasardspiele eine unglaubliche Anzahl grade wohlhabender und splendider

*) Solche biderben wohlgemeinten Rathschläge schließen dann mit der goldenen Regel:
Balnea, vina, Venus corrumpunt corpora nostra:
Restituunt ladem Balnea, vina, Venus.

Digitized by Google

Fremder anlockten, die der Stadt indirect noch größeren Nutzen brachten. Nach der Aufhebung der Bank machte sich auch sofort eine starke Verminderung des Fremdenverkehrs geltend; jetzt fängt er aber schon an, sich wieder fühlbar zu heben; denn wahrhaft Treffliches und Unentbehrliches wie die Thermen behält seinen Werth unter allen Umständen. — Hauptsächlich wurden Rouge et noir und Roulet gespielt.

Die Komphausbadstraße hat ihren Namen von dem Komphause, dem Armenbade. Kump heißt Tiefe. — Diese Straße führt uns auf den „Dahmengraben", der den Namen einer alten Aachener Familie führt, die zum Theil noch jetzt an der Spitze der Stadtverwaltung steht. An diesen Graben schließt sich der „Holzgraben", der mit dem vorigen, mit der Komphausbadstraße, dem Seilgraben, dem Tempelgraben, dem Carlsgraben u. s. w. den Umfang der alten Stadt bezeichnet, wie er vor Chorus mit Wall und Graben umgeben war. Es sind das also die Boulevards von Aachen. Dahmengraben und Holzgraben sind reich an brillanten und schön ausgestatteten Läden, die sich namentlich durch die prachtvollen, den Stolberger Fabriken entnommenen Spiegelscheiben der Schaufenster auszeichnen. Hier befindet sich auch die bedeutende Buchhandlung von Benrath und Vogelgesang. Es giebt zu Aachen neun Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen. Der Hauptverlag bezieht sich auf ascetische Bücher; denn alles, was den Katholicismus in seiner ganzen Kraft und Schroffheit vertritt, findet hier den gedeihlichsten Boden. Aachen steht z. B. hinsichtlich seiner Beiträge für das katholische Missionswesen nicht nur in der Kölner Erzdiözese an erster Stelle, welche ihrerseits unter allen Diözesen des Erdkreises den vierten Platz einnimmt, sondern es überbietet auch das fast doppelt so stark bevölkerte Köln absolut, und gewinnt verhältnißmäßig allen übrigen katholischen Städten den Vorrang ab. In literarischer Beziehung findet dieser Ultramontanismus seine Vertretung durch das „Echo der Gegenwart", ein Blatt von außerordentlicher Verbreitung und nicht leicht zu berechnendem Einfluß. Von durchaus anderer, höchst klarer und verständnißvoller Richtung ist ein zweites Tageblatt die „Aachener Zeitung", welche sehr gediegen redigirt ist. Noch in den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts erschien dreimal wöchentlich eine französische Zeitung; jetzt dürfte sie wenig Leser finden.

An den Holzgraben schließt sich der „Friedrich Wilhelms-Platz", eine beliebte freundliche Promenade, deren eine Seite der 1824 vollendete „Elisenbrunnen" begränzt. Eine 220 Fuß lange dorische Facade mit Flügelgebäuden und Kolonaden erhebt sich in der Mitte zu einem schönen 50 Fuß hohen Rundbau, unter dem der Sprudel, welcher sein Wasser aus der Kaiserquelle empfängt, tief unter dem Horizont hervorbricht. Zwei Treppen führen hinab, und über dem Quell prangt die Büste der verwittweten Königin von Preußen in carrarischem Marmor von der Meisterhand Tiecks. Zum Elisenbrunnen gehört ein sehr geschickt angelegter, freundlicher Garten, der zur Ursulinerstraße führt. Die Trinkkur wurde 1658 zum erstenmal durch den Arzt Blondel eingeführt. Ihre Wirkung ist eine angenehm wärmende und macht sich besonders in erhöhter Thätigkeit der Schleimhäute geltend, die den Erfolgen des Bades meist wirksame Nachhülfe gewährt. Jeden Morgen um 7 Uhr vereinigt das Frühconzert die Badegäste am Elisenbrunnen, und der schweigende Engländer, der bewegliche Franzose, manches allerliebste Gesicht von altrussischem Zuschnitt, in neuster Zeit viel Schwedische Herrschaften drängen sich mit ihren bunten Brunnengläsern zu der geschäftigen Hebe, welche den dampfenden, schwefelduftenden Genesungsnectar schenkt.

Dem Elisenbrunnen gegenüber erheben sich mehrere stattliche Gebäude, darunter „Quellens Hotel" und die „Erholung", das Lokal einer großen bürgerlichen Casinogesellschaft, in dem auch der „Instrumentalverein" seinen Sitz hat. Dies tüchtige Institut repräsentirt mit der Liedertafel und dem Concordiagesangverein die musikalische Thätigkeit Aachens, welche nicht unbedeutend ist, leider aber fast als der einzige Kunstzweig erscheint, den die alte

Digitized by Google

Kaiserstadt einigermaßen kultivirt; denn die materiellen Interessen des Tages lassen in dem rastlos thätigen Fabriktreiben, in der geschäftigen Hast des Fremdenverkehrs keine idealen Elemente keimen und reifen. Auch über dem gesellschaftlichen Verhältniß lastet dieser Druck. Enger Umgang von Familie zu Familie, namentlich reges Aus- und Eingehen junger Leute in befreundeten Häusern, wie das rechts der Weser und Elbe etwas so Gewohntes und Liebes ist, kommt in Aachen, ja in den meisten niederrheinischen Städten, unglaublich selten vor. So findet denn auch kein Ideenaustausch zwischen den verschiedenen Ständen, Lebensaltern und Geschlechtern statt; und wenn man sich nicht im Winter zuweilen auf den Vauxhallbälleu des Kurhauses oder in einigen seltenen Soireen träfe, so würde man kaum eine Ahnung von der gegenseitigen Existenz haben. Zeremonielles Kastenwesen, so oft der Typus einer arbeitsamen Handelsstadt, herrscht auch in Aachen. Die Damen verkehren leidlich mit einander, die Herren aber sitzen den Tag über im Bureau oder Comtoir und des Abends beim Schoppen in der „Erholung" oder in dem exclusiveren „Casino". Dies liegt am Theaterplatz, den wir soeben betreten. — Vor uns erhebt sich freistehend das Theater, ein längliches Viereck, 1822 vom Baurath Cremer in griechischem Styl erbaut. Es ist 208 Fuß lang, 83 Fuß breit und 63 Fuß hoch. Das Giebelfeld, mit einem etwas überladenem Basrelief, aus dem jedoch die Figur des Genius der Künste edel und schön hervortritt, wird von acht jonischen Säulen getragen. Auf dem Fries prangt die Inschrift:

„Musagetae Heliconiandumque Choro."*)

Das Schauspielhaus scheint in der That fast für diese allein erbaut zu sein; denn der große 1400 Menschen fassende Zuschauerraum mit seinen vier freundlichen Logenreihen ist meist bedenklich leer. Im Sommer sucht das Stadttheater durch eine Oper und durch Gäste der Badesaison Genüge zu leisten, und das gelingt auch meist; im Winter aber kann sich keine einigermaßen gute Schauspielergesellschaft in den öden Räumen halten, darin man, wenn es nicht gerade Sonntag ist, immer wieder und wieder nur die wenigen, altbekannten Abonnentengesichter in den unabänderlichen Logen findet, wo sie irgend ein Lustspiel pflichtgemäß zum zehnten Male sehen. Es ist kein Interesse für dramatische Kunst in Aachen.

Vom Theater gelangen wir, der Promenade folgend, in die „Franzstraße", die den Namen des einst hier residirenden Oesterreichischen Allirten trägt. Ihre Verlängerung die „Kleine Marschierstraße" führt zum Münster und zur Jesuitenstraße, wo einer Kaserne, dem früheren „Prinzenhof" des Fürsten v. Ligne, die St. Michaelspfarrkirche gegenüber liegt. Das schwerfällige Gebäude ward 1628 geweiht und enthält eine schöne Pieta von Gerhard Honthorst. Früher gehörte die Kirche den Jesuiten, welche sie indeß bei ihrer Rückkehr ebensowenig wieder erwerben konnten, wie es ihnen bisher gelungen ist, ein eigenes Lehrinstitut in Aachen zu begründen. Zum Ersatz konnten sie es durchsetzen, daß mehrere wohlhabende Familien ihre Söhne in das Jesuitencollegium nach Feldkirch sandten. So verbreitet sich allmälig ihr Einfluß, nicht ohne den eigentlichen Pfarrgeistlichen unheimlich und ungewünscht zu sein, die sich nicht selten von ihren Beichtkindern zu Gunsten der kleinen Kirche auf dem Driesch verlassen sehn.

In der Franzstraße treffen wir auf die große „Marieenthaler Kaserne" mit ihren zwei Hauptgebäuden, von denen das eine ein altes Kloster ist, das andere als hoher stattlicher Neubau erscheint. Ein Exerzierplatz für den Detaildienst dehnt sich vor beiden aus. Das Kloster wurde 1475 gestiftet. 1794 wurde es französisches Militairhospital und ist seitdem in den Händen des Militairfiscus geblieben. Die Garnison von Aachen besteht aus dem Stab, dem ersten und dem Füsilierbataillon zweiten Rheinischen Infanterie-Regiments (Nr. 28.) und aus dem ersten Bataillon ersten Rheinischen Landwehr-Regiments (Nr. 25.). —

*) Dem Musenführer und dem Musenchor.

Digitized by Google

Der große Exerzierplatz liegt eine volle Meile vor der Stadt. Interessant angelegte und schöne Schießbahnen sind in neuster Zeit bei dem freilich auch fernen Rohenheide erbaut.

Nahe der Franzstraße begrüßen wir die 1775 gestiftete Freimaurerloge, und dann verlassen wir an der St. Leonhardskirche vorüber, die mit einem Mädchenpensionat verbunden ist, durch das finstere, alterthümliche Marschierthor die eigentliche Stadt. Heraustretend sehn wir rechts die prächtigen Gebäude des zweiten Bahnhofs der Düsseldorfer Eisenbahn und nach wenigen Schritten den Bau des Rheinischen Bahnhofs. Zwischen diesem und der ehemaligen Umfassung der Stadt hat sich eine Menge neuer Straßen gebildet: saubere, rasch aufgeschossene, hohe und schmale Gebäude, wie sie sich jetzt in der ganzen Welt unter einander so verzweifelt ähnlich sehen. Das Centrum dieses neuen Stadttheils war eigentlich der Eisenbahnhof, von dem sich die Straßen fächerförmig verbreiteten; indeß ist man darauf bedacht gewesen, durch Stiftung einer gothischen Votivkirche zu St. Maria die Lage des Schwerpunktes zu verändern. Im Frühjahr 1859 legte der Cardinal Erzbischof von Cöln, Johann von Geißel, den Grundstein, den der Papst persönlich geweiht, und schon erheben sich die Mauern des Gotteshauses zu stattlicher Höhe. Die Grundsteinlegung geschah in feierlicher, großartiger Prozession unter Vortragung der Heiligthümer und mit allem Pomp, den die Kirche bei solchen Gelegenheiten zu entfalten versteht. Aachens Geschichte ist reich an kirchlichen Festen; in seinen Mauern haben acht Synoden stattgefunden. Die bedeutendsten sind die von 799 und die von 842. Auf ersterer fand unter persönlicher Theilnahme Karls des Großen der adoptianische Streit seine Erledigung, jenes Schisma, wo auf der einen Seite Felix von Urgel erklärte, die menschliche Natur Christi sei nur adoptirt von Gott, während die Akademie Karls, Alcuin an der Spitze, diesem Arianismus die spezifisch-katholische Ansicht entgegen setzte, Christus könne nie ohne seine göttliche Natur gedacht werden und der heilige Geist gehe auch vom Sohne aus. — Auf der Synode von 842 wurde Lothar zu Gunsten Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen des Reiches für verlustig erklärt. Die Synode war ein Vorläufer des Vertrages von Verdun.

Die Wallstraße, in welcher die Marienkirche gebaut wird, führt uns auf die Hochstraße, welche vom Theater aus mäßig ansteigend, als die schönste, breiteste und als eine der längsten Straßen von Aachen erscheint. Es dürften in der That nicht viele Städte Straßen besitzen, welche einen so edlen und heitern Eindruck machen. Sie ist in ihrer ganzen Ausdehnung erst in neuerer Zeit entstanden. Da, wo sie in den Theaterplatz übergeht, zeichnet sich das 1828 erbaute sehr schöne und solide Regierungsgebäude aus. Auf seinem Hofe ruht eine 7400 Pfund schwere dunkelgraue metallische Masse, die man 1762 beim Pflastern auf dem Büchel gefunden. Sie besteht aus Eisen mit 15 Prozent Arsenik, läßt sich außerordentlich fein poliren und wird allgemein als ein Meteorstein betrachtet. Früher hatte man die sonderbare Vermuthung ausgesprochen, es möchte die im 12. Jahrhundert zusammengeschmolzene Reiterstatue Theodorichs des Großen sein. Ebenfalls der Hochstraße gehört das Hauptbureau der berühmten Aachen-Münchener Feuerversicherung an. Sie wurde 1825 unter den Auspizien Hansemann's, des scharfsinnigen Vertreters kaufmännischer Politik, der sich 1817 als Wollhändler zu Aachen etablirte, mit einem Anlage-Capital von 1 Million gegründet. Seitdem hat sie sich die großartigste Stellung verschafft; ihre Actien werden mit 600 Thlr. über Pari bezahlt; 1856 war die laufende Versicherungssumme 792,307,555 Thlr., der Jahresgewinn 432,000 Thlr.; und da die Hälfte davon wohlthätigen Zwecken gewidmet ist, ergiebt sich eine Dividende von 72 Thlr. pro Actie. — Wenn wir die Hochstraße bergan bis zu Ende gehen, so gelangen wir auf den „Verbindungsweg", eine ebenfalls sehr elegante, breite und bedeutende Straße neusten Ursprungs. Die eine Häuserreihe derselben gehört schon zu Burtscheid. Die meisten Gebäude eignen hier reichen Fabrikanten, deren Thätigkeit in den letzten Jahrzehnten so großen Aufschwung genommen hat. Denn außer den Tuchmanufacturen, von denen wir früher gesprochen, haben in Aachen auch die Nadel-

Digitized by Google

fabriken hervorragende Bedeutung. Die erste wurde im 16. Jahrhundert von Gauthier Wolmar gegründet. Im 17. Jahrhundert befahl der Rath, die Nadeln nicht mehr als „Spanische" zu verkaufen. Die Stecknadelfabriken wurden lebhaft von Napoleon protegirt. Gegenwärtig zählt Aachen 14 Nadelfabriken mit mehr als 1200 Arbeitern.

Der „Verbindungsweg" führt nach Burtscheidt, der Schwesterstadt Aachens. Ueber unseren Weg fort zieht sich der fast 900 Fuß lange großartige Viaduct der Rheinischen Eisenbahn, der mit seinen 25 gewaltigen, schlanken Backstein-Bogen in einer Höhe von 72 Fuß das Thal pittoresk überspannt. Der Eingang Burtscheidts ist überaus freundlich. Im Schatten schöner Bäume „am neuen Victoria-Trinkbrunnen" spielt während der Saison ein gutes Orchester, und die große Zahl von Fremden, die die Thermen Burtscheidts besucht, freut sich der höchst eigenthümlichen Umgebung dieses Platzes.

Wir aber, die wir ja nur Aachen umwandeln wollen, eilen ihm vorüber, wir folgen der Höhe, auf der die majestätische Abtei von Burtscheidt thront, und schreiten einem Tunnel zu, welcher den Damm der Rheinischen Eisenbahn durchbricht. Und indem wir von hier aus langsam bergabwandeln, begleitet von blühenden Hecken und dem wechselnden Blick in die bewegte, heitere Landschaft, über die sich der Lousberg mit seinem weißen Belvedere freundlich erhebt, da fühlen wir uns plötzlich aus dem gewerbfleißigen städtischen Getreibe in die behagliche, wohlthuende Stille der Natur versetzt. Da steigen Bilder der Sage und Dichtung mit leisen Tönen auf, ungestört von der Arbeit der modern gewordenen Kaiserstadt, deren Laute nur selten herüberschallen. Da knüpft das Gemüth romantische Gewebe an, wenn man es ausspricht, daß das Felsenbette dieses Baches, der so ruhig unserem Pfade folgt, den alten Heerweg bezeichnet, der einst von Lothringen nach Isle-de-France geführt. Der ganze Sagenkreis der Paladine regt sich in unsrer Seele, und wir sind freudig erstaunt, wenn sich nun wirklich vor unseren Augen ein bedeutungsvoller Bau erhebt, der als Rest jener Tage uns zum Pfande ihrer vielbesungenen dichterischen Schönheit wird.

Das ist die Frankenburg! Das ist der See Fastrada's! Fastrada's, deren Name durch ein Jahrtausend von der zauberischen Macht der Schönheit wiederklingt. Fastrada war das geliebteste Weib des großen Karl; sie war es, die dem ernsten, gewaltigen Manne, der die Hand über dem Erdkreis hielt, das Herz mit neuer Liebe, mit neuer Jugend füllte. Da klangen Mainz und Ingelheim vom Jubel glänzender Feste; da spiegelte der Rhein buntbewimpelte, tanzende Schiffe; auf dem schönsten aber standen Kaiserin und Kaiser, und der Zauber von Fastrada's Auge ruhte auf den Paladinen, die als leuchtende Trabanten siegesfreudig und heldenstolz den königlichen Doppelstern umkreisten. Rheinabwärts segelten die Schiffe, nach Aachen, nach der Pfalz der Ahnen; und Karl's Blicke lachten, und der Rhein rauschte auf und schäumte vor Lust.

Das waren goldene Zeiten! — Dann starb Fastrade! — Weh zuckte durch das ganze Land; der Kaiser aber wollte es nicht glauben und glaubte es nicht: — Tage lang, Nächte lang lag er im Mainzer Dom an ihrem offenen Sarge; keine Bitte seiner Räthe, kein Rufen seines Volkes zog ihn empor aus diesem unglückselgen Schmerz. — „Sie schläft nur, sie schläft!" so wies er Jeden zurück, der von Tod und von Bestattung reden wollte. Verhängnißvoller Liebeswahnsinn schien den Kaiser zu umnachten — was sollte aus der Krone, was aus dem Reiche werden? — Da gab ein Traumgesicht dem heiligen Turpinus die Rettung in's Herz und zeigte ihm den Talisman, der mit dämonischer Gewalt den Herrn der Christenheit gefesselt. Und der heilige Bischof sprang vom Lager und eilte in den Dom.

„Der Dom war leer! Vor dem Altare
Stand nur ein hoher Sakrophag,
Drauf ruht' die Kaiserin, die klare!
Und rings umher am Boden lag
Der Paladine Schaar im Kreise,
Gegürtet nach der Büßer Weise.

Digitized by Google

Vorn lag der Kaiser! Weinend neigte
Die Stirn er an das kalte Erz,
Das Haupt, das keine Krone beugte,
Sein edelsteinern Kaiserherz,
Sie ziehen jetzt voll Erdenschwere
Zur Erde hin die Fürstenehre. . . .

Und durch die Beter eilig gleitet
Der Heil'ge, der zu retten kam,
Naht sich dem Sakrophage, schreitet
Empor die Stufen wundersam,
Schiebt Leuchter rasch zur Seite hin
Und hebt Fastradens Hermelin,

Ergreift die Hände, die längst kalten,
Am krummen Arme, schlank und steif,
Und zieht mit sänftlichen Gewalten
Vom weißen Finger goldnen Reif.
Und von der Paladine Heer
Löst es sich wie ein Centner schwer.

Und all' die Helden, die als Beter
Im Kuttenkleid am Sarge knien,
Sie schaun sich an! Es werden röther
Die Wangen ihnen, dis sie glühn.
Der Kaiser aber fährt empor
Und spricht zu seinem Heldenchor:

„Wie lange ist's, daß wir getrauert?
Zu lange däucht mir sicherlich! —
Wo ist mein Kanzler? Traun, mir schauert!
Mich dünkt, mein Volk, es rufet mich. — —
Die Kais'rin senket in die Erden,
Die nimmer wir vergessen werden!" — *)

Aber des Zauberringes magische Kraft wirkte fort; Karl konnte nicht lassen von dem heiligen Prälaten, der ihn von nun an trug. Dem graute vor der gespenstischen Gewalt, und in einsamer Stunde schlenderte er das Kleinod in den stillen Waldsee, an dessen Rande wir stehen. Seit der Zeit war der Kaiser an Aachen gefesselt. Mitten in der Flut baute er sich ein Schloß, und wenn er in geweihten Stunden alten süßen Erinnerungen lauschen wollte, dann kehrte er hieher zurück, und wenn er in den dunklen Spiegel des ruhigen Sees träumenden Blickes starrte, dann stieg Fastrada's Bild im Mondenlicht mit weißen Wasserlilien auf, und der Kaiser seufzte vor Sehnsucht! — Das ist die Frankenburg! —

Das Rittergeschlecht, das von ihr den Namen führte und die Schutzherrschaft von Burtscheid besaß, ist längst ausgestorben. Die Burg kam dann an die Merode's, und gegenwärtig gehört sie den Herren von Cöls. Hier lebte auch Max von Schenkendorf und sang sein Lied: „Ich zieh' in euch, ihr Mauern!" —

Die Straße, die an Frankenberg vorbeiläuft, führt uns zum Adalbertsthor von Aachen, wo auf einem plötzlich jäh aufsteigenden Felsen jene Kirche emporragt, die Otto der Dritte, von Gnesen kommend, zu Ehren des dort verehrten Heiligen Adalbert, des Slaven-Apostels, gegründet, und die Heinrich II. vollendet. Das reich dotirte Stift hoben die französischen Republikaner auf. — Vor dem Adalbertsthore, an einer gegenwärtig höchst unpassend gewordenen Stelle, gegenüber dem katholischen Kirchhofe und neben den Fundamenten eines neuen Zuchthauses erhebt sich das Friedensdenkmal, das 1844 zum Andenken an den Monarchenkongreß von 1818 errichtet ward. Es hat die Form einer Kapelle, ist mit den Medaillonportraits der Verbündeten geschmückt und erscheint als charakteristisches Denkmal der heiligen

*) Aus Max Maria's: Roland's Graalfahrt.

Digitized by Google

Allianz. Der Entwurf ist von Schinkel, aber dennoch ist der Eindruck kein befriedigender; wozu freilich die Umgebung das Ihrige beitragen mag.

Wenn wir vom Adalbertsthore der großen, die Stadt umschließenden Promenade folgen, so gelangen wir zu dem prächtigen Spital „Maria-Hilf", das seit 1849 unter Leitung des Stadtbaumeisters Ark nach dem Muster von Bethanien erbauet worden. Die Revenuen der Hasardbank fanden hier eine höchst segensvolle und edle Verwendung. Das Gebäude, das für circa 1300 Kranke eingerichtet ist, zeichnet sich in jeder Beziehung aus, und die lange schön gegliederte Front wird in der Mitte von einer Kuppel überragt, der man nur einen etwas größeren Durchmesser wünschte, um mit der bedeutenden Ausdehnung des Ganzen in noch vollkommenerer Harmonie zu stehen.

Hinter dem Hospital steigt das Terrain zum „Weingartsberge" an, einem Vorläufer des Lousbergs, mit dem er in Verbindung steht. Wir besteigen ihn und genießen eine Aussicht, fast noch reicher als jene, der wir uns zum Anfang unserer Wanderung beim Obelisken freuten. Das Auge überschaut den ganzen Kreis, den wir durchwandelt, überall haftet es auf Denkmalen bedeutender menschlicher Thätigkeit, ein Jahrtausend rollt vorüber, und wir empfinden mit freudigem Verständniß, wie ja die Gegenwart Summe aller Vergangenheit und ein schimmernder vollgültiger Tropfen im Meere aller Tage sei.

Der Mai liegt über der alten Stadt
Mit heitrem warmen Schein,
Es sehn die Kuppeln und Thürme froh
In's grüne Land hinein.

Es breitet sich der wald'ge Berg
Behaglich blühend aus,
Und Sonnenblicke jagen sich
Vergnügt von Haus zu Haus.

O alte Stadt, o Kaiserstadt,
Du träumst von grauer Zeit,
Da du, des heilgen Reiches Stuhl,
Gestrahlt in Herrlichkeit;

Du träumst, wie dir der alte Schmuck
Begraben worden ist,
Und wie du, das Jahrtausend durch,
Gemach gealtert bist,

Und wie sich ewig und ewig jung
Der Frühling dir erneut
Und lächelnd aneinander knüpft
Die alt' und neue Zeit. —

Der Lenz liegt über der Kaiserstadt
Mit warmem Sonnenschein;
Es schau'n die Kuppeln und Thürme stolz
In weites Land hinein;

Durch hohe Bogenfenster bricht
In das düstere Münster der Mai,
Und in dem Hauch des Frühlings schwebt
Der Zeiten Geist vorbei! —

Digitized by Google

Die Wartburg.

Von Wilhelm Hirschner.

„Vom Abendpurpurglanz entflammt
Sah ich die hehre Wartburg ragen,
Als sei das Licht von ihr entflammt
Und über alle Welt getragen."
(L. Bechstein.)

I.

Im Herzen unseres Vaterlandes, in jenem von der Natur so reich gesegneten, sagendurchklungenen Thüringen erhebt sich eine seiner schönsten und denkwürdigsten Burgen — die Wartburg. Wie sie eine liebliche romantische Natur mit allen Reizen umgiebt, so hat sie Sage und Geschichte mit einem immergrünen Kranze geschmückt; und die Erinnerung daran wird dauern, wenn auch Wartburgs Mauern längst in Trümmer gesunken. —

Hoch und weitschauend thront dieser uralte Stammsitz der Landgrafen von Thüringen auf einem der Waldberge, welche der nordwestliche Ausgang des Thüringerwaldes aussendet. Dieser Berg liegt 1251 Fuß über dem Meeresspiegel und 600 Fuß über der Stadt Eisenach, die sich an die äußerste Spitze seines nördlichen Fußes schmiegt. Die Umgebung ist wahrhaft reizend: wild-romantische Felspartien, dicht bedeckte Waldberge und lieblich grüne Thäler. Von drei Seiten ist die Burg von Waldbergen eingeschlossen, und südöstlich, wo das Gebirge bis zum Inselsberge, einem seiner höchsten Punkte, allmählig emporsteigt, erhebt sich ein waldgekröntes Haupt immer über das andere; gegen Norden allein liegt sie frei. Südlich und nördlich fällt die Felsenstirn, auf der ihre Mauern sich erheben, in jähen und schroffen Wänden herab, und besonders auf der Südseite finden sich hohe und steile Felsenmassen, die dem Bergabhange einen wild-romantischen Charakter verleihen. Von Eisenach aus hat der Wanderer mühsam zu steigen, ehe er an das alte Burgthor gelangt; aber eine labende Aussicht auf das herrliche Waldpanorama und über das gesegnete Thüringerland hin lohnt dafür reichlich. So ruht diese graue Tochter des Mittelalters in ihrem grünen Waldeskranze wie eine ehrwürdige Greisin von blühendem Leben umfangen. Man kann stundenweit umherwandern, immer grüßt sie noch von fern und tritt dann plötzlich hinter einem Berge hervor wie ein heller Stern in das freudig überraschte Auge.

Ihr Anblick muß für jeden Deutschen etwas Herzerhebendes und Ergreifendes haben. Es ist, als umschwebe ein milder Heiligenschein die alten Mauern. Dreimal ergoß sich von hier aus an der Schwelle einer neuen Zeit das Licht der Erleuchtung und Befreiung in die Welt hinaus. In der Blüthezeit des Ritter- und Minnethums ist sie der Sitz eines der tapfersten und edelsten Fürstengeschlechter, die gastliche Pflegerin der gefeiertsten ritterlichen Sänger; und die begeisterten Lieder himmlischer und irdischer Minne tönen aus ihren Hallen über die ganze nachfolgende Zeit hin. Und drei Jahrhunderte später nimmt sie jenen Gottesmann in den Schutz ihrer Mauern, welcher in der Uebertragung der heiligen Schrift eine Waffe schmiedet, mit der er die Fesseln römischer Hierarchie und Verfinsterung zerbricht. Und abermals nach drei Jahrhunderten, als nach Besiegung des französischen Unterdrückers das Bedürfniß nach freieren Formen und höherer Entwickelung in Staat und Gesellschaft erwacht ist, leuchtet wiederum in jener doppelten Siegesfeier des Geistes und des Schwertes, welche am dreihundertjährigen Geburtsfeste von Luthers Errungenschaft eine Schaar der edelsten Jünglinge Deutschlands hier vereint hat, die Morgenröthe einer neuen Zeit von Wartburgs Zinnen herab. So ist sie eine Zionsburg der Deutschen geworden, „eine ewige

Digitized by Google

Denksäule", wie ein thüringischer Dichter sagt, „daran ein Jahrhundert nach dem andern seine schmückenden Kränze aufgehangen." Acht Jahrhunderte rauschten bereits mit ehernem Fittig an ihren Mauern vorüber, und noch ist sie wohl erhalten, während viele ihrer gleichzeitigen Schwestern, selbst die alte Burg der Hohenstaufen, in Schutt und Staub gesunken.

Sie ist eines der schönsten nichtkirchlichen Gebäude romanischen Styls und das einzige dieser Art im ganzen nördlichen Deutschland. Vieles ist aus alter Zeit und in der alten Gestalt noch vorhanden, und was der Lauf der Jahrhunderte gestürzt und verwischt, hat die neue Zeit trefflich gelungen wieder aufgerichtet und erneuert. Carl Alexander von Weimar, der würdige Enkel Carl Augusts, hat es vor einigen Jahren unternommen, die romantische Wiege seiner Ahnen ganz im mittelalterlichen Geschmack und nach dem ursprünglichen Grundplan wieder herzustellen; Malerei und Sculptur haben gewetteifert, das ehrwürdige Haus herrlich auszuschmücken; und in nächster Zeit wird wieder wie vor achthundert Jahren die hohe Felsenburg mit ihren schlanken Zinnen und Giebeln in neu-alter Gestalt auf Thüringens Gaue herab schauen. Jahr aus Jahr ein führt der Schienenweg zahllose Waller aus allen Gegenden Deutschlands herbei. Kein Gnadenbild und kein Ablaß lockt sie an; aber jedes Herz fühlt sich hier, wo der ritterliche und fromme Geist der Vorzeit weht, wo die Großthaten und die Herrlichkeit der deutschen Geschichte zu lesen sind, wo aus Thal und Höhe liebliche Sagen- und Märchenstimmen flüstern, gestärkt und geläutert.

Lassen wir uns Sage und Geschichte, denn beide gehen Hand in Hand, von ihren Schicksalen erzählen; lassen wir jene lieblichen Märchenklänge aus dem Jugendmorgen unseres Völkerlebens herüberklingen und die alten Landgrafen wieder aus ihren Gräbern erstehen!

Wartburgs Erbauer ist Ludwig der Springer, welcher die Feste Schauenburg bei Friedrichsrode im Thüringerwalde zu seinem Rittersitz hatte. Als er einst, ein Stück Wild verfolgend, in diese Gegend gerieth und den steilen Felsenberg erblickte, der ihm zur Burg wie geschaffen erschien, rief er die Worte aus: „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Und alsbald begann er hier eine Feste zu bauen, der er darum den Namen Wartburg gab. Da aber Grund und Boden den Herren der benachbarten Burg Mittelstein gehörte, ersann er, den Berg an sich zu bringen, eine List, ließ heimlich des Nachts in Körben Erde von der Schauenburg darauf tragen, und als ihn nun die Eigenthümer bei Kaiser und Reich verklagten, konnten zwölf seiner Ritter als Eideshelfer beschwören, daß er auf seinem eigenen Grund und Boden gebaut habe. Auf diese Weise brachte er den Berg an sich. Die Burg aber, welche sich um's Jahr 1070 hier erhob, war der prachtvollsten eine in Deutschlands Gauen. Die Dächer waren mit Blei gedeckt, Schnitzwerk, Bildhauerei und andere Zierrathen im Innern mit großer Verschwendung angebracht. Mit den Thüringern und Sachsen, die sich den Zehnten nicht wollten auferlegen lassen, gegen Kaiser Heinrich IV. in Krieg verwickelt, gerieth Ludwig dreimal in dessen Gefangenschaft. Einmal wußte er sich von der Feste Giebichenstein bei Halle durch einen kühnen Sprung in die Saale zu retten, daher er den Zunamen „der Springer" erhielt. Der Welthändel müde, trat er 1122 die Regierung seinem Sohne, Ludwig I., ab. Da er den Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen ermordet hatte, um dessen schöne Gemahlin Adelheid zu freien, so erbaute er jetzt, diese Blutschuld zu sühnen, das Kloster Reinhardsbrunnen am Fuße des Inselberges, ward ein Mönch desselben und liegt dort begraben. Ludwig I. (1128) ist der erste selbständige Landgraf von Thüringen, wozu er auf dem Reichstage zu Quedlinburg 1130 von Kaiser Lothar erhoben wurde. Sein Sohn, Ludwig II. der Eiserne (1140) ist wieder ein Günstling der Sage. Er ist es, der seinem Schwager, Friedrich dem Rothbart, als sich dieser über die Schutzlosigkeit der Neuenburg bei Freiburg verwundert hatte, allda seine lebendige stattliche Rittermauer zeigte. In seiner Jugend ein Sohn der Lust und Fröhlichkeit, war er mildherzig und nachsichtig. Darum lebten seine Vasallen, Grafen und Ritter in Saus und Braus, drückten die Unterthanen mit Schoß und Steuern und machten ihnen

Digitized by Google

das Leben karg und bitter. Deshalb schmähten diese auf den Landgrafen und waren ihm gram. Einst nun auf der Jagd verirrt, mußte Ludwig bei einem Schmied in der Ruhl übernachten, dem er sich für einen Jägerknecht des Landgrafen ausgab. Der Schmied arbeitete die ganze Nacht, schlug mit seinem großen Hammer auf das Eisen, sagte Alles her, wie es im Lande beschaffen war, fluchte und schalt dabei auf den Landgrafen und rief: „Landgraf Ludwig werde hart, werde hart!“ Ludwig, der Alles mitangehört, nahm es sich zu Herzen, ward fortan hart und eisern, trug ein Kleid von Eisen, das ihm der Ruhlaer Schmied hatte fertigen müssen, den er überdies noch reichlich beschenkte, und hieß der eiserne Landgraf. — Ferner wird von ihm erzählt, er habe seine empörten Vasallen, die er bei der Neuenburg besiegt, vor den Pflug gespannt und einen Acker mit ihnen umgepflügt, welcher fortan der Edelacker hieß. — Ludwig III. (1172), sein Sohn und Nachfolger, wegen seiner Sanftmuth und Frömmigkeit der Milde genannt, war als Anhänger Barbarossa's in den Kampf gegen Heinrich den Löwen verwickelt, in dessen Gefangenschaft er gerieth. Er ist der Stifter der St. Georgenkirche in Eisenach und starb auf einem Kreuzzuge in Cypern (1190). Nach ihm kam sein Bruder Hermann I. zur Regierung, der berühmte und gefeierte Sängerfreund. Obgleich er zu Thüringens großem Nachtheile an den Kriegen der Gegenkönige, Otto's IV. und Philipps von Schwaben, mit denen er es abwechselnd hielt, vielfach Theil nahm, so feierte doch die Wartburg unter ihm, der in der Pflege der Poesie mit einem Heinrich VI. und Richard Löwenherz wetteiferte, die Zeit ihrer höchsten Blüthe und ihres größten Ruhmes. Durch ihn wurde sie eine gastliche Herberge der berühmtesten Minnesänger, welche durch die melodischen Klänge ihres jugendlich-träumerischen, zarten und reinen Gesanges, in welchem sich die ganze Schönheit und Biegsamkeit der deutschen Sprache entfaltete, das erste Blüthenalter unserer Dichtkunst bezeichnen; und wie von Schwertern und Lanzen, so scholl es jetzt auch von Saitenspiel und Gesang von Wartburgs Höhe herab. Es war eine edle, hochherzige Zeit in der deutschen Geschichte, welche das deutsche Leben unverfälscht und nach seiner schönsten Seite spiegelt, als Kampf, Minne und Lied die Aufgabe des Lebens waren, als auf allen Burgen, in allen Städten, in allen Hainen jene Nachtigallenlieder ertönten, welche, wie das deutsche Leben selbst, Herrendienst, Frauendienst und Gottesdienst in schöner Harmonie vereinigten.

Aus dieser Zeit berichtet uns die Sage von dem berühmten „Sängerkriege auf Wartburg“ um das Jahr 1206. Die Theilnehmer waren sechs edle und berühmte Minnesänger, die sich oft an Hermanns Hofe zusammenfanden und mit ihren selbstgeschaffenen Liedern um die Wette sangen: Walther von der Vogelweide, ein geistreicher, seine Zeitgenossen weit überragender Liederdichter, der lange Zeit an dem Hofe des Herzogs Friedrich von Oestreich gelebt hatte, nach dessen Tode aber als wandernder Sänger auch auf die Wartburg kam. Er ist als Geißler der Sittenverderbniß der Höfe und der weltlichen Anmaßungen des Papstes, wie als besonderer Lobsänger der Frauen bekannt. Heinrich von Ofterdingen, gebürtig aus dem Dorfe Ofterding zwischen der Donau und der Traue, schon als zarter Jüngling in Diensten des Herzogs Leopold IV. von Oestreich stehend und der Zeit Bürger von Eisenach. Wolfram von Eschenbach, aus ritterlichem Geschlechte entsprossen und gebürtig von Eschenbach, einem Städtchen bei Ansbach in Baiern, der Dichter des Parcival und Titurell, voll edeln, sittlichen Ernstes und christlicher Gesinnung. Heinrich von Veldeck (auch Heinrich der Schreiber genannt), ein mit der Ritterwürde bekleideter Kanzler des Landgrafen, der älteste deutsche Nachahmer der Aeneïde, in welche er auch Kaiser Friedrichs I. Thaten mit einflocht, und bei den späteren Meistersängern in großem Ansehen stehend. Biterolf, zur Dienerschaft der Landgräfin gehörend und aus Stylla in der Gegend von Mansfeld gebürtig. Der sechste endlich Reinhart von Zwetzen, ein Rheinländer. Von ihnen sagt ein altes Gedicht:

Digitized by Google

„Die Sechse waren Meister zu dichten,
Manch Liedlein sie anrichten,
Mit gar vernünftigen Sinnen
Konnten sie dar beginnen,
Geistlich und auch weltlich,
Behendiglich und auch zärtlich."

Diese sechs Meister, wird erzählt, kriegten und kämpften einst gegen einander in Gegenwart der Ritter und Edelfrauen mit ihren aus dem Stegreif geschaffenen Liedern. Es ging her wie bei einem ritterlichen Turnierspiel. Merker (Kampfrichter) und Grieswarte (Sekundanten) wurden bestimmt. Der Preis der Fürsten war der Gegenstand des Streites. Osterdingen trat zuerst in den Kreis und warf mit dem Lobe des Herzogs von Oestreich den Fehdehandschuh hin. Die übrigen Sänger stimmten das Lob anderer Fürsten, vornehmlich des kunstsinnigen Landgrafen Hermann an, und es wurde viel mit listigen Worten und künstlichen Weisen gestritten. Immer heftiger wurden die Parteien, und die Erbitterung wuchs auf's Höchste, daß man beschloß, der Unterliegende solle durch die Hand des Scharfrichters fallen, wozu der Landgraf, trotz der harten Bedingung, um ihrer kunstreichen Weisen willen, seine Einwilligung gab. Da verschlangen sich in wundersamen Bildern und Reimen, wie ein Gewebe aus Blumen, die künstlichen und sinnreichen, mitunter auch leidenschaftlichen und verletzenden Gesänge der Streiter, von denen fünf gegen einen, den eiteln und prahlerischen Osterdingen, stritten, den sie gern vom Hofe gehabt. Dieser verglich seinen Helden mit der Sonne, alle andern Fürsten hingegen mit den Sternen, welche von dieser überstrahlt würden; seine Gegner aber nannten den Landgrafen den Tag, dem die Sonne erst nachfolge. Ein Bild und ein Wort überbot das andere; endlich schien Osterdingen zu unterliegen. Da ward er es inne, daß sie sich alle gegen ihn verschworen hatten, und sein Saitenspiel einstellend, rief er seinen Gegnern zu: „Traun, Ihr Herren, es scheint, in Thüringen legt man falsche Würfel vor, womit ich leicht verspielen konnte! Klinsor von Ungarland! auf Dich beruf' ich mich, Du sollst entscheiden, ob Du des Meeres Sand solltest zählen und einzeln alle Sterne nennen, ich bin unverloren!" Man stimmte aber für seinen Tod, und schon wollte ihn der Henker erfassen, da entfloh er zu den Füßen der Landgräfin Sophie, welche ihn schützend in die Falten ihres Mantels barg und, die Rechte über ihm erhoben, die Kampfrichter abwehrte und begütigte. Die Sänger waren es nun zufrieden, daß Klinsor entscheiden sollte, und bewilligten Osterdingen hierzu ein Jahr Frist. Dieser Klinsor war ein weitberühmter Sterndeuter und Schwarzkünstler am Hofe des Königs Andreas II. von Ungarn und einer der größten Sangesmeister. Als nun Osterdingen zu ihm kam, sagte er freudig zu, die Fahrt mit ihm nach der Wartburg zu machen, um den Streit zu entscheiden. Aber unter allerlei Kurzweil verstrich die bewilligte Frist unvermerkt, ohne daß Klinsor die Abreise beschickte. Als jedoch der letzte Tag herbeigekommen war, tröstete er den klagenden Osterdingen, der nun glaubte, wortbrüchig und landesflüchtig werden zu müssen, mit den Worten: „Sei unbesorgt, mein Sohn, wir haben starke Pferde und einen leichten Wagen!" Und Abends versenkte er ihn durch einen Trunk in einen festen Schlaf, hüllte ihn und sich selbst in eine Lederdecke und ließ sie beide von seinen Geistern durch die Lüfte nach Eisenach entführen; und als kaum die Wiese vom Frühthaue troff, waren sie dort in der besten Herberge angelangt, wo Osterdingen bei den Glockentönen zur Frühmette erwachte und zu seinem großen Erstaunen erkannte, wo er sich mit einemmale befand. Klinsor wurde vom Landgrafen mit Ehren und Hulden empfangen, und als die Sänger wieder im Saale beisammen waren, trat er in den Kreis und bewies, daß der Tag von der Sonne komme, und wenn die Sonne die Erde nicht beleuchte, so wäre kein Tag, und wußte schließlich, freilich nach manchem harten Kampfe, wobei er all seine Wissenschaft an den Tag legte, den Zwist also beizulegen, daß man von der Hinrichtung Osterdingens abstand. Aber

Digitized by Google

W. v. Eschenbach ist noch wider Klinsor und tritt muthig mit den Worten gegen ihn in die Schranken: „Der Sieg ist in Gottes Hand; wenn der mir hilft, was brauche ich Euch zu scheuen?" Klinsor sucht ihn nun durch allerlei künstliche Räthselfragen zu schlagen; es gilt jetzt nicht mehr dem Preise der Fürsten, sondern der eigenen Vortrefflichkeit und Gelehrsamkeit. Aber Wolfram weiß zu Klinsors Erstaunen die schwierigsten Räthsel zu lösen, und da es ihm nicht gelingt, ihn zu verwirren, geht er hinaus und ruft den Teufel Nasion zu Hülfe, der in Gestalt eines schönen Jünglings hereintritt und Wolfram wieder allerlei Fragen aus den Geheimnissen der Natur und von dem Laufe der Sterne vorlegt. Dieser aber weist jetzt jede Wissenschaft der Art von sich ab und beruft sich auf Den als sein Ein und Alles, der die Feste des Himmels beschlossen hat und uns mit seinem Tode von der Hölle gelöset, giebt dem Teufel selbst allerlei Fragen auf, und als er auf die heilige Wandlung des Brodes in den Leib Christi kommt, vermag ihm dieser nicht mehr zu antworten, und so bleibt Wolfram der Sieger.

Der Wartburger Sängerkrieg ist eine schöne und sinnreiche Sage, die den Kampf der zwiefachen Richtung des Mittelalters, des weltlich-heidnischen Ritterthums, der heidnisch-magischen Wissenschaft (Osterdingen und Klinsor) gegen die einfache Demuth und das Schwärmerische eines kindlichen Christenglaubens (W. v. Eschenbach) veranschaulicht, und sind wohl auch ursprünglich diese sich feindlich gegenüberstehenden Principien mehr noch als die äußere Ursache des Fürstenlobes Veranlassung des Streites. Richard Wagner hat in seinem „Tannhäuser" die Sage vom Sängerstreite mit einer andern vom Tannhäuser vermischt, einem fränkischen Ritter am Hofe Herzog Friedrichs II. von Oestreich, um 1228 lebend, der sein Vermögen verprasste und ein fahrender Sänger wurde, weshalb ihn die Sage eine Zeit lang in dem Venusberge (Hörselberge bei Eisenach) bei Frau Venus sich aufhalten läßt, worüber er aber später tiefe Reue empfindet. Aus diesem Grunde wird Osterdingen häufig für Tannhäuser gehalten. —

Wir kommen zu einer anderen Kunde aus Wartburgs Vorzeit, welche zu dem Schönsten und Besten unserer Sagen- und Legendenpoesie gehört. In der heiligen Elisabeth, der Gemahlin von Hermanns Sohne und Nachfolger, Ludwig dem Heiligen (1217), tritt uns ein schönes deutsches Frauenbild aus der Zeit der keuschen Minne entgegen, mit dem Scheine christlicher Tugend und Frömmigkeit umstrahlt und von der Sage mit dem farbenreichsten Gespinnste umwoben. Wir werden 'o ganz in den Gedanken- und Anschauungskreis jener einfach-frommen und wunderreichen Zeit versetzt; irdische und himmlische Freude und Sehnsucht durchklingen unsere Brust.

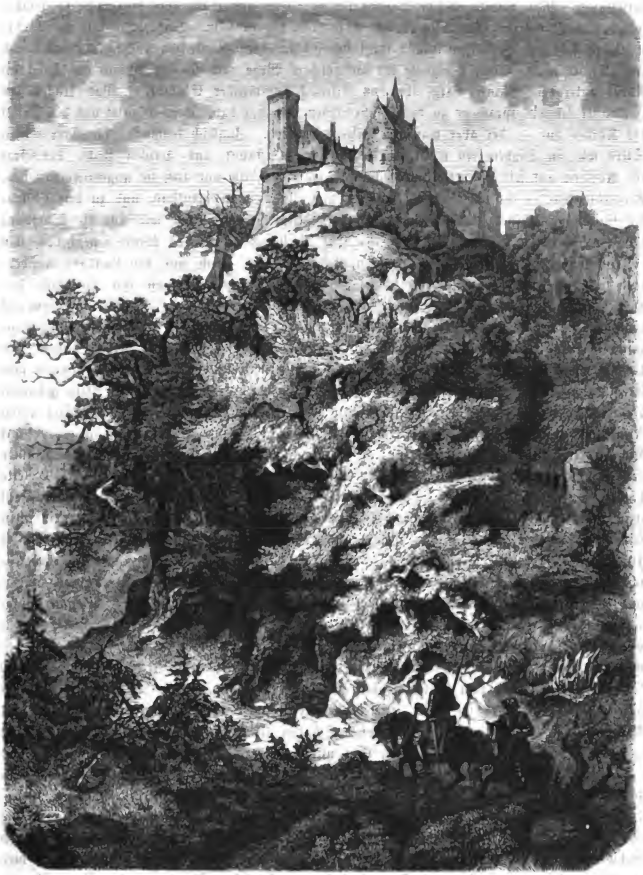
Gerade zur Zeit des Sängerkrieges wurde Elisabeth ihrem Vater, dem Könige Andreas von Ungarland, geboren. Klinsor hatte zu Eisenach ihre Geburt aus den Sternen verkündet und geweissagt, daß sie, dem Sohne des Landgrafen zur Ehe vertraut, durch ihre Heiligkeit die Freude und der Trost der ganzen Christenheit werden würde. Landgraf Hermann merkte sich diese Weissagung wohl und sandte nach drei Jahren eine stattliche Gesandtschaft an den Hof des Königs von Ungarland, für seinen Sohn um dessen Tochter Elisabeth zu werben. Der König willigte ein, und so kam die junge vierjährige Prinzessin, ausgestattet mit köstlichen Geräthschaften und Schmucksachen und einem glänzenden Gefolge, mit den Gesandten zurück an den Thüringer Hof. Nie hatte man in Thüringen einen so stattlichen Brautzug gesehen. Mit vier Wagen waren die Boten ausgefahren und mit dreizehn fuhren sie wieder heim. Es erfolgte sogleich eine vorläufige priesterliche Einsegnung mit dem erst eilfjährigen Bräutigam. Die beiden Kinder wuchsen zusammen auf, und Elisabeth wurde auf der Wartburg sittiglich und tugendsam erzogen. Schon früh war sie mehr dem Himmel als der Erde zugewandt. Bereits in ihrem zehnten Jahre wählte sie sich nach damaliger frommer Christen Beispiele den Apostel Johannes zu ihrem Schutzpatron. Wegen ihrer allzugroßen Frömmigkeit und Demuth, und weil sie allen äußeren Prunke, auch in ihrer

Digitized by Google

Kleidung, abhold und gegen Arme und Niedere mildthätig und herablassend war, wurde sie von der Landgräfin Sophie und deren Tochter Agnes oft verspottet und gescholten, weil sie sich ihrer schämten. Elisabeth ertrug dies Alles mit Geduld und Ergebenheit. — Einst fiel sie in der Kirche zu Eisenach vor dem Crucifix nieder, das ihrem Stande gegenüber hing, hatte den Perlenkranz aus ihrem Haar geneflelt und auf die Bank gelegt. Als ihr die Landgräfin und Agnes ob solchen vermeintlich unsinnigen und vor Aller Augen wenig geziemenden Beginnens Vorwürfe machten, erwiderte sie: „Wie könnt Ihr mir solches verargen, liebe Mutter? hier hängt zum Erbarmen der Heiland mit Dornen gekrönt; höhnt ihn nicht meine Perlenkrone?" — Als Elisabeth 9 Jahr alt war, fiel ihrem Verlobten nach dem Tode seines Vaters die Herrschaft zu. Er war ein wohlgestalteter, keuscher und milder Jüngling, der seine Elisabeth innig lieb gewonnen hatte und sie auf alle Weise zu trösten und zu beschützen suchte. Vergebens suchten ihn jetzt Mutter und Schwester, sowie die Hofleute, denen die künftige Herrin nichts weniger als ein üppiges und rauschendes Leben auf Wartburg versprach, zu bewegen, sie wieder zu ihrem Vater oder in ein Kloster zu schicken; und als er zum Ritter geschlagen war, hielt er, 21 Jahr alt, mit seiner 14jährigen Elisabeth ein glänzendes fürstliches Beilager. Vielleicht ist ein schönerer Bund zwischen Fürstenkindern niemals geschlossen worden. Die beiden Gatten liebten sich zärtlich und waren sich treu wie Gold. Nie kehrte Ludwig von seinen ritterlichen Zügen heim, ohne seiner Elisabeth irgend Etwas mitzubringen, sei es einen Rosenkranz von Korallen, sei es ein Kreuzlein oder sonst ein Kleinod. Diese aber hatte während dem sittiglich daheim gesessen und gesponnen und Kleider für die Dürftigen gewoben. Denn auch als Landgräfin strebte sie danach, als Muster allen Frauen des Landes vorzuleuchten. Sie kleidete sich wie eine schlichte Bürgerin. Allnächtlich verlies sie ihr Lager, kniete davor und betete. Am Fuße der Wartburg sprudelt eine klare frische Quelle hervor, noch heute der Elisabethbrunnen geheißen. Hier weilte die Fürstin gern, legte daneben einen Garten an und baute ein Siechhaus für Arme und Kranke, denen sie täglich, von der steilen Wartburg hinabwandelnd, selbst Kleidung und Speise brachte; ja sie wusch oft mit eigener fürstlicher Hand am Brunnen die Wäsche derselben. Hier ist auch der Ort, lange Zeit „die Armenruh" geheißen, wo sie die Armen in ganzen Schaaren zu umdrängen pflegten, um ihre Gaben in Empfang zu nehmen. Der Himmel segnete all ihr Thun und that Wunder durch sie, wie uns die fromme Vorzeit berichtet, die sie darum als eine Heilige verehrte. Die Gaben mehrten sich in ihrem Schoße, Kranke und Gebrechliche heilte sie durch bloße Berührung, Engel schützten und schirmten sie vor jeglicher Gefahr, der Regen nätzte sie nicht, böse Seuchen steckten sie nicht an.

Ein Ritter tauschte ihren Handschuh, den sie vor der Kirchthür, von zahllosen Armen umdrängt, als sie aus ihrem Metschger Nichts mehr zu geben hatte, einem halbblinden Greise gereicht, von diesem gegen eine Summe Geldes ein, befestigte ihn als ein Kleinod auf seinem Helme, und als er in's heilige Land zog, war ihm diese Helmzier ein schützender Talisman. In seine Heimath glücklich zurückgekehrt, nahm er in sein Wappenschild ein Bild des Handschuhs auf, und sterbend küßte er noch die heilige Reliquie. — Während der Abwesenheit ihres Gemahls hatte sie einem armen kranken Einsiedler, Namens Eli, der bei Eisenach in einer Höhle lebte und bei ihr Hülfe suchte, gesäubert und gewaschen und dann sogar in das fürstliche Ehebett gelegt. Bei der Rückkehr des Landgrafen führte ihn seine Mutter vor das Bett, um ihn mit eigenen Augen schauen zu lassen, wie es seine Gemahlin treibe, — aber, o Wunder! als Ludwig die Decke wegriß, erblickte er im Bette an Stelle des Einsiedlers ein gekreuzigt Christusbild. Tief gerührt umarmte er seine Gemahlin und sprach: „Liebe Schwester, halte fest an Deiner Tugend und laß Dich durch Niemanden irren!" Eli aber genas und wurde ein frommer Klausner, zu dem man als einem Heiligen wallfahrtete. — Bei einer großen Hungersnoth theilte Elisabeth so reichliche Spenden an die Hungernden und Darbenden aus, für die sie eigens mahlen und backen ließ, daß man hätte

Digitized by Google



Die Wartburg im vierzehnten Jahrhundert.

Digitized by Google

meinen sollen, sie verschenke mit der Zeit all ihr Gut und Habe. Die Höflinge sahen dies mit scheelen Augen an; besonders war das landgräfliche Küchenamt im Geheimen darüber entflammt. Man raunte es dem Landgrafen in's Ohr und stellte ihm die Sache so gefährlich vor, daß er seiner Gemahlin verbot, allzu freigebig zu sein. Diese aber übte ihre Wohlthätigkeit jetzt im Verborgenen und stahl sich oft zu einem versteckten Pförtchen hinaus nach der „Armenruh." Einst begegnete ihr auf solchem Wege, als sie den Abhub der Tafel im Korbe unter dem Mantel barg, ihr von Eisenach kommender Eheherr. „Was traget Ihr da? lasset sehen!" sprach er zu der Erschrockenen und hob dabei ihren Mantel und den Deckel des Korbes auf — der aber war voll duftender Rosen. Zugleich leuchtete über ihrer reinen Stirn wie ein Diadem ein wunderbares Crucifix. Erstaunt und gerührt steckte der Graf ein Röschen auf seinen Hut, küßte seine fromme Gemahlin und ließ sie ungehindert ziehen. Fernerhin war er ihr selbst dazu förderlich, auf alle Weise wohlzuthun, und zu den Hofleuten sprach er: „Lasset sie Almosen geben um Gottes Willen; wenn wir nur die Wartburg behalten, Gott kann Alles ersetzen!" An jene Stelle aber, wo das Wunder geschehen, ließ er ein steinern Bild setzen zum ewigen Gedächtniß. — Auch auf den Landgrafen übertrug sich von seiner Gemahlin die schützende Wunderkraft, darum man ihn gleichfalls den Heiligen nannte. Als sich einst sein großer Löwe aus dem Käfig befreit hatte und ihm auf dem Burghofe entgegentrat, brauchte ihn Ludwig nur mit beherzter, drohender Stimme anzuschreien, und augenblicklich schmiegte sich der Löwe wie ein Lamm zu seinen Füßen, und der herbeieilende Wärter brachte ihn wieder hinter sein Gitter. Zum Andenken an dies Ereigniß ward am Burgthor ein mit einem Löwen kämpfender Ritter in Stein gehauen, der noch heute allda zu sehen ist. — Ebenso war Ludwig gleichfalls mild und gütig gegen Arme und Hülflose. Auf dem Jahrmarkte zu Eisenach sah er einst einen Krämer, der mit Kurzwaaren handelte, und fragte ihn, ob er sich auch ernähren könne, worauf der Krämer erwiderte, daß es mit Gottes Hülfe wohl mit ihm gehen würde, wenn er nur freies Geleite hätte. Darauf wandte sich der Landgraf zu dem ihn begleitenden Kämmerer und befahl ihm, dem Krämer einen Geleitsbrief auszufertigen, versprach diesem auch, daß er in allen seinen Gebieten zollfrei sein solle, kaufte ihm dann seinen ganzen Kram ab, für den er 10 Schillinge forderte, und sprach: „Ich will Dein Theilhaber sein, gelobe mir treue Gesellschaft, und ich will Dich schadlos halten." Der Krämer zog nun weit und breit umher, und sein Handel mehrte sich so, daß er einen Esel kaufen mußte, die Menge köstlicher Waaren zu tragen. Als er einst mit Waaren von Venedig nach Würzburg zurückgekehrt war und von da nach der Wartburg ziehen wollte, um seiner Gewohnheit nach zu Neujahr seinen Herrn und Genossen zu besuchen, wurde er von fränkischen Rittern überfallen und all seiner Waaren sammt dem Esel beraubt. Traurig kam er auf die Wartburg zum Landgrafen und klagte ihm sein Leid. Dieser aber zog von Stund an mit seinen Rittern und Knechten nach Franken, richtete dort großen Schaden an und ruhte nicht eher, bis der Bischof von Würzburg von jenen Rittern den Esel und den Kram zurückerstatten ließ.

Im Jahre 1227 folgte auch Landgraf Ludwig dem Kaiser Friedrich II. auf dem Kreuzzuge nach dem heiligen Lande. Elisabeth begleitete ihn mit seiner Mutter und seinen Brüdern bis nach Schmalkalden. Als sie sich hier beim Abschiede mit ihm letzte, zeigte er ihr einen Siegelring, in dessen Stein ein Agnus Dei gegraben war, und sagte: „Allerliebste Schwester, dies Fingerlein soll Dir eine wahre Botschaft meines gesunden Lebens oder meines Todes sein, wenn Dir das Jemand bringen wird."*) Sie hatte aber ihren Gemahl zum letzten Mal gesehen: Ludwig starb auf der Meerfahrt im neapolitanischen Hafen von Otrante. Ueber Elisabeth erging nun eine Zeit der tiefsten Demüthigung und Erniedrigung.

*) Ein schönes Frescogemälde auf der Wartburg, das wir weiterhin noch erwähnen werden, stellt diese ergreifende Scene dar.

Digitized by Google

Der Bruder ihres Gemahls, Heinrich Raspe, welcher Vormund ihrer drei Töchter und ihres Sohnes Hermann und Regent des Landes ward, trachtete danach, wie er sich der Herrschaft ganz und gar bemächtige und vertrieb Elisabeth wie ein übelthätiges, schnödes Weib mit ihren Kindern von der Wartburg. Ihre verwaisten Kinder an der Hand und auf dem Arm, nur mit den nöthigsten Bedürfnissen versehen, schritt die unglückliche Königstochter aus Wartburgs Thore. Ohne zu wissen, wohin, durchirrte sie mitten im Winter die Straßen von Eisenach, da sie auf Raspe's strenges Verbot Niemand aufnehmen wollte; ja Manche, denen sie einst wohlgethan, lästerten und schmähten sie noch. In dem Kloster der Barfüßer fand sie endlich eine stille Zuflucht. Sie versetzte ihr Geschmeide, um die Kinder zu ernähren, und spann und arbeitete, soviel sie konnte. Die Hülfe des Himmels, auf die sie demüthigen und ergebenen Herzens gebaut, blieb nicht aus. Ihr Oheim, der Bischof von Bamberg, als er ihr Leid vernahm, räumte ihr Schloß Bottenstein ein, wo sie ehrbar gehalten wurde. Im folgenden Jahre, um der Beisetzung der Gebeine ihres Gemahls in Reinhardsbrunnen mit beizuwohnen, erschien sie wieder in Thüringen, das ihre Kindheit und Jugend sah und das sie so schmählich verstoßen hatte. Sie klagte den anwesenden Edeln des Landes ihre Unbill und Schmach, und diese setzten dem Regenten in freier und kühnlicher Rede also zu, daß er die Verbannte wieder auf die Wartburg zurücknahm und sie in ihr Wittwengut wieder einsetzte. Aber Elisabeth sehnte sich bald hinweg nach klösterlicher Einsamkeit und Stille, weshalb ihr Raspe die Stadt Marburg mit allem Zubehör und Einkünften gab. Hier wohnte sie in einem ärmlichen Häuschen, stiftete ein Hospital und widmete sich ganz der Wohlthätigkeit und Andacht. Sie starb in der Blüthe der Jahre, erst 24 Jahr alt, im Jahre 1231. Ihr Leben war „ein kurzer Liebestraum von tiefem irdischen Leid und hoher göttlicher Freude." Ueber ihrem Grabe erhob sich jener herrliche St. Elisabethdom im reinsten gothischen Stile, in welchem ihr Standbild und ihr prächtiger Sarkophag steht.*)

Elisabeths einziger Sohn, Hermann II., übernahm in seinem 16. Jahre 1239 die Regierung selbst, starb aber schon 1240, wahrscheinlich von Raspe vergiftet. Dieser spielte nun als Landgraf eine glänzende Rolle. Als Kaiser Friedrich II. nach Italien ging, wurde er zum Reichsverweser bestellt, und in den Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst erklärten die geistlichen Fürsten ihn zum Gegenkönig, daher man ihn spottweise den Pfaffenkönig nannte. Mit seinem Tode i. J. 1247 erlosch die ältere Landgrafenlinie, da er keine Erben hinterließ. Um den Besitz seiner Länder, Thüringen und Hessen, wurde nun ein neunjähriger blutiger Krieg geführt, zwischen dem Markgrafen zu Meißen, Heinrich dem Erlauchten, welcher 1242 bereits vom Kaiser die anwartschaftliche Belehnung erhalten hatte, und Sophie, verw. Herzogin von Brabant, einer Tochter Elisabeths, welche das Besitzthum für ihren unmündigen Sohn Heinrich beanspruchte. Die Vasallen des Landes waren theils auf der Seite des Markgrafen, theils auf der, des Brabanter Prinzen. Letzterem fielen auch die Eisenacher und die Herren der Burg Mittelstein zu, und die Herzöge von Braunschweig und Brabant eilten ihm zur Hülfe. Der Schauplatz des Krieges war meist die Gegend um Eisenach und die Wartburg, da letztere der Markgraf bereits gut befestigt und bemannt hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die der Wartburg gegenüberliegende Burg Mittelstein zerstört, eine der schönsten in ganz Thüringen. Durch Waffenglück trug der Meißener den Sieg davon. Man erzählt, er habe den Eisenacher Rathsherrn Heinrich Velsbach, weil er die Bürger zur Parteinahme für den Brabanter Prinzen bewogen, auf einer

*) Dieser Sarg, ein prachtvolles und kostbares Denkmal mittelalterlicher Kunst, befindet sich in der verschleffenen Sacristei neben dem Hochaltare, steht aber seit 1539 leer, wo Philipp der Großmüthige, um den Wallfahrten und dem abgöttischen Treiben ein Ziel zu setzen, die Gebeine herausnehmen und heimlich verbergen ließ. 1627 soll sie Landgraf Georg II. dem Kurfürsten von Cöln geschenkt haben. Der Schädel wird aber auch zu Breslau, zu Prag und zu Besançon gezeigt, und im Sommer 1855 wollte man in der Elisabethkirche selbst die Gebeine in einem alten Sarge gefunden haben. 1810 hatten die Franzosen den Sarg nach Cassel gebracht und ihn seiner schönsten Edelsteine beraubt.

Digitized by Google

Steinschleuder von der Wartburg herabschleudern lassen. Durch die Luft fahrend soll dieser noch mit lauter Stimme gerufen haben: „Eisenach gehört doch dem Kinde von Brabant!" — Nach dem Friedenskusse 1262 wurde das Land getheilt. Thüringen behielt der Markgraf und gab es seinem Sohne Albrecht, Heinrich von Brabant mußte sich mit Hessen begnügen und ist der Stammvater der hessischen Fürstenhäuser.

Albrecht war der erste Thüringische Landgraf aus dem Wettin-Meißener Hause. Die Geschichte hat ihn mit Recht mit dem Beinamen des Unartigen gestempelt. Er war vermählt mit Margarethe, einer Tochter Kaiser Friedrich II., hatte aber eine leidenschaftliche Liebe zu einem ihrer Hoffräulein, der schönen Kunigunde von Eisenberg gewonnen, weshalb er, von dieser angestachelt, seinen Eseltreiber auf der Wartburg bestach, seiner Gemahlin des Nachts als Teufel zu erscheinen und sie zu erdrosseln. Als aber der Knecht die scheußliche That vollführen wollte, schlug ihm das Gewissen, und er entdeckte der Herrin den Mordanschlag ihres treulosen Gemahls. Zu ihrer Rettung sehen die augenblickliche Flucht das Rathsamste, zu welcher ihr der Knecht und ihr Haushofmeister behülflich waren. Auf dem Gange über der Mauer zunächst dem Ritterhause wurde sie mit wenigen Begleitern aus einem Fenster in der Wohnung des Eseltreibers an Bändern und Stricken hinabgelassen, und entfloh im Dunkel der Nacht. Zuvor war sie noch in die Schlafkammer ihrer drei Knaben geeilt, von denen sie ihren Liebling Friedrich beim Abschiedskusse in die Wange biß, damit er an dieses Scheiden gedenken sollte, so lange er lebe. Darum erhielt dieser später als Landgraf von Thüringen den Beinamen „der Gebissene." — Die unglückliche Margarethe erlag in Frankfurt a. M., wohin sie geflüchtet war, nach wenigen Monaten ihrem Kummer (1270). Albrecht aber vermählte sich mit seiner Buhlerin, mit der er bereits einen Sohn, Opitz erzeugt hatte, den er bald zum Erben des Landes bestimmte. Um sich dem Anblick seiner Söhne Heinrich, Friedrich und Diezmann zu entziehen, hatte er sie zu seinem Bruder Diezmann, Herrn des Osterlandes, gegeben. Als sie aber mannhaft geworden waren, kamen sie, ihr rechtmäßiges Eigenthum zu erobern und die Unbill zu rächen, und so entstand 1281 zwischen ihnen und dem Vater ein förmlicher Krieg. Anfangs hatten die Söhne Unglück. Friedrich wurde bei Weimar gefangen und vom Vater in einen tiefen Thurm der Wartburg geworfen. Ein Jahr lang saß er hier und grub mit seinen Nägeln ein Crucifix in das harte Gestein, bis es endlich seinen Freunden gelang, ihn heimlich zu befreien. Heinrich, dem der Großvater das Pleißener Land übergeben hatte, wurde vertrieben und starb bald darauf. Kurz nach Friedrichs Befreiung starb ihr Oheim Diezmann und auch sein schwacher, erbenloser Sohn, Friedrich der Stammler, überlebte ihn nicht lange, weshalb seinen Vettern Friedrich und Diezmann, die ihr Oheim für diesen Fall zu Erben bestimmt hatte, das Osterland zufiel. Auch als ein Jahr später der alte Markgraf von Meißen, Albrechts Vater gestorben war, kam Friedrich dem Letzteren in der Besitznahme dieses Landes zuvor. Darüber entflammte des Vaters Haß noch mehr und der Krieg begann von neuem. Das Schicksal wollte, daß der unnatürliche Vater dießmal selbst zwischen Gotha und Eisenach in die Gefangenschaft seiner Söhne gerieth, welche ihn nach Landsberg in Verwahrung brachten und nicht eher wieder herausgaben, bis sich Kaiser Rudolph ins Mittel schlug und Frieden stiftete. Friedrich sollte Meißen und Diezmann das Osterland behalten. Aber der alte Haß flammte immer wieder auf. Friedrich erinnerte der Biß an seine unglückliche Mutter und auch Albrecht hielt weder Gunst noch Treue, ließ seinen Sohn für ehelich erklären, wandte ihm Alles zu und versetzte ein Schloß nach dem andern. Auf alle Weise suchte er in seiner gegenwärtigen Ohnmacht seinem unnatürlichen Hasse Luft zu machen. Kunigunde von Eisenberg war während der Kriegshändel gestorben (1286). Das Erbe der rechtmäßigen Söhne durch neue Nachkommenschaft zu schmälern, verheirathete er sich wieder mit Adelheid, Gräfin von Arnshaugk; doch die Ehe blieb kinderlos. Bald bot sich eine andere Gelegenheit zur Ausübung seiner Rache dar. Dem neu erwählten römischen Könige Adolph von Nassau gebrach es zu

Digitized by Google

dieser Würde an Land, diesem verkaufte er mit Ausnahme der Wartburg und deren Bezirk ganz Thüringen für 1000 Mark Silbers (1294). Friedrich und Diezmann und viele Edle und Städte des Landes erhoben sich dagegen, daher sich neuer und verderblicher Krieg entspann. Adolph zog mit großer Heeresmacht heran, die in Thüringen die abscheulichsten Verwüstungen und rohesten Gräuel anrichtete; Klöster wurden beraubt und feste Schlösser und Städte gebrochen. Die jungen Markgrafen bewiesen sich tapfer, besonders Friedrich, der jetzt öfter „der Freudige" genannt wurde. Als Adolph i. J. 1289 Krone und Leben verloren hatte, gelang es ihnen, ganz Thüringen bis auf Eisenach und wenige andere Städte in ihren Besitz zu bringen. Und als sich Friedrich mit Elisabeth, einer Tochter erster Ehe seiner Stiefmutter, verheirathet hatte und Opitz (1300) mit Tode abgegangen war, ließ sich Albrecht zu einem Vergleiche zwischen seinen Söhnen überreden, wodurch ihnen mehrere Ortschaften abgetreten wurden, obgleich er nie für sie gesinnt war. Aber schon 1306 wurde die Ruhe Thüringens wieder gewaltig gestört. Der neue König Albrecht, von Eisenach angestachelt, das sich zur freien Reichsstadt zu erheben suchte, nahm die Ansprüche Adolphs auf Thüringen wieder auf und rückte mit seinen Kriegsleuten, von mehreren thüringischen Städten unterstützt, in's Land. Friedrich lag es jetzt vor allem daran, die ihm höchst wichtige Wartburg zu erhalten, die Albrecht noch inne hatte, dem er nicht traute. Mit Hülfe seiner Stiefmutter, die ihren Gidam herzlich liebte, gelang es ihm, sich ihrer zu bemächtigen. Am Anfang der durchs Marienthal bei Eisenach führenden Straße, der gehauene Stein genannt, führt zur Linken ein schmaler Pfad durch einen engen Gang in eine geräumige, von hohen Bäumen überschattete Felsengrotte, noch heute das Landgrafenloch geheißen. Hier verbarg sich Friedrich zur Nachtzeit mit 15 seiner treuesten Mannen, und in der folgenden Nacht gelang es ihm, mit Hülfe einiger Burgleute, die die Stiefmuttter gewonnen, die Mauern der Burg an der Südseite sonder Mühe zu ersteigen und den Vater ohne Schwertstreich zu fangen. Dieser mußte am andern Tage die Wartburg räumen und zog nach Erfurt, wo er acht Jahre darauf (1314) in dürftigen Umständen starb. Aber Friedrich hatte noch manchen harten Strauß zu bestehen. Die Eisenacher umzingelten mit des Königs Mannschaft und den von Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen herbeigerufenen Hülfsvölkern die Wartburg, waren Tag und Nacht rege, bewachten sie streng und setzten ihr mit Blindenwerfen hart zu. In diesen bedrohlichen Kriegsläuften gebar Friedrichs Gattin auf der Wartburg eine Tochter. Aber es war kein Priester da, das Kind zu taufen, auch gingen die Lebensmittel zu Ende. Da ritt Friedrich zur Nachtzeit muthig aus Wartburgs Thore, mit ihm zwölf Kampfgesellen, in ihrer Mitte die Amme zu Roß mit dem Kinde. Die Feinde verfolgten sie, und eilig ging die Flucht über Thal und Höhen. Da verkündigt der Säugling durch Schreien seinen Hunger. „Halt!" rief der Landgraf, „das Kind muß trinken, und koste es das Thüringer Land!" Die Krieger schaarten sich alle um die Amme, und das Kind trank. Obgleich ihnen die Feinde bereits so nahe waren, daß man den Hufschlag ihrer Pferde vernahm, gelangten sie doch glücklich nach Schloß Tenneberg, wo das Kind vom Abte von Reinhardsbrunnen getauft wurde und mit der Amme blieb. Friedrich aber eilte von da nach Braunschweig und rief seinen Schwager, den Herzog zu Hülfe, sein Bruder kam mit Kriegsvolk aus dem Osterlande herbei, und seine ihm treu gebliebenen Vasallen brachten ihm 300 Wagen voll Lebensmittel, die er unter strenger Bewachung glücklich auf die Wartburg hinaufbrachte. Die Eisenacher wurden hart bedrängt, ihr königlicher Vogt, Graf von Willnau, gefangen und auf die Wartburg gesetzt, wo er starb. Um diese Zeit fiel Diezmann in Leipzig durch Meuchelmörderhand. Friedrich eilte auf die Nachricht davon nach Sachsen und schlug die Feinde, die des Königs Ruf dort gegen ihn versammelt hatte, bei Lucka aufs Haupt (1307). Als ihm vor der Schlacht der Rüstmeister den Helm aufband, soll er gesagt haben:

Digitized by Google

„Heut' bind' ich auf Meißen,
Thüringen und Pleißen,
Und Alles, was meiner Aeltern je gewart,
Gott helfe mir auf dieser Fahrt!" —

Da nun ohnedies im folgenden Jahre König Albrecht von seinem Neffen Johann von Schwaben ermordet wurde und der neue Kaiser Heinrich VI. Friedrich als Herrn von Thüringen anerkannte, machte Eisenach und andere ihm feindlich gesinnten Städte Friede mit ihm und unterwarfen sich. Friedrich, dem nun auch die Länder seines Bruders zugefallen waren, besaß nun auch Meißen und Lausitz, in welchen Besitzungen ihn der Kaiser bestätigte.

Friedrich der Gebissene verschönerte die Wartburg auf alle Art. Er legte eine Art hängender Gärten an, worin er auch Wein anpflanzte, und den großen Rittersaal ließ er mit Wandgemälden von seinen Schlachten ausschmücken, die freilich längst verschwunden, und brachte eine Menge Kostbarkeiten aus dem Meißener- und Osterlande hierher. Bei einem geistlichen Schauspiele „von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen," das man 1322 zu Eisenach aufführte, in welchem Marias und aller Heiligen Bitten Gottes Gericht über die thörichten Jungfrauen nicht ändern konnten, soll er ausgerufen haben: „Was ist denn der Christenglaube, wenn sich Gott bei Mariens und aller Heiligen Bitten nicht über uns erbarmen will?" — und darauf in religiöse Zweifel und eine unheilbare Gemüthskrankheit verfallen sein. Daher mußte fortan seine Gemahlin die Regierung bis an seinen Tod führen (1324).

Das Leben seines Sohnes, Friedrich II. des Ernsthaften ist gleichfalls eine Reihe von Fehden und Kriegen, die er meistens siegreich ausfocht; so den thüringischen Grafenkrieg gegen die Grafen von Schwarzburg und Orlamünde. Da seine Gemahlin eine Tochter Ludwig des Baiern war, so war er auch mit in alle Händel desselben verwickelt. Die Geschichte rühmt ihn als einen der tapfersten und mächtigsten Landgrafen, weshalb man ihn auch 1348 zum römischen Könige gegen Carl IV. wählte, welche Würde er aber ausschlug. Nach seinem Tode (1349) regierten seine drei Söhne: Friedrich III. der Strenge, Balthasar und Wilhelm über 30 Jahre lang in musterhafter Einigkeit über das Thüringerland und hatten ihren Sitz zum großen Theil auf der Wartburg. Aber 1379 theilten sie die Lande: Friedrich erhielt das Osterland, Wilhelm Meißen und Balthasar Thüringen. Balthasar's Sohn und Nachfolger Friedrich IV. der Einfältige war ein schwacher und von seiner Gemahlin Anna, einer Tochter Günthers XXIX. von Schwarzburg-Sondershausen und seinem Schwiegervater beherrschter Regent, der meist in Weimar und Weissensee wohnte, an welchem letzteren Orte er 1440 starb. Ueber seinem Grabe schließt sich die Geschichte der thüringischen Landgrafen und die glorreiche Landgrafenzeit der Wartburg. Denn da er keine Erben hinterließ, so fiel Thüringen an das sächsische Fürstenhaus, an seine Vettern, von denen jener in Altenburg, dieser in Weimar residirte. Die Wartburg wurde mit Vögten besetzt, stand trauernd und verwaist, und ungehindert nagte der Zahn der Zeit daran.

Aber noch einmal sollte die alte Burg von einem Sonnenblicke der Geschichte vergoldet werden. Indem sie jetzt einen Sohn des Thüringerlandes, den Lichtträger der evangelischen Freiheit als Gast empfing, ist sie das Heiligthum der protestantischen Welt geworden. Sachsens Churfürst, Friedrich der Weise, dieser edle Freund Luther's ließ ihn bei seiner Rückkehr vom Reichstage zu Worms in der Nähe des Dorfes Altenstein im Thüringerwalde heimlich aufheben, (am 4. Mai 1521) und spät Abends als einen gefangenen Ritter auf die Wartburg bringen, um den in die Acht Erklärten vor seinen Feinden zu schützen. Hier saß er, über der der Stadt, wo er einst als armer Knabe in die Schule gegangen und als Currende vor den Thüren sein Brod erfungen, in Ritterkleidung als Junker Görg in einem im oberen Stock des „Ritterhauses" gelegenen kleinen Zimmer, von zwei Edelknaben bedient. Er wurde ver-

Digitized by Google

steckt gehalten und Niemand durfte ihn sehen, selbst ein Herzog nicht, der mit hohen Frauen auf die Wartburg kam. Daher kam er wenig aus und las und schrieb den ganzen Tag. Das kleine Zimmer auf Wartburg ist die Geburtsstätte von vielen wichtigen Schriften Luthers, die der lichtbedürftigen Welt das Heil brachten: „Gegen die Ohrenbeichte," „Ueber den Mißbrauch der Messe," „Gegen die geistlichen und Klostergelübde," die Auslegung der Psalmen u. v. a. Vor allem sei jedoch die Uebersetzung des neuen Testamentes genannt, die bedeutendste Arbeit der Reformation. Wartburg und die deutsche Bibel sind in den Gedanken des deutschen Volkes nothwendig vereinigt, und merkwürdig, wie der Sängerkrieg eine für die deutsche Poesie wichtige Epoche bezeichnet, so ist die Wartburg auch die Wiege des Fundaments der deutschen Prosa. — Allfonntäglich hielt Luther seinem Wirth, dem Burghauptmann, und dessen Freunden in der jetzt noch stehenden Kapelle eine Predigt. — Nach einiger Zeit machte der einsame Ritter in Begleitung eines reisigen Knechtes kleine Ausflüge, besonders in das nahe gelegene Gellthal, denn um die Wartburg herum grünte und blühte der anmuthige Frühling und Sommer. Dann sammelte er am Schloßberge Erdbeeren, lauschte dem Gesange der Vögel, oder sang mit lauter, fröhlicher Stimme ein selbstgedichtetes frommes deutsches Lied. Zuweilen zog er auch mit dem Burghauptmann Hans v. Berlepsch auf die Jagd. Aber trotzdem war er oft von trüben Gedanken erfüllt und es bemächtigte sich seiner ein quälender Unmuth. So schrieb er nach einer solchen Jagdpartie an seinen Freund Spalatin: „Ich bin letzten Dienstag auf der Jagd gewesen, zwei Tage, um auch jenes bittersüße Vergnügen der Helden kennen zu lernen; wir haben gefangen zwei Hasen und einige Rebhühner; fürwahr eine gar passende Beschäftigung für müssige Menschen! Ich aber machte mir auch unter den Hunden und Netzen theologische Gedanken, und soviel Lustbarkeit mir jenes Schauspiel verschaffte, soviel mengte das dahinter verborgene Mysterium Mitleid und Schmerz darunter. Denn was Anderes bedeutet jenes Bild, als daß der Teufel hinterlistig durch seine Gottlosen, Meister und Hunde, das ist: die Bischöfe und Theologen, nachjagt den unschuldigen Thierchen? Nur gar zu sehr trat vor meine Seele das betrübte Mysterium von den einfältigen und gläubigen Seelen. Und dazu kam noch ein schrecklicheres Bild und Zeichen. Denn da wir auf mein Verwenden ein Häschen lebendig erhalten hatten, und ich es in die Aermel meines Rockes eingewickelt hatte und eine Weile wegging: da tödteten derweil die Hunde den armen aufgefangenen Hasen, bissen ihm durch den Rock durch das rechte Bein ab, und erwürgten ihn. Ja, so wüthet der Papst und der Satan, daß er auch die geretteten Seelen wieder verderbt und meine Mühe vereitelt. Ich bin satt dieser Art Jagd, und schmeckt mir die andere Art süßer, wo mit Wurfspießen und Pfeilen Bären, Wölfe, Eber, Füchse und andere gottlose Lehrer erlegt werden." — Wir sehen, mit welchem Mißmuth die Einsamkeit und Thatenlosigkeit den rastlos kühnen Geist erfüllte, wie ihn das Verlangen ergriff, sich wieder in Person auf den Plan zu begeben. Daher nennt er die Wartburg wohl sein Patmos, bald aber auch seine Wüstung und die Region der Vögel. In solcher Stimmung mag wohl seiner lebhaften Einbildung leibhaftig der Teufel selbst erschienen sein, nach dem er das Dintenfaß geschleudert. — Endlich, als in Wittenberg und anderen Orten der von ihm entzündete Freiheitsgeist in eine wilde Zügellosigkeit ausartete und es ihn gewaltig dorthin zog, beschloß er seine Gefangenschaft zu enden, und am 15. März 1522 verließ er mit Vorwissen des Churfürsten und des Schloßhauptmanns in ritterlicher Kleidung und langem Barte die Wartburg.

Drei Jahrhunderte waren seitdem vergangen, als die alte Wartburg am 18. Oktober 1817 in ihren Mauern jene für das deutsche Leben so bedeutungsvolle Doppelfeier erlebte: das dreihundertjährige Erinnerungsfest der durch Luther erkämpften Glaubensfreiheit und die vierte Jahresfeier jener großen Völkerschlacht, die Deutschland aus schmählichem Joch gerettet. Das Morgenroth eines schönen Tages stieg über unser Vaterland herauf. Der freisinnige Herr der Wartburg, der edle und hochherzige Carl August, hatte die Feier begünstigt und

Digitized by Google

auf alle Weise gefördert. An 500 der edelsten Jünglinge von fast allen deutschen Hochschulen hatten sich zu diesem Nationalfeste zusammengefunden; die Bürger Eisenachs nahmen sie alle gastlich und freundlich, ohne Entgelt, bei sich auf. Alle waren sie von einem Gefühle beseelt, von einem Bruderbande umschlungen. Es wehte ein neuer und frischer Geist in dieser Jugend! Der siegreiche Freiheitskampf hatte das deutsche Volk aus seinem Schlummer gerüttelt. Das Gefühl seiner Bedeutung, seiner Einheit, das Verlangen nach freieren Formen und freierem Geiste stieg wie ein Phönix aus der Asche empor; der Haß alles welschen Tandes erfüllte jede Brust. Ein Gott, ein deutsches Schwert, ein deutscher Geist für Ehre und Gerechtigkeit war auch der Wahlspruch dieser Jünglinge, und verjüngt strömte dieser Geist aus ihrem Jugendbunde wieder in das ganze deutsche Volk zurück.

Als der Morgen des 18. Oktobers schön und heiter heranbrach und das feierliche Geläute der Glocken von den Thürmen der Stadt ertönte, da ging es Hand in Hand, die Mützen mit deutschem Eichenlaub umwunden, voran das Banner von vereinten Frauen geweiht und die schwarz roth goldene Fahne, in feierlichem Zuge und unter den Jubeltönen der Musik zur Wartburg hinauf, deren graues Gemäuer mit grünen Tannenreisern geschmückt war. Auf dem mit Eichengewinden und Kränzen gezierten Rittersaale wurden die Burschen von den Behörden und der Geistlichkeit von Eisenach und vier Jenaer Professoren (Schweizer, Keiser, Oken und Fries) empfangen. Von nah und fern war eine unzählige Menschenmenge herbeigeströmt. Luthers Andenken zu Ehren ließ der hundertstimmige Chor das stärkende Kampfeslied erschallen: „Eine feste Burg ist unser Gott," daß die gewölbten Hallen erzitterten. Der Festredner Riemann aus Ratzeburg, mit dem eisernen Kreuze geschmückt, von frommem und kräftigem Aeußern, bestieg den eichenbekränzten Rednerstuhl, und seine Worte der Weihe und Kraft, womit er die Burschen begrüßte, drangen zu begeisterten Herzen. Mehrere akademische Lehrer ermahnten sie zu treuem, brüderlichem Zusammenhalten, damit sie dem Volke dereinst als Priester seines Heils voranleuchten mögen, und darauf ergoß sich das lang verhaltene Gefühl der Hörenden in dem Feierliede: „Nun danket alle Gott" in vollen Strömen. Thränen der Rührung und Begeisterung netzten die Wangen aller Anwesenden, Jeder fühlte die hohe Bedeutung des Festes, die Burschen reichten sich brüderlich die Hände. Bei einem gemeinschaftlichen Mittagsmahle in dem Minnesängersaale wurde noch manches fröhliche Lied gesungen, mancher Trinkspruch auf Luther und die Sieger bei Leipzig ausgebracht, auch das Andenken Schills, Scharnhorsts und Körners geehrt. Am Abend zogen die fröhlichen Burschen mit Fackeln auf den der Wartburg gegenüberliegenden Hörselberg, auf dem der Landsturm zum Empfang der Hinaufziehenden jetzt achtzehn mächtige Holzstöße angezündet hatte, deren Flammen die alte Wartburg wunderbar beleuchteten. Ein feuriger Rheinländer, Ludwig Rödiger, ergriff das Wort, rief Luthers Geist an und begrüßte die versammelten Brüder mit dem Ersten und dem Letzten, was in allen Herzen wiederklingt, mit dem Rufe: „Heil uns, daß wir in dieser Zeit geboren sind, und dreimal Heil! denn wir haben Gott erkannt und weihen uns ihm, dem ewigen Geiste der Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit! Für seine Anerkennung hat Christus den Kreuzestod erlitten, für seine Würdigung Luther gestritten und hat man auf Leipzigs Auen gekämpft!" — Dann führte man eine Copie von Luthers Bullenbrande auf. Ein Redner verlas eine Reihe das deutsche Volksthum schmähender und unsittlicher Schriften (darunter Werners Weihe der Kraft und Kotzebue's Geschichte des deutschen Reichs), welche dann unter lautem Jubel und mit dem Rufe: „Ins Feuer, ins Feuer!" den Flammen überliefert wurden. Zuletzt verbrannte man noch unter dem Absingen des lustigen Burschenliedes: „Gaudeamus igitur" ꝛc. einen Zopf, ein Schnürleib und einen Corporalstock. Mit Gott war das Fest begonnen, mit Gott wurde es geschlossen. Am folgenden Tage communicirten die Burschen in der Stadtkirche zu Eisenach.

Digitized by Google

II.

Wir wollen einige Andeutungen über die jetzige äußere Gestalt der Wartburg geben. Mannigfache Veränderungen durch Brand, Einschlagen des Blitzes und den Zahn der Zeit hat sie im Laufe der Jahrhunderte erlitten, wobei ganze Gebäude verschwanden, und bis noch vor wenigen Jahren würde Ludwig der Springer nichts weniger als seinen Prachtbau in ihr erkannt haben. Seit 1855 aber läßt sie der Großherzog Carl Alexander von Weimar in ihrer ursprünglichen Gestalt nach altem aufgefundenen Plane und nach den Entwürfen v. Ritgens gründlich wieder herstellen. Wie der Verfasser kürzlich bei seiner Anwesenheit auf der Wartburg vernommen, wird die Restauration erst im Jahre 1868 vollständig beendigt sein und dann eine festliche Einweihung durch ein großartiges Sängerfest im großen Ritterſaale stattfinden. Doch stammt der Grundbau unstreitig noch aus Ludwig II. Zeiten zu Ende des 11. Jahrhunderts. Der Baustil ist der romanische. Durch die alten Thore in den innern Burghof tretend, hat man zur Rechten das sogenannte Ritterhaus, dessen Grundlage ohne Zweifel aus der Zeit der ersten Langrafenreihe stammt, wenn auch die innere Einrichtung anders geworden und der Aufbau dem 15. Jahrhundert angehört. Durch seine alte Pforte sind die Minnesänger, die Ritter und Damen geschritten. Es befindet sich darin die Wachstube, die Gastwirthschaft und die Wohnung des Burgkastellans. Auf dem westlich daran stoßenden Seitenflügel sitzt ein Stockwerk von Holz, worin sich Luther's Gemach befindet. Dasselbe ist wenig verändert und werden künftig Fresken aus Luthers Leben den Eingang zieren. Der Tisch seiner Großeltern, welcher 1811 von Möhra hierher geschenkt wurde, seine Trinkkanne, sein Bücherschrank, sein Fußschemel, Briefe, Bildnisse u. dergl. von ihm werden darin gezeigt. — Die Krone der ganzen Wartburg aber ist das Landgrafenhaus am südlichen Ende der Ostseite, das uralte, aus der Zeit der alten Landgrafen stammende Hauptgebäude der Burg, worin die Fürsten Hof hielten und die Minnesänger ihre Wettkämpfe anstellten. Es steht unmittelbar auf dem Felsen des Berges, und die östliche Front bildet mit der senkrechten Klippe fast eine Wand von schwindelnder Höhe. Seine Restauration ist vortrefflich gelungen. Während früher sich an Stelle der Fenster nur viereckige Löcher zeigten, die alten Arcaden wegen Baufälligkeit vermauert, neue Thüren unten und oben gebrochen waren, und die frühere Gestalt fast unkenntlich geworden, sind die Fenster wieder hergestellt, die Arcaden sind frei geworden, Fries und Sims treten hervor, und die Fenstergruppen schmücken eine Menge byzantinischer Säulen. Auch die inneren Räume sind angemessen ausgestattet und mit Moritz von Schwinds und Rudolph Hoffmanns herrlichen Frescen geziert. In den unteren Räumen befindet sich eine werthvolle Sammlung alter Rüstungen und Waffen, besonders thüringischer Landgrafen, (Ludwigs des Eisernen, Albrechts des Unartigen, Friedrichs des Gebissenen, Diezmanns, des Prinzenräubers Kunz von Kaufungen, Bernhards von Weimar, auch angeblich der Kunigunde von Eisenberg, u. a. Unter den Harnischen soll sich auch der vom Landgrafen Hermann I. befinden. Ferner werden hier eine Menge Fahnen und Flinten aus dem 30jährigen Kriege aufbewahrt. Aus dem Erdgeschosse, in welchem sich in alter Zeit eine Küche mit großem Kamin und andere Räumlichkeiten für das Gesinde befanden, gelangt man auf der noch vorhandenen alten Steintreppe zunächst in den Sängersaal, welcher uns die glänzenden Zeiten Hermanns I. und des Sängerkrieges lebhaft ins Gedächtniß zurückruft. Denn hier führten die Dichter ihre Gesänge auf und er war zu jenen Zeiten der Festsaal. Ursprünglich reichte er bis zum südlichen Giebel des Gebäudes und schloß den Raum mit ein, welcher jetzt die Lutherkapelle bildet. Ueber der aufsteigenden Treppe war ein kleiner Theil davon in der Weise geschieden, daß dadurch eine schmale erhöhte Bühne entstand,

Digitized by Google

welche „die Laube" hieß, und hier traten die Sänger auf. Ihr gegenüber an der Südwand befand sich eine um 3 Stufen erhöhte Estrade, „die Bühne" genannt, auf welcher der Landgraf und seine Gäste Platz nahmen. Als i. J. 1317 durch Einschlagen des Blitzes der vordere nördliche Theil des Landgrafenhauses abbrannte, ließ Friedrich der Gebissene 1319 bei der Wiederherstellung den südlichen Theil des Saales abtrennen und zu einer Capelle einrichten. Nach der Restauration sehen wir den Sängersaal ganz nach der damaligen Anordnung wieder hergestellt, nur, da die Capelle bleiben mußte, um ein Drittel kleiner. Die lange westliche Wand schmückt ein großes, trefflich gelungenes Freskogemälde von Schwinds, den Moment des Sängerkampfes darstellend, wo der besiegte Osterdingen, den der Henker eben erfassen will, sich zu den Füßen der Landgräfin niederwirft und um Schutz bittet. Ueber der Scene erblicken wir Klinsor auf Wolken, den Höllenhund zur Seite; die Freunde Osterdingens blicken nach der Erscheinung und hoffen auf Rettung für ihn. Auch die Wand der Sängerlaube ist mit Fresken des Darmstädter Malers Rudolph Hoffmann in treffender und geistreicher Weise ausgeschmückt. Den drei Arkadenöffnungen entsprechen drei einfach gefärbte Teppiche, welche durch leichtes Baudwerk zu einem Ganzen verbunden sind, und dieses ist zu beiden Seiten durch eine reich gemalte Borde von Rankenwerk abgeschlossen, in welches die Gestalten der Sänger, jede nach ihrer bekannten Eigenthümlichkeit treu gezeichnet, versteckt und verwebt erscheinen. Auf jedem dieser Teppiche stehn die schönsten und charakteristischen Stellen jedes dieser sieben Dichter mit goldenen Lettern geschrieben. — Das nördlich an den Sängersaal sich schließende Landgrafenzimmer, noch heute so genannt, weil es in alter Zeit das Wohn-, Sitzungs- und Arbeitszimmer der Landgrafen war, enthält die Fresken: „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden," die Rittermauer von Neuenburg, „Landgraf werde hart!" Ludwig der Heilige und der Löwe, Ludwig der Heilige und der Krämer von Würzburg, Albrecht der Unartige erblickt bei der Hochzeit zum ersten Male die Kunigunde von Eisenberg. Durch das Landgrafenzimmer werden wir weiter geführt in das Familienzimmer des landgräflichen Paares, das mit den herrlichsten Säulen und einem mit Säulenfenstern versehenen Erker geschmückt ist, von wo aus sich eine herrliche Aussicht öffnet. An der Westseite des Sängersaales läuft eine schmale Galerie hin, der sogenannte Elisabethgang, mit Fresken aus dem Leben der heiligen Elisabeth geschmückt. In kleineren Bildern sieht man, wie sie die Hungrigen speist, die Nackten kleidet, die Kranken pflegt u. s. w., und einige größere stellen ihre Ankunft auf der Wartburg, die Sage von der Verwandlung der Brode in Rosen, Ludwigs Abschied von ihr in Schmalkalden, ihre Austreibung durch H. Raspe, ihren Tod und ihr Begräbniß dar. — Auch die auf der Südseite dieser Etage sich befindende Lutherkapelle ist ganz im Stile ihrer ursprünglichen Gründung hergestellt und eine der ehrwürdigsten Zierden der Wartburg. Die herrlichen Glasmalereien konnten größtentheils nach noch vorhandenen Mustern ausgeführt werden. Am 7. Juni 1855 ward die in Eisenach stattfindende deutsche evangelische Kirchenkonferenz mit Einweihung dieser Capelle eröffnet. — Durch das dritte Geschoß des Landgrafenhauses zieht sich ein 120′ langer und 33′ breiter Rittersaal, welchen man häufig, aber irrthümlich für den Sängersaal hält. Ursprünglich war nämlich das Landgrafenhaus zweistöckig. Ludwig I. aber, als er vom Kaiser Lothar zum Landgrafen von Thüringen erhoben war, richtete eine größere und glänzendere Hofhaltung ein, weshalb er die dritte Etage als einen einzigen großen Festsaal erbaute, während der untere Saal der Sängersaal blieb. Bei einem nothwendig gewordenen Dachbau zu den Zeiten der sächsischen Churfürsten, welche wenig mehr an die Wartburg wenden mochten, wurde er durch eine eingebaute Decke sehr verunstaltet und diente längere Zeit zum Heuboden, ist aber jetzt ganz im alten Sinne und seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß wieder hergestellt. Allerlei geschnitzte groteske Thierfiguren (Adler, Affen, Katzen u. dgl.) und üppige

Digitized by Google

Schlingpflanzen sind theils die Träger der Balken und der sie verbindenden Stangen, theils kauern sie in den Ecken. Die Wände zieren die Bildnisse der Landgrafen al fresco, und eine prächtige Galerie läuft durch den ganzen Saal. — Noch sei der nördlich am Landgrafenhause sich erhebende, den ganzen Bau beherrschende 110′ hohe Thurm erwähnt, von dessen Zinnen sich das Auge einer überraschenden Umsicht erfreut. Als bemerkenswerthe Punkte wollen wir nur die Kette des Thüringerwaldes mit dem Inselsberge, den sagenreichen Hörselberg hinter Eisenach, den hohen Ettersberg bei Weimar, das Rhöngebirge, den Meißner bei Cassel und den 13 Meilen entfernten Brocken hervorheben.

Mögen sich noch Jahrhunderte des Anblicks der alten denkwürdigen Burg erfreuen, möge sie noch fernen Zeiten und kommenden Geschlechtern ein Hort deutschen Sinnes und deutschen Lebens sein!

Eine Sage von der Schlacht bei Fehrbellin.

Von K. Bormann.

Unter dem Titel: „Die Wahrzeichen und Denkmäler Berlins" wird auf Seite 88 der ersten Abtheilung dieses Werkes von Dr. W. Schwartz berichtet, daß nach des Volkes Rede vorn aus dem Mantel der Statue des großen Kurfürsten ein Paar Kinderköpfe herausguckten; sie habe der Künstler angebracht, weil der Kurfürst einmal bei der Erstürmung eines Dorfes mit eigener Hand zwei Kinder, die er in einer Wiege liegend fand, auf diese Weise in seinen Mantel gehüllt und gerettet habe. In dieser Weise hat diese Sage keinen Anschluß an das Erzbild, an dem wie Dr. Schwartz richtig bemerkt „ein scharfes Auge nur den Bausch des Kleides sieht." Ich habe jedoch die Sage aus dem Munde eines Handwerkers anders gehört. Der Brustharnisch des Kurfürsten, wie Schlüter ihn dargestellt hat, geht nämlich unten in einem Minervenbilde aus. Man sieht dasselbe am deutlichsten, wenn man das Standbild von der Seite betrachtet. Dem Unkundigen kann diese Verzierung wie ein Kind vorkommen, das vor dem Kurfürsten auf dem Pferde sitzt. So ist sie von dem Volke verstanden worden, das mit Beziehung auf diese Auffassung folgende Geschichte erzählt. Als der Kurfürst am Morgen des 18. Juni 1675, des Schlachttages von Fehrbellin, durch ein Dorf reitet, das in der Nacht zuvor von den flüchtenden Bewohnern verlassen war, sah er vor einem der verödeten Häuser ein Kind sitzen, das die Eltern in der Eile der Flucht vergessen hatten. Der Kurfürst befahl, das Kind zu ihm aufs Pferd zu heben, und mit diesem Kinde vor sich schlug er die siegreiche Schlacht. — So wird das Kind in der Anschauung gleichsam zu dem Schutzengel des hohen Herrn an dem Tage, den er mit einem Werke der Barmherzigkeit beginnt, der in seinem Verlauf mit so vielen Gefahren ihn umdroht, und der in seinen Erfolgen so siegreich endet. Und wer möchte diese fromme Deutung eines schwer erkennbaren antiken Zierraths an der Rüstung des Helden von Fehrbellin nicht sinnig, nicht liebenswürdig finden?

Digitized by Google

Jahn und das Turnen.

„Der zweite Nam' und das ist Jahn,
Der unser Volksthum geschrieben,
Von dem, da es frah Feuerzahn,
Die Ueberschriften uns blieben.
Drauf hat er noch mit gutem Stift
Geschrieben eine Runenschrift,
Der nordische Runenmeister."

Rückert.

Im Jahre 1859 hieß es:

Jetzt sind es grade hundert Jahr,
Herr Guts Muths*) da geboren war.
Er wanderte an seinem Stab
Mit gutem Muthe bis an's Grab.
Sein Meister war Herr Salzmann fein,
Hat von dem Salz den Namen sein.
In Vogelsang und Schnepfenthal,
Da war Studieren keine Qual u. s. w.

Guts Muths ist der Vater der neueren Leibesübungen bei den Deutschen. Jahn gab diesen Leibesübungen eine patriotische Richtung. Im Jahre 1861 feiert man das fünfzigjährige Jubiläum der Begründung des deutschen Turnplatzes auf der Hasenheide bei Berlin.

Die Hasenheide mit ihrem kleinen Bergrücken, welcher auf dem fast zierlich abgegrenzten Turnplatze als Terrasse die Zuschauer aufnimmt mit ihren ziemlich frischen Wäldern, ihren Schluchten und Zäunen ist schon an und für sich eine Erinnerung an die Begründung des Turnens und an Jahn. Sie soll noch außerdem nun die Grundsteinlegung des Jahndenkmals sehen.

Ein Blick auf Jahns Leben dürfte daher an diesem Orte gar wohl gerechtfertigt sein.

Friedrich Ludwig Jahn wurde am 11. August 1778 zu Lanz bei Lenzen in der Priegnitz geboren. Im Elternhause ging es altfränkisch her.

Von Friedrich Ludwig Jahns Schwager, Pfarrer Tittmann zu Lanz, dem Nachfolger des Pastor Jahn, erfuhr der wackere Dürre, daß seine Mutter mit ihrem Manne immer auf einem sehr förmlichen Fuß gelebt und ihn immer mit „Sie" angeredet habe. Sie sprach von ihrem verstorbenen Manne immer mit großer Hochachtung und scheint in allen ihren Verhältnissen, obschon sie eine sehr feurige Frau war, in großer Ergebenheit zu ihrem Gemahl gelebt zu haben. Wenn er von dem Filial heimgekehrt, soll sie jedesmal seine Pfeife schon gestopft und zum Anzünden bereit gehabt haben und ihm mit brennendem Fidibus entgegen gegangen sein. In der Erziehung ihrer Kinder scheint sie sehr streng gewesen zu sein. Schon im vierten Jahr soll ihr Sohn in der Bibel lesen gelernt haben. Oftmals hat sie, um

*) Es sei hier bemerkt, daß ein Sohn von Guts Muths als Zeichenlehrer in Glausthal am Gymnasio beschäftigt war und andere Verwandte von ihm, darunter der Naturforscher Lenz, noch in Ibenhain oder Schnepfenthal leben. In der Provinz Sachsen und Westphalen ist sein Name noch sehr häufig. Wohl ein Neffe von ihm war der unglückliche Naturdichter Guts Muths zu Quedlinburg. Als Müller in der goldnen Aue ergab er sich gleichzeitig der Muse und dem Trunk, mußte seine reiche Mühle in der goldnen Aue verkaufen und lebte zuletzt von Bettelein in seiner Vaterstadt Quedlinburg. Seine einzeln gedruckten langen Gedichte auf die Roßtrappe und die Victorshöhe, obgleich ohne Werth, sind durch blühende Sprache und phantastische Auffassung von Natur und Sage doch in der Gegend allgemein bekannt geworden.

Digitized by Google

Gut Heil! — von Herz und Hand.

Friedrich Ludwig Jahn

Digitized by Google

Digitized by Google

seinen Lehreifer zu steigern, ihn unter Vorschützung von Hausgeschäften abgewiesen, wenn er zu ihr kam, um eine Lesestunde zu nehmen. Wenn er aber ungezogen gewesen, mußte er in den Büchern der Könige und Chroniken die Eigennamen lesen, bei deren Verstümmlung es dann wohl nicht ohne Denkzettel abgegangen sein mag. Jahn, der überhaupt mancherlei Musik gar nicht vertragen mochte, konnte nicht singen, hatte dagegen, wie aus Allem, was er geschrieben hat, hervorgeht, einen gewaltigen Sinn für alles Rhythmische. In dieser Weise trug er oftmals, die logische Betonung ganz übersehend, Gedichte in scharfaccentuirtem Steigen und Fallen der Stimme mit begleitenden Bewegungen der Arme und des Körpers vor. Oefters schob er dabei den linken Fuß und den ganzen Körper vorwärts. Man glaubt, daß dieser Mangel an Gesang der Gesanglosigkeit seiner Mutter zuzuschreiben ist, während sein Vater sehr schön gesungen haben soll. Die Erziehungsgrundsätze der Mutter waren einfach und fest. Während Jahn selbst in seinen Reden ein unsauberes Wort, sofern es nur den rechten Gedanken ausdrückte, nicht verschmähte, mußte man dagegen bei seiner Mutter mit Mühe errathen, was sie meinte, wenn sie von irgend einem unsauberen Geschäfte sprach. So war sie selbst außerordentlich sauber, wenn auch einfach gekleidet, immer sehr rein gewaschen und mit geordnetem Haar auch in den Frühstunden zu finden. Auf Schamhaftigkeit hielt sie besonders. Sie that sich etwas darauf zu Gute, daß sie bei dem Auskleiden eines Kindes nie das alte Hemde fallen ließ, bevor das frische den ganzen Körper bedeckte.

Sie hatte einen festen Bibelglauben und fand ihren einzigen Trost in der Bibel und im Gebet. Sie konnte deshalb — und das war auch ihrem Sohne eigen — aus allen Büchern des alten und neuen Testaments Stellen citiren und zum Theil ganz herfagen. Sie wußte damit ihre Rede zu schmücken, indem sie, wenn sie bewegt wurde, sich oft mit einer Besorgniß erregenden Stärke vor die Brust schlug. So wie sie in den Eingaben und Rückschriften, welche ihr Mann ihr gewöhnlich vorlas, mit einem einschmeichelnden Tone die etwaigen Härten zu rügen und damit zu beseitigen wußte, so hatte sie auch eine komische Förmlichkeit und Höflichkeit gegen fremde Personen und Bekannte. Dürre hat dies auch bei Jahn zuerst auf einer Reise von Jauer aus, wo er mit Jahn das Lützow'sche Corps verließ, bemerkt. Beim Eintreten in die Commandantur, etwa zu Bunzlau, nahm Jahn eine liebliche Stimme und sehr feine Bewegungen an, die er nie an ihm gewohnt gewesen. Beim Bitten um eine Kleinigkeit machte Jahns Mutter auch solche Höflichkeiten; aber wenn man ihr einen versprochenen Dienst nicht erzeigte, dann wußte sie zu pochen, indem sie sagte, daß man nicht hätte versprechen sollen, wenn man nicht halten wollte oder konnte. Aehnliches ist bei Jahn vorgekommen.

Hart war die alte Frau außerordentlich gegen sich selbst. Sie brachte, wiewohl es sie sehr angriff, schon früh Morgens Bett und Zimmer in Ordnung, wollte nicht, daß Jemand, wenn sie unwohl war, bei ihr wache und begnügte sich mit wenig Kost. Vielleicht ist auch Jahns Bedürfnißlosigkeit früherer Jahre das Resultat seiner früheren Erziehung. Die alte Frau war sehr sparsam, doch liebte sie auch Geschenke zu geben und suchte dabei nicht eben zu knausern. Mehrmals sagte sie zu Dürre: „Ei was, spring' ich über den Hund, so spring' ich auch über den Schwanz."

Vielleicht ist gerade der Mangel an Sparsamkeit bei ihrem Sohne, der Alles weg gab, wenn's ihm nöthig schien, aber auch von Anderen Gleiches verlangte, eine Wirkung der mütterlichen Grundsätze. *)

*) Die Mittheilungen über Jahn S. 148—150 sind einer Aufzeichnung von Dürre entnommen, die wir der Zusendung unseres verehrten Gönners des Direktor Kloß in Dresden verdanken. Wie in diesem Punkte, so will überhaupt dieser Aufsatz eine Ergänzung zu „Jahns Leben" (Berlin, 1855) sein.

Digitized by Google

Ueber seine Schuljahre hat sich Jahn selbst mehrmals ausgesprochen. In Salzwedel mußte er seinen Kameraden, die alle älter und größer waren als er, allerlei Eßwaaren und Gebäck holen. Er that dies gern. Da man ihm aber seine Bemühungen mit Undank belohnt, ja sogar ihn mißhandelt hatte, bildete sich in ihm der Oppositionsgeist, der ihn auch weiter auf die Universität verfolgt hat. Auf dem Berliner Gymnasium zum Grauen Kloster war er gleichfalls Schüler. Er sprach mit einem gewissen Wohlgefallen von dem feinen adligen Muttersöhnchen, das mit einem sehr schönen Pelzmuff angethan in die Klasse gekommen sei und dem er glühende Kohlen in den Muff gelegt habe.

Jahn's Universitätsjahre sind für sein ganzes Leben besonders entscheidend gewesen. In Jena hatte er mit dem späteren Regimentsarzt Feuerstein in sehr freundschaftlichen Beziehungen gelebt. Dieser hat Dürre mehrmals von dem wilden Aufzuge und von dem ungestümen Kampfe Jahn's gegen die Verbindungen, die Landsmannschaften und Kränzchen erzählt. Jahn lebte, wahrscheinlich von Halle fortgeschickt, in Jena unter dem Namen Fritz. In Kunitz war ein bekannter Wirth, dessen Pfannkuchen berühmt waren. Als sich dieser einst in großer Noth befand, hatte ihm Jahn eine Bittschrift an die Studenten aufgesetzt, die große Wirkung hervorbrachte und den Bittsteller aus seinem Elend riß. Der Wirth sprach mit großer Rührung von seinem Wohlthäter. Bekannt ist das Leben Jahn's in Halle, wo die Landsmannschaften den sogenannten „breiten Stein", die mittlere größere Steinreihe, behaupteten und wo bei Begegnung vieler Studirenden gewöhnlich eine Masse von Duellen sich entspann. Jahn hat erzählt, daß er eines Tages, aus dem Collegium des Theologen Knapp kommend, sämmtliche ihm begegnende Landsmannschaften oder Kränzianer (Mitglieder der Kränzchen) vom breiten Stein heruntergeschuppt habe. Das mag die Veranlassung zu einem allgemeinen Kriege gegen ihn, dem er sich durch einen Aufenthalt in einer Höhle der Felsen von Giebichenstein entzog, gewesen sein. Als Dürre mit Jahn im Jahre 1813, unmittelbar nach der Schlacht von Leipzig, in Halle war, führte er ihn in die Höhle, indem er noch alle von früherher bekannten Fußtritte mit gemsenartiger Schnelligkeit auffand, so daß Dürre, der noch nicht siebenzehnjährige Bursche, ihm kaum folgen konnte. Es war ein heller Octobertag und Jahn, eingedenk seines früheren Lebens, eingedenk auch des eben über den Erzfeind Deutschlands erfochtenen Sieges, hatte jene fröhliche Stimmung, bei der er nicht seinen gewöhnlichen Witz sprühen ließ, sondern das Innerste entfaltete. Er sprach hauptsächlich von dem Lesen des Romans Dia-Na-Sore von Meyern und zeigte Dürre die Stelle, wo ihm bei der Lesung dieses Buchs eine ganz neue Welt aufgegangen sei. Aber der Schalk in ihm mußte sein Recht haben. Denn mit einem ganz tollen Gekicher und mit einer meckernd lachenden Fistelstimme erzählte er auch, wie einige Kränzianer ihn hätten in der Höhle überfallen wollen, wie er sich aber auf einzelnen Felspunkten Steine gesammelt und sie damit in der von ihm verlassenen Höhle bombardirt habe. Bei der Rückkehr begegneten Jahn und Dürre dem Romanschreiber Lafontaine, den Jahn zwar kannte, aber nicht anredete, nicht weit von der Stelle, wo Jahn sich als Student durch einen dicken Trupp Handwerksburschen, welche auf Studenten lauerten, hatte durchschlagen oder vielmehr mit seinem Stocke, dem „Ziegenhainer" durchstoßen müssen. Um dabei recht sicher zu gehen, hatte er sich das Sacktuch zusammengedreht in den Rockärmel auf die Schulter gesteckt; im Hut hatte er schon beständig ein zusammengedrehtes Sacktuch oder Handtuch getragen.

Eine kaum glaubliche Mittheilung behauptet, daß Jahn noch als Lehrer in einen Kampf mit Müllerburschen verwickelt worden sei. Er unterrichtete am Gymnasium zum grauen Kloster und an der Privatschule des Dr. Plamann in Berlin. Sie wurde 1812 in eine eigentliche Erziehungsanstalt, ähnlich dem Pestalozzischen Institute, verwandelt. „Dies geschah in dem ehemaligen Hangwitzischen Palais, Lindenstraße Nr. 4., mit einer Einrichtung

Digitized by Google

in großartigem Styl: geräumige, helle Säle im Hause, hinter demselben Turnplatz und Garten.“*)

Diese Räume hatte der Staat auf das freigebigste hergegeben, um eine an Leib und Seele gesunde Jugend aufblühen zu lassen. Hier also arbeitete Jahn gemeinsam mit Friesen. Diesen Mann, der nachmals durch Meuchelschuß in den Ardennen fiel, hat deutsche Treue auf einem Kirchhof Berlins begraben, eingedenk vielleicht des zu jeder Nation gesagten tiefsinnigen Bibelworts, „daß gefordert werde von diesem Geschlecht aller Propheten Blut, das vergossen ist, seit der Welt Gruud gelegt ist.“ Denn einen Propheten dürfen wir jenen Liebling der deutschen Jugend in seiner Art wohl nennen, welcher den so ungewöhnlich reinen und schönen Gedanken hatte, sein Vaterland durch die Turnkunst zu befreien und vor Allem sein Blut für Deutschland vergoß.

An dem Freiheitskriege von 1813 nahm auch Jahn Theil. Franzosen und falsches Geld, hatte es geheißen, führt der Teufel durch die ganze Welt. Nun kam aber Jahn selbst als Sieger nach Paris. Der Staatskanzler von Hardenberg lud ihn ein und ergötzte sich an seinem wilden Aussehen. Mit seinen Gesellen setzte sich Jahn im Palais Royal fest und dort erstaunten über sein in aller Kraft und Breite sich entfaltendes Deutschthum sowohl Franzosen als Deutsche. Zu den Aufwärtern in der Kaffee-Kneipe wurde deutsch gesprochen, mit den undeutschen Gästen nicht viel Federlesens gemacht, bei Streitigkeiten gleich die Schelle oder die Fuchtel angeboten. Die Spaziergänger sammelten sich und staunten die „deutschen Bären“ an. Auch auf den Wiener Kongreß kam Jahn. Auffallen mußte er schon durch seinen Bart, seine langen Haare, seine altdeutsche Tracht, nicht weniger aber durch die Entschiedenheit und den Trotz seiner Meinungen, den rücksichtslosen Ausdruck seiner kurzen Rede. Man konnte nicht leugnen, er hatte durch sein Wesen großen Einfluß. Dem Finanz-Minister Freiherrn von Bülow, der sich gutwillig zur Verhandlung einiger Fragen hergab, sagte er ohne Blödigkeit harte Lehren, und da er wußte, daß er durfte, einige Grobheiten. Noch 1817 waren hohe Generale und Minister die Zielscheibe seines Spottes und seiner scharfen Rügen, mit Ausnahme des Staatskanzlers, von dem er gut dachte und noch vieles hoffte.

Die Feier des 18. Octobers 1817 gab Gelegenheit, die von Jahn vertretene Seite des Lebens in Berlin auf das glänzendste hervorgekehrt zu sehen. Alle andern Festlichkeiten wurden verdunkelt durch die der Turner; ihre Uebungen, Lieder, Reden und Sprüche hatten etwas Begeisterndes, das die Menge fortriß.“**)

Aus guter Quelle erfahren wir, daß die Uebernahme des Turnens als Staats-Anstalt in naher Aussicht stand. Allein Jahns auffallende Persönlichkeit, welche täglich im lauten Gespräche mit den Turnern unter den Fenstern Friedrich Wilhelm III. vorbeischritt, beunruhigte den König und verdarb seinen Freunden im Ministerio die Rechnung.

---

*) Vergl. L. Wiese's Schrift über den trefflichen Plamann: Rede bei der Säcularfeier von Pestalozzi's Geburtstage den 12. Januar 1846. In dieser Schrift heißt es mit Rücksicht auf Jahn und Friesen: „Harnisch, der selbst diesem Kreise angehörte, sagt in dem Denkmal, welches er Friesen gesetzt hat: „„Hätte die Plamann'sche Anstalt auch keine andere Wichtigkeit für den Erzieher, so würde sie schon darum merkwürdig sein, weil sie diese zwei Männer besaß.““ Derselbe rühmt die Freiheit und Selbstständigkeit, mit der die Pestalozzi'sche Methode, gerade durch Männer wie Friesen, allmälig von Einseitigkeit befreit, dort zur Anwendung gebracht werden sei, so daß es eine Zeit gegeben habe, wo die Plamann'sche Anstalt höher stand, als die Pestalozzi'sche in Iferten, womit C. v. Raumer's Erfahrung übereinstimmt, der 1810 von Iferten nach Berlin kam, und das freie selbstbewegliche Lehren von Friesen und Harnisch, gegen das kalte, methodisch geniete vieler Pestalozzischen Lehrer, sehr abstechend fand. Was soll man aber dazu sagen, daß derselbe Harnisch, nachdem er so viel Rühmliches von der Plamann'schen Schule gesagt, in seinem Kaskordi Personen und Einrichtungen derselben, freilich mit fingirten Namen, aber kenntlich genug, auf Spott zu ziehen suchte?“

**) S. Varnhagens Denkwürdigkeiten bei dem Wiener Congreß, sowie aus den Jahren 1813 und 1817.

Digitized by Google

Es war nun im Jahre 1820, als man in den Straßen Kolbergs einen Mann von sonderbarem und ungewöhnlichem Aeußeren erblickte. Er trug einen schwarzen oder grauen kurzen Rock, hinten an den Schößen ungetheilt, mit kurzem, stehenden Kragen, mit einer einzigen Reihe von Knöpfen, bis oben hin zugeknöpft; Beinkleider von derselben Farbe, wie der Rock; hatte weder Halstuch noch Binde um, sondern ging bloßen Halses, wie Knaben, mit einem weißen Hemdkragen über den Rock. Sein Gang war fest und kräftig; sein Ansehn ernst und streng. Eine hohe, schon etwas gerunzelte Stirn ging aus in eine bis zum Hinterhaupte sich erstreckende kahle Platte; aber das hintere und Seitenhaar des Kopfes, schon ein wenig in Grau übergehend, hing in langen Locken über die Schultern. Der Blick war durchdringend, aber nicht abschreckend; ein Bart war nicht nur oberhalb der Oberlippe oder an beiden Backen, sondern hing weit auf die Brust herab. Es war der Doctor Jahn, ein Hebel der Freiheitskriege, der als Angeklagter bis zu seiner Freisprechung sich auf der Festung Kolberg befand.

In kleinen thüringischen Städtchen verlebte er nach der Freisprechung den Rest seines Lebens. Von Freiburg an der Unstrut wurde er nach Kölleda verwiesen. Von hier aus aber schrieb er „am Kuhkölnischen Schweinemarkt", 2. Juli 1835: „Mein Entschluß steht nun fest, Kuh-Köln, wo nicht zu allen Zeiten Milch und Butter zu haben ist, spätestens künftigen Sommer zu verlassen und nie wieder zu sehen. Nach dem Abzug der Husaren, der wahrscheinlich Ende Augusts erfolgt, wird dies Bauerhausen völlig verdorfen, und die Spannung mit den Ehrenbürgern sich noch weiter dehnen. Wohin? weiß ich noch nicht. In der Nähe bleibe ich schwerlich, denn ich verlange nicht viel, aber eine Stadt reinlich und feuersicher im Innern, mit Wochenmärkten, mit Gelegenheit zum Lustwandeln umher, Schüttstraßen mit Schnellposten, eine Druckerei oder mehrere, weil ich sonst selbst eine anlegen müßte."

Als er dann wieder in Freiburg an der Unstrut wohnte und eine Reise nach dem verachteten Kölleda machte, brannte das Haus zu Freiburg ab, in welchem er zur Miethe wohnte. Bei diesem Brande forderte ein Grobschmied im gewaltigen Schurzfelle einen Lehrling auf, der in einem oberen Stockwerke in Gefahr war, in seine ausgestreckten Arme zu springen, und fing ihn in den Armen auf. Dieses Heldenstück, welches die Zeitung damals erzählte, regte unsere jugendliche Phantasie mächtig an. Freiburg an der Unstrut erschien wie eine Wohnung der Riesen und Jahn als der heidnische Gott Thor unter ihnen. Jahn soll freilich selbst als faselnder Alter zu jungen Besuchern gesagt haben, hoch im Norden sei noch ein Ort, wo sich heimliche Anbeter des Thor versammelten, und zu diesen sich zu gesellen, sehne er sich. Den gewaltigen Tonfall seiner Worte zu zeigen, den er förmlich mit einer Art von Tanz, wenigstens von rhythmischem Gehen, begleitete, stehe hier der Kern einer von ihm verfaßten ungedruckten Spruchreihe, die er 1847 von zwei jungen Mädchen bei Ueberreichung einer Fahne an den Gesangverein von Freiburg sprechen ließ:

Der Starke bleibt einzeln ohne Macht,
Im Verein wird nicht der Schwache verachtet.

Wie zu Feld ein Dornbusch einzeln steht,
So der Mann, der einsam durch's Leben geht.

Die Freundschaft ist oft ein leeres Wort,
Gesinnung und Thatlust mehren den Hort.

Als Schreckbild droht das Gesetz von fern,
Die Sitte steht über den mächtigsten Herrn.

Die Kraft und Macht sind nichts ohne Geist,
Unsterblich sich der in der Dichtkunst weist.

Die Muttersprache bleibt Landes Ehr',
Das Volkslied rüstet des Volkes Wehr.

Digitized by Google

Des Vaterlands Sache ist die Sprach',
Die wecken nur die Lieder wach.

Die Sprache des Volkes Seele waltet,
Ohne Gesang sie doch bald erkaltet.

Ohne Lied, ohn' Red' und Festgelag
Ein Volk nicht lange dauern mag.

Die Zeit entflieht in jedem Verein,
Das Gedächtniß darf nicht von heute sein.

Drum wünschen wir, daß im Vaterland
Der heutige Tag sei des Rechtes Pfand.

Die Fahne ist Zeichen einer Schaar,
Sie leb' und wehe recht viele Jahr.

Sie führe der Zeiten Wechseltanz
Zu treuen Söhnen des Vaterlands.

Sie halte Falsche und Feige fern,
Vereine Biedre und Brave gern.

Sie sei das Banner der Muttersprach,
Sie ziehe des Liedes Strahlen nach.

So wirke nun wacker und wohlgemuth,
Und halte die Fahne in guter Hut.

Jahn hatte sich im besten Mannesalter als einen „alten Deutschen" gegeben. Auch während seines thüringischen Aufenthaltes wurde er noch so angesehen und zog in diesem Sinne die Jugend an. Indem er aber vielmehr durch und durch noch einer der lebendigsten Zeugen aus den Freiheitskriegen war, mit welchem der Umgang hier vielen nachgeborenen Jünglingen gegönnt war, die auf andere Weise nie in ein unmittelbares Verhältniß zu jener eben so großen als nahen Vergangenheit gekommen wären, war demjenigen, welcher schon in seiner Jugend über die Verehrung des Patriotismus geschrieben hatte, in seiner Abendzeit ein schöner Wirkungskreis ungesucht zugefallen. Diese Aufgabe des Greises wurde aber von Wenigen verstanden. Als im Jahre 1843 gegen die damals noch verbotenen Studentenverbindungen unbedeutende neue Untersuchungen begannen, unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV., glaubte man in seltsamer Verblendung durch nächtliche Boten den ehemaligen Gefangenen von Kolberg wegen einer etwa bevorstehenden Beschlagnahme seiner Papiere warnen zu müssen. Der Turnvater empfing diese Jünglinge, von denen der eine jetzt Syndikus der Ritterschaft in einem Deutschen Staate und der andere Polizei-Lieutenant in Berlin sein dürfte, als hätte er ihren nächtlichen Besuch längst erwartet. In gewaltiger Aufregung schritt der alte Offizier der Lützower durch's Zimmer, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort der Erzählung, vermied aber jede Frage und Wechselrede. Den überbrachten Brief steckte er hastig zu sich, als solle Niemand beweisen können, daß er ihn gelesen habe. Freundlich brachte er diese Boten zu Bette und später verabschiedete der alte Schulmann sie liebevoll, aber ohne daß er sich herabließ, sein Stillschweigen über den Zweck ihres Besuches zu brechen. Der Verkehr mit der Jugend war Jahn unter allen Umständen Herzensbedürfniß. Hoffnung, Freiheit, Licht und Luft fand er nur, wo Knaben athmeten. Vom Turnen konnte der Staat ihn losreißen. Aber sein Verkehr mit Knaben und Jünglingen wurde selbst in abenteuerlichen Formen fortgesetzt. Unter diesen hatten, wie es zu geschehen pflegt, seine eignen Kinder zu leiden, die nun alle todt oder verschollen sind. Wie Jahn ein sonderbarer Pädagog war, so war er auch ein sonderbarer Hausvater. Sein Hauswesen war zerrüttet, aber seine Ehen waren sehr glücklich. Mit den Freiburger Bürgern lebte er gleichsam auf dem Kriegsfuß. Ich erinnere mich, daß er uns auf einem Spaziergange aufforderte, mit ihm davon zu laufen, weil sein Hund hinter einem Zaune ein

Digitized by Google

fremdes Huhn zerrissen hatte. Die Bürger beschuldigten ihn bei seiner langen Muße der Klatschhaftigkeit, welche sich bis auf ihre Kochtöpfe „und noch weiter" erstrecke.

Als Jahn am 15. Oktober 1852 starb, wurde er keineswegs betrauert wie Arndt bei seinem Tode. Der Hauptgrund seiner damaligen Unpopularität war aber trotz seiner Fehler kein anderer als seine absichtliche Zurückgezogenheit nach dem Deutschen Parlamente. Mit Lichnowsky und Auerswald war er dort verfolgt. Seitdem war er innerlich gebrochen, wandte furchtbare Stellen aus Jeremias auf die Deutschen an und wurde von Zweifeln über die demagogische Seite seines vergangenen Wirkens gequält. Eine versöhnende Genugthuung ganz in seinem eignen Sinne war es daher, als es nach seinem Tode gelang, zunächst durch eine planmäßige Entwickelung seiner Verdienste um die Freiheitskriege sein Bild in den Herzen wieder aufzurichten. Alsbald verlangte die erwachende Liebe der Deutschen zu ihrem Turnvater nach festeren Beweisen von Stein und Erz. Längst steht auf seinem Grabe jetzt ein Denkmal. Zu einem größeren wird der Grundstein auf der Hasenhaide gelegt werden. In einer Versammlung wegen dieses Denkmals nahm ein alter Küstriner Festungskommandant, über den Jahn als Gefangener sich bitter beklagen zu dürfen glaubte, freundlich und sorglich das Wort. Läßt sich ein größerer Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Turnvaters denken? Er, der den Straßenjungen unter dem Brandenburger Thore geohrfeigt hatte, weil er sich bei dem Fehlen der Siegesgöttin nichts zu denken wußte, und als Gefangener aus Berlin geführt war, wies später alle Einladungen dahin zurück. Wenn er wieder käme, sollte sich Niemand an ihm ärgern und nur an einem Tage gerechter Wiedervergeltung schien er kommen zu wollen. Ein solcher Tag ist der Tag der Grundsteinlegung in der Hasenhaide, und der größte Triumph für Jahn ist die heutige Stellung des Turnens. Allerdings würde er noch die Uneinigkeit über die verschiedenen Systeme der Turnkunst tief beklagen. Für das schwedische Turnen, das bei unserm Militair eingeführt ist, würde er sich in Berlin nicht entscheiden. Das Spieß'sche Turnen aber, eine zweckmäßige Veränderung des Jahn'schen Turnens für die Schulen, würde bei ruhiger Ueberlegung ihn freuen mit seinem Stangengerüst und andern trefflichen Einrichtungen auf unsern Schulhöfen.

Ueberhaupt hat man eine Scheidung zu machen, wenn man jetzt vom Turnen sprechen will. Für sich zu betrachten ist das Turnen, insofern es mit unseren Schulen verbunden ist. Für sich zu betrachten sind die Turnübungen desjenigen Theiles der deutschen Jugend, welcher, ohne dem Soldatenstande anzugehören, zu der Schule in keinem Verhältnisse steht. Mit Rücksicht hierauf mögen noch einige einzelne Bemerkungen sich hier anschließen.

Die von Schulen ausgehenden Reisen blühten schon zur Zeit der Philanthropine. Seitdem haben sie sich nicht so verallgemeinert, wie man wünschen möchte. Eisenbahnen und zahlreiche Chausseen haben sie kaum gefördert. Das Charakteristische solcher Reisen ist, daß Schüler in größerer Anzahl mit ihrem gemeinsamen Lehrer zu Fuße reisen, daß starke Tagesmärsche mit Rücksicht auf geschichtliche Punkte gemacht und in einem Bogen jedesmal möglichst große Theile des deutschen Vaterlands in Augenschein genommen werden. Diesen Charakter werden Schulreisen fast nur unter Leitung des jedesmaligen Turn- oder Geschichtslehrers vollkommen entwickeln können. Sollte aber Jemand eine bunte Schaar von Schülern, deren Lehrer er nicht ist, als Reiseführer zusammenpferchen, so würde das weniger empfehlenswerth scheinen. Obgleich auf die Persönlichkeit Alles ankommt, so wäre es, von dieser abgesehen, eine Kleinkinderbewahranstalt auf Reisen, und doch wären die geleiteten Knaben und Jünglinge keine Kinder mehr. Die väterliche Gewalt oder das Ansehn des Lehrers wird entwürdigt durch die Uebertragung für die Dauer eines bloßen Vergnügens. Wir schweigen von den Hauslehrern, welche mit zwei bis drei reichen Knaben statt zu reisen sich wochenlang

Digitized by Google

an einem schönen Punkte niederlassen. Mit einem solchen sind wir unlängst auf der Eisenbahn gefahren. Er schrieb Alles auf, was seine Zöglinge begannen, bis einer von ihnen sich ein Polster zurechtmachte und sich der Länge nach auf die Bank legte. Da schlug er behutsam sein Tagebuch zu und steckte es ein. So sollten Schüler gewiß nicht reisen nach Salzmann, Jahn und Friesen.

Das Turnen der Kaufleute, Handwerker und Studenten soll keine bloße Gymnastik, sondern eben für die Erwachsenen soll mit dem Turnen auch etwas Geistiges verbunden sein. Nicht als Staatsumwälzer soll der Turner in die Zukunft blicken. Ungekünstelt soll er die Vergangenheit anschauen und so der Zukunft gleichsam vorgebildet und gewappnet entgegentreten. Patriotische Gesinnungen und die Lieder der Freiheitskriege gehören recht eigentlich auf den Turnplatz, am meisten auf die Hasenheide. Zweck des Turnens ist die Blüthe und Gesundheit des Staats und der Familie an Leib und Seele. Die großen Ideen nationaler Einheit sollen von den Turnern nicht sowohl verbreitet als im Innersten gehegt werden. Eine heilsame antinapoleonische Richtung haben die Schicksalsnornen der Turnkunst schon in der Wiege verliehen. Der Sinn ihrer Runensprache aber ist, so lange der Wind den Staub der Hasenheide aufweht, Wiedergeburt von unten nach oben, damit nie wieder ein Heinrich von Kleist singen kann:

„Es bricht der Wolf, o Deutschland,
In deine Hürde ein und deine Hirten streiten
Um eine Hand voll Wolle sich!"

H. P.

Die Stadt Braunschweig.

Von Carl Schultes.

„Brunswicks Leu,
Stark und treu!"

I.

Tausend Jahre! Was sind 1000 Jahre in dem Meere der Ewigkeit? Noch nicht der tausendste Theil eines Tropfens, und doch welch' eine lange Spanne ist es, nehmen wir zum Vergleiche das Leben der Menschen und das Bestehen ihrer Werke. — Tausend Jahr! Nicht viel früher datirt sich das Erwachen unseres theuren Vaterlandes, und was ist in diesen tausend Jahren an demselben vorübergegangen? —

Wer den Geisterschritt der Cultur verfolgt, muß bewundernd unser Vaterland anstaunen, denn nirgend hat er so tiefe gewaltige Spuren hinterlassen, als in dem gesegneten deutschen Lande. — Deutscher Geist, deutscher Fleiß und deutsche Kraft haben in diesen tausend Jahren ein Land geschaffen, das bestehen wird: „Trutz jedem Feinde!" bis die Erde zerfällt! —

In unserem Vaterlande giebt es wenige Städte an denen sich das Wachsen und Gedeihen des deutschen Volkes so nachweist, als an dem alten „Brunswick;" denn nicht leicht hat eine zweite Stadt in Deutschland (Nürnberg ausgenommen) eine so bewegte, ereignißvolle Geschichte aufzuweisen.

Und diese Stadt, deren hohes Alter Jedem, der sie nur betritt, in die Augen springen muß, feiert ihr tausendjähriges Bestehen am 20. August 1861, dem Namenstage des Schutzpatrons der Stadt des heiligen Autor. —

Digitized by Google

Der heilige Autor, dessen Name in vielen Geschichten der Heiligen nicht zu finden ist, war Erzbischof zu Trier, und wurden dessen Gebeine von der Großmutter Heinrich's des Löwen, der Markgräfin Gertrudis, auf schlaue Weise aus dem Kloster St. Maximin in Trier entwendet und nach dem von ihr gestifteten Mönchskloster St. Egydien gebracht.

Früher in Trier nicht viel beachtet, erhielt der heilige Autor in Brunswick große Verehrung, und aus Dankbarkeit entschloß sich der gute Selige zu einem großen Wunder. Er erschien 1199 bei Belagerung der Stadt (durch Philipp von Schwaben gegen Otto IV.) mit einem feurigen Schwerte, welches lange Zeit von den Mönchen zu St. Egydien natürlich ohne Feuer den Gläubigen gezeigt wurde, auf der Stadtmauer, und das feindliche Lager kam dadurch so in Furcht und Schrecken, daß von Stund an die Belagerung aufgehoben wurde.

„O heiliger Autor, nur noch ein Mal verrichte ein gleiches Wunder, kehre aber vorher nach deiner Heimath Trier zurück, und strecke ein Flammenschwert gegen Westen hin!" —

Die Entstehung Brunswick's wird folgender Maßen erzählt: Zwei Söhne des Sachsenherzogs Ludolf (aus Wittekinds's Stamme?), Tankward und Bruno, siedelten sich hier an der Oweka, Okera, Oker an, um 861.

Tankward erbaute am linken Ufer, wo heute die Burg-Caserne steht, die Burg Tankwarderode, und Bruno gründete am rechten Ufer, etwa wo heute noch der Theil der Stadt „Altewyk" heißt, den Wyk oder Weiler: Bruno's-Wyk. —

Als Beleg für dieses hohe Alter, welches nach Einigen auf die Jahre 850 und 890 vorzurücken wäre, nach Andern aber noch weiter zurückgesetzt wird, indem Carl der Große schon 780 an Stelle eines hier zerstörten Götzen-Altars eine dem heiligen Polycarp geweihete Kapelle gegründet haben soll, aus der hernach die Jacobi-Kirche entstand, welche erst 1794 abgebrochen wurde und von der nur einige Mauer- und Spitzbogenfenster-Reste in dem sogenannten kleinen Gewand-Hause übrig geblieben sind, mag aber eine kleine, in den Chroniken angezogene Tafel gelten, die im Knopfe jener Kirche bei einer Ausbesserung derselben im Jahre 1375 vorgefunden wurde, und als die älteste vorhandene Nachricht bestimmt das Jahr 861 angiebt, so daß wir wohl mit Recht mit eben diesem Jahr der Gründung der ältesten Kirche zugleich die einer Gemeinde Brunswick anzunehmen berechtigt sind.

Die Burg Tankwarderode machte um diese Zeit noch keinen Theil von Brunswick aus. Kaiser Heinrich IV. belagerte 1080 den Markgrafen Egbert II., den Hauptanführer des Sachsenaufstandes, in dieser Burg; konnte sie aber erst nachdem Egbert in der Feste Hohewort bei Eisenbüttel meuchlings erschlagen worden, erobern.

Später wurde sie von den Brunswickern zurückerobert, die bayrische Besatzung des Kaisers erschlagen, und die Sieger führten Egbert's nach Scheverlingenberg geflüchtete Schwester nach Brunswick zurück und bauten eine neue Burg an Stelle der zerstörten; diese Schwester Egberts war Gertrudis, der wir den Herrn Autor verdanken. — Heinrich der Löwe vereinigte den „Hagen", eine nur theilweise bebaute Gegend mit der Stadt, gründete mehrere Kirchen, und versah die einzelnen Theile der Stadt schon mit Mauern und Thoren. Er starb 1195 am 6. August in seinem von ihm erbauten Lieblingssitze, dem Mosthause, vor welchem sich sein Löwe (vielleicht auf der Gießhütte am Bruche gefertigt und schon 1166 aufgestellt) befindet.

Die Erhebung zur eigentlichen Stadt erhielt aber Brunswick erst nach der Belagerung von 1199, indem Otto IV. Mauern und Gräben ringsumher aufführen ließ, wie die sächsische Chronik (besser Brunswicker Chronik) von Conrad Bodo, einem Braunschweiger Bürger, meldet. Diese Chronik, unter dem Namen „Bilder-Chronik" wegen der vielen Holzschnitte bekannt, wurde 1492 zu Mainz von Peter Schöffer von Gernsheim gedruckt.

Unter den Nachkommen Heinrichs des Löwen blühte Braunschweig immer kräftiger empor.

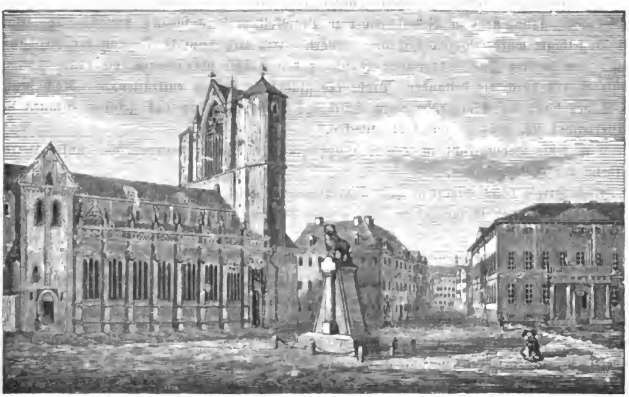
Digitized by Google

Otto IV. verlieh der Stadt für ihre Treue bei der Belagerung die Zollfreiheit durchs ganze römische Reich, und die ganze Altewyk erhielt, wie gemeldet, eine Mauer, welche auch das Egydienkloster mit einschloß. Von der Neustadt bestanden damals die Kaiser- und die Reichsstraße; die dort liegende St. Andreaskirche wurde erst später gebaut, noch stand hier eine Kapelle, von der ein Theil, wohl eines der ältesten Bauwahrzeichen Braunschweigs, in der Kröppelstraße zu sehen ist.

Unter Otto's IV. Regierung entstand auch das fünfte Weichbild der Stadt nahe der Burg „der Sack."

Diese fünf Weichbilder der Stadt (von denen eigentlich jedes eine Stadt für sich mit Mauern und Thoren bildete) hießen: die Altewyk, die Altstadt, die Neustadt, der Hagen und der Sack.

Otto IV. schenkte der Stadt die von Heinrich dem Löwen erbaute St. Martinskirche, als eine Haupt- oder Marktkirche.



Der Domplatz mit dem Dome und dem ehernen Löwen Heinrichs.

Nach Otto's Tode kam Braunschweig an dessen Bruder, Pfalzgrafen Heinrich, und von diesem an seines jüngsten Bruders Wilhelm Sohn Otto, als Kind.

Otto verlieh dem Orte Brunswick für bewiesene Treue der Bürger, als er aus der Lübecker Gefangenschaft kam, das erste Stadtrecht und viele Freiheiten.

Schon 1228 brachten Braunschweiger Kaufleute ihre Waaren nach Dänemark, und Waldemar II. befreite sie dort vom Zoll- und Strandrechte wegen ihrer Anhänglichkeit an Otto. 1230 erhielt die Stadt durch Gründung des Kreuzklosters neuen Zuwachs, und Balduin von Campen war der Stifter. In demselben Jahre bekamen die Braunschweiger vom Könige von England das Privilegium: in seinem Lande frei handeln zu dürfen und Schutz zu genießen, wenn sie vom Herzoge einen Schein hätten, daß sie seine Unterthanen wären.

Es dürfte hier die Stelle sein, einer Anstalt zu gedenken, die nach Heinrich des Löwen Tode (dessen zerfallendes Land die Rechts- und Sittenlosigkeit beförderte) neben den Fürsten und Herren eine offene Macht bildete, und nur errichtet schien, um Gewalt mit Gewalt zu unterdrücken. Es ist dies das Vehm- oder Freigericht, auch „die heilige Vehme" genannt.

Digitized by Google

Zwei Rathmeister der Altstadt traten bei eingetretenem Verdacht mit einem oder zwei ehrenwerthen Bürgern in Verbindung, um über Zulässigkeit eines „Vehmdinges" zu berathschlagen. War solche entschieden, so wurden zur bestimmten Zeit vor Anbruch des Tages die Thore geschlossen. Auf dem Martinikirchhofe sammelten sich die Wissenden, gaben dem Vehmschreiber die Instruktion und mußte der Vehmbote die Klage ihm eröffnen. — Und dann —

„Wannte man den groten Klocken lud, so sammend sik die Herren (Wissende und Rath); so man lud ok dryn to forme, so gad de Herren unde dat Volk tomale ute suate Peters Dore uppe den Vemegraven (Vehmgraben, wo heute noch das „Aichthal"): so blift de Rad uppe den vornesten bleke, suate Peters Dore negest, unde dat Volk gept tomale uppe dat andere del, den Graven lenges hen, so ropet de bödele (Bote, Bötel) to dem Volke: Gy den Herren gad in de Achte, de ute der olden stadt, ute der neyen, ute den Hagen, Oldenwik unde Sacke, dat se sik besprucken!"

Die Vehmboten forschten indessen unter dem Volke nach dem Thatbestand der Verdachtspunkte, gaben sie dem Vehmschreiber zu Protokoll, welches sodann der Freigraf vorlas. Der Angeklagte wurde vorgefordert und verhört. Ein Eid reinigte ihn von der Beschuldigung; zum zweiten Male vorgeladen, mußte er den Kläger überfiebenen, die dritte Anklage konnte er nur durch die bestandene Probe des glühenden Eisens entkräften. — Noch heutigen Tages hüllt der Aberglaube einen Theil des Vehmplatzes in das geheime Grauen des Geisterreiches ein, denn es soll dort „spöcken."

Das letzte Vehmgericht in den braunschweigischen Landen wurde 1568 unter Herzog Wilhelm bei Celle gehalten.

Nach Otto's 1252 erfolgtem Tode kam Brunswik an seinen Sohn Albrecht den Großen. Er bestätigte in Gemeinschaft mit seinem Bruder Johann der Stadt alle von Otto verliehenen Rechte.

In dem Jubiläumskalender für 1861 hat der Herr Registrator Sack, dessen hier als des stadtgeschichtskundigsten Braunschweigers ehrenvolle Erwähnung geschehen muß, die merkwürdige bisher noch nicht gedruckte Art der damaligen Huldigung von Seite der Bürger aus einem alten Stadtbuche (1268 und 1279) mitgetheilt. Sie lautet: „Sollte man eines Tages dem Fürsten huldigen, so wäre dem Rathe und der Stadt Noth, daß sie sich verbedingen, daß der, dem sie huldigen, ohne Noth keinen Krieg anfange, er thue es denn mit ihrem Wissen und Willen." Der zweite Satz lautet erzählend: „Nach Absterben des Herzogs Albrecht († 1279) versprach die Stadt Braunschweig, seinen Söhnen so lange treu und ergeben zu sein, als sie die Stadt gut behandeln würden ꝛc."

Nur corrumpirte Zeiten und Zustände konnten später aus solchem klaren gegenseitigen Uebereinkommen Unterthanenpflichten entstehen lassen.

1278 und 1290 wurde Brunswik von zwei furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht, und die letzte war so schrecklich, daß der dritte Theil der Stadt in Rauch aufging und man vom Egydien-Markte bis an das Petrithor sehen konnte. Der Platz „Wüstewort" erhielt in jener Zeit seinen Namen. — Doch konnte dem Handel und Gewerbe kein großer Schaden geschehen, indem der Wohlstand der Stadt schon eine bedeutende Höhe erreicht hatte.

Gefährlicher als diese Feuersbrünste hätte der nach Herzog Wilhelms Tode, 1292 entstandene erste große Aufruhr der Stadt werden können.

Wilhelms Bruder Heinrich suchte sich mit Hülfe der Gilden Brunswiks, zum Nachtheil seines Bruders Albrecht in Göttingen, zu bemächtigen. Die aufgehetzten Bürger empörten sich gegen den Magistrat und wählten 12 Gildemeister, die Recht sprechen sollten. Diese tagten im Lauenthurm, machten sich aber bald durch ihre Herrschsucht verhaßt, es entstand Unzufriedenheit, und am Autorstage kam es beim Umzug zu blutigen Händeln. Der Rath

Digitized by Google

versuchte Güte, aber die Gilden wurden noch trotziger und wählten sogar neue Bürgermeister. Der Rath bat nun Herzog Albrecht um Hülfe, und ein Müller, Namens Curd, führte ihn und seine Ritter in der Nähe der Neustadtmühle bei Nacht über den Graben. Albrecht besetzte die Rathhäuser und Stadtthore und forderte die Unruhestifter vor sich. Ihr Wortführer, Johann Drake, erschien mit einem Hute, dessen Rand mit braunschweigischen Pfennigen benäht war, und die übrigen Aufrührer folgten. Als aber Albrecht Ernst zeigte, machten sich Herzog Heinrich, Drake und 40 Gildebrüder heimlich auf und davon. Zehn Gildemeister mußten mit dem Strange büßen und der alte Dietrich von Ahlfeld wurde enthauptet; Viele wurden auf ewige Zeiten verwiesen, und nun huldigte die Stadt einstimmig dem Herzoge Albrecht.

Wir werden im Verlaufe dieser Skizze noch auf einige bedeutende Aufruhre in der Stadt Braunschweig stoßen und immer finden, daß die Gilden das große Wort sprachen, höchst selten aber bei ihrer Starrsinnigkeit zu einer Einigung unter sich kamen und daher stets gebeugt wurden, wenn auch schon eingestanden werden muß, daß sie in ihrer einfachen, derben Art und Weise den Junkern und Pfaffen (siehe Hennig Brabant) an List und Schlauheit nie gewachsen waren.

Der Reichthum der Stadt fing an immer größer zu werden, und mit ihm kamen Ueppigkeit und Schwelgerei an die Tagesordnung. Dem Luxus suchte der Rath vergebens durch Gesetze zu steuern. So galt in Braunschweig das Gesetz, daß kein Bürger, bei fünf Mark Strafe, Gold, Silber oder Perlen an sich tragen durfte; welche Jungfrau oder Frau ihre Haare mit Goldfäden oder farbiger Seide umwinden würde, die sollte mit einer Mark gestraft werden. — Ein anderes Gesetz verbot, auf Brautgelagen mehr denn sechzig Schüsseln aufzutragen. — Zu solchen Festlichkeiten durften überhaupt nur sechs Schüsselträger, eben so viele Schenken, Dienerinnen, Spielleute und zwei Köche *gemiethet* werden. Den Gästen war es verboten, von silbernen Schüsseln zu speisen, nur Braut und Bräutigam durften solchen Luxus an ihrem Ehrentage treiben.

Einen Blick in die Küche unserer Vorfahren zu werfen, darf nicht unterlassen werden. (Das damalige Geld ist nach jetzigem Münzwerthe abgeschätzt ohngefähr: 1 Mark Silber = 10 Thlr.; 1 Ferding = 2 Thlr. 15 Gr.; 1 Schilling = 10 Gr.; 1 Silberpfennig = 8 Pfennig und 1 Pfund = 6 Thlr. 20 Gr.)

Nach einer Prozession am Freitag Abend (Frohnleichnams-Prozession) hat der Rath ein großes Festessen gegeben, und der Kämmerer hat nach dem Speisezettel in seiner Kämmerei-Rechnung Folgendes angeführt: „Dies kam zur Kost, nämlich ½ Pfd. Ingwer = 23 Gr. 3 Pf., ½ Pfd. Pfeffer = 12 Gr. 9 Pf., dem Fischer 10 Gr.; für Stockfisch 2 Thlr. 10 Sgr., den andern Fischern 20 Gr., für 3 Pfd. Mandeln 17 Gr. 5 Pf., für *Saffran* 1 Thlr. 5 Gr., für Nelken 13 Sgr. 3 Pf., für *Hopfen* 5 Gr., für Sydemanen 15 Gr. 3 Pf., für Zucker 20 Gr.;" diese genannten Gewürze gehörten zur Fabrikation des beliebten Claret, und der Rath besaß dafür in seiner Küche einen Kräuterbeutel und ein Kräuterfaß. Höchst ergötzlich ist in der Rechnung des Kämmerers, der ein Schalk zu sein scheint, die Zusammenstellung „für Stockfisch — und den *andern* Fischern." Ferner, sagt der Kämmerer, zu einem Muße (Mandelmuß): für Mandeln 1 Thlr., für Reis 5 Gr., für *Stockfische* vom *Rathe* im Sacke(!) noch 1 Thlr. 10 Gr., für einen Hecht 16 Gr. 6 Pf., für Bohnenschoten 19 Gr. 1 Pf., für erwitschoden (grüne Erbsen) 15 Gr., für Aal in den Kohl 1 Thlr. Denen Männern so bei den gefangenen Fischen wachten (!) 10 Gr., für *Kersebeeren* (Kirschen) 3 Gr. 2 Pf., für Stöhr 3 Thlr. 22 Gr., für Saffran (muß sehr beliebt gewesen sein) 18 Gr. 6 Pf., für Gras 1 Gr. 6 Pf., für Mai 3 Gr. 3 Pf. — die beiden Letzten wurden frisch auf Treppen und Säle gestreut. — Es muß auffallen, daß hier (Ende Mai fällt Frohnleichnam) schon von Kirschen die Rede ist, was für ganz andere kli-

Digitized by Google

matische Verhältnisse zeugt, als wir jetzt haben, da Treibhäuser damals nicht existirten. Ebenso besaß der Rath vor 500 Jahren mehrere Weinberge vor den Thoren, und der Vorstand verehrte seinen Mitgliedern zu Johanni (!) hier gereifte Trauben! — Nun zum Festessen zurück:

Für Erdbeeren 15 Gr., für Oel 16 Gr. 6 Pf., für Weißbrod 1 Thlr. 2 Gr. 5 Pf., für Roggenbrod 1 Thlr., für Covent (sehr leichtes Nachbier) 20 Gr., für gutes Bier 1 Thlr. 4 Gr., für Feuerwerk 20 Gr., (Brennmaterial schreibt Sack, es ist aber kaum anzunehmen, daß der Rath einen Pfennig für Brennholz ausgeben durfte, und es muß entweder „Räucherwerk" gewesen sein, oder gar die ersten Anfänge der „Pyrotechnik" zum Ergötzen des Rathes, was nicht unmöglich ist, da wir später sehen werden, daß 1354, also 31 Jahre früher in Braunschweig schon Pulver fabrizirt wurde.) —

Nun folgen andere Ausgaben: dem Koche 1 Thlr. 5 Gr., der Köchin oder Kuchenbäckerin (Kokenbeckersche) 20 Gr., den Fischern noch 20 Gr., zu der Suppe noch 2 Gr. 5 Pf., dem Gesinde 1 Thlr. 5 Gr. Dies waren sämmtliche Ausgaben, welche damals der gesammte hohe Rath zu einem „Festessen" sich erlaubte, und sie machen in Summa 33 Thlr. 8 Gr. 9 Pf. C. W. Sack äußert sehr naiv dabei: „Wenn der wohllöbliche Rath allhier 1861 an dem großen Feste ein Essen veranstaltete, so möchte er mit dieser Summe wohl nicht ganz ausreichen!" — Es liegen noch mehrere dergleichen Rechnungen vor, besonders eine vom Jahre 1391, in welcher das „Pfefferbrod" (Lebkuchen) zum ersten Male erwähnt wird. — Von Fleisch ist aber nirgend bei diesen Abendessen die Rede!

Wenn die Gilden einen Um- und Aufzug halten wollen, könnten sie um allen Streit wegen der Ordnung zu vermeiden, sich an den Befehl des Rathes vom Jahre 1377 halten, welcher die Reihenfolge so bestimmt:

Zuerst hinter dem Leichname unseres Herrn sollen diejenigen Personen aus den Gilden kommen, welche die florirenden Lichte, Leuchten oder Laternen tragen, ohne Ansehn der Person, dann die Kaufleute und die Mülter oder Malzmacher, nächst ihnen die Wandschneider (Gewandschneider), darnach auch die (?) aus dem Hagen, dann die Wechsler, die Goldschmiede, die Krämer, die Lackenmacher, die Beckenschläger (Beckenwerchter), die Schneider, die Schmiede, die Messerschmiede, die Leineweber und dann die Hutmacher. Nach diesen sollten die Calanden zu St. Gertrud in der Burg, zu St. Magni, zu St. Petri, zu St. Michaelis folgen; hierauf die Bewohner des Pflegehauses Unser lieben Frauen (jetzige Waisenhaus). Den Schluß machten die Dreher oder Seiler, die Müller und zuletzt die Bader. — Allen vorauf zogen die Pfeifer und Spielleute, welche ungeachtet ihrer beliebten Kunst mit unehrlichen Leuten gleichstunden, zu keinem Gewerke zugelassen wurden, sogar (in Nürnberg) mit Lotterern in eine Klasse kamen. —

Um 1352 besoldete jedoch der Rath seinen Pfeifer in der Altstadt schon mit 10 Thlr. jährlich, und er erhielt nebst seinen Gesellen eine besondere Kleidung von grünem und weißem Tuche im Sommer, und für den Winter von braunschweiger Grau. Er hatte ein eigen Schild oder Wappen, das er gleich andern Rathsdienern auf der Kleidung tragen mußte.

Die Gehülfen müssen „dünne Brüder" genannt worden sein, da 1360 zu einer „Brau'lacht" (großen Bürgerhochzeit) 6 Spielleute und 2 „dünne Brüder" musiciren durften. Höchst sonderbare Namen finden sich bei diesen Spielleuten, so hieß (1466) ein bekannter Pfeifer „Spel—den—Sommer" und ein anderer „Quel-Eisen", der erstere hat sicher den Vorzug vor dem letzteren gehabt! —

Früher schon wurden, urkundlich nachweisbar, von Tegel Büssendreyer (Büchsendreher) 1354 „Feuerrohre" gefertigt und in demselben Jahre hat der Rath der Altstadt dem Ballistario Heinrich 1 Mark, desgleichen Conrad dem Biurschütten (Feuerschützen)

Digitized by Google

1 Ferding 15 Mariengroschen, Hannsen Schütten 3 Ferding 1 Loth für Pulver, endlich Ulrich Scütten für 3 Feuerrohre 1 Mark und 1 Loth ausbezahlen lassen. — Es ist dies um so bemerkenswerther, als der Gebrauch des Schießgewehres gewöhnlich viel später angesetzt wird, und selbst nach Fr. Steger in seinem trefflichen Werke „das Haus der Welfen" (1843 Braunschweig, Oehme und Müller) bei Gelegenheit der Schlacht bei Wiesen an der Aller 1388, Havemann einen groben Fehler vorwirft indem er sage: Friederich eilte seinem Bruder zu Hülfe mit Wagen, die mit „Waffenstücken und Büchsen" beladen waren. Steger setzt hinzu „Büchsen! 1388!!!" — Nach den vorhergehenden authentischen Nachrichten über Verfertigung der Schießgewehre schon 1354 ist aber kein Zweifel mehr möglich, und es wird bestätigt durch Vergleichung der Chronika ep. Mind. e. l., wo Herrmann von Lorbeck in ein sehr großes Wehklagen und Schelten über die Bosheit der Brunswicker in der Schlacht bei Wiesen ausbricht, indem sie auf ganz unritterliche Weise gekämpft hätten. Was kann denn unter dieser „unritterlichen Weise" anderes gemeint sein, als die neue, furchtbare Schießwaffe, welche den Feind aus größerer Ferne tödtete, seine bisher schußfesten Rüstungen durchbohrte und lange Zeit als „unritterliche" Waffe galt.

Ein Autors-Groschen von 1498.

Das prachtvolle gothische Bauwerk des Mittelalters, das Braunschweiger Altstadt-Rathhaus, mit dessen Bau schon 1250 begonnen wurde, erhielt nach den ältesten vorhandenen Bau-Rechnungen in den Jahren 1393—1396 den von Westen nach Osten ziehenden Flügel, indem der frühere Bau nicht mehr für die Versammlungen des Rathes ausreichte, auch der untere Raum, wo das „Geschütz des Rathes" hinkommen sollte, eine bedeutende Größe verlangte. Die am Bau betheiligten hauptsächlichsten Werkmeister waren: der Zimmermeister Berndt, der Maurer Knokenhower, der Steinhauer Hans, der Stein- und Schieferdecker Godecke, der Schmied Hans Norten, der Bildhauer Hans Hesse, der Maler und Vergolder Cord und der Vergolder Tyle Schilder. Der Bau kostete, mit Ausnahme der Vorbauten, ungefähr 657 Mark, was zu 10,000 Thalern anzurechnen ist. Die Bogengänge oder Vorlauben wurden 1438 bis 1487 ausgeführt, und die Statuen der Kaiser und Herzöge mit ihren Gemahlinnen, von Hans Hesse gefertigt und durch Meister Cord vergoldet, die Lauben aber durch Hinrik den Steinhawer und Hinrik Stenhorst ausgeführt. Vor dem Rathhause steht ein pyramidal aufgebauter, zierlicher Brunnen, 1408 aus Blei in der Gießhütte gegossen, welche sich hier „auf dem Brüche" schon längst befand.

Auf dem Altstadt-Rathhause wurde dem Herzoge Friederich gehuldigt, und als er sich 1390 mit Anna von Sachsen vermählte, wurde er daselbst bewirthet und beschenkt. Die Geschenke waren: der Frau Herzogin einen vergoldeten Kop (ein rundes Trinkgefäß) für

Digitized by Google

90 Thaler, und darin 20 Goldstücke, dies war anfänglich das übliche Huldigungsgeschenk, welches die Stadt den Fürsten und Fürstinnen gab. Der Zuchtmeisterin 5 Gulden, vier Jungfrauen, jeder 5 Gulden, der Kemenadenmagd 2 Gulden. Zwei Rittern, jedem 5 Gulden, (was würden die Ritter heut zu Tage zu solchem Geschenke sagen, das ihre Altvordern begierig einstrichen?) zwei Kämmerern, jedem 1 Gulden, dem Kammermeister (auch) 5 Gulden, dem Kammerknechte 1 Gulden, zwei Schließern und einem Koche, jedem 1 Gulden, zwei Wagenknechten 1 Gulden. Der Herzog Friederich erhielt nur 50 Gulden, da ihm schon einmal gehuldigt war. Ferner 12 Stübchen Einbeck'sch Bier, 26 Stübchen Ehrenwein und noch 17 Stübchen Wein. Zum Abendtanze auf dem Rathhause (wo noch öfter und später die Fürsten und ihre Gemahlinnen mit den angesehenen Bürgern, deren Weibern und Töchtern in ihren „stripeten Tanzelröcken" (gestreiften Tanzröcken) sich lange vergnügten, wurden aus der Apotheke 3 Stübchen Claret und 5 Pfund Krüde (Kräuter, Gewürze) dahin geschickt. 6 Pfund Wachs kamen zu den Kerzen (die beim Tanzen in der Hand gehalten wurden) und 5 Pfund Lichte für's Rathhaus, so wie für 6 Pfennig Gras. Das letzte Geschenk, welches der Rath dem Herzoge Friederich machten, waren 150 Thaler, als er nach Frankfurt zur Kaiserwahl (1400) reiste, woselbst die meisten Stimmen auf ihn kamen, er aber auf der Rückkehr nach Braunschweig bei Fritzlar von dem Grafen von Waldeck, Heinrich dem Jüngeren, überfallen, und im ungleichen Kampfe durch den Ritter Erich von Hertinghausen erschlagen wurde. Sicher war Friederich einer der größten Welfen, dem Braunschweig viel zu danken hat und der, wäre er nicht verrätherisch ermordet worden, vielleicht der ganzen inneren Entwicklung Deutschlands eine andere Richtung gegeben hätte.

Unter der Regierung Friederichs (1384) errichteten die jungen Gesellen (Fante), Söhne der wohlhabenden Familien, einen Orden, eine kriegerische Gesellschaft, welche eine Lilie zwischen zwei springenden Löwen als Wahrzeichen führte, sich „Lilien-Vänte" (Lilien-Vente) nannte und zu jeder Stunde zum Schutze und zur Vertheidigung der Stadt gerüstet war. Die vielen Plackereien der umliegenden Raubnestbewohner und die Kämpfe mit den „Sternern" (Ritterbund) des Herzogs Otto der Quade, mögen den Anlaß zu diesem gewissermaßen ersten stehenden Heere gegeben haben. Anfänglich war die Zahl der jungen Gesellen 63 oder 67, welche mit ihren Knechten zusammen 402 Pferde in's Feld stellten. Später belief sich ihre Zahl auf 300 Ritter und 2000 Knechte, eine für damalige Zeit höchst respektable stehende Macht, und es läßt sich daraus erklären, daß Herzog Friederich mit 800 Wagen Braunschweiger seinem Bruder in Celle zu Hülfe eilen konnte. Diese Lilien-Vente (Fante) bildeten den Anfang der nachherigen braunschweigischen Constabeln, welche ihre Zusammenkünfte auf den Klipp- oder Klub-Häusern der Stadt hielten.

Noch sei hier eines Wahrzeichens der Stadt Braunschweig gedacht, welches höchst wahrscheinlich gegen Ende des 14. Jahrhunderts erfunden wurde, nämlich: der Mumme. Die Mumme ist ein starkes, sehr dickes, gewürzreiches Bier von melhartigem Geschmacke, dessen Zubereitung früher, ehe die andern Biere es verdrängten, einen Hauptnahrungszweig der Braunschweiger bildete.

Man nimmt gewöhnlich an, daß der Brauherr Christian Mumme dieses Getränk, das nach seinem Namen benannt wurde, erfunden haben soll, und zwar 1498. Wenn aber die Namenableitung richtig ist, muß Christian Mumme 100 Jahre früher gelebt haben, da die Mumme bereits im Anfange des 15. Jahrhunderts schon sehr bekannt war. Die „Mumme" wurde bald weit und breit versendet, ja, man fing an, sie als Arzenei zu gebrauchen, und ihr Ruhm stieg so hoch, daß man sie als Universalmittel (noch heutzutage werden in Braunschweig verschiedene solche „für Alles helfende" Mittel den Leichtgläubigen angepriesen und verkauft) galt. — Es sind besonders zwei Arten dieses Bieres bekannt: die einfache oder Stadtmumme, welche rasch weggetrunken wird, und die doppelte oder Schiffmumme, welche

Digitized by Google

ihren Namen davon erhalten hat, daß sie auf den Schiffen getrunken wurde, indem sie ohne Nachtheil die Linie passiren kann.

So ausgebreitet der Vertrieb der Mumme ehedem war, so sehr ist ihr Absatz in neuerer Zeit gefallen, da die Mumme selbst hier fast nur als Arzenei getrunken wird. — Christian Mumme's Wohnhaus ist noch zu sehen am alten Petrithore. — Jetzt wird die Mumme noch von Nettelbeck, Hegeborn und Häseler gebrauet.

Man hat viele Lieder und Gedichte auf die Mumme. Die bekannteste dieser Dichtungen und förmlich Nationallied, ist das Mummenlied aus der Oper Heinrich der Finkler, und wurde dasselbe 1718 von dem Schauspieler Riedel, welcher dabei eine Schlackwurst und ein Glas Mumme in den Händen hielt, zum ersten Male auf dem fürstlichen Hoftheater gesungen. Es heißt:

Brönsewik du leiwe Stad,
Wen vel dusend Städen,
Dei sau schüne Mumme hat,
Tau ik Worst kann freten.
Mumme smekt no mal so fien,
Aß Tokay- und Meßler-Wien —
Slakworst füllt den Magen —
Mumme fettet Reiren-Talg,
Kann bei Winne ut den Balg,
Aß ein Snaps verjagen.

Wenn ik gnurre, kyse, brumm',
Sleye mik mit Sorgen,
Ei, so geft mi gute Mumm',
Bet taun lechten Morgen!
Mumme un ein Stümpel Worst,
Kann den Hunger und den Dorst,
Ok de Venusgrillen,
Kulk, Pedal und Täne Pien,
Sup ik tain Halfstöfken in,
Ogenblicklich stillen.

Hinrik mag dei Vögel fangen,
Dreffeln, Artschen, Finken,
Lopen mit den Liemen-Stangen,
Jk will Mumme drinken;
Vor dei Slakworst lat ik stah'n
Sienen besten Uer-Hahn;
Kann ik Worst geneiten,
Seih ik mik na niß mehr um,
Lat darup sief Stöfken Mumm'
Dör de Kehle sleiten. —
Je, jau? Du ehrliche brunswiker Mumm',
Du stärkst das Herz, machst den Kopf gleich dumm!

Ein sonderbares Volksfest, das 1389 zuerst erwähnt wird, ist die sogenannte „Ochsenjagd" zu Pfingsten gewesen.

Wahrscheinlich eine plumpe und possierliche Nachahmung der Thiergefechte der Römer, wurden solche „Ochsenjagden" in allen fünf Weichbildern Braunschweig's (respektive auf deren Turnierplätzen) um Pfingsten 1389, 1471, 1490 und 1525 zum letzten Male gehalten. Im Jahre 1588 herrschte übrigens noch die Sitte (als Ausfluß dieser Feste) alle sieben Jahre der fürstlichen Küche zu Wolfenbüttel um Pfingsten das Viertel eines Ochsen zu liefern, wofür die Knochenhauer 1 Thaler aus fürstlicher Kammer-Kasse geschenkt erhielten. —

Ein anderes Fest war das Einschlachten eines fetten Ochsen am St. Gallustage, welches bis Anfang dieses Jahrhunderts bestand und selbst seine Poeten gefunden hat. Eine sehr nette Anekdote, die Görges in seinen „Denkwürdigkeiten" erzählt, mag hier zugleich als

Digitized by Google

Sprachprobe des jetzigen „brunswiker Platt" ein Plätzchen finden: „Ein Bäkker to Brunswick, de wat grov was, hätte sine Ere darin, dat he alle Jaar ub sunte Gallen den grötesten Offen kofde, un wän he ön slagdete, it der heilen Stad kund dend, se scholden komen, und den groten Offen befein. Daar kwemen (kamen) dän alle, de de Offenvorstand (Ochsenverstand) hadden und bestunden de Wampen un Woisten, dat Neirentalg un de Tunge, de Lögenstripe un dat Broststükke, un kreegen te drinken un te äten. — Enes Jaares hadde he enen Offenreesen (Ochsenriesen) slagdet, un alle wüsten vor Stunen un Wundern nig, wat se säggen scholden, do smeet he sik in de Brust un sä: „Jau! so lange ik to Brunswick up dem Steinwäge (Straße) wohne, bliv 'er de größte Offe uppe!" —

Ein drittes braunschweiger Volksfest im Mittelalter war das Groel- oder Grael-Fest, welches ebenfalls alle sieben Jahre stattfand. Wahrscheinlich wurde es auf dem jetzigen Nußberge vor dem Fallersleberthore abgehalten, und Essen, Trinken, Tanzen, Spielen und Toben (groelen) waren die Hauptvergnügungen, wie bei allen Volksfesten. Die stolzen Frauen der Hägener (aus dem Hagen) hatten einige schöne Gezelte inne, in denen je zwei in außerordentlichem Schmucke saßen und — Glücksspiele leiteten. Man konnte um alles Erdenkliche spielen, selbst eine reiche Patrizier-Jungfrau sollte einst der Preis eines Pasches sein, aber der Einsatz war so hoch, daß der Junker, welcher um sie zu spielen begehrt hatte, auf den Wurf verzichtete.

Aus diesen Groel-Festen (das letzte wurde 1481 gehalten) scheinen die Schützenfeste und Königsschießen hervorgegangen zu sein, welche jedoch erst 1545 eine statutenmäßige Einrichtung erhielten und bis in die neueste Zeit fortbestehen.

Die Entstehung dieser vielen Volksfeste deutet auf einen weit vorgeschrittenen Luxus, und wenn im Anfange des Aufblühens der Stadt der vornehmste Bräutigam seiner Braut wohl ein Paar Holzschuhe zum Hochzeitsgeschenke verehrt hatte, so trug am Ausgange des 14ten Jahrhunderts schon Alles Lederschuhe. Sonst gingen ehrbare Bürgerdirnen mit einem groben Wettertuche über dem Kopfe zur Kirche, jetzt trugen sie Tücher von gestreifter Seide, und auf den großen mit Pelz verbrämten Mänteln standen Namen, Blumen und Denksprüche zierlich eingenäht. — Rathsherren und Beysitzer gingen wohl sonst auch zu Biere und machten ein Spiel mit Würfeln, jetzt aber „doppelte" (würfelte) Alles, und zwar so ohne Maß und Ziel, daß der Rath strenge Gesetze dagegen erlassen mußte. —

Die große Pest, welche 1349 wüthete, brachte ohnedies das vorher vielfältig vertheilte Gut in wenige Hände zusammen, da ging es denn, wie gewöhnlich nach dem Schrecken, nur um so lustiger her, und Kleiderpracht, Fastnachtsspiele, Dobbeln, Volksfeste wurden noch eifriger gepflegt als vorher.

Die jungen Gesellen aus der Altstadt (von den Geschlechtern) ritten im grünen Anzuge, der mit Edelfellen besetzt war, auch hatten sie spitze Schnabelschuhe; die Jungfrauen aber waren roth gekleidet, trugen sammtne Hüte mit Federn und goldene Ketten. Dagegen kleideten sich die stolzen „Hägener" (aus dem Hagen) buntscheckig wie Papageyen, und ihre Frauen waren auf fremde Art geschmückt. Je närrischer desto besser, gerade wie die Damen-Moden unserer Zeit!

Der Clerus wetteiferte in der Verdorbenheit mit den Laien, und man darf nur Rethemeier nachlesen, um zu sehen, welcher Art die Nonnenklöster damals waren, und wie die Domherren lebten, so hat man sicher genug.

Durch seinen Reichthum nur hatte sich Braunschweig zu Ende des 14ten Jahrhunderts von der landesherrlichen Gewalt fast ganz frei gemacht und besaß Münze, Gerichte, Schoß, kurz alle wesentlichen Rechte und Einkünfte, welche sonst den Fürsten gehörten. Braunschweig war die dritte der vier Quartierstädte der Hansa und erschien nächst Lübeck und Hamburg als die mächtigste Stadt im nördlichen Deutschland. — Das Innungswesen stand auf der

Digitized by Google

höchsten Stufe, und der Stolz der Innungsgenossen rieb sich unaufhörlich an dem Hochmuth des Stadtadels, der im Aufruhre unter Mitwirkung Albrecht's gesiegt hatte. — Die Geschlechter der Altstadt behaupteten sogar einen Vorrang gegen ihre Genossen in den andern Weichbildern der Stadt, und nannten sich „Goldringe," wogegen jene nur „Silberringe" hießen, und die Absonderung der Bürger ging in's Lächerliche. Das wollte jedoch der Stadtadel, indem er bei solcher Absonderung leichtes Spiel im Regieren hatte, denn nur aus „Geschlechtern" bestand der Rath, und dieser drückte, des wachsenden Unmuthes nicht achtend, Gilden und Gemeinen mit Steuern, während die Patrizier ihre Güter frei zu erhalten wußten.

Vorstellungen und Bitten dagegen wurden nicht gehört, vielmehr ließ der Rath die Anführer der Zunft-Deputationen bei nächtlichem Schmause gefangen nehmen, prozessirte sie als Aufwiegler und mehrere wurden sogar enthauptet. — Nun ergriff der grimmigste Zorn die Gildegenossen, und sie beschlossen furchtbares Gericht über den Rath zu halten, der zu seiner Härte und Untreue nun auch noch Grausamkeit gefügt hatte.

Am zweiten Montage nach Ostern des Jahres 1374 hielten die Zünfte ihre herkömmlichen Zusammenkünfte, und so waren die Gerber und Schuhmacher in ihrem Innungs-Gebäude auf der Gördelingerstraße (im „Schuhhofe") versammelt, und sie brachen zuerst los.

Ganz in der Nähe war das Haus „zu den 7 Thürmen (existirt noch), welches der Bürgermeister „Tile von dem Damme" bewohnte. Dieses Haus wurde erstürmt, Tile, der in ein Nachbarhaus geflohen war, bald aufgefunden und im Triumphe nach dem Hagen geschleppt, wo man ihn im Hause Eckermann's an eine Säule band. Der Bürgermeister „Tile Döring" flüchtete, nachdem inzwischen der Aufruhr gewachsen war, mit anderen Herren aus dem Rathe auf den festen Thurm des Michaelithores. Ein Bürgermeister auf dem „Sacke," welcher das Volk von dem sträflichen Beginnen abmahnen wollte, wurde auf dem Papenstiege sogleich todtgeschlagen, und nun stürmte Alles gegen das Michaelithor. Tile Döring stieg, nachdem ihm und seinen Freunden Leib und Leben zugesichert wurde, vom Thurme herab und wurde gefesselt in den Kerker geworfen.

Am Mittwoch darauf führten die Zünfte zwei von den gefangenen Bürgermeistern, Tile von dem Damme und Hans von Himstedde aus dem Kerker auf den Hagenmarkt, wo weiße Lacken ausgebreitet waren, auf denen sie enthauptet wurden. Welche Wuth und Raserei die Leute ergriffen haben mußte, geht daraus hervor, daß Tile von seinem eigenen Pathen geköpft wurde. Zwei andere Bürgermeister, Ritter Hermann von Gustedde und Hennig Lucken wurden vor dem Neustädter Rathhause, und noch zwei, Hanns von Göttingen und Bruno von Gustedde vor ihrer eigenen Wohnung hingerichtet. — Am Freitag stellte man Tile Döring und Ambrosius von Sonnenberg vor Gericht, und sie wurden ohne lange Prüfung schuldig befunden: verderbliche Anschläge wider die Stadt ersonnen zu haben. Man führte sie allsogleich auf den Altstadt-Markt, der bereits mit Sand überschüttet war, und Sonnenburg wurde niedergeworfen und enthauptet. Der alte Tile Döring, ein 76jähriger Greis, begehrte zu sprechen und hielt eine eindringliche Rede, in welcher er das Volk ermahnte, einen neuen Rath zu wählen, sich vor der Gewalt der Herzöge zu hüten, und fragte zuletzt die Häupter des Aufruhrs, welche ihn umstanden, warum er sterben sollte? Alle schwiegen! Tile bat nun Jeden, den er etwa beleidigt hätte, so beweglich um Verzeihung daß wenige Augen trocken blieben. Da wurden die Anführer ungeduldig, schrieen wild: „Kop abe!" und das ehrwürdige Haupt rollte in den Sand.

Viele von den Geschlechtern entwichen und andere mußten zur Sühne fast ihr ganzes Vermögen opfern. — Während diese Gräuel in den vier Weichbildern: Altstadt, Hagen, Neustadt und im Sacke vor sich gingen, blieb die Altewyk in ungestörter Ruhe, indem der Rath und die Bürger einig waren, ihre Brücken aufzogen und die Thore schlossen.

Digitized by Google

Die Aufrührer wählten einen neuen Rath, an dessen Spitze die Gerber standen, welche bisher das große Wort unter ihrem Hauptmann Claus von Vöde geführt hatten. Aber sie konnten sich nicht in die Geschäfte finden und mußten froh sein, daß noch einige Mitglieder des alten Rathes lebten und ihnen halfen. Die Folgen blieben nicht aus. Die vertriebenen Geschlechter fanden überall die freundlichste Theilnahme, und auf ihr Begehren legte man aller Orten nur zu gerne Beschlag auf die Kaufmannsgüter der Braunschweiger. — Die Hansa stieß Braunschweig aus dem Bunde und die adeligen Schnapphähne fielen von allen Seiten über die Stadt und ihre Bewohner her, so daß zuletzt kein Bürger außerhalb der Mauer sicher war. Die Materialien zur Handwerksarbeit blieben aus, und kein fremder Kaufmann hatte fortan Braunschweiger Producte. Noth und Armuth zwangen nach 5jährigem (nicht, wie Venturini schreibt, nach 8jährigem) Trotze 1379 die Stadt zur Nachgiebigkeit, und sie flehte demüthig um Wiederaufnahme in die Hansa, welche denn auch unter den härtesten, obgleich nicht unbilligen Bedingungen, zugestanden wurde. — Venturini berichtete nach Rethemeier und Havemann, daß die Anführer des Aufstandes am Leben bestraft worden seien, in städtischen Urkunden und in Sartorius „Geschichte der Hansa" ist aber nichts davon zu finden. Nach diesem Aufstande entstand die Lilien-Bente, welche wahrscheinlich zur Sicherheit der Geschlechter vorerst diente und dann zunächst den Stegreifrittern um die Stadt das Handwerk legte. — Braunschweig erhielt zur Zeit des Aufruhrs sogenannte „Landwehren," Wachtthürme mit Gräben, eine äußere Circumvallations-Linie an der Bannmeile der Stadt, um sich gegen unvermuthete Ueberfälle zu schützen, und noch heute existiren, wenigstens dem Namen nach, der Wenden-Thurm, der Gliesmaroder Thurm ꝛc. ꝛc. als Vergnügungsorte.

Nach der Wiederaufnahme in die Hansa schien Braunschweig eine fast reichsunmittelbare Stadt geworden zu sein; denn wie es Münze und Schoß besaß, ertheilte ihr Rudolf II. das Privilegium, „daß Braunschweigische Bürger in Civil- und peinlichen Sachen blos vor dem städtischen Gerichte selbst belangt werden könnten!"

Wir kommen nun auf die Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, und das Dahinsterben des Alten fand unter heftigen Zuckungen statt. Da man im Reiche und in der Kirche nicht wußte, wer Koch oder Kellner war, konnten auch die einzelnen Glieder von der Verwirrung nicht verschont bleiben, und in Braunschweig war der Streit mit den nachfolgenden Herzögen Tagesordnung in der Stadt. 1436 verheerte Wilhelm der Siegreiche das städtische Gebiet und suchte die Bürger in einen Hinterhalt zu locken. Die Brunswicker aber verschoben ihre Rache, fielen mit großer Macht in's Kalenbergische, kehrten mit reicher Beute unangefochten heim und prahlten, daß der Herzog nicht gewagt habe, sie im freien Felde anzugreifen. Erst 1442 wurde die Stadt durch Ludwig von Hessen mit Wilhelm versöhnt und huldigte ihm.

Unter Heinrich dem Aelteren wurde 1492 (in dem Güterstreite), vom 10. bis 13. September die Stadt zum ersten Male beschossen, und beide Theile wütheten bei der nachfolgenden Blokade mit der ausgesuchtesten Grausamkeit gegen einander, so daß selbst wehrlose Frauen vor der Stadt von den Herzoglichen auf das Aergste mißhandelt wurden. Der Mangel an Lebensmitteln stieg während des Winters so sehr in der Stadt, daß sie die Hülfe von Verbündeten erflehen mußte. Die Hildesheimer fanden sich bereit, und am 12. Februar besiegte das Städteheer (7400 Mann Fußvolk und 300 Reiter) den Herzog bei Bleckenstedt, wobei sein ganzes Geschütz und Gepäck in den Händen der Städter blieb. Erst 1494, nach fortwährendem Kampfe, kam ein Vergleich zu Stande, welcher den Braunschweigern alle jene Güter sicherte, über welche es zum Streite gekommen war.

Als Herzog Erich sich 1528 in Italien befand, hatte der Magistrat, dem Andrange der Bürger nachgebend, die neue Kirchenordnung durch Dr. Johann Bugenhagen einführen

Digitized by Google

lassen, und selbst des Herzogs Gemahlin Elisabeth von Brandenburg trat zur neuen Lehre über. Obgleich nun Erich seinem Glauben treu blieb, so hinderte er doch nicht die Kirchenreform der Stadt.

Zu dieser Zeit ging auch eine Erfindung von Braunschweig aus, welche den Keim zu Großem in sich trug, nämlich die des Spinnrades durch den Bürger und Steinmetz, auch Bildschnitzer Hanns Jürgen, welcher sich zu Nürnberg in seiner Kunst ausgebildet hatte und in seiner Heimath ehrenvolle Aufnahme und vielfältige Beschäftigung fand. Seine Erfindung fällt in das Jahr 1521, und Volkerlings ungedruckte Chronik der Stadt Braunschweig berichtet von Hanns Jürgen: „daß er in der Hildesheimer Stiftsfehde mit vor dem Schlosse Peine gelegen habe und in der Geschützkunst wohlerfahren gewesen sei. Auch habe er bei einem Brande im Dorfe Watenbüttel bei Brunswick (er war Besitzer des „Kruges" daselbst) mehreren Menschen durch seine Geistesgegenwart und Stärke das Leben gerettet, welches ihm Segen gebracht. Für seine Erfindung sei ihm von Einem Edlen Rathe ein kleines, „nicht ganz" silbernes Spinnrad verehret worden, über welche Ehre er große Freude empfunden habe." — Von der Bildhauerkunst des Spinnrad-Erfinders hat die St. Martinikirche zu Braunschweig ein Epitaphium aufzuweisen. Dasselbe befindet sich der Kanzel gegenüber und ist dem Bürgermeister Gerhard Paul (bei dessen Tode 1554 man zum ersten Male mit „Klocken" lautete) von seinen Söhnen errichtet. Unten hat der ehrliche Hanns Jürgen sein eigen Conterfei, mit mächtigem Barte und großer Pelzschaube angebracht. Jürgen soll große Reisen unternommen haben und am 4. Dezember 1559 gestorben sein. 1550 wurde Braunschweig durch Herzog Heinrich den Jüngeren wieder belagert. Diener des Herzogs hatten Straßenräuberei getrieben und die Brunswicker übermumpelten dafür 32 Diener des Herzogs bei einer Hochzeit in Barbecke, von denen sie zwei auf der Stelle köpften, darüber kam es zum Streite. Heinrich hatte die Absicht, die Stadt gänzlich zu unterwerfen und ließ vor dem Egydienthore ein festes Lager errichten, dem er den Namen „Steuer-Braunschweig" gab. Die Bürger aber wehrten sich tapfer mit ihrem Geschütz, bei welchem eine der größten Kanonen damaliger Zeit „die faule Metze" war, und nach achtwöchentlicher Belagerung fand sich der Herzog zu einem Vergleiche bereit, der Alles beim Alten ließ, den Bürgern jedoch größere Rechtssicherheit versprach.

Der Uebermuth der Städter stieg dadurch natürlich immer mehr, und der Herzog Heinrich Julius mußte einmal die Beleidigung erfahren, daß ihn die Bürger am Röhringerthore in einem Platzregen zwei Stunden warten ließen, und als man endlich öffnete, schossen die zum Salutiren aufgestellten Leute so heftig und unvorsichtig, daß die glimmenden Propfen in den Wagen des Fürsten flogen. Dabei äußerten sie spöttisch: „Der junge Herr müsse auch einmal Pulver riechen."

Dem Herzoge Heinrich Julius wollten die Bürger durchaus nicht huldigen, wie denn das Sprüchwort ging, „lieber den Türken als den Herzog in der Stadt," ja, man versuchte sogar, den Herzog zu fangen. Dieses mißglückte, und die Reichsacht traf die Stadt, welche sich jedoch darum nicht kümmerte, da ihr Reichthum und die Unterstützung der Hansa sie übermüthig gemacht hatte. — Zu diesen Streitigkeiten nach Außen gesellten sich noch Wirren in der Stadt.

Die Patrizier hatten fast unbemerkt wieder das ganze Regiment an sich gerissen, und die Bürger unterdrückt. Dazu kam noch, daß bei den Streitigkeiten mit dem Herzoge die Geschlechter um ihre Lehne von der Stadt besorgt, dem Fürsten unbedingt den Lehnseid geschworen hatten, was sie nach städtischen Gesetzen nicht durften. Darin sahen nun die Bürger die offenbare Absicht der Junker die Stadt zu verrathen, und die Erbitterung stieg mächtig. Als die Geistlichkeit mit den Bürgern gemeinschaftliche Sache machte, legten 28 Patrizier am 4. und 7. Januar 1602 ihre Stellen nieder, und Bürger traten an ihre

Digitized by Google

Stelle. Nun herrschte Jubel, daß der „neue Receß" die Verwaltung der Stadt in getreue Bürgerhände legen werde. Der Magister Kaufmann und der Bürgerhauptmann Hennig Brabant hatten diese wichtige Veränderung bewirkt. Während aber Brabant, der als Advokat allgemeines Zutrauen erworben hatte, ein offener, redlicher, guter Mann war, kann Kaufmann dieses nicht nachgerühmt werden. Er zeigte sich vielmehr hochmüthig, herrschsüchtig und so falsch, daß er mit den gestürzten Junkern sich schnell wieder verband, als sie sich den Pfaffen gegen die Bürger anboten.

Der neue Rath nun war den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen, und fand selbst bei Brabant Opposition. Die Unzufriedenheit stieg, und als der Nothstand bei den fortwährenden Händeln mit dem Herzoge zunahm, gelang es den hinterlistig arbeitenden Junkern, Hennig Brabant, der sich auch um den Frieden nach Außen bemühte, als einen Feind der Stadt und Anhänger des Herzogs zu verdächtigen. Nun hielten es die Pfaffen an der Zeit, offen gegen die Hauptleute der Bürger aufzutreten. Der Vorwand gab sich leicht. Ein liederlicher Bürger, Namens Schmidt, war gegen den „neuen Receß" in seinem Hause verhaftet worden, mußte auf Protestation der Hauptleute gegen Caution aber frei gegeben werden und entfloh. Nun stellte die Geistlichkeit die Einmischung der Hauptleute als Rebellion hin, schalt Hennig Brabant und seine Genossen meineidige Verräther und excommunicirte sogar sämmtliche Anführer der Bürger. Selbst die dumme Lüge, daß Brabant ein Bündniß mit dem Teufel hätte, verschmähten die Pfaffen nicht. — Endlich sollte ein künstlich veranstalteter, von den Junkern und Geistlichen offen angeführter Aufruf dem Werke die Krone aufsetzen, und als Brabant's Vorschlag: in Masse den Aufrührern auf dem Hagenmarkte zu einer Besprechung entgegen zu gehen, nicht durchdrang, war für das Volk Alles verloren.

Brabant entfloh (das Haus in der Katreppeln-Straße wird noch heute gezeigt), brach beim Hinunterspringen über die Stadtmauer ein Bein, entkam aber trotzdem mit Hülfe seines Freundes Depenau bis Broitzen. Ein Leinweber, der ihn auf dem Rücken bis dahin getragen hatte, verrieth den Unglücklichen für 100 Thaler, und berittene Stadtdiener brachten Brabant nach Braunschweig zurück. Die folgende Prozedur gegen Hennig Brabant und seine Genossen übersteigt an Scheußlichkeit Alles, was aus jenen rohen Zeiten gemeldet wird. Wer sich ein Bild davon machen will, lese Görges „Denkwürdigkeiten" darüber, oder Strombecks „Hennig Brabant und seine Zeitgenossen."

Gegen die verhaften Demokraten schien den Pfaffen und Junkern Alles erlaubt, sie wurden auf das Unmenschlichste gefoltert, und gestanden natürlich Alles, was man von ihnen verlangte. Zwei der Angeklagten starben während der Folter, acht wurden durch das Schwert hingerichtet und Hennig Brabant unter den größten Scheußlichkeiten gevierttheilt. Er starb ungebeugt, und gleich muthig gingen seine Genossen dem Tode entgegen. — Der Herzog hatte für Brabant Partei genommen, aber jede Vertheidigung war den Verurtheilten verweigert worden, ja der ganze Prozeß wurde in so schmählicher Eile geführt, daß in dreizehn Tagen Alles vorüber war.

Wie hatten die Landsknechte Recht, die da sangen:

„Fürstenfaust drückt schwer,
Nach Bürger-Regiment kein Begehr',
Aber lieber in Teufels Küche fall'n,
Als in der Pfaffen spitze Krall'n."

Digitized by Google

II.

Nach diesem Siege über das Volk dachten die Patrizier ernstlich daran, sich mit dem Landesherrn zu versöhnen, aber dessen Bedingungen schienen den Hochmüthigen zu hart, und als der Herzog zur Bezwingung der Stadt 16,000 Mann Fußvolk und 1500 Reiter anrüstete, sprach ein Bürgermeister im Rathe: „Wir fürchten uns vor dem kommenden Sturme nicht. Brunswick ist mächtig durch den Bund der Hansa und so reich, daß die Bürger vor jedes Stadtthor eine Braupfanne setzen und mit Geldstücken anfüllen können. Ist das Geld verkriegt, so kann die Bürgerschaft die zurückgelegten Rosenobel hervorlangen, und hat man die ausgegeben, so bleibt noch Geld genug, um den Kampf zu führen!" Fast wäre aber am 14. Oktober 1605 die Stadt durch einen Ueberfall genommen worden, wenn nicht ein 70jähriger Greis, Georg von der Schulenburg, die fliehenden Bürger aufgehalten und durch flammende Rede ermuthigt hätte. Beschämt gingen die Brunswicker zum Angriff über, und die Herzoglichen leisteten langen Widerstand. Nun folgte eine regelmäßige Belagerung, und nachdem die Stadt durch die zweimal aufgestaute Ocker und durch Feuer furchtbaren Schaden gelitten hatte, auch die Bürger zu murren anfingen, baten die Patrizier um Gnade, und Herzog Julius, nicht gewarnt durch frühere, öftere Treulosigkeit derselben, gewährte sie am 16. März 1606. Als nun der Rath Luft bekam, trieb er sein altes Spiel, wollte sogar am 4. April desselben Jahres den Herzog auf einem Spazierritte fangen, der aber glücklich entkam. Der Rath hatte die Frechheit, sich beim Herzoge darüber zu entschuldigen: „Es sei nicht ernstlich gemeint gewesen." — Nun verband sich die Stadt auf 20 Jahre zu Schutz und Trutz mit Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Hildesheim und Bremen, und verfuhr immer feindseliger gegen den Landesherrn. Dieser suchte Schutz beim kaiserlichen Kammergerichte; aber die Bürger kümmerten sich weder um Acht noch Aberacht und verspotteten sogar die kaiserlichen Herolde, ohne daß Jemand im Reiche daran dachte, den Frevel zu ahnden. Dennoch litt die Stadt bedeutend nach Außen durch die Acht. Der Handel kam in Abnahme, da den brunswicker Kaufleuten von dem beutelustigen Adel, noch dazu in legaler Weise, aller Wegen aufgelauert wurde. — Zu jener Zeit begann der Verfall der Stadt, und sie konnte sich nie wieder zu dem früheren Glanze erheben. In Görges „Denkwürdigkeiten" sind die Belagerungen Brunswicks unter Herzog Heinrich Julius von einem Zeitgenossen höchst anziehend beschrieben.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß Heinrich Julius, bekannt als Gelehrter und Dichter, der erste Fürst in Deutschland war, der ein stehendes Hoftheater errichtete. Trotz seiner Gelehrsamkeit war er jedoch ein eifriger Hexenverfolger, wie denn zu keiner Zeit mehr dieser unglücklichen Weiber gefoltert und hingerichtet wurden als unter ihm. Die Hexenbrandstätte im Lechelnholze bei Wolfenbüttel soll von den vielen Zauberpfählen einem kleinen Walde geglichen haben. Das Bezeichnendste für die Zeit aber ist, daß Heinrich Julius die Alchymie trieb, welche doch damals mit der „Zauberei" Geschwisterkind war. —

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam die Pest, und 1597 starben in Braunschweig über 10 Prozent der Bevölkerung. Mit der Pest kamen, man möchte, um die Zeit zu kennzeichnen, fast sagen „natürlicher Weise" die Judenverfolgungen wegen Brunnenvergifterei ꝛc., und nach der Pest regte sich, wie früher bei ähnlicher Gelegenheit, Schwelgerei und Luxus mächtiger denn je. Der Branntewein, welcher während der Epidemie als Arzenei galt, kam immer mehr in Aufnahme, ja er wurde selbst den Brautjungfern bei der Hochzeit vorgesetzt und blieb als wahre „Pestbeule der Menschheit" von nun an im Schwunge.

Auch die „Mode" begann ihr steifes Reich und verschlimmerte die Sitten. Von den Brunswickern heißt es: Der reiche Bauer, welcher an der Stadt wohnte, war mit einheimischem Tuche zum Sonntagsrocke nicht mehr zufrieden, der gemeine Bürger trug sich wie sonst der

Digitized by Google

Wohlhabende, und der jetzt Wohlhabende mußte natürlich wie ein fürstlicher Diener gehen. Jeder Doktor in Brunswick trat einher mit sammtenen Schuhen, großen Rabatten, stattlichem Mantel und gravitätischem Zwickelbarte und trug an der Hüfte ein spitzes Rapier, oft noch im Gürtel einen trefflichen Dolch. Die Weiber schienen aber gar „toll" geworden zu sein. Sie trugen sich auf „wälsche Art" mit entblößtem Halse und offener Brust. Die vornehmeren Weiber hatten „große Eisen" (nichts Neues unter der Sonne: Crinoline!) unter dem Rocke oder ungeheure Wülste, und die ganz reichen trugen schon seidene Strümpfe, als eine Königin Elisabeth nur zwei Paar hatte. Die Mägde nahmen Flor und farbige Schnüre um den Hals und trippelten in hohen Klipp- und Tripp-Schuhen daher, während ihre Herrschaft silberbeschlagene Schnabelschuhe zur Schau trug. Die natürliche Folge: Schulden, Ruin selbst der Reicheren, Entsittlichung beim schönen Geschlechte, blieb nicht aus, und 1593 mußte Herzog Heinrich Julius am 8. Dezember eine geschärfte Verordnung wider dergleichen Dinge bei — seinem Hoflager erlassen.

Der Wuchergeist regte sich, Ripper- und Wipper-Künste kamen in Aufnahme, das Geld verschlechterte sich, die Preise der Lebensmittel stiegen mit entsetzlicher Schnelle, und mit der alten brunswicker Ehrlichkeit schien es zu Ende zu gehen. Während der kriegerische Herzog Christian „Gottes Freundt, der Pfaffen Feindt" in den braunschweiger Landen regierte, brach der 30jährige Krieg in Deutschland aus, und obwohl das Land ringsher arg verwüstet wurde, so blieb doch die Stadt vom Feinde ziemlich verschont, da sie den Schweden wie den Kaiserlichen ihre Thore verschloß, und nur die neuen und vielfachen Steuern, welche aber den steuerfreien Adel nicht berührten, trieben auch hier die Noth auf's Höchste. Noch aber war die Stadt nicht in der Gewalt des Landesfürsten. Erst 1671, als die Schuldenlast durch schlechte Verwaltung des Rathes, Schwelgerei der Junker und erbärmliche Zeitläufe auf 2 Millionen Thaler gestiegen war und ein offener Aufruhr auszubrechen drohte, gelang es dem Herzoge Rudolph August nach kurzer Beschießung, den Rath und die Stadt zur Unterwerfung zu bringen. — Die Stadt verlor ihre wichtigsten Rechte, mußte herzogliche Besatzung aufnehmen und war ganz der Gnade des Fürsten anheimgegeben. Die Hauptsache war aber, daß nur die Geschlechter gestraft wurden, denn der Bürger gewann offenbar, indem er statt der „vielen hochweisen Gebieter" nun einen Herrn bekam. Man muß übrigens die zähe Kraft der Brunswicker bewundern, welche durch fast 400 Jahre den Landesherren trotzte und ihnen stets nur unter Vorbehalt huldigte. Dieser Trotz und diese zähe Kraft scheinen noch den Brunswickern eigen.

Dem Herzoge Rudolf August verdankt die Stadt die Regelung ihrer Messen und dadurch neues Emporblühen. Durch Verlegung auf günstigere Monate, ein Kaufgericht, eine Markt-, Wechsel- und Gerichts-Ordnung gelangten sie zum schönsten Flor und die Bürger wieder zu Reichthum. Es wurden viele treffliche Bauten vorgenommen (Waisenhaus zu Unserer lieben Frauen), die alten Festungswerke demolirt und neue bessere angelegt.

Unter Herzog Anton Ulrich wurde an der Stelle des alten Hagen-Rathhauses ein Opernhaus erbaut, in dem italienische Opern unter Leitung und Mitwirkung eines Graun und Hasse aufgeführt wurden, „die — nach dem Ausspruche eines Zeitgenossen — den herrlichsten Prachtspielen in Versailles nichts nachgaben." In dieser Zeit entstand, wie überhaupt im deutschen Reiche, auch in der Stadt Braunschweig jener faule, hohe Ton, der Prunk mit Worten und Titeln, mit einem Worte, jene französische „Windbeutelei", welche so wundersam gegen die treuherzige Einfalt unserer Väter abstach. — Die „Armeen" wurden ein Zeitvertreib, und im Braunschweigischen waren, wie Venturini schreibt, „die nützlichen Stimmen der Hofnarren verhallt, um diesem verderblichen Spiele Einhalt zu thun."

Unter Herzog Carl I. wurde 1745 das nach Abt Jerusalem's Plane gestiftete Collegium Carolinum eröffnet, das noch heute blüht. Auch das Museum wurde in Angriff ge-

Digitized by Google

nommen und die Residenz von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegt. Neubauten und bessere Straßen verschönten die Stadt, die Polizei wurde geregelt, Straßenbeleuchtung und Reinigung angeordnet und die Kirchhöfe vor die Stadt verlegt.

Der musikalische Kunstsinn des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand brachte den berühmten Conzertmeister Pesch, die Violinvirtuosen Nardini und Lolli nach Braunschweig, und die italienische Oper wurde so bevorzugt, daß sie einen jährlichen Zuschuß von 70,000 Thalern nöthig hatte. Leider, muß hier hinzugefügt werden, fand der große Lessing nicht solche Gnade vor den Augen des Fürsten, denn ein deutsches Theater war nicht nach seinem Sinne. — Lessing starb 1781 am 15. Februar im Angett'schen Hause auf dem Eydiendmarkte und ruht unter einem einfachen Stein auf dem Magnikirchhofe. Erst 1853 wurde ihm ein ehrenvolles Monument (von Rietschel's Meisterhand modellirt) in Braunschweig errichtet.

Die neue Zeit bricht nun mit Gewalt herein und die Stadt wurde zur offenen, indem die Wälle in treffliche Parkanlagen sich verwandelten.

1806 am 26. Oktober sah Braunschweig die ersten Franzosen einziehen, und unter den furchtbaren Contributionen, dem Drucke der Continentalsperre sank der Wohlstand der Stadt, der unter der westphälischen „Jeremiade" sich nicht verbessern konnte. Was die Braunschweiger unter der Führung des Helden-Herzogs Friedrich Wilhelm an tapferem Muthe geleistet, lebt im Volksmunde in tausend Liedern.

Nach dem Tode des Helden, unter der vormundschaftlichen Regierung, kamen die von den Franzosen gestohlenen Kunstschätze des Museums wieder zurück; ein von Klingemann trefflich geleitetes Nationaltheater wurde begründet und der eiserne Obelisk zum Andenken der beiden Welfenhelden 1823 errichtet.

1837 wurde den Schill'schen Helden, welche (14 an der Zahl) 1809 bei St. Leonhardt erschossen wurden, ein Denkmal auf ihrer Todesstätte errichtet, und später wurde auch Schill's Haupt aus unwürdigen Händen erlöst und hier beigesetzt. Die Kapelle neben dem Wächterhause enthält Schill'sche Reliquien. Seine Büste von König Ludwig von Bayern geschenkt, Schill's Säbel, Cartouche, Pistolen, Geldbörse, Husaren-Jacke und Weste; ferner drei Geschütze vom Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, dann die Bilder des Herzogs Friedrich Wilhelm, des Erzherzog Carl und des Tyrolerhelden Hofer, als heiligstes Vermächtniß aber — Schill's Brieftasche mit den Zeilen der Königin Louise von Preußen. Möge dieser Talisman jede neue Schmach von Braunschweig fern halten!

Digitized by Google

Die Entwickelung des deutschen Volksbewußtseins.*)

Von Wilhelm Giesebrecht.

Die Urgeschichte unsres Volkes hängt, wie jedermann weiß, mit der Geschichte jener in Mittel- und Nord-Europa weit verbreiteten germanischen Stämme zusammen, welche der
50 v. Chr. große Julius Cäsar mit scharfem Blick zuerst von den Kelten deutlich unterschied und als eine besondere Völkergruppe hinstellte. So irrig es auch ist, Germanen und Deutsche in dem Maaße zu identificiren, wie es oft geschieht, die Wurzeln unserer deutschen Geschichte greifen dennoch so tief in die Verhältnisse der germanischen Ur- und Vorzeit hinein, daß man unmöglich die Entwickelung unserer Nationalität von ihren Anfängen verfolgen kann, ohne von den germanischen Zuständen auszugehen. Das Glück hat gewollt, daß diese Zustände einen Schriftsteller Roms angezogen haben, der zu den größten aller Zeiten zählt und überdies einen feineren Sinn für ethnographische Verhältnisse besaß, als er sonst den
100 n. Chr. Schriftstellern des Alterthums beizuwohnen pflegte. Die Germania des Tacitus mit ihren wenigen Blättern ist für das Studium unserer nationalen Geschichte ein Buch von unberechenbarer Bedeutung. Seit Jahrhunderten schöpft unsere Wissenschaft aus demselben, ohne es erschöpft zu haben; wir danken ihm sichere Ausgangspunkte, von denen jede historische Betrachtung unserer Verhältnisse anheben muß, und man hat nur einmal einen Blick in die dunkelen Anfänge anderer Geschichten zu werfen, um zu begreifen, wie viel mit der Germania für unsere Urgeschichte gewonnen ist. Gegen das Ende des ersten Jahrhunderts

*) Diese Ausführung bildete den Kern eines Vortrages, der am 21. März 1861, am Vorabende des Geburtsfestes König Wilhelms I., zu Königsberg vor einem aus Männern und Frauen bestehenden größeren Zuhörerkreise gehalten wurde. Die Einleitung und der Schluß desselben, mehr auf den Tag und augenblickliche Verhältnisse Bezug nehmend, sind hier nicht wiedergegeben; auch sonst ist Manches in der Darstellungsweise geändert, die für den Zuhörer andre Rücksichten auferlegte, als für den Leser. Aber Alles ließ sich nicht beseitigen, was an die ursprüngliche Bestimmung dieser Erörterungen erinnerte, und der Leser wird nachsichtig sein, wenn er bisweilen auf Wendungen stößt, die mehr der lebendigen Rede eigen zu sein pflegen.

Daß der Vortrag unmittelbar an die Nationalitätenbewegung unserer Tage anknüpfte, möchte schon aus dem hier Mitgetheilten erkenntlich sein. Um jedoch den Gesichtspunkt, aus welchem der Verfasser diese große Zeitfrage betrachtet, von vorn herein klar zu bezeichnen, möge es erlaubt sein, einige Worte aus der Einleitung des Vortrags zu wiederholen. „Folgt die Bewegung der Nationalitäten" — so wurde bemerkt — „ihrem bisherigen Gange und wendet sich vor Allem feindlich gegen die Deutschen, so wird sich bald, wie wir hoffen, das deutsche Volk einmüthig erheben und seinen Feinden nicht sowohl mit den Buchstaben der Verträge entgegentreten, wie vielmehr das Recht seiner eigenen Nationalität gegen sie wenden. Dann wird sich erweisen, daß unser Volk, trotz seiner weit über ein Jahrtausend hinausreichenden Entwickelung unerschöpft, mit dem Siegel der Macht bei seinem ersten Eintreten in die Geschichte gestempelt und heute noch dieses Signum unverkennbar tragend, dessen Kämpfe und Siege sich hindurchziehen von den Blättern der alten Geschichte bis auf die zuletzt beschriebenen der jüngsten Zeit und das vielleicht noch größere Erfolge auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft gewonnen hat, — daß unser Volk nicht ein gleiches Recht mit anderen Nationen hat, sondern ein höheres, daß ihren Adel die deutsche Nation für kein leeres Wort hält."

Kein Volk des Abendlands kann seine Geschichte weiter zurück verfolgen, keines hat eine längere mannigfaltigere und reichere Entwickelung durchlebt, als das deutsche. Diese Entwickelung auch nur in ihren Spitzen zu bezeichnen, wäre ein Werk langen Athems und ist nicht dieses Ortes; es soll hier lediglich an einzelnen hervorragenden Thatsachen dargethan werden, wie sich das nationale Bewußtsein bei uns im Laufe der Jahrhunderte von dunkeler Ahnung zu immer größerer Klarheit erhoben hat, wodurch es genährt ist und wie es sich bethätigt hat. Es ist da kaum Neues zu sagen, aber das enge Zusammenrücken weit durch die Jahrhunderte getrennter Vorgänge in ihrer gemeinsamen Beziehung auf das Wachsen der nationalen Idee bietet doch vielleicht dem Leser einiges Interesse dar.

Digitized by Google

unserer Zeitrechnung ist das Buch geschrieben, aber es schildert Zustände, die im Wesentlichen seit unvordenklichen Zeiten dauerten, da die Germanen mit großer Zähigkeit an dem Herkommen hielten. Die Zustände der Sachsen und Friesen waren noch nach sieben Jahrhunderten, die der Schweden nach einem Jahrtausend denen überaus ähnlich, die Tacitus darstellt. Selbst ein Jahrtausend hatte wenig da geändert, wo sich das germanische Leben frei von starken äußeren Einflüssen verlief.

Tacitus zeigt nun die Germanen politisch in der größten Zersplitterung. Die Nation — wenn man von einer solchen damals reden kann — zerfällt in eine große Zahl kleiner Stämme und damit kleiner Staaten, die in sehr verschiedener Weise geordnet sind, obschon eine Mischung von fürstlicher Gewalt und Gemeindefreiheit bei allen die gemeinsame staatliche Grundlage bildet. Bei manchen Stämmen herrschen Erbkönige aus uraltem, bis in die mythische Götterzeit hineinragendem Adel, bei andern Gerichtsherren und in Kriegszeiten Herzöge, durch Wahl aus der Mitte der freien Männer erhoben; die Rechte der Gemeinde sind bei einem Stamme größer, bei dem andern geringer. Die Stämme stehen zum großen Theil ohne alle politische Verbindung neben einander; sie bekriegen sich gegenseitig und öfters mit solcher Erbitterung, daß ganze Völkerschaften vertilgt werden. So ist es namentlich bei den Germanen des Westens, während die östlichen Stämme allerdings schon in einer näheren Verbindung erscheinen und sich hier über den einzelnen Stammesnamen der gemeinsame, weitumfassende der Sueven erhebt. Aber als gemeinsam den suevischen Stämmen werden doch vorzugsweise bestimmte Religionshandlungen und Eigenthümlichkeiten der Tracht hervorgehoben. Daß die Sueven auch staatlich durch eine Bundesverfassung geeinigt waren, ist nicht unwahrscheinlich, aber jedenfalls war der politische Verband ein loser und hatte nur kurze Dauer.

Zersplitterung und Zwietracht sind Tacitus recht eigentlich die hervortretenden Kennzeichen der germanischen Staatsverhältnisse, und die Sicherheit Roms vor germanischer Ueberwältigung sieht er nur dann verbürgt, wenn diese Zersplitterung und Zwietracht sich erhalten. Deshalb sieht er die Götter an, daß die Germanen nicht zum Gefühl ihrer Einheit kommen. Denn daß sie eine solche bilden, entgeht ihm nicht. Es ist, sagt er, ein Volk ursprünglich und unvermischt, eigenster Art und nur sich selbst gleich, und sein Buch hat zunächst den Zweck, die Römer über diese eigene Art der Germanen aufzuklären. Offenbar meint Tacitus, daß sie trotz ihrer gemeinsamen Nationalität ohne das Bewußtsein derselben seien, und hat dazu guten Grund. Aber Ahnungen, daß sie Alle einem großen Ganzen angehörten, daß es ein Gemeinsames gab, welches sie von andern Völkern unterschied und unter einander verband, waren dennoch vorhanden. Zwar hatten sie, unseres Wissens, keinen Volksnamen, unter dem sie sich alle begriffen — Germanen nannten sie nicht sich selbst, sondern die Kelten gaben ihnen diesen Namen, welchen Römer und Griechen dann weiter verbreiteten —, aber sie führten sich auf *einen* Stammvater zurück, den Mann, den Sohn des erdgebornen Gottes Tuisco; von Mann's Söhnen, meinten sie, seien die einzelnen deutschen Stämme entsprossen, ständen also in brüderlichen Verhältnissen zu einander. Und wie hätte ihnen auch, sobald sie mit andern Völkern in Berührung kamen, entgehen können, daß sie in Sprache und Sitte sich ebenso nahe standen, wie sie sich von andern Nationen unterschieden? Am deutlichsten trat ihnen vielleicht in der Religion ihre Gemeinschaft entgegen, da ja das religiöse Leben bei allen Naturvölkern mächtig zu sein pflegt und gerade die germanischen Stämme ein besonders starker Zug zu dem Uebersinnlichen von jeher gekennzeichnet hat. Ahnungen eines nationalen Zusammenhanges sehen wir denn auch schon in den ältesten Geschichten der Germanen durchscheinen. Denn was anders verbindet sie zu dem heldenmüthigen Widerstand gegen die in ihr Land eindringenden Römer? Armin vertheidigt doch nicht die Sache der Cherusker allein: er ist der Vorkämpfer ganz Germaniens 9 n. Chr.

Digitized by Google

und wirft einen tiefen Haß auf Marbod, der sich der gemeinsamen Sache des Vaterlandes entzieht. Aber, ob solche dunkelen Ahnungen nationalen Zusammenhanges in den alten Germanen lebten, von der Ahnung zum Bewußtsein ist ein weiter Weg, den manches Volk, wie mancher Mensch, nie zurücklegt.

200. Etwa hundert Jahre nach Tacitus beginnt ein gewaltiger Umschwung in den Verhältnissen der meisten germanischen Stämme, der nur die nordischen oder scandinavischen Stämme (die Nordmannen) wenig oder gar nicht berührte. Im mittleren Europa gaben damals die kleinen germanischen Stämme ihre Besonderheit auf und verschmolzen zu größeren Stammgruppen, zu umfassenderen Gemeinwesen. Was bisher selbstständige Volkschaft war, wird Theil eines größeren Ganzen; die Bedeutung des Staats geht auf die Gesammtheit der zu einer neuen Stammeseinheit verwachsenden Volkschaften über. Die alten Stammesnamen verschwinden zum großen Theil, um nie wieder aufzuerstehen. Neue Namen tauchen auf, die bis auf den heutigen Tag unter uns fortleben, wie die Namen der Sachsen, Alemannen, Baiern. Wo sich die alten Namen erhalten, gewinnen sie eine veränderte und allgemeinere Bedeutung, wie bei den Friesen, Longobarden, Gothen u. s. w. Zu derselben Zeit nimmt auch die monarchische Gewalt bei den Germanen einen kräftigen Aufschwung. Wo das Königthum von Alters her bestanden hatte, wird seine Gewalt beschränkt; Stämme, die dasselbe nicht gekannt hatten, werden königlich; wo sich das Königthum nicht durchsetzt, wird mindestens das Herzogthum eine stätige Macht, deren Unterschied von der königlichen kaum in etwas anderem ruht, als daß die Herzöge ihren Stammbaum nicht zu den Göttern der Mythenzeit hinaufführen können. Nur bei den Sachsen der Heimath und den Scandinaviern erhält sich damals noch die alte Freiheit der Gemeinden unbeschränkt; sonst bildet sich bei allen Germanen die monarchische Gewalt durch, die Gemeindefreiheit vielfach beschränkend, aber nirgends geradezu aufhebend. Die neuen Stammesstaaten werden sogleich zu Stammesreichen; indem die Germanen sich zu größeren Geweinwesen vereinen, stellen sie auch sofort einheitlichere Gewalten an die Spitze derselben.

Sehr viel war damit für eine größere Einigung des germanischen Lebens gewonnen. Was diesen Umschwung herbeigeführt hat, meldet keine Ueberlieferung und wird immer ein Räthsel bleiben. Wahrscheinlich begann er unter großen Bedrängnissen von äußeren Feinden, wohl zur Zeit des Vordringens der slawischen Völkerschaften; zum Abschluß kam die Entwickelung erst unter den Stürmen der großen Völkerwanderung. Was die geeintere Kraft der Germanen vermöge, trat sogleich an den Tag. In der Zersplitterung hatten sie Jahrhunderte lang sich der Römer mit Mühe erwehrt: jetzt unter ihren Königen und Herzögen gingen sie zum Angriff über und erfochten Siege auf Siege. Die Geschichte dreier Jahrhunderte verläuft sich fast nur in einer selten unterbrochenen Reihe germanischer Waffenthaten. Kaum eine Provinz des römischen Reichs gab es, wo sich germanische Heere mit römischen nicht gemessen und sie besiegt hätten. Mehr als einmal haben die Gothen Macedonien, Griechenland und die asiatischen Landschaften verheerend durchzogen; mehr als einmal haben sie vor den Thoren von Constantinopel gestanden. Und indessen fiel Rom
410. in Alarichs Hände, und die römischen Provinzen des Abendlandes wurden von den Germanen erobert und zu germanischen Stammesreichen umgestaltet.

476. Die Zerstörung des Römerreichs im Abendlande ist die folgenreichste That der Germanen in der Weltgeschichte, das unmittelbare Resultat ihrer geeinteren Kraft. Von den scandinavischen Völkern abgesehen, gibt es kaum einen germanischen Stamm, der nicht zu ihr mitgewirkt hätte. Insofern kann sie als eine gemeinsame That der Germanen gelten. Aber aus dem Bewußtsein einer Allen gemeinsamen Nationalsache gegen das Römerthum ist sie mit nichten hervorgegangen. Die germanischen Könige und Führer stritten jeder auf eigene Hand und verfochten jeder ein besonderes Interesse; nur eine ihnen unbewußte

Digitized by Google

Macht leitete ihre Unternehmungen zu demselben Ziele. Das große Endergebniß mit seinen Folgen haben sie weder geahnt noch angestrebt; wiederholentlich haben sie der Erhaltung des römischen Reichs zeitweise ihre Waffen geliehen, wiederholentlich selbst eine Herstellung desselben versucht. Es geschah mehr, was sie nicht wollten, als was sie wollten; sie waren gleichsam die willenlosen Werkzeuge des Verhängnisses.

Ahnungen des nationalen Zusammenhangs haben wir schon in den frühesten Zeiten bei den Germanen bemerkt: haben sie fortgelebt und fortgewirkt in den großen germanischen Reichen, die sich aus dem Ruin des römischen Kaiserreichs im Abendlande bildeten? Haben die Germanen sie in die weite Ferne mit hinaus genommen, die sie jetzt großentheils von der alten Heimath trennte? Daß diese Ahnungen in der Fremde ganz erloschen seien, ließe sich nicht behaupten; sie klingen ab und zu in den Sagen und Liedern wieder, die dort inmitten der Kämpfe erwuchsen und in vielfachen Abwandlungen ein Eigenthum aller germanischen Völker wurden. Aber doch hat das Gefühl der Gemeinsamkeit bei den Germanen gerade in dieser Zeit ihrer großen Eroberungen eher an Kraft verloren, als gewonnen. Vieles trug dazu bei. Fast in allen germanischen Reichen blieb eine starke römische Bevölkerung zurück, die mit ihrer Sprache und ihren Sitten täglich und unmittelbar auf die Eroberer wirkte und die alten nationalen Traditionen abschwächte. Ueberdies standen die germanischen Herrscher meist in Krieg mit einander oder beobachteten doch eifersüchtig einer das Wachsthum des andern; die einzelnen Reiche schlossen sich politisch fester und schroffer ab, als es die kleinen Volksstaaten der Urzeit gethan hatten und zu thun vermochten. Das Stammesbewußtsein, in einem größeren staatlichen Organismus nun befriedigter, bildete sich weit bestimmter und mächtiger aus und drängte jene dunklen Ahnungen eines natürlichen weiten Zusammenhanges, der sich aber äußerlich nirgends geltend machte, mehr und mehr zurück. Vor Allem aber trennte jetzt die Religion die Germanen. Das Christenthum hatte bei ihnen Eingang gefunden und zwar von Anfang an in verschiedenen, sich feindselig gegenüberstehenden Bekenntnissen. Mehrere Stämme wandten sich dem Arianismus*) zu, andere dem katholischen Dogma. Daneben blieben manche Stämme bei dem alten Götterdienst, und bei nicht wenigen kämpfte noch der neue Glaube mit dem alten. Das einst Alle umschlingende Band der Religion war somit gelöst: religiöse Differenzen spalteten die Germanen und haben Jahrhunderte lang viel stärker auf sie gewirkt, als alle Ahnungen des nationalen Zusammenhanges, in welchem sie standen.

Das Römerthum, obwohl überwunden, behielt einen stärkeren Zusammenhalt, als ihn die Germanen jemals besessen hatten und namentlich jetzt besaßen. Hieraus erklärt sich, daß es in Kirche, Sitte und Sprache doch fast überall wieder die Oberhand gewann und die germanische Art auf dem neu gewonnenen Boden dauernd nur da sich erhielt, wo die römischen Elemente bei der Eroberung so gut wie vernichtet waren. So erhielt sie sich in England, so am linken Rheinufer, so in den Gegenden zwischen der Donau und den Alpen. In Italien, in Spanien, in dem größten Theil von Gallien wurden die Germanen allgemach romanisirt und ihre Reiche gingen einem schnellen Verfall entgegen. In eigenthümlichster Weise verband sich römisches und germanisches Wesen in dem fränkischen Reiche der Merovinger von dessen ersten Anfängen an. Chlodovech und seine Nachkommen herrschten 500.
über Länder, die von einer dichten römischen Bevölkerung erfüllt waren; die Hauptsitze ihrer Herrschaft waren Mittelpunkte der römischen Verwaltung gewesen. Aber zugleich hatten sie sich weite Gebiete auf beiden Ufern des Rheins unterworfen, wo jene germanischen

*) Nach dem von Arius zu Alexandria in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts aufgestellten Lehrbegriff war Christus ein Geschöpf des Vaters, wenn auch das erste und vollkommenste, aber dem Vater nur wesensähnlich, nach dem katholischen war er von Ewigkeit her und dem Vater wesensgleich.

Digitized by Google

Zustände, aus denen sie selbst hervorgegangen waren, fortdauerten und selbst das Heidenthum noch bestand. Aber trotz dieser engen und unmittelbaren Verbindung mit rein germanischen Völkern und urgermanischem Boden verfielen die Merovingischen Könige dem Romanismus, und das Frankenreich wäre, wie die anderen Stammesreiche, früh untergegangen, wenn nicht ein Geschlecht aus den germanischen Theilen des Reichs — die Erbgüter lagen zwischen Rhein und Maas — im entscheidenden Augenblick das Reich gerettet und
700. die Herrschaft an sich gerissen hätte. Es war das Geschlecht Pipin's von Heristall, das Karolingische Geschlecht, wie man es später genannt hat.

Weltbekannt ist, wie dieses Geschlecht aus dem Dienstadel zum Königthum, dann zur kaiserlichen Gewalt sich erhob, wie es das sinkende Frankenreich aufrichtete und weit über das Abendland ausbreitete, wie es zugleich das Christenthum und mit ihm die Formen der römischen Kirche bei allen südgermanischen Stämmen zur alleinigen Herrschaft brachte. In dem
800. Reiche Karls des Großen, der in jedem Betracht großartigsten Schöpfung des Mittelalters, geschahen nun Riesenschritte zur Einigung jener bisher immer getrennt gebliebenen germanischen Völker, welche die Mitte Europas, unser Vaterland, bewohnten und sich nun bald Deutsche zu nennen anfingen. Zum ersten Mal wurden sie Alle jetzt einem und demselben großen Staatsorganismus einverleibt, zum ersten Mal gleichen kirchlichen Formen unterworfen, zum ersten Mal erhielten sie dasselbe weltliche, dasselbe geistliche Oberhaupt. Sehr gestissentlich hat Karl die Selbstständigkeit der einzelnen Stämme zu brechen gesucht. Die bisherigen Häupter derselben, die Herzöge, hat er aller Orten entfernt, mit der Grafschaft gleiche Formen des Kriegswesens, der Verwaltung und der Jurisdiction überall eingeführt. Bestanden auch die alten Particularrechte der einzelnen Stämme fort — Karl, der überall geschriebenes Recht wollte, ließ sie sogar mehreren Stämmen erst aufzeichnen — so erhob sich doch über jenen die Gesetzgebung der Capitularien als die Grundlage eines Alle beherrschenden Reichsrechts. Am hartnäckigsten widerstrebten bekanntlich die Sachsen den Karolingischen Einrichtungen, und nie wird vergessen werden, mit welcher furchtbaren Härte Karl ihren starren Stammessinn endlich bezwang. Die Friesen und Sachsen, die Baiern und Schwaben, die Thüringer, die Franken am Main und Rhein und weiter bis zur Mosel und Maas hin — alle diese Stämme, in denen sich noch rein die alte Sitte und Sprache der Germanen erhalten hatte, wurden so politisch und kirchlich verbunden und einander damit näher gebracht, als sie sich jemals gestanden hatten.

Karl sah sich, so viele romanische Stämme er auch beherrschte, doch durchaus selbst als einen germanischen Franken an. In Tracht, Sitte und Sprache verleugnete er nicht die Abkunft seines Geschlechts. Seinen Staat gründete er wesentlich auf germanischen Fundamenten und unterließ Nichts, um immer von Neuem diese Fundamente zu verstärken. Die Erhaltung und Bildung seiner Muttersprache, ihre Anwendung in Kirche und Schule lag ihm sehr am Herzen, nicht minder die Bewahrung der alten kriegerischen Tüchtigkeit und Kraft der Germanen. Wenn sein Kaiserreich auch ein römisches hieß, er wollte, daß der Kern desselben germanisch sein sollte: darin sah er die Grundbedingung der Stärke und Dauer desselben. Aber, ob dem so war und ob Karls Reich gleichsam die Wiege der deutschen Nationalität wurde, läßt sich ihm selbst nicht die Absicht beimessen, ein exclusives Nationalgefühl in seinen germanischen Völkern zu fördern und sie dadurch von den anderen unterworfenen Stämmen zu trennen. Sein Reich war vielmehr ein Stammesreich, wie andere der Germanen in früherer Zeit: in demselben herrschten die Franken, und die Baiern, Schwaben, Sachsen u. s. w. waren jenen in derselben Weise, wie die romanischen Bevölkerungen in Italien, in der Provence und an anderen Orten, untergeben. Wo Karl sich über den Gesichtskreis seines Stammes erhob, ging er in die Ideen einer Universalherrschaft ein, die sich nicht auf germanische Anschauungen gründete, sondern sich innerhalb der römi-

Digitized by Google

schen Welt ausgebildet hatte. Die Zusammengehörigkeit seiner germanischen Unterthanen den Romanen gegenüber besonders hervorzuheben, konnte er schon deshalb nicht gewillt sein, weil dies eine Spaltung seiner Völker herbeigeführt haben würde, welche der Einheit des Reiches Gefahr drohte, und diese Einheit mußte er um jeden Preis zu erhalten suchen.

So wenig Karl die Herausbildung der gemeinsamen Nationalität bei seinen germanischen Völkern beabsichtigte, sie erfolgte dennoch. Sobald diese einmal im Frankenreich sich nahe getreten waren, leuchtete der Gedanke nationalen Zusammenhanges in ihnen auf. Grade daß sie noch in demselben Reichsverband mit Völkern anderer Zunge und anderer Sitte standen, machte ihnen den Gegensatz ihrer Nationalität zu jenen und ihr näheres Verhältniß zu einander erst recht klar. An ihrer gemeinsamen Sprache vor Allem erkannten sie sich als ein einiges Volk, und nach dieser ihrer deutschen, d. h. Volkssprache, nannten sie sich fortan nun mit einem Namen: die Deutschen. So ist unsre Sprache die Mutter unsres nationalen Bewußtseins, und unter der Pflege und Zucht dieser Mutter ist es genährt, erstarkt und vor dem Verderben zu aller Zeit bewahrt worden. Erst seit der Karolingischen Zeit kennt man den Namen der Deutschen; seitdem erst gewinnt der Begriff der deutschen Nationalität eine feste Bestimmung, einen deutlichen Inhalt. Die Deutschen unterscheiden fortan sich nicht allein von den Romanen, sondern auch von den slawischen und anderen Völkern des Ostens; sie unterscheiden sich trotz naher Stammes- und Sprachverwandtschaft nicht minder von den Angelsachsen in Britannien, weil diese nicht zum Karolingerreich gehörten; sie unterscheiden sich endlich von den Nordmannen, mit denen sie weder die gleiche Religion noch dieselben staatlichen Formen des Frankenreichs verbanden. Kurz, die Deutschen heißen fortan die Gesammtheit der germanischen Stämme, welche in das Reich Karls des Großen und den Verband der römischen Kirche eingetreten waren, dabei aber ihre alte Volkssprache bewahrt hatten: das ist der Ursprung des deutschen Namens, da liegen die Anfänge der deutschen Nationalität in ihrer eigentlichen und besonderen Bedeutung.

Ueberaus merkwürdig ist, wie sich unmittelbar bei dem Hervortreten der deutschen Nationalität sogleich ein heftiger Antagonismus zwischen den Deutschen und den Scandinaviern entwickelte, obschon sie in gleicher Weise der großen germanischen Völkerfamilie angehörten. Er mag zunächst und am meisten durch den Gegensatz der Religion hervorgerufen sein, aber doch gewiß nicht hierdurch allein. Das politische Leben der Nordmannen mit seinem Uebermaaß von Willkür im Innern, ihre schonungslose Härte gegen äußere Feinde, ihre Lust an Beutezügen und Seeraub — das Alles, obschon urgermanisch wie irgend etwas, erschien den Deutschen bereits damals als Barbarei. Denn in der Verbindung mit dem Karolingischen Reich hatten sie bereits höhere Vorstellungen vom staatlichen Leben gewonnen und ihre Verhältnisse so umgestaltet, daß jene Urzustände germanischer Vorzeit, wie sie im Norden fortdauerten, sie nicht anheimelten, sondern mit Abneigung erfüllten. Man thut deshalb Unrecht, wenn man den Werth und die Bedeutung unserer Nationalität, wie es so oft geschehen ist, allein in ihre Ursprünglichkeit und Reinheit setzt; sie liegen eben so sehr in ihrer unendlichen Bildungsfähigkeit. Durch diese erhebt sich unser Volk von einer Stufe der Vollkommenheit zur anderen, ohne daß dabei seine natürliche Anlage verloren geht, die sich vielmehr immer freier und edler entfaltet. Als das deutsche Volk in die Geschichte eintrat, hatten die einzelnen Stämme bereits die germanischen Zustände hinter sich: sie hatten festere staatliche Formen gewonnen und geschriebene Gesetze angenommen, das Christenthum war bei ihnen heimisch geworden, die Litteratur, wenn auch noch im römischen Gewande, begann sich bei ihnen einzubürgern. Mehr oder weniger war ihnen das Alles von außen gekommen, aber sie wußten es sich anzueignen und zu bildenden Kräften ihres eigenen Lebens, auch zu einem Band ihrer nationalen Einigung zu machen.

Digitized by Google

Sobald sich die Deutschen im Karolingischen Reich als ein Volk erkannt hatten, suchten sie auch staatlich sich als ein solches darzustellen. Sie schaarten sich insgesammt um Ludwig,
850. jenen Enkel Karls des Großen, der sich für alle Zeiten den Beinamen des Deutschen gewonnen hat. Das Reich des deutschen Ludwig, wie es die Verträge von Verdun und Mersen feststellten, fiel mit den Grenzen der deutschen Sprache und Nationalität zusammen; es war der volle und ganze deutsche Bestandtheil des großen fränkischen Kaiserreichs, dessen Zusammenhang sich schnell lockerte und bald ganz auflöste. Als die Nachkommenschaft Karls
911. des Großen in Deutschland ausstarb, war allerdings noch einmal in Frage gestellt, ob die Deutschen in einem Reiche vereinigt bleiben, ob sie ferner einen König über sich anerkennen würden. Denn die Stammesinteressen wirkten noch gewaltig und hatten bei dem überaus schwachen Regiment der letzten Korolinger sich ungehemmt wieder entfalten können. Die einzelnen Stämme hatten sich aufs Neue um Häuptlinge aus ihrer Mitte gesammelt, die den alten Namen der Herzöge führten. In Deutschland standen die Stämme der Baiern, Schwaben, Franken, Lothringer, Sachsen fast wie selbstständige Reiche neben einander, und es schien kaum abzusehen, welche Stellung die Könige einnehmen sollten, wenn man sich ferner noch solche setzen würde. Trotzdem beschlossen die deutschen Großen — und die norddeutschen drangen besonders darauf — das Königthum als ein Band der Nation zu erhalten.

Die Bestrebungen des ersten Wahlkönigs, Konrads von Franken, die Einheit des Reichs zu kräftigen und die Herzöge der Krone zu unterwerfen, scheiterten völlig. Glücklicher war
930. sein trefflicher Nachfolger, Heinrich von Sachsen; er verstand es, die Herzöge der Krone dienstbar zu machen und den königlichen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Aber die Verbindung der Stämme blieb unter ihm ungemein locker, und als sein Sohn, Otto der
950. Große, sie fester anziehen wollte, gerieth er in lange furchtbare Kämpfe. Daß er als Sieger aus ihnen hervorging, gab ihm endlich eine Macht in die Hände, wie sie noch nie ein König unter den Deutschen besessen hatte. Die Idee eines einheitlichen deutschen Reichs in die Wirklichkeit zu führen, war dann recht eigentlich der Zielpunkt aller seiner Gedanken und Thaten, und er kam seinem Ziel mindestens nahe. Vielleicht nie ist das deutsche Volk politisch stärker geeinigt gewesen, als in den späteren Jahren dieses willensmächtigen und hochgesinnten Fürsten; jeder Widerstand gegen die königliche Autorität schien da von vorne herein als ein verurtheiltes, als ein gottloses Unternehmen.

Das deutsche Reich war das erste, in dem eine Nation der neueren Zeit sich wirklich geeinigt darstellte. Frankreich war noch ein loses Conglomerat verschiedener Lehnsherrschaften, das Königthum dort nur ein Schatten des Schattens. Italien war zerrissen und stand unter der Tyrannei der Griechen, Araber und Burgunder. Das angelsächsische Reich hatte sich erst kürzlich aus einer ziemlich lockeren Vereinigung verschiedener Herrschaften gebildet, und bald wurde dieser bald jener Theil von scandinavischen Abenteurern besetzt. Im Norden und Osten Europas setzten sich kaum die ersten Keime zu staatlichen Bildungen an. Und im hellsten Glanz des Ruhms trat das deutsche Reich in die Geschichte ein. Wie zeigte sich abermals die unwiderstehliche Kraft germanischer Stämme, sobald sie zu gemeinsamen Unternehmungen sich die Hände reichen, sobald der Gedanke nationaler Einheit sie ergreift! Das deutsche Volk wurde das herrschende Europas. Das Anerkenntniß seiner Herrschaft lag in dem Kaiserthum, welches an die deutschen Könige kam und damals ihnen mehr als leere Titel gab. Das deutsche Kaiserreich war die Großmacht der Zeit: die Großmacht, denn mindestens im Abendlande gab es keine andere. Unsere Lage inmitten Europas ist so, daß wir bis auf die erträumte selige Harmonie aller Völker entweder gegen unsere Nachbaren eine gebietende Haltung einnehmen oder in eine gedrückte und abhängige Stellung von ihnen gerathen müssen. Das deutsche Volk nahm gleich im Anfange die herrschende Stellung

Digitized by Google

ein und meinte, daß sie ihm von Rechtswegen gebühre. Nicht immer hat es sie mit gleicher Entschiedenheit behauptet, aber doch bis auf den heutigen Tag nie die letzten Positionen seiner Herrschaft über das Ausland aufgegeben. Gott bewahre, daß wir diese Schmach erleben!

Nur hinzudeuten ist hier auf die Geschichte unserer großen Kaiser, der Ottonen, der Heinriche und Friedriche. Sie ist ein Gemeingut unser Nation, wie kein anderer Theil unserer überreichen Geschichte. Bei jedem neuen Aufschwung unseres Volks hat sie noch immer unmittelbar in das Leben selbst wieder eingegriffen, ist vor Allem der Schatten Friedrichs des Rothbarts umgegangen. Man erinnere sich, welchen Zauber sein Name in der Reformationszeit und noch in den letzten Freiheitskriegen übte. Der unversiegliche Urquell unsers Volksbewußtseins ist unsere Sprache, aber reiche Nahrung ist ihm auch aus einer andern Quelle, unserer Kaisergeschichte, zugeströmt und strömen ihm noch immer zu.

Jenes alte wunderbarprächtige Kaiserthum ist längst untergegangen. Nicht in den Kämpfen mit den Päpsten und Lombarden so sehr lagen die Gründe seines Falls, wie in der Unfügsamkeit der deutschen Fürsten und dem Freiheitstrotz der deutschen Stämme; mit diesen Widersachern haben die Kaiser drei Jahrhunderte gerungen und sie nie bezwingen können. Das Kaiserthum wäre nimmer untergegangen, wenn es das deutsche Volk nicht verlassen hätte. Man kann begreifen, daß es geschah. War in diesem Kaiserthum doch so Manches, was nicht dem eigensten Geist der Nation entsprach, nicht aus ihm hervorgegangen war. Diese deutschen Kaiser nannten sich römische und ließen in Rom sich krönen; die Hohenstaufen 1200.
suchten die Gesetze der alten römischen Imperatoren hervor und begründeten auf sie Machtbefugnisse, wie sie nie ein deutscher Fürst geübt hatte; das Kaiserthum romanisirte sich endlich, je mehr es Boden diesseits der Alpen verlor, mehr und mehr und suchte seinen Schwerpunkt im Süden. Es hat allerdings Zeiten gegeben, wo der ganze Enthusiasmus der Nation an den Kaisern hing, und dann waren sie immer unüberwindlich. Aber es kamen andere, und sie trafen öfters ein, wo die Kaiser mit der Mißgunst des deutschen Volks zu kämpfen hatten, und dann waren sie nur zu verwundbar. Alles in Allem ließe sich nicht sagen, daß das Kaiserthum in der Zeit seiner Blüthe populär gewesen sei: es war damals mehr gefürchtet, als geliebt. Die Deutschen wußten damals recht wohl, daß sie die Schiedsrichter der Nationen waren — so nennt sie auch ein Engländer des zwölften Jahrhunderts —, sie kannten die ungeheuren Vortheile ihrer Stellung, und es entging ihnen nicht, daß dieselben wesentlich auf jener Einheit beruhten, die ihnen eine starke monarchische Gewalt gab, doch sie wollten die Einheit nicht auf Kosten der Freiheit, und diese glaubten sie unter einem romanisirenden Kaiserthum gefährdet.

Aber eine tiefe Verehrung haben die Deutschen doch ihren großen Kaisern nach dem Fall des alten Reiches bewahrt. Wie oft sind sie zu ihren Gräbern gepilgert, die weithin über die Erde zerstreut liegen! Nicht allein in Magdeburg, Speier, Bamberg und Aachen hat man sie zu suchen, auch in Rom und Palermo, und des Rothbarts Gebeine wurden nach Tyrus und Antiochia zerstreut. Wo und wie aber dem Andenken dieser gewaltigen Herren die Deutschen dankbare Verehrung zollten, sie war in vollem Maaße verdient. Denn wenn in den folgenden Jahrhunderten trotz aller Zersplitterung und Zerfallenheit des Reichs doch das deutsche Land und deutsche Volk zusammenblieben, so kam es nicht zum Wenigsten daher, daß das Nationalbewußtsein durch die großen Thaten jener Kaiser so belebt war, daß es selbst bei einer schwachen Reichsgewalt nicht mehr untergehen konnte. Wie mächtig auch die lokalen und territorialen Interessen noch waren, wie bestimmt sich die Unterschiede der Stände jetzt herausarbeiteten, das Bewußtsein der Gemeinschaft, in der alles Deutsche stand, blieb ungemein stark. Schon hatte sich inzwischen die Nationalität der Italiener, Franzosen, Engländer sehr deutlich entwickelt, aber die deutsche Nation stand noch in erster Stelle, und die Völker des Nordens und Ostens gingen gleichsam in ihrem Gefolge.

Digitized by Google

1256–1517. Man pflegt wohl die Zeit von dem großen Interregnum bis zu den Anfängen der Reformation als die farbloseste und eintönigste unserer Geschichte anzusehen. Und allerdings folgt man dem Laufe der großen und meist doch ziemlich kleinlichen Staatsactionen, so bietet sie wenig Glanzpunkte dar. Der Gang des Kaiserthums ist im Ganzen schläfrig und matt, überall durch die Ansprüche des Papstthums und des gegen Rom nur allzu nachgiebigen Fürstenthums behindert. In dem auswärtigen Einfluß des Reiches findet sich eher Rückschritt als Fortschritt; im Inneren reihen sich Fehden an Fehden, von denen die eine der anderen auf den ersten Blick bis in die Einzelnheiten ähnlich sieht, nur daß der Streitpunkt bei der einen immer noch dürftiger erscheint als bei der anderen. Und doch ist dieser Theil unserer Nationalgeschichte von dem höchsten Interesse, sobald man von der Geschichte des Reiches zu der Entwickelung des ständischen Lebens den Blick lenkt. In dieser Entwickelung bewegt sich damals so zu sagen das ganze Leben unseres Volkes. Die Durchführung der Landeshoheit, die Befestigung des Erbfürstenthums, die Feststellung der reichsständischen Ordnungen, die Anfänge landständischer Verfassungen, die Begründung der reichsstädtischen Freiheit, die Knüpfung der eigenthümlichen und mannigfaltigen Verbände der Ritterschaft gehören wesentlich dieser Zeit an, die dem Gedeihen corporativer Bildungen überaus günstig war und deren Fehdelust eher ein Beweis für die Ueberfülle von starken, nach Freiheit ringenden Kräften in der Nation ist, als ein Document versiegenden Lebens. Auch darf man nicht vergessen, daß das deutsche Volk in dieser Zeit Eroberungen gemacht oder doch erst befestigt hat, die weit folgenreicher gewesen sind, als alle Erwerbungen unserer großen Kaiser. Damals wurden die wendischen Länder germanisirt, damals wurde der deutsche Ordensstaat an Weichsel und Pregel begründet und nach Liefland, Esthland und Kurland die deutsche Sprache und Nationalität verpflanzt. An diesen Erwerbungen haben die Kaiser keinen irgend erheblichen Antheil gehabt, aber die deutschen Fürsten und deutschen Ritter, die deutschen Bürger und deutschen Bauern haben gleichmäßig bei denselben mitgewirkt.

Der nationale Geist war damals so wenig erstorben, daß er vielmehr erst jetzt zu rechtem Durchbruch in den mittleren und unteren Kreisen des Volkes kam. Nichts würde dies vielleicht deutlicher zur Anschauung bringen, als eine erschöpfende und geistvolle Geschichte des deutschen Bürgerthums, wie wir sie nicht besitzen und bei der Schwierigkeit der Ausführung wohl noch lange entbehren werden. Ist es nicht, wenn wir die Bilder jener alten Rathsherren des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts betrachten, als ob der deutsche Geist uns in ihnen gleichsam verkörpert entgegen träte? Meinen wir nicht, in den alten Städten, die zu jener Zeit in Blüthe standen, noch heute den vollkommensten Ausdruck dessen zu sehen, was echtdeutsche Art hervorbringen kann? Und deuten nicht ihre gewaltigen Bauwerke schon darauf hin, daß trotz aller corporativen Abschließung ein großer nationaler Zug durch diese Zeit geht? Sollten diese Monumente nicht dem Ruhme des deutschen Volks dienen, und scheinen sie nicht, großartig im Entwurfe ohne Gleichen, auch in der Ausführung auf die Hülfsmittel der ganzen Nation berechnet? Sie wirken noch auf uns als eine der stärksten Manifestationen des deutschen Geistes.

Und nicht minder deutlich zeigt den Aufschwung des deutschen Volksbewußtseins die Litteratur. Wie mächtig auch die Muttersprache auf die Erweckung des nationalen Lebens gewirkt hatte, wie mächtig sie fortwirkte, sie konnte ihre volle und ganze Gewalt auf das Volk nicht üben, so lange die Schriftsprache überwiegend die lateinische blieb. Jetzt aber bildete sich eine poetische Litteratur von eigenthümlicher Bedeutung und großem Umfange in der Muttersprache aus, die auch durch die Schrift Verbreitung suchte und fand. Von den Höfen der Fürsten drang die Poesie allgemach in die Werkstätten der Meister ein, und was sie dabei an Anmuth verlor, gewann sie an Volksthümlichkeit. Zugleich erhob sich die deutsche Prosa. Die mystische Theologie und die Chronik fingen an in deutscher Sprache zu

Digitized by Google

reden. Die Gesetze und Rechtsbücher wurden in einer dem Volke verständlichen Sprache abgefaßt. Die Urkunde hörte auf von einem gelehrten Lateiner concipirt zu werden, und der Deutsche konnte nun selbst sehen, was sein verbrieftes Recht sei. Daß dies die Befreiung von einem schweren geistigen Druck, unter dem unser Volk Jahrhunderte lang geschmachtet hatte, in sich schloß, liegt auf der Hand. Denn kein Volk kann sich wahrhaft selbstständig fühlen, ohne frei seine Sprache, wo und wie es ihrer bedarf, zu handhaben. Mit dem Vordringen der deutschen Schriftsprache bis in die unteren Schichten des Volkes war dann zugleich ein neuer starker Hebel zur Weckung des nationalen Bewußtseins gewonnen.

Hatten die Stände des Reichs früher nach Freiheit von kaiserlicher Oberherrschaft getrachtet, so hatten sie die jetzt in Fülle und konnten in dem Genuß einer wenig beschränkten Selbstständigkeit schwelgen. Aber mehr als einmal machte sich denn doch bemerkbar, daß ohne eine starke Obergewalt die Nation in den größten Gefahren schwebe. Der Fall der Marienburg und noch mehr der Friede von Thorn, die kühnen Unternehmungen Karl's von Burgund, die Ausbildung einer starken monarchischen Gewalt in Frankreich, wo man schon lüstern nach der Rheingrenze blickte, die immer näher sich heranwälzende Heeresmacht der Osmanen: dies und vieles Andere mahnte daran, daß die deutsche Freiheit leicht und bald in die unerträglichste Knechtschaft sich verkehren könne, wenn nicht alle Kräfte der Nation von einer starken Hand zusammengefaßt würden. Man fing an tiefer als je sich nach den alten Kaisern zu sehnen: die Herstellung eines mächtigen Kaiserthums wurde der Gedanke aller Stände.

Der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war eine Zeit, wo sich das Streben nach 1500.
Herstellung der alten Reichseinheit, nach politischer Einigung der Nation auf das Lebendigste regte. Die Fürsten trugen sich mit einer großen Reformation des Reichs, und Kaiser Max hatte selbst dahin gerichtete Ideen; die Städte und der Bauernstand verlangten nach der Kraft des alten Kaiserthums, die Gelehrtenwelt und ein großer Theil der Klerisei nach einer Macht, welche sie von dem immer wachsenden Druck des Papstthums befreie. Jedermann wollte neue, festere Ordnungen des Reichs. Aber sobald man an ihre Begründung ging, zeigten sich die größten und mannigfaltigsten Schwierigkeiten. Nicht mehr die Stämme widerstrebten so sehr der Reichseinheit, als die mächtig gewordenen Stände. Die Standesinteressen waren zuletzt doch noch durchgreifender, als die nationalen; jeder Stand wollte gewinnen, keiner opfern. Dennoch kam es zur Begründung einiger Reichsordnungen, die mühsam in das Leben geführt wurden und dann lange ein schwächliches, aber zähes Dasein hingeschleppt haben. Sie haben noch drei Jahrhunderte das deutsche Reich zusammengehalten und ganz ohne Wirkung auf die Entwickelung des nationalen Lebens sind sie nicht geblieben, aber tief ergriffen und energisch gefördert haben sie dasselbe mit Nichten; auch war der Gang der Ereignisse einer kräftigen Entfaltung der Reichsordnungen wenig günstig.

Ein folgenschweres Mißgeschick war es, daß gerade in dem Zeitpunkt, wo das deutsche Volksbewußtsein sich bestimmter als je entfalten zu wollen schien, die Regierung des deutschen Reichs ein König von Spanien überkam, dessen Politik unmöglich eine ausschließlich deutsch-nationale Richtung einschlagen konnte. Ein anderes und noch größeres Hemmniß erwuchs der Einigung durch das Eintreten der großen Kirchenspaltung, die bis auf den heutigen Tag unser Volk im Glauben scheidet. Die Reformation Luther's — ein Werk, 1517.
in der tiefsten Tiefe des deutschen Wesens wurzelnd, unternommen und durchgeführt in der ganzen Treue und Lauterkeit eines deutschen Herzens, eine nicht nur kirchliche, sondern auch welthistorische That, wie sie keinem anderen deutschen Manne gelungen — diese Reformation hatte zwar eine allgemeine Bedeutung für die gesammte Christenheit, aber sie faßte zunächst doch die Bedürfnisse des deutschen Volks in das Auge, und zwar des deutschen Volks in seiner Totalität. Auch schien Anfangs die Hoffnung nicht zu kühn, daß sie alle

Digitized by Google

Verhältnisse der deutschen Kirche und damit auch die des Reichs im nationalen Sinne umgestalten würde: indessen zeigte sich bald genug, daß dies nicht zu erreichen war. Das Reichsoberhaupt war Luther und seinem Werke von vorn herein abgeneigt; unter den deutschen Fürsten erwuchsen ihm erbitterte Gegner; die Reichsstände, welche seine Sache ergriffen, mußten bald gegen die Beschlüsse der Reichstage als Protestanten auftreten. Das religiöse Bekenntniß warf die deutschen Reichsstände und die ganze Nation so in zwei feindliche Heereslager auseinander. Man weiß, wie der innere Krieg entbrannte, sobald Luther's Gebete für den Frieden verstummten, wie nach der mühsam erlangten Waffenruhe die Streitigkeiten der Theologen sich abermals auf das Aeußerste erhitzten und in alle Kreise des Volks getragen wurden, wie endlich ein neuer Religionskrieg ausbrach, der ein Menschenalter hindurch Deutschland auf eine solche Weise verwüstete, daß noch jetzt, nach zwei Jahrhunderten, nicht alle Spuren desselben verwischt sind.

1630. Niemand vermöchte auszusagen, was der dreißigjährige Krieg Deutschland gekostet hat. Man pflegt wohl die materiellen Verluste in die erste Linie zu stellen, aber die geistigen waren bei weitem schwerer. Alles Selbstgefühl der Nation war herabgedrückt: die Grenzen des Reichs sah sie verrückt, alle ihre Interessen an Spiel fremder Mächte, und als eine fremde Macht erschien fast das Habsburgische Kaiserhaus selbst, welches den allgemeinen Ruin noch am leichtesten zu überdauern hoffen durfte. Ueberdies war die Nation in sich zerrissener als je. Es trennten nicht allein die noch immer nicht ganz verwischten Stammesunterschiede, nicht allein die sehr mächtigen Gegensätze der Stände, sondern auch und vor Allem die Verschiedenheit des Bekenntnisses. Die Religion, einst ein Bindemittel der Nation, zerklüftete sie jetzt mehr als alles Andre; Religionshaß und das schlimmste Mißtrauen vergifteten alle nationalen Bestrebungen. Kunst und Wissenschaft verloren zugleich ihre Ehre und Würde; Sprache und Litteratur verwilderten; man schrieb in fremder Sprache oder in einem Kauderwälsch, gemischt aus lateinischen, französischen und deutschen Brocken. Das nationale Bewußtsein war so gut wie entschwunden, und der Particularismus machte reißende Fortschritte. Bei der Schwäche der Reichsgewalt entwickelte sich die Landeshoheit der Fürsten mit eilenden Schritten zu völliger Selbstständigkeit; die letzten schwachen Fäden schienen zu zerreißen, welche die Deutschen noch im Reiche verbunden hatten. Man kann es als ein Wunder ansehen, daß ein deutsches Reich sich noch erhielt und der Begriff eines deutschen Volkes mit ihm bestehen blieb.

Wer wollte es leugnen, daß es vor Allem die Kirchenspaltung gewesen ist, die Deutschland politisch zerrissen und das Volksbewußtsein nahezu vernichtet hat? Aber es ist sehr einseitig, alle Schuld, wie es so oft geschieht, der Reformation beizumessen. Die Gegner derselben haben eine gleiche oder wohl größere Last der Verantwortung zu tragen. Ueberdies hat die Reformation die Wunden, welche sie unserer Nation geschlagen, zum guten Theil wieder zu heilen gewußt. Es ist staunenswerth, wie schnell sich mitten aus dem Jammer der Zeit von Neuem höhere und freiere Bestrebungen erhoben, und gerade aus den Ländern gingen sie hervor, in welchen sich die Kirchenreformation durchgesetzt hatte. Anziehend würde sein, im Einzelnen den Nachweis zu führen, daß alle jene geistigen Bestrebungen nicht allein mit Luthers Wirksamkeit als Reformator der Kirche und Schule, mit seinen politischen Anschauungen, mit seiner Wirksamkeit als Schriftsteller zusammenhängen; es würde sich darthun lassen, daß alle die Wissenschaften und Künste, in denen die Deutschen sich nun selbstständig zur Meisterschaft Bahn brachen — Theologie, Philosophie, Sprachwissenschaft, Poesie, Musik — wie sie in Luthers Natur und in seinen besonderen Neigungen Anknüpfung fanden, so gerade von ihm den kräftigsten Anstoß erhalten haben. Aber es genügt hier, auf jene großen Männer hinzuweisen, die unmittelbar wieder dem deutschen Leben eine höhere Richtung gaben und deren Arbeiten dann der weiteren Entwickelung vor Allem die Bahnen

Digitized by Google

vorschrieben. Ich meine Spener, Leibnitz und den großen Churfürsten. Wer ist der todten Rechtgläubigkeit und dem dogmatischen Formelkram entschiedener entgegen getreten, als Spener? Wer hat lebendiger als er auf das wahre Christenthum des Herzens in einer Zeit gedrungen, als es hüben und drüben wie vergessen schien? Und wer hat je die Macht des deutschen Geistes in fast allen Zweigen der Wissenschaft der Welt klarer vor Augen gestellt, als Leibnitz, ein Mann, der für jede Größe seines Vaterlands und seines Volks auf das Lebendigste fühlte, alle Schäden des nationalen Lebens kannte und alle zu heilen versuchte? Und zu derselben Zeit gründete der große Churfürst einen Staat, an dem staunend die Zeitgenossen inne wurden, was ein deutscher Fürst freien Geistes mit geringen Mitteln zu leisten vermöge, einen Staat, der als ein Wunder deutscher Politik sich neben den großen Schöpfungen fremder vielgepriesener Staatskunst erhob. Aber diese Männer und Alle, die in ähnlichem Geiste wirkten, waren in protestantischer Umgebung geboren und erzogen und begannen ihre Arbeit zunächst unter Protestanten, freilich in einem freieren religiösen Sinne, als man ihn vordem gekannt hatte. Eben deshalb ging ihr Wirken auch über die Grenzen des evangelischen Bekenntnisses alsbald hinaus, fand Anerkennung und weckte Nacheiferung bei allen aufstrebenden Geistern in der Nation; es bahnte Wege und Mittel innerer Verständigung in ihr an, als die äußeren Bande mehr und mehr sich lösten und endlich ganz zerrissen wurden. 1670.

Die deutsche Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist voll der mannigfaltigsten und großartigsten Verwickelungen, ihre Resultate sind von hervorragender Bedeutung für die Entwickelung der Welt. Daß Friedrich der Große Preußen zu einer europäischen Großmacht erhob, veränderte nicht allein alle Machtverhältnisse der deutschen Staaten, sondern die ganze Lage Europas. Die Stellung Preußens war geraume Zeit die Hauptfrage der allgemeinen Politik und erregte Kämpfe, deren Schauplatz sich weithin über den Erdkreis ausbreitete. Indem zugleich mehrere der ersten Throne des Auslands deutschen Fürsten zugefallen waren, wurden die Deutschen fast in alle Verhältnisse der großen Politik hineingezogen, an allen betheiligt. Die Blicke des Volks erweiterten sich so mit Nothwendigkeit; die Theilnahme an den politischen Dingen und den großen Welthändeln steigerte sich unaufhörlich. Aber das nationale Interesse, wie wir es jetzt verstehen, war damit keineswegs im Wachsen, vielmehr wandten sich damals alle Sympathien der Verselbstständigung der einzelnen Staaten, der völligen Auflösung des Reichsverbandes zu. Wie stark hat sich nicht der preußische Patriotismus an den Thaten Friedrichs des Großen entwickelt? Und der österreichische Patriotismus ging mit ihm nahezu gleichen Schritt. Fast in jedem Staat, bis zu dem kleinsten herab, bildete sich allgemach bei der Bevölkerung ein die Nationalität völlig zersetzendes Selbstgefühl aus, oft bis zum lächerlichsten Dünkel, von den Regierungen meist mehr genährt als beschränkt. Der Particularismus triumphirte aller Orten. Eine Theilnahme für das Reich, für die Gemeinsamkeit deutscher Interessen kannte jene Zeit kaum; ein deutscher Patriotismus war kaum vorhanden. So geschah das Unvermeidliche. Unter den Einflüssen der französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft brach das Reich zusammen, und Deutschland zersplitterte in eine Anzahl anscheinend völlig selbstständiger Staaten; nur anscheinend selbstständig, denn die Mehrzahl derselben war schon unter dem Protectorat des französischen Kaisers gefallen, und als Preußen sich in die schmachvolle Abhängigkeit der Rheinbundfürsten nicht zwängen lassen wollte, büßte es in dem unglücklichsten Kampfe auch seine Selbstständigkeit ein. Noch einmal griff dann Oesterreich zu den Waffen, aber nur, um das Schicksal Preußens zu theilen. Der Friede brachte es in eine ähnliche Abhängigkeit von dem französischen Gewalthaber, der bald die Tochter des letzten deutschen Kaisers als Gemahlin heimführte und unverhohlen als Nachfolger Karls des Großen und Erneuerer des alten Kaiserthums auftrat. Jahre tiefster Erniedrigung durchlebte unser Volk. Die deutschen 1740. 1806.

Digitized by Google

Staaten waren wesentlich nichts anders als Provinzen des französischen Kaiserts; deutsche Heere mußten ihm dienen und gegen Rußland folgen. Das war das nothwendige Ende des staatlichen Sonderwesens, das seit Jahrhunderten das nationale Bewußtsein der Deutschen erstickt hatte. Mit der Einheit schien man jetzt auch die Freiheit zu Grabe getragen zu haben.

So trostlos war jene Zeit, daß selbst geistesstarke Männer an der Gegenwart verzweifelten und erst mühsam ein neues Geschlecht zur Sprengung der Ketten erziehen wollten. Aber es bedurfte nicht weitaussehender pädagogischer Experimente. Wenige Jahre der Knechtschaft genügten, um die deutschen Völker mit dem heißesten Freiheitsdurst zu erfüllen und die Ueberzeugung bei ihnen zu erwecken, daß die Freiheit in ihrer Einigkeit beschlossen liege. Und, sobald man nun die Augen aufthat, sah man, wie viel geistig Einendes man besaß, welche gemeinsamen Schätze die Nation bewahrte. Wie lohnte es sich nun, daß man schon vor mehr als einem Jahrhundert die Wege der Toleranz eingeschlagen und das Wesen des Christenthums in etwas anderem als dogmatischen Spitzfindigkeiten gesucht hatte! Welcher Gewinn war es, daß alle jene wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, deren Anfänge oben berührt wurden, sich in der imposantesten Weise entwickelt hatten! Durch ganz Deutschland hatte Kant alle denkenden Köpfe in seinen Ideenkreis gebannt. So weit die deutsche Zunge reichte, hatten Goethes und Schillers Dichtungen alle Klassen des Volkes ergriffen und mit Begeisterung erfüllt. Die Deutschen hatten eine Litteratur gewonnen, die in einzelnen Zweigen von anderen Völkern übertroffen sein mag, in ihrer Totalität unvergleichlich ist. Sie hatten die höchste Meisterschaft in der Kunst erreicht, in der jedes Volk am unmittelbarsten seine Gefühle ausdrückt, sich selbst am unmittelbarsten empfindet — in der Musik. Gewiß, alle diese rein geistigen Bestrebungen wurzelten ursprünglich nicht in nationalen Tendenzen: aber sie ergriffen doch die ganze Nation, und alle Erzeugnisse desselben wurden als ein Gemeingut derselben betrachtet. Und gerade in diesen Tagen der Schmach wandten sich die Wissenschaften nun auch unmittelbar den nationalen Interessen zu; sie erschlossen alle Quellen unseres Volkslebens und Volksbewußtseins, unsre Sprache, unsre Geschichte, unsre alte Litteratur. Was deutsches Wesen sei, wurde niemals besser begriffen.

So erwachte das Gefühl der Einigkeit aller Orten, und mit ihm erstarkte der Glaube an die Freiheit. Es bedurfte nur des Rufes der Fürsten, und überall erhob sich das Volk gegen die Fremdherrschaft wie zu einem heiligen Kriege. Nie hat sich die Einigkeit der Deutschen schöner und energischer gezeigt, als in den letzten Freiheitskämpfen; dicht neben den schmachvollsten Blättern unserer Geschichte stehen die rühmlichsten. Deutschland befreite nicht allein sich, es befreite abermals die Welt von einer unerträglichen Zwangsherrschaft. Aber bei der Abrechnung fand das deutsche Volk nicht den Lohn, den es verdient und erwartet hatte. Es hatte als Kampfpreis die Zurückgabe der deutschen Länder beansprucht, die Frankreich einst dem Reiche entrissen: Lothringen und der Elsaß blieben französisch. Es hatte, wie es sich einig erhoben und vereint gekämpft hatte, eine Verfassung gehofft, welche die Einheit Deutschlands vor Allem sicherte und eine weitere Ausbildung im einheitlichen Sinne nicht nur ermöglichte, sondern forderte: die Bundesverfassung entsprach solchen Hoffnungen nicht. Auch ihre Vertreter haben kaum anderes zu ihrer Vertheidigung gesagt, als daß sie unter den obwaltenden Verhältnissen die einzig mögliche und deshalb nothwendig war. In den Zwang der Umstände hat man sich zu fügen, doch Niemand wird Liebe und Hingebung für ein Werk des Zwanges erwarten.

1815. Seit der Aufrichtung des deutschen Bundes haben die nationalen Tendenzen bei uns unaufhörlich Fortschritte gemacht, aber weniger durch den Bund, als trotz desselben. Sie beherrschen Wissenschaft und Kunst, die Litteratur, das ganze geistige Leben; sie beherrschen nicht minder auch das materielle. Wie viele Schranken sind gefallen, wie viele Hemmnisse

Digitized by Google

des Verkehrs in den letzten Jahrzehnten beseitigt! Das alte Absonderungssystem der Einzelnstaaten ist unhaltbar; sie müssen in Gesetzgebung und Administration sich nähern und ausgleichen. Das Verlangen nach einer festeren Centralgewalt, als sie im Bundestage gegeben ist, lebt in der Nation so allgemein, daß es sich nicht mehr unterdrücken läßt; auch denkt daran wohl keine Regierung mehr im Ernst. Aber die Schwierigkeiten, eine solche Centralgewalt zu begründen, sind bei der Stellung der beiden deutschen Großmächte zu einander und bei der Selbstständigkeit, welche alle deutschen Staaten einmal vertragsmäßig gewonnen haben, so groß, daß auf dem Wege allseitiger Verständigung kaum ein befriedigendes Resultat zu erwarten ist. Daß die Bundesverfassung Zähigkeit genug in sich hat, auch eine gewaltige innere Bewegung zu überdauern, haben wir erlebt. Aber ein heftiger Ansturm der feindlichen Nationalitäten, der die Deutschen alle ihre Kräfte fest zusammenzuhalten zwänge, dürfte doch den deutschen Staatenbund leicht in einen Bundesstaat mit einer starken Centralgewalt verwandeln. So könnte die Bewegung der Nationalitäten, in deren Mitte wir stehen, das erreichen, was sie am wenigsten will: die Constituirung eines einheitlichen Deutschlands, dem die imponirendste Machtstellung in den europäischen Angelegenheiten nach seiner unerschöpften Kraft, seiner geographischen Lage und seinen historischen Traditionen gewiß sein müßte. An dem Tage, wo die deutschen Heere vereint gegen einen äußeren Feind ausziehen, sollten wir Freudenfeuer auf allen Höhen anzünden. Dann würde die Revision der Verträge von 1815 nicht fern sein, nach der Frankreich jetzt ein so heißes Verlangen zeigt, nachdem sie das deutsche Volk schon seit nahezu einem halben Jahrhundert ersehnt hat.

Es wäre thöricht, an der Zukunft unseres Volkes zu verzweifeln, weil nicht sogleich alle Wünsche sich erfüllen. Durch alle Wechsel seiner Geschicke geht ein großer Fortschritt von dunkelen Ahnungen natürlicher Gemeinschaft bis zum Bewußtsein geistiger Einheit, von staatlicher Zersplitterung zu festerer Einigung, von Culturtrieben zu der höchsten Entwickelung nationaler Bildung, von dem Instinct einer welthistorischen Bestimmung zur Erkenntniß derselben. Das nationale Bewußtsein ist stärker und gereifter als je. Sobald die Deutschen zu gemeinsamer That sich erheben, liegen neue weite Bahnen des Ruhmes vor ihnen: unser Volk wird sie, so hoffen wir zuversichtlich, in Kürze beschreiten.

Breslau und seine Universität.

Von Max Ring.

Die Jubelfeier der Breslauer Universität ruft eine Reihe von Erinnerungen wach an die alte Haupt- und Residenzstadt Schlesiens. In einer fruchtbaren Ebene, die von den blauen Bergen der Sudeten begrenzt wird, erhebt sich die Stadt Breslau an beiden Ufern der Oder, welche hier schon eine stattliche Breite zeigt. Ehrwürdige Kirchen mit hohen Thürmen und alterthümliche Gebäude erklären schon von Weitem ihre historische Bedeutung und eine inhaltsreiche Vergangenheit. Vor Allem fesselt das schöne, zum Theil im gothischen Style erbaute Rathhaus die Aufmerksamkeit des Beschauers durch seine eigenthümliche Architektur. Mitten auf dem großen Markt, nach schlesischer Art der „Ring" geheißen, ragt es unter den übrigen Häusern mit seinen durchbrochenen Erkern und kleinen Thürmen mächtig hervor, reich an historischen Erinnerungen und interessanten Begebenheiten. Ein Stück

Digitized by Google

mittelalterlicher Romantik ruht auf den alten, grauen, von grünem Epheu umzogenen Mauern und bildet einen wohlthuenden Kontrast mit dem prosaisch nüchternen, geschäftigen Treiben der Gegenwart. Von jeher herrschte ein kräftiger Bürgersinn in der Hauptstadt Schlesiens, der sich in früherer Zeit besonders häufig in trotzigen Kämpfen des Volkes gegen Patriciertum und Geistlichkeit bethätigte.

Aufstände folgten auf Aufstände und mehr als einmal krachten die eisernen Thore des alten Rathhauses unter den Angriffen der gegen den übermüthigen Magistrat empörten Bürger. Damals, als der schwache Wenzel von Böhmen Deutscher Kaiser war, verschworen sich die erbitterten Zunftgenossen gegen die Bedrückungen des stolzen Magistrats. In der St. Clemens-Kapelle in der Neustadt nahmen sie das heilige Sakrament, worauf sie am nächsten Morgen beim Schalle des Hirtenhorns und unter dem Läuten der Sturmglocke nach dem Rathhause zogen. Ein Bürgermeister und mehrere besonders verhaßte Rathsherren wurden auf dem Platze vor der Rathstreppe sogleich enthauptet, ein Magistratsmitglied, das sich auf den Thurm geflüchtet, nach böhmischer Sitte herabgestürzt und von den Spießen der Aufrührer aufgefangen. Manche wichtige Urkunde und die alten Freiheitsbriefe der Stadt gingen bei dieser Gelegenheit verloren. König Wenzel war zu schwach, der Empörung zu steuern, um so schwerer war das Gericht, welches sein Nachfolger Sigismund über die aufständische Stadt verhing. Auf die Klage der Geschlechter wurden die Aeltesten der Zünfte gefangen genommen und drei und zwanzig Theilnehmer an der Verschwörung hingerichtet. An der Ecke des Ringes auf dem Elisabethkirchhof wurde ihnen von den Richtern, die um den schwarzbehangenen Tisch saßen, ihr Urtheil verkündet, welches in der Burg vor dem Oderthore von acht Henkern unter den Augen des Kaisers vollstreckt wurde. Ihre Köpfe wurden auf die Thürme der Stadtmauer aufgepflanzt, ihre Leichname aber unter die großen viereckigen Steine begraben, auf denen man vom Markt nach der Elisabethkirche geht, damit alle frommen Kirchgänger oft an diesen Frevel denken und die Verbrecher mit Füßen treten möchten. — Aber nicht bloß ihrem eigenen Magistrat, sondern selbst einem so mächtigen Könige, wie Georg Podiebrad, leisteten die Breslauer tapfern Widerstand, längst der böhmischen Herrschaft müde, und aus diesem Grunde als eifrige Katholiken den hussitenfreundlichen Fürsten bekämpfend. Sie gaben ihm den Spottnamen „Girsig" und sangen Schandlieder auf ihn, außerdem faßten sie den Beschluß: Podiebrad's Wahl nicht anzuerkennen und ihn nimmermehr als ihren Erbherrn anzunehmen, trotzdem der Papst selbst ihnen gütlich zuredete. „Aller kluger Rath," sagt der treffliche Stadtschreiber Eschenborn in seiner Chronick von Breslau, „mußte verborgen bleiben, und welche am besten schelten und trinken konnten, die waren die klügsten und christlichsten. Sie lernten das von den Predigern; denn wer auf dem Predigtstuhl am besten schelten und ketzern konnte, den hörte man am liebsten. Es waren zu dieser Zeit so viele Rathleute in Breslau als Trinker, Säufer, Spieler und Letten. Diese regierten, diese hatten der Stadt Macht, was diese wollten, das mußte geschehen. Das war eine verkehrte Ordnung. Die Untersten über die Obersten." Auch diesmal mußte Breslau schwer für seinen muthigen Widerstand büßen und den Frieden theuer genug erkaufen. Der schlesische Adel, welcher auf Seiten des böhmischen Königs zum größten Theil stand, befehdete die Stadt und that derselben den größten Schaden, bis es endlich den Bürgern gelang, die Burgen der ärgsten Raubritter zu brechen und die Besitzer derselben gefangen zu nehmen und hinzurichten.

Alle diese Umstände trugen dazu bei, den Haß gegen die Böhmen zu steigern und die Breslauer im Gegensatz zu ihren hussitisch gesinnten Nachbarn zu eifrigen Katholiken zu machen. Diese politisch religiöse Stimmung erreichte ihren höchsten Grad, als der bekannte italienische Franziskaner-Mönch, Johann von Capistrano in den Mauern der Stadt erschien und öffentlich seine Predigten hielt. Trotzdem er nun in lateinischer Sprache redete, die dem großen

Digitized by Google

Haufen unverständlich blieb, war der Zulauf des Volkes und die Wirkung seiner Reden ungeheuer. Auf dem Salzring verbrannte er die aus der ganzen Stadt freiwillig herbeigetragenen Karten- und Brettspiele, Spiegel, Larven und Sammtkleider, welche die Frauen, aller weltlichen Eitelkeit entsagend, in ihrer Schwärmerei selbst in die Flammen warfen. Aber auch einundvierzig Juden mußten den Scheiterhaufen besteigen, weil sie der fanatische Mönch beschuldigte, eine heilige Hostie gestohlen und mit Ruthen gepeitscht zu haben. — Nichts desto weniger machte die Reformation gerade in Breslau sehr bedeutende und schnelle Fortschritte, wozu das ärgerliche Leben der katholischen Geistlichkeit hauptsächlich beitrug. Bei einer streitigen Bischofswahl ließen die entzweiten Parteien die schändlichsten Schmähschriften gegen einander anschlagen und verbreiten, in denen sie sich, nach dem Bericht eines Zeitgenossen, „Dinge vorwarfen, die kein Gaukler einem Lotterbuben, kein Mörder einem Räuber, vorwirft. Zwischen den Franziskanern und den benachbarten Nonnen von St. Clara war ein Streit ausgebrochen, wobei die Aebtissin den Guardian ergriff und ins Gesicht warf, daß der Koth über ihn zusammenschlug, mit großem Gelächter des zulaufenden Volkes, welches laut ausrief: in nomine domini raufen sich Mönche und Nonnen." Trotz der Gegenbestrebungen des besonders katholisch gesinnten Domstiftes machte die Reformation mit jedem Tage größere Fortschritte, so daß die Mehrzahl der Einwohner sich zu der Lehre Luthers bekannte und trotz des fanatischen Ferdinands und seiner Jesuiten derselben treu blieb. Unter solchen Verhältnissen wurde von der Mehrzahl der Einwohner der kühne Einfall Friedrich des Großen in Schlesien mit Freude begrüßt, obgleich der Magistrat anfänglich eine strenge Neutralität zu behaupten suchte. Am 10. August rückten die Preußen ohne Schwertstreich ein und besetzten die Stadt. Eine Ohrfeige, welche der preußische General einem Stadtsoldaten gab, der als Schildwacht sich weigerte, ihn einzulassen, war die einzige Waffenthat und genügte, die Eroberung und Oeffnung des Thores herbeizuführen. Spätere Verschwörungen, die von dem katholischen Domstift und einigen adligen Familien ausgingen, scheiterten an Friedrichs Wachsamkeit, der nach der Sage einen preußischen Officier in Frauenkleidern sich unter die Verschworenen mischen und so ihre Pläne auskundschaften ließ. Seitdem blieb Breslau unter preußischer Herrschaft und theilte die Geschicke der Monarchie, indem es 1806 von einem meist aus Baiern und Würtembergern bestehenden Heere unter dem Befehle des französischen Generals Vandamme belagert und eingenommen wurde. Später bildete es den Ausgangspunkt der Befreiungskriege; hier versammelten sich in dem denkwürdigen Jahre 1812 die Häupter der Patrioten, Gneisenau, Blücher, Scharnhorst, Arndt, Justus, Gruner, zu denen später Stein und Hardenberg sich gesellten, hier fand der König und seine Familie einen Zufluchtsort, als er sich in Berlin nicht mehr sicher fühlte, in Breslau erließ er jenen berühmten Aufruf: „An mein Volk!" — Von allen Seiten strömten hierher die begeisterten Männer und Jünglinge, um zu den Waffen zu greifen, Lützow sammelte hier seine „verwegene Schaar," in die der jugendliche Dichter Theodor Körner, der Deutsche Tyrtäus, die „Leier mit dem Schwert" verbindend, eintrat. In jenen Tagen gewann Breslau eine große, weltgeschichtliche Bedeutung für den preußischen Staat, indem es gleichsam die Wiege der Befreiungskriege wurde.

Doch wir kehren von diesen historischen Erinnerungen zu unserem Ausgangspunkte zurück, um einige Minuten in dem berühmten Rathhauskeller zu verweilen, welcher in der Volkssprache nur der „Schwein'sche Keller, von dem früher ausschließlich daselbst ausgeschänkten „Schweidnitzer Bier" genannt wird. Das besagte Bier spielte in den ältesten Zeiten der Stadt eine bedeutende Rolle. Es war nämlich ein Fuder Schweidnitzer Bier, das der Herzog von Liegnitz seinem Bruder, einem Breslauischen Domdechanten schickte, von dem Magistrate aber wegen verweigerten Zolles confiscirt wurde, die Ursache, daß die wegen solcher Beraubung ihres Lieblingsgetränkes empörte Geistlichkeit die Stadt mit ihrem Banne

Digitized by Google

belegte; woraus eine Reihe höchst ärgerlicher Händel folgten, welche in den schlesischen Chroniken mit dem Namen des „Pfaffenkrieges" belegt wurden. Noch heute lieben die Breslauer ein gutes Glas Bier, wenn auch das Schweidnitzer längst seinen alten Ruf eingebüßt hat und zumal dem Bairischen weichen mußte. Der Keller selbst, welcher sich weit unter dem Rathhause hinstreckt, hat noch manche historische Reliquie aufzuweisen, so die bekannte „Lümmelglocke", welche geläutet wurde, so oft ein Gast sich unmanierlich betrug, ferner das große Messer für Aufschneider und Prahler und außerdem allerlei sinnige Gedenksprüche und komische Verse, wie sie der Humor unserer Vorväter liebte.

Aber nicht bloß durch Politik und heiteren Lebensgenuß zeichneten sich von jeher die guten Breslauer aus, sondern eben so sehr durch ihre Liebe für Wissenschaft und Kunst, wie dies August Kahlert in seiner Schrift „Schlesiens Antheil an deutscher Poesie" bestens nachgewiesen hat. Die Schlesier sind ein dichterisches Volk von jeher gewesen und haben ihren redlichen Beitrag zur deutschen Poesie geliefert. Wir brauchen nur von Aelteren die Namen Opitz, Andreas Gryphius, Logau, Hoffmannswaldau, Lohnstein, des tiefsinnigen Angelus Silesius und des genial unglücklichen Christian Günther zu nennen, den selbst Goethe mit Bewunderung anerkannt. Von Neueren erwähnen wir vor Allen den liebenswürdigen Carl von Holtei, den Dichter der „Lenore", der trefflichen „Vagabunden", gleich ausgezeichnet als Dichter wie als Vorleser, ein echter schlesischer Troubadour, der die ganze Welt durchzog und überall durch seine vaterländische Gemüthlichkeit und durch sein Talent sich Freunde erworben hat. Als junger Mann war er der treue Schildknappe des Breslauer Fallstaffs, wie der geistreiche Laube den bekannten Carl Schall in seinen „modernen Charakteristiken" treffend genannt hat. Wie der edle Sir John, von Shakespeare's Meisterhand gezeichnet, war auch sein schlesischer Bruder durch des Leibes Umfang ausgezeichnet, ein Freund des Sektes und der Austern, sprudelnd von Witz, ein Verehrer der Damen, die er in zierlichen Versen auf feinstem Rosapapiere feierte, aber auch ein anerkennungswerther Dichter, dem das deutsche Theater „die unterbrochene Mischpartie" und noch manches andere treffliche Lustspiel verdankt. Wie der englische Ritter hatte auch Schall fortwährend mit Schulden und unbarmherzigen Gläubigern zu kämpfen, dagegen war er keineswegs so feig als sein Ebenbild, wie schon der Umstand beweist, daß er einem durch seine Kritiken beleidigten Schauspieler, der sich handgreiflich an ihm rächen wollte, mit der schnell ergriffenen Papierscheere so muthig auf den Leib rückte, daß der bestürzte Gegner schleunigst die Flucht ergriff.

Vorzugsweise aber erfreute sich das Breslauer Theater in früherer Zeit eines hohen Ranges, besonders unter der Leitung des wackeren, gelehrten Rhode. War auch der alte Kunsttempel „die kalte Fische" kein Prachtgebäude und nur durch seine übermäßige Einfachheit bemerkenswerth, so ragten die Künstler selbst um so mehr durch ihr Talent hervor, während dies leider in der neuesten Zeit in Breslau wie an vielen andern Orten der umgekehrte Fall ist. Hier ging zuerst das glänzende Gestirn des genialen Ludwig Devrient auf, der in Breslau die verdiente Anerkennung fand. Neben ihm entwickelten sich der berühmte Anschütz, Stawinsky, Seydelmann, der Komiker Schmelka, in dessen Fußtapfen der noch lebende Beckmann trat. Auch die berühmte Sonntag feierte in Breslau ihre ersten Triumphe und war schon hier von einer getreuen Schaar von Enthusiasten umgeben, an deren Spitze Schall stand. Eine goldene Feder von der Hand der schönen Sängerin war der Lohn des treuen Ritters, der in Prosa und Versen die jugendliche Göttin verherrlichte.

Neben der heitern Kunst fand auch die ernste Wissenschaft ihre würdigen Vertreter in Breslau. An ihrer Spitze stand der berühmte Philosoph Wolf, ein geborener Breslauer, der Vorläufer eines Kant, bekannt durch sein System und seine Schicksale unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm dem Ersten, der den Philosophen, weil er von seiner Lehre

Digitized by Google

„der vorausbestimmten Harmonie" einen üblen Einfluß auf die Potsdamer Garde fürchtete, aus Halle bei Strafe des Stranges verbannte. Die ehrenvolle Weise, wie Friedrich der Große den Fehler seines Vaters wieder gut zu machen wußte, bewies, welchen Werth der weise König dem berühmten Gelehrten beilegte, indem er die größten Opfer brachte, um den beleidigten Wolf als Universitätslehrer wieder zu gewinnen. Nicht minder zeichnete sich Christian Garve durch seine Moralphilosophie aus, weniger durch neue und originelle Gedanken, als durch seine populäre Schreibweise und eine gesunde Ethik. Kant selbst, dessen Lehre von Garve angegriffen wurde, erklärte diesen für einen Philosophen in der vollen Bedeutung des Wortes. Friedrich der Große ehrte auch ihn und veranlaßte ihn zu seiner meisterhaften, durch Bonnet neuerdings zum Gegenstande einer eigenen, eben so gründlichen als fruchtbaren Untersuchung gemachten Uebersetzung der Bücher Cicero's „von den Pflichten."

Auch der berühmte Lessing lebte als Sekretair des Generals Tauenzien, des tapferen Vertheidigers der Stadt, einige Zeit in Breslau und arbeitete daselbst mitten in Zerstreuungen aller Art an seinem „Laokoon" und seiner „Minna von Barnhelm", dem besten deutschen Lustspiele. Noch heute heißt ein Haus auf dem Tauenzienplatze: „Zum Lessing," wo der große Kritiker und Dichter bei einem Pfefferküchler gewohnt hat, den er nicht wenig durch sein nächtliches Herumschwärmen und spätes Nachhausekommen geärgert haben soll, so daß der Breslauer Philister, wie man behauptet, um sich zu rächen, einer häßlichen Pfefferkuchenfigur den Namen Lessing beigelegt und sie öffentlich verkauft hat. —

Schon im Jahre 1505 ging der Breslauer Magistrat mit dem Gedanken um, nach dem Beispiele anderer Städte eine Hochschule zu gründen. Der Stadtschreiber Gregor Mohrenberg, der sich am königlichen Hoflager aufhielt, betrieb die Sache mit großem Eifer und erwirkte auch in der That einen Stiftungsbrief. Kanzler der neuen Universität sollte der Bischof, Vicekanzler der Domdechant sein und Beide sollten in Gemeinschaft mit dem Rathe die Statuten entwerfen. Auch der Papst wurde um Ausfertigung der nöthigen Bullen angegangen und hatte seine Zustimmung hoffen lassen. Schon wurde für die neue Anstalt ein großes Gebäude auf dem Elisabethkirchhofe eingerichtet. Demungeachtet scheiterte die Angelegenheit theils an der Abneigung der Breslauer Geistlichkeit, welche einen Theil ihrer Pfründen und Einkünfte durch die Unterstützung der Universität einzubüßen fürchtete, theils durch die Eifersucht der bereits bestehenden Hochschule zu Krakau, welche eine so benachbarte Nebenbuhlerin nicht aufkommen lassen wollte. Erst der preußischen Regierung war es vorbehalten, den ursprünglichen Gedanken auszuführen, indem im Jahre 1811 die Hochschule zu Frankfurt a. O. nach Breslau verlegt und mit hinlänglichen Einkünften aus den eingezogenen geistlichen Gütern dotirt wurde. Zum Universitätsgebäude selbst dient das ehemalige, prachtvolle Jesuiten-Collegium, das sich längs der Oder in zwei ungleichen Theilen ausbreitet, und trotzdem es nach dem ursprünglichen Plane nicht vollendet scheint, dennoch durch seine Größe und solide Bauart, wie die meisten Bauten des Ordens, sich auszeichnet. Im westlichen Theile des Gebäudes befindet sich der herrliche, imponirende Saal, der durch seinen Namen „Aula Leopoldina" an den Stifter der im Jahre 1702 von den Jesuiten errichteten, seit 1811 aber mit der Frankfurter Viadrina vereinigten Leopoldinischen Universität erinnert, welche jedoch hauptsächlich früher nur zur Ausbildung katholischer Theologen benutzt wurde und daher höchstens den Namen einer Facultät verdiente, am allerwenigsten aber unsern heutigen Begriffen und Ansprüchen entsprach.

Im August wurde die so umgewandelte Universität feierlich eröffnet; unter den ersten Lehrern derselben befand sich Link aus Rostock als Professor der Chemie und Botanik, der bekannte Philologe Heindorf, der Geschichtschreiber Raumer und dessen Bruder, der treffliche Pädagoge, welcher seine einflußreiche Stellung in der Nähe des Staatskanzlers Hardenberg aufgegeben hatte, um sich der Erziehung und Belehrung der Jugend ganz zu widmen.

Digitized by Google

Außerdem wirkten Passow, Untenholzner, der freisinnige Wachler und der geist- und phantasievolle Steffens anfänglich als Lehrer der neuen Universität, an welcher der jetzige Professor Braniß als der erste Studirende eingeschrieben war. Die nächste, stürmische Zeit der Befreiungskriege konnte unmöglich ohne einen bedeutenden Einfluß auf Studenten und Professoren bleiben, die von dem Wehen des neuen vaterländischen Geistes zunächst und am allermeisten ergriffen werden mußten. Diesen Gefühlen lieh der feurige Steffens in seinem Collegium begeisterte und begeisternde Worte, indem er, noch ehe der König seinen Aufruf erlassen, die akademische Jugend aufforderte, Blut und Leben für die Befreiung des Vaterlandes hinzugeben und gegen den Feind und Bedrücker zu den Waffen zu greifen. Wie zündender Blitz schlug seine Rede in das dicht gedrängte Auditorium und in die Herzen seiner Zuhörer, welche sich um den verehrten Lehrer schaarten und mit ihm in die Reihen des Heeres traten. Hatte sich auch Steffens im Felde selbst nicht eben durch kriegerische Thaten berühmt gemacht, so bleibt ihm doch das Verdienst, durch sein Wort und Beispiel die tapfere Jugend hingerissen und mit jenem Geist erweckt zu haben, der das Größte und Herrlichste vollbracht hat. Auch nach dem Kriege war die Strömung noch zu bewegt, um so leicht in das gewohnte Bett des gelehrten Stillebens sogleich zurückzukehren. Der Student, welcher die Schlachten des Vaterlandes geschlagen, dessen Brust mit dem eisernen Kreuze geschmückt war, glaubte auch ein Recht zu haben, an der Leitung und Verfassung desselben Theil zu nehmen. Vor Allem hatte in der Jugend der Gedanke eines einigen Deutschlands, deutscher Art und Sitte tiefe Wurzeln gefaßt. Es konnte nicht ausbleiben, daß dies Streben auf vielfachen Widerstand bei den Behörden und Anhängern der sogenannten Ordnung und Autorität stieß. In Breslau selbst entspann sich zunächst ein ärgerlicher Streit wegen des Turnwesens, an dem sich hauptsächlich Steffens von der einen, der junge Wolfgang Menzel und der Seminardirektor Harnisch von der andern Seite betheiligten. Beide Parteien zeigten dabei so wenig Mäßigung, daß die Behörden ihnen die Fortsetzung ihres literarischen Kampfes über diesen Gegenstand untersagten.

Auch in Breslau hatten sich unter den Studirenden burschenschaftliche Verbindungen nach dem Vorbilde anderer Universitäten gebildet. Die Wartburgfeier und die Ermordung Kotzebue's gaben der Regierung die willkommene Gelegenheit, die Turnanstalten zu schließen und die Burschenschaften aufzulösen. Es kam die Zeit der traurigen Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenverfolgungen in Preußen, von denen auch die Breslauer Universität hart betroffen wurde. Gerade die begabtesten und edelsten Jünglinge mußten schwer für ihre Begeisterung und edle Schwärmereien büßen. Viele schmachteten in langer Untersuchungshaft und wurden um geringe Schuld zu mehrjährigem hartem Gefängnisse verurtheilt und in ihrer Laufbahn vielfach aufgehalten und gestört. Trotzdem lebte die alte Burschenschaft im Geheimen fort und trotzte allen Verfolgungen. In Breslau waren es die sogenannten „Ratschekianer", nach dem Namen des Wirthes, bei dem sie sich zu versammeln pflegten, so geheißen, welche nach wie vor den Geist der alten Burschenschaft bewahrten und ungeachtet aller Strafen und wiederholten Auflösungen sich bis in die neueste Zeit behaupteten. In demselben Maße aber, als die Burschenschaft verboten war, erhoben sich die Landsmannschaften, unter denen die Silesen und Borussen den ersten Rang einnahmen. In diesen gestatteten Verbindungen entwickelte sich das Studentenleben Breslau's, dessen eigentlichen Höhepunkt der berühmte, in neuester Zeit in Verfall gerathene „Zobtner Kommersch" bildete. Wochen und Monate lang bildete derselbe den Mittelpunkt aller Gespräche und der großartigsten Vorbereitungen. Bücher und abgelegte Kleider wurden verkauft und versetzt, um das nöthige Geld aufzutreiben, mancher kühne „Pump" riskirt, die „Philister" und Pferdeverleiher in Contribution gesetzt. Da gab es keinen noch so elenden, lendenlahmen Gaul, der nicht einen Miether fand, kein noch so zerrüttetes Fuhrwerk, das

Digitized by Google

nicht zu diesem Zwecke sich ächzend und stöhnend in Bewegung setzen mußte. Endlich kam der große, längst erwartete Tag. Schon am frühen Morgen füllten sich die Straßen mit Neugierigen, welche den Studentenzug erwarteten. Derselbe wurde von den „Chargirten" der verschiedenen Verbindungen in vier- und sechsspännigen Extrapost-Kutschen eröffnet, umgeben von Vorreitern, die den „Stürmer" auf dem Haupt und den „blanken Schläger" in den Händen trugen, die Brust mit breiten Burschenbändern von den verschiedensten Farben geschmückt. Hinterdrein folgte der tollste Maskenschwarm, wie ihn keine Dichterphantasie abenteuerlicher ersinnen kann; Damen mit langen schwarzen Bärten und Kanonenstiefeln, Stutzer, halb in Leibröcken, halb in weiblichem Ballcostüme; Don Quixote auf seiner Rosinante neben Sancho Pansa auf seinem Esel, Faust und Mephisto, Don Juan und Leporelle, Mönche und Nonnen in zärtlichster Umarmung auf einem Pferde. Wie bei den römischen Saturnalien war auch beim Zobten-Kommersche der Satyre und dem Humor der freieste Spielraum gestattet und selbst die sonst so verpönte politische Carricatur nicht ausgeschlossen. Hier sah man Rothschild an einer goldenen Leine die deutschen Fürsten, oft in höchst wohlgetroffenen Portraits, gängelnd, dort den damals noch weit mehr gefürchteten Bundestag als eine Versammlung chinesischer Pagoden, welche auf Befehl des deutlich zu erkennenden Metternich mit den Köpfen wackelten. Die bedeutendsten Ereignisse der Zeit, ihre Verirrungen und Thorheiten bildeten einen reichen Stoff, der oft mit vielem und scharfem Witze ausgebeutet wurde: so Allopathie und Homöopathie, welche sich um den sterbenden Patienten prügelten und mit Klystirspritzen und Streukügelchen beschossen, bekannte Schriftsteller und Blaustrümpfe mit ihren literarischen Mißgeburten in kolossalen Spiritusflaschen. Am ergiebigsten waren aber die lokalen Beziehungen, verschiedene allbekannte komische Persönlichkeiten, an denen Breslau niemals Mangel litt, welche unter dem Jauchzen des versammelten Publikums vorgeführt wurden, wobei die Heiterkeit oft noch dadurch gesteigert wurde, daß die betreffenden Originale sich unter den Zuschauern selbst befanden. Gleich dem wilden Heere zog der tolle Schwarm brausend, sausend, lärmend und schwärmend durch die volksbelebten Hauptstraßen, deren Häuser und Fenster besonders von dem schönen Geschlechte besetzt waren. Galante Grüße und Handküsse flogen zu dem Damenflor empor, oft begleitet von duftenden Blumenspenden, welche mit Hilfe riesiger Holzscheeren bis zu dem ersten und zweiten Stockwerk emporgehoben wurden.

Unter Singen, Jodeln, Jauchzen und Lachen erreichte der Zug nach mehrmaliger Wanderung durch die Stadt endlich das Thor und die Chaussee, welche nach Zobten führt. Unterwegs wurde jedoch mehrfach Halt gemacht und das Bier vor jeder einigermaßen respektablen Schenke gekostet. So kam man langsam, aber in heiterster Stimmung nach dem bekannten Städtchen am Fuße des pittoresken Zobtenberges, auf dessen Gipfel eine Kapelle stand, welche 1834 durch den Blitz zerstört wurde. Früher zog der würdige Magistrat von Zobten den fröhlichen Gästen mit den Schlüsseln der Stadt entgegen, um sie mit einer erhabenen Ansprache zu begrüßen, nachdem die weibliche Bevölkerung zuvor in Sicherheit gebracht worden war. Sämmtliche Häuser prangten im Festschmuck bunter Kränze und grüner Laubgewinde; der Marktplatz hatte sich in einen Festsaal verwandelt, besetzt mit großen Tischen und langen Bänken, an denen die Studenten sich niederließen. An jeder Tafel ruhte auf hölzernen Stützen das rinnende Faß, mit dem vielbegehrten „Stoff" gefüllt, der in unglaublichen Quantitäten vertilgt wurde. Die Chargirten der verschiedenen Verbindungen führten das Präsidium und verkündigten noch einmal mit lauter Stimme ein Comment suspendu, d. h. daß an dem heutigen Tage Alles vergessen und vergeben sei und kein „Tusch" erfolgen dürfe, eine Maßregel, welche bei den leicht erhitzten Köpfen nur die vollste Anerkennung verdiente. Hierauf begann der eigentliche Kommersch mit Absingung des Landesvaters und dem üblichen Trinken, mit dem die beliebtesten Studentenlieder abwechselten.

Digitized by Google

In den Zwischenpausen wurden zwischen mannlichen Rittern, die sich herausforderten, glänzende Turniere abgehalten, bei denen die Gläser die Stelle der Lanzen vertraten und statt Blut nur Bier floß. Bis in die späte Nacht und oft bis zum grauenden Morgen dauerte das frohe Gelage, worauf der Heimweg, wenn auch nicht in der gewohnten Ordnung, angetreten wurde. So mancher edle Held blieb in Zobten liegen und lernte am nächsten Tage den Geist des „Katzenjammers" kennen; Andere kamen wohl glücklich in Breslau an, mußten aber Wochen lang „krumm liegen", d. h. sich kaum erdenkbare Beschränkungen auferlegen, um die durch den Zobtenzug verursachten Ausgaben und Schulden durch derartige Ersparnisse zu tilgen. Aber Keiner war gewiß zu finden, der sich nicht „gottvoll amüsirt" und nicht noch heut der schönen Tage mit Rührung und Freude gedenkt. Auch die sogenannten Hoftage der Verbindungen gaben vielfach Gelegenheit zu witzigen Scherzen und Aufzügen, die durch den leider zu früh gestorbenen Doktor Wollheim poetisch verherrlicht wurden. Für einen solchen Hoftag dichtete derselbe das bekannte Lied: „Sind wir nicht zur Herrlichkeit erkoren?" und die höchst gelungene Parodie des Tannhäusers: „Die Keilerei auf der Wartburg."

Neben dem lustigen Treiben und Leben der Breslauer Studentenwelt fehlte es keineswegs an wissenschaftlichem Eifer und höherem Streben, genährt durch eine Anzahl ausgezeichneter Lehrer in allen Fakultäten. In der Philosophie machte sich besonders Braniß durch seine scharfsinnigen Vorträge bemerkbar, der nebenbei einer der ausgezeichnetsten Musikkenner ist. Als Anatom wirkte Otto, gleich tüchtig als Theoretiker und Praktiker, indem er die trockene Lehre von den Knochen durch seine witzigen Vorträge zu würzen verstand. Ebenso glänzte Purkinje als tiefsinniger Physiologe. Die Botanik wurde durch den geistreichen Nees van Esenbeck in würdigster Weise vertreten. Ein ähnliches Schicksal, wie jenen, traf den bekannten Hoffmann von Fallersleben, den gelehrten Naturhistoriker und politischen Dichter voll beißenden Witzes, aus demselben Grunde, der Verlust des Amtes nämlich wegen rücksichtslosen Freisinns. Die juristische Fakultät fand in Huschke, Wilda, Unterholzner u. s. w. ausgezeichnete Lehrer, während der originelle Schön als Lehrer der Staatswissenschaften, Stenzel und Köpell als Geschichtsforscher allgemeine und verdiente Anerkennung fanden. In der katholisch-theologischen Fakultät wirkten Ritter und Elvenich, der als gelehrter Hermesianer nach Rom wanderte, um für seinen verehrten Lehrer in die Schranken zu treten und das ihm drohende Verdammungsurtheil abzuwenden, was ihm jedoch, wie bekannt, nicht gelang. Der beschränkte Raum gestattet nicht, all die berühmten Namen zu nennen, welche zu dem Ruhme der Breslauer Hochschule beigetragen haben. Die Jubelfeier der Breslauer Universität ist zugleich eine Feier deutscher Wissenschaft und Gelehrsamkeit, ein Erinnerungsfest geistiger Errungenschaften in der schönsten Bedeutung des Wortes.

Digitized by Google

Schloß Oranienburg.

Von Theodor Fontane.

Die stille klare Havel, mit jener Fülle von Seen, die sie an ihrem blauen Bande aufreiht, ist mir immer wie ein Strom vorgekommen, der eigens dazu da sei, um als Spiegel für unsere königlichen Schlösser, für Pfaueninsel und Glienicke, für Babelsberg und Marmorpalais zu dienen. Die Schönheit widerspiegelnd, verdoppelt sie den Reiz.

So erscheint die Havel auf ihrem Mittellauf, zwischen Tegel und Brandenburg. Aber nicht überall ist sie sie selbst; schlicht, schmal, ein Wässerchen wie andere, tritt sie aus dem Mecklenburgischen in die Mark, um dann auf ihrem ganzen Oberlauf ein Flüßchen zu bleiben, das nicht Inseln wie Nymphaeenblätter trägt, sondern sich theilen muß, um eine Insel zu bilden, oder ein Stück Land mit dünnen Armen zu umspannen. Nicht das Wasser der Sieger, sondern das Land.

So ist die Havel bei Oranienburg, dem unsere Wanderung gilt. Bei leis stäubendem Regen verlassen wir die Residenz. Unser Weg führt uns zunächst durch den Wedding, dann, rechts an Tegel vorbei, bis nach dem romantischen Sandkrug, wo die Steh-krippen von unseren zwei Braunen, die den Weg zu kennen scheinen, mit lebhaftem Prusten begrüßt werden. Der Sandkrug verdient den Beinamen, den wir ihm so eben gegeben, denn die dunklen Forsten, die ihn einfassen, sind fast der einzige Punkt noch in der Umgegend Berlins, darin sich ein Stückchen romantischer Wegelagerei erhalten hat, freilich von jener unpoetischeren Art, die statt des lauten Angriffs in Stahl und Eisen die Schoßkelle leise beschleicht und sich damit begnügt, statt der Hälfe — die Koffer abzuschneiden.

Der Sandkrug ist halber Weg; noch eine anderthalbstündige Fahrt an Tannenholz und Dörfern vorbei und wir halten auf einem großstädtisch angelegten Platz, über dem sich eben der prächtigste Regenbogen wölbt. Das ist der Schloßplatz von Oranienburg. Das Wetter klärt sich auf; die Sonne ist da. Das Haus, das uns aufnehmen soll, verbirgt sich fast hinter den Lindenbäumen, die es umstehen, und erweckt, neben manchem Anderen, unsere günstigsten Vorurtheile auch dadurch, daß wir vernehmen, es sei Rathhaus und Gasthaus zugleich. Wo Justiz und Gastlichkeit so nahe zusammen wohnen, da ist es gut sein. In alten Zeiten war das häufiger; unsere Altvodern verstanden sich besser auf Gemüthlichkeit als wir.

Die Luft ist warm und weich und ladet uns ein, unsern Nachmittagskaffee im Freien zu nehmen. Da sitzen wir denn auf der Treppe des Hauses, die sich nach rechts und links hin zu einer Art Veranda erweitert, und freuen uns der Stille und der balsamischen Luft, die uns umgeben. Die Kronen der Lindenbäume sind unmittelbar über uns, und so oft ein Luftzug über den Platz weht, schüttelt er aus dem dichten Blattwerk einzelne Regentropfen auf uns nieder. Zu unserer Linken, ziemlich in der Mitte des Platzes, ragt die Statue der hohen Frau auf, die dieser Stadt den Namen und, über ihren engsten Kreis hinaus, zuerst ein Ansehen in der Geschichte unseres Landes gab; dahinter, zwischen den Stäben eines Gitterthors, schimmern die Bäume des Parks hervor, unmittelbar vor uns aber, nur durch die Breite des Platzes von uns getrennt, ragt der alte Schloßbau selbst auf, dessen Bild und dessen Geschichte uns beschäftigen soll.

Digitized by Google

Wir haben die Front des Schlosses in aller Klarheit vor uns, aber doch ist es nur die kleinere Hälfte, deren wir von unserem Platz aus ansichtig werden. Die Form des Oranienburger Schlosses in seiner Blüthezeit war die eines lateinischen H, oder mit anderen Worten, es bestand aus einem Haupt- oder Mittelstück (corps de logis), an das sich zwei Vorder- und zwei Hinterflügel lehnten. Die beiden Hinterflügel existiren noch, entziehen sich aber unserem Blick; von den Vorderflügeln wurde der eine (der rechts gelegene) durch Feuer zerstört.

Schloß Oranienburg, wenn wir diese Bezeichnung zunächst unterschiedlos und mit einer Art rückwirkender Kraft festhalten wollen, ist ein alter Schloß- und Burgbau, der sich an derselben Stelle, d. h. also auf der kleinen vor uns gelegenen Havelinsel, seit nahe an 700 Jahren erhebt. Wir haben bei dem Schlosse Oranienburg drei Epochen zu unterscheiden, drei Epochen, die sich in aller Kürze durch drei bestimmte Worte bezeichnen lassen: Burg, Jagdhaus, Schloß. Erst das „Schloß" (wir werden bald sehen, aus welcher Veranlassung) empfing den Namen Oranienburg, während Burg und Jagdhaus den Namen Bötzow, d. h. den Namen jenes uralten wendischen Dorfes führten, den die vordringenden Deutschen bei ihrer Eroberung des Landes bereits vorfanden. Die Geschichte kennt also bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein nur eine „Burg Bötzow", resp. ein „Jagdhaus zu Bötzow"; erst von den Tagen der Oranierin an, die hier ein „Schloß", einen verhältnißmäßig prächtigen Neubau, an alter Stelle erstehen ließ, existirt ein Oranienburg.

[Burg und Jagdhaus Bötzow von 1200—1650.] Wann Burg Bötzow gegründet wurde, ist nicht genau ersichtlich, wahrscheinlich zwischen 1170 und 1200, von einem der unmittelbaren Nachfolger Albrecht des Bären. 1217 ist urkundlich von einer Feldmark zu Bötzow die Rede, aber freilich erst 1288 von einer Burg zu Bötzow. Nichtsdestoweniger ist der Schluß berechtigt, daß sie schon volle hundert Jahre früher existirte. Oefter genannt wird die Burg zu den Zeiten des Markgrafen Waldemar; Leben und Farbe indeß erhalten die Ueberlieferungen erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts während der Quitzow-Zeit.

Versuch' ich es, in kurzen Zügen ein Bild jener Epoche zu geben.

1402 war Bötzow eine markgräfliche oder churfürstliche Burg, die durch einen Burgvoigt im Namen des Markgrafen Jobst von Mähren, oder vielleicht auch seines Statthalters, Günther von Schwarzburg, gehalten wurde. Das Elend des Landes stand damals auf seiner Höhe; wie ein hingeworfener Fetzen lag es da, von dem jeder Nachbar, ja jeder ehrgeizige Vasall im Lande selbst, glaubte nehmen zu dürfen, was ihm gut erschien. Sie hatten es sammt und sonders leicht genug; um aber noch sicherer und bequemer zu gehen, vereinigten sie sich zu gemeinschaftlichen Angriffen, nachdem die Vertheilung der Beute zuvor festgesetzt worden war. Im genannten Jahre (1402) kam es zu einer Art von nordischem Bündniß gegen die offen daliegende Mark, zu einer Ligue, die aus den Herzögen von Mecklenburg und Pommern, sowie aus den Ruppin'schen Grafen bestand, deren Seele jedoch die Quitzow's waren. Die letztern, wiewohl selber Lehnsträger des Markgrafen, verfolgten, politisch genommen, den richtigen und gut zu heißenden Plan, sich in dem immer herrenloser werdenden Lande schließlich selber zum Herrn zu machen, und die Bündnisse, die sie schlossen, dienten ihnen nur als Mittel zum Zweck. Die Völker der Ligue fielen endlich in die Mark ein, sengten und plünderten, wohin sie kamen, erstürmten Burg Bötzow und legten an Stelle der märkischen nunmehr eine pommersche Besatzung in die Burg. Die Mark, nachdem die churfürstliche Autorität durch diese Vorgänge, besonders aber in Folge der Gefangennahme des Statthalters Günther von Schwarzburg (durch die Quitzows 1404), einen Schlag nach dem andern erfahren hatte, suchte endlich eine Aussöhnung mit ihren gefährlichsten Gegnern, den Quitzows, herbeizuführen und war in ihren Verhandlungen —

Digitized by Google

vielleicht eben deshalb, weil die beiden Brüder ein eben so feines wie kühnes Spiel spielten — glücklich genug, diese selbst und ihren nächsten Anhang auf ihre Seite zu ziehen. Burg Bötzow wurde nun abermals gestürmt, diesmal von den Märkern, und die gefangenen Pommern im Triumph nach Berlin geführt; eine Quitzow'sche Besatzung aber (keine churfürstliche) ward in die Burg gelegt.

Von da ab, auf fast zehn Jahre hin, blieb Bötzow eine Quitzow'sche Burg, bis zum endlichen Untergang der Familie. In dieser Zeit wird die Burg vielfach genannt. Nach Burg Bötzow war es, wohin die Quitzows den Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard (1407) als Gefangenen abführten, nachdem er zuvor in ihrer Burg Plaue gesessen hatte; in denselben Thurm setzten sie 14 Monate später den Berliner Rathsherrn Nicolaus Wins, den sie, mit andern Berliner Bürgern, bei der Tegeler Mühle (3. September 1410) geschlagen hatten, und noch 1414, als der Stern des Hauses bereits im Niedergange stand, geschah es, daß ihr Hauptmann, Werner von Holzendorff, dem sie die Vertheidigung der Burg anvertraut hatten, den Boten Churfürst Friedrichs I. (der die Aufforderung zur Uebergabe brachte) in den Thurm werfen und mit Ruthen streichen ließ. Aber das war das letzte Aufflackern; das kecke, kriegerische Leben hier ging seinem Ende rasch entgegen. Klugheit und Politik traten an die Stelle der Sturmleitern, und ohne Schwertstreich hielten alsbald die Hohenzollern ihren Einzug. An die Zeit der Quitzows aber erinnert der „Quitzen- (Quitzow-) Steig", der bei dem nahe gelegenen Havelhausen vorbeiführt.

Von da ab ist die Geschichte Burg Bötzows stumm; Verpfändungen und Einlösungen folgten einander, bis endlich um 1550 die Burg selbst verschwindet und ein „Jagdhaus" an seine Stelle tritt. Aber auch über diesem Jagdhaus liegen Dunkel und Schweigen. Wir irren wohl nicht, wenn wir uns einen Bau mit Eckthürmen und gothischem Dache denken; aber kein Bild des alten churfürstlichen Hauses ist auf uns gekommen, noch weniger ein Bericht von Vorgängen innerhalb seiner Mauern. Churfürst Joachim gab den Spreeforsten den Vorzug und das Jagdhaus zu Bötzow kam, dem Favorit-Jagdschloß zu Köpenick gegenüber, nur ausnahmsweise zu Ehren, wenn sich dem Reiz der Jagd überhaupt noch der Reiz der Abwechselung hinzugesellen sollte. Burg und Jagdhaus Bötzow sind spurlos verschwunden; nur bei dem Umbau, dem, in jüngster Zeit erst, Schloß Oranienburg unterworfen wurde, stieß man auf gewölbte Feldstein-Fundamente, die zweifellos wohl der alten Zeit von Burg Bötzow angehörten und bei weiterer Nachforschung (die sich leider nicht ermöglichte) vielleicht einzelne Aufschlüsse über die Vorgeschichte dieses Punktes gegeben hätten.

[Schloß Oranienburg.] So kam das Jahr 1650. Die Churfürstin Louise Henriette, geborene Prinzessin von Oranien (seit dem 7. December 1646 dem großen Churfürsten vermählt), pflegte ihren Gemahl auf seinen Jagdausflügen zu begleiten. Einer dieser Ausflüge führte das junge Paar im Laufe des Sommers 1650 auch in die Nähe von Bötzow, und hier war es, wo die junge Fürstin beim Anblick der lachenden Wiesen, die den Lauf der Havel einfaßten, sich lebhaft in die fruchtbaren Niederungen ihrer holländischen Heimath zurückversetzt fühlte und der Freude darüber den unverkennbarsten Ausdruck gab. Der Churfürst, dessen Herz Liebe und Verehrung gegen die schöne, an Gaben des Geistes und Gemüthes gleich ausgezeichnete Frau war, ergriff mit Eifer die Gelegenheit, ihr ein erneutes Zeichen dieser Liebe zu geben und schenkte ihr das „Amt Bötzow mit allen dazu gehörigen Dörfern und Mühlen, und Triften und Weiden, Seen und Teichen." Die Schenkung wurde dankbar angenommen, und an die Stelle des alten Jagdhauses aus der Zeit Joachims II. trat jetzt ein Schloß, das im Jahre 1652, in Huldigung gegen die Oranierin, deren Eigenthum und Lieblingssitz es inzwischen geworden war, den Namen „die Oranienburg" erhielt. In kürzester Frist that auch die zu Füßen des Schlosses ge-

Digitized by Google

legene Stadt ihren alten Namen Bötzow bei Seite und nahm den Namen Oranienburg an. Das Jahr 1650 (eigentlich 52) bezeichnet also einen Wendepunkt; bis dahin Burg und Stadt Bötzow, von da ab Schloß und Stadt Oranienburg.

Auch die Geschichte von Schloß Oranienburg, der wir uns jetzt zuwenden, sondert sich in drei bemerkenswerthe Gruppen; in die Zeit der Churfürstin Louise Henriette von 1650—1667, in die Zeit ihres Sohnes, des ersten Königs von 1688—1713 und in die Zeit des Prinzen August Wilhelm, von 1744—1758. Alles Andere wird nur in Kürze zu erwähnen sein.

[Die Zeit Louise Henriettens von 1650—67.] Kaum war die Schenkungsurkunde ausgestellt, so begann auch die Thätigkeit der hohen Frau, die durch den Anblick frischer Wiesen nicht nur an die Bilder ihrer Heimath erinnert, die auch vor Allem einen Wohlstand, wie ihn die Niederlande seit lange kannten, hier in's Dasein rufen und nach Möglichkeit die Wunden heilen wollte, die der 30jährige Krieg diesen schwer geprüften Landestheilen geschlagen hatte. Kolonisten wurden in's Land gezogen, Häuser gebaut, Vorwerke angelegt und alle zur Landwirthschaft gehörigen Einzelnheiten alsbald mit Emsigkeit betrieben. Eine Meierei entstand und Gärten und Anlagen faßten alsbald das Schloß ein, in denen der Gemüsebau, die Baum- und Blumenzucht das Interesse der Churfürstin und die Arbeit der Kolonisten gleichzeitig in Anspruch nahmen. Sie war eine sehr fromme Frau (ihr Leben und ihre Lieder zeugen in gleicher Weise dafür) aber ihre Frömmigkeit war nicht von der blos beschaulichen Art und neben dem „bete" stand ihr das „arbeite". Mild und wohlwollend wie sie war, duldete sie doch keine Nachlässigkeit, und in diesem Sinne schrieb sie z. B. am 27. April 1657 nach Oranienburg, daß es schimpflich für alle Beamten und geradezu unverantwortlich sei, daß in allen Gärten nicht so viel Hopfen gewonnen werde, wie zum Brauen erforderlich und könne davon nichts als eine schändliche Faulheit die Schuld sein.

Eine Musterwirthschaft nach Holländischem Vorbild sollte hier entstehn, aber die Hauptaufmerksamkeit der hohen Frau war doch dem Schloßbau, der Gründung eines Waisenhauses und der Aufführung einer Kirche zugewendet. Von dem Schloßbau werden wir ausführlicher zu sprechen haben; nur der Kirche sei schon hier in aller Kürze erwähnt. Mit großer Munifizenz ausgestattet, war sie nur wenig über hundert Jahr eine Zierde der Stadt. Im Jahre 1788 brannte sie nieder und nichts blieb übrig oder wurde aus dem Trümmerhaufen gerettet als ein kleiner Sandstein, der als Inschrift die Buchstaben trägt: L. C. Z. B. G. P. V. O., M. D. C. L. VIII. (Luise, Churfürstin zu Brandenburg, geborene Prinzessin von Oranien 1658). Diesen Sandstein hat man bei Aufführung des kümmerlichen Neubaues, der seitdem an die Stelle der alten Kirche getreten ist, in die Außenwand, nahe dem Eingang, eingefügt. Insoweit gewiß mit Unrecht, als er nunmehr die irrige Vorstellung weckt, daß dieser Bau es sei, den die fromme Werkthätigkeit der Churfürstin habe entstehen lassen.

Waisenhaus und Kirche entstanden unter der christlichen Fürsorge Louise Henriettens, aber früher als beide, entstand ihr Wohnsitz, das Schloß selber. Die Frage drängt sich uns auf: wie war dies Schloß? Es war, nach allgemeiner Annahme, ein drei Stock hohes, fünf Fenster breites Gebäude von Würfelform, das nur mittelst eines stattlichen Frontispice's den Charakter eines Schlosses erhielt. Dies Frontispice war drei Fenster breit und vier Stock hoch, so daß es nicht nur das Hauptstück der ganzen Front bildete, sondern auch den übrigen Theil des Gebäudes thurmartig überragte. Auf dem flachen Dache befand sich ein mit einer Gallerie umgebener Altan, auf dem sich in der Mitte ein hoher und an jeder der vier Ecken ein kleinerer Thurm erhob. Der Schloßhof war mit einem bedeckten Gange umgeben, auf dessen Plattform zur Sommerzeit zahlreiche Orangenbäume standen. So war

Digitized by Google

Schloß Oranienburg in den Jahren, die seiner Gründung unmittelbar folgten. Nichts davon ist der Gegenwart geblieben, und wir würden, da keine gleichzeitigen Pläne und Beschreibungen existiren, darauf verzichten müssen, uns eine Vorstellung von dem damaligen Anblick des Schlosses zu machen, wenn nicht in dem Waisenhause ein großes für die Local-Geschichte Oranienburgs höchst werthvolles Gemälde existirte, das, früher den Prachtzimmern des Schlosses selber angehörig, später ein Unterkommen im Waisenhause fand und in Ermangelung anderer Anhaltepunkte am ehesten geeignet ist, uns über die Gestalt der damaligen Oranienburg annähernden oder doch muthmaßlichen Aufschluß zu geben. Dies wandgroße Bild (etwa 11 Fuß im Quadrat) von dem sich eine gleichzeitige Copie als Plafond-Gemälde in einem der Säle, wahrscheinlich in einem der Pavillon-Zimmer befand, stellt, unter Benutzung der alten Dido-Sage, die Gründung Oranienburgs dar.

In der Mitte des Bildes erkennen wir das Churfürstliche Paar, angethan mit allen Abzeichen ihrer Würde; Louise Henriette als Dido. Hinter dem Churfürsten, den Speer in der Hand, steht der Oberst La Cave, während die Gräfin von Blumenthal, eine schöne, stattliche Dame, die Schleppe der Churfürstin trägt. Weiter zurück, der Gräfin Blumenthal zunächst, erblicken wir den Oberjägermeister von Hertefeld und einen von Rochow (die Angaben fehlen, welchen). Alle die Genannten füllen die linke Seite des Bildes, während zur Rechten des Churfürsten der Geheimrath Otto von Schwerin steht, in wenig schmeichelhafter Weise mit zurückgeschlagenen Hemdsärmeln und im günstigsten Fall in der Rolle eines behäbigen Gerbermeisters. Er hält eine Kuhhaut (mit der Inschrift plus outre, „immer mehr") in der Linken, während er mit der Rechten bemüht ist, die Haut in Streifen zu schneiden. Diese Streifen werden von drei oder vier geschäftigen Dienern zur Absteckung einer weiten, sich im Hintergrund markirenden Feldfläche benutzt, aus deren Mitte sich in grauweißer Farbe ein Schloß erhebt; nur skizzirt, aber doch deutlich genug erkennbar, um ein verständliches, anschauliches Bild zu geben. Diese Skizze, deren Details mit Frontispice und Thürmen ich weiter oben beschrieben habe, ist der einzige Anhaltepunkt, den wir für die damalige Form von Schloß Oranienburg haben, ein Anhaltepunkt, dessen Stichhaltigkeit allerdings ziemlich gerechtfertigten Bedenken unterliegt.*)

Schloß Oranienburg, wie es jetzt vor uns liegt, zeigt nichts mehr von dem Bau, den ich vorstehend beschrieben habe; weder Frontispice noch Säulengänge, weder Altan noch Thürme bieten sich gegenwärtig dem Auge dar, und die Umwandlung, die im Laufe von zwei Jahrhunderten erfolgte, ist eine so vollständige gewesen, daß es zweifelhaft bleibt, ob

*) Pastor Ballhorn, in seiner trefflichen Geschichte Oranienburgs, hat dieser architektonischen Skizze im Hintergrunde des großen Bildes eine Beweiskraft beigelegt, die sie wohl kaum besitzt. Pastor B. vermuthet, daß das Bild zwischen 1653 und 1654 gemalt worden sei, was aber unmöglich ist, da der Holländische Maler, Augustin Terwesten, von dem es herrührt, erst 1649 geboren wurde. Augustin Terwesten (von 1696 ab Direktor der Akademie der Künste) kam 1690 nach Berlin, wohin er, 40 Jahre nach der Gründung Schloß Oranienburgs, durch Churfürst Friedrich III. gerufen wurde. Er begann damit, die Churfürstlichen Lustschlösser mit großen Tableaux zu schmücken und da um 1690 Schloß Köpnick bereits beendet und Schloß Charlettenburg noch nicht angefangen war, so ist es wohl möglich, daß er in den Sälen von Schloß Oranienburg debütirte, das eben damals einem Umbau im großen Styl unterworfen wurde. Da dieser Umbau bereits 1688 begann, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Augustin Terwesten das ursprüngliche Schloß, wie es die Churfürstin hier entstehen ließ, gar nicht mehr gesehen hat. Dennoch möcht' ich auf diesen Umstand kein allzu bedeutendes Gewicht legen, da es, zwei Jahre nach dem Neu- und Umbau des ursprünglichen Schlosses, allerdings nicht schwer für den Künstler halten konnte, bei Malern und Architekten sichre Auskunft darüber zu erhalten, wie denn eigentlich das Schloß der Oranierin gewesen sei, vorausgesetzt, daß ihm daran gelegen war, über diesen Punkt wirklich zuverlässige Auskunft zu empfangen. Es ist aber sehr zweifelhaft, daß ihm daran lag. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß er den Moment der Landesschenkung (1650) bildlich darzustellen hatte, also einen Moment, der dem Schloßbau um vier, mindestens aber um zwei Jahre vorausging. Er konnte sich also in seinem künstlerischen Gewissen nicht im Geringsten gedrungen fühlen, ein Schloß in historischer Treue darzustellen, das 1650 noch gar nicht existirte, sondern 1654 erst fertig aus der Hand des Baumeisters hervorging.

Digitized by Google

auch nur eine einzige Außenwand des oranischen Schlosses stehen geblieben und dem Neubau, der 1688 begann, zu gute gekommen ist. Ein ähnliches Schicksal hat über Allem gewaltet, was die fromme Oranierin mit so viel Liebe und Eifer in's Dasein rief. Von der Kirche sprach ich schon, sie brannte nieder; ein gleiches Schicksal traf das Waisenhaus, so daß Alles, was die Churfürstin hier entstehen ließ, wohl in Wort und Wesen, aber nicht in seiner ursprünglichen Form auf uns gekommen ist. Das Schloß, die Kirche, das Waisenhaus von heute, sie sind nicht das Schloß, die Kirche, das Waisenhaus von damals, und seit wir nunmehr (ich verweise auf die vorstehende Anmerkung) aus der Lebensbeschreibung Augustin Terwestens mit Bestimmtheit wissen, daß das große, im Waisenhause aufbewahrte Bild nicht zwölf Jahre vor dem Tode Louise Henriettens, wohl aber fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode derselben gemalt worden ist, so existirt, mit alleiniger Ausnahme eines angeblichen Portraits der Churfürstin, das ebenfalls im Waisenhaussaale aufbewahrt wird, in Stadt und Schloß Oranienburg nichts mehr, was sich mit einiger Bestimmtheit auf die Epoche der Oranierin zurückführen ließe. Aber leider sind auch gegen die Aechtheit dieses eben genannten Portraits begründete Zweifel zu erheben, begründet schon dadurch, daß dieses Brustbildniß nicht die geringste Aehnlichkeit mit jener wirklichen und historisch beglaubigten Louise Henriette zeigt, der wir auf dem Terwesten'schen Bilde begegnen. Dies Brustbild (übrigens vortrefflich gemacht) ist sehr wahrscheinlich das Portrait einer ganz anderen fürstlichen Dame und zwar, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, das Portrait der Königin Marie von England, der Gemahlin Wilhelms von Oranien, ältesten Tochter des vertriebenen Jacobs II. Es ist wahr, sie trägt einen Orangeblüthen-Zweig (ich bin nicht völlig sicher mehr, ob in Haar oder Hand), aber wenn dieser Schmuck überhaupt mehr als ein Zufall und wirklich, was noch dahin steht, von sinnbildlicher Bedeutung ist, so konnte ihr diese Huldigung allenfalls ebenso gut als Gemahlin des Oraniers, wie als einer gebornen Prinzessin von Oranien dargebracht werden. Kein Kupferstich existirt, der uns diese oder auch nur verwandte Züge als das Bildniß Louise Henriettens überlieferte, und so war es in der That wohlgethan, daß unser Bildhauer Friedrich Wilhelm Wolff, als ihm der Auftrag wurde, das Standbild Louise Henriettens für die Stadt Oranienburg zu fertigen, an dem Reiz dieses Bildes (es ist ein sehr ansprechendes Gesicht) vorüberging und die Züge der Churfürstin nach jenem minder reizvollen Kopf modellirte, dem wir auf dem großen Bilde Terwestens begegnen. Wolff, ein geborner Fehrbelliner und halb Nachbarskind von Oranienburg, unterzog sich der ihm gewordenen Aufgabe mit Liebe und Geschick, und seit dem Herbste 1858 erhebt sich auf dem Schloßplatz zu Oranienburg das überlebensgroße Erzbildniß der frommen Frau, die beide, Schloß wie Stadt, mit ihrem Namen und ihrer eignen Geschichte auf immer verwob.

„Der hohen Wiederbegründerin dieser Stadt, Louise Henriette, Churfürstin von Brandenburg, geb. Prinzessin von Oranien, zum dauernden Gedächtniß die dankbare Bürgerschaft Oranienburgs," so lautet die Inschrift. Was sie schuf, es hat das Kleid gewechselt seitdem, aber die Dinge blieben, der Segen lebt fort und mit ihm der Name und das Gedächtniß der Gründerin.

[Die Zeit Friedrichs III. von 1688—1713.] Schloß Oranienburg war, wie wir es geschildert haben, ein Bau von mäßigen Dimensionen (nur fünf Fenster breit), als 1688, nach dem Tode des großen Churfürsten, der prachtliebende Friedrich III. zur Regierung kam. Es war eine Zeit für die bildenden Künste in unserem Lande, wie vielleicht keine zweite,*) zumal wenn man die verhältnißmäßig bescheidenen Mittel in Anschlag bringt, die dem fürstlichen Bauherrrn zur Verfügung standen. Schloß Cöpenick, wo der Churfürst die letzten

*) Die Zahl der Baumeister, Bildhauer und Maler belief sich damals im Brandenburgischen auf 143.

Digitized by Google

Jahre vor seiner Thronbesteigung zugebracht hatte, wurde zuerst beendet; dann folgte, mit einer Munificenz, die noch weit über das hinausging, was in Cöpenick geleistet worden war, der Ausbau des Oranienburger Schlosses. Ob der Churfürst damals die Absicht hatte, das Schloß an der Ober-Havel zu seinem bevorzugten Aufenthalt zu machen, oder ob er seiner Stiefmutter, der holstein'schen Dorothea, in nicht mißzuverstehender Weise zeigen wollte, wie heilig, wie werth ihm die Schöpfung und Hinterlassenschaft seiner rechten Mutter sei; gleichviel, Schloß Oranienburg wuchs alsbald aus seiner engen Umgrenzung heraus und ein Prachtbau stieg empor, wie die Marken damals, mit alleiniger Ausnahme des Schlosses zu Cölln an der Spree, keinen zweiten aufzuweisen hatten. Von 1688 bis 1704 dauerte der Bau, und das Schloß nahm im Wesentlichen die Gestalt und Dimensionen an, worin wir es noch jetzt erblicken. An ein reich ornamentirtes Mittelstück (corps de logis) lehnten sich zwei Vorder- und zwei Hinterflügel, zwischen denen ein nach einer Seite hin geöffneter Hofraum lag. Ganz wie jetzt. Am Ende jedes der vier Flügel erhob sich ein Pavillon und das corps de logis trug zwischen dem Dach und den Fenstern des dritten Stockes die Frontal-Inschrift: A Ludovica princip. Auriac. matre optima exstrict. et nom. gentis insignit. aedes Fridericus Tertius Elector in memoriam Parentis pietiss. ampliavit, ornavit, auxit MDCXC. (Dies von der besten Mutter, der Prinzessin von Oranien, Louise, gebaute und durch den Namen ihres Geschlechts ausgezeichnete Schloß hat der Churfürst Friedrich III. zum Gedächtniß der frömmsten Mutter erweitert und geschmückt im Jahre 1690.) Diese Inschrift existirt noch.

Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, mit Hülfe noch vorhandener Aufzeichnungen den Leser durch eine lange Reihe von Prachtzimmern und Gallerien, von Sälen und Porzellan-Cabinetten zu führen, von denen, mit Ausnahme weniger Zimmer, die ich gegen den Schluß des Aufsatzes hin zu beschreiben gedenke, auch jede Spur verloren gegangen ist; nur Einiges werde ich hervorzuheben haben, um wenigstens eine Andeutung von dem Reichthum zu geben, der innerhalb dieser Mauern heimisch war. In dem Treppenhaus, das fast die halbe Breite des corps de logis einnahm, sprang eine Fontaine und trieb den Wasserstrahl bis in das dritte Stock hinauf; die Treppe selbst aber war unten mit vier Jaspis- und weiter oben mit vier Marmorsäulen geschmückt. An der gewölbten Decke waren die vier Laster des Hofes: Gleisnerei, Verläumdung, Neid und Habsucht dargestellt, wie sie von eben so vielen Engeln aus dem Himmel gestürzt werden. Deckengemälde, zum Theil ähnlichen symbolischen Inhalts, befanden sich in fast allen größern Sälen. Im Vorzimmer des Königs befand sich (an den Plafond gemalt) eine Copie des großen, vielerwähnten Terwesten'schen Bildes, während im sogenannten „Orangesaal" ein anderes großes Deckengemälde die Verherrlichung des Oranischen Hauses symbolisch darstellte. In der Mitte desselben erblickte man eine weibliche Figur mit dem Oranischen Wappen und einem Orange-Bouquet im Haar, während sie zugleich eine Schnur mit Medaillons in Händen hielt, wodurch die Geschlechtsfolge des Hauses Oranien veranschaulicht werden sollte. Neid und Verrätherei mühen sich, die Schnur zu zerreißen, aber ein Blitzstrahl aus den Wolken fährt zwischen sie.

In demselben Saale befanden sich die Bildnisse der Fürsten von Oranien von 1382 ab, daneben aber das Portrait König Friedrichs I. selbst, mit dem bekannten Distichon als Unterschrift, durch das einst der Königsberger Dichter Bödecker die Geburt Friedrichs verherrlicht und seine künftige Königschaft vorhergesagt hatte:

Nascitur in Regis Fridericus Monte, quid istud?
Praecinunt Musae: Rex Fridericus erit.
(Königsberg heißt die Geburtsstadt des Prinzen Friedrich; was folgt draus?
Musen kündet es laut: König wird Friedrich uns sein.)

Digitized by Google

So waren Säle und Treppenhaus; fast noch prächtiger war die Capelle: die Wände waren mit Marmor bekleidet und die Decke mit Kirchenbildern geziert, während der Altartisch auf vier vergoldeten Adlern ruhte. Bischof Ursinus hielt hier 1704 die Einweihungsrede. Nun ist Alles hin, Alles verweht und zerstoben; nur Orgel, Kanzel und königliche Loge existiren noch; sie sind nach Französisch-Buchholz hin verpflanzt worden und zieren dort die Kirche bis diesen Tag.

So war Schloß Oranienburg in den Tagen, die der oranischen Prinzessin unmittelbar folgten. Wir fragen weiter, wie war das Leben in diesen Räumen? Darüber liegen leider wenige Aufzeichnungen vor und wir müssen auf Umwegen und durch Schlüsse zu einem Resultat zu gelangen suchen. Daß der Churfürst häufig hier verweilte, geht weniger aus der Reichthumsfülle hervor, mit der er das Schloß ausstattete (eine prächtige Ausstattung verräth noch keine persönliche Theilnahme, keine Herzensbeziehungen), als aus dem Eifer, mit dem er die Herrschaft Oranienburg zu erweitern und die einzelnen Dörfer, wie vorgeschobene Posten, in Einklang mit dem Schlosse selbst zu bringen suchte. Diese sorgliche Fassung, die er dem schönen Steine gab, bewies am besten, wie sehr er an dem Steine selber hing. So wurden Grabsdorf und Lehnitz, Cossebaut und Perwenitz, vier in der Nähe gelegene Güter, angekauft und in Vorwerke oder Coloniedörfer umgewandelt. Grabsdorf erhielt ein Jagdschloß, das innerhalb seiner schmucklosen Mauern bis diesen Augenblick noch die eiförmigen Zimmer zeigt, die, nach damaliger Mode, ihm gegeben wurden. Dabei wurde der Name Grabsdorf, der an unbequeme Dinge erinnern mochte, bei Seite gethan und in „Friedrichsthal" umgewandelt, unter welcher Bezeichnung Dorf und Jagdschloß bis diesen Tag noch vorhanden sind. Auch Cossebaut verlor seinen alten Namen und trat die Erbschaft des vakant gewordenen Namen „Bötzow" an. Das heutige Bötzow hat also nichts gemein mit Burg und Stadt Bötzow, die bis 1650 an Stelle des jetzigen Oranienburg zu finden waren, sondern ist ein in der Nähe gelegenes Dorf, das bis 1694 den Namen Cossebaut führte.

Diese Neuschöpfungen, mit denen der Churfürst Schloß Oranienburg umgab, beweisen genugsam, daß dies Havelschloß, dies Vermächtniß von der Mutter her, ein bevorzugter Aufenthalt des Churfürsten und spätern Königs war, aber auch einzelne Berichte sind uns zur Hand, die uns, trotz einer gewissen Dürftigkeit der Details, den Churfürsten (damals schon König) direct an dieser Stelle zeigen. „Im Sommer 1708," so erzählt Poellnitz, „riethen die Aerzte dem Könige, das Karlsbad in Böhmen zu gebrauchen, wohin er sich im Laufe des Sommers auch wirklich begab. Vorher war er in Oranienburg und hatte auf dem dortigen Schlosse eine Zusammenkunft mit dem regierenden Herzog von Mecklenburg-Schwerin (Friedrich Wilhelm). Diese Zusammenkunft war nicht ohne Bedeutung: sie hatte zunächst nur eine Erneuerung und Bestätigung des alten Erbfolgevergleichs im Auge, der im Jahre 1442, zu Wittstock, zwischen Friedrich II. (dem Eisernen) und den Herzögen von Mecklenburg, geschlossen worden war, mußte aber natürlich, da man Gefallen an einander fand, einige Monate später die Schritte wesentlich erleichtern, die (im November 1708) zu einer dritten Vermählung des Königs, und zwar mit Luisa Dorothee, der Schwester des regierenden Herzogs von Mecklenburg führten. „Am 24. November," so fährt unsere Quelle fort, „traf die neue Königin in Oranienburg ein und wurde daselbst vom Könige und dem ganzen Hofe empfangen. Nachdem die Vorstellung aller Prinzen und Prinzessinnen stattgefunden hatte, verließ man das Schloß und begab sich nach Berlin, wo am 27. desselben Monats die Königin ihren feierlichen Einzug hielt." Der König, trotz seiner Jahre, war anfänglich von der Königin bezaubert; keine Ahnung beschlich sein Herz, daß vier Jahre später dieselbe Prinzessin geistesgestört, wie eine Mahnung des Todes, an ihn herantreten werde. Das war im Berliner Schloß, in den Januartagen 1713. Der König, krank schon,

Digitized by Google

ruhte auf einem Armstuhl und war eben eingeschlummert, als er sich plötzlich angefaßt und aus dem Schlaf gerüttelt fühlte. Die geisteskranke Königin, die eine Glasthür erbrochen hatte, stand weißgekleidet und mit blutenden Händen vor ihm. Der König versuchte, sich aufzurichten, aber er sank in seinen Stuhl zurück. „Ich habe die weiße Frau gesehen." Wenige Wochen später hatte sich die alte Prophezeihung seines Hauses an ihm erfüllt. Nicht zu seinem Glück hatte die Mecklenburgische Prinzessin das Land und als erste Stufe zum Thron, die Marmortreppe von Schloß Oranienburg betreten.

[Die Zeit des Prinzen August Wilhelm von 1744—58.] Der Tod Königs Friedrichs I. traf keinen Punkt des Landes härter als Oranienburg; bis dahin ein Lieblingssitz, wurde es jetzt von der Liste der Residenzen so gut wie gestrichen. Dem Soldatenkönige, dessen Sinn auf andere Dinge gerichtet war als auf Springbrunnen und künstliche Grotten, genügte es nicht, die Schöpfung seines Vaters sich selbst zu überlassen; er griff, voll festen und praktischen Sinnes selbstständig mit ein, um die, in seinen Augen halb nutzlose, halb kostspielige Hinterlassenschaft nach Möglichkeit zu verwerthen. Bauten wurden abgebrochen und die Materialien verkauft; die Fasanerie, das Einzige, woran er als Jäger ein Interesse hatte, kam nach Potsdam; die 1029 Stück eiserne Röhren aber, die der Wasserkunst im Schlosse das Wasser zugeführt hatten, wurden auf neun Oderkähnen nach Stettin geschafft.

Schloß und Park verwilderten. Wie das Schloß im Märchen, eingesponnen in undurchdringliches Grün, lag Oranienburg da, als 31 Jahre nach dem Tode des ersten Königs sein Name wieder genannt wurde. Im Jahre 1744 war es, wo Friedrich II., in Betreff seiner Brüder, allerhand Ernennungen und Entscheidungen traf. Prinz Heinrich erhielt Rheinsberg, Prinz Ferdinand das Palais und den Garten in Neu-Ruppin; der älteste Bruder August Wilhelm aber, unter gleichzeitiger Erhebung zum Prinzen von Preußen, wurde mit Schloß Oranienburg belehnt.

Ueber die baulichen Veränderungen, die in diese Epoche von 1744 bis 58 fallen, wissen wir nichts; muthmaßlich waren sie allergeringfügigster Natur; aber einzelne Berichte von Bielefeld und namentlich von Poellnitz sind auf uns gekommen, die uns zum ersten Mal Gelegenheit geben, die bis hierher nur äußerlich beschriebenen Prachträume, auch mit Gestalten und Scenen zu beleben. Der Prinz bewohnte nur einen einzigen Flügel, also ungefähr den fünften Theil des Schlosses, aber die entsprechenden Zimmer genügten vollständig, zumal zur Sommerzeit, wo der Park und seine Laubengänge aushelfen konnten. Bielefeld entwirft von diesem Park folgende ansprechende Schilderung: „Den großen, nach Le Notre's Plan angelegten Garten, fand ich, durch die Verwilderung, zu der die lange Zeit von 1713—44 vollauf Gelegenheit gegeben hatte, wunderbarerweise verschönt. Die seit 1713 nicht mehr verschnittenen Buchenhecken haben sich verwachsen und verschlungen und bilden einen Gang, der so dicht jetzt ist, daß weder Sonne noch Wind hindurchdringen kann. In der größten Mittagshitze gewährt er Kühlung und Schatten und Abends speist man darin, ohne daß die Luft die Kerzen auslöscht. Ein geschickter Gärtner, der die Verwilderung benutzte, hat viele geschmackvolle Gartenhäuser aus der Erde wachsen lassen." Diese Schilderung paßt noch heut'; nur die Gartenhäuser sind seitdem wieder verschwunden.

Prinz August Wilhelm lebte nur zeitweilig in Oranienburg; sein Regiment (das Regiment Prinz von Preußen) stand zu Spandau in Garnison und die Pflichten des Dienstes fesselten ihn an den Standort seines Regiments. Aber die Sommermonate führten ihn so oft und so lange wie möglich nach dem benachbarten, durch Stille und Schönheit einladenden Oranienburg, und hier war es auch, wo er im April 1745 den Besuch seiner Mutter, der verwittweten Königin Sophie Dorothee empfing. Ueber diesen Besuch liegt uns die Schilderung eines Augenzeugen vor, — unverkennbar Poellnitz selber, wenn sein Name auch nicht ausdrücklich genannt ist.

Digitized by Google

Am 14. April, so heißt es darin, brach die Königin Mutter von Berlin auf und traf am Nachmittag desselben Tages in Oranienburg ein. Ihr Hofstaat folgte ihr in einer langen Reihe von Karossen, wohl dreißig an der Zahl. Die Prinzessin Amalie saß im Wagen der Königin. Sobald dem Prinzen August Wilhelm das Herannahen des Zuges gemeldet war, eilte er die große Allee hinauf, dem Zuge entgegen, sprang angesichts des Wagens der Königin Mutter vom Pferde und begrüßte sie, indem er entblößten Hauptes an den Schlag des Wagens trat. Dann schwang er sich rasch wieder in den Sattel und eilte dem Zuge in gestrecktem Galopp vorauf, um vor dem Eingang des Schlosses die Honneurs machen zu können. Ihm zur Seite standen seine Gemahlin die Prinzessin von Preußen, (eine geborne Prinzessin von Braunschweig) die Prinzen Heinrich und Ferdinand, außerdem die Hofdamen von Wolden, von Henckel, von Wartensleben, von Kamecke, von Hacke, von Pannewitz und von Kannenberg. Die Königin umarmte ihre Söhne auf's zärtlichste, begrüßte die Umstehenden und wurde dann die große Treppe hinauf in das für sie bestimmte Schlafgemach geführt, dasselbe, das König Friedrich I. bei seinen Besuchen in Schloß Oranienburg zu bewohnen pflegte. Die Königin fand in diesem Zimmer ein Staatsbett von rothem Damast vor, ebenso einen Fauteuil, einen Ofenschirm und vier Tabourets von demselben Stoff und derselben Farbe. Bald, nachdem die hohe Frau sich eingerichtet und an dem Anblick von Park und Landschaft erfreut hatte, erschien der Prinz, um ihr drei schöne Figuren von Dresdner Porzellan zu überreichen, an denen die Königin Mutter, wie der Prinz wußte, eine besondere Freude zu haben pflegte. Aber die Königin Mutter war es nicht allein, an die sich die Aufmerksamkeiten dieses liebenswürdigen Prinzen richteten, auch Baron von Poellnitz wurde einer ähnlichen Aufmerksamkeit gewürdigt. Seine Königliche Hoheit kannten sehr wohl die Vorliebe des alten Barons (v. Poellnitz) für alle Antiquitäten und Curiositäten aus der Zeit König Friedrichs I. her, der ihm immer ein guter und gnädiger Herr gewesen war, und eingedenk dieser Vorliebe, überreichten Seine Königliche Hoheit dem alten Baron eine reich mit Gold gestickte Morgenmütze und ein Paar Pantoffeln, deren sich König Friedrich I. bei seinen Besuchen in Oranienburg zu bedienen pflegte und die nun seit über 32 Jahren unbeachtet und ungewürdigt in einer halb vergessenen Truhe gesteckt hatten. Nach Sonnenuntergang folgten Promenaden in den Park; dann wurden Spieltische arrangirt, bis gegen 10 die willkommene Nachricht, daß das Souper angerichtet sei, das Spiel unterbrach. Welche Feinheiten und Ueberraschungen aus dem Bereich der Küche, welche hochqualificirten Weine, welch' Frohsinn, welche Heiterkeit der Gäste! Und doch zuletzt vollzog sich das Unvermeidliche, was schon König Dagobert seinerzeit so bitter beklagt hat, daß auch die beste Gesellschaft ihr Ende habe und sich trennen müsse.

Das war am 14. April. Früh am andern Morgen und früher fast als uns lieb war, weckten uns ungewohnte Klänge; der Hirt trieb seine Heerde, am Schloß vorbei, auf die frischen Felder hinaus. Den Beschluß machte ein Stier von so extraeleganter Schönheit, daß er kein anderer als der wohlbekannte glückliche Liebhaber der Jungfrau Europa sein konnte, ja die Art wie er sich trug, dazu die Kraft seiner Brusttöne, schienen andeuten zu wollen, daß er ein Erscheinen unserer Damen an den verschiedenen Fenstern des Schlosses erwartet habe; aber er sah sich getäuscht, unsere Damen, die die Geschichte gelesen haben mochten, fürchteten sich und hielten sich zurück, um sich und ihre Reize nicht ähnlichen Gefahren auszusetzen. Wie dem immer sei, der Morgenschlummer war gestört und an die Stelle des Schlafs, der nicht wieder kommen wollte, traten Promenaden in leichtem, flatterndem Morgenkostüm, und nach eingenommenem Frühstück, die gegenseitigen Besuche. Die Prinzessin Amalie empfing die Huldigungen, die ihrer Schönheit dargebracht wurden; sie trug ein Corset von schwarzem Atlas, das mit weißer Seide gesteppt war und darunter ein silber-

Digitized by Google

gesticktes Kleid mit natürlichen Blumen aufgenommen. In diesem Kostüm stand sie da und übte sich im Flötenspiel: Euterpe selbst hätte sie beneiden können.

Nach Tisch empfing die Königin Mutter alle anwesenden Damen in ihrem Bettzimmer; diejenigen, die eine Handarbeit dem Kartenspiel vorzogen, setzten sich auf Tabourets um die Königin her, während Baron Poellnitz seinen Platz als Vorleser einnahm und in der Lektüre von „La Mouche oder die Abenteuer des Mr. Bigaud" fortfuhr. Die Königin folgte der Vorlesung und zog Goldfäden aus (se mit à effiler de l'or.) Den Beschluß des Tages machte ein Ball in dem hell erleuchteten Tanzsaal, woran sich ein Souper in dem Staatszimmer, am Ausgang der Porzellan-Gallerie, anschloß. Als die Königin eben in das Staatszimmer eintrat, bemerkte sie durch die hohen, gegenübergelegenen Fensterflügel, wie es plötzlich, inmitten des dunklen Parks, wie ein Flammenbaum aus der Erde wuchs. Immer deutlicher gestaltete sich das Bild, bis es endlich wie ein feuriger Laubengang dastand, der an höchster Stelle eine Krone und darunter die Worte: „Vivat Sophia Dorothea" trug.

So lebte man 1745 in Oranienburg. Sechs Wochen später wurde die Schlacht bei Hohenfriedberg geschlagen, an welcher Prinz August Wilhelm, der eben noch Zeit zu Geplauder und Feuerwerk gehabt hatte, einen rühmlichen Antheil nahm.

Die Beziehungen der drei jüngern Prinzen (August Wilhelm, Heinrich und Ferdinand) zu ihrem älteren Bruder, dem Könige, waren damals noch kaum getrübt. Es ist wahr, sie lebten, zumal wenn sie in Potsdam, also in seiner unmittelbaren Nähe waren, unter einem gewissen Druck, aber man fand diesen Druck gleichsam in der Ordnung; er war der älteste, der begabteste und — der König. Dabei ließ er es seinerseits, um strengen Forderungen ein Gegengewicht zu geben, an Huldigungen nicht fehlen und besonders war es der „Prinz von Preußen", für den er die zartesten Aufmerksamkeiten hatte. Er widmete ihm sein großes Gedicht „die Kriegskunst", er widmete ihm ferner „die Geschichte seines Hauses" und sprach es in der meisterhaften Widmung dieses Werkes vor der ganzen Welt und vor der Zukunft aus, warum er diesen seinen Bruder, der ihn einst beerben solle, als Freund und Fürsten besonders liebe. „Die Milde, die Humanität Ihres Charakters ist es, die ich so hoch schätze; ein Herz, das der Freundschaft offen ist, ist über niedern Ehrgeiz erhaben; Sie kennen kein anderes Gebot, als das der Gerechtigkeit, und keinen andern Willen, als den Wunsch, die Hochschätzung der Weisen zu verdienen."

So war das Verhältniß zwischen den beiden Brüdern, als die schweren Tage, die dem Unglückstage von Kollin folgten, diesem schönen Einvernehmen plötzlich ein Ziel setzten. Prinz August Wilhelm erhielt bekanntlich den Oberbefehl über diejenigen Truppen, die ihren Rückzug nach der Lausitz nehmen sollten; Winterfeldt wurde ihm beigegeben. Die Sachen gingen schlecht und bei endlicher Wiederbegegnung der beiden Brüder fand jene furchtbare Scene statt, die Graf Schwerin, der Adjutant Winterfeldt's, mit folgenden Worten beschrieben hat: „Ein Parolekreis wurde geschlossen, in dem der Prinz und alle seine Generale standen. Nicht der König trat in den Kreis, sondern Winterfeldt statt seiner. Im Auftrage des Königs mußte er sagen: „Sie hätten Alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegsrath gehalten würde, wo sie dann dem Spruch nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indeß wolle der König es nicht so weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergesse." „Der König stand unweit des Kreises," so fährt Graf Schwerin fort, „und horchte, ob Winterfeld sich auch strikte der ihm anbefohlenen Ausdrücke bediene. Winterfeldt that es, aber mit Schaudern, und er konnte den Eindruck seiner Worte sogleich sehen, denn der Prinz trat augenblicklich aus dem Kreise und ritt, ohne den König zu sprechen, nach Bautzen."

Im Spätherbst desselben Jahres finden wir den Prinzen wieder in Oranienburg, an selbiger Stelle, wo er uns zuerst als liebenswürdiger und aufmerksamer Sohn und ge-

Digitized by Google

übt in den feinen Künsten der Ueberraschung, entgegentrat. Aber wir finden ihn jetzt in Einsamkeit und gebrochenen Herzens. Ob er sich in seiner Liebe zum König oder in seiner eignen Ehre schwerer getroffen fühlte, ist schwer zu sagen. Gleichviel, unheilbare Krankheit hatte sich seiner bemächtigt und er litt an Leib und Seele. Ueber die letzten Momente seines Lebens ist nichts Bestimmtes aufgezeichnet, doch verdank' ich den Mittheilungen einer Dame, die noch den Hof des Prinzen Heinrich und diesen selbst gekannt hat, allerlei Züge und Andeutungen, aus denen genugsam erhellt, daß der Ausgang so erschütternd wie möglich war. Die Gemüthskrankheit hatte schließlich die Form eines nervösen Fiebers angenommen und die Bilder von Personen und Scenen, die seine Seele seit jenem Unglückstage nicht los geworden war, traten jetzt aus seiner Seele heraus, nahmen Gestalt an und stellten sich wie faßbar und leibhaftig an sein Lager. Den Schatten Winterfeldt's rief er an, und als sich die Gestalt nicht bannen ließ, sprang er auf, um vor dem Gehaßten und Gefürchteten zu fliehen. Das waren die letzten Momente Prinz August Wilhelms; er starb im Fieber, am 12. Juni 1758, im Schlosse zu Oranienburg. Der König war bei der Nachricht von seinem Tode tiefgebeugt; im Volke hieß es, er sei vor Gram gestorben. 1790 errichtete ihm sein jüngerer Bruder Heinrich den oft beschriebenen Obelisken, gegenüber dem Rheinsberger Schloß, nachdem die sterblichen Ueberreste des Prinzen schon früher im Rheinsberger Parke beigesetzt worden waren. Dieser Punkt ist in Dunkel gehüllt, weshalb ich hier — damit Eingeweihtere entscheiden mögen — die alte Version und meine eignen Aufzeichnungen aus dem Rheinsberger Park zusammenstelle. Prediger Ballhorn in seiner Geschichte Oranienburgs schreibt: „Seine Leiche wurde zuerst in einem Gewölbe der hiesigen Kirche aufbewahrt, dann aber am 10. Juli von seinem Regimente nach Berlin abgeführt. Prinz Heinrich widmete ihm zu Rheinsberg ein prachtvolles Monument, das zugleich die Urne umschließt, in welcher sein Herz aufbewahrt wird." Zwei Dinge erscheinen hierin unrichtig: erstlich stand das Regiment des Prinzen von Preußen damals im Felde (Friedrich der Große schreibt eigens: „der Anblick des prinzlichen Regiments erneuert mir jedesmal den Schmerz um ihn") und zweitens befindet sich die Urne nicht eingeschlossen im Monumente, sondern steht frei und offen an einer ganz andern Stelle des Parks. Diese Stelle, in unmittelbarer Nähe des „bekannten Theaters im Grünen" gelegen, zeigt unter einer Baumgruppe zwei Marmorarbeiten: eine große Urne auf einem Piedestal und zweitens eine Art Herme, die aber statt des Hermenkopfes die trefflich ausgeführte Büste des Prinzen August Wilhelm trägt. Beide Arbeiten stehen sich, in Entfernung von etwa sechs Schritt, einander gegenüber. Das Piedestal der Urne trägt die Inschrift: „Hic cineres Marmor exhibit," und darunter: „August Gullielm, Princeps Prussiae Natus Erat IX Die Mens. Aug. Ann. 1722, Obiit Die XII Mens Jun. Anno 1758." Die Inschrift unter der Büste aber lautet: „Hic Venustum Os Viri, veritatis, virtutis, patriae amantissimi." (Hier das freundliche Antlitz des Lieblings der Wahrheit, der Tugend, des Vaterlands.)

Die erste dieser Inschriften: „Hic cineres Marmor exhibit," also: „diese Urne umschließt seine Asche," schafft die eigentliche Streitfrage. Ruht der Prinz August Wilhelm, so müssen wir nunmehr fragen, im Dom zu Berlin, oder ruht er (laut vorstehender Inschrift) im Rheinsberger Park. Vielleicht müßte die Inschrift lauten: „Diese Urne umschließt die Asche seines Herzens." Dann hätte Pastor Ballhorn in der Hauptsache Recht, nur nicht hinsichtlich der Aufstellung der Urne.

An jenem Tage, als der Prinz August Wilhelm aus dem Schloßportal getragen wurde und 50 Bürger dem Sarge folgten, um ihm bis Havelhausen das Geleit zu geben, an jenem Tage schloß das Leben in Schloß Oranienburg überhaupt. Auf ein Jahrhundert

Digitized by Google

voll Glanz und lachender Farben folgte ein anderes voll Oede und Verwahrlosung. Andere Zeiten kamen; der Geschmack ging andere Wege, — Schloß Oranienburg war vergessen.

1802 wurde der prächtige alte Bau, dessen zahlreiche Deckengemälde allein ein bedeutendes, wenn auch freilich todtes Capital repräsentirten, für 12,000 Thaler mit all und jeglichem Zubehör verkauft und der Käufer nur zur Herausgabe der Eingangs erwähnten vier Jaspis- und vier Marmorsäulen (im Treppenhause) verpflichtet. Schloß Oranienburg wurde eine Kattun-Manufaktur. Wo die Edeldamen auf Tabourets von rothem Damast gesessen und der Vorlesung des alten Poellnitz gelauscht hatten, während die Königin-Mutter Goldfäden aus alten Brokaten zog, klapperten jetzt die Webstühle und lärmte der alltägliche Betrieb. Aber noch tristere Tage kamen, Krieg und Feuer, bis endlich in den zwanziger Jahren ein chemisches Laboratorium, eine Schwefelsäure-Fabrik, hier einzog. Die Schwefeldämpfe ätzten und beitzten den letzten Rest alter Herrlichkeit hinweg. Ich entsinne mich der Jahre, wo ich als Kind dieses Weges kam und von Platz und Brücke aus ängstlich nach dem unheimlichen alten Bau herüberblickte, der, grau und rußig, in Qualm und Rauch dalag, wie ein Gefängniß oder Landarmenhaus, aber nicht wie der Lieblingssitz Friedrichs I.

Nun ist das alte Schloß der Kolben und Retorten wieder los und ledig und frisch und neu, beinahe sonntäglich blickt es wieder drein. Aber es ist das moderne Allerweltskleid, das es trägt; die Borten und Kanten sind abgetrennt und der Königsmantel ist ein Bürgerrock geworden. Noch im Jahre 1861 wird das alte Schloß von ehedem neue Gäste empfangen; wie Schloß Cöpenick ist es bestimmt, als Schullehrer-Seminar in sein drittes Jahrhundert einzutreten. Sei es. In den neuen Bewohnern wird wenigstens ein Bewußtsein davon zu wecken sein, welcher Stelle sie angehören, und leise berührt von der Macht und dem Zauber historischer Punkte werden sie später den Namen und die Geschichte Schloß Oranienburgs in die Kreise ihres Berufs hinaustragen. So wird die alte Fabel immer wieder neu und Leben durchdringt den Stein.

Unter den Linden des Gasthofes, während der Sommerwind die Tropfen von den Bäumen schüttelte, hab' ich dem Leser die Geschichte des alten Schlosses erzählt, die Bilder aufgerollt seines Glanzes und seines Verfalls. Die Frage bleibt noch übrig: haben die letzten hundert Jahre Alles zerstört? Haben Krieg und Feuer, Retorte und Siedepfanne von dem alten Glanze auch keine Ahnung übrig gelassen? Ist Alles hin, bis auf die letzte Spur? Der Pietät des hohen Herrn, der nun vor'm Altar seiner Friedenskirche in Frieden ruht, der Pietät Friedrich Wilhelms IV., dem es so oft zum Verbrechen angerechnet wurde, daß er das wahren und halten wollte, was des Wahrens und Haltens werth war, diesem hohen Liebessinne, der auf das Erhalten gerichtet war, haben wir allein es zu danken, daß wir der aufgeworfenen Frage mit einem „Nein" entgegentreten können, — es ist nicht Alles hin, es existiren noch Spuren, gerettete Ueberbleibsel aus alter Zeit her und ihnen gilt zum Schluß unser Besuch.

Wir verweilen nicht bei zerstreuten Einzelnheiten, die da, wo sie zufällig verloren gingen, auch zufällig aufgelesen und in die Wand oder den Fußboden des einen oder andern Zimmers wie ein Basrelief oder ein Mosaikstück eingelegt wurden, — wir gehen an diesen Einzelnheiten ohne Aufenthalt vorüber und treten in den nach West und Norden zu gelegenen Hinterflügel ein, wo wir noch — auf Anordnung Friedrich Wilhelm IV. vor der nivellirenden Hand des Seminar-Nutz-Baues gerettet — einer zusammenhängenden Zimmerreihe aus der Zeit König Friedrichs I. begegnen. (Daraus, daß das vorzüglichste dieser Zimmer an den vier Ecken des Plafonds mit eben so vielen Sternen des Hosenbanderdens geschmückt

Digitized by Google

ist, ein Orden, auf dessen Besitz König Friedrich I. bekanntlich einen ganz besonders hohen Werth legte, würde sich mit ziemlicher Bestimmtheit ableiten lassen, wann diese Zimmerreihe überhaupt angelegt wurde.) Es sind sechs Zimmer, von denen zunächst zwei durch ihre Ausschmückung unser Interesse in Anspruch nahmen. Sie bilden die beiden Grenzpunkte der ganzen Reihe, so daß das eine (das kleinere) dem corps de logis, dem großen Mittelpunkt des Schlosses, zu gelegen ist, während das andere am äußersten Ende des Flügels liegt und den Blick ins Freie auf Fluß und Wiesen hat. Das kleinere Zimmer bildete entweder einen Theil der seinerzeit viel berühmten und von Touristen jener Epoche oft beschriebenen Porzellan-Gallerie, oder war ein Empfangs- und Gesellschafts-Zimmer, wo die fürstlichen Personen in Gesellschaft ihres Hofstaats den Thee einzunehmen pflegten. Das Decken-Gemälde, das ich gleich näher beschreiben werde, scheint mit seinen vielen Porzellangeräthschaften zunächst für die erstere Annahme zu sprechen; ein schärferes Eingehen aber macht es beinah zweifellos, daß es das Theezimmer war. In der Mitte des Deckenbildes erblicken wir nämlich eine starke, blühend aussehende Frauensperson mit rothen Rosen im Haar; in ihrer ganzen Erscheinung einer Holländischen Theeschenkerin sehr ähnlich. Mit der linken Hand drückt sie eine blau und weiß gemusterte Theebüchse fest ans Herz, während sie mit der Rechten einen ebenso gemusterten porzellanenen Theetopf einer gleichfalls wohlbeleibten, blonden, hochroth gekleideten Dame entgegenstreckt. Diese ihrerseits (durch die Schlange, die sich um ihren weißen Arm ringelt, als Hygea charakterisirt) hält der Theeschenkerin einen Spiegel entgegen, als ob sie ihr zurufen wolle: „erkenne dich selbst und schrick zurück vor dir selber, wenn du dich als Lügnerin, d. h. deinen Thee als schlecht und unecht erkennst."

Die Malerei ist vortrefflich (man merkt durchaus die gute holländische Schule) und viele unserer Maler werden von Glück sagen können, wenn ihre Deckengemälde sich nach mehr als 150 Jahren noch ähnlich gut präsentiren. Auch die diesen Bildern zu Grunde liegenden Ideen, denen es an Humor und Selbstpersiflage gar nicht fehlt, sind leichter zu verspotten, als besser zu machen. Es sind doch immerhin Ideen, mit denen total gebrochen zu haben wir häufig zur Unzeit stolz sind.

Das am entgegengesetzten Ende liegende Zimmer ist aller Wahrscheinlichkeit nach das ehemalige Wohn- und Lieblingszimmer Friedrichs I., dasselbe, in das (wie ich oben beschrieben habe) am 15. April 1745 die Königin Sophie Dorothea eintrat und im Eintreten durch das prächtige Feuerwerk überrascht wurde, das im selben Moment wie eine Flammenlaube mitten aus dem Dunkel des Parks emporwuchs. Dies Zimmer, das nach drei Seiten hin Balkone hat, von denen aus man nach Gefallen den Park, das offene Feld oder den Hofraum überblickt, ist sehr geräumig (dreißig Fuß im Quadrat) und mit acht marmorirten Säulen derart umstellt, daß sich an den vier Wänden entlang eine Art deutlich markirter Gang bildet, der nun das kleiner gewordene Viereck des Saals wie eine Colonnade umspannt. Der Zweck dieser Einrichtung ist schwer abzusehen. Vielleicht diente das Zimmer auch als Tanzsaal und die Tänzer und Tänzerinnen hatten den innern Raum für sich, während die plaudernden oder sich ausruhenden Paare wohlgeborgen unter dem Säulengange standen. Das Wichtigste ist auch hier das Deckengemälde. Ich schicke zunächst die bloße Beschreibung voraus. In der Mitte des Bildes befindet sich eine weiße, hochbusige Schönheit mit pechschwarzem Haar, welches letztere von Perlenschnüren durchzogen ist; in der Linken hält sie eine Art Zauberlaterne, in der Rechten einen kleinen Oelkrug. Allerhand bausbackige Genien halten Tafelgeräth und Kannen empor, andere entschweben mit leeren Schüsseln, noch andre kommen mit Theegeschirr herbei und gießen den Thee in kleine Schälchen. Diese Scenen füllen zwei Drittel des Bildes. Links in der Ecke hält Apoll mit seinen Sonnenrossen. Vor den Rossen her schwebt bereits Aurora; das Haupt des Sonnengottes selbst aber strahlt nicht, sondern ist von einer dunklen Scheibe umhüllt. Es

Digitized by Google

ist nun allerdings fraglich, ob das Schwinden des Tages und das volle Platzgreifen von Abend und Nacht, oder umgekehrt, das Schwinden der bis dahin herrschenden Nacht vor dem hereinbrechenden Tage angedeutet sein soll. Das Letztere ist aber das Wahrscheinlichere.

Neben diesem Staatszimmer, demselben, das den Stern des Hosenbandordens in seinen vier Ecken zeigt, befindet sich ein sehr kleines Gemach, nicht viel größer als ein altmodisches Himmelbett. Dies ist das Sterbezimmer des Prinzen August Wilhelm. Die Wände sind schmucklos, ebenso die Decke, nur an der Hohlkante zwischen beiden zieht sich eine schmale Borte von geschnitztem, schwarzen Holz entlang. Sie ist wie ein Trauerrand, der dieses Zimmer einfaßt, und mahnt deutlich an die letzten, halb in Dunkel gehüllten Stunden eines liebenswürdigen und unglücklichen Prinzen.

Aus diesem engen Raum, der so trübe Bilder weckt, treten wir (da die übrigen Zimmer unserer Betrachtung nichts bieten) wieder in den Corridor hinaus und über den noch immer imposanten Vorflur endlich in's Freie.

Der Ball der untergehenden Sonne hängt am Horizont, leise Schleier liegen über dem Park und die Abendkühle weht vom Fluß und den Wiesen her zu uns herüber. Wir sitzen wieder auf der Treppe des Gasthofs und blicken durch die Umrahmung der Bäume in das Bild abendlichen Friedens hinein. Musikanten ziehen geschäftig am Hause vorbei, über die Havelbrücke weg, hinein in die Vorstadt; — den Beschluß macht wie immer der Baß. Hinter den Musikanten her folgt allerlei Volk. Was ist es? „Das Theater fängt an," so lautet die Antwort, „die Stadtkapelle macht sich auf den Weg, um mit dabei zu sein." Wir lesen jetzt erst den Theaterzettel, der, in gleicher Höhe mit uns, an einen der Baumstämme geklebt ist. „Das Testament des großen Ghurfürsten, Schauspiel in fünf Aufzügen." Wir lieben das Stück, aber — wir kennen es eben, und während die Sonne hinter Schloß und Park versinkt, ziehen wir es vor, in Bilder und Träume gewiegt, auf „Schloß Oranienburg" zu blicken, eine jener wirklichen Schaubühnen, auf der die Gestalten jenes Stücks mit ihrem Haß und ihrer Liebe heimisch waren.

Das Nürnberger Rathhaus.

Gefängniß und Kaiserwohnung, Ballhaus und Criminalgericht, Repräsentantenhaus und Schatzkammer, Pantheon und Folterkammer. — Alles ist in diesem einen Hause vereinigt. Nichts charakterisirt die ehemaligen Verfassungszustände Nürnbergs so sehr, als dieses Haus. Es versinnlicht die ganze gewaltige Macht, die hier von Einzelnen geübt wurde, und welche von der unumschränkter Fürsten nur durch den Namen verschieden war. Von der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts an war Nürnberg von Außen nicht mehr belästigt worden. Der Rath, das heißt die Geschlechter, benutzten diese Zeit, sich und ihre Macht nach Innen zu vergrößern und zu befestigen. Sie waren der Staat, sie herrschten, sie ernteten, und das arme Volk mußte arbeiten und gehorchen. In einem monarchischen Staate wäre dieses Mißverhältniß weniger fühlbar gewesen. Der Regent war hier von vorn herein von den Regierten durch eine Schranke geschieden. In einem republicanischen Staate aber war jeder berechtigt an der Herstellung und Aufrechthaltung des öffentlichen Wohles Theil zu nehmen, und die unumschränkte Gewalt in den Händen einiger

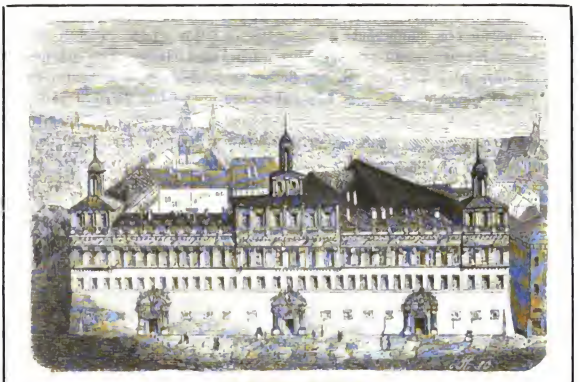
Digitized by Google

Weniger mußte immerhin als eine Usurpation erscheinen, welche man im Laufe und durch das Recht der Zeit zuletzt als die vollkommenste Berechtigung darzustellen bemüht war. Der Ausdruck und Abschluß dieses Strebens ist die stolze und imponirende Façade des Rathhauses, das versteinerte Autoritätsprincip. Die Vorgänger des jetzigen müssen sehr unscheinbar gewesen sein. Das erste stand an der Ecke des Marktes. Die Erweiterung und zunehmende Blüthe der Stadt machte auch den politischen Organismus verzweigter, man baute ein neues auf der Stelle des heutigen, das später vergrößert und durch den Bau des jetzigen ganz beseitigt worden wäre, wenn nicht der rollende Donner des dreißigjährigen Krieges Bauherrn wie Arbeitsleuten sein furchtbares „Halt" entgegengerufen hätte.

Im Jahre 1616 war der Grundstein dazu gelegt worden, im Jahre 1619 war der Bau bis zu seiner jetzigen Ausdehnung gediehen. Mit dem Aeußern hatte aber auch das innere Wesen seinen Höhepunkt und Stillstand erreicht. Von da an hörte das Regiment des Nürnberger Staates auf, sich auszudehnen, zu erneuern. Bis zur Auflösung der Reichsfreiheit der Stadt war dasselbe nur von dem Streben beseelt, sich im ungeschmälerten Besitze der Gewalt zu erhalten. Dieses Regiment war durch einen großen und einen kleinen Rath vertreten, der erste hatte nur berathende, letzterer allein die executive Gewalt. Der erste von unbestimmter Zahl, aber über zweihundert, war eine Art Berathungsausschusses, gebildet aus Repräsentanten der ganzen Bevölkerung, ein matter Nachklang des mittelalterlichen Ständewesens, wurde aber nur dann zusammenberufen, wenn der engere Rath den Kopf verloren hatte, meistens bei großen verzweifelten Finanzoperationen. Sie hießen „die Genannten." Der kleinere Rath bestand aus 34 Gliedern, von denen acht aus dem Handwerkerstande die „alten Genannten" hießen. Ihr numerisches Verhältniß der aristokratischen Mehrheit gegenüber deutet auch auf ihren Einfluß hin, der null war. Alle Gewalt, Verwaltung, Justiz, weltliche und geistliche Angelegenheiten waren bei den sechsundzwanzig des kleinen Rathes vereinigt, die den Geschlechtern angehörten. Sie hießen Bürgermeister und theilten sich in alte und junge, die am zweiten Osterfeiertage neu gewählt wurden. Ein alter und ein junger Bürgermeister waren abwechselnd 28 Tage lang in Funktion. Sie waren eine Art Unterstaatssekretaire, die älteren dazu bestimmt, Gesandte zu empfangen, den Rath wie es ihnen gut dünkte, zu versammeln, demselben zu präsidiren, während die jüngeren die Einläufe besorgten, die Stimmen sammelten. Von diesen 26 waren wieder dreizehn „Schöffen," zur Besorgung der Kriminalrechtspflege da. Aus diesem kleinen Rath war aber wieder ein innerer Rath ausgeschieden, ein Ausschuß, der alle inneren Angelegenheiten, ehe sie an die größere Rathsversammlung gelangten, prüfte und erwog. Man nannte sie die sieben älteren Herren. Aus ihnen gingen die Spitzen der Totalgewalt, die triumviri hervor, von denen aber wieder der Oberste des Kriegswesens nicht die Macht und das Ansehen besaß, wie die duumviri, die beiden Losunger, deren Aeltester („vorderster") der erste Mann im Staate war. Sie handhabten die Grundlage aller politischen Existenz, die Finanzen des Staates, sie beaufsichtigten die Losung d. h. Steuer, sie waren die eigentlichen Lenker des Staatsschiffes, eingeweiht in alle Geheimnisse, die dem beschränkten Unterthanenverstande zu wissen nicht von Nöthen, die Unnahbaren, die Nürnberger Olympischen. So organisch gegliedert war diese Verfassung, so fein berechnet in ihren Abstufungen, daß immer noch eine Idee demokratischen Verfassungszustandes da war, während die Spitze in eine aristokratische Willkürherrschaft auslief. Die Macht und der Einfluß der Rathsaristokratie muß durch den leisen Terrorismus einerseits und durch die Macht der Gewohnheit des Volkes andrerseits so groß gewesen sein, daß wir im Laufe der ganzen Nürnberger Geschichte nur zwei Demonstrationen begegnen, die gegen die Autorität des Rathes gerichtet waren. — Wie die Gegensätze zwischen Aristokratie und Demokratie sich im Ganzen und Großen zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem

Digitized by Google

Baier ausgeprägt hatten, so auch im Kleinen innerhalb der Mauern Nürnbergs. Die Geschlechter hatten sich der Regierung bemächtigt, das Volk hatte keine Rechte, nur Pflichten. Der Kampf brach nach dem Tode Ludwigs des Baiern aus, des Abgottes der Nürnberger, welche sich auch für dessen Sohn erklärten. Die Gewerke verabredeten sich an einem bestimmten Tage 1349, das Rathhaus zu erstürmen und die Rathsherren zu erschlagen. Ein Dominikanermönch hatte in einem Kreuzgange seines Klosters die Verschwörer belauscht und betreffenden Ortes davon Anzeige gemacht. Im stolzen Wahne achtete nur der kleinere Theil des Rathes der Warnung. Der Aufruhr brach aus, die verhaltene Volkswuth machte sich in Greuelscenen aller Art Luft. Die Geschlechter flohen sämmtlich aus der Stadt, ihre Häuser wurden geplündert, das Rathhaus gestürmt, und ein neuer Volksrath eingesetzt. Die neue Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Von Frankfurt zog Kaiser Karl IV. mit einem Heere gegen die Stadt, strafte die Aufrührer an Leib und Leben, und wer den Vogel abgeschossen hatte, das war die Aristokratie, die sich in ihren behaupteten Vorrechten



Das Nürnberger Rathhaus.

sicher fühlte. Die einzige Konzession, die man dem andern Theil machte, war die Aufnahme von acht Handwerkern in den engeren Rath und nach Art der Herren des Raths das Recht — der Trinkstuben. Die später beim Reichshofrath in Wien angebrachte Klage der Bürgerschaft war finanzieller Natur. Die Losunger legten zwar den sieben älteren Herren Rechnung von Staatsausgaben und Einnahmen, doch den Bestand der Schatzkammer kannten nur sie, und darüber brauchten sie Niemanden als dem Kaiser Rechenschaft abzulegen. Durch die politische Stellung Nürnbergs waren aber in Folge der Kriege, der Abnahme der Staatseinnahmen, durch den abnehmenden Handel die öffentlichen Lasten in einem Grade gestiegen, daß 1716 die Kaufleute bei den älteren Herren klagend über die drückenden fast nicht mehr zu erschwingenden Auflagen auftraten. Im Jahre 1730 wiederholte sich dies durch 82 Kaufleute, die an den Reichshofrath nach Wien gingen, der dann auch eine Kommission zur Untersuchung einsetzte und 1754 den Bittstellern endlich erlaubte — ihre Klage aufzugeben. — Ein besseres Resultat erzielte, in Folge der vor dem Hauche der neuen Zeit immer morscher werdenden alten Institutionen, eine Klage der Genannten gegen den kleinen

Digitized by Google

Rath über Eingriffe in die Rechte der Genannten durch eigenmächtige Ausschreibung einer Kopfsteuer, in Folge deren den Genannten ausgedehntere Befugnisse zugestanden wurden. La médecine avant la mort. Wie tief, wie frei muß das Volk aufgeathmet haben, als es von dem Alpdrücken einer dem Ruine entgegenführenden Reichsfreiheit erlöst wurde, als die neue Zeit der armen Stadt die Erlösungsstunde von Jahrhundert langer, patrizischer Tyrannei ankündigte, und sie ihrem Befreier, der Krone Bayern zur Wiederherstellung ihrer einstigen Größe und Bedeutung in die Arme führte!

Sechs und dreißig Fenster mißt die Fronte des Rathhauses, drei große Erker und eine Galerie krönen das Dach. Der Styl ist der italienische. Der Baumeister war Carl Holzschuher. Drei mit Sculpturen gekrönte Portale führen in das Erdgeschoß, in eine von mächtigen Pfeilern gebildete Halle, von der eine breite steinerne Treppe in das erste Stockwerk führt. Der Hof bildet ein Oblongum; der uniforme Styl der Rückseite des Rathhauses wird nach Osten durch wunderschöne, von steinernen Balken gestützte Gänge, Ueberbleibsel des alten Rathhauses, sehr angenehm unterbrochen. Der Brunnen in der Mitte ist von dem Erzgießer Pankratius Labenwolf gegossen. Weitere Ueberbleibsel des alten Rathhauses sind an dem Rückgebäude der prächtige in Eisen gefaßte Chorbau, und daneben der berühmte Rathhaussaal mit den vor Alter geschwärzten Mauern, dem gothischen Giebel, der sich nach einer alten Zeichnung an der Vorderseite wiederholte, dem breiten Bogenfenster und dem uralten Chörlein. Es giebt kein Uebel, das nicht seinen Vortheil hätte. So hat man der Einstellung des Rathhausbaues die Erhaltung dieses kostbaren Restes aus der besten Zeit deutschen Styles zu danken. In den unteren Räumen des Saalbaues hat sich Nürnberger Kleinhandel angesiedelt. Der nach rechts schauende Adler an der Rückseite des Saalbaues ist eine der ältesten Steinsculpturen. Der steinerne, vom Saalbau zu dem bereits erwähnten chorartigen Ausbau gehende Balken soll zum Galgen für den des Diebstahls bezüchtigten ersten Losunger Niklaus Muffel gedient haben. In einem Höfchen befinden sich köstliche Ueberreste des alten Rathhauses in einem Chörlein und der zu dem großen Saale führenden Treppe. Im ersten Stock des Vordergebäudes hat der Magistrat seinen Sitz, im zweiten das Bezirksgericht der Stadt Nürnberg. Hier ist der kleine Saal, in welchem die Republik die Gesandten des Kaisers und der anderen Fürsten empfing, jetzt Lokal für die öffentlichen Sitzungen des Bezirksgerichts. Die ursprüngliche Gestalt dieses denkwürdigen Raumes ist erhalten worden. Ueberhaupt muß man es der bayrischen Regierung nachsagen, daß sie bei Uebernahme der Stadt um die Erhaltung der historischen Denkmale eifrig bemüht war.

Der Saal trägt ganz die schwerfällige Pracht seiner Zeit. Die Wände zieren die Bildnisse der Männer, die sich durch wohlthätige Stiftungen um die Stadt verdient gemacht haben. Hier und in den anstoßenden Gemächern wurden einst die Bilderschätze der Stadt aufbewahrt. Nürnberg besitzt von dem größten seiner Söhne, von Albrecht Dürer, nur noch ein Originalbild, das Portrait des alten Holzschuher. Der Rath war mit den Werken Dürers gegen Fürsten allzu freigebig. In dem kleinen Saale hingen die vier Apostel, jetzt eine Zierde der Münchener Pinakothek, die letzte große Arbeit und ein Geschenk des Meisters an seine Vaterstadt. Hier war auch das Bild „Adam und Eva im Paradiese", aus dem Jahre 1503, welches die Stadt Kaiser Rudolph II. zum Geschenk machte, der ein besonderes Wohlgefallen an Dürer's Bildern hatte, namentlich wenn sie ihm nichts kosteten. Der Rath betrieb die Sache so heimlich, daß er das Bild Nachts forttragen und an seine Stelle eine Copie von Paul Juvenell setzen ließ. Das Original von „Adam und Eva" ist verschwunden. Die Copie haben die Franzosen, im Wahne, es sei das Original, mitgenommen. Sie war einige Zeit, wie Nagler in seiner Monographie Dürer's erzählt, in Paris, bis Napoleon das Bild der Stadt Mainz zum Geschenke machte, wo es in der Provinzial-Gallerie noch zu sehen ist.

Digitized by Google

Die große, von dem mächtigen Treppenhause überwölbte Treppe führt in den großen Rathhaussaal, einen achtzig Fuß langen, fünfzig Fuß breiten, durch zwei Stockwerke gehenden Raum, überdeckt von einem colossalen Tonnengewölbe, angefüllt mit den schönsten und reichsten Erinnerungen. Hier gingen die Haupt- und Staatsactionen vor sich, hier wurden später die Reichstage gehalten, während früher der Kaisersaal auf der Burg dazu diente, hier hielten die Geschlechter ihre Tänze. Es existirt noch ein altes colorirtes Bild, einen Tanz auf dem Rathhause vorstellend. In feierlicher Procession und in den phantastischen Costümen der Zeit halten die Frauen ihren Rundgang im Saale, den man Tanz nannte, während der Büttel das durch die Thüren hereindringende Volk zurückscheucht. Unter dem „Pfeiferstuhl" sitzen drei einzelne weibliche Personen. Es sind „gemeine Töchter aus dem Frauenhause", die bei solchen Gelegenheiten, aber nur zu dreien, in dem Rathhaussaale erscheinen, ihren Platz aber nur unter dem „Pfeiferstuhle" nehmen durften. In diesem Saale wurde auch am 25. September 1649 der westphälische Frieden mit dem großen Zweckessen, das deutsche Friedensmahl genannt, gefeiert.

Es muß dabei in ächt deutscher Weise weidlich gegessen und getrunken worden sein, und eine so ungeheure Heiterkeit geherrscht haben, daß der schwedische Feldmarschall Wrangel am Ende des Mahles eine Pistole nach einem Fenster des Saales mit den Worten abschoß: „Weil der Friede nunmehr geschlossen ist, so habe ich kein geladenes Gewehr mehr nöthig." Der Saal war auf's prachtvollste geschmückt, mit Thronhimmeln von blauer und gelber Seide über den Sitzen der drei vornehmsten Herren, Octavio Piccolomini's, des kaiserlichen Delegirten, des Pfalzgrafen, später schwedischen Königs, Carl Gustav's und des Churfürsten Carl Ludwig's von der Pfalz.

Zweihundert Flammen brannten. Der Saal war mit Laub bestreut, unter das Volk wurden zwei Ochsen vertheilt, rother und weißer Wein sprang aus der Figur eines Löwen, der heut noch im Chörlein des Saales zu sehen; ein Rauchberg verbreitete köstliche Düfte, und unter dem Absingen des Liedes: „Herr Gott, Dich loben wir!" wurden nicht weniger als sechshundert Speisen aufgetragen. Ein Beweis, wie tief zu jener Zeit das Friedensbedürfniß war, so daß der Jubel selbst aus unschuldigen Kinderseelen hervorbrach, ist die Thatsache, daß an hundert Nürnberger Knaben, auf Steckenpferden reitend, vor das Quartier des kaiserlichen Gesandten zogen, um ihm die Honneurs zu machen.

Lüstre und Decke des Saales, an deren Enden die Wappen der Churfürsten des heiligen römischen Reiches, sind ein Meisterwerk Nürnberger Tischlerarbeit. Auf dem uralten Stuhle in der Ecke neben dem Chörlein belehnten die Kaiser. Ueber diesem Chörlein der alte Wahlspruch: „Salus populi suprema lex esto." An der Fensterseite auf die Pfeiler sind politische Sinnbilder gemalt, darunter die Sühne der Schuld durch den Staat, dargestellt durch die Guillotine, ganz so, wie sie die französische Revolution nicht erfand, wie dieses Bild zeigt, das bereits 1619 gemalt war, sondern nur wieder in die Mode brachte. Die künstlerische Zierde des Saales ist das an der nördlichen Saalwand sich hinziehende Wandgemälde, der Triumphzug Kaiser Maximilians I., nicht, wie gemeiniglich falsch angenommen wird, von Dürer gemalt, sondern nur nach seiner Zeichnung von einem seiner Schüler in Oel ausgeführt. Die Idee ist von Dürer's Freund, dem gelehrten Wilibald Pirckhaimer, dem Maler an die Hand gegeben worden. Bei aller Achtung vor dem trefflichen Manne hätten wir ihm gerne seine Gelehrsamkeit gegen Dürer's künstlerische Ursprünglichkeit erlassen. Der Kaiser sitzt in vollem Reichsornate auf einem Triumphwagen, den zwölf Pferde, geführt von allegorischen Regententugenden, ziehen, während andere vor demselben und zur Seite gehen, und die Siegesgöttin den Kranz über dem Haupte des Herrschers emporhält. Dieser allegorischen Darstellung entsprechend, befindet sich am andern Ende dieser Wand eine Scene, einen Richter mit Eselsohren darstellend, zwischen der Unwissenheit und dem Verdachte. Zu Füßen des

Digitized by Google

Richters kniet der Angeklagte, hinter ihm stürmen alle die Laster auf den Richter ein, welche die Gerechtigkeit hindern können. Ueber dem Haupte des Richters der deutsche und lateinische Spruch: „Ein Richter soll kein Urtheil geben, er soll die Sach' erforschen eben." Wenn wir schon glauben, daß die enorme Vielseitigkeit Dürer's sich auch einen seiner künstlerischen Individualität fremden Gegenstand, wie diesen hier, in einem Grade aneignen konnte, daß noch immer ein höchst bedeutendes Werk daraus wurde, so läßt diese Darstellung bei aller Vollendung der äußeren Form, die Dürer in dem Gegenstande über sich selbst hinausführte, doch kalt. Der Strom der warmen unmittelbaren Empfindung weht dem Beschauer nicht entgegen. Ein Stück vollen, saftigen Lebens schaut aber aus dem zwischen beiden Darstellungen gemalten Stadtorchester, einem Genrebild voll Humor und kräftiger Charakteristik.

Vier Zugänge führen an dieser Seite in den Saal. Die oberste niedrige Thüre mit dem Spruch: „Eins mann's red' ist eine halbe red, man soll die teyl verhören bed" verstattete den Ausgang in das „Gänglein" vor der Rathsstube, die zweite Thür war für den Aufgang von dem kleinen Hofe aus bestimmt, die dritte von der Haustreppe, durch die vierte, die von dem übrigen Raum durch ein von Peter Vischer gegossenes Bronzegitter abgeschlossen war, gelangte man in die Losungsstube und von dieser in die Schatzkammer, einen Raum, zu dem weder Luft noch Licht Zugang hatten und wo in gewaltigen Truhen die Nürnberger Staatsklugheit in Baarem aufgehäuft lag. Niemand außer den beiden Losungern kannte den Eingang in die Schatzkammer, und erst bei dem Uebergang der Stadt an Bayern entdeckte man denselben in einem in der Täfelung der Wand angebrachten Geschiebe. Das Nürnberger Finanzsystem war das bequemste, gemüthlichste auf der Welt. Mit der Zeit immer größere, drückendere Auflagen und die einzige Controle — Treu und Glauben auf die beiden Losunger, die keine Oberrechnungskammer, kein Kammerfinanzausschuß, diese schändlichen Ausgeburten der modernen Zeit belästigte. O ja, eine Controle war ihnen doch in dem angesehensten der acht alten Genannten aus dem Handwerkerstande beigegeben. Die einzige diesem eingeräumte Befugniß war aber die eines Portiers, die Thür zu öffnen und zu schließen und die Ausgehenden zu begleiten.

Es konnte im Mittelalter in der Welt nirgends blitzen, ohne daß es in Nürnberg nicht einschlug, im Guten wie im Schlimmen. Nürnberg war eine der wackersten Kämpferinnen bei dem großen Culturaufschwunge auf der Schwelle des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts; es hatte aber auch den Barbarismus der mittelalterlichen Kriminalrechtspflege auf's Weiteste in sich ausgebildet. In Nürnberg wurde gehangen, verbrannt, gerädert, geschunden, erdrosselt, ertränkt, in Oel gesotten, daß der Henker ein reicher Mann dabei wurde. Das eclatanteste Beispiel Nürnberger Rechtspflege war die Hinrichtung des vordersten Losungers, des ersten Mannes der Stadt, Niklaus Muffel, im Jahre 1469. Er stand in Verdacht, die Losungskammer bestohlen zu haben. Beim Ausgange aus derselben sollen ihm Goldstücke aus der Tasche gefallen sein. Auf die Folter gespannt, bekannte er das Verbrechen, das er später als ein von den Schmerzen erpreßtes widerrief. Er wurde zum Tode verurtheilt und an dem steinernen Balken hinter dem Rathhause aufgeknüpft, unschuldiger Weise, wie man zu glauben wohl berechtigt sein dürfte, als ein Opfer Privathasses und politischer Cabale. Die Folterkammer im unterirdischen Theile des Rathhauses, im sogenannten Lochgefängniß, wird noch jetzt gezeigt. Instrumente, von denen der Hofantiquar Pickert in Nürnberg eine reiche Auswahl hat, fehlen. Das Prokrustesbett und die Schraubenbalken sind aber noch vorhanden.

Durch ein Schallloch über dem Eingange setzte sich der Richter mit dem Gemarterten ins Vernehmen. Im Jahre 1795 geschah die letzte Folterung und zwar, wie es sich herausstellte, an einem Unschuldigen.

Die Gefängnisse sind aus Stein erbaute Höhlen, mit einem hölzernen Lager, einem

Digitized by Google

Tisch, Stuhl, Kohlenbecken, einem matten Strahl des Tageslichtes oder dürftigen Lämpchens — und der Verzweiflung. Zwei Gefängnisse heißen „Kindbettstüblein," weil hier gefallene Frauenspersonen ihre Niederkunft halten mußten. Brachte der schuldige männliche Theil vorher noch eine bestimmte Summe zusammen, so wurde das Paar hier getraut und die Geburt war wieder ehrlich. Nach den dazu bestimmten Räumen zu schließen, müssen diese Fälle ziemlich selten gewesen sein. Schwere Verbrecher wurden in die Eisen gethan. In der „Katze," einem wohnlicher ausgestatteten Gemache, über dessen Eingang der Volkshumor eine Katze mit einer Maus im Maule gemalt hat, hörte die Hoffnung auf. Kam Einer hierher, so wußte man, daß er in drei Tagen würde hingerichtet werden. Auch der sogenannte „Drudenkorb", in den die Hexen eingeschlossen wurden, ist noch vorhanden. An manchen Stellen stößt man auf Spuren von Nachgrabungen nach Schätzen, die hier verborgen sein sollten. Von dem Souterrain des Rathhauses führten gewölbte unterirdische Gänge nach allen Theilen der Stadt, auf die Burg, in alle Geschlechtshäuser. Einer erstreckt sich sogar bis auf den ¾ Stunden von der Stadt entfernten Dutzendteich. Das Ganze ist ein Labyrinth von Gängen und Räumen, mit schweren eisernen Thüren und kolossalen Schlössern, bequem jeden Augenblick aus den oberen Räumen entfliehen, oder wie ein Fallstrick Andere überraschen zu können, und aus dessen Moder man mit freierem Athemzuge an die Sonnenhelle der Humanität des neunzehnten Jahrhunderts emporsteigt.

Die Reformation und die Schulen.

Von Heinrich Pröhle.

Es ist leider nur zu bekannt, wieviel zur rascheren Einführung der Reformation der Umstand beigetragen hat, daß durch sie die geistlichen Stiftungen mehr oder weniger in den Besitz der weltlichen Fürsten, Grafen und Herren kamen. Wurde auch nicht Alles zu reinem Privatbesitze, so ist doch nur ein unbedeutender Theil von dem so Gewonnenen nach der Reformationszeit für Schulen verwendet worden, und mancher fromme Herr, der sehr wohl weiß, daß seine Familie hauptsächlich Luther ihr Vermögen verdankt, trägt gar kein Bedenken, sich an den ihm obliegenden Bau einer Schule oder einer evangelischen Kirche von den obersten Behörden schlimmer als ein Heide mahnen zu lassen. Die gute Stadt Quedlinburg schien zur Reformationszeit in einem andern Falle zu sein. Sie war zwar mit Klostergütern reich gesegnet, allein die deutschen Kaiser hatten die Stadt an die Aebtissin von Quedlinburg und an das ihr untergeordnete Frauenstift geschenkt. So wenig aber als dieser Umstand die Klöster von Quedlinburg vor der Reformation schützte, eben so wenig wurde durch ihn ein Unterschied in Betreff der Verwendung der Klostergüter bewirkt. Die Aebtissin war die Tochter eines angesehenen Grafen, der bei Einführung dieser Aebtissin in Quedlinburg selbst zugegen war. Trotz ihrer geistlichen Würde verstand es die Tochter, auf eine kluge Weise das Verhalten des Vaters nachzunehmen, der alsbald zur evangelischen Lehre übertrat und die Kirchengüter einzog. Wie ihr Vater mit den Klostergütern seine Familie bereicherte, so bereicherte die kluge Aebtissin mit den Gütern der faulen Mönche ihr Frauenstift.

Ohne Zuthun der Aebtissin hatte die Reformation freilich in Quedlinburg schon längst ihren Anfang genommen, ehe jene Aebtissin sich für sie erklärte. Ein Augustiner, Namens

Digitized by Google

Johann Busch, welcher über die Reformation der Klöster geschrieben hat, war schon unter einer früheren Aebtissin zur Visitation eines Klosters nach Quedlinburg gekommen. Er spricht von dieser Visitation in jenem Buche über die Klosterreformation, sagt aber dabei wenig mehr, als daß der Probst des Klosters, voll brennenden Eifers für alles Gute, ihn vorzüglich bewirthet habe. Auch erfährt man aus dem Buche, daß die Aebtissin und ihre vornehmste Untergebene, die Pröbstin, ihn zu seiner Stärkung mit Liqueur, Met, Wein, Doppelbier und Fischen bewirtheten, und bereits ihre Freude darüber aussprachen, einen für die Reformation der Klöster so eifrig wirkenden Mann gefunden zu haben. Johann Busch setzte jedoch trotz all dieser Stärkungen die Reformation in Quedlinburg nicht durch und selbst Luther vermochte es nicht. Die Quedlinburger mußten es sich gefallen lassen, daß ihr Reformationsprediger Runge bald evangelisch predigte und bald in Folge einer Einschüchterung wieder nicht. Sie machten auf ihn den Reim:

Doctor Runge
Hat eine falsche Zunge.

Dem blinden protestantischen Prediger Kirchhoff aber wurde der Zulauf dadurch abgeschnitten, daß der Stiftshauptmann selbst die Stadt zu Pferde mit Dragonern umkreiste. Erst der Bauernkrieg führte die Reformation in Quedlinburg ein.

Als die Bauern im Bauernkriege nach Quedlinburg kamen, vertrieben sie die Mönche und verschonten das Frauenstift. Die Aebtissin selbst, deren Vater bereits evangelisch war, sah ihnen ruhig zu. Ein Prediger, der das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilte, wurde zwar vor dem Altare gefangen genommen, aber auf dem Schlosse, wo die Aebtissin residirte, freigelassen. Die Mönche kamen zwar nach dem Abzuge der Bauern zum Theil wieder, aber eine vollständige Wiederherstellung der Klöster fand keineswegs statt. Was konnte auch einfacher sein, als daß die Klostergüter mit den Besitzungen des Frauenstiftes vereinigt wurden, welches Stadt und Umgegend regierte? Und damit war die Reformation im Stifte Quedlinburg eingeführt. Jene Gräfin war die erste lutherische Aebtissin.

Da begab es sich, daß eines Tages ein armes Schulmeisterlein nach Quedlinburg kam und den Rathsherren einen Brief überbrachte. Das Schulmeisterlein war aus Mansfeld gebürtig, der Brief aber war aus Wittenberg datirt und von Magister Philipp Melanchthon geschrieben. Melanchthon nahm sich die Freiheit, den Ueberbringer dringend zu einer Anstellung im Schulfache in Quedlinburg zu empfehlen. Der große Reformator, der Lehrer Deutschlands, wie man Melanchthon genannt hat, schrieb, daß ihn die Quedlinburger Jugend jammere, und gab zu verstehen, daß es eine Schande sei, die Klostergüter einzuziehen und nicht einmal die Lehrer anständig davon zu besolden. Das wirkte ohne Zweifel um so mehr, als der Brief aus Wittenberg kam, aus der Hauptstadt des sächsischen Regentenhauses, welches die Schirmvoigtei über Stift und Aebtissin ausübte. Melanchthon wurde durch seinen kühnen Brief der geistige Urheber des Quedlinburger Gymnasiums, und von den Kanzeln wurde so lange gegen die Kirchenräuber gepredigt, bis die Aebtissin sich entschloß, einen sogenannten Gotteskasten zu gründen, aus dem die Lehrer in Quedlinburg noch jetzt einen Theil ihres Gehaltes beziehen. Das Gymnasium wurde in das Gebäude des nach dem Bauernkriege nicht wieder hergestellten Franziskanerklosters verlegt. Da dieses alte Gebäude jetzt einzustürzen drohte, so ist ein neues herrliches Gymnasialgebäude zu Quedlinburg erbaut, welches Lehrern und Schülern die köstlichste Aussicht auf den Harz bietet. In einer schönen Nische über dem Eingange wird die Statue Philipp Melanchthons stehen. Einem Bilde zum Andenken jener Aebtissin aus gräflichem Geschlechte ist ein bescheideneres Plätzchen zugedacht.

Digitized by Google

Der Herzog von Braunschweig-Oels.*)

In dem Frieden von Tilsit verlor Preußen alle Länder zwischen Rhein und Elbe. Diese von Preußen abgetretenen Gebiete nebst Kurhessen, Braunschweig und dem südlichen Theil Hannovers vereinigte Napoleon zu dem neuen Königreiche Westphalen mit der Hauptstadt Cassel, und setzte daselbst seinen Bruder Hieronymus als König ein. Seine Mutter hielt ihren feierlichen Einzug in Cassel in einem Glaswagen, in dem man sie von allen Seiten sehen konnte. Sie trug ein diamantenes Diadem, war geschminkt und ihr stolzes Gesicht war kalt und unbeweglich.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig hatte keinen Verzicht auf sein dem Königreiche Westphalen einverleibtes Herzogthum geleistet. Er nahm dadurch von vorn herein eine kühne und gefährliche Stellung ein. Gerade ihn unter den Braunschweigern nennt unser Volk mit dem vollsten Herzogstitel den Braunschweig-Oels. Im Magdeburgischen verwandelte man 1809 den Namen Schill unwillkürlich in Schild. So hat sich auch gerade an das Wörtchen Oels die Vorstellung von einem kostbaren Wundenöl und von einer unbeschreiblichen Vaterlandstreue gehängt. Den edlen Braunschweig nennt Arndt den Herzog. Anfangs hielt ihn nach einer wilden Jugend ein süßes Familienleben zurück. Da starb ihm seine heißgeliebte Gattin. Nun schrieb er nach Braunschweig am 29. Mai 1808 die inhaltsschweren Worte: „Unglück und harte Prüfungen sind gewiß oft in der Welt nöthig, um uns zu einer bessern Zukunft vorzubereiten, sowie hier auf der Erde kälter und überlegter zu machen. Ob dieses letztere mir so nöthig war, wage ich nicht zu beurtheilen." Und siehe! die Kälte des edlen Braunschweig war Todesverachtung. Seine Ueberlegtheit nahm die Gestalt eines strategischen Meisterzugs von der böhmischen Grenze bis zur Nordsee an. Von der Saale her ritt der Herzog tiefer in das Königreich Westphalen hinein. In Halle, wo er einst als Preußischer Offizier in Garnison gelegen und nur zu oft dem Jugendmuthe seiner Heldenseele hatte die Zügel schießen lassen, hielt er im schwarzen und blonden Rocke ernst auf dem Markte. Nur als er einem Bürger die Hand vom Pferde herab reichte, erheiterten sich seine Züge ein wenig. Auch einer alten Frau, die bei ihm gedient hatte, reichte er in Halle vom Pferde herab die Hand. Er schien dort Allen verloren. Der Herzog aber hielt drei merkwürdige Bivouacs, vor Halberstadt am Judenkirchhofe, vor Wolfenbüttel und Braunschweig. Bei Halberstadt und bei Oelper eine halbe Stunde von Braunschweig schlug er sich sehr gut. Halberstadt eroberte er. Welcher Wechsel in einer Stadt, die aus den Händen westphälischer Gendarmen für kurze Zeit in seine Hände überging! In dem mit seinen Thorflügeln sehr zerschossenen Kühlingerthore wurden die Kanonenkugeln eingemauert mit der Beischrift: Gedenke des 29. Juli 1809.

Der edle Braunschweig im Jahre 1809 gelangte mit seinen Soldaten bis vor die nächste große Welfenstadt. Einige herzogliche Ulanen und Husaren sprengten durch Wolfenbüttel. Ihr Anblick belebte unbeschreiblich den Patriotismus. Wußte man doch, daß draußen vor dem Herzogsthore der Herzog lag. Der Herzog, der Niemanden des Eides für sein Haus entbunden hatte! Zunächst: was konnte man diesem Fürsten erzeigen? Man nahm Brot

*) Bei dem durch das Jubiläum erwachten Interesse für die Stadt Braunschweig erlaubt sich der Herausgeber, diese Mittheilung theils nach seiner 1858 erschienenen Schrift „die Fremdherrschaft" verbessert zu geben, theils nach einer kleinen Mittheilung, die ihm der unvergeßliche Wilhelm Grimm nach Lesung jener Schrift zugehen ließ.

Digitized by Google

und Lebensmittel in unbeschreiblicher Fülle und trug sie hinaus vor das Herzogsthor für seine Schwarzen, von deren Tschako hinter einem Roßschweife der weiße Todtenkopf die Braunschweiger anblickte. Und sodann: wie fand man ihn? Er saß und kochte sich selbst die Mahlzeit in seinem Feldkessel. Er wollte zeigen, daß ein braver Mann im Jahre 1809 nichts als Soldat sein könne. Aber keinen Vorwurf sprach er aus. Sein Aussehen war ernst, ja finster; in seinen Reden wie in seinen Handlungen auf dem Erbe seiner Väter war er die Leutseligkeit selbst. Er, den man in übersprudelnder Jugendlust gekannt hatte, trug den Todtenkopf vor seiner überhangenden Mütze mit rothem Streif. Auf seiner Brust sah man nur einen kleinen Stern. Ein starker brauner Knebelbart, und der Backenbart, welcher das Gesicht gleichmäßig bedeckte, bildete einen Contrast gegen die ganz weißen Augenbrauen.

Nach dem siegreichen Gefechte bei Oelper setzte der Herzog seinen Marsch fort. Schwarze Husaren rückten in Bremen ein, verließen es aber alsbald wieder. Der Herzog marschierte durch das Oldenburgische und schien sich in Ostfriesland einschiffen zu wollen. Plötzlich aber ging er bei Huntebrück über die Hunte, welche sich in die Weser ergießt. Er bemächtigte sich der zu Elsfleth meist leer liegenden Handelsschiffe und Weserfahrzeuge, verschaffte sich die nöthigen Seeleute, zog die britische Flagge auf und ging am 7. August Morgens unter Segel.

Nach manchen Abenteuern schwamm der Herzog glücklich am 8. August an den rothen Strand der grünen Nordseeinsel Helgoland heran, welche durch die Zeitverhältnisse in die wunderlichste Lage gekommen war, und auf der man während der Continentalsperre einst für ein Ei ein Pfund Kaffee hingab. Die Schwarzen wurden wild in der Welt umhergeschleudert, seit die Fischerkähne von Helgoland sie geweigt und die Sirenen der Nordsee um dies schöne Eiland her ihnen ihr Lied gesungen hatten. Vergeßt uns nicht! riefen die Braunschweiger in einem Liede ihnen nach.

Der edle Herzog von Braunschweig-Oels mag mehr Soldat als Staatsmann gewesen sein. Als er endlich zur Regierung gelangte, sah man ihn ruhelos mit einem ganz kurzen Pfeifenstummel im Munde auf dem Schloßhofe und in den Pferdeställen herumwirthschaften und die Abwartung seiner Pferde beaufsichtigen. An einem einzigen Tage jagte er zu Pferde von Braunschweig nach Wolfenbüttel, von Wolfenbüttel nach Blankenburg, von Blankenburg zurück nach Braunschweig und nahm an jedem dieser Orte die Revue ab. Zugleich aber zeugte die Zusammensetzung der höchsten Behörde von einer kaum begreiflichen Mäßigung und, wir dürfen nicht daran zweifeln, von großer Weisheit. Doch war ihm eine längere friedliche Regierung nicht beschieden. Eine Kugel tödtete ihn am 16. Juni 1815 in der Schlacht von Quatrebras. Entsetzen ergriff die Braunschweiger bei der Todesnachricht; Theilnahme und Kummer waren bei den Unterthanen so groß, daß an seinem Begräbnißtage buchstäblich kein Strohlager in Braunschweig mehr zu finden war. Vier Tage danach aber verbreitete sich das Gerücht, der Held commandire unablässig in der Domkirche. Acht bis neun Tage, so wird erzählt, hielt das Commando an und Niemand getraute sich mehr an der Domkirche vorbeizugehen.

Der Rock und die Mütze des Herzogs, sein Bündel Stroh und den Bivouac unter dem grünen Baume vor seiner Hauptstadt: welches Volk könnte solche Dinge aus dem Gedächtnisse verlieren? Die Geschichte war in diesem Falle noch tiefsinniger als die Sage, welche den todtgeglaubten Heinrich den Löwen gerade am Tage der Wiedervermählung seiner Frau durch die Luft heimkehren, auf dem Giersberge vor Braunschweig einschlafen und dann in Begleitung des Löwen als Bettler nach dem Schlosse gehen läßt, das ihm mit der Herzogin und dem ganzen Lande endlich wieder zufällt. Den Tod des Herzogs von Braunschweig hat Lord Byron würdig besungen.

Digitized by Google

Die Krönung der preußischen Könige.

Von Max Ring.

Durch die Siege des großen Churfürsten und seine weise Verwaltung war Brandenburg in die Reihe der europäischen Staaten in Achtung gebietender Weise eingetreten. Sein vielfach unterschätzter Nachfolger behauptete mit Klugheit und Energie die einmal errungene Stellung, so daß er mit Recht die Königswürde, welche sein Nachbar August der Starke als König von Polen erlangt hatte, für sich beanspruchen durfte. Nicht bloße Prachtliebe und Eitelkeit, weil ihm bei einer Zusammenkunft bei dem Könige Wilhelm von England

Das königliche Schloß in Königsberg in Preußen.

im Haag die Ehre des Armstuhls versagt worden war, bestimmte ihn zu dieser großen Forderung, sondern weit mehr das Gefühl der eigenen Würde und die zunehmende Machtentfaltung seiner Monarchie. In den Kriegen des deutschen Kaisers mit der Ländergier Ludwig des Vierzehnten von Frankreich hatten die preußischen Truppen am Rhein, in Italien und an der türkischen Grenze mehr als einmal den Sieg entschieden und durch ihre Tapferkeit sich und ihrem Fürsten einen glänzenden Namen erworben. Preußische Regimenter hatten die glorreiche englische Revolution und den Sieg des Protestantismus über jesuitische Ränke und Despotismus mit herbeigeführt, preußischer Einfluß dem verschwägerten Hause von Hannover die Churfürstenwürde zu verschaffen gewußt. Kein Wunder, daß Friedrich III. unter solchen Verhältnissen seinen Blick auf die Königskrone richtete und dieselbe als gerechten Lohn seiner unzähligen Opfer für Kaiser und Reich forderte. Im Vorgefühl der zukünftigen Größe Preußens weigerte sich das Haus Oesterreich lange Zeit, ihm diese Würde zuzuerkennen;

Digitized by Google

auch die eigenen Räthe, vorzugsweise aber die Minister Fuchs und Schmettau, warnten vor diesem kühnen Wagniß und vor der Annahme eines Titels, welcher der damaligen Macht Brandenburgs nicht zu entsprechen schien und neue unerschwingliche Opfer dem Lande aufzulegen drohte. Alle diese Hindernisse und Schwierigkeiten schreckten indeß den willensstarken Churfürsten nicht zurück. Wiederholt drang er, durch seinen Gesandten, den Grafen Christoph von Dohna, auf Erfüllung seines Wunsches, bis ein glückliches Mißverständniß, wie der bekannte Pöllnitz in seinen Memoiren erzählt, seine Beharrlichkeit mit dem glücklichsten Erfolge krönte. Schon war Graf Dohna, am Erfolge seiner Mission verzweifelnd, von Wien abgereist, als an den zurückgebliebenen preußischen Residenten, Geheimen Rath Christian Friedrich Bartholdi, eine neue Depesche gelangte, worin ihm aufgetragen wurde, noch einen Versuch bei einem kaiserlichen Minister zu wagen und diesem eine ansehnliche Summe anzubieten, um ihn zu gewinnen. Der in Chiffren undeutlich geschriebene Name des Ministers wurde von Bartholdi mit dem des Pater Wolff, eines einflußreichen Jesuiten und kaiserlichen Beichtvaters, verwechselt, der sich durch das ihm geschenkte Vertrauen sehr geschmeichelt fühlte und in der That seinen ganzen Credit daran wendete, um dem Churfürsten die Königswürde zu verschaffen. Von Allen war der eben so politisch kluge als tapfere Prinz Eugen mit dieser Erhöhung nicht einverstanden, indem er, mit scharfem Blick in die Zukunft schauend, die charakteristische Aeußerung that: die Minister, die dem Kaiser gerathen hätten, den König in Preußen anzuerkennen, verdienten, *gehangen zu werden*.

Groß war die Freude Friedrich III. über die glückliche Erfüllung seines Lieblingswunsches. Kaum war der sogenannte „Krontractat" im November 1700 unterzeichnet, als er, trotz der ungünstigen Jahreszeit, alle Vorbereitung zu seiner feierlichen Krönung traf und bereits den 17. December mit seinem ganzen Hofstaat die Reise nach Königsberg zu diesem Behufe antrat. Noch weniger als 300 Carossen und Packwagen dienten zur Beförderung, 30,000 Pferde wurden als Vorspann benutzt. Die Reise selbst dauerte zwölf Tage. An jedem Ruhepunkte wurde Mittags große Galatafel gehalten und der Abend mit Festlichkeiten ausgefüllt. Die Königin Sophie Charlotte, die geistreichste Fürstin ihrer und vielleicht aller Zeiten, fuhr im prachtvollen Staatswagen; als Kutscher diente ihr Markgraf Albrecht, ihr galanter Schwager, der, trotz Frost und Unwetter, in gesticktem Sammtrock, mächtiger Allongenperrücke und in seidenen Strümpfen vom Bock herab die feurigen Rosse eigenhändig leitete. Unterdessen beschäftigte sich eine eigends niedergesetzte Commission fortdauernd mit den weitläufigen Ceremonien. Drei Tage vor der Krönung wurden dieselben in Königsberg feierlich von prächtig gekleideten Herolden, gefolgt von einer Dragoner-Abtheilung, in den Straßen verkündigt. Am Vorabende noch stiftete Friedrich den schwarzen Adlerorden oder den Orden von Oranien, wie er ursprünglich hieß. Nur zwanzig Ritter wurden bei der Stiftung mit den Insignien dieser höchsten Auszeichnung im preußischen Staate bekleidet.

Am Krönungstage selbst, am 18. Januar 1701, erschien der König im prachtvollen Krönungsstaat. Er trug ein Scharlachkleid mit Demantknöpfen besetzt, von denen das Stück auf 3000 Dukaten geschätzt wurde; darüber wallte der weite Krönungsmantel von purpurfarbenem Sammet, über und über mit in Gold gestickten Kronen und Adlern bedeckt und von einer köstlichen Agraffe zusammengehalten, welche von drei großen Demanten gebildet wurde, zusammen eine Tonne Goldes werth. So bekleidet bestieg der König den im Saale des Königsberger Schlosses errichteten Thron und empfing die von dem Oberkammerherrn, Grafen Kolbe von Wartenberg, ihm knieend dargereichte Krone, die er sich selbst auf das Haupt setzte, worauf von den anwesenden Prinzen und Herren ihm in vorgeschriebener Weise gehuldigt wurde. Unterdeß wartete die Königin in ihren Gemächern, nicht minder herrlich gekleidet, obgleich sie den Prunk des Hofes in ihrer hohen Seele innerlich verachtete. Nur aus Rücksicht auf den prachtliebenden Gemahl hatte sie heute ein Kleid von Goldstoff mit Ponceau-Blumen ange-

Digitized by Google

legt, dessen Räthe mit Demanten bedeckt waren. Die Brust schmückte ein Strauß der größten und schönsten Perlen, während ihre weißen Schultern von dem schweren, ebenfalls mit Gold gestickten Mantel umwallt wurden. Knieend empfing sie aus den Händen des Königs die Krone, über deren wahren Werth sie ihrem Freunde Leibnitz treffende Bemerkungen schrieb. Selbst in diesem feierlichen Moment behauptete sie ihre heitere Unbefangenheit, die so weit ging, daß sie sich nicht enthalten konnte, während der etwas langweiligen Ceremonie eine Prise Schnupftaback zu nehmen, was, so heimlich dies auch geschehen mochte, von dem gravitätischen Könige gesehn und übel vermerkt wurde.

Von hier aus setzte sich der feierliche Zug nach der Kirche in Bewegung. Voran schritten die beiden Obermarschälle, die Grafen Lottum und Wallenrode mit ihren Stäben, der Kanzler von Kreytzen mit dem Reichssiegel, der Landhofmeister von Perband mit dem Reichsapfel auf seidenen Kissen, endlich der Oberburggraf Ahasver von Lehndorf mit dem blanken Schwerte. Der König selbst trug die Krone auf dem Haupte und das Scepter in der Hand, gefolgt von dem Oberkammerherrn Kolbe, welcher die lange Schleppe des Mantels trug, während der Königin derselbe Dienst von der Herzogin von Holstein-Beck geleistet wurde, deren Gemahl als Gouverneur von Preußen dem hohen Paare zur Seite ging, begleitet von dem Grafen Dohna mit dem Reichspanier. Eine unübersehbare Menge glänzender Kammerherren, prächtig gekleideter Pagen und hoher Beamten beschlossen die lange Prozession, welche von der gesammten Geistlichkeit unter lautem Trompetenschall und Orgelklang begrüßt wurde. Zwei vom König erst neu ernannte und geadelte Bischöfe, Benjamin Ursinus von Bär von reformirter, und der Dr. Bernhard von Sanden von lutherischer Seite, verrichteten den Gottesdienst und reichten dem Könige und der Königin das Abendmahl, worauf Beide mit dem heiligen Oele gesalbt wurden. Bei der Rückkehr des Zuges nach dem Schlosse warf der Geheime Kammerdiener von Stosch goldene und silberne Krönungsmünzen, im Betrage von zehntausend Thalern, unter das jubelnde Volk.

Während des Bankets im großen, sogenannten moscowitischen Saale, wo die Majestäten aus goldenen Schüsseln speisten, wurde, wie bei der Kaiserkrönung in Frankfurt, auf dem freien Platze vor dem Schlosse ein ganzer gebratener Ochse, mit Schafen, Ferkeln, Rehen, Hasen und Hühnern gefüllt, „als Zeichen von Seiner Majestät sich über Alles erstreckenden Herrschaft", dem Volke preisgegeben. Zugleich spendeten zwei Springbrunnen rothen und weißen Wein in Ueberfluß. Abends war die mit Blumen und Kränzen geschmückte Stadt festlich erleuchtet; überall ertönte Musik und Gesang; auf allen Plätzen brannten Freudenfeuer. Unter dem Läuten sämmtlicher Glocken fuhr der König mit seinem Gefolge in sechzig Kutschen durch die illuminirten Straßen und „besah mit besonderem Vergnügen die schönen Emblemate an den Häusern." Es folgten im Laufe des Januars eine Reihe von Festen und Aufführungen von Gelegenheitsstücken im Style jener Zeit, worin der König als ein „zweiter Salomo" gefeiert wurde. Erst am 8. März geschah die Rückreise nach Berlin, wo die Bürgerschaft einen großartigen Empfang dem neu gekrönten Herrscherpaare bereitete.

Sieben Ehrenpforten waren von dem damaligen Georgenthore, das von nun an das Königsthor, sowie die frühere Georgenstraße die Königsstraße hieß, bis zur Stechbahn aufgerichtet und nach Angabe der erst seit Kurzem in's Leben gerufenen Akademie der Künste mit passenden Symbolen und Inschriften versehen. Die Gewerke und übrigen Bürger bildeten neununddreißig Compagnien, die in den Waffen geübt und von Zeit zu Zeit gemustert wurden. Die Kaufmannschaft von Berlin erschien in weißen Röcken von feinstem Tuch mit silbernen Tressen besetzt; die französischen Cadets trugen blaue Waffenröcke und Hüte mit weißen Federn, die französischen Grenadier-Compagnien weiße Röcke und rothe Grenadiermützen, auf welchen ein Schild mit dem königlichen Namenszuge prangte. Nicht minder

Digitized by Google

zeichneten ſich die Berliner Fleiſchhauer durch ihre ſchönen Pferde, hellpolirte Cuiraſſe und neue Elendleder-Collette aus. Eine große Zahl von Deputirten aus den Provinzen hatte ſich ebenfalls zur Huldigung eingefunden.

Am 17. März war der König bereits in der Mark angelangt, noch bevor alle die großartigen Vorbereitungen zu ſeinem Empfange beendet waren. Erſt am 6. Mai konnte der

Salbung König Friedrich I. von Preußen zu Königsberg.

feierliche Einzug erfolgen, der von den Gensd'armes und Grands Mousquetaires eröffnet wurde. In ſechsſpännigen Staatswagen folgten die Deputirten der Provinzen und die Staatsminiſter, dann die Kutſchen und Handpferde des Hofes und die der anweſenden fremden Fürſten, des Landgrafen von Heſſen und des Fürſten von Anhalt.

Digitized by Google

Von Hoftrompetern und Paukern begrüßt erschienen der König und die Prinzen zu Pferde, umgeben von der Schweizergarde und einer großen Zahl von Läufern und Lakaien. Die Königin fuhr mit der Gemahlin des Markgrafen Philipp Wilhelm in einem prächtigen, von acht Pferden gezogenen vergoldeten Staatswagen, von drei Compagnien der Gardes du Corps begleitet und von acht Kutschen gefolgt, in denen ihre Hofdamen saßen. Die Berliner Fleischhauer hatten die Ehre, den Zug zu beschließen, dessen Glanz durch die vierundzwanzig Hoftrompeter und Pauker in kostbarer, reicher Uniform nicht wenig erhöht wurde.

Sobald der König sich der Stadt näherte, begann das Geläute aller Glocken; zugleich ertönte der Donner von mehr als zweihundert Kanonen auf den Wällen und von den auf der Spree befindlichen Jachten und Fregatten. Mit großer Mühe und Geschicklichkeit hatte der Kupferdecker Bertram noch sechs Geschütze auf die oberste Dachkappe des Marienthurms gebracht, welche von außerordentlicher Wirkung waren und die er unter Schwingen von großen Fahnen und Herabwerfen von Schwärmern dreimal abbrannte. — An jeder Ehrenpforte wurde der König von einer Deputation empfangen. Zwanzig als Gartennymphen gekleidete junge Mädchen warfen Blumen und Kränze dem Herrscherpaare zu, und auf zwei Postamenten standen zwei römisch gekleidete Jungfrauen, welche Lieder zu Ehren des Königs und der Königin absangen. Nur langsam bewegte sich der Zug, der von drei Uhr bis sieben Uhr Nachmittags dauerte, nach dem Schlosse, wo die Feierlichkeit mit neun Salven aus allen Geschützen endete. Mehr als fünfzehntausend Fremde wohnten dem prachtvollen Schauspiele bei, abgesehen von der Bevölkerung Berlins, die an einem solchen Tage natürlich sich in allen Straßen und auf allen Plätzen drängte.

Am nächsten Tage war Berlin so herrlich erleuchtet, daß nach der Beschreibung des bekannten Hofdichters und Ceremonienmeisters, Herrn v. Besser, „Berlin nicht schimmerte, sondern in allen Gassen von Lichtern, Lampen und Freudenfeuern gleichsam brannte." Besonders zeichnete sich das Feuerwerk aus, welches vor dem Leipziger Thore der Markgraf Philipp zum Besten gab. Zum Schlusse der Festlichkeiten erließ der fromme König den Befehl, daß in allen Kirchen wegen der dem königlichen Hause verliehenen neuen Würde ein Dank-, Buß- und Bettag abgehalten werden sollte, wobei als Text der Psalm 64, 10 vorgeschrieben war: „Alle Menschen, die es sehen, die werden sagen, das hat Gott gethan, und merken, daß es sein Werk sei." —

Minder glänzend und kostspielig waren die folgenden Huldigungen, da weder Friedrich Wilhelm I., noch Friedrich der Große die Prachtliebe des ersten preußischen Königs theilten und Beide, wenn auch aus verschiedenen Gründen, den Prunk der Herrschaft und des Hofes verachteten. Bei der Huldigung des neu eroberten Schlesiens bediente sich der Letztere seines Degens, auf den er statt des Scepters die Stände der Provinz den Eid der Treue schwören ließ. Auch die Huldigung Friedrich Wilhelm des Zweiten, so sehr er auch von seinem Volke anfänglich geliebt und mit Freude begrüßt wurde, stand der Huldigung des ersten Königs nach und beschränkte sich lediglich auf das einmal hergebrachte Ceremoniel.

Um so größer war der Jubel des Landes bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Dritten und seiner angebeteten Louise, obgleich Beide allen Prunk und allen Aufwand in ihrem schlichten, bürgerfreundlichen Sinn verschmähten und sich ausdrücklich durch mehrere Cabinets-Ordres verbaten. Aber die Liebe des Volkes ließ es sich nicht nehmen, dem theuren Herrscherpaare eine Reihe fortlaufender Triumphzüge zu bereiten, die für das beiderseitige Verhalten ein ebenso glänzendes als charakteristisches Zeugniß ablegten und mehr dem innigen Empfange eines zärtlich geliebten Familienhauptes, als den befohlenen Festlichkeiten eines gebietenden Monarchen glichen. Besonders glänzte bei dieser, wie bei allen andern Gelegenheiten, die geliebte Louise durch ihre Herzensgüte und ihren angeborenen Takt, während der ernste König durch männliche Würde und seine Gerechtigkeitsliebe imponirte.

Digitized by Google

Am 25. Mai 1798 reiste der König in Begleitung seines Adjutanten, des Obristen v. Köckeritz, von Berlin nach Königsberg zur Huldigung. Die Königin, welche sich zum vierten Male Mutter fühlte, folgte in kürzeren Tagereisen nach. Ihre Reisebegleiterinnen waren die Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß und die Hofdame v. Viereck. In Stargard wurde sie von neunzehn kleinen Mädchen in weißen Kleidern mit rothen Bändern und grünen Kränzen empfangen, die aus ihren Körbchen Blumen streuten. Die Kinder liebende Königin gewann bald das Vertrauen der Kleinen, die ihr unbefangen erzählten, sie seien ursprünglich zwanzig gewesen, aber die Eine sei wieder nach Hause geschickt worden, weil sie so häßlich ausgesehen habe. „Das arme Kind," äußerte die Königin mitleidsvoll, „hat sich gewiß recht auf meine Ankunft gefreut und muß nun zu Hause sitzen und wird bittere Thränen weinen!" Auf der Stelle ließ sie die zurückgesetzte Kleine herbeiholen und zeichnete das „so häßlich aussehende Mädchen" merklich von den andern Kindern durch freundliche Worte und Geschenke aus. Eben so huldvoll nahm sie die Einladung der Bauern eines Dorfes in der Nähe von Cöslin an, die ihr durchaus ein „Tractement" aufnöthigten, „damit die Städter nichts vor ihnen voraus haben sollten."

Die Huldigung selbst fand am 5. Juni in der hergebrachten Weise statt. Bei dem Ballfeste, das der König den Ständen im Moscowitersaale gab, trug Louise als einzigen Schmuck zwei lange Schnüre von Bernstein, ein Geschenk der Königsberger Bernsteinarbeiter, für das sie ihnen die Huldigungs-Medaille als Gegengeschenk verlieh. Diese zeigte auf der Vorderseite den König im lorbeerumwundenen Helme, auf der Rückseite einen antiken Jüngling, die Rechte gestützt auf den mit einer Sphinx gezierten Helm der Minerva, der auf einem Würfel, als Sinnbild der Beständigkeit, ruhte, umgeben von den Attributen der Künste, Wissenschaften, des Handels und der Gewerbe. Des Jünglings Linke deutete auf den Helm des Mars, der ebenfalls auf einem Würfel lag, an dem Schild und Spieß lehnen, mit der Umschrift: „Nur Euch zu schützen, will ich mich mit diesem rüsten."

Von Königsberg reiste das Herrscherpaar über Warschau nach Breslau, wo ihm ein überaus gemüthlicher Empfang bereitet wurde. Vor dem Thore kamen der Königin die Söhne und Töchter der sogenannten Kräuter (Gemüse- und Krautgärtner) entgegen, ihr Blumen streuend und ein Gedicht in der Mundart des schlesischen Volkes überreichend, mit der Aufschrift: „Bu da Kroitern üm Brassel a poor Tage vor Johanne," dem wir folgende charakteristische Verse entlehnen:

Bu Freiheit schwatze, war do mag;
Su annen guden Harrn
Und anner Fro vu sichem Schlag,
Dann 'e dient ma harzlich garn.
Weer bleeben ünferm Känig troi,
Hie hat a Harz und Hand.
Good sagn' ihn alle Morzen noi!
Su freet sich Stadt und Land.
Ha gab Deer Freede, Glück und Ruh,
Und Denen Kindern do,
Du gude Landesmutter Du,
Du brave Känigsfro!

Hieran schloß sich das Geschenk der Breslauer Kaufmannschaft, welches der Königin von zwei der angesehensten Frauen dieses Standes überreicht wurde. Es bestand aus einem Gewebe der feinsten schlesischen Leinwand, einem vollständigen Kinderzeug, einem trefflich gearbeiteten Wiegenband und einer Kinderklapper an goldener Kette mit Schellen und kleinen Medaillen, welche das Bildniß der hohen Eltern dem zu erwartenden Kinde mit der Umschrift zeigten: „Werde wie diese!" — Das Wiegenband enthielt einen poetischen Gruß der schlesischen Mütter, verfaßt von dem bekannten Professor Manso, welcher folgendermaßen lautete:

Digitized by Google

Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen
Mütter Silesiens weih'n, aber Du achtest das Herz.
Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest,
Das so kindlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir,
Was es selber erzeugt und pflegt und bereitet, und knüpfen
An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.

Die Königin war so ergriffen, daß sie in die Worte ausbrach: „Ich werde die guten Schlesier nie vergessen!" Auch die übrigen Stände ließen es bei der Huldigung nicht an sinnigen Gaben und Aufmerksamkeiten fehlen.

Am 26. Juni reiste das hohe Herrscherpaar nach Berlin, wo sie neue Feierlichkeiten erwarteten, bei denen jedoch auf ausdrücklichen Wunsch des Königs aller Pomp vermieden werden sollte. Eine im Lustgarten errichtete Tribune mußte wieder abgebrochen werden, um die freie Aussicht dem Volke nicht zu nehmen. Das Fest wurde durch einen feierlichen Gottesdienst im Dom eingeleitet, wo der Hofprediger Sack, der Friedrich Wilhelm III. getauft, confirmirt und getraut hatte, auch die Huldigungsrede hielt. Der König, der den Namen des „Gerechten" sich erworben, hatte als Text den Spruch Salomonis gewählt: „Durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt." Aus der Kirche begab sich der König zu Fuß nach dem Schlosse zurück, wo die Stände ihm den Schwur der Treue leisteten. Abends wurde im Nationaltheater ein Festspiel von Iffland „der Veteran" aufgeführt und die Stadt erleuchtet. —

Die folgende Huldigung Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 trug weniger einen patriarchalischen, als einen politischen Charakter; sie war mehr als ein bloßes höfisches Schauspiel, oder ein gemüthliches Familienfest. Große Erwartungen knüpften sich an die Thronbesteigung des neuen Herrschers, den das Schicksal auserwählt hatte, eine neue, bedeutende Zeit und Umgestaltung seines Volks herbeizuführen. Bekannt sind die Worte, welche der König bei der Huldigung in Königsberg und Berlin gesprochen; sie fanden einen Widerhall in der Brust des Volkes, das nicht bloß ein stummer Zuschauer blieb, sondern, gleichsam von ihm selbst gerufen, sich seiner Stellung und Aufgabe immer mehr bewußt wurde. Es war ein feierlicher Moment von wahrhaft historischer Bedeutung, als Friedrich Wilhelm der Vierte aus dem Schlosse seiner Väter heraustrat und zu seinem Volke unter dem freien Himmel sprach, nachdem er im weißen Saale die übliche Huldigung der Stände entgegengenommen hatte. Vor der Bedeutung dieses Augenblicks verschwanden all die übrigen hergebrachten Formen, die festlichen Aufzüge der Gewerke, die Bankette und Illuminationen. Aus seinen Worten wehte der Geist der neuen Zeit, der nach schmerzlichem Kämpfen und Ringen sich endlich Bahn gebrochen und den Sieg erkämpft hat.

Die Saat im Sturm gesäet ist unter seinem Nachfolger Segen verheißend aufgegangen. Von Neuem rüsten sich Stadt und Land, dem bereits bewährten und aus Prüfungen mancher Art glänzend hervorgegangenen Könige ihre Huldigungen darzubringen. Es ist das erste Mal, daß Preußen mit seinem constitutionellen Fürsten das Fest der Treue und der Liebe feiert, die es zu allen Zeiten seinem Herrscherhause bewahrt und jetzt sicher doppelt fest und kräftig bewahren wird.

Digitized by Google

General von Günther.

Von Theodor Fontane.

Johann Heinrich Günther, ein ausgezeichneter Führer leichter Truppen, der glorreich fortsetzte, was unter Zieten und Belling begonnen worden war, wurde im Sommer 1736, also in demselben Jahre, in dem Kronprinz Friedrich nach Rheinsberg übersiedelte, zu Neu-Ruppin geboren. Er war aus bürgerlichem Stande. Sein Vater stand als Feldprediger beim Regiment Kronprinz und zeichnete sich durch große Kanzelgaben aus. Bald nach dem Tode des Vaters, der bereits einige Monate vor der Geburt Johann Heinrichs erfolgte, wurden mehrere Bände seiner Predigten herausgegeben.

Sein Sohn, unser General Günther, gehört unbestreitbar zu den bedeutendsten Persönlichkeiten, die aus den Mauern Neu-Ruppins hervorgegangen sind; dennoch bin ich nicht völlig sicher, ob unsere Darstellung vor dem alten Reitergeneral Halt machen und ihm die pflichtschuldigen Honneurs erweisen würde, wenn nicht im Laufe der Zeiten die Person Günthers durch das Gerücht, „er sei ein illegitimer Sohn des Kronprinzen Friedrich," ein gesteigertes Interesse gewonnen hätte, oder, wie Droysen sich ausdrückt, „wenn nicht das Gerücht entstanden wäre, daß der Kronprinz bei der schönen Predigersfrau in Neu-Ruppin die Rolle des Jupiter in Amphitryo's Haus gespielt habe." Dies Gerücht (wir werden zu untersuchen haben, woher es entstanden) war sicherlich ohne alles Fundament; dennoch hat es sich erhalten, auch jetzt noch, wo die Glaubwürdigkeit desselben wenigstens stark erschüttert ist. Günthers Biograph (der spätere Kriegsminister v. Boyen, der während des polnischen Feldzugs, als Adjutant des Generals, auch in persönlich nahe Beziehungen zu demselben trat) spricht von der Mutter desselben als von einer „guten und frommen Frau", eine Bezeichnung, die er vermieden haben würde, wenn er irgend welche Veranlassung gehabt hätte, jenes Gerücht als begründet anzusehen. Die Frage bleibt freilich: wie konnte solch Gerücht überhaupt entstehen, welche Scheingründe waren thätig, um einer müßigen Erfindung wenigstens das Kleid einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu leihen? Es ist wahr, man hat von einer frappanten Aehnlichkeit zwischen dem General und dem großen König gesprochen, hat in dem Aufsteigen eines Bürgerlichen und Feldpredigersohns bis zum Freiherrn und zum General-Lieutenant den Beweis erblicken wollen, daß es mit dem also Ausgezeichneten „noch etwas Besonderes auf sich gehabt haben müsse," aber man hat dabei übersehen oder übersehen wollen, daß eine frappirende Aehnlichkeit zwischen den Hohenzollern und den Offizieren ihrer Armee bis diesen Augenblick eine täglich wiederkehrende Erscheinung ist, und daß ferner die hohen Auszeichnungen, deren sich gegen das Ende seiner Tage hin unser General allerdings zu erfreuen hatte, ihm nicht vom großen Könige, sondern von den beiden Nachfolgern desselben, zumal von Friedrich Wilhelm III., zu Theil wurden. Kurz heraus, die Sache ist eine Mythe, für deren Entstehung wir, außer dem Umstand, daß das Oberst v. Wreech'sche Haus, welches der Kronprinz in Ruppin bewohnte, allerdings durch seinen bloßen Namen schon an die kurz vorhergegangenen intimen Beziehungen des Prinzen zur schönen Frau v. Wreech (in Tamsel bei Küstrin) erinnerte, keine andere Erklärung, als die Sucht des Menschenherzens finden können, hervorragende Persönlichkeiten durch Ausstaffirung mit sogenannten „interessanten Verhältnissen" wo möglich noch interessanter zu machen.

Digitized by Google

Nach dieser Abschweifung, die zur Aufklärung über einen oft erwähnten Punkt nöthig war, fahre ich in Zusammenstellung des biographischen Materials fort, das ich im Stande gewesen bin, über unsern Helden zu sammeln.

Johann Heinrichs Jugendjahre, die er zunächst im Hause seiner verwittweten Mutter verlebte, scheinen Jahre der Entbehrung gewesen zu sein. Nichtsdestoweniger setzte die Mutter Alles daran, ihn für das geistliche Amt zu erziehen, in dem der Vater des Knaben bereits Befriedigung und Auszeichnung gefunden hatte. Die Universität Halle bot dazu in mehr als einem Sinne die Mittel. Bald nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges, wahrscheinlich im Jahre 1757, trat unser Günther seine theologischen Studien an der berühmten Hochschule an. Aber diese Studien wurden bald unterbrochen. War es, daß die wachsende Noth des Vaterlandes den festen Willen heranreifte, Gut und Blut für die Sache des Königs einzusetzen, oder war es — wie eine andere Lesart lautet — die Ueberzeugung, daß vielleicht morgen schon ein Zwang da eintreten würde, wo heute noch die Möglichkeit eines freiwilligen Entschlusses war, — gleichviel, der Eintritt in die preußische Armee erfolgte.

Ernst Moritz Arndt, in seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn v. Stein", erzählt den Hergang nach Mittheilungen, die er dem Geheimen Kriegsrath Scheffner (in Königsberg) zu verdanken scheint, im Wesentlichen wie folgt:

„Bald nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges standen vier untereinander befreundete Jünglinge in den Listen der Hochschule Halle eingeschrieben. Sie hießen Scheffner, Neumann, l'Estocq und Günther. Alle vier haben sich später auf verwandtem Felde ausgezeichnet. Eines Abends beim Commers führte das Gespräch darauf hin, daß sie binnen kürzester Zeit für die Armee gepreßt und eingekleidet werden würden. Nach einigem Hin- und Hererwägen reifte der Entschluß in ihnen, lieber gleich als Freiwillige in ein berühmtes Husarenregiment einzutreten. Scheffner, nachdem er ehrenvoll gedient, lebte noch 1813 als Kriegs- und Domainenrath in Königsberg; Neumann wurde durch seine tapfere Vertheidigung Kosels, l'Estocq durch seinen entscheidenden Angriff in der Schlacht bei Preußisch-Eylau berühmt; Günther aber glänzte, zumal während des polnischen Feldzuges von 1794, durch seine organisatorischen Talente und verdient in gewissem Sinne ein Vor-Scharnhorst genannt zu werden."

Boyen stellt den Hergang minder poetisch dar. Darnach war es kein „berühmtes Husarenregiment", in das unser Günther zunächst eintrat, sondern das „Kommissariat", eine wichtige, aber doch immerhin ziemlich prosaische Sache. Er gab diese unkriegerische Stellung aber bald auf, focht zunächst in dem Frei-Bataillon von Angelelly, dann im sogenannten Trümbach'schen Corps und kam erst nach dem Schluß des Krieges als Stabs-Rittmeister zum Kürassier-Regiment Vasold. Während des Krieges war er mehrfach verwundet worden. Die Beförderungen gingen jetzt langsamer denn je, und zwanzig Jahre verflossen, bevor er vom Stabs-Rittmeister bis zum Oberstlieutenant avancirte. Als solcher erhielt er 1783 das Commando über die schwarzen Husaren. Zwei Jahre später avancirte er zum Obersten und 1788 ernannte ihn König Friedrich Wilhelm II. zum Chef des Bosniaken-Regiments.

Diese fünfundzwanzig Friedensjahre — der baiersche Erbfolgekrieg war kaum als ein Krieg zu rechnen — hatten unserm Günther wenig Gelegenheit gegeben, nach außen hin zu zeigen, von welchem Metall er war. Nur in einem allerengsten Kreise wußte man schon damals, was man an ihm besaß. In kleinen Garnisonstädten vergingen ihm die Jahre; 1789 ward er General-Major. An dem Champagne-Feldzug und der Rheincampagne nahmen die Truppen, bei denen Günther stand, nicht Theil, und auch die letzen zehn Jahre seines Lebens würden muthmaßlich ohne kriegerische Lorbeern für ihn geblieben sein, wenn nicht Kosciuszko's Auftreten und der unprovocirte Angriff Madalinski's auf eine kleine süd-

Digitized by Google

preußische Landstadt (am 15. März 1794) das Signal zu einem kurzen, aber erbitterten Kampfe an den Ufern der Weichsel und des Narew gegeben hätte. Die nun folgenden Sommermonate waren es, die unserem Günther Gelegenheit boten, sich als einen Parteigänger und Avantgarden-Führer von ungewöhnlicher Begabung zu zeigen, als einen raschen und kühnen Reitergeneral, wie er seit den Tagen Zieten's nicht dagewesen war. Droysen, in seinem Leben York's (York war Offizier in Günther's Corps), schildert unsern General wie folgt: „An der Spitze seiner Bosniaken, in den hastigen Plötzlichkeiten des Parteigängerkrieges, war er in seinem Element, er selbst immer voran. Seine Schlauheit und körperliche Gewandheit gab ihm die Lust der Gefahr; er verstand es, sie bei seinen Leuten bis zur Tollkühnheit zu steigern; aber indem er es rücksichtslos mit jedem Feinde aufzunehmen schien, lag seiner Kühnheit die besonnenste Berechnung zum Grunde. So verstand er es, den Leuten die Zuversicht des Erfolges zu geben. Eine kurze Anrede — dann ging es mit niederwerfendem Ungestüm auf den Feind. Kam es besonders hart, so hielt er wohl eine Ansprache, wie die folgende: „Alles ist reiflich und behutsam erwogen; auch habe ich gethan, was zu allen Dingen den Segen bringt, habe Gott den Herrn um seinen allmächtigen Beistand angefleht, wenn wir aber doch nicht gewinnen, so hole Euch verfluchte Kerle alle der Teufel, denn dann tragt Ihr allein die Schuld!"

Nach Voranschickung dieser allgemeinen Bemerkungen, die den Mann und den Geist, der in seiner Truppe lebendig war, sehr anschaulich schildern, wenden wir uns den Ereignissen selber zu, die ihm Gelegenheit gaben, solche Ansprache zu halten.

Die polnischen Besitzungen Preußens (das sogenannte Süd-Preußen) waren damals viel ausgedehnter als jetzt und mit Rücksicht auf das weite, weder durch Kunst noch Natur befestigte Areal sehr schwach mit Truppen besetzt. Die nächste Aufgabe, die den Truppenführern nach Ausbruch der Feindseligkeiten zufiel, war die, eine unendlich langgezogene Grenze mit einer Armee zu decken, die kaum 10,000 Mann zählen mochte. Unser Günther erhielt den linken Flügel und hatte eine zwanzig Meilen lange Linie, die sich am Narew und seinen Nebenflüssen entlang, von Ostrolenka bis Grajewo erstreckte, mit zehn Escadrons und einem Bataillon zu vertheidigen. Es schien fast unmöglich; das Land lag offen da und der an Zahl weit überlegene Feind hatte es sichtbarlich in seiner Macht, überall nach seinem Belieben durchzubrechen. Hier war es, wo die Prinzipien sich glänzend bewährten, nach denen Günther eine Reihe von Jahren hindurch die ihm untergeordneten Reiter-Regimenter im Dienst geübt und in mehr als dem gewöhnlichen Sinne für den Krieg vorbereitet hatte. Der Kern dieses seines Prinzips hatte nämlich darin bestanden, die einzelnen Eskadrons, die von Stadt zu Stadt in den Grenzdistrikten Süd- und Ostpreußens in Garnison lagen, in einer beständigen Kriegführung mit und unter einander zu erhalten. Es war immer Krieg. Wie eine Art Reise-General war er bald hier, bald da, stellte sich an die Spitze bald dieser, bald jener Schwadron und fiel, sei's Tag, sei's Nacht, über die Truppen eines andern Garnisonplatzes her. Dadurch hatte er in vieljähriger Uebung ein Corps von seltener Schlagfertigkeit ausgebildet, eine Truppe, genau der Art, wie sie jetzt erfordert wurde, wo es darauf ankam, eine Handvoll Leute über weite Strecken hin gleichsam wie auszustreuen und auf ein gegebenes Zeichen im Nu wieder zu concentriren. Es war die Kunst, mittelst eines lebendigen, aus vielen Theilen zusammengesetzten Gliederstabs heut auf 20 Meilen hin eine dünne Grenzlinie zu ziehen und morgen diesen lang ausgezogenen Stab zu einem compacten und widerstandsfähigen Bündel zusammenzuklappen. In dieser Kunst erwies sich Günther als Meister. Späher und eingebrachte Gefangene erhielten ihn über alle Pläne des Feindes in bester Kenntniß, und wo immer dieser den Durchbruch versuchen mochte (um dann im Rücken das Land zu insurgiren), fand er entweder den Riegel fest vorgeschoben, oder Günther ergriff die Offensive,

Digitized by Google

warf sich auf die Anrückenden und schlug sie direkt, oder imponirte ihnen doch genugsam, um sie zum Rückzug zu bewegen. Die Gefechte bei Kolno und Dembiki (am 9. und 18. Juli) werden nicht nur für die Lebensgeschichte Günthers, sondern namentlich auch für die Geschichte des „kleinen Kriegs" ein paar Muster-Beispiele bleiben.

Die Geschicklichkeit, mit der General Günther operirte, konnte nicht ermangeln, an höchster Stelle die Aufmerksamkeit auf einen so ausgezeichneten, so hingebenden und zu gleicher Zeit so vom Erfolge gekrönten Offizier hinzulenken, und wiewohl er erst der dritte General beim Corps war, übertrug ihm der König (während die Truppen in Süd-Preußen unter den Befehl des Generals Favrat gestellt wurden) das Oberkommando über alle am rechten Weichsel-Ufer (so schreibt Boyen; es muß aber unbedenklich das linke heißen) stehenden Truppen, deren Bestimmung es war, mit den Russen unter Suwaroff gemeinschaftlich gegen Warschau vorzudringen und durch Einnahme der Hauptstadt den Heerd des Aufstandes zu ersticken. So sah sich Günther, der bis dahin über den Parteigängerkrieg nicht hinausgekommen war, plötzlich an die Spitze einer „Armee" gestellt und der Bestimmung gegenüber, selbstständig und im großen Styl zu operiren. Freudig und muthvoll erfaßte er die ihm gewordene Aufgabe und sah im Geiste bereits eine zweite ruhmreiche Schlacht bei Warschau geschlagen, unter dessen Mauern die Brandenburger schon einmal gekämpft und den lange schwankenden Kampf zur Entscheidung gebracht hatten. Aber es war anders beschlossen; noch ehe das Corps die Weichsel überschreiten konnte, traf die Nachricht von der Erstürmung Praga's ein. Warschau, zitternd vor der eisernen Hand Suwaroff's, hatte seine Thore den Russen geöffnet. Der Krieg war zu Ende, und nach einer interimistischen Verwaltung der Provinz (Süd-Preußen) nahm der Friedensdienst und das Garnisonleben in kleinen Städten auf's Neue seinen Anfang. Günther und die Bosniaken, deren Chef er blieb, kamen nach Tyrocczyn. Die Auszeichnungen drängten sich jetzt. 1795 ward er Generallieutenant; zwei Jahre später erhob ihn Friedrich Wilhelm III. (gleich nach seiner Thronbesteigung) in den Freiherrnstand; endlich 1802, nach der Revue, erhielt er den schwarzen Adlerorden. Aber nur eine kurze Spanne Zeit noch blieb ihm, sich dieser Ehren und Auszeichnungen zu erfreuen. Ein halbes Jahr später, am 22. April 1803, starb er. Als der Adjutant bei ihm eintrat, fand er den General am Schreibtisch, den Kopf auf din Seite geneigt — todt.

Der Tod war als ein längst erwarteter an ihn herangetreten. Schon am Tage zuvor hatte er zu sterben geglaubt und bei einer Truppenvorstellung, die er selbst noch leitete, seinen Adjutanten gebeten, ihm zur Seite zu bleiben, um ihn auffangen zu können, wenn er vom Pferde stürze. Bis zuletzt war ihm das „Ich dien'!" ein Stolz und ein Bedürfniß gewesen.

Günther war 46 Jahre lang Soldat. Immer zeigte er sich treu in Erfüllung seiner Pflicht, immer war er ein ritterliches Vorbild, ein organisatorisches und militairisches Talent, und doch, ohne jene kriegerische Episode am Narew, würden wir wenig oder nichts von ihm wissen. Selbst die Sage, die sich an seine Geburt knüpft, würde nicht ausgereicht haben, ihn vor dem Vergessenwerden zu bewahren, denn ein pikant anekdotisches Element steigert wohl ein schon vorhandenes, auf Thaten gegründetes Interesse, ist aber zu schwach, es zu wecken. Günthers Ruhm und Bedeutung wurzelt in den kurzen Kämpfen von 1794. Wenn trotz dieser Kämpfe sein Name nicht heller glänzt, so liegt das in einer Verkettung äußerer Umstände, unter deren Ungunst manche hervorragende Kraft jener Zeit und speziell jener polnischen Kämpfe zu leiden gehabt hat. Der Krieg war unpopulär, die Theilung Polens eine Maßregel, der die Sympathien der Völker niemals zur Seite gestanden hatten, und die Schroffheit Suwaroff's, die des Guten in derselben Weise zu viel that, wie die oberste Leitung preußischerseits (freilich ohne Verschulden unseres Günther) des Guten zu

Digitized by Google

wenig leistete, war nicht geeignet, dem ganzen Kampfe die Sympathien zu erwecken, die ihm bis dahin gefehlt hatten. Man schämte sich fast des Krieges, man hatte keine Freude daran und die einzelne Großthat litt unter dem Mißkredit, in dem das Ganze stand. Dies würde Alles genugsam erklären, aber was den Ausschlag gab, war noch ein Anderes. Kaum ist es nöthig, es zu nennen. Der Untergang des alten Preußen und die Wiederaufrichtung eines neuen waren Weltereignisse, die diesen Vorgängen der neunziger Jahre auf dem Fuße folgten und die wie eine mächtige Fluth all' die Markſteine einer kleineren Geſchichtsepoche umwarfen und hinwegſpülten. Es ist Aufgabe späterer Zeiten, solche in Triebsand begrabene Denksteine neu aufzurichten. Dazu sollten diese Zeiten ein Versuch sein.

Günthers eigentlichste Bedeutung scheint übrigens, nach dem übereinstimmenden Urtheil seiner Zeitgenossen, vor Allem in seiner Persönlichkeit gelegen zu haben. Boyen preist ihn auf jeder Seite, und da junge Adjutanten gewöhnlich diejenigen sind, die ihrem alten General (oft mit gutem Grund) am allerwenigſten voll Bewunderung entgegentreten, so sind wir wohl zu dem Schluß berechtigt, daß in diesem Falle eine siegende Gewalt vorlag, die alles Bekritteln todt machte. Das Myſteriöſe, das um und an ihm war, ſteigerte allerdings die Macht ſeiner Perſönlichkeit nicht wenig. Es hieß von ihm, daß er wie ein Ordensbruder die drei Gelübde der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams abgelegt habe. Daß dies von Jedem geglaubt wurde, zeigt am ehesten, wie sein Leben war. Es galt dafür, daß er nie ein Weib berührt habe, darum sei er so gewaltig von Körper.*) Das Gelübde der Armuth hielt er nicht minder treu. Von seinem reichen Gehalt nahm er für seine Person nur dreihundert Thaler, was von dem Uebrigen nicht für die Offiziertafel und für Lohn und Bedienung darauf ging, wurde den Armen gegeben. Die Tafel war reichlich beſetzt, aber er ſelbſt aß regelmäßig nur eine Soldatenſuppe und ein einfaches Stück Fleiſch. Als er einen jungen Offizier zum Nachbar flüſtern hörte, daß der Alte ſich ſeine frugale Koſt ſehr gut ſchmecken laſſe, ward auch noch das Fleiſch aus der Suppe gethan.

Wie er an Umſicht, Raſchheit und verſchlagener Tapferkeit ein Geiſtesverwandter des alten Zieten war, ſo war er es auch in Schlichtheit, Rechtſchaffenheit und Unbeſtechlichkeit. Die Worte des Prinzen Heinrich, die den alten Huſaren-General ſo ſchön charakteriſiren („er verachtete alle Diejenigen, die ſich auf Koſten unterdrückter Völker bereicherten"), paſſen ebenſo auf Günther. Seine kurze Verwaltung Südpreußens war deshalb in mehr als einer Beziehung ein Segen für jene Landestheile. Seine Uneigennützigkeit erwarb ihm die Achtung von Freund und Feind, und ſelbſt die polniſche Bevölkerung näherte ſich ihm und unterwarf ſich in ſtreitigen Fällen ſeiner Entſcheidung. Von Suwaroff, den er öfter ſah, wurde er in auszeichnender Weiſe empfangen. „Ich freue mich, heute einen wahren General kennen zu lernen!" waren die erſten Worte, womit der damals im Zenith ſeines Ruhmes ſtehende Praga-Erſtürmer unſern General begrüßte, und als Günther mehrere Jahre ſpäter ein in Süd-Preußen zurückgebliebenes, völlig vergeſſenes ruſſiſches Magazin unaufgefordert an Suwaroff zurückliefern wollte, rief dieſer verwundert aus: „Solch einen Glauben hab' ich in Iſrael nicht gefunden." Freilich, es war ſo unruſſiſch wie möglich.

An Gehorſam, an Dienſttreue war ihm Keiner gleich. Seine ſtete Befürchtung war, daß der König ſchlecht bedient werde. In vollem Maße gehörte er noch jenem Krieger-Orden an, der ſich während der Regierungszeit des großen Königs gebildet hatte, deſſen

*) Boyen hat auch in Bezug hierauf eine etwas proſaiſchere Verſion. Er ſchreibt: Günther zog ſich früh aus dem Treiben der Welt und der Geſellſchaft zurück. Was ihn zu dieſer Zurückgezogenheit beſtimmte, ob es ſchmerzlich zerriſſene Lebensverbindungen waren (alſo unglückliche Liebe), mag dahin geſtellt bleiben. Auch der „Gewaltigkeit ſeines Körpers" erwähnt Boyen nicht, im Gegentheil ſpricht er viel von der Kränklichkeit des Generals, die nur in deſſen moraliſcher Kraft ihr Gegengewicht gefunden habe. Er war auch hierin dem alten Zieten verwandt, der bekanntlich immer leidend und zu Zeiten völlig hinfällig war.

Digitized by Google

erste und einzige Regel lautete: „im Dienst des Vaterlandes zu leben und zu sterben." Das Opfer war Gebot, war Leidenschaft. Preußen über Alles. Noch wenige Wochen vor seinem Tode, als ihm erzählt wurde, daß die Grenadier-Bataillone die alten Grenadier-Mützen wieder erhalten hätten, rief er aus: „Gott gebe, daß mit den alten Mützen auch der alte Geist der Gleim'schen Grenadiere wieder da sein möge, dann werden sie und Preußen unüberwindlich sein!" Der Tod ersparte ihm die bittere Erfahrung, daß der „alte Geist" unwiederbringlich verloren war. Seine letzten Momente hab' ich bereits geschildert.

Es war ihm in einem dem Dienst und der Pflicht gewidmeten Leben versagt geblieben, die höchsten Aufgaben zu lösen, Aufgaben, zu denen er, der Aussage aller Derer nach, die ihm nahe standen, wohl befähigt war. Aber wenn ihm das Höchste versagt blieb, das Beste, Edelste lebte und webte in ihm. Möge es Preußen nie an Männern fehlen, wie General Günther!

Die Rheinsberger Kirche.

Die Bredow's sind fast ausschließlich im Havellande zu Hause und der alte Rhin bildet, für ihren gegenwärtigen Besitzstand, nach Norden hin die Grenze. Bis in's 17. Jahrhundert hinein, waren sie auch im Ruppinschen reich begütert und namentlich Besitzer der später so berühmt gewordenen Herrschaft Rheinsberg. Sie trugen diese Herrschaft zuerst von den Ruppiner Grafen, dann, nach deren Aussterben (1524) von den Hohenzollern zu Lehn und machten sich durch gutes Regiment, fromme Stiftungen und insonderheit durch Ausbau der alten Rheinsberger Kirche, um Stadt und Land verdient.

Diese um's Jahr 1568 durch Achim von Bredow erweiterte und verschönerte Kirche ist der einzige Punkt in Rheinsberg, wo man auf Schritt und Tritt den Bildern zweier völlig gegensätzlicher Epochen begegnet, und diesen Gegensatz als solchen empfindet. Die Prinz-Heinrich-Zeit und die Bredow'sche Vorzeit treffen hier wie Wasser und Oel zusammen. In Schloß und Park stören die französischen Inschriften nicht; die Baulichkeit, die Gartenanlagen, alles erscheint hier wie aus einem Guß, und entweder vergessen wir, dem malerischen Reiz des Bildes hingegeben, überhaupt, daß es ein preußisches Schloß ist, in dem wir uns bewegen, oder wir finden die Sprache gleichgültig, in der die Dinge an uns herantreten, etwa wie es Zuhörern, die beider Sprachen mächtig sind, von keinem Belang ist, ob sie den Shakespeare deutsch oder englisch spielen sehn. So ist es in Schloß und Park, aber nicht in der Kirche; in dieser hat das französische Pfropfreis den alten Stamm nicht überwinden können und muß sich nun damit begnügen, die Rolle des Parasyten an und neben demselben zu spielen.

Wir treten von der Seite her, durch eine Art Vorbau, ein. Gleich dieser Vorbau, der sein spärliches Licht nur mittelst der offen stehenden Thür empfängt, durch die wir eben eintreten, zeichnet sich durch den angedeuteten Gegensatz aus. Zur Linken, fast ein Viertheil des ganzen Raumes ausfüllend, erhebt sich ein grau getünchtes Backstein-Monument, das genau die Form und die Größe jener altmodischen Kachelofen hat, denen man in Bauerstuben begegnet. Es ist das Grabdenkmal, das Prinz Heinrich dem Andenken seines Violi-

Digitized by Google

nisten Ludwig Christoph Pitschner (geb. den 5. März 1765) hat errichten lassen und trägt folgende Inschrift:

Un prince, Ami des Arts, secondant mon Genie —
Deja l'Ecole d'Italie
A l'Allemagne mon Berceau
Promet un Amphion nouveau:
Mais comme j'avancais dans ma carrière illustre
J'ai vu de mes beaux jours s'eteindre le flambeau
Sans passer le milieu de mon cinquième Lustre
Muses! pleurez sur mon Tombeau.

Also etwa in freier Uebersetzung:

Gepflegt, getragen durch fürstliche Gunst,
Versprach ich, ausübend italische Kunst,
Meiner Heimath zwischen Rhin und Rhein
Demnächst ein neuer Amphion zu sein.
Doch während ich leuchtend wuchs und stieg,
Stieg die Sonne meines Lebens herab.
Dem Tod gehört der letzte Sieg
Und die Muse weint an meinem Grab.

So reimte man damals in Rheinsberg. Dem Pitschner'schen Monument gegenüber aber stehen, an der Wand entlang, sechs aufgerichtete Grabsteine der Bredow'schen Familie, drei Männlein und drei Fräulein, die bis vor Kurzem im Schiff der Kirche lagen und blicken mit Harnisch und Halskrause und mit ernst verwunderten Gesichtern zu dem Kachelofen hinüber, an dem sie mit Mühe den Namen Pitschner entziffern. Zum Glück verstehen sie nicht französisch, sie würden sonst noch ernsthafter drein schauen.

Wir treten nun in die Kirche selbst. Sie ist vor Kurzem restaurirt worden und gewährt einen freundlichen Anblick. Die Hauptsehenswürdigkeit, die auch sogleich das Auge des Eintretenden auf sich zieht, ist das große Achim von Bredow'sche Grabmonument (links neben dem Altar), desselben Achim von Bredow, der im Jahre 1568 die Kirche erneute und erweiterte. Es ist ein Denkmal von ganz ungewöhnlichen Dimensionen, das bei wenigstens 10 Fuß Breite gewiß die doppelte Höhe hat. Es beginnt über der Holzeinfassung des Chorstuhls und reicht fast bis zur Decke der Kirche hinauf. Das Monument, das eben so sehr für den Reichthum und kirchlichen Sinn der Familie, wie für die Kunstfertigkeit des Steinmetzen spricht, der es hergestellt hat, besteht aus vier klar gegliederten Theilen. Zuoberst das Bredow'sche Wappen, an beiden Seiten von allegorischen Figuren eingefaßt; darunter zwei Basreliefs: links die Auswerfung des Jonas aus dem Wallfischbauch, rechts die Auferstehung Christi; darunter in Lebensgröße die Bildnisse Achim von Bredow's und seiner Gemahlin, einer gebornen Anna von Arnim; und endlich viertens unter diesen beiden Bildnissen folgende Inschrift:

O frommer Christ, urtheile mild
Der du anschauest dieses Bild.
Fragst du, wer ich sei im Grab?
Gewesen bin ich und Itzt ab;
Verfolgung, Sorge, Kreuz ohn' Zahl
Die mir begegnet überall
Ich ritterlich überwunden hab'
Und ruhe nun in meinem Grab.
Auch mit Geduld der Welt Bosheit
Hab' ich ertragen allezeit,
Nach Gottes Willen, welcher ist
Der allerbest zu jeder Frist —
Gelebt seist Du, Herr Jesu Christ.

Welch' einfach-schöne Worte; die ganze Schlichtheit und Kernigkeit jener Zeit kann einem nicht faßbarer entgegen treten.

Digitized by Google

Wie markloß nehmen sich dagegen die französischen Verse aus, die einer der Hofpoeten des Prinzen Heinrich, zu Ehren eines Fräulein Elsener's gedichtet und unter Einfügung eines Aschenkrugs in einen der gothischen Pfeiler, mit dünnen Buchstaben an die Console dieses Aschenkrugs geschrieben hat:

La vertu, la douceur, les charmes,
La firent aimer ici bas;
Aussi voit-on que son trépas
A chacun fait verser des larmes.

Wir liebten sie, weil sie lieblich vereint
Tugend, Sanftmuth und Zauber der Wangen,
Jetzt nun, wo sie hinübergegangen,
Folgt ihr die Klage und jeder weint.

Solchen und ähnlichen Versen begegnet man vielfach in Rheinsberg, zumal an den Bauten und Büsten des Parks; sie sind in der Regel trivial, im günstigsten Falle sinnig, niemals erhebend. Ein philosophischer Nothbehelf an Stelle eines freudigen Glaubens. Im Grün des Parks, wo die alten Griechengötter von allen Seiten her durch das Grün der Zweige blitzen, freut man sich dieser Betrachtungen, weil sie zu allem Uebrigen passen; hier in der Kirche aber stören sie und würden selbst dann noch stören, wenn sie bedeutender wären als sie sind. Man erkennt deutlich, daß die Kirche der gemiedene Schauplatz der Voltairianer war, eine Art gothisch gewölbter Keller, für den es sich nicht verlohnte, wenn wirklich mal eine Elsener oder gar ein Pitschner starb, eine besonders poetische Anstrengung zu machen.

Die Rheinsberger Kirche enthält noch eine Reihe kleiner Denk- und Sehenswürdigkeiten, die wir wenigstens in Kürze namhaft gemacht haben möchten. Da ist der Krystallglas-Kronleuchter, den die Rheinsberger Jungfrauen hier aufhingen und zum ersten Mal mit Lichtern schmückten, als im Sommer 1763, in Gegenwart des Prinzen Heinrich, das Friedensfest gefeiert wurde; da ist der alte, aus gebranntem Thon gefertigte, mit Wappen und Malereien verzierte Taufstein, den drei Geschwister Sparre, (Franz, Anna und Sabina) in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Kirche schenkten, und da ist, ziemlich aus derselben Zeit, die alte Kanzel, eine Stiftung der Anna Hahn'in, Jobst von Bredow's getreuer Wittwe, mit allerhand Wappen der Bredow's, Hahn's und Schulenburg's. Gegenüber dieser Kanzel, an der schweren alten Eichenthür, die von dem Eingangs beschriebenen Vorbau in die Mitte der Kirche führt, stand am Pfingstsonntage 1737 König Friedrich Wilhelm I., als er nach Rheinsberg gekommen war, um seinen Sohn, den Kronprinzen, zu besuchen. Er war als frommer Christ, der keiner Predigt vorbei gehen wollte, lieber erst in die Kirche getreten, eh' er den Sohn im Schloß überraschte. Der König war ein frommer Herr, aber freilich, wie alle Welt wußte, auch ein sehr gestrenger Herr, und der alte Geistliche (Johann Rossow), der das Glück oder Unglück hatte, den König von früher her zu kennen, erschrak beim Anblick Sr. Majestät dermaßen, daß ihm das Wort versagte und er nur fähig war, mit zitternder Stimme den Segen zu sprechen. Der König drohte mit dem Stock, eine Aufmunterung, die begreiflicherweise völlig ihres Zwecks verfehlte. Johann Rossow starb bald nachher; ob in Folge des Schrecks, steht wie billig dahin. Im Uebrigen muß Rheinsberg zu allen Zeiten eine gesunde Luft gehabt haben; — von 1696 bis 1848, also in mehr als 150 Jahren, hat es nur vier Prediger gehabt.

Noch eines Kinder-Grabmals sei erwähnt. Es stammt ebenfalls aus der Alt-Bredow'schen Zeit her und lehnt sich rechtwinklich an das umfangreiche Monument des Achim von Bredow'schen Ehepaar's, das ich oben beschrieben. Ich würde dieses kleineren Denkmals, das die mittelmäßigen Bildnisse zweier Kinder, eines Mädchens und eines Knabens von 3 und 4 Jahren, zeigt, gar nicht erwähnen, wenn nicht die in Rheinsberg gang und gebe Er-

Digitized by Google

zählung, die sich an dieses Denkmal knüpft, einen Beleg für die sagenbildende Neigung im Volke und zugleich deutliche Anhaltepunkte dafür böte, wie und woraus Geschichten entstehn. Es wird einem nämlich erzählt, beide Kinder hätten am Ufer des See's gespielt und wären durch einen nicht aufgeklärten Unfall ertrunken. In der Hoffnung, näheren Aufschluß darüber zu gewinnen, entzifferte ich die Umschrift beider Steine. Das Mädchen war am 25. Februar, der Knabe am 4. März 1586, also acht Tage später gestorben. Die einfache Angabe der Sterbetage genügte hier völlig, um die Erzählung von dem gemeinschaftlichen Tode im See als ein bloßes Mährchen hinzustellen. Aber eine eingehende Prüfung der Bildnisse selbst ergab mir auch bald den Ursprung der Fabel. Das lang herab hängende blonde Haar des Mädchens sah täuschend aus wie halbkraules Lockenhaar, das im Wasser seine Lockigkeit verloren hat, und nur noch leise gewellt, vom Wasser zusammengehalten, wie eine compacte Masse über den Nacken fällt. Der Anblick dieses Haars, das einfach deshalb so vom Wasser zusammengehalten aussieht, weil es der Steinmetz nicht besser und natürlicher machen konnte, hat augenscheinlich der kleinen Erzählung, von den im See ertrunkenen Geschwistern, die Entstehung gegeben.

Ihre größte Sehenswürdigkeit hat die Rheinsberger Kirche seit etwa fünfzehn Jahren eingebüßt: es war dies das alte Grabgewölbe, in dem sich die Särge der Familien von Eichstädt und Sparre und besonders der Familie von Bredow befanden. Damals war diese Gruft noch zugänglich, jetzt ist sie vermauert, und nur am Schall des Trittes erkennt man noch, daß der Boden hohl ist, über den man schreitet. Als die Uebermauerung vorgenommen werden sollte, lüftete man zuvor das Gewölbe, schaffte die alten Särge, wohl vierzig an der Zahl, an's Tageslicht und öffnete die Deckel. So standen sie im Schiff der Kirche wochenlang. Vor demselben Altar, wo die Gestalten einiger Bredow's in die großen Sandsteinplatten eingegraben waren, standen nun, halb aufgerichtet, die geöffneten Särge, und die Todten blickten geschlossenen Auges auf ihre eigenen Bildnisse herab. Nach längerer Zeit war das Gewölbe wieder eingerichtet und die alten Bewohner zogen wieder ein. Den Reigen eröffnete Achim v. Bredow. Man hatte ihm eine Flasche mit in den Sarg gelegt, in der sich ein Zettel befand. Auf diesem Zettel stand zunächst, daß Träger dieses Herr Achim v. Bredow sei, der in Genossenschaft von vielen Bredow's, Eichstädt's und Sparre's hier dreihundert Jahre lang geschlummert, dann (behufs Lüftung seiner alten Wohnung) vier Wochen lang im Kirchenschiff zu Rheinsberg ausgestanden und im Maimonat 1844 seine alte Wohnung wieder bezogen habe. Dann eine Geschichte der letzten drei Jahrhunderte im Lapidarstyl und darunter die Namen von Bürgermeister und Rath. — Während der Zeit, daß die geöffneten Särge im Schiff der Kirche standen, trug sich eine Geschichte zu, die, mit ihrem Anflug von Gespenstischem, die Gemüther der Rheinsberger wohl auf Wochen hin beschäftigen durfte. Unter den Todten befand sich auch eine Margarethe v. Eichstädt, eine schöne Frau, die bei jungen Jahren gestorben war. Die weißen Grabgewänder waren noch wohl erhalten; um den Hals trug sie ein reiches Geschmeide und einen schmalen Trauring am Ringfinger der rechten Hand. Tag und Nacht hatten Wächter bei den Todten gestanden; als die Zeit kam, wo die Särge wieder geschlossen werden sollten, bemerkte man, daß der Ring am Ringfinger Margaretha's v. Eichstädt fehle. Ein gewöhnlicher Diebstahl konnte nicht vorliegen; das reiche Halsgeschmeide war unberührt geblieben, nur der Ring fehlte. Wer trug ihn jetzt? —

Digitized by Google

Mordanfälle auf Preußens Könige.

Der Anfall Becker's auf den König von Preußen in Baden erinnert an Fälle ähnlicher Art; denn leider sind Versuche gegen das Leben preußischer Könige nichts Unerhörtes. Archenholz in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges spricht von einem solchen, den ein Kammerdiener des großen Königs mit vergifteter Chocolade gegen denselben unternommen haben soll. Dieser Kammerdiener, mit Namen Glasow, der während des Aufenthaltes in Lockwitz bei Dresden die Stelle des erkrankten Geheimkämmerers Fredersdorf versah, soll in der Küche von einem Knaben belauscht worden sein, wie er gemeinschaftlich mit dem königlichen Cafetier Völcker des Königs Frühstücks-Chocolade vergiftet habe; der Knabe soll zum König geeilt sein, um ihn zu warnen, worauf dieser, als Glasow die Chocolade präsentirte, ihn mit so durchdringendem Blick angesehen, daß der Verbrecher bestürzt sich vor ihm niedergeworfen und sein Vorhaben bekannte. Auch in den von Fischbach, Hoßmann und Heinsius herausgegebenen „Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichte der Mark Brandenburg", sowie in mehreren Volksbüchern ist diese, wiederholt durch Kupferstiche illustrirte Begebenheit mitgetheilt worden und hat dadurch allgemeine Verbreitung im Volke gefunden; dennoch erscheint sie bei näherer Prüfung völlig unglaubhaft. Büsching behauptet, Glasow sei zu jener Zeit wegen Betrugs, den er in Gemeinschaft mit dem obengenannten Völcker und unter Benutzung des königlichen Petschaftes versucht habe, bestraft worden. Es spricht für diese Behauptung ein im königlichen Archiv befindliches Immediat-Gesuch vom 22. Juni 1757, in welchem der Vater jenes Glasow, damals Zeuglieutenant zu Brieg, den König bittet, seinen zu einem Jahr Festung verurtheilten Sohn zu begnadigen, aus Rücksicht darauf, daß er als ein junger Mensch, in Ermangelung reifen Verstandes, leicht zu verführen gewesen; worauf der König unter das Schreiben decretirt: „Seines Sohnes Verbrechen ist sehr groß, etwas habe mitigirt." Das Gesuch wie der Bescheid lassen Beide wohl die Vermuthung eines Betrugs, aber nicht einer Königsvergiftung zu; da aber zu jener Zeit noch kein öffentliches Strafverfahren stattfand, so konnte das Publikum, welches nur erfuhr, daß der Kaffeekocher und der Kammerdiener des Königs auf die Festung geschickt wären, leicht auf den Gedanken kommen, der Eine habe Gift gebraut und der Andere es präsentirt.

Minder zweifelhaft, wenn gleich nicht völlig beglaubigt, erscheint, was Eylert in seinen Charakterzügen Friedrich Wilhelm des Dritten mittheilt. Er erzählt: Bei des Königs Aufenthalte in Erdmannsdorf, welches er in der romantischen Lage am Fuße des Riesengebirges sehr liebte und wo er, entfernt von der großen unruhigen Welt, glücklich sich fühlte, empfing er einst ein anonymes Schreiben, dem Postzeichen nach aus Breslau. In demselben wurde der König in einer zwar ungebildeten, doch treuherzigen, gutmüthigen Sprache gewarnt, mehr auf seiner Hut zu sein, und gebeten, eine Wache vor seinem Hause aufstellen zu lassen, nicht ferner mehr bei unverschlossenen Thüren zu schlafen und namentlich nicht Abends, wie bisher geschehen, allein und ohne Begleitung in den benachbarten Eichen- und Buchenwald zu gehen. Der anonyme Schreiber bat sehr dringend, die gutgemeinte Warnung zu beachten, weil er gewiß wisse, daß ein Böjewicht, der Arges im Sinn habe, Erdmannsdorf umschleiche. Der König lächelte, als er den Brief gelesen, theilte den Inhalt erst später mit und änderte nichts in seiner einfachen, harmlosen, patriarchalischen Lebensweise. Als er seiner liebgewonnenen Gewohnheit nach an einem schönen Sommerabende,

Digitized by Google

stillen Betrachtungen nachhängend, in dem prächtigen Eichen- und Buchenwalde wieder ganz allein auf- und abging und eben an der wunderbaren Beleuchtung der untergehenden Sonne seine Freude hatte, trat plötzlich ein Mensch mit finsterem Angesicht, struppigem Haar und arm gekleidet, welchen, da er hinter einem Baume stand, der König bis dahin nicht wahrgenommen hatte, an ihn heran. In barscher, ungeziemender Sprache und respektloser Stellung sprach der Mann: „Hier stehe ich und warte schon lange. Es ist mir lieb, daß ich die Majestät endlich einmal treffe. Ich bin Ihr Unterthan, mir geht es schlecht. Sonst wohlhabend, bin ich arm geworden durch einen langjährigen Prozeß, den ich, wenn noch Gerechtigkeit auf Erden wäre, hätte gewinnen müssen und doch verloren habe; ich bedarf und verlange Hülfe!" Ruhig, mit festem Blick den Sprecher vom Kopf bis zur Fußsohle messend, erwiderte der König: „Können schriftlich einkommen! Die Sache untersuchen lassen; es soll Ihnen werden, was recht ist!" — „Ja, einkommen," entgegnete der Mensch, „das habe ich seit drei Jahren wiederholentlich gethan, aber das hat mir nichts geholfen. Meine wiederholte, Allerhöchsten Orts eingereichte Klage ist zum gutachtlichen Berichte immer wieder an dieselbe Behörde zurückgeschickt, die mich verurtheilt hat, und da bin ich immer wieder abschläglich beschieden. Ich kenne die Stadt- und Landgerichte; eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Zur Verzweiflung gebracht, hat meine Geduld nun ein Ende, ich fordere mein Recht!" — „Sie begreifen doch," antwortete der König, „daß ich hier gleich auf der Stelle Ihre Wünsche nicht erfüllen kann. Ruhig sein, nicht so heftig und ungestüm, gelassen mir mal die ganze Sache und ihren Hergang erzählen, aber redlich und aufrichtig." Der Mann that das auf dem Rückwege, aber stoßweise, unter Flüchen; doch wurde er ruhiger, nachdem der König immer besänftigende Worte eingeschoben. Darüber war man an's Landhaus des Königs zurückgekommen und er ließ sofort in seiner Gegenwart den Ankläger zu Protokoll nehmen und setzte immer selbst hinzu, was ihm günstig sein konnte. Nachdem das Geschäft beendigt, sprach er zu ihm: „Wohl hungrig, durstig und müde? Erquicken, ausruhen!" und befahl, den Mann gut zu bewirthen und ihm ein Schlafzimmer für die Nacht anweisen zu lassen. Des andern Tags ließ er ihn nochmals vor sich kommen, mit der Versicherung, seine Klage solle gründlich untersucht und Gerechtigkeit ihm zu Theil werden; er entließ ihn dann mit einem ansehnlichen Geschenk. Das Ergebniß der genau und gewissenhaft angestellten Revision des Prozesses fiel für den Kläger ungünstig aus und das frühere, durch alle Instanzen gegangene Urtheil mußte bestätigt werden; der König aber half ihm nun auf andern Wegen, so daß er doch zufrieden gestellt wurde und wieder zum Wohlstande gelangte. Späterhin hat er seinem Beichtvater, einem würdigen Manne, vor dem Genusse des heiligen Abendmahls bei Ablegung seines Sündenbekenntnisses gestanden: „Ich lauerte auf den König im Walde bei Erdmannsdorf, weil ich wußte, daß er Abends oft und zwar allein und ohne Begleitung dahin zu gehen pflegte. Im Zustande der Verzweiflung, da ich kein Recht finden konnte, war ich persönlich gegen ihn erbittert, weil er mir helfen konnte und doch nicht half, und hatte, bewaffnet mit einem in meiner Weste versteckten Dolche, Böses im Sinne. Aber Gott mag wissen, wie es kam — als ich dem König in's Auge blickte und er mich ansah, wurde mir auf einmal ganz anders zu Muthe und ich fühlte: nein, das geht nicht! Es war mir, als wenn der Teufel von mir gewichen und ein Engel mit seiner Hülfe zu mir getreten wäre; mein bitteres Herz wurde weich und zitterte in mir und ich knöpfte fester mein Wamms zu, damit ich nicht zum Dolche kommen konnte. Ich war müde, konnte aber doch des Nachts nicht schlafen vor innerer Angst. Als ich des andern Morgens vor ihm stand, kamen mir Thränen in die Augen, und wie er mich beschenkte, wollte ich knieen und seine Füße küssen; das litt er aber nicht, und noch sehe und höre ich ihn sagen: „Ruhig sein und hoffen! Es geht wohl mal schlimm, wird dann aber auch wieder besser." Wie danke ich Gott, daß ich's nicht gethan habe und

Digitized by Google

nicht als Meuchelmörder in den Abgrund, an dessen Rand ich stand, gestürzt bin! O, wie hab' ich nun den König so lieb!"

Die ganze Erzählung hat in sich so viel Glaubwürdiges, daß man trotz manches unwahrscheinlichen Beiwerks gern daran glaubt, während die von einer Lebensrettung des Königs durch den Grafen Roß*) und namentlich das Schreiben Hardenbergs an den Letztern so handgreiflich den Stempel ungeschickter Erfindung trägt, daß jeder Besonnene die Täuschung durchschauen muß.

Freilich ist nicht Alles wahrscheinlich, was wahr ist. Als am 26. Juli 1844 die Kunde durch Berlin lief, es sei auf Friedrich Wilhelm IV. geschossen worden, da wollte das Keiner glauben, der König selbst wollte es nicht glauben. Er war eben mit der Königin in den Wagen gestiegen, um nach dem Frankfurter Bahnhof zu fahren und eine Reise nach Schlesien anzutreten; eine große Anzahl von Menschen hatte sich vor dem Schloß versammelt, um das Königspaar abreisen zu sehen; da drängte sich durch die Menge ein Mann, legte ein Pistol auf den Schlag des Wagens, dessen Fenster offen standen, zielte auf den König und drückte ab; als er sah, daß der König unverletzt war, zog er ein zweites Pistol hervor und schoß noch einmal. Der König, der keine Verwundung fühlte und in dem kein Gedanke aufkam, daß man ihm an's Leben wolle, glaubte, die beiden Schüsse seien ein paar unbesonnene Freudenschüsse gewesen; er wandte sich zum Fenster hinaus zur erschreckten Menge, rief, um sie zu beruhigen: „Es ist weiter nichts; es war nur ein dummer Spaß!" und befahl, nach dem Bahnhof zu fahren. Als er dort ausstieg, fühlte er einen Druck an der linken Seite, der so zunahm, daß er dem Arzt davon sagte. Da nun dieser ihn ersuchte, sich zu entkleiden und ihm dabei behülflich war, fiel ihm eine Pistolenkugel entgegen; jetzt erst erkannte der König, daß eine Mörderhand das Geschoß gegen ihn gerichtet hatte, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Bei näherer Untersuchung fand sich, daß die Kugel des einen Schusses in der Decke des Wagens saß, die des zweiten aber die Richtung nach dem Herzen genommen hatte, durch die Falten des Mantels aber, die sich so übereinander gelegt hatten, daß der Mantel siebenmal durchbohrt war, war die Kraft der Kugel so gelähmt worden, daß sie nur eine zwar schmerzhafte, aber gefahrlose Quetschung hervorgebracht hatte. Ungeachtet der beruhigenden Worte des Königs hatte die Menge, sowie der König abgefahren, geschrieen: „Der hat den König todtschießen wollen!" Sie war über Tschech hergefallen, der nur mit aller Anstrengung der Polizei geschützt und zum Arrest gebracht werden konnte. Der König, der nichts von dem wußte, was nach seiner Abfahrt vom Schloß geschehen, befahl seiner Umgebung, daß von dem Vorfall nicht weiter geredet würde, und dieser Befehl wurde so genau durchgeführt, daß in Frankfurt, wo der König die Nacht zubrachte, der Vorfall am andern Tage erst dann bekannt wurde, als eine Deputation des Berliner Magistrats daselbst ankam, um den König zu seiner Rettung aus Lebensgefahr zu beglückwünschen.

Tschech war früher Bürgermeister gewesen, hatte sein Amt wegen mancher Regelwidrigkeiten ohne Pensien aufgeben müssen, war um ein nicht unbedeutendes Vermögen theils durch übermäßigen Aufwand, theils durch falsche Speculationen gekommen und befand sich ohne alle Aussicht für die Zukunft. Da gerieth er auf die Idee, sich durch eine kühne That eine glänzende Zukunft zu bereiten. Er glaubte, das Volk verlange nach Republik, es werde Dem, der ihm von seinem Oberhaupte helfe, zujauchzen und dem Thäter eine bedeutende Stellung gewähren. So faßte er den Vorsatz, den König zu erschießen.

Am Tage vor der beabsichtigten That ging er zu einem Daguerreotypisten, ließ sein Bild in einer höchst theatralischen Stellung aufnehmen und sagte dem Künstler, daß dies

*) S. Derow's „Erlebtes", Theil II., S. 60 und 61.

Digitized by Google

Bild das Glück des Verfertigers machen werde, denn es würde bald von ganz Europa gefordert werden.

Tschech gestand sein Vorhaben unumwunden ein und betheuerte, er würde, wenn sich Gelegenheit dazu böte, die Tödtung des Königs von Neuem versuchen. Dennoch konnte sich der König nicht entschließen, das gegen ihn ausgesprochene Todesurtheil zu bestätigen, und erst, als alles Mögliche vergeblich versucht worden war, Tschech zu einer Sinnesänderung zu vermögen und sämmtliche Minister erklärten, daß sie im Fall einer Begnadigung ihr Amt niederlegen müßten, gab der König nach.

Während seiner Haftzeit auf der Hausvoigtei (dem Gerichtshof für die damals noch Exmirten) hatte er selbst in den Freistunden mit keinen der Mitgefangenen Gemeinschaft halten oder auch nur ein Wort sprechen mögen; er erklärte das unter seiner Würde, weil sie sämmtlich spitzbübische und betrügerische Beamte seien. Als er aber hörte, daß ein Gefangener eingebracht sei, den die Strafe wegen Beleidigung einer Behörde treffe, erklärte er: „Mit dem werde ich mich unterhalten." Für jeden geistlichen Zuspruch blieb er unzugänglich und zeigte auch in den letzten Augenblicken vor der Hinrichtung keine Reue und keine Erschütterung.

Sechs Jahre später, am 22. Mai 1850, sahen die Bewohner der Leipziger Straße zu Berlin mit unruhigem Erstaunen, daß ein Spitzreiter (der Stallbediente, der den königlichen Equipagen voranreitet) in ängstlicher Hast durch die Straße jagte. Jeder ahnte, daß ein Unglück vorgefallen. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß der Reiter einen Arzt hole, da ein ehemaliger Artillerie-Unteroffizier Sefeloge den König auf dem Potsdamer Bahnhof durch einen Pistolenschuß verwundet habe. Der Mörder, der einen Militair-Mantel angezogen, hatte in dieser Kleidung sich dicht vor den König gestellt und in dem Augenblick, da derselbe die paar Stufen des Perrons herunterstieg, zwei Schritte vor ihm die Pistole nach seiner Brust abgefeuert. Durch ein wunderbares Geschick hatte der König in demselben Augenblick eine Stufe verfehlt und im Straucheln unwillkürlich den Arm gehoben, so daß die Kugel nicht das Herz, sondern das dicke Fleisch des ausgestreckten Vorderarms traf. Der Mörder wurde ergriffen und niedergeworfen. Der König befahl, ihn schonend zu behandeln und behielt so sehr seinen fröhlichen Gleichmuth, daß er zu dem zufällig in der Nähe weilenden Doctor Böhme, als dieser beim Verbande es wiederholt rühmte, wie glücklich der Schuß gefallen, lächelnd sprach: „Am Ende muß ich mich bedanken, daß er es so gut gemacht!" — Der Mörder, der schon früher Spuren von Geistesstörungen gezeigt hatte, wurde von den Aerzten für wahnsinnig erklärt und nach einem Irrenhause gebracht, woselbst er nach einigen Jahren starb.

Der neuste Anfall Becker's auf König Wilhelm in Baden lebt noch so frisch in Aller Gedächtniß, daß es thöricht sein würde, das Bekannte zu erzählen; er zeugt, wie die früheren, von der wunderbaren Bewahrung der preußischen Herrscher und von der ungetrübten Seelenruhe des Königs, der nur für die Königin besorgt war. Dagegen tritt in den Motiven zu den Attentaten eine merkwürdige Verschiedenheit hervor; in Erdmannsdorf war es persönliches blindes Rachegefühl, was den Genannten auf Mordgedanken brachte; er glaubte sich durch die Schuld des Königs in seinem Recht verletzt. Tschech wurde vom Ehrgefühl gestachelt, er mochte es nicht ertragen, unbedeutend zu sein und wollte sich Stellung und Geltung verschaffen um jeden Preis, war's auch um den eines Königsmordes. Bei Sefeloge dürfen wir kaum nach den Motiven fragen, wir müssen den Sachverständigen glauben, daß er wahnsinnig war und der Wahnsinn handelt ohne Sinn nach bloßem Wahne. Bei Becker zeigt sich als Motiv kalte grausame Selbstsucht in der Durchführung einer Idee; seine eigene Erklärung und sein ganzes Benehmen zeugt davon, daß er dem König nicht feind ist, er achtet ihn hoch, aber er hält ihn nicht für geeignet, die Idee der deutschen Ein-

Digitized by Google

heit zu verwirklichen, darum will er ihn erschießen. Steht er mit diesen Grundsätzen nicht allein da, dann konnte der König in seiner Antwort an das Beileidschreiben der Badener Stadtbehörden mit Recht von dem tiefen Schmerz sprechen, den dies Zeichen der immer weiter um sich greifenden Entsittlichung und Nichtachtung göttlicher und menschlicher Ordnung in ihm hervorrufe. Nachdem der König jene Worte gesprochen, hat es sich freilich gezeigt, daß Deutschland eine Stellung zu diesem Attentate einnimmt, welche, wenn irgend etwas, wohl geeignet sein müßte, es selbst von der feinsten geistigen Mitschuld an demselben zu reinigen. Dies stellt sich ganz deutlich heraus, wenn man die Haltung bei dem Tschech'schen Attentate mit der Haltung bei dem Becker'schen Attentate vergleicht. Während dieses die Veranlassung zu zahllosen Huldigungen für König Wilhelm wurde, war der edle Friedrich Wilhelm IV. auch bei jener Gelegenheit der von seinem Volke nicht verstandene König. Verfaßte doch der verstorbene Friedrich Saß in Berlin ein Leierkastenlied mit dem Anfange: „Ihr Leute tretet näher 'ran und nehmt Euch ein Exempel d'ran," welches, einer bekannten Melodie angepaßt, mit dem Anfange: „Niemals war ein Mensch so frech, als der Bürgermeister Tschech," bald aus der Provinz als vielgesungenes Lied nach der Hauptstadt zurückkehrte und den anfangs so erschrockenen Berlinern den Hergang ironisch erzählte.

Das Becker'sche Attentat, vereinzelt wie es ist, muß eben hauptsächlich dem Freunde der Jugend zu ernsten Betrachtungen Anlaß geben. Sand, ein ähnlicher Frevler, aber doch immer ein andrer Mann als Becker, hatte seinen Mordangriff nicht gegen einen Fürsten, sondern gegen einen unsittlichen Schriftsteller gerichtet. Sand war ein Schwärmer; bei Becker tritt, ungeachtet aller gelösten Preisfragen, der Mangel an wirklicher Bildung und Klarheit auf eine so erschreckende Weise hervor, daß sein Wesen in seiner Subjectivität durchaus als das Erzeugniß eines wahrhaft russischen Bildungsganges erscheint, dessen Spuren überhaupt in Deutschland zu finden wahrhaft niederschlagend ist. Wie es für die Litteratur beschämend ist, daß ein so unreifer junger Mensch als Makler und Zwischenhändler zwischen deutscher und russischer Litteratur mit ihr schon seine Verbindungen anzuknüpfen gewußt hatte, so mahnt Becker, noch dazu der Sohn eines Pädagogen, daran, daß man das innere Leben der Jugend in unserer Zeit mehr, als oft geschieht, beachten soll und daß wenigstens die Familie den studirenden Jüngling in seiner Absonderung nicht einer trostlosen geistigen Verkommenheit anheimgeben darf, die bei Becker selbst bis zum verheimlichten schleichenden Wahnsinne ausgeartet zu sein scheint, während er mit seinen ärmlichen Kenntnissen noch akademische Lorbeeren erjagte!

Erzherzog Albrecht von Oesterreich.

Von Dr. G. C. Haas.

In den bedeutendsten Gestalten des Hofes und der kaiserlichen Familie in Oesterreich zählt Erzherzog Albrecht, derselbe Prinz, der mit zarten diplomatischen Missionen beauftragt, unter den noch lebenden österreichischen Erzherzogen im Ausland am bekanntesten sein dürfte.

Der Prinz und Senior seines Hauses ist der Sohn Erzherzogs Carl Ludwig, des großen Heerführers wider Napoleon und der menschenfreundlichen überaus edlen Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg. Er wurde vier Jahre nach Beendigung der Franzosenkriege und vier vor dem Tod Napoleon's zu St. Helena, also im Jahr 1817 geboren.

Erzherzog Albrecht steht gegenwärtig im fünfundvierzigsten Jahre und kann als der wahre Erbe der väterlichen Talente und großen Eigenschaften angesehn werden, die gewinnende Leut-

Digitized by Google

seligkeit aber vererbte von der Mutter auf den Sohn, während Erzherzog Carl bei einem nicht minder edlen Herzen doch eine so sittlich-strenge und militärisch-ernste Außenseite darbot, daß sich nur Wenige zu ihm hingezogen fühlten.

Aeltere Leute erinnern sich noch wohl, wie die edle Mutter des Erzherzog Albrecht, dieselbe Prinzessin, welche die Sitte der Christbäume bei uns einbürgerte, kurz vor der Weihnachtszeit geschäftig von Verkaufsladen zu Verkaufsladen eilte und mit freundlicher Hast Gaben auf Gaben schichtete, um den häuslichen Christbaum würdig zu rüsten, gleichzeitig aber zur Ausstattung aller Christbäume beizutragen, welche an der Schwelle der Armuth und Verlassenheit gepflanzt worden. Die würdige Prinzessin hätte die personificirten Weihnachten vorstellen können, jene lustigen, märchenhaften Weihnachten, wie sie Boz auswählte, jene Weihnachten allgemeiner Menschenliebe und practischen Christenthums; wäre es auf sie angekommen, sie hätte einen Christbaum aufgerichtet, dessen Wipfel den Himmel berührt und dessen Gezweig alle Nothleidenden der weiten, weiten Erde umspannt hätte. Ein solches Herz zählt nicht den Barvorrath, sondern nur die Wunden, die es zu heilen, die Leiden, die es zu lindern gilt; die Prinzessin gab und gab mit vollen Händen und würde Schatzkammern geleert haben — es giebt so viel Elend und Jammer, so viel Noth und so wenig freigebige Menschen und Herzen!

Wie heiß der Erzherzog Carl seine Gemahlin liebte, die sein Inneres so wohl verstand, das ihm Fehlende ergänzte und auf die strengen, schweigsamen Lippen das so lange daraus verbannte Lächeln zurückzauberte, bezeugt jenes feenhafte Schloß „Weilburg", das sich im Waldthal der Schwechat gleich hinter Baden erhebt.

Der Erzherzog setzte in dieser sanften Erinnerung an frohe Jugendzeit und in der glänzenden Nachahmung des heimathlichen Hauses seiner Liebe ein dauerndes Monument.

So lange diese weißen glänzenden Mauern aus dem Dunkel alten Epheu's und dem saftigen, hellen Grün blühender Sträuche hervorschimmern, so lange die alten Föhren zu Häupten des Schlosses wie zahllose Christbäume im Strahl der auf- oder niedergehenden Sonne geisterhaft aufleuchten, so lange wird man sich auch jenes reinsten Ausdruckes ächter Weiblichkeit der schönen, geistreichen, milden Prinzessin Henriette erinnern.

Die Erzherzogin starb, wie sie gelebt hatte, in Ausübung einer jener zahllosen menschenfreundlichen Handlungen, ohne welche sie keinen Tag vorübergehen ließ.

Der Erzherzog überlebte die engelgleiche Frau noch lange, lange Jahre, sein Antlitz wurde jedes Jahr düsterer, bis er, sechsundsiebenzigjährig, nicht lange nach Aussöhnung mit dem seit Wagram (1809) entzweiten Bruder Johann nach kurzer Krankheit, die mehr ein Unwohlsein schien, im Jahre 1847, also im Jahr vor der Zertrümmerung des alten Staatssystemes, verblich.

Erzherzog Albrecht hatte sich vier Jahre zuvor mit der bairischen Prinzessin Hildegard, einer Tochter König Ludwigs vermählt. In der glücklichen Wahl einer Lebensgefährtin artete er dem erlauchten Vater nach. Ueber die Erzherzogin ist das Urtheil der öffentlichen Meinung abgeschlossen und fertig. Sie gilt als Muster und Vorbild edlen Frauensinnes, als liebevoll, mildthätig, herablassend und menschenfreundlich. Im häuslichen Kreise soll sie mittheilsam, heiter und gesellig sein.

Der Erzherzog hatte im Jahre 1848 ein ähnliches Loos wie der damalige Prinz und gegenwärtige König von Preußen.

Als Militairkommandant von Wien verfügte der Erzherzog über die Vertheilung der Truppen und ließ am 13. März 1848 um zwei ein halb Uhr die Pioniere unter Obrist Frantz in die Herrengasse rücken, um die Straße zu säubern. Der Erzherzog selbst mahnte in leutseligem Tone, das Volk möchte sich zerstreuen. Die zu lange gedrückte, zurückgehaltene öffentliche Meinung war durch den inneren Widerspruch, der sich in den höheren Re-

Digitized by Google

gionen geltend machte, so sehr verbittert und verwirrt, daß Unwille an die Stelle der Ueberlegung trat; das gemeine Volk fing also, statt der Mahnung des Erzherzogs Folge zu leisten, das Militair zu beschimpfen an; als nun ein höherer Offizier von einem aus dem Fenster niedergeschleuderten Ziegelsteine getroffen niederstürzte, feuerten die hintersten Glieder, wie die Hofpartei behauptete, ohne alles Commando, in die Volksmenge. So viel steht fest, daß der Erzherzog vielleicht der letzte Mann in Wien war, in dessen Charakter ein so gefährlich-voreiliger Befehl begründet gewesen wäre. Der Pöbel, von fremden Emissären aufgestachelt, bezeichnete den Erzherzog als den Urheber des Blutbefehls. Wer die loyale Tapferkeit, den ritterlichen Sinn des Erzherzogs kannte, mußte, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, die Unmöglichkeit einsehen; die Gegenwart des Erzherzogs war ganz im Gegentheil eine Bürgschaft des friedlichen Vorganges. Das hinderte nicht, daß der Erzherzog die öffentliche Meinung gegen sich hatte. Er gab sein Commando ab, das Windischgrätz, als man einen Augenblick wirklich daran dachte, Gewalt anzuwenden, übernahm.

Der Erzherzog begab sich zur italienischen Armee. Bei Novara hielt 1849 der Erzherzog mit d'Aspre bis zur Ankunft der verschiedenen Armeecorps, nur zwanzigtausend Mann stark, den gesammten Streitkräften der Piemontesen unter Chrzanowski Stand. Mit untadelhafter Umsicht und Beharrlichkeit traf er, eine echte Feldherrnnatur, mitten im Kugelregen alle Anordnungen und erwarb sich durch Muth und Ausdauer, nächst d'Aspre, das größte Verdienst um die Lorbeern dieses Tages.

Ein ohne Vergleich mißlicherer Wirkungskreis wurde dem Erzherzog später in Ungarn eröffnet, wo ihn die Regierung als General-Gouverneur bestallte. Der Erzherzog verhehlte sich keinen Augenblick die Schwierigkeiten dieser Sendung; trifft den Prinzen ein Tadel, so ist es der einer übel verstandenen Opferwilligkeit; der Erzherzog mußte eine unmögliche Stellung nie annehmen, und das ist das Einzige, was die Feinde dem Prinzen vorzuwerfen haben. Waren aber die Würfel einmal gefallen, hatte der Erzherzog angenommen, so konnte er sein Amt auch nicht besser, gerechter und hingebender verwalten, als er gethan.

Statt in Ungarn freie Hand zu haben, wie es unter den damaligen Umständen jedem Gouverneur, einem Erzherzog Statthalter aber unbedingt nothwendig war, fühlte sich der Prinz allseitig beengt; der ihm beigegebene Hofrath scheint mit der Wiener Regierung in unmittelbarer Beziehung gestanden und mit geheimen Instruktionen ausgerüstet gewesen zu sein. Der Erzherzog, ein Mann voll Fähigkeiten, mußte, an Händen und Füßen gebunden, zusehen, wie sich die Zustände mit jedem Tag verschlimmerten; seine Vorstellungen waren vergeblich, sein Rath wurde gering geachtet — der Erzherzog legte seine Stelle nieder.

Daß der Erzherzog trotz seiner schwierigen Stellung, die ihm nicht das geringste Zugeständniß an Ungarn, das in jener Zeit mit etwas politischem Scharfblick und bei einiger Humanität leicht zu befriedigen gewesen wäre, zu machen gestattete, sein Ansehen behauptete, ja, selbst die Anhänglichkeit der Ungarn mit aus dem Lande fortnahm: das bewirkte einzig die persönliche Liebenswürdigkeit des Fürsten, der kluge Takt, den er stets bewahrte, und die Musterhaftigkeit des häuslichen Lebens, welches die Ungarn zu achten gezwungen waren.

Während des italienischen Krieges wurde der Erzherzog wiederholt mit Vertrauenssendungen nach Berlin beauftragt. Der Erzherzog wußte von nichts als dem buchstäblichen Inhalt seines Auftrages. Er gehorchte als braver Soldat und kehrte, als er die Fruchtlosigkeit seines Aufenthaltes einsah, nach Wien, oder vielmehr nach der geliebten Weilburg nächst Baden zurück. Als es dem Publikum einleuchtete, daß die Hauptschuld des Mißlingens aller Pläne an den Führern lag, da wandten sich Aller Blicke auf den Sohn des großen Feldherrn der Franzosenkriege, auf den Mann, welcher selbst Bürgschaften überlegener Talente gestellt hatte. Der Erzherzog war mit keinem Commando betraut worden, während es von unfähigen Generälen in der Ebene der Lombardei wimmelte.

Digitized by Google

Der patriotische Zorn des Volkes hatte damals etwas Imposantes; Wien grollte, die Monarchie war unwillig, nur Diejenigen, die auf den Untergang des Reiches spekulirten, theilten die Entzückungen der verblendeten Minister und großprahlerischen Generäle.

Der Erzherzog, so heißt es, saß unzufrieden in seinem Eden, seinem hellen Blick konnte die nächste Zukunft kein Räthsel sein, er muthmaßte die furchtbaren Niederlagen; was er aber nicht muthmaßte, auch in Berlin nicht von ferne ahnte, war der plötzliche, wie vom Himmel gefallene Friedensschluß von Villafranca.*)

Die schildgetragenen deutschen Könige.

Unser Volk liebte es in den ältesten Zeiten, wichtige Acte und Ereignisse des öffentlichen und häuslichen Lebens unter Anwendung sinnlich lebendiger Formen zu begehen. Hochwichtig für das gesammte Volk waren Königswahl und Antritt des gewählten oder erblichen Königs in seiner neuen Würde. War der neue König in öffentlicher Versammlung unter freiem Himmel gewählt, so hoben ihn die Volksgenossen auf einen Schild und trugen ihn dreimal in der versammelten Menge umher, auf daß ihn alles Volk sehe, und dieses giebt durch Zusammenschlagen der Hände und lautes Zurufen seinen Beifall zu erkennen. So meldet es die Geschichte von den ältesten deutschen Männern, den Gothen, Longobarden und Franken. Nach und nach hörte dieser Brauch auf, indem unter dem Einfluß der christlichen Kirche an Stelle desselben die Salbung trat. Doch erhielt sich noch längere Zeit die öffentliche Begrüßung und Anerkennung des neugewählten Königs. Als König Heinrich I. die dargebotene Krone angenommen und öffentlich zum Volke geredet hatte, erhob die Menge die Rechte zum Himmel und ließ den neuen König mit kräftigem Ruf zu wiederholten Malen hoch leben. Und als der Erzbischof den erwählten König Otto I. in der Kirche zu Aachen allem Volke zeigte, sprach er: Wenn euch diese Wahl gefällt, so beweist es, indem ihr die Rechte zum Himmel erhebt. Darauf erhob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte dem neuen Gebieter unter gewaltigem Geschrei Heil und Segen. — Die frischen, kräftigen Formen der alten Zeit sind geschwunden, — es liegt in der nothwendigen Entwickelung der Dinge. Was aber ewig seine Geltung behalten wird, ist die unlösliche Verknüpfung des ächten im Rechte waltenden Königthums und des gesunden, unter dem Königthum gedeihenden Volkslebens. Wilhelm I. ist der Träger eines solchen Königthums, und wenn er nach seiner zweiten Hauptstadt gegangen ist und dort vor den Abgeordneten des gesammten Volkes sich die Krone seiner Vorfahren aufs Haupt gesetzt hat, und wenn ihn dort jubelnder Zuruf begrüßte, so beweist dies, daß er allem Volke im besten Sinn des Wortes ein schildgetragener König ist.

G. B.

*) Man erzählte sich in Berlin, Wrangel habe dem Erzherzoge in seiner Wohnung zu Berlin gesagt: „Wie aber, wenn Preußen Oesterreich Hülfe zusagt und Napoleon verständigt sich dann sofort mit Oesterreich?“ Der Erzherzog habe geantwortet: „Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß Oesterreich auf eine solche Verständigung nicht eingeht.“ Gleich darauf habe Wrangel auf der Straße die Nachricht vom Frieden zu Villafranca erhalten, sei wieder zum Erzherzoge zurückgekehrt und habe die Mittheilung davon mit den Worten eingeleitet: „Ich bitte mir Ihren Kopf aus!“ Der Herausg.

Digitized by Google

Der Rheinbund.

Von Dr. Gustav Bolze.

Wenn wir im Folgenden unsere Blicke auf die unstreitig traurigste und schmachvollste Epoche unserer Geschichte richten, so geschieht es freilich nicht, um durch neue Mittheilungen den Eindruck zu erhöhen, den das Gemälde unserer tiefsten Erniedrigung auf jedes deutsche Gemüth hervorbringt. Aber es giebt nicht einen zweiten Abschnitt der deutschen Reichsgeschichte, der uns tiefer das Grundübel der nationalen und politischen Schwäche Deutschlands erkennen lehrte, keinen, der durch die Schaustellung unserer Gebrechen und durch die thatsächliche Hinweisung auf das, was Noth thut, lebhafter unsern Haß und unsere Liebe in vaterländischen Dingen erweckte.

Trotz der erschütternden Katastrophen, die seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zum ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen über die deutschen Länder hereinbrachen, ist Deutschland durch die innerste Lebenskraft seiner Völker vom wirklichen Untergange gerettet worden; unser Name ist nicht ausgelöscht in der Reihe der selbstständigen Nationen, wir haben den Tod des Reiches überlebt, wir haben Nationalität und Freiheit durch einen Kampf, der unsere Lebensfähigkeit und unsere Zukunft verbürgte, wieder errungen. Deutschland hat von da an eine neue Entwickelung begonnen, die nach Form und Inhalt von aller frühern charakteristisch verschieden ist. Gleichwohl sind die Grundzüge unserer germanischen Natur dieselben geblieben, wie vor Jahrhunderten, ja, weil wir uns ihrer Kraft und Hoheit in und nach der Zeit unseres Unglücks bewußter geworden sind und wir erprobt haben, daß diese Natur, wie sie uns zu Falle gebracht, auch wieder errettet hat von Tod und Verderben, haben wir mehr, als je geschehen, den Sinn für unsere geschichtlich überlieferte Eigenthümlichkeit geweckt und gebildet, um zu erkennen, welche Seiten unseres Wesens wir kraftvoll herauszukehren haben, um eine würdige, unserer geschichtlichen Aufgabe entsprechende Machtstellung unter den Völkern Europas einzunehmen. Diese Erkenntniß zu vertiefen und zu befestigen, können wir nicht oft, nicht ernst genug in eine Zeit zurückblicken, wo Tod und Leben des deutschen Volkes mit einander gerungen, wo Schmach und Elend über Deutschland kam und kommen mußte, um das Verlangen nach Wiederherstellung der schon längst verlorenen nationalen Ehre zu entzünden und die edleren Kräfte der Nation wachzurufen.

Der Rheinbund war das letzte Ergebniß einer politischen Entwickelung, die mit dem westphälischen Frieden, als ihrem Ausgangspunkt, begonnen hatte. Dieser Friede hatte die kaiserliche Gewalt zu einer inhaltslosen Würde herabgedrückt, hatte den deutschen Fürsten Landeshoheit zugesprochen, die Zahl der einzelnen politischen Existenzen, die zur Beschickung des Reichstags berechtigt waren, beträchtlich vermehrt, endlich den Schwerpunkt der Reichsgewalt in den Reichstag gelegt, einen politischen Körper, der eben durch die Vermehrung der stimmberechtigten Glieder, wie durch seine ganze Organisation schwerfällig geworden war, daß seine unfruchtbare Thätigkeit alle Bedeutung für die Nation verlor. Wie sehr das Band, welches das Reich und seine Glieder umschlang, gelockert ward, zeigt jener übel berufene Artikel, der den einzelnen Reichsgebieten ausdrücklich das Recht zuerkennt, selbstständig Krieg und Frieden zu machen und völkerrechtliche Bündnisse zu schließen. Es war eine verhängnißvolle Bestimmung, wie die fernere Geschichte offenbaren sollte.

Digitized by Google

Die Schwächung des Reiches in seinen wichtigsten Organen hatte das Uebergewicht des westlichen Nachbars und seine versteckte, wie seine gewaltthätige Einmischung in die innern deutschen Angelegenheiten zur Folge. So beginnt seit dem Frieden von 1648 ein allmäliches Absterben des deutschen Reichs; alles nationale Leben verödete, Selbstvertrauen und Ehrgefühl verloren sich aus dem Herzen des deutschen Volkes. Die großen und herrlichen Erscheinungen der Folgezeit, vor Allem Friedrich der Große, der trotz aller französischen Bildung ein Mann von ächt deutscher Art, ein wahrhaft deutscher König, durch seine unwiderstehliche Thatkraft die Nation aus ihrer dumpfen Ruhe aufrüttelte, sie einmal wieder zur Bewunderung längst entbehrter Größe hinriß und sie dadurch wieder mit Selbstvertrauen erfüllte, waren nicht aus dem trägen und müden Geiste des deutschen Reichslebens hervorgegangen. Friedrichs Heldenthaten waren vielmehr feindliche Stöße wider den altehrwürdigen Reichskörper; Niemand hat entschiedener und gewaltsamer den Bestand der ausgelebten Reichsverfassung erschüttert, als dieser preußische König. Nun ist es in den Beziehungen Friedrichs zum deutschen Reiche doch ein beachtenswerthes Symptom, daß dieser Fürst zwei Jahre vor seinem Tode mit allem Nachdruck und dem Feuer eines jugendlichen Eifers eine Verbindung Preußens mit den kleinern deutschen Staaten anstrebte zum Schutze der Reichsverfassung. Dieser zunächst gegen die ehrgeizigen Pläne des Kaisers Joseph im Jahre 1785 errichtete deutsche Fürstenbund hat freilich eine weitgreifende Wirksamkeit nicht ausgeübt, aber es erwies sich daraus schon damals, daß der Grundtrieb unserer Geschichte nicht auf die absolute Zersetzung des großen deutschen Stammes, nicht auf die isolirte selbstständige Entwicklung seiner einzelnen Glieder hinzielt. Die Versuche, die Zwecke jener Union zu Gunsten eines neuen Nationalgeistes zu erweitern, verkümmerten bei der tief gewurzelten Gleichgültigkeit gegen derlei allgemeine Interessen. Freilich konnte der Bund nur dann eine Zukunft haben, wenn er die unglückselige Reichsverfassung nicht zu erhalten, sondern vielmehr in der rechten Weise umzubilden bezweckte.

Der Fürstenbund ward bald unter den Stürmen des folgenden Jahrzehnts vergessen. Unter furchtbar veränderten Verhältnissen kam man im Jahre 1806 auf den Gedanken einer norddeutschen Union zurück, — es war zu spät; es sollte uns die herbe Erfahrung nicht erspart werden, wohin es mit Deutschland kommt, wenn seine einzelnen Glieder die Solidarität ihrer Interessen verleugnen, das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit ersticken und einem frevelhaften Particularismus sich hingeben.

Die feindlichen Beziehungen, in welche in Folge der französischen Revolution das deutsche Reich zu dem sturmbewegten Nachbarlande trat, trieb die durch und durch ungesunde Entwickelung der deutschen Reichszustände zu ihrem Höhenpunkte. Diese seit 1792 begonnenen Kämpfe der deutschen Mächte gegen Frankreich stellen ein Drama dar, von dem jeder Act mit einer Demüthigung und Erniedrigung Deutschlands, der letzte mit der Auflösung des deutschen Reichs endete. Es war in jedem Falle ein schlimmes Zeichen für den Geist, der in den deutschen Verhältnissen herrschte, daß in dem Baseler Frieden 1795 Preußen sich von der Theilnahme an diesem Kriege lossagte und von dem Feinde Neutralität erlangte. In dem einen Theile des Reiches sah man also im Genusse eines gesicherten Friedens zu, wie in dem andern Theile die Kriegsfurien wütheten und die Stammgenossen durch die Greuelthaten eines übermüthigen Feindes in die schwerste Bedrängniß versetzt wurden. Inzwischen erschien jener außerordentliche Mann auf dem Schauplatz, in dessen Händen das Geschick Europas auf lange Zeit ruhen sollte. Er hatte auch seine Mission für Deutschland. Alles Ungesunde, was die kosmopolitische Bildung im deutschen Leben groß gezogen und gepflegt hatte, mußte an das helle Tageslicht treten; dieser weltbürgerliche Geist mußte die Sphäre seiner gemüthlich behaglichen Existenz verlassen, um sich in den großen Welthändeln, in denen es sich um Sein oder Nichtsein handelte, zu erproben,

Digitized by Google

vielmehr, um hier die ganze Haltlosigkeit und Unwahrheit dieser Bildungsart in furchtbarer Weise an den Tag zu legen. Bonaparte war berufen, diese Krisis herbeizuführen; er hat hierdurch, natürlich, ohne es zu wollen, den gesunden Kräften und dem bessern Geiste der deutschen Nation Raum geschafft.

Die glänzenden Erfolge, die der französische General über die deutschen Waffen davon trug, erhielten zunächst ihren Abschluß in dem folgenreichen, verhängnißvollen Frieden zu Lüneville (9. Februar 1801). Hier ward das linke Rheinufer, schon seit Jahren von französischen Armeen besetzt und gedrangsalt, vom deutschen Reiche als Eigenthum der französischen Republik anerkannt. Kein Laut der Klage und des Schmerzes ließ sich aus diesen Landen vernehmen, als sie von dem Reiche, dem sie durch Abstammung, Sprache, Sitte und Geschichte seit einem Jahrtausend angehörten, losgerissen wurden. Sie hatten nur zu sehr an sich selbst die klägliche Unbehülflichkeit des Reichskörpers, wie den schnöden Sondergeist deutscher Fürsten und Stämme erfahren. Dazu die geistliche und weltliche Kleinstaaterei, unter der die Bevölkerung geistig und materiell verkommen und der sie nun unter dem Schirm einer einheitlichen Macht von dreißig Millionen enthoben war. Alles dies und nicht von vorn herein die französischen Doctrinen von 1789 haben damals hier in den Rheinlanden die Herzen dem deutschen Wesen entfremdet.

Unheilvoll aber ward besonders der siebente Lüneviller Artikel, nach welchem den durch die Abtretung des linken Rheinufers außer Besitz gesetzten weltlichen Fürsten eine Entschädigung im Schoße des Reiches gewährt werden sollte. Diese Entschädigungen fanden vorzugsweise auf Kosten der geistlichen Territorien statt. Eine noch im Jahre 1801 vom Reichstage zu Regensburg gewählte Deputation ward mit der Vollführung dieses Geschäfts betraut.

Doch war es Deutschland bei seiner trostlosen Ohnmacht und Zerrissenheit nicht vergönnt, nach eigenem Willen über seine Gebiete zum Behuf der Entschädigung zu verfügen. Nicht in Regensburg, sondern in Paris lag die Entscheidung über diese Angelegenheit. Frankreich und Rußland, beide im Bunde, hatten nicht bloß im Geheimen ihre Hand im Spiele, sondern offen und in unverhohlen drohender Haltung setzten sie die Annahme des von ihnen beliebten Entschädigungsplanes durch. Im sogenannten Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 erhielt das Entschädigungswerk endlich seinen Abschluß. Es war die revolutionärste Umgestaltung des deutschen Reiches, die sich denken ließ, mit unerhörtem Frevel gegen alles Recht und alle Geschichte zu Stande gebracht. Das Schlimmste aber war, daß die sittliche Versunkenheit der deutschen Nation und ihrer Vertreter und der Mangel an aller Nationalehre durch serviles Entgegenkommen und durch die niedrigste Gewinn- und Ländersucht sich in schamloser Weise den französischen Machthabern in Paris enthüllte. Bonaparte lernte hier die Wege kennen, die er einzuschlagen habe, um Deutschland von sich abhängig zu machen. Die großen, wie die kleinen Reichsstände beeilten sich, auf jede Weise und durch jedes, auch das unwürdigste Mittel die Gunst des allmächtigen Herrn v. Talleyrand und seiner Unterbeamten zu erlangen, denn jeder wollte für das Verlorene nicht bloß Ersatz, sondern wo möglich doppelte und dreifache Entschädigung, natürlich auf Kosten der Mitstände. Um sich bei den einflußreichen Cirkeln in Paris beliebt zu machen, tanzten und musicirten die deutschen Reichsbarone, spielten Plumpsack und blinde Kuh. Alles suchte namentlich in Herrn Talleyrand's Haus Zutritt, wo ein verzärteltes Pflegekind und ein Schoßhündchen von den deutschen Gesandten mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wurden. Man tändelte mit dem Kinde und war besorgt, ob es auch bemerkt würde; man trug das Schoßhündchen von einer Stelle zur andern. Hans v. Gagern, der Vertreter Nassaus in Paris, der uns dies Alles aufrichtig genug erzählt, rühmt sich, daß er diese altdeutsche Strafe des Hundetragens dort nicht erlitten habe. Das wirk-

Digitized by Google

sämste Mittel freilich, sich bei dieser Ländervertheilung einen gewinnreichen Antheil zu sichern, war Geld. Ungeheure Summen wurden dem Herrn v. Talleyrand in's Haus geliefert; Hessen-Darmstadt versprach eine Million, Würtemberg sandte seine Summen centnerweise, Baden zahlte 6000 Louisd'or an die Franzosen, Wittgenstein 2000 u. s. f.; auch die Reichsstädte blieben nicht zurück. Wer diese Mittel verschmähte oder knauserte, mußte es schwer büßen. Ein Unterbeamter im Ministerium, Jacob Mathieu aus Straßburg, der die deutschen Sachen zu bearbeiten hatte und in dessen enger Dachstube die deutschen Reichslande zerschnitten wurden, ward gleichfalls mit Gunstbezeugungen und Geld bedacht. Hans v. Gagern, der seine Bekanntschaft auf das Eifrigste kultivirte, versichert, ihm mehr als einmal bei vertraulichen Gastmählern gesagt zu haben: „Herr, Sie werden reich werden, denn Jeder wird sich beeilen, Ihnen seine Erkenntlichkeit zu zeigen!"

Es ist nicht überflüssig, an diese Vorgänge der Jahre 1801, 1802 und 1803 zu erinnern, denn damals knüpfen sich die ersten Fäden eines Einverständnisses zwischen Frankreich und den süd- und westdeutschen Staaten an, das sehr bald in dem Rheinbunde seinen Ausdruck erhielt. Jetzt ward die Saat gesäet, die 1805 und 1806 üppig genug aufging. Die deutschen Regierungen selbst und ihre Vertreter in Paris hatten die Saat gestreut; sie hatten sich herbeigelassen, mit den Feinden des Reichs am eignen Vaterlande das schreiendste Unrecht zu begehen, das Recht zu brechen um schnöden Gewinnes willen; sie hatten Treu und Glauben in der Nation erschüttert, sie hatten durch die Nachahmung französischer Gewaltmaßregeln ein böses Beispiel gegeben, — was war da von der Zukunft zu erwarten?

Der Lüneviller Friede und der Reichsdeputationshauptschluß haben das deutsche Reich in Trümmer zerschlagen. Mit frivolem und gewaltthätigem Sinn wurden geschichtlich zusammengehörige Landestheile auseinander gerissen, sämmtliche geistliche Fürstenthümer aufgehoben, außer dem Kurfürstenthum Mainz, mehr denn vierzig Reichsstädte unter fürstliche Souverainetät gethan, Reichsgrafen und Ritter ihrer Reichsunmittelbarkeit beraubt u. s. w., und dies Alles durch den Willen ausländischer Mächte, auch nicht im Geiste reformirender Bestrebungen, deren die morsche Reichsverfassung längst bedürftig war, sondern in niedrigem Egoismus.

Die süd- und westdeutschen Staaten hatten durch die Entschädigungen reichlich gewonnen. Baden, Würtemberg und Hessen-Kassel erhielten außerdem den Churhut, eine Würde, die bei dem dermaligen Zustande des Reichs ihre alte Bedeutung vollständig verloren hatte. Diese Rangerhöhung diente nur dazu, die Regierungen dieser Länder enger an Frankreich zu knüpfen, dem man die neue Würde verdankte.

Es war im September 1804, als Napoleon am linken Rheinufer erschien und hier den ganzen Pomp seines neugeschaffenen Kaiserthums entfaltete. In der schmachvollsten Weise wetteiferten in Köln und Mainz die deutschen Bürger in Darbringung serviler Huldigungen. In Köln spannten die Bürger die Pferde aus und zogen den Wagen des Kaisers mit eigenen Händen nach seinem Palaste. Die süddeutschen Fürsten, die Diplomatie und ein großer Theil des hohen deutschen Adels fanden sich wie zur Revue vor dem neuen Imperator ein. Möglich, daß hier in Mainz mit den künftigen Rheinbundsfürsten wegen Errichtung eines französisch-deutschen Bundes mündlich verhandelt ward, doch ward noch nichts Bestimmtes verabredet.

Als der französische Kaiser im Jahre 1805 gegen Oesterreich den Krieg vorbereitete, wußte er sich zeitig genug die Mitwirkung der südwestlichen deutschen Staaten zu sichern. Baden, Würtemberg und Baiern stellten ansehnliche Contingente zu der französischen Armee, die zu einem Kampfe wider das Oberhaupt des deutschen Reiches ausrücken sollte. Wie schwer und widerwillig war man sonst dem Aufgebot des Reichstags nachgekommen, wenn es sich um Abwehr von Reichsfeinden handelte! Und nun brachte man in kürzester

Digitized by Google

Frist auf Andringen der gefährlichsten Reichsfeinde bedeutende Mannschaften zusammen, um eben diesen selbst wider die eigenen Stammgenossen zu helfen!

Die Schlacht bei Austerlitz beugte Oesterreich unter die harten Friedensartikel von Preßburg. Es verlor 1140 Quadratmeilen. Mit den abgetretenen Ländern wurden die deutschen Verbündeten des französischen Kaisers belohnt; außerdem wurde den Kurfürsten von Baiern und Würtemberg die Königskrone verliehen; beide Könige und der Kurfürst von Baden sollten in allen ihren Landen „der vollen Souverainetät und aller daraus fließenden Rechte" genießen, ganz so wie der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen in ihren deutschen Landen.

Man sieht, das deutsche Reich war bereits thatsächlich zerfallen. Es hing nur von der Laune des französischen Despoten ab, die Trümmerhaufen des alten Gebäudes in dieser oder jener Art für seine Zwecke zu verwenden.

Es war im Frühling des Jahres 1806, als sonderbare Gerüchte von außerordentlichen Dingen, die in Paris betrieben würden, nach Deutschland gelangten. Auch zu Herrn v. Gagern, der nach Beendigung des Entschädigungswerkes Paris verlassen hatte, war solche räthselhafte Kunde gelangt. Er begab sich sofort nach Paris, um das Interesse des Hauses Nassau wahrzunehmen.

Von allen Seiten strömte man von den deutschen Höfen nach Paris, um die bedrohte Existenz zu retten, oder bei dem schamlosen Länderhandel, der bereits im Gange war, sich seinen Vortheil zu sichern. Denn wie der Lüneviller Friede die Säcularisationen hervorgerufen hatte, betrieb man jetzt in den geheimen Verhandlungen, die zwischen den süddeutschen Staaten Baiern, Würtemberg, Baden und dem Kaiser Napoleon stattfanden, die Mediatisirungen. Wiederum sehen wir dasselbe ekelhafte Schauspiel, wie in den Jahren 1802 und 1803. Die Vertreter deutscher Mächte, längst an Unterwürfigkeit gegen die Franzosen und an feiges Aufgeben der heiligsten Nationalrechte gewöhnt, buhlten um die Gunst der mächtigen Herren in Paris, schmeichelten, intriguirten und bestachen, um auf Kosten gleichberechtigter Mitstände sich mit einigen Quadratmeilen deutschen Landes aus dem allgemeinen Raube zu bereichern. Wieder wanderten bedeutende Summen deutschen Geldes nach Paris. Nach dem Ausdruck eines Franzosen (Montgaillard) wurden die diplomatischen Geschenke wie Börsengeschäfte verhandelt. So mußte ein deutscher Fürst, über dem das Damoklesschwert der Mediatisirung hing, um sich zu retten, einem der französischen Machthaber 200,000 Flaschen Champagner um ungewöhnlich hohen Preis abkaufen. Der Herzog von Mecklenburg schützte sich mit 120,000 Friedrichsd'or vor einer Mediatisirung, doch wurden ihm in Folge des russischen Einflusses später zwei Drittel erlassen.

Im französischen Ministerium war damals ein Unterbeamter, Namens Labesnardière, dem die Bearbeitung der deutschen Angelegenheiten oblag. Er war jedoch dieser complicirten Verhältnisse wenig kundig und daher genöthigt, sich Raths zu erholen bei dem achtzigjährigen, in deutschen Sachen sehr erfahrenen Pfeffel, dem ehemaligen jurisconsulte du Roi aus den Zeiten Ludwigs XVI. Herr v. Talleyrand hatte diesen Emigranten schon vor längerer Zeit zurückrufen lassen, und Gagern, der ihn von früher kannte, suchte ihn jetzt häufig auf, um von dem Gange der neuen Projecte zu hören. Hier in der Wohnung Pfeffels, in einer engen Kammer in der Rue de Grenelle, sind die Grundzüge der rheinischen Bundesacte entworfen. Es geschah nicht selten, daß Gagern die enge Kammer durch die Hinterthür verließ, wenn Labesnardière gemeldet wurde. Von Pfeffels Hand erhielt Gagern einst ein Billet, das erste — geschriebene, was über den rheinischen Bund zum Vorschein gekommen ist; es enthält bereits die wesentlichsten Bestimmungen der später officiell veröffentlichten Bundesacte.

Digitized by Google

Einst — es war in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1806 — war Gesellschaft bei Herrn v. Talleyrand. Da nahm dieser den Herrn v. Gagern in sein Cabinet und las ihm die Acte vor. Aehnliches war kurz zuvor mit einigen andern deutschen Gesandten vorgenommen. Die ganze Mittheilung geschah in einer Weise, die einen Widerspruch oder ein Ablehnen nicht aufkommen ließ. Gagern wenigstens bemerkt: „Es ist wohl nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß die leiseste Weigerung, in den Bund zu treten, das Verdammungs- und Mediatisirungs-Urtheil gegen das Nassauische Haus würde zur Folge gehabt haben."

Am 12. Juli 1806 ward der rheinische Bund zu Paris geschlossen, am 17. Juli zu St. Cloud ratifizirt. Die Errichtung dieses Bundes war die Frucht einer von Deutschen selbst gestreuten Saat, der Rheinbund war die fast nothwendige Consequenz der voraufgegangenen Entwickelung des öffentlichen Geistes in Deutschland. Man hatte sich längst an dem Heiligsten der Nation versündigt, man hatte sich schon seit einigen Jahren redlich bemüht, die ganze französische Verwaltungs- und Polizei-Maschinerie auf deutschen Boden zu verpflanzen, was Wunder, daß nun diese französisch zugestutzten Staaten sich von dem mächtigen Imperator, als ihrem gnädigen Protector, einreihen ließen in seine Universalmonarchie, in der sie nicht mehr bedeuteten, als die Präfecturen Frankreichs! Zwar hatten sie ihre eigenen Fürsten, aber diese waren eben nur dienstergebene Präfecten, Vasallen des französischen Oberlehnsherrn.

Die Glieder des Bundes waren: die Könige von Baiern und von Würtemberg, der Kurfürst Reichserzkanzler und Kurfürst von Baden, der Herzog von Berg und Cleve, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen und Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, von Isenburg-Birstein, der Herzog von Arenberg, der Fürst von Lichtenstein und der Graf von der Leyen. Das Herzogthum Cleve-Berg war erst seit einigen Monaten gebildet und einem französischen Reitergeneral und Schwager des Kaisers Napoleon, dem Prinzen Murat, verliehen worden. Hier und da ward man wohl inne, welcher Schimpf damit dem deutschen Reiche angethan war, daß ihm dieser ausländische Abenteurer als Reichsfürst aufgedrungen ward. Aber man wußte bereits in Paris, was man den Deutschen bieten konnte.

Als Grund des Vertrages war angegeben: „durch angemessene Anordnungen den innern und äußern Frieden des südlichen Deutschlands zu sichern, da dasselbe nach langer und ganz neuerlicher Erfahrung keine Art von Garantie mehr in der Constitution Deutschlands finden könnte." „Die Staaten der Verbündeten sollen für immer vom Gebiete des deutschen Reichs getrennt bleiben und durch eine besondere Einigung unter dem Namen: Rheinische Bundesstaaten, verbunden werden." Alle die Verbündeten betreffenden Reichsgesetze wurden für nichtig erklärt und außer Wirksamkeit gesetzt, daher die Bundesglieder auf alle Titel Verzicht leisteten, welche irgend ein Verhältniß zum deutschen Reiche ausdrückten.

Der französische Kaiser, der zu seinen Zwecken den Bund gestiftet und als „Protector" desselben die eigentlich bestimmende Macht in demselben ward, belohnte mit freigebiger Hand die einzelnen Bundesglieder, die sich als so brauchbare Werkzeuge seines Willens erwiesen hatten, mit Titeln und Würden. Der Kurfürst Reichserzkanzler erhielt den Titel: „Fürst Primas." Der Träger dieser Würde war der bekannte Karl Theodor v. Dalberg, der ächte Typus für die deutsche Bildung jener Tage: enthusiastisch den Interessen der Kunst und Wissenschaft hingegeben, fein und hochgebildet, aber von schmachvoller Characterlosigkeit, die ihn alle Stadien deutscher Erniedrigung mit hohlen, lügnerischen Phrasen übertünchen ließ. Er hat den napoleonischen Tendenzen, so viel er konnte, Vorschub geleistet, um vor Allem sich und seine Existenz zu retten. — Der Kurfürst von Baden, der Herzog von Berg und Kleve und der Landgraf von Hessen-Darmstadt nahmen den Titel „Großherzog" an.

Digitized by Google

Sie sollten königliche Rechte, Ehren und Vorzüge genießen. Das Haupt des Hauses Nassau erhielt den Titel „Herzog", der Graf von der Leyen den des „Fürsten."

Wie der Bund aus Treulosigkeit und Verrath hervorgegangen war, so zeigte auch die Bundesacte den Stempel wälschen Trugs. So handelten mehrere Artikel derselben von einer Bundesversammlung, die zu Frankfurt ihren Sitz haben und in zwei Kollegien, das der Könige und das der Fürsten, zerfallen sollte. Alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten sollten hier verhandelt, alle Streitigkeiten zwischen den Bundesgenossen hier entschieden werden. Der Zeitpunkt des Zusammentritts dieser Bundesversammlung, die Art der Zusammenberufung, die Gegenstände ihrer Berathung und Anderes, sollten in einem Grundstatut bestimmt werden, welches der Fürst Primas einen Monat nach der zu Regensburg am Reichstage geschehenen Bekanntmachung dieses Vertrages den verbündeten Staaten zur Genehmigung vorlegen sollte. Keine dieser Bestimmungen ist je ins Leben getreten. —

Die verbündeten Fürsten sollten unabhängig sein von jeder dem Bunde fremden Macht; sie durften nirgendwo Dienste irgend einer Art nehmen, als in den Staaten der Bundesgenossen oder den mit dem Bunde verbündeten Staaten. Im Sinne dieses Artikels waren also die außerhalb des Bundes stehenden deutschen Staaten, wie Preußen und Oesterreich, fremde Mächte, wogegen Frankreich als verbündete Macht den vollgültigsten Anspruch auf die Hülfsleistungen der Bundesgenossen hatte!

Napoleon, als Protector des Bundes, hatte das Recht, über die Aufnahme neuer Mitglieder zu entscheiden, bei einem drohenden Kriege die Rüstungen anzuordnen und nach dem Tode des jedesmaligen Fürst Primas dessen Nachfolger zu ernennen.

Tief eingreifend waren dann die zum Behuf der Abrundung und Vergrößerung der Rheinbundstaaten vorgenommenen Gebietsveränderungen. Tausch und gegenseitige Abtretungen, vor Allem aber Mediatisirungen waren in der umfassendsten und rücksichtslosesten Weise vorgenommen. Mit derselben revolutionären Gewaltthätigkeit, wie einige Jahre zuvor bei den Säcularisationen, wurde eine ganze Anzahl weltlicher Reichsstände durch einen Federstrich beseitigt und ihr Gebiet den begünstigten Bundesstaaten einverleibt. Viele von jenen hatten es verabsäumt, Gunst und Protection in Paris zu suchen, Manchen mochten die Summen fehlen, die erforderlich waren, das Wohlwollen der pariser Staatsmänner zu gewinnen. Mehr als 550 Quadratmeilen mit 1,200,000 Seelen wurden auf diese Weise eingezogen. —

Die Souverainetätsrechte der Rheinbundsfürsten bestanden in der Gesetzgebung, der obersten Gerichtsbarkeit, der höhern Polizei, der Conscription und dem Rechte der Auflagen.

Es war nach alle dem, was wir von der Entstehung des Bundes wissen, ganz natürlich, daß die Rheinbundstaaten in ihren Beziehungen nach Außen ausschließlich durch die napoleonische Politik bestimmt wurden. Es heißt daher ausdrücklich, daß jeder continentale Krieg, in welchen einer der contrahirenden Theile verwickelt würde, sofort allen übrigen gemeinschaftlich sein sollte. Das Contingent, das jeder Bundesfürst zu stellen hatte, war in der Acte selbst angegeben. —

Das also war das Werk, das zur Schmach des deutschen Stammes von einheimischen Fürsten unter dem bestimmenden Einflusse eines fremden Despoten aufgerichtet ward! Wohl mit Recht nannte Friedrich Gentz diese Acte eine „Schimpf- und Spottconstitution, gebildet aus drei köstlichen Bestandtheilen, einem Sclavenvolke unter einem doppelten Herrn, Despoten in erster Potenz, selbst Sclaven eines höhern Gebieters, und einem selbstgeschaffenen, Alles verschlingenden Oberdespoten."

Nach dem dritten Artikel der Bundesacte sollte die Trennung der Rheinbundsfürsten vom Reiche am 1. August der Reichsversammlung mitgetheilt werden. Die betheiligten Fürsten und der französische Kaiser gaben an dem genannten Tage ihre Erklärungen an den Regensburger Reichstag ab, daß sie durch die Errichtung des neuen Bundes fortan das deutsche

Digitized by Google

Reich als aufgelöst betrachteten. Von beiden Seiten ward die deutsche Reichsverfassung einer Kritik unterzogen, ihre Unzulänglichkeit und Verfallenheit nachgewiesen und daraus die Nothwendigkeit eines neuen Bundes unter der Garantie einer bedeutenden Schutzmacht deducirt. Die Rheinbundsfürsten entblödeten sich nicht, in der Erklärung, die ihre Gesandten zu geben hatten, auszusprechen, daß die Absichten jenes Monarchen, in dessen mächtigen Schutz sie sich begeben, sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt hätten.

Es blieb nun noch übrig, daß auch das Reichsoberhaupt sich diesen Vorgängen gegenüber erklärte. Diese Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. In einer Acte vom 6. August entsagte Franz II. der deutschen Kaiserwürde und entließ alle Stände des Reiches aus den Pflichten, die sie bisher gegen das Reichsoberhaupt gehabt. In förmlichem, nüchternem Amtsstil war diese Mittheilung des letzten deutschen Kaisers abgefaßt. Sie ward fast nur an die Vertreter der Rheinbundsfürsten gerichtet, denn fast diese allein hatten sich zum Reichstage und zur Bestattung des deutschen Reiches eingefunden. Ein tausendjähriges Leben mit den herrlichsten und wundervollsten Erinnerungen, mit einer geschichtlichen Vergangenheit ohne Gleichen ging hiermit zu Ende. Aber kein Gefühl des Schmerzes durchzuckte die Nation, als sich die Nachricht hiervon verbreitete. Schon längst waren Kaiser und Reich dem Leben des Volkes entfremdet, beide waren schon seit langer Zeit keine Factoren mehr in der Entwicklung des deutschen Geistes und der deutschen Zustände. Man konnte in vieler Beziehung sagen, daß das Große und Gute, das in der letzten Lebensperiode des Reiches geschah, trotz Kaiser und Reichsverfassung zu Stande gekommen war. Wo sich eine Wirksamkeit des Reichstages bemerklich machte, war es immer der Eindruck der Schwäche, der Hülflosigkeit, der Halbheit, die sein Gebahren auf die Nation hervorbringen mußte. In dem letzten Jahrzehnt war dies Alles in der grellsten Weise zu Tage gekommen. Die deutschen Völker hatten sich also längst gewöhnt, das Reich und seine Organe als Nullitäten anzusehen, kein Wunder, daß man die Kunde von ihrer Auflösung kühl und gleichgültig entgegennahm. Es war nicht ganz unrichtig, was die Mainzer Zeitung kurz vor der Stiftung des Rheinbundes in einem Artikel aussprach, wenn wir auch heutzutage nicht ohne Wehmuth jene merkwürdige Stelle lesen: „Es ist kein Deutschland mehr. Was man für Anstrengungen einer gegen ihre Auflösung kämpfenden Nation zu halten versucht werden könnte, sind nur Klagen weniger Menschen an dem Grabe eines Volkes, das sie überlebt haben. Sie glaubten an eine Nation, weil eine gemeinschaftliche Sprache und gemeinschaftliche Sitten ihnen ein Volk zusammen zu halten schienen. Deutschland ist nicht heute erst untergegangen. Es selbst hat seine Auflösung beschleunigt und seinem Dasein durch wiederholte politische Bruder- und Selbstmorde ein Ende gemacht."

Wir bezeichneten zu Anfang den Rheinbund als den Abschluß einer durch die Politik des westphälischen Friedens eingeleiteten Entwickelung. Je zersplitterter und haltungsloser das Reich ward, desto mehr stieg der französische Einfluß in Europa. Immer mehr und mehr schwoll der unnationale, dem Wälschen zugewendete Sinn in Deutschland an; er zog unsere Literatur und Kunst in seine Bahnen und erzeugte eine Reihe der widerwärtigsten Erscheinungen, und als nun der deutsche Genius unsere ursprüngliche Geisteskraft in ihrer Reinheit wieder hergestellt hatte, mußte unser politisches Leben den gleichen Proceß durchlaufen. Die dürftige Hülflosigkeit und starre Ohnmacht des Reiches weckte und nährte selber jene unheilvolle Sympathie für das Franzosenthum, die wie ein Gift an unserem innersten Mark gezehrt hat. Der Rheinbund ward der geeignete Boden, auf dem sich diese Sympathie der deutschen Stämme ausleben konnte — zu ihrer eigenen Schmach und zum Heil für eine gesundere Zukunft.

Der westphälische Friede hatte in einem Artikel den einzelnen Gliedern des Reiches das

Digitized by Google

Recht eingeräumt, selbstständig völkerrechtliche Bündnisse zu schließen. Von diesem Rechte war jetzt ein umfassender Gebrauch gemacht. Deutsche Fürsten hatten mit dem langjährigen Reichsfeinde einen Bund geschlossen, der dem Reiche selber den Todesstoß versetzte. Das war gewiß die beste Probe auf die Politik des westphälischen Friedens.

Die Ursachen aufzuweisen, aus denen die Entstehung des Rheinbundes zu erklären, den Geist zu charakterisiren, aus dem dieser Bund geboren, das war im Vorliegenden die Aufgabe. Es mag einer andern Besprechung vorbehalten bleiben, die weitere Geschichte, die äußere wie die innere, dieser Rheinbundstaaten in ihren Hauptzügen darzustellen. — So weit wir in die Vergangenheit zurückschauen: wir finden kein Volk, das die wahre politische Freiheit erlangt durch den Verrath an seiner Nationalität um den Preis seiner nationalen Unabhängigkeit; vielmehr wer diese aufhebt, zerstört die Grundbedingung aller freiheitlichen Entwickelung. Dazu giebt die Geschichte der Rheinbundstaaten, wie wir ein ander Mal nachweisen wollen, den trefflichsten, unwiderleglichen Commentar, und das ist ihre wesentlichste Bedeutung für das deutsche Volk.

Die Verhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich während der letzten Jahrhunderte.

Von Dr. W. Stricker.

I.

Unter allen nationalen Gegensätzen ist von Seite unseres Volkes keiner vielfacher in Betracht genommen worden, als der zwischen den Franzosen und den Deutschen. Die ganz verschiedene politische Entwickelung der zwei die centralste Lage in Europa einnehmenden Culturvölker hat diesen Gegensatz so geschärft, daß, wo in Deutschland von nationalen Verschiedenheiten die Rede ist, dieser zuerst betont wird. Und in der That zeigt ein Blick auf die Karte deutlicher als lange Auseinandersetzungen die Schwere des Gegensatzes. Während von der Rhein- und Scheldemündung bis zur Narva und von der Eider bis zur Etsch die meist machtlosen Trümmer unsers Weltreichs theils die Landkarte mit buntem Mosaik überdecken, theils fremden Staaten zugefallen sind, und keine Stadt den vollen Ausdruck unserer Nationalität zusammenfaßt, umzieht ein einfacher, stets sich ausdehnender Farbenreif das französische Gebiet, und eine riesige Hauptstadt gilt ebensowohl als höchste Autorität in Wissenschaft und Kunst, wie im Gebiet der Moden. Es hat das ganze Elend des Wahlreichs, der Bürgerkriege, der Religionsspaltung, der Auswanderung und des fremden Kriegsdienstes dazu gehört, um die Deutschen allein von allen germanischen und romanischen Nationen von der Bildung eines Nationalstaates abzuhalten, und — trotz dem Glück der Habsburger, welche ein Königreich nach dem andern ererbten und erheiratheten — die Macht des unter der englischen Fremdherrschaft gebeugten, von Bürger- und Religionskriegen zerrissenen, endlich aber zur Einheit zusammengefaßten Frankreichs über unser zahlreicheres und das Herz von Europa einnehmendes Volk zu erheben.

Auf die deutschen Fürsten, welche mit dem Feinde sich verbündeten und ihn ins Reich geführt, fällt die Hauptschuld dieses herben Geschickes; die Franzosen haben nur die ihnen gebotene Gelegenheit benutzt. Verhängnißvoll war die Wahl von Paris, statt Orleans

Digitized by Google

oder Tours zur französischen Hauptstadt. Gerade hier, von den reichen Niederlanden und dem unzugänglichen Lothringen her, bedrohte die furchtbare habsburgische Macht aus überlegenen Angriffspositionen das Herz des französischen Staates, und es war eine Lebensfrage für denselben, die Hauptstadt besser zu sichern. Der historische Verlauf, wie allmälig die Grenze weiter von Paris weggeschoben und selbst jenseits der Grenzen jede bedrohliche Macht beseitigt wurde, ist so lehrreich, daß wir ihn hier an der Hand der Spruner'schen Karte im Zusammenhang betrachten wollen, um so mehr, als wir auf diese Weise den politischen Theil unserer Aufgabe erledigen und uns der socialen, wissenschaftlichen und literarischen Wechselwirkungen zwischen beiden Völkern vorwaltend zuwenden können.

Wir schlagen Karte 13 auf: „Westeuropa um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts", und finden Frankreich im Wesentlichen begrenzt von Somme, Maas, Saône und See-Alpen, und rings umgeben von den Besitzungen des damals auf der Höhe seiner Macht stehenden Hauses Habsburg: im Norden die Niederlande, im Westen die Grafschaft Charolles, gleich dahinter die Franche-Comté, von welcher Breisgau und Burgau die Verbindung mit der hinterliegenden Ländermasse vermittelt; weiter südlich Mailand, von Tirol durch Schweizer und Venediger Gebiet getrennt, im Südosten endlich Spanien, von wo die Balearen und Sardinien die Brücke zu Neapel und Sicilien bilden. Angesichts dieses Mißverhältnisses der Kräfte — denn wir haben uns noch die außerhalb der Karte liegenden habsburgischen Besitzungen in der neuen Welt hinzuzudenken — erscheint es den französischen Königen durch die Pflicht der Selbsterhaltung geboten, der drückenden Umarmung sich zu entziehen, und die Religionskriege in Deutschland bieten die Gelegenheit dazu. Die nächsten Karten, welche sich auf unsern Gegenstand beziehen, Nr. 15. und 17., zeigen als Resultat des westphälischen Friedens schon ein ganz andres Bild, den Keim veränderter Gestaltungen. Das Elsaß ist von Frankreich erworben, mehr eine Leiter zu höheren Zielen, als an sich ein bedeutender Gewinn, denn der König von Frankreich hat nur das früher österreichische Plattland als directes Eigenthum; über die zehn Reichsstädte: Colmar, Hagenau, Schlettstadt, Landau, Weißenburg, Oberehenheim, Türkheim, Roßheim, Kaiserburg und Münster im Gregorienthal aber nur die Rechte des Kaisers erworben; Mühlhausen bleibt bei seinem Verbande mit der Eidgenossenschaft und Lotharingen liegt zwischen dem Elsaß und Frankreich. Die Niederlande, die Freigrafschaft Burgund und Mailand gehören jetzt wenigstens einer andern, der spanischen Linie der Habsburger an und entbehren so des directen Rückhalts an den der deutschen Linie abgetretenen Erblanden. Toul, Metz und Verdün schützen jetzt, da die französische Grenze über die Maas bis zur Mosel vorgeschoben ist, die Hauptstadt. — Preußen, welches auf der Karte Nr. 13. kaum die Größe Baierns erreichte und der von Frankreich abgelegenste Reichsstand war, zeigte sich 1648 mit dem brandenburgischen Hauptlande bis Halberstadt vorgerückt, und in den Landen an Weser und Rhein: Fürstenthum Minden, Grafschaft Ravensberg, Herzogthum Cleve, Grafschaft Mark, erblicken wir die Keime der heutigen Rheinprovinz und Westfalens. Karte Nr. 18: „Mittel-Europa bis 1788," zeigt die Ergebnisse der Kriege Ludwigs XIV. und der freiwilligen Abtretung des Reichslandes Lothringen an Ludwig XV. im Interesse der habsburgischen Hauspolitik.

Nun bietet der reine Umriß der weiten uniformen Fläche des französischen Reiches einen schreienden Contrast zu den zerstückten Gefilden Italiens und Deutschlands. Nur Hanau-Lichtenberg und rheingräfliche Landestheile an der oberen Mosel, Mühlhausen, Mömpelgard und Avignon erscheinen als fremdländische Enclaven in französischem Gebiet, wogegen Landau in das umgekehrte Verhältniß getreten ist. Elsaß, das jetzt die Reichsstädte, zumal Straßburg umschließt, und nicht mehr vom Hauptland getrennt ist, hat seine ganze aggressive Bedeutung erlangt. Zwar sind die bedeutend beschnittenen Niederlande wieder östreichisch

Digitized by Google

geworden, aber die Verbindungen mit dem Hauptland fehlen; nicht mehr deckt die Franche-Comté die schweizer Grenze gegen einen französischen Angriff; das Herzogthum Mailand ist durch das Haus Savoyen geschwächt; seine Grenze liegt jetzt hinter dem Ticino; Corsica ist französisch, die Insel Sardinien mit Piemont vereinigt. — Preußen hat durch Besitznahme des untern Weichselthales seine altpreußischen mit den brandenburgischen Landen vereinigt und durch die Eroberung Schlesiens seine Hauptstadt gegen einen Angriff aus Süden sicher gestellt; nach Westen ist es weiter ins Reich hineingewachsen in nördlicher Richtung durch Erwerbung von Ostfriesland, Lingen, Teklenburg, in südlicher durch die von Anspach und Baireuth.

Karte Nr. 21 zeigt uns Europa im Zeitalter Napoleons und damit die grauenvollste Verhöhnung jedes Grenzprincips. Zur Erklärung der Grenze des französischen Kaiserreichs, welche von Lübeck nach Wesel, von da, dem Rhein folgend, nach Basel läuft, dann längs dem Jura, den Centralalpen und dem Po zum Apennin gelangt, dies Gebirge überschreitet und bei der neapolitanischen Grenze schließt — reicht weder die Theorie der „natürlichen Grenzen," noch die der Nationalität hin.

Der Halbmond Lübeck-Cattaro umfaßt und bewacht die widerwilligen Bundesgenossen: den Rheinbund und das Königreich Italien. Oesterreich, aller italienischen Länder und der deutschen Gebiete Vorderösterreich und Tirol, sowie des Landes jenseits der Save, beraubt, ist auf seine magyarischen und slavischen Länder zurückgeworfen und vom Meere abgeschnitten. Preußen, welches soeben durch die dritte Theilung Polens seinen größten Umfang, 800 □Meilen größer als heute, erreicht hatte, ist hinsichtlich seiner Beziehungen zu Deutschland, um 250 Jahre zurückgeworfen. Alle die Etappen von der Elbe zur Weser, zum Main und Rhein, sind verloren und wie ein Knie stemmen sich die zum Großherzogthum Warschau vereinigten polnischen Lande in die schmächtige Stelle zwischen Brandenburg und Schlesien. Dafür ist ein schlechter Trost, daß wenigstens die Verbindung zwischen Brandenburg und Preußen erhalten ist.

Zwei feste Warten, die eine mitten in Preußen, die andere mitten im Rheinbund gelegen, Danzig und Erfurt, waren unmittelbar von Franzosen gehütet. Der ganze Bau war so wohl gefügt, daß eine unbefangene Betrachtung der Dinge zugestehen muß, Napoleon I. habe sein Werk selbst vernichtet. Ohne den Feldzug von 1812, welcher sein furchtbares Heer vernichtete und den Angriff Rußlands hervorrief, fehlte all' dem patriotischen Zorn in Preußen die Gelegenheit, in beispielloser Aufopferung sich kund zu thun. Der Wiener Congreß ließ Deutschland wesentlich in der politisch-militärischen Begrenzung, wie Napoleon I. sie seinen Zwecken gemäß im Interesse Frankreichs angeordnet hatte. Vergleichen wir die Karte von 1788 mit der von 1815, so finden wir die Enclaven im Oberelsaß, Mühlhausen, Mömpelgard und Avignon mit Frankreich vereinigt, dagegen Landau und Saarlouis ihm entrissen. Der Congreß handelte, als ob die Bourbonen noch Menschenalter lang auf dem Thron eines erschöpften Frankreichs sitzen müßten, und als ob die Jahrhunderte alten Erfahrungen von der Schwäche des zerstückelten Gebiets am Oberrhein, zumal einem Waffenplatz wie Straßburg gegenüber, nicht vorhanden wären. Aber nur funfzehn Jahre dauerte die Herrschaft der älteren Bourbonenlinie und nur so lang ruhten die territorialen Veränderungen. Das gegen Frankreich gegründete und auf Kosten Deutschlands durch Lützenburg und Theile von Preußisch-Geldern verstärkte Königreich der Niederlande, an sich schon mit geringerer Widerstandskraft begabt, als da Flandern und Brabant zur österreichischen Militärmonarchie gehörten, zerfiel 1830 unter wesentlicher Mitwirkung des einen seiner Gründer (Großbritannien) und unter thatlosem Zusehn der Ostmächte in ein südliches Königreich, welches seine Existenz Frankreich verdankt und jährlich mehr französirt wird, und in ein nördliches, welches für sich allein nie eine Landmacht war. In das gleiche Jahr fällt die

Digitized by Google

Eroberung Algiers, einer unschätzbaren Kriegsschule für Frankreich. 1860 brachte die Erwerbung Savoyens und Nizza's und 1861 noch ein weiteres Vorrücken an der Riviera di Ponente durch den Kauf Mentone's und Roccabruna's. —

II.

Die Anfangs so bedeutende Ueberlegenheit Deutschlands hat den Bestrebungen Frankreichs nach der Erweiterung seiner Grenzen einen so chronischen Charakter gegeben, und andrerseits sind die Ursachen des Zerfalls der deutschen Macht so alt, daß man mit Erstaunen Aeußerungen findet, welche, vor drei bis vier Jahrhunderten ausgesprochen, für die Gegenwart gesagt scheinen. Da Frankreich dem deutschen Gebiete die empfindlichsten Verluste beigebracht und den Bestand der deutschen Nation von jeher am ernstlichsten bedroht hat, so sind die Mahnungen zur Einigkeit, welche nach keiner schweren Zeit, wenn auch ohne wesentlichen Erfolg, gefehlt haben, immer in Hinblick auf die Franzosen gegeben, und man möge es für kein Abirren von unserm Thema ansehen, wenn in den Stellen, welche wir anführen, nicht immer die Franzosen namentlich erwähnt sind.

Es schreibt Aeneas Sylvius i. J. 1439: „Ein Grund des Sinkens Deutschlands ist die Vielheit der Fürsten. Dem Kaiser gehorchen sie nur, wenn und soweit sie wollen; aber sie wollen gar nicht. Alle wollen souverän sein; keiner will dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, jeder sorgt nur sich selbst. Daher die häufigen Fehden, die unaufhörlichen Kriege, Raub, Brand, Mord und tausend andere Uebel. Denn wer selbst nicht gehorchen will, kann auch nicht über andre herrschen. Wie furchtbar wären die Deutschen, wenn sie einig wären!" — Am 19. November 1444 schreibt Peter van Hasselt an Jacob von Sierck: „Der französische König Karl VII. sagte: „„Er wolle für deutsche Freiheit und Adel gegen das Haus Oesterreich streiten, das müsse kleiner werden. Auch hörte ich, er habe gesagt: er wolle dem Hause Oesterreich in Ungarn und Böhmen ein Spiel spielen, dessen es sich nicht versehen werde. Frankreich müsse das Land bis zum Rheine haben, und er fürchte die deutschen Fürsten nicht, die wolle er alle schlagen, den einen nach dem andern, aber er fürchte die deutschen Städte und Bauern.""" — Machiavelli um 1520 schreibt: „An der Macht Deutschlands darf man nicht zweifeln, denn es hat Ueberfluß an Menschen, an Reichthümern und Geld. Jede Stadt hat einen baaren Schatz, der bei Straßburg sich auf einige Millionen Gulden belaufen soll, und hält Lebensmittel für ein Jahr vorräthig. Für Soldaten geben sie nichts aus, weil ihre Einwohner bewaffnet und geübt sind, und an Festtagen, statt zu spielen, üben sie sich in den Waffen." Jedoch, setzt er hinzu, werde Deutschland seinen Nachbarn nicht gefährlich werden, weil die Deutschen zu wenig einig seyen.

Man berichtet ein Wort Solimans von 1529: „Die Deutschen berathen, ich handle! Die deutschen Fürsten sind wie die Füchse Simsons, die mit ihren Köpfen jeder wo anders hinaus wollen, während sie mit den zusammengebundenen Schwänzen ihr eigenes Reich in Brand stecken."

In den „Geschichten Philander's von Sittenwald", 1650 fragt Moscherosch: „Welches unvernünftige Thier ist doch, das, dem andern zu gefallen, seine Sprache und Stimme änderte? Hast du je eine Katze, dem Hunde zu gefallen, bellen; einen Hund, der Katze zu gefallen, miauchzen hören? Nun sind wahrhaftig in seiner Natur ein festes deutsches Gemüth und ein schlüpfriger welscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwohl wollet ihr, unverständiger als die Thiere, ihnen wider allen Dank nachartен? Hast du je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollet die edle Sprache, die euch angeboren, gar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterland!" Aehnlich klagt ein niedersächsischer Satiriker jener Zeiten, der Hamburger Lauremberg, 1654:

Digitized by Google

Seht, sülk Schipbroek hefft de düdsche Sprak geleden,
De französche hefft er de Nese affgeschneden,
Un hefft ene fremde Nese wedder angeflicket,
De siek by de düdsche Ohren nich wol schicket,

weil man angeblich damals das Deutsche durch die Nase aussprach.

Hören wir die Klagen über die politische und gesellschaftliche Erniedrigung der Nation von Solchen aussprechen, denen es nicht vergönnt war, die Hand zur Verbesserung solcher Zustände anzulegen, so thut es um so wohler, ein mannhaftes Wort des Großen Churfürsten zu finden, welcher sich 1667 also vernehmen läßt: „Es seynd etliche, welche vorgeben, daß ein jeder ihm selbst und nicht dem gemeinen Vaterland rathen soll; aber also wird weder euch noch dem Vaterland gerathen und vorgestanden. Wenn dieses wohl stehet, so stehet es wohl um alle; wenn aber dieses umgekehret, so kann niemand stehen. Indem jeder eintzelich für sich streitet, so werden sie alle überwunden. Wer seine eigene Feuersbrunst ganz allein verhüten will, wird doch endlich durch eine allgemeine, wenn er einer solchen keinen Widerstand thuet, umkommen."

Aber es war nicht die deutsche Uneinigkeit allein, sondern insbesondere auch die Benutzung deutscher Söldnerschaaren gegen das eigene Vaterland, was den Franzosen ihre Erfolge erwarb. In Bezug darauf hatte Johannes Rist (1667) gesungen:

„Mein eignes Volk bezwinget
Sich selbst mit eigner Hand,"

und ausführlicher spricht sich in kräftiger Prosa darüber aus der Verfasser des Simplicissimus, Samuel Greiffensohn von Hirschfeld, welcher um 1669 im „Stolzen Melcher", schreibt: „Die Deutschen müssen den Franzosen zugleich für Vorfechter, für Schanzkörbe und lebendige Faschinen dienen, sie durch ihre Beschirmung in den gefährlichsten Scharmützeln zu bedecken und den Feind in die Flucht zu wenden, in den Bestürmungen aber die Gräben auszufüllen. Es ist gewiß, daß niemals die Deutschen anders als durch Deutsche überwunden werden können, das wissen die Franzosen, und derowegen sehen wir, daß sie zu unsern Zeiten um unser Geld, das wir beides um französische Waaren und mit unnöthigen kostbaren Reisekosten in Frankreich hineinvernarren, unsere junge Mannschaft an sich locken und hernach um derselbigen Tapferkeit, Mühe, Arbeit, Blut und Leben sowohl die großen Städte, als die Victorien im Feld von Deutschen wider Deutsche erkaufen; werden auch mit solcher Mode uns da und dort zu zwacken nicht aufhören, wenn wir die Augen nicht aufthun, bis sie uns endlich gar noch um unsre Freiheit, um Hab und Gut, ja um Alles, was Deutschland groß und ruhmreich macht, gebracht haben werden."

Im folgenden Jahre (1670) gab der große Leibnitz eine Schrift heraus, in welcher die Stelle vorkommt: „Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten. Alsdann werden unsere Sachen ein ander Ansehen haben. Ganz Europa wird sich zur Ruhe begeben, in sich selbst zu wühlen aufhören und die Augen dahin werfen, wo so viel Ehre, Sieg, Nutzen, Reichthum mit gutem Gewissen auf eine Gott angenehme Art zu erjagen. — — Frankreich ist von der Vorsehung berufen, ein Führer der christlichen Waffen in der Levante zu sein, das ihm gegenüberliegende Afrika anzugreifen, die Raubnester zu zerstören, Egypten selbst, eins der bestgelegenen Länder in der Welt, anzugreifen und zu erobern."

Prinz Eugen, der Sieger von Salankemen selbst, mußte am Ende seiner glorreichen Laufbahn in die trostlosen Worte ausbrechen (1708): „Der Herr vergebe den Deutschen, denn sie wissen seit dem westfälischen Frieden nicht einmal, was sie thun, noch weniger, was sie wollen, am wenigsten aber, was sie sind. Anstatt auf Vereinigung der Streitkräfte gegen den gemeinsamen Feind zu denken, hadert man um eine Dorfkirche oder ein Schul-

Digitized by Google

haus," — und 1714 (nach dem Frieden von Rastadt): „Ich weiß leider nur zu gut, daß, nachdem die politischen Verhältnisse Europas nunmehr für alle künftigen Jahrhunderte verdorben worden, selbst der beste Friede mit Frankreich ein stummer Krieg ist. Es läßt sich sehr leicht berechnen, daß Frankreich bei der nächsten Gelegenheit immer weiter gehen und den Rhein zur Grenze verlangen wird." Der Inhalt aller dieser Klagen ist von Christian Wernicke († 1720) in folgende Verse zusammengefaßt:

Zu Regensburg fünf kurze Fragen,
Auf welche mancher Mund muß seine Antwort sagen,
Und zu Versailles soviel Wort',
Die manche Hand ausführt an manchem Ort.
Die machen, daß uns Frankreich drücket,
Und die verstellte Krön' oft unsern Adler pflücket.
Bei uns heißt's: Ob, wie, wenn, was, wer?
Und dort in einem Zug: Denn das ist mein Begehr!

III.

Wir haben nun die tiefste soziale Erniedrigung Deutschlands unter dem Uebergewicht Frankreichs zu betrachten, bis mit den Siegen Friedrichs des Großen die aufsteigende Bewegung wieder beginnt. Gehen wir auf die ältesten Zeugnisse über das Wechselverhältniß zwischen beiden Nationalitäten zurück, so finden wir den Eid Ludwigs des Deutschen zu Straßburg 842 als ältestes Denkmal der französischen Sprache und Ludwig IV. d'Outremer († 954) als den letzten Carolinger, welcher Deutsch sprach, weil er diese Sprache in Deutschland erlernt. Schon im dreizehnten Jahrhundert war Französisch allgemeine Hofsprache. Die mittel-hochdeutschen Minnesänger eiferten den französischen Troubadours und Trouveres nach und nahmen Worte aus dem Französischen ins Deutsche herüber. Wolfram von Eschenbach nahm seinen Stoff zum Parcival aus französischen Heldenliedern.

Französisch war auch die Muttersprache Karls V., und sein Vaterland, mächtige und hochgebildete französisch redende Striche, gehörten seit 1506 zu dem deutschen Reiche.

Jetzt finden wir zuerst französische Staatsbriefe und Urkunden statt lateinischer oder deutscher. Die Verbindung deutscher Fürsten mit Frankreich, in Folge des schmalkaldischen Krieges, wodurch die drei lothringischen Bisthümer dem Reiche verloren gingen (1552), wies sie nach Westen hin und ließ sie in dem steigenden Glanze des französischen Hofes und in dem Aufenthalte zu Paris ein Bildungs- und Unterhaltungsmittel finden, das bald von den meisten deutschen Fürstensöhnen, wieder zum Nutzen feinerer Lebensart, als zum Schaden vaterländischer Gesinnung, benutzt wurde. Die vom König Franz I. und vom Herzog Alba vertriebenen Protestanten bildeten in vielen Hauptstädten Deutschlands französische und wallonische reformirte Gemeinden, Pflanzstätten fremder Sitte und Sprache, welche um so mehr Eingang fanden, als jene zugleich die Träger feinerer Bildung und höheren Gewerbfleißes waren. In den französischen Religionskriegen führten deutsche protestantische Fürstensöhne, besonders aus der Rheingegend, deutsche Reiterschaaren (Reitres) ihren Glaubensgenossen zur Hülfe zu. Allmälig aber wurde aus dem Kriegsdienst um den Glauben ein Dienst um Ehre und Geld, und so kamen jene deutschen Adelsfamilien: die Roßwurm, Schwarzenberg, Beßstein (Bassompierre), Schönberg (Schomberg) ꝛc. in französischen Dienst, welche in der späteren Zeit gegen das ursprüngliche Vaterland kämpften.

Bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges dauerte die Ueberlegenheit deutscher Waffen über die französischen fort. Es ist zu bekannt, um hier wiederholt dargelegt zu werden, daß Frankreich nur durch deutsche Soldtruppen, insbesondere durch Bernhard von Weimar und sein Heer, alle Vortheile, zumal den Besitz des Elsasses, erlangte. Dem oben erwähnten Ausspruche Leibnitzens gemäß wurde jener Krieg, dessen Schauplatz von Siebenbürgen bis an die holländische Küste, von Livland bis ins Veltlin, von Wien bis Paris sich

Digitized by Google

erstreckte, während die Völker von der Ukraine bis zu den schottischen Hochlanden, von den Finnmarken bis Sicilien daran Theil nahmen, bei seinem Ausbruch von einer Schrift Martins Opitz begleitet; worin er sagt: „Wir unternehmen gefahrvolle und kostbare Reisen ins Ausland und ringen mit allen Kräften danach, uns und dem Vaterlande nicht mehr ähnlich zu erscheinen. Während wir mit maßloser Gier die fremde Sprache erlernen, bringen wir die unsrige in Verachtung. Eher sollten wir streben, gleich wie wir von Franzosen und Italienern Geist und Eleganz erborgen, auch unsre Sprache nach ihrem Vorbild zu glätten und auszubilden, aber wir schämen uns unsers Vaterlandes und trachten danach, daß wir nichts weniger als die deutsche Sprache zu verstehen scheinen. Aus dieser Quelle strömt das Verderben für Vaterland und Volk; wir verachten uns selbst und werden deshalb verachtet." Mit dieser Selbstverachtung der Deutschen in jener Zeit stimmt freilich durchaus nicht eine Stelle aus Richelieu's Denkwürdigkeiten von 1633, wo er sagt: „Wallenstein äußerte gegen fremde Mächte und Nationen jenen Haß und jene Verachtung, welche den Deutschen gleichsam angeboren sind."

Mit dem Abschluß des westphälischen Friedens beginnt in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Zeit des tiefsten Verfalles deutscher Volksthümlichkeit. Das Schlimmste war nicht die Verminderung des deutschen Volkes auf ein Drittel seiner früheren Zahl, die Verwüstung und Verarmung des Landes, die endgültige Abtrennung der Schweiz und der Niederlande; — noch trauriger war der politische Stumpfsinn, da der Reichstag trotz der dringendsten Gefahr zu keinem Entschluß gegen Frankreich gelangen, jeden Reichskreis für sich handeln ließ. Das offene Bündniß deutscher katholischer Fürsten: Bayern, Köln, Münster u. a. mit Frankreich hatte nicht einmal die Entschuldigung der Religionsgefahr zur Seite.

Je tiefer Deutschland versank, desto heller leuchtete Frankreichs Herrlichkeit, ein Vorbild den Fürsten, welche in ihren neu erbauten, welsch genannten Schlössern „Bellevue" u. s. w. ein Versailles im Kleinen sich schufen, ein Vorbild dem Adel, der ebenso ausschließlich französisch sprach und schrieb, wie die Gelehrten lateinisch, so daß die Gefahr nahe lag, das Deutsche werde allmählich ohne literarische Geltung in die untersten Schichten des Bürger- und Bauerstandes herabgedrückt werden.

Nicht nur auf das Theater und den Hof, als etwas in seiner neuen Form Fremdes in Deutschland, äußerte das französische Vorbild solche Wirkung, daß alle Kunstausdrücke französisch gemodelt wurden, sondern auch zwei der volksthümlichsten Institutionen in Deutschland, das aus dem Landsknechtssystem schon vollständig geordnete und mit deutschen Benennungen für alle Heertheile, Befehlshaberstellen, Waffen und Festungswerke ausgestattete Kriegswesen, und das eigenthümlich entwickelte Studentenleben unterlag diesen Einflüssen. Das letzte wurde nach dem Ordenswesen am Hofe Ludwigs XIV. geordnet und es schlichen sich zahlreiche französische Ausdrücke ein: cartel, commerce, corps, charge, force (forsch), renonce, comment suspendu, chapeau d'honneur u. s. w.

Der große Friedrich hat selbst diese Verhältnisse in schärfster und geistreichster Weise gegeißelt: „Die Mehrzahl der kleinen Fürsten, namentlich der von Deutschland, richten sich zu Grunde durch die mit ihren Einnahmen nicht im Verhältniß stehende Verschwendung, zu der sie die Trunkenheit ihres falschen Stolzes verleitet; sie ruiniren sich, um die „Ehre ihres Hauses" zu retten und schlagen aus Eitelkeit den Weg zum Elend ein. Der jüngere Sohn eines jüngeren Sohnes einer abgefundenen Linie glaubt etwas Aehnliches wie Ludwig XIV. zu sein; er baut sein Versailles, er hält seine Maitressen und seine Armee. Es giebt gegenwärtig einen Fürsten in Deutschland (Ernst August von Sachsen-Weimar), welcher mit ausgesuchter Eitelkeit genau alle Truppenabtheilungen hält, welche das Heer eines großen Herrschers bilden würden; natürlich ist jedes einzelne so klein, daß die ganze Armee vielleicht hinreichen würde, auf dem Amphitheater zu Verona eine Schlacht aufzuführen."

Digitized by Google

IV.

Der Anstoß zur Besserung so trostloser Zustände ging von dem preußisch-brandenburgischen Staate aus. Der Nachfolger des großen Churfürsten lag zwar noch ganz in den Banden französischer Nachahmung, aber Friedrich Wilhelm I. hatte, der einzige unter den größeren deutschen Fürsten, das Verdienst, daß er sich nicht schämte, ein Deutscher zu sein, daß er altväterliche Einfachheit in ihre Rechte einsetzte und, wälschem Prunke abhold, die Mittel schuf zur Größe seines Sohnes. Friedrich der Große bietet das merkwürdigste Beispiel vom Einfluß des politischen Ruhmes auf die Erstarkung des Nationalgefühls. Obgleich gänzlich französisch gebildet, die deutsche Sprache verachtend, die Deutschen selbst gering schätzend, unter allen Eigenschaften nur ihren Muth rühmend, war er doch, da er wenigstens Einen deutschen Staat vor der Welt zu Ehren gebracht, der Schöpfer eines allgemeinen deutschen Nationalgefühls, das selbst die Stämme hob, welche ihn bekämpfen mußten.

Friedrich der Große rief in der Sprache, über die er spottete, eine nie geahnte literarische Blüthezeit hervor; er trug den deutschen Namen weiter, als je ein Mann zuvor; bis zu den Völkern des fernsten Indiens und des innersten Afrika drang sein Ruhm; Rußland und Frankreich ahmten mit ängstlicher Treue die preußischen Militäreinrichtungen bis auf's Aeußerliche nach. Dagegen Joseph II., trotz seiner deutschen Gesinnung, konnte in Oestreich wegen mangelnder Vorbildung keine der in Norddeutschland erblühten ebenbürtige Literatur hervorrufen, weckte im Gegentheil durch seine gewaltsame Germanisirung die Slaven und Magyaren aus ihrer nationalen Erstarrung und machte die durch Maria Theresia eingeleitete allmälige Verdeutschung derselben unmöglich.

Noch zu Anfang der siebziger Jahre berichtet Chr. F. D. Schubart: „Der deutsche Sinn war von französischen Bächen so verschwemmt, daß man die Pfälzer ebenso leicht für eine Colonie von Franzosen, als für deutsche Provinzialen halten konnte. Ueberall, wo man hinkam, sprach man die Nasensprache (vergl. oben das Citat aus Lauremberg) und drückte das Deutsche nur halb und kraftlos aus."

Die deutsche Literatur und Kunst machte sich durch Winkelmann, Lessing und Klopstock von französischen Anschauungen und Theorien frei und schritt fort, eher stolz gehoben als gebeugt in Norddeutschland durch die Gleichgültigkeit Friedrichs des Großen, in Süddeutschland durch die französischen Einrichtungen der würtembergischen Karlsschule, in welcher der Schiller'sche Kreis, gerade aus Opposition gegen den Herzog, sich so eifrig der heimathlichen Literatur zuwandte. In die Literatur selbst übertrug sich der Kampf zwischen der humanen und patriotischen Richtung, jene durch Herder, diese durch Klopstock vertreten, und auch directe Anspielungen auf die Zeitereignisse fanden sich nicht selten. So singt Utz über den siebenjährigen Krieg:

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?
Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wann strömte nicht das deutsche Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm, nein, meistens ihm zur Schande!

Und Seume klagte:

Haß und Spaltung herrscht in unsern Stämmen,
Eintracht nur kann das Verderben hemmen,
Und die Eintracht sieh'n wir wie die Pest!

Diese Eintracht blieb freilich bei dem Dualismus zwischen Oestreich und Preußen ein frommer Wunsch. Da die jüngeren Söhne der zahlreichen deutschen evangelischen Fürsten

Digitized by Google

und Adeligen nicht gleich den katholischen die Domkapitel der geistlichen Staaten zur Versorgung in Aussicht hatten, sondern allein auf den Kriegsdienst angewiesen waren, so wurden die Heere nicht nur Oesterreichs und Preußens, sondern auch Frankreichs, Rußlands und der Generalstaaten, von Schweden und Dänemark mit deutschen Offizieren angehäuft, welche im Kriegsfall gegen das eigene Vaterland und die eigene Familie zu kämpfen hatten. So nahm 1745 bei Sorr Ferdinand von Braunschweig in preußischen Diensten seinem in österreichischen Diensten stehenden Bruder Ludwig eine Batterie ab.

Das vortreffliche Einvernehmen zwischen Maria Theresia und der Marquise Pompadour, später die Heirath Maria Antonia's mit Ludwig XVI. schien auf alle Zeiten durch die Eintracht der Häuser Habsburg-Lothringen und Bourbon den europäischen Frieden zu verbürgen.

Die deutschen Reichsfürsten, welche zugleich Besitzungen in Frankreich inne hatten, Hanau, Hessen-Darmstadt, Pfalz-Zweibrücken, Würtemberg u. s. w. waren gleichzeitig kaiserliche oder Reichs- und französische Feldherren; nassauische und andere Fürsten befehligten die deutschen Sold-Regimenter in französischen Diensten, welche gerade die Grenzfestungen Landau, Saarlouis, Weißenburg, Straßburg besetzt hielten. König Ludwig von Baiern ist bekanntlich in Straßburg geboren, wo sein Vater, der Erbprinz von Pfalz-Zweibrücken, als französischer Oberst des deutschen Regiments Royal stand. Als der tapfere Husarenführer Luckner aus preußischen Diensten in französische trat, sagte der alte Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, der Franzosensieger, zu einem Franzosen: „Glauben Sie mir, es giebt keinen hohen Offizier in Deutschland, und wenn er ein Prinz wäre, der sich nicht glücklich fühlte, wenn er in französische Dienste übergehen könnte. Welches Glück, auf französischer Seite Krieg zu führen, mit Franzosen den Winter in Paris zuzubringen! Nicht, weil Sie Franzosen sind, um Ihnen zu schmeicheln, sondern, weil es wahr ist, schwöre ich Ihnen: es ist kein Einziger unter uns, der nicht entzückt wäre, in Frankreich zu dienen!"

Diese Aeußerung kann als der Gipfelpunkt der unpatriotischen Gesinnung derer betrachtet werden, die Deutschland leiten und vertheidigen sollten. Die Folge solcher Gesinnung war eine immer mehr sich steigernde äußere Abhängigkeit Deutschlands von Frankreich, nachdem einmal das Selbstgefühl aller Franzosen durch ihre erste Revolution gehoben war. So wurden denn zuletzt in der Dachstube des Herrn Matthieu aus Straßburg in Paris, des Gehülfen Talleyrand's, die deutschen Provinzen zerschnitten. An Talleyrand und Matthieu gingen von den deutschen Reichsständen ungeheure Summen, um die gesuchten Entschädigungen und Vergrößerungen sich zu erkaufen. Nassau-Weilburg versprach den Franzosen 600,000 Fl., weil es aber nur 400,000 Fl. zahlte, wurden die zugesagten Entschädigungen um ein Drittel gestrichen. Hessen-Cassel bot 20,000 Louisd'or, welche mit Verachtung zurückgewiesen wurden; dagegen bezahlte Hessen-Darmstadt eine Million und bot Herrn Matthieu noch überdies zwei Rittergüter; Würtemberg, wie es sich in aufrichtigem Schmerzensruf selbst berühmte, lieferte seine Summen centnerweise und als geringen Abfall Herrn Matthieu überdies noch eine Rente von 80,000 Fl., dem Gesandten Laforêt 1000 Louisd'or baar und eine Dose von 20,000 Fl. Werth. Derselbe Matthieu erhielt von Baden an Gold und Kostbarkeiten 6000 Louisd'or.

Mit ungeheuren Opfern wurde der Schmach der Franzosenherrschaft ein Ende gesetzt. Der Freiherr Karl vom Stein schrieb in dieser Krisis: „Ich habe nur ein Vaterland, es heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem Theil desselben angehörte, so bin ich nur ihm und nicht einem Theile desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwickelung vollkommen gleichgültig; es sind bloße Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität zu erlangen und gegen Frankreich und Rußland behaupten zu können."

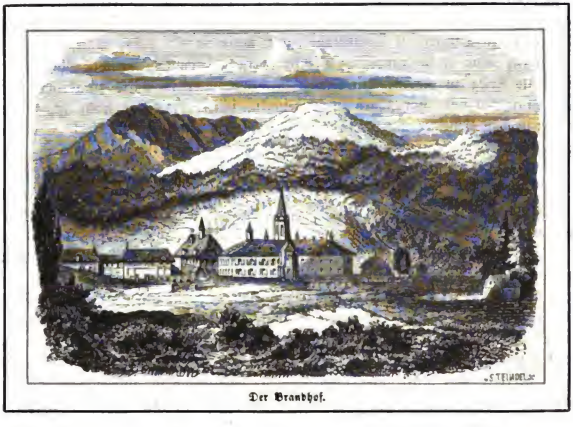
Digitized by Google

Und so sollten alle Vaterlandsfreunde ihr Augenmerk unablässig auf die Einigungs- d. h. die Existenzfrage des Vaterlandes richten, nach den schönen Versen H. Hoffmanns von Fallersleben:

Deutschland erst in sich vereint!
Lasset Alles, Alles schwinden,
Was ihr wünschet, hofft und meint,
Alles andre wird sich finden.
Deutschland erst in sich vereint!
Wenn uns das einmal gelinget,
Hat die Welt noch einen Feind,
Der uns wiederum bezwinget?

Erzherzog Johann und der Brandhof.

Von Dr. G. C. Haas.



Der Brandhof.

Zu den Männern, welche eine Biographie in „Unser Vaterland" verdienen, gehört ohne allen Zweifel auch der Erzherzog Johann. Obgleich er trotz seiner persönlichen Tapferkeit sich als Feldherr keinen Ruhm erworben, und obgleich er das ihm zugeschriebene Wort „Kein Oesterreich! kein Preußen! ein einiges Deutschland!" nicht gesprochen hat, so ist er doch in die Geschichte der Kämpfe gegen Napoleon auf eine so bedeutende Weise verflochten, und uns Allen durch seine kurze Verwaltung als Reichsverweser immerhin so nahe getreten, daß man ihm gern hier begegnen wird.

Seit dem Jahre 1809 und auf den Wunsch Franz I., sein Bruder möge sich von Tyrol fern halten, baute sich der Erzherzog den Brandhof hoch oben am Seeberg nahe bei dem großen Grasrevier des Hochschwab,' seit der Zeit lebte er in Steiermark als der

Digitized by Google

gute Genius des Landes. Die Vorliebe des Fürsten für die Steiermark überschritt zuweilen selbst das richtige Maaß; so soll es seinem Einfluß hauptsächlich zuzuschreiben gewesen sein, daß die Eisenbahn mit den ungeheuersten Unkosten über den Semmering und mitten durch die Steiermark geführt wurde, während sich doch anderwärts viel günstigere Terrainverhältnisse gefunden hätten. Erst sehr spät und mehr seinem Sohn, dem Grafen von Meran, der seinen Namen von einer tyrolischen Landschaft führt, zu Gefallen, wandte sich Erzherzog Johann wieder dem Land seiner ersten Begeisterung zu. Bleibend aber und unzerstörbar lag dem Erzherzog die Steiermark am Herzen. Der ganze Mann verwob sich im Lauf der Jahre so innig mit dem Wesen des Landes und seinen Bewohnern, daß man den Erzherzog in seinen älteren Tagen kaum getrennt von beiden denken kann. Die Förderung, welche Erzherzog Johann, der selbst ein Industrieller und ein vortrefflicher Landwirth war, der Industrie und der Landwirthschaft angedeihen ließ, ist allgemein anerkannt. Es giebt keinen Zweig der Staatswirthschaft, in welchem sich der Erzherzog nicht für das Land wohlthätig erwies. Die Forstcultur, deren wissenschaftlicher Betrieb für das entholzte Land so nothwendig wurde, zählt den Erzherzog zu ihren mächtigsten und einflußreichsten Beförderern, aber auch Kunst und Wissenschaft gingen nicht leer aus. Der Erzherzog that für sie mehr als mancher Souverain während einer langen Regierungsperiode.

Pilgern wir zu seinem Grab, es ist hoch oben am Seeberg in seinen geliebten Brandhof. Wir eilen längs der Murr aufwärts nach Bruck; von da thaleinwärts an den Ruinen der alten Bergfeste Schachenstein vorüber nach Aflenz, in dem Bergkessel Seewiesens und den Seeberg hinan: hart an der Straße, dreitausend vierhundert Fuß über der Meeresfläche liegt der Brandhof, ein unansehnliches Gebäude, kein Schloß, keine Residenz, weit eher einem weitläufigen Wirthschaftshof ähnlich. Von diesem Haus nannte sich die Gemahlin des Erzherzogs, die Postmeisterstochter von Aussee, Gräfin von Brandhof.

So geringe Erwartungen das Aeußere dieses Gebäudes erregt, so angenehm wird man durch die innere Einrichtung überrascht. Man empfindet alsogleich, daß hier ein reicher, überlegener Geist thätig war. Allen äußern Prunk scheuend, hatte der Erzherzog im Innern den Musen und Grazien geopfert. Glas- und Oelmalerei, Werke der Sculptur, und bloße Jagderinnerung wechseln mit einander ab.

Die Bildnisse Maximilians, des Jägerfürsten, und Hofers, des Freiheitskämpfers, wiederholen sich in mehr als einem Zimmer, aber auch Ferdinand von Tyrol, der erlauchte Vorgänger des Erzherzogs, welcher gleich ihm die Tochter eines Unterthans als Gattin heimgeführt, die Standbilder Maria Theresia's und Franz I., dann des steiermärkischen Gründers der jüngeren Habsburgischen Linie, Carl II., schmücken die Säle und Zimmer. Besondere Verehrung hegte der Prinz für Ferdinand von Tyrol, welcher sich gleich ihm selbst durch die bürgerliche Heirath langjährige Ungnade des Hofes zugezogen hatte. Was Ferdinand das böhmische Bergschloß Pürglitz war, wurde für Johann der steierische Brandhof. Noch muß auf die Aehnlichkeit aufmerksam gemacht werden, daß die Welser und Plochl gleich liebenswürdige Frauen waren, deren schöne äußere Hülle edle Herzen umschloß.

Die Gattin des Erzherzogs war ein steiermärkisches Landeskind. Sie soll den Erzherzog in der Verkleidung eines Postillons, als Niemand daheim war, der fahren konnte, ein Paar Meilen weit durchs Land geführt haben. Es war nicht mehr als billig, daß sie der edel denkende Prinz dafür durch's ganze Leben führte. Auf die Liebe des Erzherzogs zu Anna Plochl sind Lieder gedichtet und gesungen worden, und wir befinden uns zufällig in Besitz solcher längst verklungener nunmehr wenig gekannter, bald ganz vergessener Texte.

Der Brandhof umfaßt eine Kapelle, ein kleines Bijou von altertümlicher Bauform, die Altarblätter sind aus der Künstlerhand Ferdinand Schnorr's und das Sacramenthäuschen ist ein Meisterwerk der Holzschnitzerei. Die alten im Lied gepriesenen Cedern des Li-

Digitized by Google

banon gaben dazu den Stoff. Unmittelbar unter dem Altan ist die Gruft, da liegt nun der kühne Jäger, der geehrte Volksmann, der Menschenfreund, der schlechte General, der sein Leben lang zu den zweideutigsten, undankbarsten Rollen verurtheilte Erzherzog, dessen Volksthümlichkeit stets als Schild gegen den Unwillen des Volkes benützt wurde, obgleich man ihm eben aus der Anhänglichkeit des Volkes, die man so gut auszubeuten verstand, ein Verbrechen machte. Wenn den Erzherzog ein gerechter Vorwurf trifft, so ist es der, zu allen den unklugen oder unlöblichen Machinationen Anderer die Hand geliehen zu haben. Erzherzog Johann war der volksthümlichste Mann seines Hauses, so lange Lotharingen in Oesterreich herrscht, aber auch früher, noch unter den alten Habsburgern, gab es keine beliebtere Persönlichkeit. Und doch hatten es die Leute, welche sich des Ansehens bedienten, das der Erzherzog im Volk genoß, dahin gebracht, daß der persönlich allgemein verehrte Prinz zuletzt der Lugenhansl genannt wurde. Die Tyroler, welche dem Erzherzog bis an seinen Tod blind ergeben blieben, dieselben Tyroler sind die Erfinder des Lugenhansls.

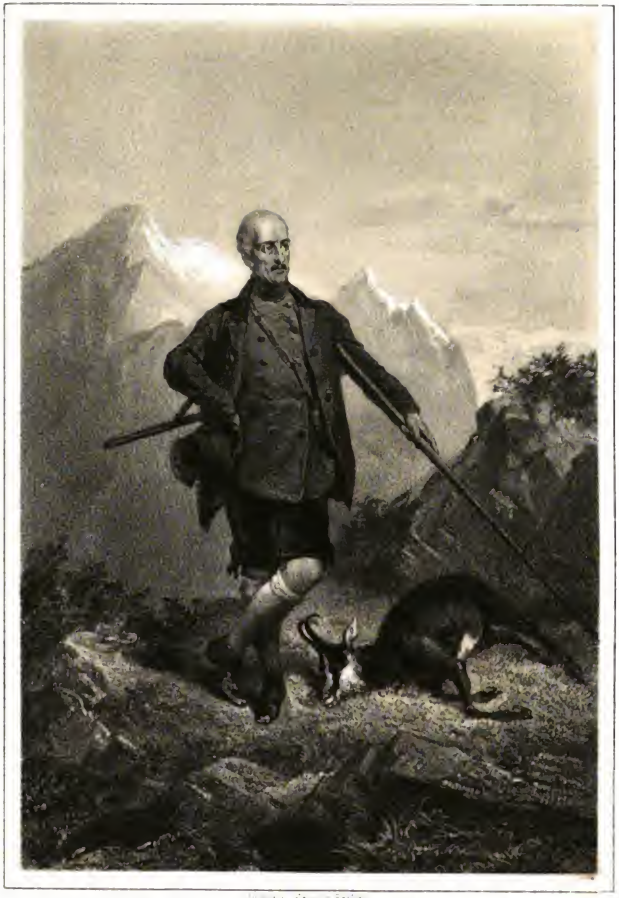
Seewiesen.

Der Erzherzog, der alle Welt gern glücklich gesehen hätte, ließ sich den Tyrolern gegenüber, welche er für die Landesvertheidigung wiederholt begeistern sollte, zu Versprechungen verleiten, welche von maßgebender Seite nicht anerkannt wurden.

Von den alten Habsburgischen Erbleidenschaften besaß Erzherzog Johann einzig die große Jagdlust. Eine Folge dieser Neigung war die sorgfältigste Hegung des Wildes in den erzherzoglichen Revieren. Ein ausgedehntes Jagdgebiet befindet sich in der nächsten Nähe vom Brandhof und umfaßt bedeutende Theile der Hochschwabenkette, deren gewaltigstes Haupt, der Hochschwab selbst, 7144 Fuß emporragt.

Die Besteigung des steierischen Bergriesen lohnt sich, man genießt einer entzückend schönen und weit umfassenden Aussicht, Niemand wußte das besser, als der Erzherzog, der den Hochschwab besser kannte, als mancher Wiener seinen Kahlenberg. Der Aufstieg wird gewöhnlich vom Weichselboden aus unternommen. Weichselboden ist ein Bergkessel, in welchem einige gemeinschaftliche Wohnungen für Holzknechte, sogenannte Kaffännen,

Digitized by Google



Erzherzog Johann von Oesterreich
als Gemsenjäger

Digitized by Google

Digitized by Google

ein Wirthshaus, Kirche und Pfarrhaus liegen, eine halbe Stunde aufwärts ist die Höhl, mit einem Jägerhaus und weiter nichts als starrem Fels. Die mauerähnlich die Höhl umgebende Felswand heißt der Ring. Dieser Ring bildet den Mittelpunkt einer der großartigsten Gemsjagden Europa's.

Der Erzherzog war wie schon bemerkt ein leidenschaftlicher Jäger, aber es gab um den Hochschwab herum in Seewiese, Weichselboden und Wildalpen noch andere Herren, welche diese Leidenschaft theilten und da sie kein eignes Revier besaßen, als Wildschützen ihrem vornehmen Hang fröhnten. Der Erzherzog und die Wildschützen hatten einerlei Geschmack und trafen auch in dem Punkte überein, daß sie den Ring zum Haupttummelplatz ihrer Jagdlust auserfahen. Der Erzherzog war ein vortrefflicher Schütze, aber seine Nebenbuhler bewunderten ihn und beschlossen, es dem Erzherzog zuvor zu thun, was auch ein und dem Andern gelang. Die Folge dieser Rivalität war eine merkliche Verminderung des Wildstandes. Der Erzherzog war ein Volksfreund und da man seine Freunde kennen muß, so kannte der Prinz auch das Volk, er ließ sich die kühnsten Raubschützen vorführen und — etwa den Gerichten übergeben? — Nein, dazu hatte der Erzherzog zu lange unter dem Volk gelebt — er ernannte die größten Wilderer zu Forstwärtern, Hegern, Waldbereitern. Seit diesem denkwürdigen Peersschub war kein Wildstand geschützter, als der des Erzherzogs.

Gegenwärtig mag dieses eine Revier des Erzherzogs oder nunmehr Grafen von Meran an dreihundert Gemsen zählen, so daß mancher Schweizer-Canton, der dem Gebiet der Hochalpen angehört, nicht die Hälfte dieser Anzahl Gemsen eines einzelnen Bergreviers der Steiermark besitzt.

Die Rudelsburg.

„An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn.
Ihre Dächer sind gefallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin!“)

Die Rudelsburg wird in Urkunden vom Jahre 1171 zum ersten Male genannt, doch soll sie schon im Jahre 972 auf Anregung des Kaisers Otto des Großen von dem Edlen Rudolf von Münchhausen, welcher am Saalstrome ausgedehnte Besitzungen hatte, zur Abwehr der Sorben und Wenden erbaut worden sein. Sie enthielt indeß damals außer dem Wohngebäude nur einen einzigen Wachtthurm. Seine Ställe, Vieh und Scheunen hatte der Besitzer auf dem gegenüber liegenden Dorfe Kreipitzsch, welches damals ganz mit Wald umgeben war. Vermählt war er mit Adelgunde, der Erbtochter eines Birken von Dauba, welche zur Erbauung der Dom- und Stiftskirche in Naumburg einen reichlichen Beitrag gab und sich dadurch die Ehre erwarb, nach ihrem Tode in dieser Kirche beigesetzt zu werden. Ihre Grabstätte bezeichnete früher ein schönes Epitaphium bei dem hohen Altar gegen Osten, auf welchem sie in Lebensgröße ausgehauen war und das die Jahreszahl 1098 trug. Die Rudelsburg ward von nun an ein Familienerbsitz und ihre Besitzer nahmen nicht selten Theil an den Fehden und Kämpfen der Kaiser gegen die Reichsfeinde in Deutschland und Italien. So finden wir einen Hatto Richard von Münchenhausen an der Seite des unglücklichen Kaisers Heinrich IV., welcher die unseligen Kämpfe gegen Alexander XI. und Gregor VII. unternahm und am Ende unterliegen mußte. Richard focht mit ihm in der

*) Das Gedicht „An der Saale hellem Strande“ wurde von Franz Kugler zu Ehren der Rudelsburg verfaßt

Digitized by Google

blutigen Schlacht bei Merseburg gegen Rudolf von Schwaben, den Gegenkaiser, welcher daselbst eine Niederlage erlitt, und kehrte nachher auf seine Burg zurück. Aber schon mit dem Sohne dieses Richard, Namens Otto, erlosch der Mannsstamm der Münchhausen und die Rudelsburg ging auf dessen einzige Tochter Hildegardis über. Sie vermählte sich mit dem damaligen Besitzer der gegenüber gelegenen, jetzt spurlos verschwundenen Kraineburg, Ludwig von Gültenberg, dessen Herz sich die schöne Jungfrau durch die Klänge ihrer Harfe gewonnen hatte, die sie meisterlich zu spielen verstand.

Die Ritter der Rudelsburg hatten es sich immer zur Aufgabe gemacht, die auf der Landstraße vorüberziehenden Handelsleute gegen räuberische Ueberfälle zu schützen und da die Unsicherheit namentlich da, wo eine Furth durch die Saale führte, die noch heutigen Tages die „Judenfurth" heißt, am größten war, so beschloß der erwähnte Besitzer der Rudelsburg dort, wo die Saale einen Winkel bildet, eine zweite Burg, die Saaleksburg, aufzuführen und sie mit Mannschaft zu belegen, um die Vorüberziehenden besser schützen zu können, zugleich aber auch von ihnen einen mäßigen Zoll zu erheben. Nach und nach aber artete diese Zollerhebung in ein förmliches Raubsystem aus, wie denn auch die Rudelsburg selber in den folgenden Jahrhunderten zu einem wahren Raubnest herabsank, „darauf sich freches Gesindel aufgehalten, welches den Kaufleuten von Nürnberg und Frankfurt ꝛc. großen Schaden gethan." Deßhalb wurde sie auch mehrmals, namentlich im Jahre 1319, von dem Markgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange und 1348 von Naumburger Bürgern unter Anführung ihres Stadthauptmanns Hans von Droitzen, belagert und erstürmt. Später, im Jahre 1450, als sie in den Besitz der Edlen von Bünau übergegangen war, belagerte und eroberte sie der Kurfürst Friedrich mit Hülfe der Bürger von Erfurt, weil sie im sächsischen Bruderkriege es mit dem Herzog Wilhelm gehalten hatten. Wie früher, so wurde sie jedoch auch diesmal wieder aufgebaut und erst in den sturmvollen Zeiten des dreißigjährigen Krieges ward sie durch Zerstörung dem Untergange geweiht. Seitdem blieb sie eine Ruine. Von jener Zeit an hörte man in ihren Mauern weder mehr das Wiehern der Rosse, noch das Commandowort der Ritter.

„Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild;
Doch dem Wanderer erscheinen
Auf den altbemoosten Steinen
Oft Gestalten zart und mild.

Droben winken holde Augen,
Freundlich lacht manch rother Mund.
Wandrer schaut wohl in die Ferne,
Schaut in holder Augen Sterne,
Herz ist heiter und gesund!"

Die Rudelsburg liegt gleich eines Adlers Horst auf einem röthlichen, aus den Fluthen der Saale sich steil emporhebenden Sandsteinfelsen, an dessen Fuße das Dampfroß wie ein Ungethüm das Thal durchbraust. Man gelangt zu ihr auf einem allmälig aufsteigenden Fahrwege und Herren wie Damen bedienen sich nicht selten der Maulthiere, um des beschwerlichen Bergsteigens überhoben zu werden. Man stößt zunächst auf den Ueberrest eines alten Thurmes, welcher die Zierde des äußern Burgthores gebildet zu haben scheint, und befindet sich dann inmitten des einstigen Burghofes, der noch von einzelnen geringen Spuren des Gemäuers umgrenzt wird. Auf einem Hügel, der noch die Grundmauern eines alten Thurmes trägt, erblickt man das die Landschaft belebende Bild einer deutschen Windmühle, und einige Schritte weiter gelangt man auf einer hölzernen Brücke über den breiten Burggraben und bald darauf durch ein zweites Thor in die eigentliche Burg, die ein regelmäßiges Viereck bildet und nach oben ganz frei ist. Nur zur Linken befindet sich eine überbaute Halle, mit

Digitized by Google

Tischen und Bänken für die müden Wanderer, und in ihr findet man Schutz gegen Sturm und Wetter und auf Verlangen auch mancherlei Erquickung aus den Händen des bekannten Wirthes Samiel. In dieser Halle wurde im Jahre 1852 der verewigte König Friedrich Wilhelm IV., als er dem großen Manöver beiwohnte, von den Kreisständen gastlich bewirthet, bei welcher Gelegenheit die Burg herrlich geschmückt und deren Thurm mit einer preußischen Flagge geziert war. Diese Flagge weht noch jetzt auf dem westlichen Gemäuer und überschaut stolz das weite schöne Thal. Von der alten Burg ist außer den Umfassungswänden mit ihren Fensterhöhlen und Schießscharten nur noch ein links am Eingang befindlicher hoher, oben mit einer Haube versehener Thurm vorhanden, der aber seit 30 — 40 Jahren ebenfalls sehr wandelbar geworden ist. Schreiber dieses erinnert sich noch, als Knabe diesen Thurm bestiegen zu haben, unter welchem das Burgverließ sich befunden zu haben scheint; denn es waren in demselben noch Spuren von eisernen Ringen und menschlichen Ueberresten wahrnehmbar. Man gelangte in das schauerliche Gewölbe durch einen unterirdischen Gang, welcher im Burgkeller einmündete und nur mit Fackeln beschritten werden konnte. Jetzt ist dieser Gang verschüttet und auch der Thurm kann ohne Gefahr nicht mehr bestiegen werden.

Der schönste Genuß auf dieser Burg ist die herrliche Aussicht auf die reizvolle und romantische Umgebung, die namentlich einen entzückenden Anblick aus dem kleinen Stübchen, die „Kapelle" genannt, gewährt, dessen Fenster mit bunten Glasscheiben verziert ist.

Um die Burg herum führt ein gebahnter Weg und der steile Abhang ist mit einem starken Geländer gegen alle Gefahr geschützt. Der schönste Punkt ist unstreitig der unter dem Fenster der Kapelle, wo der Felsen jäh in die Tiefe hinabfällt. „Ferner" — schreibt der Verfasser der „Historischen Erquickungsstunden" 1616 — „siehet man hinunter in die Saale so tief, daß einem das Gesicht vergehet und soll es einer nicht glauben, was vor eine schreckliche Höhe und Tiefe es ist. Auch ist vornean ein Berg, welcher ein Fels ist, so abgearbeitet, als wenn er mit allem Fleiß mit einer Säge in die Saale hinunter abgeschnitten wäre, daß es unmöglich ist, hinaufzukommen oder mit Geschütz dahin zu reichen." Von hier aus läßt sich ein großer Theil des Saalthales und auch die Gegend nach Norden überblicken und das Auge des Beschauers weilt mit lieblichem Entzücken auf der herrlichen Landschaft, die wie ein paradiesischer Garten nach allen Seiten hin sich ausbreitet.

„Und der Wandrer zieht von dannen,
Denn die Trennungsstunde ruft,
Und er singet Abschiedslieder,
Lebewohl tönt ihm hernieder,
Tücher wehen in der Luft."

Adlersberg bei Regensburg.

Von Karl Waldemar Neumann.

Eine Stunde von Regensburg entfernt, rechts von der Nürnberger Straße, auf einer Anhöhe, liegt Adlersberg. Da stand vor Zeiten ein Klösterlein, darinnen viel edle Frauen in stiller Beschaulichkeit ihr Leben verbrachten. Vordem aber lebten sie zu Pettendorf, nicht weit von da, ihrem Gelübde, in geweihten Mauern, die, — ein Werk der Sühne, — dem „strengen Ludwig" ihr Dasein verdankten.

Digitized by Google

Die Stiftung des reuigen Herzogs hatte kurzen Bestand, denn bald nach seinem Tode gingen „Kirchlein und Kloster" in Rauch auf, und die frommen Schwestern waren genöthigt, bei gutherzigen Leuten ihre Unterkunft zu suchen, bis ihnen Kaiser Ludwig der Bayer, der Sohn ihres Fundators, auf dem Adlersberg, in liebevoller Weise, eine neue, schönere Heimath geschaffen. Sie dankten's ihm dadurch, daß sie ihn von nun an, als ihren wahren Stifter betrachteten, und seiner in ihrem frommen Gebete bis auf spätere Jahrhunderte gedachten. Den Namen ihres früheren Asyles behielten sie jedoch zum Andenken an ihren ersten Wohlthäter, Herzog Ludwig, nach wie vor, bei, und nannten sich: „Die armen Schwesterlein von Pettendorf", — denn so wollte es der edle Kaiser.

Da die „neue Lehr" zu Regensburg Wurzel faßte und ihren verführerischen Lichtstrahl auch in die stillen Zellen der Nonnen warf, da kam an einem schönen Frühlingsmorgen der Prior der Dominicaner in obiger Reichsstadt, „Herr Moritz Fürst", auf einem stattlichen Röhlein gen Adlersberg geritten, sah aber nichts weniger, als einem Mönch gleich, denn er trug, statt der Kutten, gar weltliche Kleidung, und hatte die Tonsur, an Stelle der Kapuze, mit einer goldverbrämten Haube bedeckt. Zur Seite ritt ihm dagegen ein anderer Klosterbruder in der Tracht seines Ordens, — der war des Priors erprobter Freund und hieß: „Hans Bock." Die Blume, die der Pater aus dem Garten der Nonnen da holen wollte, war nichts mehr und nichts weniger, als die schöne Aebtissin von Adlersberg: „Käthchen die Hinzhauserin!" — Die nahm der Prior mit sich und verließ mit ihr, wie der Chronist sagt: „den alten Glauben, Kloster und Stadt," — denn er führte sie gen Nürnberg, als sein „ehelich's Gemahl!" — Das Bild des heiligen Sebastian, — den Finger des heiligen Blasius, und manch anderes Silbergeräth, — wohl achtzehn Mark an Gewicht, — das ließ er aus seinem Kloster als ein „Heirathsgut" mitspazieren. Was aus ihm und dem „Käthchen" weiters geworden, ist nicht bekannt. Vom Kloster zu Adlersberg aber weiß man, daß es darnach nicht lange mehr bestanden hat, und die „treulosen Nonnen" wieder in das Weltleben traten, dem sie bereits auf ewig entsagt hatten.

Noch steht ihre Kirche, — seitdem vom Volke zur „verlassenen Muttergottes" genannt. Von ihrem verschmähten Kloster, und ihrem eigenen Dasein, ist bis auf wenige Grabsteine, die zertrümmert und vom Grase überwuchert auf dem Wege zum Wirthshaus umherliegen und ein schmerzliches Bild weltlicher Vergänglichkeit bieten, jedwede Spur verschwunden.

Patriotismus der Markaner.

Die Bewohner der Grafschaft Mark in Westphalen waren seit alter Zeit so patriotisch, daß während des siebenjährigen Krieges nach solchen Schlachten, die viel Menschenleben gekostet hatten, viele ihrer riesigen Söhne ihre Brotbeutel mit Pumpernickel und Schinken füllten und freiwillig als Rekruten zu ihrem Könige Friedrich dem Großen zogen. Sie waren gekleidet in weiße und blaue Kittel und hielten Eichenstöcke in ihren Fäusten. Die Ersten, welche also kamen, fragte Friedrich der Große: „Was wollt Ihr?" Sie antworteten: „„Unserm Könige helfen."" „Wer hat Euch denn recrutirt?" „„Keiner."" „Wer hat Euch geschickt?" „„Unsere Väter."" „Welcher Officier hat Euch geführt?" „„Keiner."" „Wer hat Euch commandirt?" „„Wir selbst."" „Wie viele sind von Euch unterwegs desertirt?" „„Keiner."" Da rief der König: „Seid mir willkommen, wackere Männer, brave, redliche Markaner, auf Euch kann ich bauen!"

Digitized by Google

Quedlinburg.

Von Heinrich Proble.

Die Stadt.

Wenige Städte, ohne einen sehr bedeutenden Strom und ohne sehr große Gebirge in ihrer unmittelbaren Umgebung, bieten einen so malerischen Anblick dar, wie die Stadt Quedlinburg mit ihrem Schlosse und dem vielbesuchten Münzenberge gegenüber. Auch den wohlthuenden Eindruck des Alterthümlichen empfängt man sogleich. Der ganze enge und

Schloß Quedlinburg.

unscheinbare Ort ist ein herrliches Denkmal von dem Ruhme deutscher Kaiserzeit. Deshalb hat nicht allein das Alterthümliche hier erhöhte Bedeutung, sondern auch das bloß Altfränkische hier seinen Reiz. Mit Verwunderung sieht der Wanderer daher bei seinem Einzuge in Quedlinburg hie und da noch innerhalb der Fenster altväterischer Häuser ein kleineres Fenster, Gucker genannt, sich öffnen, welches kaum groß genug ist, den Kopf eines Neugierigen hindurch zu lassen. Statt der Klingelzüge sind noch viele Klopfer an den Thüren angebracht. Das Kuchenblech über des Bäckers Thür wird von Engelbildern gehalten. Sein liebstes Zimmer hat mancher Bürger noch in dem Erker, der wie ein Vogelbauer an den Häusern hängt. Hier sitzt er behaglich mit seiner Frau und hier empfängt er seine Gäste. Und dort jene runden steinernen Sitze, welche zu beiden Seiten der Thür unter den beiden Nischen sich finden — sollte man nicht meinen, daß Heinrich der Vogelsteller mit seiner Gemahlin so eben von ihnen aufgestanden und wegen der Abendkühle in das Haus gegangen sei? — Wie schief und winklig, wie still sind diese Straßen! — Und dennoch ver-

Digitized by Google

sammelten sich einst auf ihnen zu dem Gerichte unter dem sogenannten hohen Baume die Fürsten aus Sachsen, die benachbarten Prälaten, die Bischöfe von Halberstadt und Magdeburg. Dieterich von Kirchberg hatte ein Vermächtniß gestiftet, um beim hohen Baume vor einem Stückchen vom Kreuze Christi eine ewige Lampe zu unterhalten. Vor diesen Häusern wurde über Herzöge Gericht gehalten, und die wichtigsten Angelegenheiten der Großen wurden hier entschieden. Das Voigteigericht wurde bis 1807 auf den Straßen gehalten.

Treten wir in eins der alten Bürgerhäuser ein, so finden wir mindestens im Gesindezimmer auf dem Eßtische noch zinnerne Teller und ein schweres blaues Tischtuch. Die ganze häusliche Einrichtung ist berechnet auf die alten drei Nahrungszweige der Quedlinburger: Ackerbau, Kornbranntweinbrennerei und Schweinemast, welche keinen äußeren Glanz begünstigen. Einen guten Trunk herzustellen, ließen die Quedlinburger sich seit alten Zeiten angelegen sein. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zahlten sie Weinzehnten und Weinzins und ihr Weinbau war von Wichtigkeit. Das Bierbrauen ging „reihum." Das anrüchigste von diesen Getränken, der Kornbranntwein, wurde ein bedeutender Ausfuhrartikel, durch welchen Quedlinburg sich für die eingebüßte Stellung als Stapelplatz in Bezug auf den Handel Thüringens und Sachsens mit Heringen, Gewürzen und anderen Waaren zu entschädigen suchte. Otto III. hatte der Stadt 993 Handelsrechte und Freiheiten zwischen Saale, Unstrut, Oker und Bode verliehen. Aber auch hier hatten endlich die hohen Zölle und Abgaben den Handel gelähmt und als ehrloser Schmuggel war er auf die benachbarten braunschweigischen und anhalt'schen Ortschaften, besonders auf Blankenburg, übergegangen.

Der Geschichte der Nachbarländer Anhalt und Braunschweig steht die Geschichte von Quedlinburg an Bedeutung nicht nach. Denn obgleich das Stift, welchem die Königin Mathilde ihre Wittwengüter hinterließ und welchem Heinrich der Finkler sogar das Voigtland geschenkt hatte, zuletzt nur wenige Quadratmeilen umfaßte, so stand es doch immer unmittelbar unter dem deutschen Kaiser und war bis zu seinem Ende ein für sich bestehender Theil des deutschen Reiches. Es gehörte zum obersächsischen Kreise. Die Aebtissin des Stiftes war unmittelbarer Reichsstand und die vornehmste Prälatin des Reiches. Sie hatte am Reichstag zu Regensburg Sitz und Stimme auf der rheinischen Prälatenbank. Zwei Vorlege- oder Credenzmesser mit goldenen Griffen waren ihre Wappen. Unter ihren Münzen waren die Quedlinburger Fischpfennige bekannt. An die verschiedenen Capitelspersonen (Aebtissin, Pröbstin, Dechantin und Canonissin) erinnern noch jetzt am Fuße des Schlosses die großen Gärten mit ihren ungeheuern Blumenfeldern, der Abteigarten und Probsteigarten, welche, seit der westphälischen Zeit in Privathände gekommen, Quedlinburg durch seinen Samenhandel zu einem deutschen Harlem gemacht haben. Die Capitelspersonen wählten ihre Nachfolgerinnen selbst und mußten mindestens immer Freifrauen sein.

Die Geschichte von Quedlinburg können wir in drei Zeitabschnitte eintheilen. Der erste umfaßt die zwei Jahrhunderte der sächsischen und fränkischen Kaiser (etwa von 933, dem Jahre der Begründung der Stadt Quedlinburg, bis 1125) und der näheren Beziehungen des Frauenstiftes zum deutschen Kaiserthum. Der zweite Abschnitt enthält die Zeiten der gräflichen und herzoglichen Schutzherren; der dritte und letzte Abschnitt gehört der preußisch-brandenburgischen Geschichte an und beginnt mit dem Jahre 1698. Welch eine Geschichte von der Königin Mathilde bis zur Gräfin Aurora! von Heinrich dem Vogelsteller oder einem der früheren Herzöge von Sachsen, die eben so wenig als die deutschen Kaiser eine bestimmte Residenz hatten und hier das erste Jagdschloß auf dem Felsen erbanten, bis zu der Besetzung von Quedlinburg durch brandenburgische Truppen im siebenzehnten oder gar bis zum Auftreten des preußischen Stiftshauptmanns von Plotho im achtzehnten Jahrhundert! Was das Schloß zu Anfang gewesen, ein Jagdschloß, wurde es zuletzt noch einmal unter Friedrich Wilhelm IV.

Digitized by Google

Kaiser Heinrich I.

Digitized by Google

Die Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser.

„Herr Heinrich saß am Vogelheerd", singt ein deutscher Dichter, und aus dem Vogelheerde läßt die Sage die Stadt Quedlinburg erwachsen. Heinrich der Vogler nämlich, „ein ansehnlicher Herr von Person, an Verstande scharfsinnig, in Rathschlägen bedächtig, freundlich gegen die Leute, daneben tapfer und ernstlich", soll sich an dem kleinen eckigen Platze in Quedlinburg, welcher jetzt der Finkenheerd heißt, gern mit dem Vogelfange belustigt haben, während sein Hofgesinde in der Gegend des Blasiikirchhofes gewohnt haben soll. Um den Finkenheerd herum war Wald. Aber da, wo jetzt die kleinen lieben Häuschen am Blasiikirchhofe stehen, lag schon das uralte Dorf Quitlingen mit seinen später ausgegrabenen heidnischen Aschen- und Thränenkrügen. Ja, die Gegend am Nordrande des Harzes war mit sechszehn großen und kleinen Dörfern überäet, deren Einwohner durch weise politische und militairische Veranstaltungen Heinrichs I., welcher die Deutschen zu größerer Gemeinsamkeit gewöhnte, hauptsächlich dem glanzvoll erhobenen Quitlingen (nun Quedlinburg) und dem Bürgerthume zueilten, während daneben auch ein bäurischer Niederschlag aus den sechszehn Dörfern sich bis auf den heutigen Tag in dem alten und merkwürdigen, aber sehr vergrößerten Dorfe Ditfurth erhalten hat. Ein Hund, welcher im Quedlinburger Stadtwappen in einem offenen Thore sitzt, sollte, wie man lange glaubte, derselbe sein, den Heinrich I. statt des Tributes den Ungarn schickte, hat aber wohl nur den Zweck, die Bürger zur Wachsamkeit für die Stadt zu mahnen. Wie gewaltig verfolgte Heinrich der Finkler seine Absicht, die Deutschen an den festeren Plätzen zu sammeln! wie sehr mochte er dadurch eine größere und feinere Gesittung der Sachsen, welche noch als die echten Träger des Deutschthums dastanden, bewirken! Vom felsigen Ausgange des Bodethales, vom Fuße der Roßtrappe her, entbot er die vornehmen, aber in unwirthbarer Gegend darbenden Nonnen in ein Kloster, das auf dem Berge neben dem Quedlinburger Schlosse gegründet wurde. Spät erst wurde diese Absicht des Finklers erreicht, denn die alte bäurische Aebtissin Diemoth, welche in Quedlinburg nicht wieder Aebtissin wurde, wollte lange nicht aus ihren dunklen Forsten weichen. Indem nun so das höfische Frauenstift fast mit ähnlicher Gewalt wie die festen Plätze des Bürgerthums gegründet ward, sah sich Heinrich der Vogelsteller in Bezug auf die geistliche Schöpfung durch seine eben so anmuthige und verständige als fromme und tugendhafte Gemahlin, die Königin Mathilde, auf eine wohlthuende Weise ergänzt, wie er denn noch auf dem Sterbebette ihr ein segensreiches Wirken an seiner Seite bezeugte. Mathilde, eine Grafentochter aus Wittekinds altem Sachsengeschlechte, war von ihrer Großmutter Adelheid, der Aebtissin eines älteren Frauenstiftes zu Herford in Westphalen, erzogen. Herzog Otto der Erlauchte von Sachsen, der Vater des Finklers, hatte die gepriesene Jungfrau zu seiner Schwiegertochter erwählt und war selbst deshalb mit seinem Sohne nach Herford gereist. Wallhausen zwischen dem Südharze und dem Kyffhäuser mit seinen Auen wurde Mathildens Hochzeitsort und Hochzeitsgeschenk. Ihre Ehe war sehr glücklich. Aus Westphalen aber blieb der Königin auch in Sachsen eine Neigung für das klösterliche Leben und für die Stiftung von Klöstern, welcher Heinrich der Vogelsteller, zumal in seinen letzten Lebensjahren, gemüthvoll nachgab. Er starb 936 zu Memleben an der Unstrut und wurde zum Begräbnisse nach Quedlinburg gebracht. „Liegt unter einem weißen Marmor begraben", sagt ein älterer Schriftsteller. — Nach seiner Beisetzung in dem damals erst angefangenen Münster soll der Schloßberg an verschiedenen Orten Flammen gespieen haben.

Nächst dem Kyffhäuserthurme*) bewahrt der enge, abschüssige Finkenheerd in Quedlinburg die liebste und sinnigste Erinnerung der Deutschen an ihre Kaiserzeit. Auch ist die Sage, daß Heinrich nicht etwa auf seinem Schlosse, sondern auf dem Vogelheerde daneben die Nachricht von

*) S. 364 von „Unser Vaterland."

Digitized by Google

seiner Kaiserwahl erhalten hat, tiefsinnig genug ausgedacht vom deutschen Volke, welches ihn gerade mit dem Beinamen des Vogelstellers zu seinem Lieblinge erhob. Denn wie Heinrich die Deutschen nur schwer und durch die wieder bevorstehenden Angriffe der Ungarn gezwungen ihrer ländlichen Sitze entwöhnen konnte und wie jene Diemoth in ihren Wäldern das höfische Kloster mied, so zeigt uns die Sage gar schön das eigene tiefe Gemüth des schlichten Kaisers, indem sie neben seine drei Schöpfungen, Burg, Kloster und Stadt, noch den sächsischen Wald mit dem Vogelheerd setzt, und ihn zürnen läßt, weil die Reichsboten mit der Krone ihm einen Zug Finken verscheucht hätten. Für die Freuden der Natur und des Landlebens, welche für den Kaiser wie für seine Unterthanen nun mehr in die Ferne gerückt wurden, konnte städtischer Reichthum und kaiserlicher Glanz nicht entschädigen. Das etwa mag die Sage andeuten, die uns den Kaiser voll tiefen Gefühls für den Werth und die Schönheiten einer geringeren Culturstufe zeigt in dem Augenblicke, da er sein Volk einer höheren und wie immer deshalb äußerlich reicheren Stufe zuführen muß.

Nicht leicht hat ein König so königliche Nachkommenschaft hinterlassen, wie Heinrich der Finkler. Drei seiner Söhne kämpften mit ohne inneren Grund um die Herrschaft und noch ein vierter, der im Kloster erzogen war, verstand die schwere Kunst des Regierens. Unter solchen Umständen war sein Sohn Heinrich, der Sohn, welcher dem Vater an Gestalt und Charakter am ähnlichsten schien, der Augapfel der Mutter und der Liebling der Sachsen, als Nachfolger dem Vater noch zu schlecht. Otto, obgleich schon vor Heinrichs Königswahl geboren, wurde zum König bestimmt mit richtigem Blick. Nicht den Vogelfang liebte er, sondern die Falkenjagd und wenn er in einiger Entfernung von seinem Gefolge dahin schritt, so hörte man ihn oft in den Wäldern auf's herrlichste singen. Er war nicht mehr der Sachsenherzog am Vogelheerde, sondern seine Christenseele schwang sich frei und jubelnd zu großen, gewaltig durchgeführten Plänen über das ganze deutsche Land und zum Himmel hinan. Ruhelos war sein Dasein und wo weit über Sachsen hinaus in Deutschland sich Ungewöhnliches zeigte, da erschien Otto der Große als Herrscher auf dem Platze. Das traute Quedlinburg blieb ihm nur ein lieber Ort, wo er gern die großen Feste feierte und an glänzenden Hoffesten selbst bei Tafel mit den Großen des Landes mitunter wichtige Dinge besprach. Dem Frauenstifte schenkte er die Stadt Quedlinburg und vieles Andere, darunter den Zehnten von der Jagd in Bodfeld und Siptenfelde und einen Antheil am Ertrage von Wein und Honig in Ingelheim. Streng und andächtig folgte Otto dem Gottesdienst in der Schloßkirche, verließ sie aber dann mit kaiserlichem Gepränge, indem er sich brennende Kerzen vortragen ließ. Am Ostertage in Quedlinburg 941 sollte Otto von sächsischen Verschworenen überfallen und ermordet werden, damit Heinrich noch die Herrschaft erhielte. Otto wurde indessen von der durch seinen Bruder wider ihn angestifteten Meuterei unterrichtet und die ungetreuen Großen sahen den erhabenen Monarchen ruhig, aber immer unter der stärksten Bewachung seiner getreuen Vasallen das kirchliche Fest feiern. Von dreien der Verschworenen, welche hingerichtet wurden, sollen sich die Schädel und Hände auf dem Rathhause zu Quedlinburg befinden. Heinrich wurde in die kaiserliche Pfalz zu Ingelheim am Rhein geschickt und streng bewacht. Dort aber entfloh er und als Otto im Dome zu Frankfurt in der Frühe des Christmorgens das Weihnachtsfest zu feiern begann, erschien er barfuß und im härenen Gewande vor dem Kaiser. Es wird erzählt, daß dieser sich anfangs geweigert habe, dem Bruder nochmals völlig zu vergeben, der schon vieles Unheil gegen ihn ersonnen hatte. Aber ein Abt soll gesagt haben, daß Christus gelehrt habe, man solle seinen Feinden nicht siebenmal, sondern siebenmal siebenzig Mal vergeben. Unter den feierlichen Gesängen der Christmette hob der Kaiser den Bruder auf, verzieh ihm völlig und bald glaubte man zu bemerken, daß dieser an seiner Regierung treuen Antheil habe.

Die verschiedene Stellung des schlichten Finklers und des gewaltigen und weitblicken-

Digitized by Google

den Kaiser Otto zeigt sich schon darin, daß jener mit einer westphälischen Grafentochter und dieser mit der angelsächsischen Königstochter Editha vermählt war. Und der Unterschied ihrer Bestrebungen bei mancher Gemeinsamkeit spricht sich darin aus, daß jener nur an dem kleinen Bodenflusse zwischen engen steilen Hügeln sein Frauenstift zu begründen suchte und dieser das mächtige Erzbisthum Magdeburg, welches durch seine Lage an der Elbe, zwischen Havel und Saale, ein Brennpunkt für die deutsche Geschichte geblieben ist. Beide Könige waren dabei äußerlich oder innerlich durch ihre Frauen angeregt und beide stießen dabei auf engherzigen Widerstand. Vor seiner Vermählung mit Editha hatte Otto von einer vornehmen Wendin seinen außerehelichen Sohn Wilhelm erhalten, welcher Erzbischof von Mainz wurde und an seiner Stelle mit der ganzen Frömmigkeit und dem vollen Eifer des sächsischen Hauses dem Vater bei dem christlichen Aufbau des deutschen Vaterlandes half. Als aber, tiefergriffen von dem Tode seiner rechtmäßigen Gemahlin, der liebenswürdigen Editha, welche in dem von ihr begründeten Moritzkloster zu Magdeburg beigesetzt wurde, Otto das Erzstift gründen wollte, wandte Wilhelm sich selbst nach Rom, um mit kleinen und kurzsichtigen pfäffischen Gründen die Ausführung eines Werkes zu hindern, welches sogleich für die Ausbreitung des Christenthums nach Osten von unabsehbaren Folgen sein mußte. Auch der Bischof Bernhard von Halberstadt lehnte sich gegen die Errichtung des neuen Erzbisthums in der Nähe seines Bischofssitzes auf. Es wird erzählt, daß Otto ihn deshalb in ein Gefängniß nach Schloß Quedlinburg bringen ließ, wo er einige Zeit gesessen haben soll. Dort soll er sich seine bischöflichen Insignien verschafft und am grünen Donnerstage den Kaiser zu sich geladen haben. Dieser soll geglaubt haben, daß der Bischof ihm nun den Bau des Magdeburger Domes gestatten wolle. Aber der Bischof stand in seinem ganzen Ornate da (noch jetzt zeigt man bei der Krypta die Stelle), von mehreren Geistlichen umgeben hielt er den Bischofstab in der Hand und sprach den Bann gegen ihn aus. Otto verlachte anfangs den Bischof; dann aber entließ er ihn und begleitete ihn selbst nach Halberstadt. Der Bischof legte jetzt die größte Geringschätzung gegen den Kaiser an den Tag. Da verließ der Kaiser Halberstadt auf kurze Zeit, kehrte als Reuiger mit nackten Füßen zurück, warf sich vor dem Bischof nieder und verlangte die Befreiung vom Banne. Nun soll ihn der Bischof ersucht haben, abermals seinen Bischofssitz zu verlassen und im kaiserlichen Schmucke wiederzukehren. Da empfing er ihn mit allen gebührenden Ehren und fröhlich feierten sie in Halberstadt zusammen das Osterfest.

Die Begründung des Erzbisthums und des Domes zu Magdeburg aber ruhete. Noch immer lebte die alte Königin Mathilde. Als ihr Ende nahe schien und der Kaiser fern war, besuchte sie noch jener Erzbischof Wilhelm, ihr Enkel, in Quedlinburg. Krank und deshalb beschenkt mit den Decken der Königin, welche schon alles Andere den Armen gegeben hatte, reiste er wieder ab, um die Nachricht von dem Tode seiner Großmutter in der Nähe zu erwarten. Aber diese, welche den Enkel um zwölf Tage überlebte, ordnete in Quedlinburg noch das Glockengeläut bei der Nachricht vom Tode des Erzbischofs an. Kurz vor dem Erzbischof Wilhelm war Bischof Bernhard von Halberstadt gestorben, und so stand der Begründung des Erzbisthums Magdeburg nichts mehr im Wege, welches der Papst schon im Voraus trotz des Widerstandes der Bischöfe mit Constantinopel verglichen und den ersten Metropolen der Christenheit gleichgestellt hatte.

Als erste Aebtissin von Quedlinburg wird oft irrthümlich eine Tochter Heinrichs des Finklers genannt, welcher nur den Grund zu dem Frauenstifte gelegt hatte. Wie Otto der Große diese Schöpfung erst vollendete, so eröffnet dessen staatskluge Tochter Mathilde die Reihe der Aebtissinnen, welche alle zu nennen wir nicht beabsichtigen. Einst war der Vater der Aebtissin und ihr Bruder nach glücklich beendigtem Kriege in Italien zur Feier des Osterfestes bei ihr gewesen. Als dann auch der treue Sachsenherzog Otto's des Großen, Her-

Digitized by Google

mann Billung, in Quedlinburg starb, schien der Kaiser nur noch unter dem Schatten des Todes zu wandeln. Am Mittwoch vor Pfingsten verschied er wie sein Vater zu Memleben in der goldenen Aue. Zwischen den hohen Festen im Frühlinge des Jahres 973 hatte dieser riesige Kaiser an den engen Lieblingsplätzen seines Vaters sein großes Leben ausgelebt. Magdeburg aber empfing die Kaiserleiche.

Die nächsten beiden Sachsenkaiser Otto II. und Otto III. starben weit von den Bergen des Harzes und von Thüringens Auen in Italien. Dort hatte fünf Jahre nach Edithas Tode der staatskluge Otto der Große seine zweite Gemahlin, die schöne Königswittwe Adelheid, genommen. Nicht der angelsächsischen Editha, sondern Adelheids Sohn war Otto II. Dessen Gemahlin war die Tochter des griechischen Königs Romanus, Theophania. Doch feierte Otto II. mehrmals während seiner zehnjährigen Regierung das Osterfest zu Quedlinburg in Friede und Freundschaft mit seiner Mutter Adelheid und seiner Schwester, der Aebtissin. Seine griechische Gemahlin aber mag ein merkwürdiges altes orientalisches Gefäß nach Quedlinburg gebracht haben, das als Krug von der Hochzeit zu Canaan unter den Reliquien der Schloßkirche gezeigt wird. Als Herzog Heinrich II. von Baiern, ein Enkel Heinrich des Finklers und ein Sohn jenes von Otto dem Großen in Frankfurt begnadigten Heinrich, in der Verbannung den Tod Otto's II. erfuhr, bemächtigte er sich des jungen Otto III. zu Cöln, vermehrte seinen Hofstaat und ging mit Otto III. nach Quedlinburg, um daselbst Ostern zu feiern. Allein die Aebtissin Mathilde, die Mutter und die Großmutter des jungen Kaisers, Theophania und Adelheid, eilten aus Italien herbei und verglichen sich mit Heinrich, der durch das Erscheinen eines wunderbaren Sternes von ferneren Gewaltstreichen zurückgehalten sein soll. In ihrer Gegenwart warf er sich zu Frankfurt dem jungen Kaiser zu Füßen. Nun ging der Baiernherzog als Oberhofmeister mit dem Kaiserlichen Hofe zur Pfingstfeier nach Quedlinburg und hier war die Pracht der Festlichkeiten von 984 größer als je. Fast alle deutsche Fürsten waren versammelt. Mizislaus von Polen und Boleslaus von Böhmen brachten kostbare Geschenke für den jungen Kaiser und auf Theophania's Anstiften wurde dieser an einer erhöhten halbmondförmigen Tafel bedient.

Wenn auch durch diese Herrschaft geistvoller und hochgebildeter Frauen während der Regierungszeit eines Kindes die vaterländische Entwickelung nicht gewinnen konnte, so litt doch die Verbindung von Quedlinburg mit dem Reiche nicht darunter. Ja, als der reifere Otto III. immer mehr von seinem Vaterlande sich abwandte, um im Süden die Ideale aufzusuchen, welche die fremden Frauen ihm gezeigt haben mochten, hielt seine Großtante Mathilde noch kräftig das Reich zusammen, berief Reichstage und regierte Deutschland bewundernswürdig von der Quedlinburger Abtei aus. Sogar ein deutsches Mädchen, eine thüringsche Grafentochter, welche Otto III. gern gesehen hatte, schien sie für ihn zu erziehen und für den abwesenden Kaiserjüngling gefangen zu halten, der aber vor seinem Ende noch um eine Braut in Constantinopel warb.

Als die staatskluge Tochter Otto's des Großen 997 neben ihrem Großvater und seiner Gemahlin zu Quedlinburg beigesetzt wurde, war der Geist Heinrichs des Finklers von Deutschland gewichen und ein tiefer Riß ging durch das nun verwaiste deutsche Reich. Zu ihrer Nachfolgerin hatte sie freilich Adelheid, die Schwester Otto's III., ernannt. Aber mit dem kostbaren Bischofstabe, den der junge Kaiser der Schwester schickte und der noch jetzt in der Schloßkirche gezeigt wird, verstand sie Deutschland nicht mehr zu leiten. Desto weniger aber fehlte es an glänzenden Festen, welche jetzt in Quedlinburg gefeiert wurden. Ihre prächtige Einweihung durch den Bischof Arnulf und sein Einzug in Quedlinburg gefiel der Aebtissin Adelheid so wohl, daß sie ihren Bruder, welcher im Jahre 1000 bei ihr das Osterfest feierte und im Jahre 1001 in Quedlinburg eine Kirchenversammlung hielt, für den Bischof von Halberstadt um die Erlaubniß zu einer jährlichen Wiederholung des bischöf-

Digitized by Google

lichen Einzuges am Palmsonntage hat. Trotz der Warnungen Otto's nahm in Folge dessen doch das kostbare Schauspiel der alljährlichen Palmfeier seinen Anfang, das später ärmeren Aebtissinnen sehr lästig wurde und dem Bischof als ein gefährlicher Vorwand für eine beanspruchte Obergewalt über das zwar noch immer unmittelbar unter Kaiser und Papst gestellte, seiner vornehmsten Verbindungen aber mehr und mehr beraubte Frauenstift diente. Eine Aebtissin wurde in den Bann gethan, weil sie die Palmfeier abschaffen wollte. Die Palmfeier aber bestand darin, daß der Bischof von Halberstadt den Herrn Jesus vorstellte und auf einer Eselin nach Quedlinburg geritten kam. Ein Füllen ging neben ihm. Acht Palmbrüder, welche dazu im Stifte unterhalten wurden, hieben Zweige von den Bäumen ab und streuten sie auf den Weg. Damit es nicht an Jüngern fehle, die Jesum auf seinem Zuge nach Jerusalem begleiteten, und am Volke, welches: Hosiana! rief, so brachte der Bischof nicht nur die zu seinem Capitel gehörigen Personen, sondern auch noch eine Menge von Mönchen, Edelleuten und vornehmen Herren als Gefolge mit. Ueber zweihundert Thaler reichten nicht zur Anschaffung der Fische für Eine Mahlzeit, obgleich Quedlinburg von Moräften, Teichen und Seen umringt war. Einst wurde bestimmt, daß der Bischof nicht über sechszig Pferde mitbringen dürfe. Bei seiner Ankunft wurden die Glocken geläutet. Er hielt in der Stiftskirche Gottesdienst und ertheilte Ablaß gegen Bezahlung. Zuletzt sprach er den Bann gegen die Widersacher des Stifts aus. Wie weit war dieses Schauspiel mit seinem Pompe und seiner Lust entfernt von dem schlichten Sinne und den reinen Freuden Heinrich's des Vogelstellers!

Jener Stab, welchen Otto III. seiner Schwester schickte, besteht aus einer Weinrebe, die mit dunkelrothblauem Sammet überzogen ist. Er hatte einen Goldbeschlag mit schlangenförmig sich windenden schmalen Kanten. Während der westphälischen Zeit wurde der Stab nach Cassel geschickt und dort von den Franzosen geplündert. Das Gold wurde abgenommen und falsche Edelsteine wurden an die Stelle der echten gesetzt. So kam er als entlaubter Rebstock nach Quedlinburg zurück: ein trauriges Sinnbild jener Ottonen, welche die heimische Sitte gegen fremden Flitter vertauschten und insbesondere des Kaiserjünglings Otto's III., dessen Gebeine aus der undankbaren Fremde, die sein Tod war, entseelt nach Aachen in sein Vaterland zurückgebracht wurden, welches ein Wunder an Wissen und Begabung in Theophania's Sohne verehrt hatte!

Der Tod des Bruders gab der unter den Sachsen durch ihre Geburt noch immer sehr einflußreichen Aebtissin Gelegenheit, bei den in Werla, unweit Goslar, zur Berathung über die Königswahl versammelten sächsischen Großen die Wirthin zu machen und auf eine kluge Weise noch mit Erfolg für das Geschlecht Heinrichs des Vogelstellers zu sorgen. In Baiern nämlich regierte noch ein Urenkel Heinrichs des Vogelstellers, der Sohn jenes Baiernherzogs, welcher schon fast die geistvollen kaiserlichen Frauen um das vormundschaftliche Regiment betrogen gehabt hätte. Dieser Urenkel des Finklers bewog durch einen Vasallen, den er nach Quedlinburg schickte, Adelheit, mit ihrer Schwester in Werla für ihn zu wirken. Als aber die Tische gedeckt waren für ein reiches Gastmahl, welches die Schwestern am Tage der Entscheidung in Werla ihren Anhängern geben wollten, drang der ruhmvolle Markgraf Egbert von Meißen, welcher gleichfalls nach der Krone strebte, mit jenem Bischof Arnulf von Halberstadt und andern Anhängern in den Saal, wo sie als ungebetene Gäste die Mahlzeit verzehrten. Dieser Spaß Egberts, des ersten Kriegsmannes seiner Zeit, erschien schon den Zeitgenossen als so roh, daß sie die Beleidigung der Aebtissin vielfach als Ursache seiner Ermordung zu Pöhlde durch die Söhne des Grafen von Nordheim betrachteten und ein Verbrechen durch ihn zu erklären suchten, welches um so dunkler war, als es der 1002 wirklich erwählte König Heinrich II., der Heilige, nicht rächte.

Unter den fränkischen oder salischen Kaisern, welche mit den Sachsenkaisern verwandt

Digitized by Google

waren, glänzte der Stadt Quedlinburg noch die Sonne des alten Kaiserthums. Gar herrlich leuchtete sie, als der Erste in dieser Reihe, Conrad II., welcher 1024 gewählt war, zu Anfang seiner Regierung sich's gefallen ließ, hier nach alter Königssitte am Grabe Heinrichs des Vogelstellers das Osterfest zu feiern, wenn auch nachmals die Verwandtschaft mit dem unglücklichen Heinrich IV. seiner Schwester, der Aebtissin Adelheid II. von Quedlinburg, nur Wermuth gebracht haben mag, wie denn selbst die Gegenkaiser zum Osterfeste in der traurten Stadt sich einzufinden begannen.

Die Zeit der Schutzherren bis zur Pröbstin Aurora von Königsmark.

Bei den Kämpfen, in welche Heinrich IV. und Heinrich V. mit den sächsischen Fürsten geriethen, die sogar nach der Schlacht am Welfesholze Quedlinburg besetzten, konnte das Stift, dem nicht damit gedient war, daß seine Erbschutzherren, die deutschen Könige, nur dann und wann auf ihren Kriegszügen dort ihr Lager aufschlugen, von diesen nicht mehr den nöthigen Schutz gegen seine nächsten Umgebungen empfangen. Wie daher das Königthum mehr und mehr Partei wurde und die große Spaltung der Welfen und Ghibellinen sich vorbereitete, wurden eigene Schutzherren aus der Nähe ein Bedürfniß für die Aebtissin, welche keine Soldaten hielt, und die Schwester Heinrichs IV. selbst machte den Herzog Magnus von Sachsen zu ihrem Schutzherrn. So sehen wir denn sogar einen neuen Sachsenkaiser, jenen Lothar, der aber nur aus Parteigründen zwischen die fränkischen und die ihnen verwandten hohenstaufischen Kaiser geschoben wurde, diese Schutzherrschaft nicht wieder mit dem Kaiserthum verbinden, obgleich er oft und lange in Quedlinburg war, wo er Pfingsten feierte, die abgebrannte Stiftskirche einweihen half, einen Reichstag hielt und noch 1136, ein Jahr vor seinem Tode, sich unter allerlei bedeutsamen Himmelszeichen aufhielt. Seine Wittwe Richenza, welche die Reichskleinodien in Händen hatte, schrieb in den Streitigkeiten, die nun den wirklichen Uebergang der Königskrone an die Hohenstaufen begleiteten, auf Lichtmessen 1138 einen Fürstentag nach Quedlinburg aus, und hier war es auch, wo auf dem Reichstage 1139 Heinrich der Stolze, der welfische Hauptgegner des ersten hohenstaufischen Kaisers Conrad III., an Gift starb. Wie alle Sachsenkaiser die Abtei zu Quedlinburg immer als ihr trauliches Familienzimmer betrachtet hatten, an dessen Heerd sie aus allen Stürmen des Lebens gern zurückkehrten, so waren auch noch einmal die ersten beiden Hohenstaufenkaiser, Conrad III. und Friedrich I., Blutsverwandte der Aebtissin Beatrix II., einer Herzogin von Schwaben. Erst in dem beim traurigen Untergange der hohenstaufischen Macht eintretenden Interregnum, das ein deutscher Dichter so ergreifend als „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" übersetzt hat, wurde auch der feine Nerv durchschnitten, welcher Quedlinburg noch immer eng mit dem Reiche verband. Die Schutzherrschaft aber war vor dem Ende des fränkischen Kaiserhauses an die benachbarten Anhaltiner oder Ballenstedter, die Nachkommen des Herzogs Magnus von Sachsen, übergegangen. Und so liegt denn ein eigener Trost darin, wenn wir bei der auf diesem Punkte so früh eintretenden Verringerung der kaiserlichen Macht den tapferen anhaltischen Bär selbst am Thore von Quedlinburg befehlen sehen und mit ordnender Hand hier sogleich das frisch auftretende Geschlecht erblicken, welches durch die Mark Brandenburg den Staat geschaffen hat, auf dem die Zukunft Deutschlands zu beruhen scheint, wie denn sogar ein Minnesänger des ballenstedtischen Hauses in Brandenburg, Markgraf Otto mit dem Pfeile, während der Wirren des Interregnums 1270 hier einen Fürstentag hielt und die Straßenräuber vertilgte.

Den alten Kaisertöchtern aus dem sächsischen und fränkischen Hause kamen die späteren Aebtissinnen an Sittenreinheit bald nicht mehr gleich. Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wurde eine Aebtissin, die Geliebte des Abtes von Nienburg, verklagt, weil sie gott-

Digitized by Google

los und ausschweifend sei und die Thürme des Stiftes argen und straßenräuberischen Leuten zur Wohnung einräume. Eine Aebtissin im vierzehnten Jahrhundert ließ die Pröbstin, ihre Schwester und die älteste Chorfrau gefangen halten, verschuldete und vernachlässigte die Stiftsgüter und sogar das Voigtland, schickte die kostbarsten Kirchengeräthe heimlich fort und folgte ihnen nach zu Albert von Braunschweig. Aber auch die Schutzherren der Abtei waren keine Ottonen mehr. Nicht allein die Aebtissinnen fingen an, mit der Schutzherrschaft einen Handel zu treiben, wobei sie sich nur etwa die Schutzherrschaft über die Juden der Stadt als gute Geldquelle unmittelbar vorbehielten, sondern no chunter den Ballenstedtern kam die üble Sitte der Einsetzung von Afterschutzherren auf, welche geringeren Familien angehörten und sich mitunter wie Raubritter verhielten gegen das Stift, das sie beschützen sollten. Albrecht von Regenstein, welcher nicht ganz begründete Ansprüche auf die Schutzherrschaft mit Gewalt geltend zu machen suchte und dann in einem eichenen Kasten auf dem Rathhause zu Quedlinburg gefangen gehalten wurde, gilt sogar in Deutschland vorzugsweise als Charakterbild des echten Raubritters. Aber nicht bloß vom Regenstein aus nahm er den Bürgern von Quedlinburg das Vieh weg, sondern er verwandelte das nach dem Regenstein zu gelegene Kloster der treulosen und zügellosen Wipertinermönche vor Quedlinburg in eine Festung, aus welcher er seine Ausfälle machte. Nach einer Schlacht im Jahre 1336 wurde er durch die Nachhut der vereinigten Quedlinburger, Halberstädter und Aschersleber Bürger gefangen genommen. Man verurtheilte ihn zum Tode und das Tuch, auf welchem er gerichtet werden sollte, war schon ausgebreitet, als er noch durch einen für Quedlinburg sehr vortheilhaften Vertrag sich befreite.

Die treulosen Wipertinermönche beendigten mehr als hundert Jahre später, indem sie in Prozession vor das Rathhaus zogen und den Magistrat in Bann thaten, diese Fehde des verbündeten Mönchswesens und Raubritterthums gegen das aufstrebende Bürgerthum. Da dieses indessen sogar dem Hausabunde sich angeschlossen hatte und auch der Stiftsregierung mukuge Schwierigkeiten bereitete, so erhob sich ihm etwa zwanzig Jahre nach dieser Prozession in einer Fürstenmacht, welche sich im völligen Einverständniß mit der Aebtissin der Schutzherrschaft bemächtigte, ein gefährlicherer Gegner. Ungefähr die dreiundzwanzigste in der Reihe der Aebtissinnen nämlich war Hedwig, Herzogin von Sachsen. Bei dem Ansehen ihres Hauses verschaffte sie sich einen neuen kaiserlichen Schutzbrief und gestützt auf diesen rief sie bei einer Streitigkeit mit dem Magistrat ihre Brüder, die durch den sächsischen Prinzenraub und als Begründer der ernestinischen und albertinischen Linie bekannten Herzöge, zu Hülfe. In der ganzen Frische und Raschheit eines aufstrebenden Fürstenhauses stellten die Brüder sächsische Truppen mit der ersten zu Dresden gegossenen Kanone 1477 vor Quedlinburg auf. Da ein in der Vorstadt Westendorf gegen den Bürgerhauptmann, welchen die Quedlinburger sonderbarer Weise aus der bekannten Raubritterfamilie von Schwichelde genommen hatten, glücklich ausgeführter Ueberfall die Fehde noch nicht beendigte, so soll ein Kuhhirt am frühen Morgen den Sachsen das Thor geöffnet haben. Die Sachsen überfielen nun die Rathsherren auf dem Rathhause, stießen den Roland der Stadt um und nahmen ihr die kaiserlichen Privilegien. Bei der Theilung zwischen Ernst und Albrecht fiel die Schutzherrschaft über das Stift der albertinischen Linie zu, welche es dann, besonders unter Moritz von Sachsen, immer mehr an sich zu ziehen suchte.

Das ganze Stift wurde nach dem Bauernkriege unter einer stolbergischen Aebtissin lutherisch. An sie erinnert noch ein schöner großer Stein im Schlosse, an dem namentlich die einzelnen Gegenstände des stiftischen, stolbergischen und Reichswappens sich vereint finden: Reichsadler, Löwe, Hirsch, Forelle und Credenzmesser oder gekreuzte Schwerter. Eine spätere lutherische Aebtissin wurde von tiefer Sehnsucht nach der katholischen Kirche ergriffen. Einst wollte sie fliehen und das Schloß war deshalb zur Nachtzeit von Katholiken umstellt.

Digitized by Google

Die andern Stiftsdamen waren jedoch wachsam und Flucht und Uebertritt wurden nicht ausgeführt. Nach dieser Zeit legte die lutherisch gebliebene Aebtissin ihre schwermüthigen Empfindungen in geistlichen Liedern und in einem namhaften Erbauungsbuche nieder.

Im dreißigjährigen Kriege hatte Quedlinburg viel zu leiden, und wohl versteht man die Inschrift auf dem Marmorgrabmale der Aebtissin, die von 1618 bis 1645 regierte und im schwarzen Oberrocke und Stuartkragen, mit welchem sie so ernst im Bilde jetzt uns anschaut, keine frohen Stunden erlebte. Die Inschrift lautet:

Nun hab' ich, was ich haben soll;
Ich ruh' in Gott und mir ist wohl.

Was jeder kühnen Macht vor der alten nie genug bewachten Stiftsstadt glückte und zuletzt noch den Brandenburgern gelingen sollte, hatten auch die Schweden einmal ausgeführt: eines Morgens früh bei Eröffnung des Thores drängte sich Oberst Reichwald mit dreihundert schwedischen Reitern ein. Die folgende Aebtissin, eine Pfalzgräfin, verschaffte sich manche Vortheile durch eine Reise in's schwedische Hauptquartier, was indessen nicht den lustigen Brautspaß hinderte, daß bald darauf ein schwedischer Rittmeister in ein Hochzeitshaus zu Quedlinburg einfiel und die Musikanten wegnahm. Besonders auf Hochzeiten ließen die Quedlinburger unter der Pfalzgräfin vor und nach dem Kriege sich nichts abgehen. Ein Koch war noch im Traume während der Nacht nach einer Hochzeit so lebhaft mit der Bereitung von Spanferkeln beschäftigt, daß er seinen Schlafkameraden, einen Maler, tödtlich mit dem Messer verwundete. Gedankenlos staunte man in Quedlinburg ein wahres Sinnbild des Kriegsungeheuers an, welches Deutschlands Saaten damals zertrat: einen für Geld gezeigten Elephanten nämlich, der Fahnen schwang, einen Degen führte und Pistolen losschoß.

Im Jahre 1642 hatte der schwedische General Königsmark die Stadt erobert und geplündert, dessen Enkelin, die geistvolle und schöne Gräfin Aurora gleichwohl später nicht Aebtissin, aber doch Pröbstin mit einem Einkommen von achttausend Thalern wurde. Die Königsmark waren eine heldenmüthige Abenteurerfamilie aus der Altmark, die in Schweden heimisch geworden war. Aurora wurde um 1670 zu Stade geboren. Ihr Vater fiel als General in holländischen Diensten, und die Mutter, Wrangel's Tochter, begab sich als lebensfrohe Wittwe mit den Töchtern nach Hamburg, in den Mittelpunkt zwischen den holsteinischen und meklenburgischen Höfen. Endlich ging sie mit ihnen an den schwedischen Hof, wo „die hochgepriesene königliche Huld ihr alle Mühseligkeiten des Lebens versüßte." Nach dem Tode der Mutter vermehrte Aurora von Hamburg aus ihre Kenntniß der deutschen Höfe und trat besonders mit der Kurprinzessin von Hannover in Verbindung, welche zu Aurora's Bruder in strafbarem Verhältniß gestanden haben soll. Als die Stellung des Grafen Königsmark in Hannover unhaltbar geworden war, wollte er auf eine freche und herausfordernde Weise mit einem großen Troß von Dienern, Pferden und Maulthieren an den Hof nach Dresden ziehen und zugleich, wie man glaubte, die Kurprinzessin entführen. In diesem Augenblick, bereits wieder zum sächsischen Generalmajor ernannt, verschwand er plötzlich und für immer, und gegen die Churprinzessin, eine geborne Prinzessin von Celle, begann eine Untersuchung, welche ihr Leben gänzlich zerrüttete. Aurora's Bruder hatte sehr klug bei mannigfaltigen Bewerbungen die Verheirathung seiner Schwester leiten wollen. Es schien aber, als sollte es einem so unsittlichen Manne nicht gelingen, auch nur in Bezug auf die Schwester eine einigermaßen reine oder wenigstens nützliche Ehe zu Stande zu bringen. Gerade durch die Frivolität und das Geschick ihres Bruders gerieth Aurora auf die schlüpfrige Bahn, welche von dem Wandel ehrbarer Frauen so weit ablag, und als in Hannover mit dem letzten Grafen Königsmark die Sonne dieses Grafenhauses gesunken war, ging die schwedische Morgenröthe am Hofe August's des Starken zu Dresden wieder auf. Nachdem nämlich Aurora sich wegen des Grafen Königsmark, dessen noch als möglich gedachte

Digitized by Google

Rettung eine bereits verheirathete und durch Erbschaftsstreitigkeiten mit ihm zerfallene Schwester wenig kümmerte, sich vergeblich an ihre Verehrer unter den norddeutschen Fürsten gewendet, von diesen aber nur theilnehmende Redensarten über ihren „lieben Bruder" erhalten hatte und dann etwa mit einem „Adieu, mon cher ange" entlassen war, begab die Jungfrau sich an den Hof des jugendlichen August des Starken, welcher unbegreiflicher Weise für die Rettung seines neuen Generalmajors nichts versucht hatte. Aber auch hier erreichte Aurora nichts für ihren Bruder, und dessen Freund und Vertrauter in früheren Liebesabenteuern, August der Starke, wurde ihr Verführer. Um den durch die Umstände doppelt abscheulichen Frevel nur in wenig milderem Lichte erscheinen zu lassen, hat man nichts anführen können, als daß Aurora damals etwa vierundzwanzig Jahr und nicht sechszehn Jahre alt war, wie man lange geglaubt hat, da ihre Eitelkeit wenigstens im höheren Alter die Feststellung ihres Geburtsjahres nicht begünstigte. Die kurze Zeit ihres näheren Verhältnisses zu August dem Starken fällt vor und nach dessen erstem Feldzuge gegen die Türken als kaiserlicher Heerführer.

Als die Herzöge Ernst und Albrecht sich der Schutzherrschaft des Stiftes für Sachsen bemächtigten, wurden sie in den Bann gethan von dem Bischofe von Halberstadt, welcher die Palmfeier nicht vergessen konnte und Quedlinburg als seinen „rechten Arm" betrachtete, wie denn diese Bischöfe in dem Streite um die Schutzherrschaft immer tapfer mit den Raubgrafen mitgetobt hatten. Wie nun Brandenburg in Folge des westphälischen Friedens Halberstadt bekam, nahm es die sonderbaren Ansprüche des Bischofs von Halberstadt in Betreff der Schutzherrschaft über Quedlinburg wieder auf und wurde nicht müde, die Aebtissin zu beunruhigen. Die gute Dame sah sich dadurch veranlaßt, an dem Hofe ihres Schutzherrn August's des Starken auch wirklich Schutz zu suchen. Da es nicht leicht war, ihn dort zu erhalten, so versicherte sich die Prinzessin Anna Dorothea von Sachsen-Weimar als Aebtissin in Dresden der Fürsprache der Gräfin Aurora, welche schon vor dem Untergange ihres Bruders in der Abtei zu Gast gewesen war und jetzt die Freundschaft der Aebtissin benutzte, um sich in das Stift einzudrängen. Statt des Dresdner Hofes wählte Aurora die Quedlinburger Abtei, das „freie weltliche Stift", als den Ort aus, wohin sie sich vor der Geburt des bekannten Marschalls von Sachsen begab. Ganz in der Nähe, in Goslar, wurde der Marschall geboren und durfte freilich im Taufregister daselbst nur als „ein Kind vornehmer Eltern" verzeichnet werden, da sein hoher Papa zu jener Zeit sich in Wien um die kaiserliche Bestätigung von Aurora's Versorgung in dem Stifte bemühte. So fand diese in den Zeiten einer großen Schwäche des Stiftes den Eingang in dasselbe. Ihre Epoche bezeichnet den Uebergang der Schutzherrschaft von Sachsen an Preußen. August der Starke verkaufte die Schutzherrschaft des Stiftes für 324,000 Thaler an Brandenburg, weil er zur Uebernahme der polnischen Königskrone Geld gebrauchte, und trat dadurch Aurora's Angelegenheit bald ganz fern. Diese befreundete sich aus Klugheit sogar mehr mit den Brandenburgischen Beamten als die übrigen Damen des Kapitels. In der Regierung des Frauenstiftes konnte sie wenig Boden gewinnen und suchte nach außen hin in größeren Verhältnissen eine durch den Umgang mit Männern gewürzte diplomatische Thätigkeit zu entfalten, wobei dann immer noch, wie schon bei den Schritten für ihren Bruder, wenigstens ihre Schönheit die erwünschte Anerkennung fand. Zur Entfaltung ihrer diplomatischen Thätigkeit kaufte sie sich ein eigenes Rittergut im Mittelpunkte zwischen Polen und Sachsen und erschien unerwartet zu Warschau bei König August dem Starken in der Absicht, sich von da aus in das Feldlager des schwedischen Königs Karl XII. zu begeben, welcher mit ihrem ehemaligen Geliebten Krieg führte. Da sie den Versuch machen wollte, durch eine Unterredung mit Karl XII. die Quellen ihres Familienreichthums in Schweden wieder zu öffnen, so beauftragte August der Starke sie auch mit Friedensvorschlägen. Karl XII. aber wollte

Digitized by Google

dessen ehemalige Geliebte weder jetzt noch später sprechen. Dagegen verschmähte der Kronprinz von Rußland es nicht, mit seiner Braut, der bekannten Prinzessin von Wolfenbüttel, der Pröbstin Aurora und dem ganzen Frauenstifte einen merkwürdigen Besuch zu machen.

Am 20. Juli 1711 wurde das unheimliche Pärchen bei klarem Sommerwetter vom ganzen Kapitel in den Probsteigarten geleitet, wo ihnen zur Beglückwünschung „einiges Quedlinburgisches Frauenzimmer" zugeführt wurde. Voran gingen die Harfenisten „romanisch schön" mit Kränzen auf den Häuptern und spielten ihre Harfen. Zwei ansehnliche Rechtskandidaten als Marschäle mit bekränzten Stäben führten „das Frauenzimmer" an, machten ihre unterthänige Reverenz und stellten sich dann mit den Harfenisten zu beiden Seiten auf, damit „das Frauenzimmer" den hohen Herrschaften nahen konnte. Darauf trat die Tochter des Consistorialrath Kegel hervor, geführt und begleitet durch zwei kleinere Jungfrauen. Alle waren in bloßen Häuptern mit Blumen und Schmuck geziert; die Jungfer Kegelin aber, als eine Braut mit einem schönen Kranze, grüßte ehrerbietig und sprach „mit sonderbarer Wohlredenheit, Modestie, Vernunft und Wohlanständigkeit" ein längeres Gedicht. Der Hoheitsglanz, sagte sie, treibe sie zwar von dem Großfürsten zurück, aber Amor rufe sie wieder heran. Drum kämen sie, ihn zu verehren, wenn ihm das auch wenig gelten könne:

Denn wie die Morgensonn' aus Orient herblitzet,
Ein solches weites Reich auch Deine Macht besitzet.

Sogleich fuhr sie naiv fort:

Wie könnten wir die Völker nennen,
Die Rußens Monarchie verbindt?
Die Zahl und Namen (wir bekennen)
Zu schwer für unsre Zungen sind.
Vom West zum Osten hin, und wo das Eismeer fließet,
Der Nereiden Thron die ferne Grenze schließet.

Die Tochter des Bürgermeisters, in ähnlicher Weise von zwei kleineren Jungfrauen geleitet, überreichte am Schlusse des Gedichts dem Großfürsten einen mit kostbarem Bande gezierten Myrthenkranz auf einem schönen Kissen. Die Jungfer Kegelin that nun folgenden Wunsch an das Braunschweig-Wolfenbüttelsche Haus:

Preise, Brune, Dein Geschicke,
Das noch täglich höher steigt;
Durch der schönen Töchter Blicke
Sich der Kaiser Herze neigt.
Flieht ihr Adler zu den Schönen,
Hymen jauchze voller Ruhm!
Bringe, Guelfens Blut zu krönen,
Ein gedoppelt Kaiserthum.

Noch zehn andere Jungfrauen folgten. Der Vater der Jungfer Kegelin in seinem „geweihten Myrthenkranz" vergleicht sie mit Mirjam, Debora und der Tochter Jephtha, die auch wohl einen Auszug mit Pauken und Reigen gemacht hätten. Pauken, Trompeten und Tanz fehlten auch im Probsteigarten nicht und eben so wenig ein kurzweiliger Lauf nach einem Hammel und ein Schäferspiel. Die hohen Personen saßen auf einem über dem Bodeflusse gebauten, inwendig mit grünem Buschwerke künstlich ausmöblirten Lusthause. Die Musik tönte vom Lande und von Kähnen her. Am andern Tage nach dem Mittagsmahle im großen Abteisaale schied man in höchstem Vergnügen. Den Gästen wurde der bombastische Nachruf gewidmet:

Das Ehrenglück, so Aucys*) Stift gehabt,
Wird Quedel nimmermehr vergessen.
Wo Dankbarkeit noch fromme Seelen labt,
Kann Nachwelt nie genug ermessen,
Daß Rußens Gunst und Guelfens Staat
Das Vaterland besuchet hat.

*) Des Vogelstellers.

Digitized by Google

Der nordischen Politik wendete sich Aurora's Blick noch einmal zu, als ihr Sohn, der tapfere und kriegskundige, aber sittenlose Marschall von Sachsen, dessen zerrüttetes Familienleben im Stifte schon großes Aergerniß gegeben hatte, von Paris aus nach Quedlinburg kam, um mit dem Gelde der liebevollen Mutter weiter nach Osten zu ziehen und hauptsächlich durch ein neues Liebesabenteuer das Herzogthum Kurland zu gewinnen. Das völlige Scheitern dieses weitgreifenden Planes, welcher allein Aurora's Lebensende verherrlichte, sollte sie nicht mehr erleben. Wie sie denn viele Schulden und wenig baares Geld hinterließ, so erbat sie von August dem Starken als letzte Gnade, daß er drei große, in Dresden versetzte Perlen einlösen und ihrem Erben verabfolgen lassen möge, und starb dann im Februar 1728.

Aurora von Königsmark wurde in allen Kirchen des Stiftes vier Wochen lang beläutet und in der Abtei zu Quedlinburg beigesetzt. Frühzeitig aus der gefährlichen Nähe August's des Starken entfernt, erhielt sie unverdient eine ehrenvolle Ruhestätte dicht bei der Krypta, welche die Gebeine Heinrich des Finklers und seiner Gemahlin Mathilde einschließt, während ihr leicht ein ähnliches Schicksal hätte bereitet werden können wie ihrem Bruder oder wie ihrer Freundin, der Prinzessin von Wolfenbüttel, welche, nachdem in Rußland ihr Scheinbegräbniß stattgefunden hatte, wegen Ehebruchs nach Sibirien geschickt, aus Sibirien aber allerdings von einem kühnen Abenteurer, der dort als Schornsteinfeger auftrat, gerettet sein soll. Müßten wir erklären, wie gerade auf Aurora's Vergehen noch ein wenigstens äußerlich ehrenvolles Leben und Sterben folgen konnte, so dürften wir uns an die edle und tugendhafte Absicht erinnern, in der sie sich ihrem Verführer zuerst näherte, dessen Gemahlin selbst ihr verzieh und ihre besseren Eigenschaften schätzte. Wir könnten dann auch wohl ihrer künstlerischen Ausbildung im Spielen der Gambe und der Laute, im Gesange und im Zeichnen, ganz besonders aber ihrer poetischen Ader gedenken, der Voltaire großes Lob ertheilt, wie er sie denn nicht ohne Grund die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte genannt hat. Wegen einer nur zufällig entdeckten Eigenthümlichkeit des Gewölbes, in dem sie beigesetzt wurde, ist ihr Leichnam unverwest geblieben und wird für Geld gezeigt. In Seidendamast liegt sie da, mit echten Spitzen angethan, wie eine fast zweihundertjährige Matrone, aber zugleich als ein Opfer der sittenlosen Höfe ihrer Zeit und ein abschreckendes Bild von der Hinfälligkeit aller Erdenschönheit, vor welchem wir uns nicht ohne Schaudern an die Worte in einem nach dem Verschwinden des Grafen Königsmark an Aurora geschriebenen Briefe des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz erinnern können: „die liebe Venus macht manchen unglücklich und kostet ihm wohl gar das Leben, doch schadet es nicht, wenn es noch der Liebe werth ist."

Die preußisch-brandenburgische Zeit.

Es war in der Frühe des Morgens am 30. Januar 1698, sechs Tage nach Bestallung der Gräfin Aurora als Pröbstin und drei Jahre vor der ersten preußischen Königskrönung, als der Postillon vor einem der Thore Quedlinburg's blies. Weil Quedlinburg damals schon den Hund im Thore als Sinnbild der Wachsamkeit im Wappen führte, so öffnete die Bürgerwache vorsichtig nur erst das Pförtchen im Thore. Aber einige Soldaten drangen durch das Pförtchen, schlugen das Thorschloß ab und zwei brandenburgische Compagnien kamen unter dem Obersten von Dönhof nach, verlangten einquartirt zu werden, ließen von den Quedlinburgern ein „Herr Gott dich loben wir" singen und von dem Halberstädtischen Generalsuperintendenten eine Huldigungspredigt in Quedlinburg für den neuen brandenburgischen Schutzherrn halten. Nun folgte eine Reihe meist sehr kleinlicher Mittel, welche alle auf den Zweck hinausliefen, die stiftische Verwaltung zu Grunde zu richten, um Quedlinburg an die preußische Monarchie zu binden. Wie wunderlich daher die brandenburgischen Chikanen und Corporal-

Digitized by Google

spätze den Stiftsdamen gegenüber uns auch erscheinen, so mußte man, damit man z. B. bequem mit der preußischen Post von Halberstadt aus nach Quedlinburg hineinfahren konnte, doch erst in Halberstadt der alten verbotenen stiftischen „Landgutsche" mit dem Stiftswappen und dem quedlinburgischen Posthorn ein Pferd ausspannen. Preußen begünstigte es, daß das Stift nach dem Tode der frommen Prinzessin von Sachsen-Weimar, die bei Ernennung ihrer Nachfolgerin mehrere Formfehler begangen hatte, vierzehn Jahre lang ohne Aebtissin blieb. Während dieser Vacanz erzwang der neue König Friedrich Wilhelm I. durch harte Geldstrafen von den Beamten des Stiftes die Huldigung. Ungehindert arbeitete in dieser Zeit die Weltlust der Pröbstin Aurora an der völligen Auflösung der frommen Zucht unter den Stiftsfrauen, die vor der Reformation noch von allem unnützen Geschwätze abgemahnt waren. Endlich im Juni 1718 zog unter großem Jubel der Bürger als neue Aebtissin Maria Elisabeth, Herzogin von Holstein-Gottorp, in Quedlinburg ein. Von der Oehringer Brücke an bis zum Thore waren Blumen gestreut. Blumenpyramiden und Blumengehänge waren aufgestellt. Paarweise gingen die Rathsherrn vor dem abteilichen Wagen her und neben ihm schritten zwölf angesehene Bürger mit Partisanen in schwarzen Mänteln. Die Aebtissin aber begann alsbald ihre „freundmühmlichen" Streitigkeiten mit Preußen. Sie verbot den Quedlinburgern, die preußische Accise zu zahlen. Die Quedlinburger dankten ihr gerührt, doch vermochte sie die Steuerverweigerer nicht zu schützen. Der Advocat Henneberg wurde von preußischen Soldaten aus der Blasiikirche geholt und unter die Reiter gesteckt. Als aber nun die Aebtissin dem Könige Friedrich Wilhelm I. auch die Werbung im Stifte verbot, wurde ihr eine sehr nachdrückliche Zurechtweisung zu Theil. Ein Militaircommando rückte auf den Schloßhof unter die Fenster der Stiftsfrauen und ein Unteroffizier las den Befehl vor, daß das Edict über die Werbungen vom Scharfrichter verbrannt werden solle. Hierauf übergab er es dem Scharfrichter. Dieser zerriß es, machte Feuer an und verbrannte es in einem auflackernden Bunde Stroh.

Aber alle diese piquanten Züge charakterisiren den Geist der quedlinburgischen Politik Friedrich Wilhelms I. nicht so sehr wie der Name seines dortigen Stifthauptmanns, des Baron von Plotho. Von ihm entwarf nachmals Goethe in seiner Schilderung der Kaiserkrönung folgendes köstliche Bild: „Dieser Mann, der durch eine gewisse Spärlichkeit, sowohl in eigner Kleidung als in Livreen und Equipagen sich auszeichnete, war vom siebenjährigen Kriege her als diplomatischer Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius April, der ihm die gegen seinen König ergangene Achtserklärung von einigen Zeugen begleitet zu insinuiren gedachte, mit der lakonischen Gegenrede: Was! Er insinuiren? die Treppe hinuntergeworfen oder werfen lassen. Das erste glaubten wir, weil es uns besser gefiel, und wir es auch dem kleinen, gedrungenen, mit schwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, besonders wo er ausstieg. Es entstand jederzeit eine Art von frohem Ziscbeln, und wenig fehlte, daß man ihm applaudirte, Vivat oder Bravo zugerufen hätte."

In Quedlinburg bedurfte Friedrich II. keines Baron von Plotho mehr. Dieser König war klug genug und befand sich durch die vorhergegangenen Kämpfe seines um ihn eben so wohlverdienten als seinetwegen verkannten Vaters in der Lage, mit dem Stifte seinen Frieden machen zu können, und es doch mehr als je auszunutzen. Seine Schwester Anna Amalia wurde trotz ihres reformirten Bekenntnisses Aebtissin in dem lutherischen Stifte, wo sie in der Regel nicht einmal residirte. Ihr Bild hängt noch im Schlosse zu Quedlinburg, ein Stern ist darüber abgebildet und auch Rosen fehlen nicht darauf. Von dem Dichter Gisecke als Oberhofprediger wurde sie eingeführt, wie sie denn auch mehrere namhafte Gelehrte als Geistliche anstellte. Den neuen Stiftshauptmann und andere preußische Beamten führte im siebenjährigen Kriege aus Quedlinburg die Reichsarmee mit sich.

Digitized by Google

Auf Friedrich des Großen Schwester folgte seine Nichte, auf die reformirte Aebtissin, die Geliebte Trenk's, zugleich die letzte Aebtissin, etwa die sechsunddreißigste in der Reihe, die königlich schwedische Prinzessin Sophie Albertine, welche von den Oekonomen in grünen und von den Branntweinbrennern in dunkelblauen Röcken empfangen wurde. Sie war eine Dame voll der blühendsten Gesundheit. Bei einer dramatischen Darstellung in einem Zimmer des Schlosses schöpfte sie Wasser in eine Schale aus einem Springbrunnen und überreichte sie als Hygiea dem durchreisenden König Gustav III. von Schweden, der nach seiner Ermordung durch Ankarström im Stifte beläutet wurde. Da dieses im Jahre 1803 als ein Theil der Entschädigung für den Verlust des linken Rheinufers völlig Preußen einverleibt wurde, kehrte sie nach Stockholm zurück und erhielt dreißigtausend Thaler Tafelgelder. Das Geld verlor sie, während Quedlinburg westphälisch war. Jerome ließ nun alle werthvollen Sachen aus dem Schlosse nach Cassel schaffen, ließ aus dem Silber Geld schlagen und verkaufte das Grundeigenthum. 1813 feierten 24,000 Franzosen unter Ney das Osterfest in Quedlinburg. Sie wollten die Stadt wieder befestigen und zogen Gräben ringsum. In einer Nacht aber waren sie verschwunden und zur Schlacht bei Lützen aufgebrochen. Als schon die Kosacken in der Gegend schwärmten, wurde noch von ehrlosen Quedlinburgern das Mobiliar des Schlosses zu Gunsten der Franzosen unter den Hammer gebracht, wobei Stühle von zehn Thalern am Werthe kaum mit einem Groschen bezahlt wurden. Das war das Ende vom Frauenstifte Heinrichs des Finklers, welches nach solchen Verwüstungen nicht einmal durch die Schlacht bei Leipzig wieder hergestellt wurde.

Das Schloß.

Schloß Quedlinburg war nun wieder aus dem Gedächtniß der Menschen verschwunden, wie nach der Zeit Kaiser Otto's IV., welcher sogar einst durch sein Testament dessen Abtragung bewirkt hatte. Aber wegen des geschichtlichen Glanzes, der auf ihm ruht, wurde ihm eine Nachfeier seiner ehemaligen Größe durch den sinnigen König Friedrich Wilhelm IV. zu Theil, welcher es zum Jagdschlosse machte und viermal mit großem Gefolge, zuletzt im Jahre 1847, besuchte. Da waren sie wieder da und schalteten wieder im Schlosse, nur mit neuen Namen, Trachten und Aufgaben, die alten fürstlichen Diener, Minister, Gesandte, Kämmerer, Silberverwalter und freilich auch der moderne Caffetier. Gern sah der König hier Gäste, auch aus dem Bürgerstande, aber der heiterste bei Tafel war immer er selbst.

Das erste Zimmer des Schlosses, in welches der Castellan die Besucher einführt, wird an der Decke von zwei ungeheuren Bäumen als Balken durchschnitten und war zuletzt die Jagdhalle. Sie wurde herrlich mit Laub und Blumen geschmückt und ein Trompetercorps blies hier, wenn Friedrich Wilhelm IV. zugegen war. Einen gar bunten Kronleuchter zu dieser Jagdhalle verehrte 1842 der Halberstädter Dom. Er besteht aus einem Delphin, den Neptun am Zügel hat und ruht in einem merkwürdigen Hirschgeweih, einem mächtigen Vierzehnender. Das zweite Zimmer, ein großer blauer Saal, war seit alter Zeit der Speisesaal. Die Säulen, die ihn tragen, gehen bis an's Dach. Die Decke zeigt die kostbarste Stuckaturarbeit, gerade in der Mitte des Saales eine Schneckenrosette mit Verzierungen: an den Enden stellt die Stuckaturarbeit Baldachine und Pyramiden dar und mit Sternen ist das Ganze besät. Unter dieser Decke hatte die Aebtissin den kaiserlichen Hofstaat zu speisen. Das dritte Zimmer ist das Empfangszimmer, aus dessen Camin uns die Behaglichkeit unserer Vorfahren mit ihrer ganzen Gluth entgegen strahlt. Um ihn zu heizen, müssen große Holzkloben aufrecht gestellt und brennende Spähne oben darüber gelegt werden, damit das Feuer von oben nach unten brennt. Ueber dem Kamine glänzt ein großes Spiegelfach von altem venetianischem Glase aus dem zwölften Jahrhundert. Das neun-

Digitized by Google

undvierzigste Zimmer, das Zimmer der Kanonissin, welches bei den großen Jagden vom Prinzen Carl bewohnt wurde, ist durch einen großen schwedischen Ofen von weißem Porzellan in Gestalt einer Pyramide ausgezeichnet.

Das vierte Zimmer prangt in herrlichen Damasttapeten aus der Zeit von Anna Amalia, der Schwester Friedrichs des Großen. Es ist der Audienzsaal, der frühere Thronsaal. Der Thür gegenüber stand der Thronsessel. Darüber sind Krone und Baldachin abgebildet, und vom Throne laufen im herrlich getäfelten Fußboden Strahlen wie die Sonne aus. Von den Fenstern zur Seite des Thrones aus erblickten die Kaiser die großen und kleinen grünen Bergkegel der Ebene in malerischer Gruppirung; sie haben das Eigenthümliche, daß sie sich wie ein Spiel aufgestellter Kegel immer höher erheben, bis die Spitze des Brockens, obgleich dieser die Kegelform nicht mehr wiederholt, als König die aufsteigende Reihe beschließt.

Die auf das vierte folgenden Zimmer sind ein Anbau aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Das fünfte diente als Wohnzimmer Friedrich Wilhelms IV. Im buntgetäfelten Fußboden wechselt Nußbaumholz mit anderem Holze ab und eine Blume ist in jeder Ecke angebracht. Das kleine sechste Zimmer enthält in einer Nische der Wand noch unverändert des Königs Bett. Unter dem gleichfalls sehr kleinen achten Zimmer, dem Schreibzimmer des Königs, in welchem kaum Tisch und Sopha stehen können, ist auf dem Sandsteinfelsen des Schlosses ein kleines Gärtchen mit einem verborgenen Zugange versteckt, dessen seltene Kühlung die Stiftsdamen an Sommernachmittagen erquickte. Das elfte Zimmer ist die Wohnung der Dekanissin und zeichnet sich durch ein über dreihundert Jahre altes tief ergreifendes Holzbild aus. Das Bild stellt einen Gefangenen an der Kette dar, welchem eine Fluth (die Verzweiflung) immer näher kommt und dem die Worte in den Mund gelegt werden: „Ich armer Mensch, wer will mir helfen?“ Hinter ihm steht der Teufel, neben ihm das Kreuz und vor ihm ein Engel. Der Engel zeigt nach oben, wo Jesus steht.

Dies ernste Bild mahnt uns an die nahe Schloßkirche. Wir dürfen sie um so weniger übergehen, als die deutschen Kaiser in Quedlinburg vorzugsweise die kirchlichen Feste feierten. Vorzüglich zu Ostern, wie wir gesehen haben, waren sie gern in Quedlinburg. Dies Fest nämlich war hier besonders heilig durch das Marienkloster auf dem Münzenberge, welches an einer früher der Göttin Ostara, die im Frühlinge verehrt wurde, geweihten Stelle erbaut zu sein scheint. Noch jetzt umgeben Buden und Verkäufer mit ihren Ostereiern und Sülzäpfeln als verkommener volksthümlicher Rest der früheren kaiserlichen Osterfeier zu Ostern die Gegend des Schlosses und unabänderlich halten die Einwohner des dem Schlosse gegenüber liegenden Münzenberges an ihr fest, wenn auch bei ihrer Armuth die Feier sich darauf beschränkt, daß die Gassen mit gelbem und weißem Sande bunt bestreut sind, so wie darauf, daß man einige verkleidete Spaßmacher vor den kleinen Thüren zu einem gemeinsamen Mahle betteln und zur Geige eines Invaliden zwei betrunkene junge Männer mit ihren bemitleidenswerthen Frauen auf eine wilde und Ekel erregende Weise tanzen sieht. Wegen solcher Entartung des deutschen Volkslebens suchen wir Trost an seiner Quelle bei den alten Kaisern und fliehen vor ihr zu den Gräbern der Familie Heinrichs des Vogelstellers in der Krypta. Er liegt dort begraben in einem aus Stein gehauenen krippenförmigen Sarge. Sein zerbrochener Grabstein von Marmor, in eine eichene Bohle eingefügt, liegt vor dem Altar. Daneben liegen die Grabmäler der Königin Mathilde und ihrer Enkelin, der Aebtissin Mathilde, von Sandstein. Die freilich geschichtlich ungenaue Grabschrift sagt:

Heinrich der Erste Kaiser berühmet war
Unter den Fürsten allzumahl,
Der Herzog von Sachsen Kron',
Bekriegt den Harz und als er gewann,
Stift' er dies Jungfraus-Kloster fein,
Sein' Tochter Mathild' setzt hinein;

Digitized by Google

Eine fromm' Aebtissin sie ward,
Hielt ihren Orden treu und hart
In Gottesfurcht und Keuschheit rein,
Wie Gott recht will geehret sein.
Allhier vor Sanct Peters Altar
Legte sie ihres Vaters Haut und Haar,
Sein Fleisch und Bein; aber die Seel'
Im Himmel lebt vor Gottes Stuhl,
Erwartet fröhlich Gottes Gericht,
Bis auch der Leib werde lebendig
Und sammt der Seel leb' ewiglich.

Klopstock's Geburtshaus.

In herrlichen Gängen, von deren mit schwachem Roth bemalter Decke das Abendroth doppelt wehmüthig wie ein sanfter Abglanz der Vergangenheit wiederstrahlt, gelangen wir aus der Krypta in die weiteren Kirchenräume. Die Kirche enthält in der Predigersacristei die berühmten, geistlichen und weltlichen Reliquien aus der Kaiserzeit, neben dem mit einer Silberplatte ausgelegtem Holze vom Kreuze Christi den Kamm von Heinrich dem Vogelsteller und Aehnliches.

Da wir nun durch die Gänge im ausgehauenen Sandsteinfelsen heruntergehen, auf welchem das Schloß erbaut ist, gelangen wir auf einen Platz, wo auch das Haus steht, in dem der Messiassänger Klopstock am 2. Juli 1724 geboren wurde, ganz in der Nähe des Finkenheerdes, dessen Vogelsteller er mit liebevollem nachbarlichem Eifer besungen hat. Anfangs wollte der Jüngling Klopstock den Nachbar vom Vogelheerde sogar zum Helden

Digitized by Google

seines großen Epos erwählen, zu welchem er später den Messias erkor. Es ist aber ein schönes Zeugniß ebensowohl für die Macht der Jugenderinnerungen in Klopstock, als für das schlichte Leben und lautere Wirken Heinrichs des Vogelstellers, daß der Poet in seinen Gedichten diesen Herzog vom Vogelheerde, den er in der engen Krypta der Vaterstadt Quedlinburg wie in einem engen Familienzimmer bei den königlichen Frauen unter dem Marmor geborgen wußte, immer als das Muster für andre deutsche Fürsten hinstellt. Wenn dieser, dachte Klopstock, doch noch einmal unter dem Marmor der Krypta hervor könnte!

Werfen wir noch einen Blick auf das alterthümliche Geburtshaus des Dichters selbst. Es erscheint recht wie die zugehörige Form für jenen originellen Geist, den biedern und herzhaften Vater des Dichters, der an Ahnungen und Gespenster glaubte und sich viel mit dem Teufel zu schaffen machte. Bei dem Anblicke dieses Gebäudes, welches ein behaglicher Tummelplatz für das Wirken einer Frau, wie die fromme Großmutter des Dichters, sein mochte, erinnert man sich gern daran, daß für Klopstocks Bildungsgang und namentlich für seine religiöse Denkweise die Erziehung im väterlichen Hause entscheidend gewesen sein soll.*)

Wir suchen den Brühl bei Quedlinburg auf, in dem man Klopstock ein Denkmal gesetzt hat. In alten Zeiten soll er Acker gewesen und den lustigen Wipertinermönchen auf einige Jahre für Seelenmessen verliehen sein. Während dieser Zeit aber sollen sie ihn mit Eicheln und Nüssen besät und dadurch für alle Zeiten in ein Lustholz verwandelt haben. Mit seinem herrlichen Baumwuchse bietet er die köstlichste Abwechselung dar. Eine Brücke mit einem ungestalten Geländer von ungeschälten krummen Baumstämmen führt nach einer einsamen kleinen Insel, wo zwischen sehr hohen Bäumen eine Bank und ein alter Tisch steht. Hier dem Wasser nachzublicken, welches am Ende der Insel unter überhangendem Gebüsche verschwindet, ist an heißen Nachmittagen ein herrlicher Genuß. Dabei hört man aus den Feldern sogar die Wachtel und aus den Baumkronen die mannigfaltigsten Waldvögel. Hier in der Nähe des alten königlichen Vogelheerdes sind die Nachtigallen so zahlreich, daß sie bis dicht an die Gärtnerhäuser kommen, wo man ihnen wohl in den Lauben ein abgekochtes Ei hinsetzt, damit sie heller und lauter singen. In der Mitte des Brühls befindet sich wie ein großer Markt ein freier Platz. Von ihm laufen strahlenförmige mächtige Wege nach allen Seiten aus. Wie mit Nestern ist das ganze Wäldchen mit heimlichen Plätzen im Buschwerke versehen. An einem Seitengange ist Klopstocks Büste aufgestellt unter Weimuthskiefern und zwischen ehernen Vasen. Das Denkmalsplätzchen trägt die Inschrift aus Klopstocks Ode: „Mein Wäldchen“:

Wenn von dem Sturm nicht mehr die Eich' hier rauschet,
Keine Lispel mehr wehn von dieser Weide:
Dann sind Lieder noch, die von Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.

Noch rauschen wohl die Eichen im Brühl und noch wehn die Lispel der Weiden daneben, wo duftiger Feldkümmel am steinigen Bette der Bode blüht. Aber die Gesellschaft frommer und geistreicher protestantischer Theologen und Schriftsteller, die zu verschiedenen Zeiten hier lebten, ein Arnd (Verf. des wahren Christenthums), ein Scriver, der Naturforscher Götze und die drei von Klopstock besungenen: jener Ungar Giseke und die beiden Cramer, wandeln nicht mehr durch den Brühl hin. Nur ein großer steinerner Mönch ohne Nase steht noch als Andenken an die Stiftszeit mitten in dem Blumenmeere des herrlichen Probsteigartens und ein Unheil entsteht nach dem Volksglauben, wenn man ihn hinwegnimmt. Unbeschreiblich schön ist in der Frühe der Blick über diese Blumengärten hinweg nach dem Schlosse, das dann wie eine große Perle im Dufte des Morgens zu schwimmen scheint.

*) Klopstock's Geburtshaus wird jetzt von dem durch seine Architekturgemälde mit Schnee belannten Maler Steuerwald bewohnt, dem unsre Leser die Zeichnung von diesem Hause und vom Quedlinburger Schlosse verdanken.

Digitized by Google

Aus einem der Thore, in welche einst brandenburgische Truppen listig mit Hülfe eines blasenden Postillons drangen, reiten jetzt stattlich und sicher am frühen Morgen preußische Cuirassiere in glänzenden Panzern zu ihren Uebungen unter Trompetenschall. Bald aber wird man gar Klopstock's prophetisches Wort von der Bode: „Ah, Zukunft! Dampf steigt nun von dem Fluß empor!" statt auf die Nebel am Ufer, auf den Dampfwagen beziehen können, der an Quedlinburgs Königsgrabe vorbei bis an den Fuß der Roßtrappe dahinrollen, und selbst an Dimot's ehemaliger Klosterstelle den Sieg der neuen Zeit verkünden wird.

Ludwig Uhland. *)

Ein rüstiger Greis, wandert Uhland durch die Straßen und die Umgegend von Tübingen, und manches Auge erglänzt heller, wenn sein bekannter Anblick ihm im Herzen wohl thut, Mancher, dem es zum erstenmale gelingt, den Dichter zu sehen, der seine Jugend entzückte, fühlt sich gehoben und beglückt dadurch. Aber wer ihn kennt, wer das Glück hat, mit dem zurückgezogen Lebenden persönlich verkehren zu dürfen, der fühlt sich immer auf's Neue angezogen von der markigen Kraft seiner Rede, von dem milden Ernst seines Urtheils, von seinem unbestechlichen Rechtsgefühl und der goldestreuen Zuverlässigkeit seiner Gesinnung. Es ist bekannt und oft erzählt worden, daß Uhland in seiner äußeren Erscheinung nicht der Vorstellung entspricht, welche man sich gewöhnlich von einem Dichter macht, und diejenigen, welche in ihm auf den ersten Blick etwas Geniales, Phantasievolles zu sehen, und gewandte geistreiche Reden zu hören hofften, fanden sich oft enttäuscht. Dagegen tritt ein anderes Element, das sich bei ihm auf seltene Weise mit dem dichterischen Vermögen verbindet, mehr in die äußere Erscheinung. Es ist dies die klare Verständigkeit, die sichere Auffassung und die Beherrschung seines geistigen Besitzes, welche Jedem, der ein Auge hat für inneren Gehalt, in ihm den Mann von Bedeutung, den tiefblickenden Gelehrten erkennen läßt. Für gewöhnlich wortkarg und wohl auch mit dem Ausdruck ringend, wird Uhland doch nicht selten in kleinerem vertrauten Kreise, sobald sich das Gespräch auf irgend einen ihm am Herzen liegenden Gegenstand wendet, zu einem Feuer und einer gehobenen Ausdrucksweise hingerissen, in der man den Dichter wiedererkennt. Nicht erst das spätere Alter hat ihm die Ruhe und das Gleichmaß der Gefühle gegeben, die mitunter wohl als Kälte und Trockenheit erscheinen können, er ist sich vielmehr seit seinen Jugendjahren in seltener Weise gleich geblieben. Aber wie rege das innere Leben sein mußte bei einem Manne, der sich in Poesie, Gelehrsamkeit und die Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens mit gleicher Energie zu vertiefen wußte, mag ein Blick auf sein Leben beweisen.

Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 zu Tübingen geboren als der einzige Sohn des Universitätssecretärs, und Enkel eines Professors der Theologie. Er verlebte seine Jugend in den gebildeten, solid bürgerlichen Kreisen der Universitätsstadt, war bald seinen Altersgenossen an Reife des Geistes und Kenntnissen voran, und begann schon mit 15¼ Jahren seine Universitätsstudien. Dem Beispiele des Vaters folgend, wählte er das Studium der Rechtswissenschaft, ohne jedoch von den damaligen Lehrern besondere Anregung zu empfangen. Im Ganzen war die Universität damals nicht sehr blühend, doch hatte sie seit der Aufhebung der hohen Karlsschule zu Stuttgart wieder eine größere Mannigfaltigkeit an Studirenden

*) Aus der Feder eines namhaften Würtembergischen Gelehrten.

Digitized by Google

verschiedener Fakultäten gewonnen. Unter seinen Mitstudirenden fand Uhland einen Kreis gleichstrebender, poetisch angeregter Genossen, mit denen er regelmäßige Zusammenkünfte hielt, die jedoch nicht den Charakter der gewöhnlichen studentischen Verbindungen trugen. Unter ihnen finden wir seine noch lebenden Freunde Justinus Kerner und Karl Mayer. Neben ihren Fachstudien folgten diese Jünglinge auch den Anregungen der Romantik, dichteten oder philosophirten, je nach dem Drange ihrer Natur. Eine Zeit lang war ihr geistiger Verkehr durch ein handschriftliches Unterhaltungsblatt vermittelt, das sie dem damals sehr nüchternen, antiromantischen Geiste des Cotta'schen Morgenblattes entgegensetzten und wöchentlich auf Kerner's Stube, welche der Sammelplatz der Genossen war, vorlasen. In diesem Blatt erschienen von Uhland und Kerner manche ihrer schönsten Gedichte, die später in ihre Sammlungen aufgenommen und hier einstweilen von den Freunden bewundert wurden. So stammen mehrere von Uhland's tiefsten und vollkommen reifen Liedern und Balladen aus seinem siebzehnten und achtzehnten Jahre. In diesem Sonntagsblatte findet sich auch aus Uhland's Feder ein geistreicher Aufsatz über das Romantische, dem man die Bekanntschaft mit Schelling'scher Naturphilosophie anfühlt. Das erste, was er von seinen Gedichten veröffentlichte, erschien sodann in den Jahren 1807 und 1808 in dem Musenalmanach von Leo von Seckendorf. Der Drang des poetischen Schaffens ging aber bei ihm Hand in Hand mit dem Triebe nach wissenschaftlicher Arbeit, und schon damals beschäftigte er sich mit Sagenforschungen und war mit dem Heldenbuche vertraut geworden. Was hätte ihm daher willkommener sein können, als die von den Romantikern gegebene Anregung, die Schätze des Mittelalters zu heben. Görres hatte durch seine Volksbücher, Dippold durch sein Leben Karl's des Großen auf die Stoffe der altfranzösischen Heldensage hingewiesen, die Schlegel hatten durch Uebersetzung spanischer und altfranzösischer Dichtungen die Blicke auf dieses Gebiet gezogen. Dies Alles mußte Uhland in hohem Grad interessiren. Doch war es nicht seine Sache, auf Liebhabereien seinen Lebensplan zu gründen, und er sorgte vor Allem für gehörigen Abschluß seines Fachstudiums. Im Jahre 1808 bestand er sein Examen und wurde unter die Zahl der Königlichen Advokaten aufgenommen; sodann schrieb und vertheidigte er im Februar 1810 eine juridische Dissertation über die Natur der Servituten, in Folge deren er die Würde eines Doctors beider Rechte erhielt. Nun begab er sich nach Paris, nicht um den Glanz der durch Napoleon gehobenen Weltstadt zu schauen und dem Franzosenthum zu huldigen, sondern um auf der kaiserlichen Bibliothek, welcher damals auch die Handschriften der Vaticana einverleibt waren, sich in den Born der alten romantischen Poesie zu versenken. Die Frucht dieser einjährigen Studien war zunächst eine jetzt noch klassische Abhandlung über das altfranzösische Epos, welche er in Fonqué's Musen 1812 veröffentlichte. Es war dies, wie ein neuerer Gelehrter sich treffend ausdrückte, gleichsam der erste, von Freude durchdrungene Bericht über ein neuentdecktes Land, dessen Vegetation, dessen Umrisse und Gestalt auf eine Weise dargelegt wurden, daß jeder nachfolgende Forscher die richtige Auffassung des ersten Betrachters zu rühmen hatte. Die Abhandlung gilt, so viel auch indessen geschrieben und im Einzelnen vervollständigt ist, immer noch als die erste Grundlage, auf der man fortzubauen hat. Es war dabei freilich nicht Uhland's Art, die gewonnenen Schätze in reichlicher literarischer Thätigkeit auszubeuten, vielmehr genügte es ihm, nur die streng concentrirten Resultate der Welt mitzutheilen, und das gesammelte Material zu künftiger Verwendung im eigenen Geiste zu bewegen. Eine beabsichtigte Darstellung der germanischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts kam nicht zur Ausführung, wurde aber später zu akademischen Vorlesungen verwendet. Außerdem verdanken wir jenen Forschungen aber auch einen nicht geringen Theil seiner trefflichsten Gedichte, deren Stoff aus dem Altfranzösischen genommen ist.

Nach der Rückkehr von Paris gab Uhland mit Kerner und Schwab 1812 den poetischen

Digitized by Google

Almanach, und 1813 den Dichterwald heraus, worauf im Jahre 1815 die Sammlung seiner Gedichte folgte. Nun drang sein Ruf durch alle Gauen Deutschlands, und fast noch schneller als die schwäbische Heimath begrüßte ihn der Norden als einen unserer ersten Dichter. Zuerst hatte er sich in Tübingen und dann 1812 in Stuttgart als Rechtsconsulent niedergelassen, und theilte nun seine Zeit zwischen Processen, gelehrten Studien und Poesie. Die Letztere fand durch die politischen Bewegungen in Würtemberg eine neue Anregung, und er trat in einer Reihe von Gedichten als Vertreter des alten guten Rechts auf, das König Friedrich mit einem neu gemachten vertauschen wollte. Nicht aus engem, spießbürgerlichem Provinzialpatriotismus, wie schon hie und da übelwollende Kritik behaupten wollte, sind diese Gedichte hervorgegangen, nein sie sind durchglüht von der reinsten Begeisterung für ein neues Leben der Nation, und wer könnte noch heute ohne Bewegung die beiden Lieder zum 18. Oktober 1815 und 1816 lesen, wovon das eine beginnt:

„Die Schlacht der Völker ward geschlagen,
Der Fremde wich von deutscher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches vor'gen Dranges Spur:
Und wie man aus versunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt,
So ist manch heilig Recht zu retten,
Das unter wüsten Trümmern lebt:"

und das andere:

„Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich."

Einen thätigen Antheil an der Feststellung des Rechtes für sein Heimathland zu nehmen, wurde Uhland im Jahr 1819 berufen, wo er zum Vertreter seiner Vaterstadt auf dem verfassunggebenden Landtage gewählt und dadurch Mitbegründer der würtembergischen Verfassung wurde. Mittlerweile waren zwei größere dramatische Dichtungen von ihm erschienen: „Herzog Ernst von Schwaben" (1816) und „Ludwig der Baier" (1819). Die Letztere war durch Anregung eines vom König von Baiern ausgesetzten Preises entstanden, um welchen sich Uhland damit bewarb. Da man jedoch in München eine Verherrlichung des bairischen Fürstenhauses gewünscht hatte, während Uhland in Ludwig das deutsche Kaiserthum feierte und damit weit über die Grenzen des Stammespatriotismus hinausging, so wurde ihm bei aller Trefflichkeit des Stückes der Preis nicht zuerkannt. Herzog Ernst wurde auf der Stuttgarter Bühne mehrmals mit Beifall aufgeführt und hat durch seinen ergreifenden nationalen Inhalt, seine begeisterte Verherrlichung der Freundschaft, seine schöne körnige Sprache Anspruch darauf, wieder und wieder gelesen zu werden. Es drückt sich in diesen beiden Dramen, wenn sie auch, als Kunstwerke betrachtet, nicht auf derselben Höhe stehen, wie viele seiner lyrischen Gedichte, die Eigenthümlichkeit Uhland's in besonders sprechender Weise aus.

Einige Jahre später erschien wieder eine Probe aus seinen literargeschichtlichen Studien: die Monographie über Walther von der Vogelweide, welche nicht nur der deutschen Nation zuerst das Bild dieses ihres größten Minnesängers vor Augen gestellt hat, sondern auch eine Grundlage für die Geschichte dieses Zweiges der Dichtung geworden ist.

Das äußere Lebensziel Uhland's war auf eine akademische Wirksamkeit gerichtet, es war längst sein Wunsch, die Geschichte der deutschen Poesie auf einem Lehrstuhl zu vertreten. Aber seine ausgesprochene Parteinahme in den Verfassungskämpfen seines Heimathlandes,

Digitized by Google

die ihn bei der Regierung mißliebig machte, hinderte die Erfüllung dieses Wunsches. Er dachte daran, außerhalb Würtembergs eine derartige Stellung zu suchen: in Basel, Frankfurt, Heidelberg schien sich nach einander Aussicht zu eröffnen, allein ohne daß es zu einem bestimmten Antrage kam. Indessen blieb Uhland Mitglied der Ständeversammlung und war in einer politisch schlaffen Zeit einer der Wenigen, welche ihre Stimme für die Rechte des Volks kräftig erhoben. Mitten in diesen unsicheren Verhältnissen gelang es ihm, sein häusliches Glück zu begründen durch die Verbindung mit Emma Vischer, der Tochter einer sehr angesehenen Familie Stuttgart's. Nicht ohne Schwierigkeiten erreichte der Dichter dieses Ziel einer tiefen Neigung, die sein folgendes Leben verschönern und beglücken sollte. War es einerseits für ihn die höchste Befriedigung, eine Lebensgefährtin gefunden zu haben, die, fähig und geneigt, mit ganzer Seele auf seine Bestrebung einzugehen, ihm in jeder Lage treu zur Seite stand, so diente andererseits diese Verbindung auch dazu, sein äußeres Leben unabhängiger zu gestalten. Er kam dadurch aber auch in Verwandtschaft mit vielen ehrenwerthen, anderer politischen Richtung angehörenden Männern, gegenüber von denen er, obwohl im besten Vernehmen mit ihnen stehend, die Selbständigkeit seines Charakters erproben konnte. Endlich schien die Verwirklichung seines Lieblingsplanes heranzunahen, als im Jahr 1827 der Senat zu Tübingen einstimmig beantragte, den im Jahr 1818 gegründeten, aber noch immer nicht besetzten Lehrstuhl der deutschen Literatur durch Uhland zu besetzen. Aber die Regierung zögerte lange, den Mann, an dessen vorzugsweiser Tüchtigkeit für die Stelle Niemand zweifeln konnte und dem nur politischer Widerwillen entgegenstand, an die Universität zu berufen. Erst nachdem vom Senat aus wieder daran erinnert worden war, erfolgte endlich im December 1829 seine Ernennung zum außerordentlichen Professor (jedoch mit voller Besoldung) und Mitglied der philosophischen Fakultät. Die Freude der Studirenden über diese Berufung war groß, und nicht leicht wird ein Professor mit so froher Erwartung aufgenommen worden sein, wie Uhland. Aber es war auch etwas Ungewöhnliches, was den Zuhörern durch ihn geboten wurde. Nicht nur daß er sich, wie jeder gewissenhafte Lehrer, auf seine Vorlesungen sorgfältig vorbereitete, sondern das, was er in denselben über deutsche und romanische Poesie und Sage gab, waren die Früchte beinahe zwanzigjähriger Forschungen, die er hier zum erstenmale im Zusammenhang und mit unmittelbarer Frische darlegen durfte. So viele Literaturgeschichten auch seitdem erschienen sind, so hat wohl keine derselben die mittelalterliche Poesie so meisterhaft behandelt, indem gründliche Quellenkenntniß, warme Liebe zum Gegenstande und schöne Darstellung sich bei Uhland vereinigten und auf die Zuhörer unvergeßlichen Eindruck machten. Uhland's Vorlesungen waren ein Glanzpunkt des damaligen Tübinger Lebens und weckten bei Manchem ein tieferes Interesse für Poesie und Geschichte. Sehr anregend wirkte er auch dadurch, daß er den Studirenden Anleitungen zu eigenen Ausarbeitungen in Poesie und Prosa gab, die er an einem bestimmten Tag in der Woche vortragen ließ und mit kurzer Kritik begleitete, bei welcher er wohlwollende Aufmunterung und Schärfe des Urtheils glücklich zu verbinden wußte. Leider wurde diese schöne Wirksamkeit schon nach ein paar Jahren durch den Ruf zu politischer Thätigkeit nicht nur unterbrochen, sondern aus derselben politischen Unduldsamkeit, die seiner Anstellung lange hindernd in den Weg getreten war, für immer abgebrochen.

In Folge der Julirevolution war auch in Würtemberg ein neues constitutionelles Leben erwacht, und als im Herbst 1832 neue Wahlen stattfanden, konnte sich Uhland der Bitte der Stadt Stuttgart, sich von ihr zum Abgeordneten wählen zu lassen, nicht entziehen. Es wurde ihm aber von der Regierung der zum Eintritt in die Ständeversammlung nöthige Urlaub verweigert, und obgleich er mit großer Liebe an seinem Lehrberuf hing, so trug er doch kein Bedenken, dem politischen Berufe seine Stelle zu opfern, und bat um seine Entlassung. Er, dem der Urlaub verweigert worden war, weil er an der Universität unent-

Digitized by Google

behrlich sei, erhielt nun den Bescheid, daß man ihm seine Entlassung „sehr gerne" gewähre. So vertauschte er denn abermals die friedliche wissenschaftliche Thätigkeit mit dem parlamentarischen Kampfplatz und wurde einer der Führer der Opposition, welcher auch seine Freunde Schott, Römer, Walz, Pfizer, Duvernay angehörten. Er unterstützte die Motive Pfizer's gegen die freiheitsfeindlichen Beschlüsse des Bundestags, und als der Geheime Rath der Kammer zumuthete, diese Motive „mit verdientem Unwillen" zu verwerfen, war es Uhland, der als Mitglied der staatsrechtlichen Commission eine energische Gegenerklärung entwarf, die, mit großer Stimmenmehrheit angenommen, die plötzliche Auflösung der Ständeversammlung zur Folge hatte. Wie bei dieser Veranlassung seine Stimme gleichsam den Ausschlag gab, so erscheint er bei verschiedenen Gelegenheiten jener Zeit als der Wortführer, dessen Bedeutung bei Freund und Feind anerkannt wurde, dessen Theilnahme an einer Sache je nach dem Standpunkt Vertrauen einflößte oder Furcht erregte. Im Jahre 1833 wurde er von der Stadt Stuttgart wieder gewählt und nahm bis zum Jahr 1839 lebhaften Antheil an den ständischen Verhandlungen. Die neue Wahl aber lehnte er, wie mehrere seiner Gesinnungsgenossen, ab, in der Ueberzeugung, daß seine Wirksamkeit unter den bestehenden Verhältnissen doch keinen Erfolg haben würde. Seinen Wohnsitz zu Tübingen hatte er beibehalten und sich dort ein eigenes Haus am Ufer des Neckar's erworben, hinter dem sich ein terrassenförmig ansteigender Garten mit Rebengelände erhebt, von wo aus man einen herrlichen Blick in das fruchtbare Neckarthal und auf die begränzenden Höhen der schwäbischen Alp genießt. Dem Hause fehlte zwar der Segen eigener Kinder, aber nicht lebensvoll heranwachsender Jugend. Er hatte in dem Sohne eines früh verstorbenen Geistlichen, wie in dem seiner einzigen, geliebten Schwester zwei Pflegekinder angenommen, an denen sein und seiner Gattin Herz mit hingebender Liebe hing, und die ihm, zu tüchtigen Männern herangereift, auch jetzt noch sehr nahe stehen. So lebte er nun in seiner Vaterstadt wieder der Wissenschaft und dem lebhaften Verkehr mit manchen lieben Freunden, und wurde auch von vielen Freunden aufgesucht, die stets gastfreundlich bei ihm aufgenommen waren. Mit mehreren Universitätslehrern hatte er regelmäßige Zusammenkünfte, und in einem dieser Kreise wurden wissenschaftliche Vorträge gehalten; da war es für die Theilnehmer immer eine Freude, wenn Uhland aus seinem reichen Schatz etwas zum Besten gab. Einer seiner intimsten Freunde, Gustav Schwab, mit dem er schon in Stuttgart viel zusammen gelebt hatte, war ihm als Geistlicher eines benachbarten Dorfes nahe gerückt; Paul und Gustav Pfitzner besuchten ihn fleißig, und bald wurde auch einer seiner ältesten Jugendfreunde, Karl Mayer, nach Tübingen versetzt. Aber sein Verkehr beschränkte sich nicht auf diesen engen Kreis, vielmehr führten ihn alljährliche kleinere oder größere Reisen durch alle Gauen Deutschland's und der Schweiz. Eigenthümlich ist es wohl, daß seinem deutschen Herzen der sonst Dichtern so lockende Zug über die Alpen fremd blieb. An den Ufern des Bodensees brachte er manchen schönen Tag bei dem ritterlichen Gelehrten Freiherrn von Laßberg zu, mit dem er durch alte deutsche Studien innig verbunden war, sowie öftere Besuche in Weinsberg bei seinem Dichtergenossen Kerner die alte Freundschaft lebendig erhielten.

Die von ihm erwartete Krisis blieb nicht aus, das Jahr 1848 ergriff auch ihn, und er war Einer der Ersten, welche der allgemeinen Stimmung Ausdruck gab, indem er in einer Volksversammlung den Entwurf einer Adresse an den ständischen Ausschuß vorlegte, in welchem die Forderung eines deutschen Parlaments ausgesprochen war. Bald darauf wurde er von dem neuen Märzministerium als einer der siebzehn Vertrauensmänner nach Frankfurt gesendet, und aus seiner Vaterstadt mit einer Ehrenbezeugung — einem großartigen Fackelzuge — entlassen, die zeigte, daß man stolz darauf sei, einen solchen Mann zu diesem Amte stellen zu können. Bekannt ist, daß er nachher auch von dem Bezirke Tübingen zur Nationalversammlung gewählt wurde, und daß er seine Stellung darin auf der linken und groß-

Digitized by Google

deutschen Seite eingenommen hat. So sehr auch Uhland von der Zeitstimmung ergriffen war, reiste er doch nicht mit großen Erwartungen nach Frankfurt, sondern behielt eine mehr nüchterne und skeptische Auffassung bei, die später nur zu sehr gerechtfertigt wurde. Daß sein Einfluß in Frankfurt nicht so bedeutend war, wie man nach seiner früheren Wirksamkeit in Würtemberg hätte vermuthen können, lag zum Theil daran, daß er sich seine Selbstständigkeit bewahren und sich an keine Partei binden wollte, im Grunde aber wohl an seiner eigenthümlichen Natur, nach der er bei lebendigster Erfassung der Idee doch mehr ein Mann der Rechtsanschauung als der Politik ist. So nahm er auch an dem hoffnungslosen Rumpfparlamente zu Stuttgart noch Antheil, weil er nicht von seinem Posten weichen wollte, nicht weil die revolutionären Zwecke desselben auch die seinigen gewesen wären. Aber nach der Vereitlung so mancher Hoffnung war er dann auch nicht in dem Grade gebrochen wie Andere, die mit höher fliegenden Erwartungen und bestimmterer Parteinahme sich betheiligt haben. Mit Ruhe konnte er sagen, daß er ja nie auf das Gelingen sicher gerechnet habe, daß auch das Werk der Einigung nicht sowohl an dem bösen Willen der Parteien, als hauptsächlich an der Schwierigkeit der Verhältnisse gescheitert sei. Von jeder politischen Thätigkeit hielt er sich nun ferne, um so mehr, da die im Jahr 1848 von den würtembergischen Ständen modificirte Verfassung nachher von der Regierung fallen gelassen und die alte wieder octroyirt wurde, welcher er die Rechtsgültigkeit abspricht. —

Aus Uhland's eigenem Munde erinnern wir uns gehört zu haben, wie das Gedicht, die Nonne:

„Im stillen Klostergarten
Eine bleiche Jungfrau ging."

über das ein Recensent hergefallen war und es als ein Beispiel angeführt hatte, wie Uhland gewaltsam das Mittelalter wieder hervorsuche und veraltete Stoffe bringe, für die sich Niemand mehr interessiren könne, aus einem Prozeß entstanden sei, den ein Verwandter des Dichters gerade in jenen Tagen für ein armes, von seiner Familie ins Kloster gesperrtes Fräulein zu führen hatte, dessen rührende Gestalt ihm das Motiv lieferte. Was ihn als Dichter am meisten von den Romantikern unterscheidet, ist die durchaus gesunde, allgemein verständliche und das deutsche Gemüth ansprechende Auffassung.

Blüchers Uebergang über den Rhein.

In jeder frohen Sylvesternacht sollte in Deutschland auch des Uebergangs der preußischen Truppen über den Rhein während des Befreiungskrieges gedacht werden. Es war nämlich gerade in der Neujahrsnacht von 1813 zu 1814 mit dem Schlage zwölf, als das preußische Hauptheer unter Blücher bei Kaub über den Rhein ging. Am 31. December sollte sich kein Soldat in der Nähe des Rheines sehen lassen, damit die Feinde nicht merkten, wie nahe man war. Beim Uebersetzen des York'schen Corps war es so still drüben, daß man irgend eine Hinterlist vermuthete, aber ohne Grund. Erst als die Füsiliere aus den Kähnen sprangen und dabei gegen das Verbot das linke Rheinufer mit einem lauten Hurrah begrüßten, fielen einige Schüsse aus einem Duanenhäuschen am Ufer, welche einen Jäger und einen Führer verwundeten, der sich freiwillig erboten hatte, die ersten Truppen über den Rhein zu führen. Das Uebersetzen dauerte den ganzen Tag unter dem größten Jubel der Bewohner, unter beständigem Jauchzen und Musiciren zwischen den im Winterschmucke entzückend schönen Ufern. Noch die nächsten Tage währte der Rheinübergang einzelner Truppenabtheilungen. Möge er, wenn er noch einmal nöthig wird, auch nicht schwerer sein!

Digitized by Google

Zweite Abtheilung.

Deutsche Cultur- und Sittenbilder.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schloß Cöpenick.

Von Theodor Fontane.

„Wo liegt Schloß Copenick?“
An der Spree;
Waſſer und Wald in Fern' und Näh'
Die Müggelberge, der Müggelſee.

Schloß Cöpenick iſt eines der vielen hohenzollerſchen Schlöſſer, die ſich unter den mannigfachſten Namen, deutſchen wie franzöſiſchen, im Spree- und Havellande vorfinden und von deren Nochvorhandenſein die wenigſten unter uns eine Kenntniß haben. Wir entſinnen uns in der Regel, von dieſem und jenem Schloß in dieſem oder jenem Geſchichtsbuch geleſen zu haben, aber die unklare Vorſtellung, die halbe Erwartung pflegt ſich daran zu knüpfen, daß dieſe Schlöſſer mit verſchwunden ſeien, als die Perſonen vom Schauplatz abtraten, die ihnen zuerſt ein hiſtoriſches Leben liehen. Die Anſtrengungen unſrer Phantaſie, wenn wir von Königlichen Schlöſſern ſprechen hören, gehen gemeinhin nicht viel über die Bilder von Sansſouci und Charlottenburg hinaus und einem glücklichen Zufall bleibt es vorbehalten, uns durch Augenſchein oder Erzählung zu belehren, daß auch Schwedt und Küſtrin, Rheinsberg und Wuſterhauſen, Fürſtenwalde und Oranienburg, noch ihre wirklichen Schlöſſer haben. Zu dieſen ſeitab gelegenenen und verſchollenen Reſidenzen, die ihre Exiſtenz immer neu beweiſen müſſen, gehört auch Schloß Cöpenick.

Schloß Cöpenick liegt an der Einmündung der wendiſchen Spree (auch Dahme genannt) in die eigentliche Spree. Lange bevor ſich hier eine Stadt erhob (das jetzige Cöpenick) ſtand hier bereits eine Burg und beherrſchte das Land. Die natürliche Sicherheit, die ein Netz von Seen und Flußarmen der großen Waldinſel giebt, an deren äußerſter Weſtecke Schloß Cöpenick gelegen iſt, mußte in älteſten Zeiten ſchon dahin führen, eine „Burg“ hier zu errichten, eine weit hinaus lugende Veſte zur Vertheidigung der Spree-Territorien, des „Gau's Spriavana“. Die Lage von Stadt und Schloß iſt der des weiter flußabwärts gelegenen Spandau in vielen Stücken ſo verwandt, daß man ſich faſt wundern muß, die von der Natur gebotene Gelegenheit zur Anlage einer Spree-Feſtung, auch in der rechten Flanke der Hauptſtadt, ſo gar nicht benutzt zu ſehen.

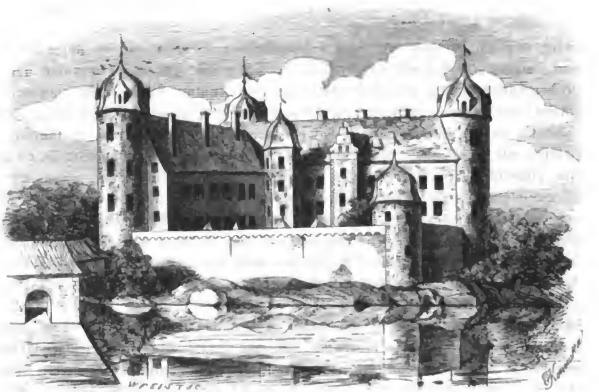
Keine Feſtung, aber drei verſchiedene Schlöſſer haben ſich im Lauf der Jahrhunderte auf der Sumpf- und Wald-Inſel erhoben, die von der wendiſchen und der eigentlichen Spree an dieſer Stelle gebildet wird und haben dadurch drei beſtimmte Perioden in der Geſchichte Schloß Cöpenicks vorgezeichnet. Wir unterſcheiden ein altes Schloß Cöpenick bis 1550; ein mittleres Schloß Cöpenick bis 1677, und ein neues Schloß Cöpenick von 1677 bis auf dieſen Tag. Von den beiden ältren Schlöſſern werden wir in aller Kürze, vom neuen Schloß aber ausführlicher zu ſprechen haben.

Das alte Schloß Cöpenick ſtand ſchon, als die erobernden Deutſchen ins Land kamen. Jatzko oder Jaſſo, der letzte Wendenfürſt, an deſſen Bekehrung die ſchöne Schildhornſage anknüpft, reſidirte daſelbſt. Nach ſeiner Unterwerfung wurde die alte Wendenfeſte eine mark-

Digitized by Google

gräfliche Burg und endlich ein kurfürstliches Schloß. Ob askanische Markgrafen und hohenzollernsche Kurfürsten einfach in das alte Steinnest einzogen, das Jazko ihnen leer gelassen hatte, oder ob die Jahrhunderte siegreich vordringenden Deutschthum's aus der alten heidnischen Veste einen gothischen Schloßbau schufen, muß dahin gestellt bleiben; wir wissen es nicht. Unsere Archive geben uns Aufschluß über die Besitzverhältnisse des alten Schlosses; aber nicht Bild nicht Beschreibung sind auf uns gekommen, die uns veranschaulichen könnten, wie Schloß Cöpenick war. Es muß uns genügen, daß es war. Auch seine Geschichte verschwimmt in blassen und charakterlosen Zügen, und alles, was mit bestimmtem Gepräge an uns herantritt, ist das eine, daß es an dieser Stelle, im alten Schlosse zu Cöpenick war, wo ein Ottenstedt an die Thür seines kurfürstlichen Herren die Worte schreiben konnte:

Jochimken, Jochimken höde Dy,
We wi di krigen da hängen wi Dy.



Das Jagdschloß Cöpenick im Jahre 1640.

Das alte Schloß Cöpenick stand bis 1550; da trat ein neuer Bau an die Stelle des alten. Kurfürst Joachim II., ein leidenschaftlicher Jäger, dessen Waidmannslust ihn oft in die dichten Forsten um Cöpenick herum führte und dem das alte Schloß zu eng verwachsen sein mochte mit dem Ottenstedt'schen Reimspruch, ließ den alten Bau niederreißen und ein Jagdschloß an Stelle desselben aufführen.

Dies Jagdschloß Joachim's II., das mittlere Schloß Cöpenick, wie wir es Eingangs genannt haben, stand wenig über 100 Jahre, aber seine Geschichte tritt schon in bestimmteren Umrissen an uns heran und die Merian'sche Topographie, dies interessante und verdienstvolle Werk, dem wir, neben so vielem andern, auch eine bildliche Darstellung des alten Berlin verdanken, hat uns unter seinen zahlreichen Blättern auch ein Bild des damaligen Jagdschlosses zu Cöpenick (wie sich dasselbe im Jahre 1640 präsentirte) aufbewahrt. Nach diesem Bilde stellte das Ganze ein regelmäßiges Viereck dar, das zur Hälfte aus zwei rechtwinklig auf einander stoßenden Flügeln, zur andern Hälfte aus zwei niedrigen, aber das Viereck abschließenden Mauern bestand; der ganze Bau von fünf Thürmen überragt, vier

Digitized by Google

an den Außenecken, der fünfte innerhalb des Schloßhofs, in dem von den beiden Flügeln gebildeten rechten Winkel.

Joachim II. weilte gern in Schloß Cöpenick. Sein Hof- und Jagdgesinde war dann um ihn her, auch die Söhne wohl, die ihm Anna Sydow „die schöne Gießerin," geboren hatte. In frühren Jahren hatte die schöne Gießerin selbst bei diesen Lustbarkeiten nicht gefehlt, bis ein an und für sich geringfügiger Vorfall, einen tiefen Eindruck auf des Kurfürsten Herz machte. Die Bauern sahen, bei einer der Jagden, Anna Sydow sammt ihren Kindern neben dem Kurfürsten stehn und fragten sich einander: „ist das unsres gnädigsten Herrn unrechte Frau? sind das die unrechten Kinder? wie darf er's thun und wir nicht?" Der Kurfürst hörte alles und flüsterte der Gießerin zu: „Du solltest bei Seite gehn." Seitdem mied sie die öffentlichen Feste.

In diesem Jagdschloß zu Cöpenick, das sich Joachim II. um 1550 erbaut hatte, starb er, zwanzig Jahre später, am 3. Januar 1571. Eine Wolfsjagd sollte abgehalten werden, trotz der bittren Kälte die herrschte, und der sechsundsechzigjährige Joachim freute sich noch einmal des edlen Waidwerks, dran zeitlebens sein Herz gehangen hatte. Gegen Abend kehrte er aus den Müggelsee-Forsten nach Schloß Cöpenick zurück und versammelte seine Räthe und Diener um sich her; — Distelmeier der Kanzler, Matthias von Saldern, Albrecht von Thümen, der General-Superintendent Musculus, alle waren zugegen. Man setzte sich zu Tisch und speiste in christlicher Fröhlichkeit. Der Kurfürst empfand nur ein leises Unbehagen. Der Diskurs ging bald von geistlichen Dingen und der Page wurde beauftragt, Dr. Lutheri Predigt über die Weissagung des alten Simeon (Paul Luther, ein Sohn des Reformators, war Leibarzt des Kurfürsten) vorzulesen. Nach der Vorlesung wurde viel von Christi Tod und Auferstehung gesprochen, von seiner großen Liebe und seinen bittren Leiden; dabei zeichnete der Kurfürst ein Crucifix auf den Tisch, betrachtete es andächtiglich und ging dann zu Bett. Als er indessen kaum einige Stunden geruht, überfiel ihn eine Pressung auf der Brust, mit einer starken Ohnmacht. Der Kanzler und die Räthe wurden geweckt, aber das Uebel wuchs rasch und nach einigen Minuten verschied der Kurfürst mit den Worten: „das ist gewißlich wahr."*)

Wir hören vom Schloß Cöpenick (demselben Jagdschloß das Joachim II. erbaut hatte) erst wieder als im Jahre 1631 König Gustav Adolph sein Hauptquartier in eben diesem Schlosse nahm, und an den schwankenden Kurfürsten George Wilhelm die Aufforderung schickte, ihm die Festungen Cüstrin und Spandau ohne Weiteres einzuräumen. Dieser Brief führte zu jener bekannten Zusammenkunft im Gehölz bei Cöpenick, die von dem entschlossenen, keine Halbheit duldenden Gustav Adolph mit den Worten abgebrochen wurde: „Ich rathe Eurer churfürstlichen Durchlaucht Ihre Parthei zu ergreifen, denn ich muß Ihnen sagen, die Meinige ist schon ergriffen."

Neun Jahre später machte der Regierungsantritt des „großen Kurfürsten" dem Elend des Landes ein Ende, aber Schloß Cöpenick sank an Ansehn und Bedeutung. Eine neue

*) Nicht im Schlosse zu Cöpenick, aber freilich nur eine halbe Meile davon entfernt, in unmittelbarer Nähe des reizend gelegenen Dörfchens Grünau, starb am 18. Juli 1608 der Onkel Joachims II., Kurfürst Joachim Friedrich, derselbe dem die Marken die Gründung des Joachimsthal'schen Gymnasiums verdanken. Er kam von Sterkow und war auf dem Wege nach Berlin, als ihn der Tod, im Wagen, überraschte. An der Stelle, wo er muthmaßlich gestorben ist, hat man jetzt ein einfaches, aber eigenthümliches Denkmal errichtet. Es ist ein Steinbau, eine Art offner Grabkapelle, deren auf vier Pfeilern ruhendes Dach, sich über einem Grabstein wölbt. Zu Häupten dieses Steins, in der einen Schmalwand der Kapelle (die beiden Fronten sind offen und haben nur ein Gitter) befindet sich ein gußeisernes Kreuz, das einen Kurhut und darunter die wenigen Worte trägt: „Hier starb den 18. Juli 1608 Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg." Der Anblick des Denkmals, namentlich um die Sommerzeit, wenn man, durch den offnen Rundbogen hindurch, die jungen Eichen grünen sieht, die die Hinterfront der kleinen Kapelle umstehn, ist überaus reizend und malerisch.

Digitized by Google

Zeit und ein neuer Geschmack waren gekommen; die Zeit des französischen Einflusses begann, und die alten Jagdschlösser mit gothischen Thürmen und Giebeln, mit schmalen Treppen und niedrigen Zimmern, konnten sich neben der Pracht und Stattlichkeit der Renaissance nicht länger behaupten. Sie schienen nicht ebenbürtig mehr und räumten das Feld. 1658 wurde ein alchymistisches Laboratorium, eine Goldmacher-Werkstatt in denselben Zimmern eingerichtet, drin Kurfürst Joachim kaum 100 Jahre früher, den selbsterlegten Hirsch auf reichbesetzter Tafel gehabt hatte und endlich 1677 fiel das alte Jagdschloß gänzlich, um einem Neubau, dem dritten also der sich an dieser Stelle erhob, Platz zu machen.

Diesem dritten Schloß Cöpenick, einer Schöpfung Rütger's von Langenfeld, der es um die angegebene Zeit für den Kurprinzen Friedrich erbaute, gilt nunmehr unser Besuch.

Wir benutzen den Omnibus, der zwischen Berlin und Cöpenick fährt, haben, ähnlich wie auf einer Fahrt nach Charlottenburg, ein sauberes, sorglich gepflegtes Gehölz zu beiden Seiten und rollen an einem klaren Herbsttage die Chaussée entlang, in das Wäldchen hinein. Die Bäume um uns her sind noch jung, kaum älter als wir selbst, aber sie führen uns doch an Plätzen historischer Erinnerung vorbei, zunächst an jener Waldwiese, wo einige Heißsporns vom schwer beleidigten märkischen Adel den jugendlichen Joachim aufzuheben gedachten, dann um jenes oben erwähnte Rendezvous herum, wo Gustav Adolph und Kurfürst George Wilhelm zusammentrafen und so wenig befriedigt von einander schieden. In raschem Trabe geht es dahin, die Pferde werfen die Köpfe und ziehen die Luft mit einem Behagen ein, als freuten sie sich der Herbstesfrische. Die Eichen und Birken, die eingesprengt im Tannicht stehn, lassen die Landschaft in allen Farben schillern und der herbe Duft des Eichenlaubes dringt zu uns in den Wagen hinein. Jetzt aber trifft uns ein Luftzug mit feiner feuchten Kühle, der dem Reisenden ein Wasser ankündigt, auch bevor er es gesehen, und im nächsten Augenblick haben wir ein breites Strombett vor uns, an dessen jenseitigem Ufer, aus hohen Pappeln hervor, ein graugelber Schloßbau ragt. Ueber die Brücke hin rollt der Wagen, verkündigt seine Ankunft durch lautes Glockenläuten, als hielte eine Abtheilung Feuerwehr ihren Einzug in die Stadt, und hält jetzt auf einem unregelmäßigen, ziemlich geräumigen Platz, der zwischen dem Schloß und der Stadt Cöpenick liegt. Wir steigen aus, werfen nach links hin einen Blick in eine leis' gebogene Straße hinein, deren beschnittene Lindenbäume dem Ganzen ein freundliches Ansehn leihn, wenden uns aber, nach kurzem Aufenthalt, sofort wieder nach rechts hin, wo unmittelbar vor uns Schloß Cöpenick mit allen seinen Dependenzien emporsteigt. Wir passiren die Brücke des Schloßgrabens, dann das dahinter gelegene Sandsteinportal und befinden uns nun auf einem viereckigen, vielfach mit Blumenbeeten eingefaßten Platz, der nach rechts und links hin von Schloß und Schloßkapelle, nach vorn und hinten zu von den alten Bäumen des Parks und dem Sandsteinportal, das wir eben passirten, gebildet wird. Wir blicken einen Augenblick in die schattigen Gänge des Parks hinein, auf dessen thaufeuchtem Rasen schon mehr abgefallenes Laub als heitrer Sonnenschein liegt, dann aber machen wir eine Schwenkung nach rechts und haben die Hauptfront des Schlosses, den alten stattlichen Bau vor uns, den Rütger von Langenfeld 1677 an dieser Stelle begann und 1682 beendete.

Das gegenwärtige Schloß Cöpenick hat drei Stockwerke und besteht aus einem Corps de Logis und zwei Seitenflügeln. Die Stellung dieser Seitenflügel ist eigenthümlich, indem dieselben nicht nach einer Seite hin (wie gewöhnlich) sondern nach vorn und hinten zu kurz vorspringen und dadurch den übrigens beabsichtigten Eindruck verstärken, daß das Schloß zwei Fronten habe, die eine nach dem Platz hinaus, auf dem wir stehen, die andere nach dem Flusse hin, dessen lange, höchst malerische Brücke wir bei unserer Ankunft passirten. Das

Digitized by Google

Ganze unverkennbar eine venetianische Reminiscenz: die Facaden ziemlich einfach und schmucklos und nur das Frontispiece mit Reliefs und Statuen geschmückt. Dabei der Dachfirst zu einem Balustradengange, zu einer Art Colonnade abgeflacht.*) Das Aeußere des Schlosses, stattlich wie es ist, deutet doch in nichts auf die Pracht und Munifizenz hin, die man bei Herrichtung seiner inneren Räume hat walten lassen. Nirgends ein Geizen mit dem Raum, die Treppen breit, die Flure und Corridore hell und licht, die Zimmer hoch, luftig, geräumig; — es ist, als habe der Baumeister nichts so ängstlich vermeiden wollen, als die Enge und Gedrücktheit der Thurm- und Erkerstuben, die sonst hier heimisch waren. Nirgends ein Geizen mit dem Raum, aber auch nirgends ein Geizen mit dem, was unterhält, erheitert und schmückt. Wohin wir blicken, eine Fülle von Ornamenten, die vielleicht den Eindruck der Ueberladung machen würden, wenn nicht die Macht des Raumes siegreich über allem schwebte und ein sich Vordrängen des Einzelnen unmöglich machte. Die Caryatiden, die Pfeiler und Säulen mit reichgegliedertem Capitell treten dienend in den Hintergrund zurück, und die schweren Stuck-Ornamente, die an den Decken hängen, verlieren ihre Schwere und fügen sich wie leichtgeschwungene Arabesken in das Bild des Ganzen ein. Zu den Stuck-Ornamenten gesellen sich Plafond-Bilder, die durch alle Säle des Schlosses hin, den Jagdzug der Diana, ihren Zorn über Aktäon und ihre Liebe zum Endimyon darstellen, aber wenige von diesen Gemälden, wahrscheinlich Schöpfungen eines italienischen oder französischen Meisters, sind bis auf unsere Zeit gekommen, und diese wenigen verbergen ihre Existenz hinter einer sorglich aufgetragenen Bekleidung von Mörtel und Gips. Sie warten auf die Stunde, wo das alte Schloß, das seit 50 Jahren und darüber der tristesten Prosa oder doch der bloßen Nützlichkeit hat dienen müssen, die poetischen Tage alter königlicher Pracht neu in seinen Mauern erblicken wird, um dann auch ihrerseits aus ihrer Hülle herauszutreten und den neu einziehenden Glanz selbst in altem Glanz zu begrüßen. Dies gilt namentlich von dem im ersten Stockwerk gelegenen „Königssaal", der eine Fülle der schönsten Bilder- und Plafond-Ornamente hinter einer Kalkhülle verbergen soll.

Wir haben in dem Bestehn Schloß Cöpenick's drei Perioden unterschieden und in Erinnerung an die mannigfachen Bauten die hier standen, von einem alten, einem mittleren und einem neuen Schloß Cöpenick gesprochen. Aber auch dies neue Schloß Cöpenick, das wir eben in seiner Totalerscheinung zu beschreiben suchten, theilt sein 200 jähriges Leben wieder in verschiedene Stadien, in alte und neue Perioden ein, unter denen wir mit Umgehung gleichgültigerer Jahrzehnte, vier Hauptepochen unterscheiden.

Diese vier Hauptepochen des neuen Schloß Cöpenick's sind die folgenden: Erstens die Zeit des Kurprinzen Friedrich von 1682—88; zweitens die Zeit Friedrich Wilhelms I., insonderheit das Jahr 1730; drittens die Zeit Henriette Maria's, gebornen Markgräfin von Brandenburg-Schwedt von 1749—82 und viertens die Zeit des Grafen von Schmettau, von 1804—1806. An eine Besprechung dieser 4 Hauptepochen wird sich schließlich noch eine kurze Darstellung der Schicksale zu knüpfen haben, die Schloß Cöpenick seitdem erfuhr.

(Die Zeit des Kurprinzen Friedrich von 1682—88.) In welchem Jahre Kurprinz Friedrich seinen Einzug in Schloß Cöpenick hielt, ist nicht genau mehr festzustellen,

*) Man erzählt im Schloß, daß dieser abgeflachte Dachfirst, der mit Längsbohlen gedeckt ist und in der That die Länge und Breite einer splendid angelegten Kegelbahn hat, im vorigen Jahrhundert wirklich als solche gedient habe. Ist dem so, so darf man kühnlich behaupten, daß wenigstens in den Marken an keiner schöneren Stelle jemals Kegel gespielt worden ist. Die Aussicht, die einen Kreis von fast vier Meilen umfaßt, ist entzückend, Wald und Wasser soweit das Auge reicht und mitten im Bilde die Müggelsberge.

Digitized by Google

wahrscheinlich um 1680. Der Schloßbau wurde zwar erst um 1681 beendet und das mehrerwähnte Sandsteinportal, durch das wir in den Schloßhof eintraten, trägt sogar die Jahreszahl 1682, es ist indeß nicht unwahrscheinlich, daß Kurprinz Friedrich die Vollendung des ganzen Bau's nicht erst abwartete und sich, zwei Jahre früher bereits, mit dem begnügte was fertig war. Die Verhältnisse zwangen ihn fast dazu. Seiner alten Feindschaft mit seiner Stiefmutter, der holsteinischen Dorothea, war im Jahre 1679, bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der hessischen Prinzessin, zwar eine Versöhnungsscene gefolgt, aber diese Versöhnung hatte die Abneigung der Mutter und das Mistrauen des Sohnes um nichts gebessert. Todesfälle und plötzliche Erkrankungen regten den Verdacht und die alten Befürchtungen wieder an und nachdem Kurprinz Friedrich selbst, bei Gelegenheit eines Festmahls das ihm die Stiefmutter gab, von einem heftigen Kolikanfall heimgesucht worden war, steigerten sich seine Befürchtungen bis zu solchem Grade, daß er seinen Vater um die Erlaubniß bat, sich nach Schloß Cöpenick zurückziehen zu dürfen. Nicht in Freuden zog er in die schönen Räume ein, die zum Theil noch ihrer Vollendung entgegen sahn; das Schloß das ihn aufnahm, war mehr rettendes Asyl als eine Stätte heitrer Flitterwochen und die Uebersiedlung selbst glich mehr einer ängstlichen Flucht, als ruhiger Wahl und Ueberlegung. Trostlose Tage müssen diese ersten Tage des neuen Schlosses gewesen sein, trostloser, trüber, als die alten Schlösser, die vordem hier heimisch waren, sie jemals gekannt hatten, trüber als die Tage in denen Otterstedt seinen Reimspruch an die Thür des churfürstlichen Zimmers schrieb und trüber als der Winterabend, an dem der todesahnende Joachim, gläubig und ergeben das Crucifix auf die schwere, eichene Tischplatte malte. In Bangen und Einsamkeit vergingen dem Prinzen hier die Tage selbstgewählter Verbannung. Sein schwacher Körper verbot ihm die Freuden der Jagd und lauter Lustbarkeit. Die Decken-Gemälde, die Jagdzüge Diana's, die um ihn her entstanden, erinnerten ihn nur an alles was ihm gebrach. Gleichförmig öde spannen sich Wochen und Monde in Schloß Cöpenick ab und was die Gleichförmigkeit unterbrach, waren jene frostigen Feste, die dem Tod zu Ehren gefeiert wurden. Am 7. Juli 1683 starb des Kurprinzen Gemahlin; die alten Verdächtigungen wurden laut; nichts änderte sich, die bleierne Schwere blieb. Da kam Sonnenschein. Das Trauerjahr war um, der Flor fiel, Hochzeit gab es wieder und bunte Fahnen, — Sophie Charlotte hielt ihren Einzug in die Marken. Zwanzig Jahre lang stand die helle Sonne dieser Frau über dem dunklen Tannen-Lande und gab ihm eine Heiterkeit, die es bis dahin nicht gekannt hatte, aber ihr lachendes Auge das über so vielem leuchtete, leuchtete nicht über Schloß Cöpenick. Waren ihr die Zimmer zu hoch, die Bäume zu dunkel, die Traditionen zu trist, — gleichviel, sie vermied Schloß Cöpenick, wo die hessische Prinzessin, die erste Gemahlin des Kurprinzen, ihre Tage hinweg geängstigt hatte und die sonnenbeschienenen Abhänge des Dorfes Lützow, die ein glückliches Ohngefähr sie hatte kennen lernen, entsprachen mehr ihrem heitren Sinn. Schloß Cöpenick verödete, wurde stiller, verlassener als es je gewesen war und Schloß Charlottenburg mit funkelnder Kuppel und goldnen Figuren wuchs statt seiner empor.

(Die Zeit Friedrich Wilhelms I.) Schloß Cöpenick stand leer, an die zwanzig Jahre und drüber, bis der soldatische Sohn Sophie Charlottens wieder neues Leben in die ausgestorbenen Mauern trug. Die Jagdpassion kam wieder zu Ehren; Tage brachen wieder an, wie sie Kurfürst Joachim nicht wilder, nicht waidmännischer gekannt hatte, und die Dianenbilder an Plafonds und Simsen, die dreißig Jahre lang wie ein Hohn im neuen Jagdschloß zu Cöpenick gewesen waren, kamen jetzt zum ersten Mal, seit Rütger von Langenfeld diese Säle und Corridore mit ihnen geschmückt hatte, zu ihrer Bedeutung und ihrem Recht. Jagd tobte wieder um Cöpenick her wie in alter Zeit und Fangeisen und Hörner waren wieder im Schlosse zu Haus.

Digitized by Google

Diese Jagden zeichneten sich durch die Gefahren aus, die es für guten Ton galt, lieber aufzusuchen als zu vermeiden. Züge eigenthümlicher Ritterlichkeit machten sich geltend, die an den Hof Franz I. erinnert haben würden, wenn nicht an Stelle galanten Minnedienstes jene kurbrandenburgische Derbheit vorgeherrscht hätte, der zu allen Zeiten ein Kraftwort weit über das beste Wortspiel ging. Bei diesen Jagden, wie Schloß Cöpenick sie damals häufig sah, wurde fast jedesmal der eine oder andere getödtet oder schwer verwundet. In ein viereckiges Gehege von 6 bis 700 Schritten, das von Leinen eingeschlossen war, ließ man oft zwei oder dreihundert wilde Schweine von jedem Alter und jeder Größe einlaufen. Hier erwarteten sie die Jäger, je zwei und zwei, um die wild hereinbrechenden anflaufen zu lassen. Verfehlten sie das Thier oder zerbrach das Fangeisen, so wurden sie oft über den Haufen gestoßen und von dem verwundeten Schweine übel zugerichtet. Zuweilen nöthigte der König auch wohl seine Jäger und Pagen die größten Keiler bei den Ohren zu fassen und mit Gefahr ihres Lebens so lange festzuhalten, bis er selbst herbei kam um sie abzufangen. Wer

Das jetzige Schloß Cöpenick.

sich zu solchem Dienste weigerte, galt für feige. Der König selbst wurde auf einer dieser Jagdpartieen, in unmittelbarer Nähe von Cöpenick, stark verwundet und würde sein Leben eingebüßt haben, wenn ihm nicht einer seiner Jäger rechtzeitig beigesprungen wäre.

Blutend schaffte man ihn nach Cöpenick. Das war am 15. Januar 1729. Das nächste Jahr aber brachte gewichtigere Tage, Tage die den Namen Schloß Cöpenick's mit einer der interessantesten Episoden unserer Geschichte für immer verwoben haben. Am 25. October 1730 trat hier das Kriegsgericht zusammen, das über den Lieutenant Katt vom Regiment Gensdarmes, sowie über den „desertirten Obristlieutenant Fritz" Urtheil sprechen sollte. Diese höchst denkwürdige Sitzung fand in dem bereits erwähnten Wappensaale statt, dessen eingehendere Beschreibung wir zunächst hier folgen lassen. Unter den vielen Sälen des Schlosses, ist er nicht nur der historisch interessanteste, sondern auch dadurch vor allen andern bemerkenswerth, daß er in seiner Einrichtung und Ausschmückung weder bedeutend gelitten, noch auch, hinter einer Gips- und Mörtelverkleidung (wie der Königssaal) seine Vorzüge verborgen hat. Dieser Wappensaal (der jetzt, wegen einer in ihm aufgestellten Orgel, den Na-

Digitized by Google

men „Orgelsaal" führt) ist zwei Treppen hoch gelegen und blickt mit seinen Fenstern auf die wendische Spree hinaus. Im Verhältniß zu seiner Tiefe ist die Decke etwas niedrig und würde bei ihrer reichen Ornamentik noch viel mehr den Eindruck davon machen, wenn nicht die hellen Farbentöne, die in dem ganzen Saale vorherrschen (weiß und lila) eine gewisse Luftigkeit wieder herstellten. Die völlig weiß gehaltene Decke wird anscheinend von etwa zwanzig Carpatiden gestützt, die alle vier Seiten des Saales umstehen und auf ihrer Brust die Wappenschilder der verschiedenen churbrandenburgischen Länder jener Epoche tragen. Eine bestimmte Reihenfolge nach den Provinzen ist bei Aufstellung derselben nicht beobachtet worden und Cassuben und Wenden, Jägerndorf und Minden, Ravensberg und Gützkow, Ruppin, Camin, Mark, Crossen, Barth, Pommern, Cleve u. s. w. folgen sich bunt auf einander. An den beiden Längswänden befinden sich ein paar große Kamine, reich verziert mit allerhand Emblemen und Wappenfiguren; alles weißer Stuck, wie der ganze Rest der Ausschmückung überhaupt. Das Ganze, ohne schön zu sein, hat ein entschieden historisches Gepräge und macht es einem glaublich, daß hier an langer Tafel das Kriegsgericht saß, das über Tod und Leben eines Prinzen aburtheilen sollte und dieses Urtheil wirklich sprach.

Der Tag, an dem diese Kriegsgerichtssitzung im „Wappensaale zu Cöpenick" stattfand, war, wie bereits erwähnt, der 25. October 1730 und die Mitglieder derselben waren die folgenden: der Generallieutenant von der Schulenburg; die General-Majors von Schwerin, von Dönhoff, von Linger; die Obersten von Derschau, von Reding, von Wachholz; die Oberstlieutenants von Schenk, von Weyher, von Milagsheim; die Majors von Einsiedel, von Lestwitz und von Lüderitz; die Capitains von Itzenplitz, von Jeetz, von Podewils; der Geheime-Rath Mylius und der Auditeur des Regiments-Gensd'armes. Förster, in seiner Geschichte Friedrich Wilhelm I., spricht nur von einer Kriegsgerichtssitzung und zwar am 25. Oktober; Preuß aber, in seinem trefflichen Werke über den großen König selbst, giebt auf das Bestimmteste an, daß zwei Sitzungen stattgefunden haben, am 25. Oktober und am 1. November. In jener ersten Sitzung (am 25. Oktober) saß man nur über Katt zu Gericht, der vom Gericht zu Cassation und Festungsbaustrafe condemnirt, erst hinterher, durch einen eigenmächtigen Akt des Königs, durch einen Cabinetsbefehl, zum Tode verurtheilt wurde. An demselben Tage (1. November) an dem der König in Wusterhausen diesen Cabinetsbefehl erließ, fand, nach Preuß, in Cöpenick jene zweite Kriegsgerichtssitzung statt, die den desertirten „Oberstlieutenant Fritz" zum Tode condemnirte. Ohne zwischen den Angaben von Preuß und Förster eine Entscheidung treffen zu wollen, steht doch so viel fest, daß jene denkwürdige Kriegsgerichtssitzung, gleichviel ob sie in einem oder in zwei Akten in Scene ging, im großen Wappensaale zu Cöpenick stattgefunden hat. Vielleicht wäre es angebracht, wo nicht ein historisches Bild das den Vorgang darstellt, doch wenigstens eine Gedächtnißtafel aufzurichten, die die Erinnerung an den 25. Oktober 1730 an dieser Stelle wahren möchte.

(Die Zeit Henriette Marie's von 1749—1782.) Henriette Marie geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, hatte sich, mit 14 Jahren bereits, an den Herzog von Würtemberg-Teck vermählt und war mit 29 Jahren Wittwe geworden. Sie lebte als solche in Berlin und erschien während der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I. bei allen Hoffesten, auch unter dem großen König noch. So gingen die Dinge bis 1749, in welchem Jahre ihr Schloß Cöpenick als Wittwensitz angewiesen wurde. Es hieß damals „sie sei verbannt"; auch scheint sie von jenem Zeitpunkt ab am Berliner Hofe (wenn damals von einem solchen die Rede sein konnte) nicht länger erschienen zu sein. Welche Gründe den König zu dieser Verbannung vermochten, ist nur zu muthmaßen, nicht nachzuweisen. Es heißt, daß Friedrich II. an dem wenig correkten Lebenswandel der Prinzessin Anstoß genommen habe, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß andere Empfindungen mit in's Spiel

Digitized by Google

kamen und den Ausschlag gaben. Die Seitenlinie Brandenburg-Schwedt, die, zum wenigsten was ihre Besitzverhältnisse anging, erst den Einflüsterungen und Machinationen der zweiten Gemahlin des großen Kurfürsten ihre Entstehung verdankte, wurde vom großen König mit demselben Mangel an Sympathie betrachtet, den sein Vater und namentlich sein Großvater (Friedrich I.) gegen dieselbe unterhalten hatte und „wie es in den Wald hinein schallte, so schallte es, aller Wahrscheinlichkeit nach, wieder heraus." So groß jene Zeit in vielen Stücken war, so war sie es doch keineswegs in allen und Klatsch, Intrigue und Chronique scandaleuse hatten ein unglaublich großes Feld. Wir werden kaum irren wenn wir annehmen, daß Prinzessin Henriette Marie ihre Zunge weniger im Zaum gehalten habe, als wünschenswerth gewesen wäre und daß dieser Umstand zur unfreiwilligen Muße von Cöpenick führte: um über Schweigens Weisheit nachzudenken. Daß die Prinzessin dem nachgekommen sei und in Schloß Cöpenick dreißig Jahre lang die Kunst des Schweigens geübt habe, haben wir nicht die geringste Ursach anzunehmen, gegentheils scheint es daß man sich die einsamen Tage in Cöpenick durch pikante Plaudereien nach Möglichkeit vertrieben und die Mesquinerieen eines kleinen Hofes, als bestes Mittel die Zeit hinzubringen, mit leidlicher Virtuosität geübt habe. Ueber das damalige Leben in Schloß Cöpenick (die Zeiten der Wolfsjagden und der Kriegsgerichte waren vorüber) geben einige Notizen Aufschluß, denen wir in einer Biographie des Freiherrn von Krohne, der sich Königlich Polnischer Wirklicher Geheimerath nannte, begegnen. Dieser Abenteurer, der überall im Trüben zu fischen und an kleinen Höfen sein „Fortune" zu machen suchte, kam auch an den Hof des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, des regierenden Bruders unsrer Henriette Marie, deren Hofstaat der Markgraf aus den Revenuen seines Schwedter Markgrafenthums zu unterhalten hatte. Prinzessin-Schwester brauchte mehr als Markgraf-Bruder zu zahlen liebte und so wurde denn Freiherr von Krohne, der eben seine Dienste angeboten hatte, an den Cöpenicker Hof geschickt, vorgeblich um der Prinzessin als Kammerherr zu Diensten zu sein, in Wahrheit aber um die Ausgaben, zu denen ihre Freigiebigkeit oder ihre Verschwendung führte, zu controliren. Freiherr von Krohne traf eine, bedürftige mit Geschick, wußte einen Hofrath, der ihm in Schwedt als Hauptträger des Verschwendungs-Systems bezeichnet worden war, glücklich zu entfernen und stand bereits auf dem Punkt, sich als erster Minister und Plenipotentiair am Hofe von Cöpenick zu etabliren, als die beiden alten Günstlinge der Prinzessin, die bis dahin auf gegnerischem Fuße gestanden und einander die Waage gehalten hatten, sich zum Untergang des Eindringlings verschworen. Kammerherr von Wangenheim und Hofprediger St. Aubin*) schlossen Frieden, entlarvten den immer mächtiger werdenden Freiherrn als eine Kreatur des Schwedter Hofes und stürzten ihn auf der Stelle. Kammerherr von Wangenheim, von dem eigends hervorgehoben wird, daß er ein sehr starker Mann gewesen sei, übernahm zu größerer Sicherheit die Executive seiner eigenen Maßregeln und schaffte den gestürzten Nebenbuhler bis vor das Portal des Schlosses. So lebte man damals in Schloß Cöpenick. Klein und bedeutungs-

*) Hofprediger St. Aubin erhielt von der Prinzessin die kleine reizende Besitzung geschenkt, die, in unmittelbarer Nähe Cöpenicks gelegen, den Namen „Bellevue" führt. Dies Bellevue ist ein Garten mitten im Sande, eine Oase in mehr als einer Beziehung. Mr. St. Aubin erbaute sich daselbst ein Herrenhaus, ein „Schlößchen" mit Speisehalle und Gartensaal, mit Bibliothek und Empfangszimmern. Der gegenwärtige Besitzer des Guts ist Pastor Pabst, früher Gesandtschaftsprediger in Rom. Vor ihm besaß es der als Dichter rühmlichst bekannte Bernhard von Lepel, der hier, in poetischer Zurückgezogenheit, einige seiner besten Sachen componirte, z. B. „die Zauberin Kirke." 1852 war „Bellevue" der Sommeraufenthalt Franz Kuglers und Paul Heyse's. Comfort, Kunst und Dichtung waren, so scheint es, immer an dieser Stelle zu Haus und niemand gewann Hausrecht hier, der nicht zuvor in Rom gewesen war. Der Verf. dieses Aufsatzes hat die Zimmer des Schlößchens nie anders gesehn, als im Schmuck italienischer Bilder und oft lagen mehr Pinienäpfel auf den Schränken und Kommoden des Gartensaals umher, als Tannäpfel in den Steigen des Gartens.

Digitized by Google

los vergingen die Tage, die selbst in der Ausstattung und Einrichtung des Schlosses nichts geändert zu haben scheinen. Wie konnten sie auch! Der prinzeßliche Hof zu Cöpenick war ein bloßes Filial des markgräflichen Hofes zu Schwedt, der doch seinerseits auch nur wieder ein Filial, eine bedeutungslose Abzweigung des wirklichen Hofes war, wie er zu Berlin oder Potsdam existirte.

Das dreißigjährige Leben einer Prinzessin in Schloß Cöpenick hat keine Spur daselbst zurückgelassen, aber was ihr Leben nicht vermochte, das hat ihr Tod gekonnt. Henriette Marie starb in Schloß Cöpenick und ist in der Schloßkapelle, einem äußerlich unscheinbaren Gebäude, das dem Schlosse selbst gegenüber liegt, begraben worden. In der jedem Besucher zugänglichen Gruft der Kapelle steht ein schwerer Eichensarg, der auf seinem obersten Brett ein vergilbtes seidenes Kissen und auf dem Kissen eine Krone von dünnem, verbogenen Goldblech trägt. Hebt man den Deckel ab, so erblickt man die in ihrem achtzigsten Jahre verstorbene Prinzessin als Mumie. Sie ist wohlerhalten, aber viel aufgetrockneter als z. B. die Mumien in der Kirche zu Buch (im Nieder Barnim). Tüllhaube und Seidenband legen sich noch um Stirn und Kinn und das schwere gelbe Brokatkleid zeigt noch seine Falten und raschelt und knistert, als wäre es gestern gemacht. Wir schließen den Deckel wieder und steigen hinauf in die Kapelle. Eine hohe, reich verzierte Decke wölbt sich über uns und macht den Eindruck des Freundlichen ohne den des Feierlichen vermissen zu lassen; links vom Altar aber, in einem Fensterpfeiler eingelassen, erblicken wir eine prächtige Tafel von polirtem schwarzem Marmor, auf der wir in Goldbuchstaben die Worte lesen: „Diese Gruft umschließt die verweslichen Ueberreste der durchlauchtigsten Fürstin und Frau, Henriette Marie, geborene Prinzessin von Preußen und Brandenburg, vermählte Erbprinzessin und Herzogin von Würtemberg und Teck. Sie war geboren den 11. März 1702, vermählt den 8. December 1716 mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Würtemberg, ward Wittwe den 23. November 1731, entschlief in dem Herrn den 7. Mai 1782. Dieses Denkmal setzet ihr ihre einzige Tochter Louise Friederike, Herzogin von Meklenburg-Schwerin, geborne Herzogin von Würtemberg und Teck."

Schwerlich ahnte die Tochter, als sie in gebotener Pietät dieses Denkmal aufrichten ließ, daß nach so kurzer Zeit schon diese Marmortafel das einzige Zeichen sein würde, das wenigstens die Stelle angiebt, wo ihre Mutter gelebt.

(Die Zeit des Grafen Schmettau von 1804—1806.) Nach dem Tode Henriette Marie's wurde Schloß Coepenick völlig vernachlässigt und endlich im Jahre 1804 an den Grafen von Schmettau (Friedrich Wilhelm Carl) verkauft. Dieser Graf Schmettau, ein besonderer Liebling Friedrich's II., ist derselbe, der von Seiten des großen Königs zum Adjutanten seines jüngsten Bruders, des Prinzen Ferdinand von Preußen, ernannt wurde und in dieser intimen Stellung zu einer Fülle pikanter Anekdoten und on dit's Veranlassung gab, an denen das preußische Hofleben jener Zeit so reich war. Zu untersuchen, wie viel Wahrheit oder überhaupt ob irgendwelche Wahrheit diesen anekdotischen Ueberlieferungen zu Grunde liegt, liegt jenseits unserer Aufgabe; wir begnügen uns damit, das zu constatiren, worüber Freunde und Feinde des Grafen (wenn er Feinde hatte) zu jeder Zeit einig waren, seine Gelehrsamkeit und seine weltmännische Bildung, seine militärischen Kenntnisse und seine Tapferkeit. Als der Krieg mit Frankreich mehr und mehr unvermeidlich zu werden drohte, gehörte er zu denen, denen Armee und Volk das meiste Vertrauen entgegentrugen. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten führte er als Generallieutenant seine Division nach Thüringen und trat unter den Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig. Beide theilten wenige Tage später dasselbe Schicksal.

Bei unserem heutigen Besuche im Schloß Cöpenick indeß lernen wir den Grafen Schmettau weder als Cavalier und Weltmann, noch als Kriegsmann und Heerführer ken-

Digitized by Google

nen; sinnig, ein heiter Philosoph, ein Freund der Wissenschaft und aller Künste des Friedens, so tritt er an uns heran. Nur zwei kurze Jahre waren ihm an dieser Stelle gegönnt, aber sie genügten ihm, um überall eine Spur seines Wirkens den charakteristischen Stempel seines Geistes zurückzulassen. Wir übergehen kleinere Dinge, Urnen und Inschriften die sich in den schattigen Gängen des Parkes vorfinden und treten im ersten Stock des Schlosses, nachdem wir eine Reihe von Gemächern und Corridoren passirt haben, an ein nach Süd-Osten hin gelegenes Eckzimmer, dessen eines Fenster auf den Park, das andere auf die wendische Spree herniederblickt. Eine Doppelthür bildet den Eingang. Es ist nicht leicht möglich, beim Durchstöbern alter Schlösser einem überraschenderen Anblick zu begegnen, als ihn dieses Zimmer bietet. Der ganze Raum ist zeltartig mit weißer und gelber Gaze ausgeschlagen und zwar so, daß die obere Gaze-Drapirung die Decke in zwei gleiche Hälften theilt. An jeder der beiden Stellen, wo die Gaze wie zu einer Art Betthimmel zusammengefaltet ist, befindet sich ein Deckengemälde allegorischen Inhalts. Auf dem ersten, mehr dem Fenster zu gelegenen Bilde, bringt Mercur der Minerva eine Pergamentrolle, auf der der Name Roßbach steht; Minerva ihrerseits hält einen Lorbeerkranz in der Rechten, bereit ihn gegen die Siegesbotschaft auszutauschen. Das zweite Bild, ungleich besser in Composition und Farbe als das erste, stellt eine Apotheose des großen Königs dar. Auf einer Felsenburg zur Linken stehen Bewaffnete und blicken einer Anzahl davon eilender Genien nach, die das goldumrahmte Bildniß Friedrichs in ihrer Mitte tragen und mit ihrer Last dem Tempel des Ruhmes zuschweben. Zur Rechten ragt der Tempel selber auf, an dessen Stufen die hohe Göttin steht, bereit, das Bildniß des Königs mit ihrem Sternen-Diadem zu krönen. Von Mobiliar keine Spur in diesen vier Wänden. Seit Schmettau vor mehr als 50 Jahren diese Zimmer verließ, sind sie unbewohnt geblieben und diese Dekoration von Gaze und Spinnweb, dieses Durcheinander von Farbenfrische und blinden Fensterscheiben, von Apotheose und Staub, macht eine Wirkung, der sich wenige Besucher werden entziehen können. Höchstes und Niedrigstes, das Ewigste und das Hinfälligste, durch die Wunderhand von Zeit und Zufall hier zusammengestellt. Alles Mobiliar fehlt, aber ein eigenthümlicher Zimmerschmuck ist dennoch diesen Mull- und Gazewänden geblieben. Die ganze hintere Hälfte des Zimmers ist mit großen Schlachtplänen dekorirt, die wohl ziemlich unzweifelhaft von der Hand des Grafen selbst herrühren dürften. Graf Schmettau gesellte nämlich zu seinen übrigen Gaben und Talenten, auch die eines glänzenden Topographen und Kartenzeichners und die berühmte General-Karte des preußischen Staats, die bis diesen Augenblick in dem Kartensaal des Kriegsministeriums aufbewahrt wird, bewahrt gleichzeitig den Namen Schmettau's in ehrendem Andenken. Die Aufschrift dieser General-Karte, die auch schlechtweg den Namen der Schmettau'schen Karte führt, lautet, wie folgt: „Tableau aller durch den Königlich Preußischen Obersten Grafen von Schmettau von 1767 bis 1787 aufgenommenen und zusammengetragenen Länder." Dieselbe geschickte Hand, die dieses berühmte „Tableau" zusammentrug, hat sehr wahrscheinlich auch die sieben Schlachtpläne gezeichnet, denen wir in diesem abgelegensten und ungekanntesten Zimmer des Coepnicker Schlosses begegnen. Nur die Siegesschlachten des großen Königs haben hier Aufnahme gefunden und die Inschriften der verschiedenen Blätter lauten wie folgt: Bataille und Belagerung von Prag; Schlacht bei Roßbach; Bataille bei Lowositz; Schlacht bei Zorndorf; Schlacht bei Liegnitz; Schlacht bei Torgau und Schlacht bei Leuthen. Die einzelnen Tableaux sind von verschiedener Größe (namentlich die Bataille und Belagerung von Prag sehr ausgeführt und größer als die übrigen), aber alle verrathen dieselbe Meisterhand und tragen sämmtlich, statt der üblichen Holzeinfassung einen künstlichen Lorbeerkranz als Umrahmung.

Wie billig drängt sich dem Besucher Schloß Cöpenicks die Frage auf: was war die

Digitized by Google

Bedeutung dieses Zimmers? Die Antwort ist nicht schwer; es war die Stätte eines loyalen Cultus, ein Andachtsplatz, an den sich, in Zeitläuften, die jedes andere Gepräge eher als das des großen Königs trugen, die schwärmerische Verehrung für den Hingeschiedenen zurückzog, um einer großen Zeit zu gedenken, die nicht mehr war. Wir billigen diesen Cultus nicht, denn es steht geschrieben: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir", aber wir begreifen ihn.

In diesem Zimmer sicherlich war es, wo Graf Schmettau die letzten Augenblicke zubrachte, bevor ihn die Ereignisse des Jahres 1806 aus der Stille von Schloß Cöpenick wieder in den Lärm des Krieges riefen. Und was er an dieser Stelle gelobt hatte, das hielt er. Am Unglückstage von Auerstedt (unglücklich nicht durch seine Schuld) erstürmte er, an der Spitze seiner Bataillone, die Höhen von Hassenhausen, die der Feind unter'm Schutz eines herbstlichen Morgennebels schon vor ihm besetzt hatte. Zweimal nahm er sie und zweimal war er gezwungen sie wieder aufzugeben. Als er sich zum dritten Angriff anschickte, um den entscheidenden Stoß zu thun und die mehr und mehr in Unordnung gerathenden Franzosen in das Saalthal hinabzudrängen, traf ihn eine Kartätschenkugel und warf ihn tödtlich verwundet vom Pferde. Vier Tage nach der Schlacht verschied er, am 18. Oktober 1806. So starb Friedrich Wilhelm Karl Graf von Schmettau; nicht an Glück, aber an kriegerischen Tugenden, so wie an jeglichen Gaben des Herzens und Verstandes jenen Schmettau's gleich, die unter Eugen und Marlborough zuerst die Schlachtfelder Europa's betraten und unter dem großen König siegreich kämpfend, den Ruhm ihrer Familie begründeten.

Schloß Cöpenick war wieder verwaist. Die Krone kaufte im Jahre 1811 den Besitz zurück, aber Zimmer und Treppen blieben öde. Das Laub an Ulmen und Ahornplatanen kam und ging, ohne daß die Gänge und Grasplätze des Parks ein anderes Leben gesehen hätten, als die laute Heiterkeit der Schuljugend, die hier ein prächtiges, Gestrüpp-durchwachsenes Terrain fand für ihre Spiele, für „Hirsch und Jäger" und „Wanderer und Stadtsoldat."

Jahrzehnte vergingen, da zog wieder Leben ein in Schloß Cöpenick, aber welch ein Leben! Die Fenster, die nach dem Wasser hinaus lagen, wurden mit Holz bekleidet, und nur ein schmaler Streifen blieb offen, der dem Lichtstrahl von oben her einen Eingang gestattete. Geschlossene Wagen rollten über die Brücke, Alles war in Dunkel und Geheimniß gehüllt, „es ging ein finstrer Geist durch dieses Haus". Die hohen Schwarzpappeln, die alten Wächter am Portal, standen unheimlicher da denn je zuvor und in den Gängen des Parks klang das Rufen und Lachen nicht mehr, das die Knabenspiele früherer Jahre so laut und herzlich begleitet hatte. Hunderte hatten Platz gefunden hinter den Gitterfenstern, die doch keine Fenster mehr waren, aber nichts unterbrach die Stille und Oede des Orts; wie das Licht, so schien auch der Klang von seinen Mauern ausgeschlossen zu sein. Das war in den 20 er Jahren dieses Jahrhunderts; eine trübe Zeit. Uebermuth hatte gefehlt, und Mangel an Muth hatte zu Gericht gesessen; waghalsige Schwärmerei, mißleitete Begeisterung, büßten hart für den eitlen Irrthum einer Stunde*).

Und wieder andre Zeiten kamen. Wie einen schweren Traum schüttelte Schloß Cöpenick seine jüngste Vergangenheit ab. Die Fenster blitzten wieder, wenn die Morgensonne darauf fiel, das Gestrüpp verschwand, das den Park zu einer halben Wildniß gemacht hatte, und auf dem Platz, der zwischen Schloß und Schloßkapelle liegt, entstand ein Garten; —

*) In Schloß Cöpenick befanden sich damals die „Demagogen" in Untersuchungshaft; — jetzt ist es Seminar.

Digitized by Google

Blumen blühten wieder in Schloß Cöpenick. Heitere Jugend hielt ihren Einzug in die Säle und Corridore, aber ſie kam nicht, um für Eitelkeit und Uebermuth zu büßen (wenn auch zu ſtreng), ſie kam, um in Demuth und Beſcheidenheit zu lernen. Und dieſe Jugend weilt noch darin. Allabendlich, wenn um die Dämmerſtunde die Orgel zu Geſang und Andacht ruft, und Lehrer und Schüler ſich im alten Wappenſaal des Schloſſes verſammeln, iſt es, als würde der alte Spuk aufgejagt, der einſtens hier zu Hauſe war, und huſchte wieder ängſtlich hin und her; aber die leiſen Klageworte des Kurprinzen, der hier Schutz und Zuflucht ſuchte, das finſtere Todesurtheil, das hier geſprochen wurde, die Seufzer derer, die hier nach Licht und Freiheit bangten, Alles verklingt zuletzt wie eine leiſe Diſſonanz in dem vollen Brauſen des Orgelchors, der eben jetzt das große Vertrauenslied in die ewigen Rathſchlüſſe des Himmels anſtimmt, das Kraft- und Troſteslied: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.

Ueber Ehe und Hochzeit in Deutſchland.

Von Heinrich Pröhle.

Der franzöſiſche Schriftſteller J. Michelet gab zwei merkwürdige Schriften heraus: La Femme und L'Amour. Dieſelben ſchildern die Ehe in Frankreich als in größerer oder geringerer Auflöſung begriffen. Durch ein ſeltſames Zuſammenwirken von ſocialen, religiöſen und ökonomiſchen Umſtänden, ſagt Herr Michelet, lebe der Mann in zunehmendem Maße getrennt vom Weibe. Sie gingen nicht bloß auf verſchiedenen Bahnen neben einander her, ſondern glichen zwei Reiſenden, die von denſelben Stationen abreiſten, aber auf auseinander laufenden Schienen. Bald würde es vielleicht in Frankreich ſtatt zwei verſchiedener Geſchlechter zwei verſchiedene Völker geben. Schon ſei der Heerd des Franzoſen kalt und ſein Tiſch ſtumm.

Hiermit verglichen dürfen wir die Eheverhältniſſe in Deutſchland noch hoch ſtellen. Fern liegt dem Deutſchen jener „wilde Zuſtand, wo die Liebe nur noch ein Krieg gegen das weibliche Geſchlecht iſt.“ Noch hat er nicht „Augen voll Ehebruchs.“ Tannenduft mit Wachsduft gemiſcht zieht wie ein Opfer zur Feier des Familienſinnes von ſeinem Weihnachtsbaum aus durch die feſtlichen Häuſer. Aber auch in Deutſchland ſtellen ſich der Eheſchließung jetzt Schwierigkeiten entgegen, welche ebenſowohl in dem Verſchwinden der tüchtigen und ehrenfeſten Sitten unſerer Altvordern als in mehr äußerlichen Umſtänden ihren Grund haben.

Ein bedeutendes Hinderniß der Ehe iſt die oft während eines beträchtlichen Lebensabſchnittes zu geringe Einnahme der Männer. Sie wird um ſo beklagenswerther, wenn der Staat ſie ſelbſt verſchuldet. Die jüngeren Söhne der Bauern lebten oft als wirkliche Familienglieder bis zum Tode im Hauſe des Vaters und des allein ſein Gut erbenden Bruders. Der junge Bergmann aber, dem der Staat lange einen viel zu geringen Lohn zahlt oder gar die Heirath verbietet, geht in unſittliche Verhältniſſe über, verläßt ſein Vaterhaus und zieht zu einer Wittwe, mit deren Tochter er einſtweilen in wilder Ehe lebt. Er nennt dies „als Burſch“ leben, weil er in der Ehe noch ledig iſt.

In der Regel aber bereiten dieſelben Umſtände der Ehe Schwierigkeiten, welche ſchon Juſtus Möſer in ſeinem „Briefe eines alten Hageſtolzen“ ſo vortrefflich entwickelt hat. Es

Digitized by Google

sind die hohen Ansprüche der Frauen. Der Hagestolz glaubt, seine Bedürfnisse ganz nach den vorhandenen Mitteln einschränken oder ausbreiten zu können, während er in Wahrheit nur entweder der eignen Genußsucht oder den zwingenden Umständen nachgibt. Mit der Ehe aber treten allerdings Ansprüche nach einem allgemeinen Maßstabe an den Mann heran, unter welche seine Privatverhältnisse sich beugen sollen. Diese Ansprüche werden sich oft steigern bei dem geringsten Anwachsen der Mittel. Im günstigsten Falle tritt eine genügende Ausgleichung ein, nicht ohne daß zu beiden Seiten in der Ehe die sittlichen Kräfte wachsen.

Diese läuternde Kraft der Ehe ist dem Hause um so nöthiger, als die weibliche Erziehung unserer Zeit ohne Zweifel sehr bedeutende Mängel hat. Aus dem an sich zweckmäßigsten Unterrichte, welchen manche Damen empfangen mögen, schöpfen sie doch statt wahrer Bildung oft nur eine feinere Verbildung, weil die Gemüthsbildung nicht mit der Verstandesbildung gleichen Schritt hält und alle Harmonie des weiblichen Daseins insofern gestört wird. Zu Wilhelm Hauff's Zeit wurde der Clauren, wo er sich fand, wie ein räudiger Hund zum Fenster hinausgeworfen. Jetzt muß durch literarhistorische Handbücher vor ihm gewarnt und dabei auch der nöthige Aufschluß über den Mann gegeben werden.' — L. Wiese verlangt in seinem Schriftchen über die Stellung der Frauen, daß die deutsche Hausfrau ein erquickliches Bild von Besonnenheit im Empfinden, von ruhiger Energie in der Leitung des Hauswesens, von ernster Fürsorge in der Kinder-Erziehung und von gleichmäßiger Thätigkeit und Ordnung sein soll. Wie aber verträgt sich selbst bei den trefflichsten Examinatoren das Lehrerinnen-Examen mit diesen Anforderungen, das jetzt selbst von reichen Erbinnen gemacht wird, mehr für den Salon als für die Schule?

Um sich den Kampf zwischen dem Hause und zwischen weiblicher Verbildung anschaulich zu machen, stelle man sich ein mehr kleinstädtisches und altväterisches Bürgerthum gegenüber einer gröberen, vielleicht nur auf wenigen Stichwörtern der Cultur beruhenden weiblichen Verbildung vor. „O seht doch, wie Luna lacht!" ruft die schwärmerische Frau im Familienkreise; „wer lacht?" ruft der ergrimmte Mann und mustert streng die Mienen der Mägde. Ich führe den Leser nach einer übrigens vortrefflichen Stadt, wo man einst ein ungeheures Schwein portraitiren ließ, dessen Bild noch jetzt in der Wohnstube der Familie als „Familienschwein" gezeigt wird. Kornbranntweinbrennerei ist dort das Hauptgewerbe. Nun hatte ein ehrsamer Brenner eine sentimal-verbildete Frau geheirathet, welche in der patriarchalischen Wohnstube des Hauses seine Damengesellschaften gab. Bis dahin waren dort die fremden Knechte von den Dörfern gut bewirthet worden und hatten sich am Ofen sogar der nassen Stiefel entledigt. Jetzt sollten sie zu den Pferden in den Stall, und der Branntweinbrenner sah mit Gram seine „Nahrung" schwinden, da sie allmälig ihren Branntwein bei seinen Nachbaren holten. Da faßte er einen heldenmäßigen Entschluß. „Folget mir nach!" ruft er einer Schaar von Knechten zu, welche während einer Gesellschaft seiner Frau auf seinem Hofe ausgespannt hat. Zuerst geht er voran durch die Pfütze des Hofes. Dann führt er die Knechte in seine Wohnstube ein, stellt sich mit ihnen im Halbkreise vor den Damen auf und nimmt durch eine feierliche Ansprache wieder für sie Besitz von dem patriarchalischen Wohnzimmer.

Ueber der wirthschaftlichen Verrichtung körperlich und geistig begabter Frauen liegt ein namenloser Zauber. Unbeschreiblich schön ist die Scene in Grabbe's Hermannschlacht, wo Thusnelda wie eine deutsche Bauerfrau mit den Knechten und Mägden das Mittagsmahl hält und den Schweinjungen sein heidnisches Gebet hersagen läßt.

Vor den festlich geschmückten Gemahlinnen der jungen Tarquine gaben römische Krieger auch an Schönheit der Lucretia den Vorzug, welche einsam unter ihren Mägden am Abende Wolle spann. Nicht allein die Ausschweifung lockte ihre Erscheinung an: Roms Geschick wurde an sie geknüpft.

Aus dem beglückten Walten der Hausfrau erwächst jene alttestamentliche Fülle des

Digitized by Google

Hauses, welche Schiller in der „Glocke" gefeiert hat. Der segnende Einfluß dieser Fülle überschreitet die Grenzen des Hauses selbst. In einfachen Verhältnissen wird die Hand der Hausfrau im gefüllten Hause mitunter ein Rettungsanker für die ärmere Nachbarschaft. Solches Hauswesen läßt sich nicht machen: es wird und wächst. Von diesem ehrenfesten Hauswesen haben wir daher oft nur noch ein schwaches Surrogat vor Augen, wenn wir sagen: „Er macht ein Haus." Die Reize eines solchen Hauswesens aber nach der geselligen Seite hin hat Goethe in seiner köstlichen Idylle von der Sesenheimer Friederike unvergleichlich geschildert.

Wenn nun das Haus in allen Familienfesten sich selbst feiert, so legt es nach deutscher Sitte in dem Hochzeitsfeste alle seine Tugenden dar. Vor der Entwickelung des jetzigen Wirthshauslebens waren die Hochzeitsfeste der Tummelplatz des größten Luxus. In der freien Reichsstadt Nordhausen wurde ein Gesetz gegeben, wonach keine Hochzeit länger als drei Tage hinter einander gefeiert werden durfte. Da schliefen die Bürger am vierten Hochzeitstage ruhig ihr Räuschchen aus und feierten dann vom fünften bis zum siebenten Tage weiter.

Nach väterlicher Sitte ist das Hochzeitshaus gastlich im umfassendsten Sinne: auf Wohlthätigkeit und Geselligkeit läßt sich fast Alles zurückführen, was um ein Haus her geschieht, welches an einem Hochzeitsfeste alle seine Schleusen geöffnet hat. Aepfel und Nüsse streut die Braut vom Lande auf Kirchweg und Brautfahrt aus. Vor vierzig Jahren war es nicht ungewöhnlich, daß ein reicher Bauer bei derselben Gelegenheit einhundert Thaler jauchzend unter die Menge warf. Nach der Trauung kommen die obersten Schulknaben in's Brauthaus, setzen sich im Gastzimmer um den Tisch, Braut und Bräutigam zur Seite, lassen sich die Brautsuppe auftragen und singen aus Leibeskräften:

Halleluja, Lob, Preis und Ehr'
Sei unserm Gott je mehr und mehr.

Je zwölf Gäste sitzen zu Ehren der Apostelzahl an jedem Tische des Hochzeitshauses. Ein tüchtiger Stier, einige Schweine, eine kleine Heerde von Hammeln, Kälbern, Hühnern und Gänsen werden theils von den Gästen, theils von ihren Kindern hinter den Stühlen verzehrt, theils in Hochzeitsbündeln mitgenommen. Je größer die Hochzeitsbündel, um so größer die Ehre des Hauses. Klapperstörche, Lämmchen und Glucken mit Küchlein von Butter werden zum Nachtische von den Bauern verzehrt. Der Brautkuchen ist mit halberhobenem Bildwerke geziert. Davon wird dem Bräutigam das Bild der Braut, der Braut das Bild des Bräutigams als Kuchen überreicht und vor Liebe essen sie einander auf.

In den Wohlthätigkeitssinn der großen Hochzeiten wurde selbst ein Krämer zwischen Huy- und Elmwald hinein gezogen, welcher sich berufen fühlte, seiner ungetreuen Braut bei ihrer Hochzeit mit einem jungen Bauern, der sie ihm abwendig gemacht hatte, zur Verdächtigung ihrer Tugend Häckfel auf den Kirchweg zu streuen. Er mischte nämlich so viel Kaffeebohnen unter den Häckfel, daß die Dorfarmen am ganzen Hochzeitstage daran aufzulesen hatten. Auf dem Lande ehrt ein Brautpaar durch eine große Hochzeit schon deshalb sich selbst, weil eine solche mit einer unzweifelhaft bescholtenen Tugend gar nicht vereinbar sein würde. Wie sehr nun auch jetzt in den großen Städten der Aufwand, welcher eine Beschränkung auf bestimmte Tage fast nicht mehr leidet, die Feier der Hochzeitstage herabgedrückt hat, so hat man doch auch hier noch ein wachsames Auge darauf, daß die Schmucklosigkeit des Hochzeitstages nicht zweideutig wird und als eine Verachtung der Ehe oder der weiblichen Tugend gedeutet werden kann. — Statt des Myrtenkranzes wurde sonst auf dem Lande der Rosmarienkranz getragen. Er wurde künstlich in das scharf und blank aufgekämmte Haar geflochten und hatte die Form eines Herzens. Eine Brautkrone von golddurchwirkten Bändern, welche bis auf die Ferse hinabhingen, war „aufgebunden". Bei großen, sehr feierlichen

Digitized by Google

Bauernhochzeiten am Huy wird die Tugend der Brautleute sogar noch durch die pomphaften Brautkassen verherrlicht: zwei ellenhohe Stäbe, oben mit einem Kranze und einem brennenden Lichte, unten mit einem weißen Tuche geschmückt. Ihren Namen haben sie angeblich von dem Gesange **casta virgo**, keusche Jungfrau. Am Polterabende werden sie mit den Kränzen für Bräutigam und Braut von den Brautjungfern bereitet. Die Brautkassen werden von den Eltern auf die Kinder vererbt. Aehnliche Stäbe werden mit schwarzem Bande umwunden und mit ausgelöschten Lichtern vor den Särgen der Jungfern und Junggesellen einhergetragen.

Die Hochzeit auf dem Lande ist in sofern ein öffentliches Fest, als sie der Gemeinde neue Nachbarn, einen neuen Hausvater, eine neue Familie gibt. Muß bei der Brautfahrt die Grenze zweier oder mehrerer Dörfer überschritten werden, so belebt sich die ganze Gegend. Vor großen Bauerhochzeiten, die zwei Dörfer durch Heirath neu verbinden, durchziehen Brautdiener als Hochzeitbitter zu Pferde die ganze Gegend. Mann und Roß sind so mit Sträußen, Flittergold, Tüchern und Bändern überdeckt, daß man sie selbst darunter kaum entdecken kann.

Bei der Brautfahrt pflegt der Bräutigam mit starkem Gefolge voran zu reiten und überall kleine Münze unter die Leute auszustreuen. Alle Pferde sind mit Knüstergold und Bändern geschmückt. Ebenso die Fuhrleute, an deren Rücken außerdem die ihnen geschenkten Hemden und Tücher befestigt sind. „Alles, was die Braut an Mobiliar-Aussteuer dem Bräutigam zubringt, wird auf hochbeladenen Wagen, mit muthigen Pferden bespannt, im Staat und mit Jubel dem Bräutigam in's Haus gefahren; denn sie ist, und will's auch künftig sein, wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von Ferne bringt." Die Braut „sitzt auf dem Spinnstuhl, den Spinnrocken vor sich, ringsum die Brautbetten und die auseinander geschlagene bunte Himmelsspende." Auf der Grenze des Dorfes, wohin die Braut geführt wird, macht Alles Halt. Der Großknecht, welcher die Braut fährt, nähert sich ihr und fordert sie in alterthümlichen Reimen auf, vor allen Zeugen zu erklären, daß sie freiwillig und gern über diese Grenze ziehe, damit Niemand sagen könne, der Teufel habe sie entführt. Nach ihrem lauten „Ja!" fällt die Musik ein. Im wilden Jagen wird die Braut mit ihren Gütern der neuen Heimath zugeführt.

Bis auf den heutigen Tag hat der Deutsche an dem Schauspiele einer großen Hochzeit eine herzliche Freude. Auch wo Hochzeiten eine politische Bedeutung haben und das Bestehen von Staaten und Herrschergeschlechtern an sie geknüpft ist, sieht er sie noch gern von der gemüthlichen Seite an. Darum hieß es bei Victoria's und Friedrich Wilhelm's Hochzeit:

Nehmt Kränze von Orang' und Myrten
Und stimmet hehe Lieder an!
Auch uns will dieser Tag bewirthen
Mit Freudenwein von Canaan.

Und in der That legte jene Hochzeit Alles, selbst den Zug über die Grenze, im großartigsten Maße vor dem Auge auseinander. Den Preis aber trug doch bei den Deutschen der auch bei dieser Hochzeit in festlicher Weise naturgemäß vergönnte Anblick des Hauswesens und Familienlebens der königlichen Schwiegermutter davon.

Digitized by Google

Deutsche Gastlichkeit.

Ich habe durch die Art meiner Reisen Gelegenheit gehabt, die Gastlichkeit der Deutschen im ausgedehntesten Maaße kennen zu lernen; in meiner Jugend machte ich längere Fußreisen durch Böhmen, Sachsen, Ungarn, Schlesien, Galizien, Polen und durch die Küstenländer der Ostsee und Nordsee. Zu diesen Reisen trieb mich kein besonderer Beruf, nicht das Verlangen, schöne Gegenden kennen zu lernen: mich trieb das Verlangen, den Einwohnern näher zu treten. Mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihren Anschauungen und Neigungen, mit ihrem Familienleben bekannt zu werden, war mein Ziel und meine Lust; dazu boten die Gasthöfe keine Gelegenheit, davon war Nichts auf der Landstraße zu finden; die Gasthöfe aller Länder haben eine gewisse Familienähnlichkeit, ein Zug der Habgier geht durch alle hindurch, und im besten Falle bieten ihre Besitzer keine Gelegenheit, mit ihrem Familienleben vertraut zu werden — auf den Landstraßen aller Länder findet man vorherrschend Gesindel; und an den Landstraßen wohnen im besten Falle Menschen von abgegriffenem Gepräge, ohne Naturwüchsigkeit; sie wissen aus Erfahrung, daß viel Gesindel die Straße daherzieht, so halten sie denn alles dafür, was wandert; deshalb vermied ich die Gasthöfe ganz, die Landstraßen so viel als möglich; ich ging meilenweit neben ihnen her und brachte nur dann meine Nächte in Städten zu, wenn ich sicher war, Herberge in Privathäusern zu finden. Im Mannesalter mußte ich, freilich sehr gegen meine Neigung, die Fußreisen aufgeben; ich reiste da für Zwecke der innern Mission, besonders für die Zwecke der Mäßigkeitssache; da galt es, die Zeit auszukaufen, und Fußreisen kosten viel Zeit. Für jene Zwecke bereiste ich Braunschweig, Hannover, die Hansestädte, Litthauen, die Marken, Ost-Friesland, Ost- und Westpreußen, Polen, Pommern und Rügen, die Rheinlande, Sachsen, Schlesien, Westphalen und einen Theil der kleinen deutschen Lande und Ländchen. In den meisten der genannten Gauen brachte ich, während ich oft täglich den Ort wechselte, Monate, in einigen halbe Jahre zu; überall fand ich gastfreie Aufnahme, überall lebte ich im Familienkreise meiner Wirthe, so daß ich während meines ganzen Lebens nur etwa fünf oder sechsmal in die unangenehme Nothwendigkeit gerieth, in Gasthöfen zu wohnen. Die ärmste Hütte war mir lieber, als das prächtigste Hotel; während ich aber auf meinen Jugendreisen nicht selten in Köhlerhütten, für gewöhnlich bei Bauern und Büdnern, bei Hirten und Heuerlingen, bei Fischern und Förstern Herberge nahm, fand ich im Mannesalter häufiger Aufnahme bei Priestern und Predigern, bei Professoren und Professionisten. In Schlöffer kam ich nur selten und wo es geschah, da waren ihre Besitzer Männer, die sich durch tiefe Gesinnung und Höhe der Bildung auszeichneten; weil sie aber Ausnahmen waren, können sie nicht als Maaßstab dienen für die Beurtheilung des Landes. Im Allgemeinen haben die Vornehmen aller Länder eine gewisse Aehnlichkeit der Sitten und Gebräuche, Gastlichkeit ist darin nicht vorherrschend. Diejenigen Länder, deren Adel darin eine Ausnahme macht, sind nicht deutsche Länder. In den mittlern und untern Ständen dagegen üben die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Landesstrecken einen sichtlichen Einfluß auf die Gastlichkeit der Bewohner, so daß in derselben Provinz, je nach Lage und Boden, diese Tugend sich sehr verschieden ausprägt; das zeigt sich ganz besonders in der Mark. Reisende, welche diese Provinz nur durch ihre Reisen nach der Hauptstadt kennen, haben das Vorurtheil allgemein verbreitet, als bestände dies

Digitized by Google

ganze Land nur aus einer großen Sandwüste und doch enthält es zwei ausgedehnte Strecken, die zu den fruchtbarsten Gegenden der ganzen Monarchie gehören, die Uckermark und den Oderbruch; beide unterscheiden sich wesentlich von den übrigen Theilen der Mark, beide aber auch wesentlich von einander. In der Uckermark ist Alles fett und schwer, nicht nur der Boden. Die Menschen, die Pferde, die Garben, die Gänse, alle sind kolossal; die letzten von einer Größe und einem Gewicht, daß die berühmten pommerschen wie Enten dagegen erscheinen. Die Zähigkeit des Bodens, die Schwerfälligkeit der Thiere scheint sich allen dortigen Verhältnissen aufzudrängen. Die Uckermärker sind langsam in Bewegungen und Begriffen, daher zurückhaltend, ja mißtrauisch gegen Fremde und schwer bereit zur gastlichen Aufnahme; hat man aber ihr Zutrauen sich erworben, dann hat man feste Freunde an ihnen, dann kann man noch nach vielen Jahren einer biederherzigen Aufnahme gewiß sein, dann sind sie zu jedem Opfer bereit. Sie hängen treu am Alten, es seien Gewohnheiten, Bekannte oder Herrscher. Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. fuhren die Bauern einer Uckermärkischen Gemeinde ihren Weizen nach Berlin; während der Nachtherberge in einem Wirthshause an der Straße wurde ihnen ein Pferd aus dem Stall gestohlen; sie verfolgten den Dieb, holten ihn ein und berathschlagten, was sie mit ihm beginnen sollten. Nach langer Ueberlegung vereinigten sie sich dahin, daß sie ihn dem Kammergericht nicht übergeben wollten; so ein Prozeß mache dem allergnädigsten König viele Kosten, und die Franzosen kosteten ihm ohnedies so viel; gehängt würde der Spitzbube am Ende doch, (nach der ältern Gesetzgebung wurden alle Pferdediebe gehenkt) es sei also das kürzeste, sie hingen ihn selber auf. Das thaten sie denn auch, indem sie eine Birke niederbeugten, den Dieb an den Gipfel derselben knüpften und den Baum dann in die Höhe schnellen ließen. Reisende, die vorüberfuhren, sahen mit Grausen diese seltsame Baumfrucht hängen. Die Bauern aber gingen sogleich nach ihrer Ankunft in Berlin auf's Kammergericht und meldeten, daß sie, um dem allergnädigsten König Kosten zu ersparen, einen Pferdedieb aufgehängt hätten. Sie wurden, da sie sämmtlich geständig waren, einen Menschen absichtlich und mit voller Ueberlegung getödtet zu haben, zum Tode verurtheilt, aber vom König zu einer bedeutenden Geldstrafe zum Besten des Invalidenfonds begnadigt.

Wenn es nicht leicht ist, ihr Gast zu werden, so ist es auch nicht leicht, ihr Gast zu sein; man muß sich gefangen geben in ihre Gewohnheiten, man muß ruhen — oder da ruhen nicht das rechte Wort ist — man muß balanciren auf ihren wallhohen wurstartig gestopften Unterbetten und unter ihren wollsackartigen runden Deckbetten, man muß essen, viel, sehr viel von ihren Schinken und Spickgänsen, obgleich beide von einer Fettigkeit sind, die, was die Schinken betrifft, nirgend in ganz Europa ihres Gleichen finden. Wie die Leute fest halten an allem was ihnen lieb, so möchten sie auch den Gast fest halten, wenn er ihnen lieb geworden ist; sie können es nicht begreifen, daß er sich von ihnen trennen will; er könnte Wochen, Monate, Jahre lang bleiben, sein Aufenthalt würde ihnen nie zu lange währen oder zur Last werden. „Wir haben ja zu essen genug!" ist die stehende Formel, mit der sie ihn festzuhalten suchen.

Völlig verschieden von der Uckermärkischen ist die Gastlichkeit im Oderbruch. Der Bruch wurde von Friedrich dem Großen zu beiden Seiten der Oder trocken gelegt und das dadurch gewonnene fruchtbare Land an Colonisten gegeben, deren Nachkommen theilweise noch heut im Besitz desselben sind. Colonisten sind mit seltenen Ausnahmen nicht gerade die sittlichsten Leute; das zeigt sich auch hier; es giebt kaum irgend einen Theil des Staats, in welchem es mit der Sittlichkeit so traurig stünde. Die Oderbrücher kennen alle feinen Genüsse und Unsitten der Städte, ohne zugleich deren verfeinernde Sitten und Gewohnheiten angenommen zu haben; wo sie Gastfreiheit üben da geschieht es, um sich zu zeigen; ihre Feste und Gastereienzeichnen sich durch eine Ueppigkeit aus, die ihren Grund eben so sehr

Digitized by Google

in Genußsucht als in Ehrsucht hat; daß es auch hier ehrenwerthe Ausnahmen giebt, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Wie nun der Oderbruch und die Uckermark sich wesentlich von der übrigen Mark unterscheiden, so zeichnen sich in diesem übrigen Theil die Umgebungen von Berlin durch eine große Wohlhabenheit der ländlichen Bewohner aus; es hat dieselbe zum Theil darin ihren Grund, daß die Ackerbauer ihre Erzeugnisse vortheilhaft an die Großstädter absetzen, besonders aber darin, daß sie ihr Heu und Stroh verkaufen können, anstatt es wie die entfernter wohnenden Ackerleute verkaufen müssen. Das Sprichwort: „je mehr er hat, je mehr er will', gilt ganz besonders von den Bauern in der Umgebung Berlins; sie glauben, daß die Großstädter sie bei jeder Gelegenheit drücken und prellen und glauben sich deshalb berechtigt, Wiedervergeltung zu üben; die Gelegenheit dazu bietet sich weniger auf den Wochenmärkten, wo die Concurrenz sie im Zaum hält — aber desto mehr, wenn die Städter das Land besuchen, es sei auf Stunden, als Caffeegäste oder auf Monate als Sommergäste. Da schützt keine Verpflichtung, keine Bekanntschaft, keine Verwandtschaft vor Prellereien aller Art. Dieser Eigennutz ist den Leuten so eigenthümlich, daß er zuweilen eine komische Seite gewinnt und dadurch leichter zu tragen ist. Ich wohnte in meinen jüngeren Jahren fünf Sommer hinter einander anderthalb Meilen von Berlin bei einer Bauerfrau, deren Sohn so geringe Anlagen hatte, daß er in der Dorfschule nicht mit fortkommen konnte; ich nahm mich seiner an, unterrichtete ihn täglich ein paar Stunden und sorgte für seine Bücher und andere Unterrichts-Bedürfnisse; natürlich unentgeltlich. Eines Tages trat seine Mutter während des Unterrichts in die Stube, in der Hand ein Ei von der Größe eines Taubeneies. Es war dies das erste Ei eines ganz jungen Huhnes, so klein, daß es auf dem Markt nicht verkäuflich war; sie trat an mich heran und sagte mit freundlicher Miene: ich kann das nicht so mit ansehen, wie Sie sich mit meinem Sohne die Kehle wund reden müssen, da bringe ich Ihnen ein rohes Ei! Diese Freigebigkeit überraschte mich so, daß ich es erstaunt annahm. Seit dieser Zeit sprach die Frau bei *jeder* Gelegenheit zu mir von dem Ei, nicht nur in *diesem* Sommer, sondern auch in den folgenden; wohl mehr als zwanzig Mal fragte sie mich: wissen Sie wohl noch, wie ich Ihnen das Ei brachte, weil Sie meinen Sohn unterrichteten? ich kann Nichts für umsonst annehmen! und dabei setzte sie jedes Mal mit großer Selbstgefälligkeit hinzu: ja sehen Sie, so bin ich!

Die Frau war im Uebrigen eine brave Frau, eine zärtliche Mutter gegen ihre Kinder und eine gute Herrschaft gegen ihr Gesinde. Wenn sie an Markttagen durchnäßt oder durchfroren aus der Stadt heim kam, hielt ich es für meine Pflicht, sie mit einem heißen Thee oder Kaffee zu erquicken; es kam öfter vor, daß ich Besuch gehabt und dabei meine Sahne verbraucht hatte, dann sagte ich ihr: Mutterchen, die Sahne müssen Sie sich heut selbst dazu besorgen. Das that sie denn auch, setzte mir aber den Betrag dafür jedes Mal auf meine Wochenrechnung; denn sie meinte, wenn ich sie traktiren wollte, so wäre es doch billig, daß ich sie auf *meine* Kosten traktirte und nicht auf *ihre*. Darin hatte sie gar nicht Unrecht; wenn ich aber sage, daß bei solchen Leuten von Gastfreiheit nicht die Rede sein kann, so habe ich wohl auch nicht Unrecht.

Dieser Eigennutz ist kein *märkischer* Charakterzug, im Gegentheil geben die märkischen Landleute gern, sie theilen das Wenige, was sie haben, gern, aber sie haben oft *sehr wenig*. Nirgend als in der Mark und der angrenzenden Lausitz habe ich ganze Dörfer gefunden, in denen auch nicht in einem einzigen Hause Milch oder auch nur Brod oder Butter zu finden war, Kartoffeln und Kaffee dagegen in allen, und Branntwein in den meisten; und bei all dieser Armuth nahmen mich die Leute gastfrei auf und schickten nach dem Nachbardorfe, um dort ein Brod zu borgen bis zur nächsten Ernte. — Nirgends als in der Mark habe ich in dürren Sommern Häuser und Ställe ohne Dächer gefunden. Das Stroh der Dächer war

Digitized by Google

abgedeckt worden, um mit demselben das Vieh zu füttern und es mit dieser kärglichen Kost vor dem Hungertode zu schützen, bis der Acker wieder einen Ertrag lieferte. Obgleich sie so arm sind, oder vielleicht eben weil sie so arm sind, geben sie gern. Als unter Friedrich Wilhelm III. ein großes Lustlager bei Charlottenburg stattfand, war dazu auch ein schlesisches Cavallerie-Regiment (das I. Küraffier-Regiment, das in Breslau steht) kommandirt; da erzählten mir die Soldaten, so lange sie durch Schlesien marschirten, wurden sie von den Bauern unentgeltlich bewirthet, keiner nahm von ihnen die fünf Silbergroschen, die jeder Bursche als tägliche Marschzulage bekam; als sie zu den armen Landleuten in der Mark kamen, erbaten sich diese die Hälfte jener Zulage, damit sie ihnen Fleisch kaufen konnten, was sie oft selbst seit Monaten, vielleicht seit Jahren nicht genossen hatten*). Sobald die Küraſſiere aber bei den wohlhabenden Bauern in der Nähe Berlins ins Quartier kamen, mußten sie nicht nur für eine sehr schlechte Bewirthung ihre ganze Marschzulage hergeben, sondern bekamen auch täglich zu hören, daß es unmöglich sei, sie dafür zu beköstigen.

In Sachsen ist jede Art von Freundlichkeit so zu Hause, daß auch die Gastfreundlichkeit nicht fehlen kann, und doch fühlt man's an der ganzen Weise der Aufnahme, daß die Sachsen eben nur aus unüberwindlicher Artigkeit gastfrei sind. Sie thun alles Mögliche, um dem Gaste Annehmlichkeiten zu erweisen; aber man erkennt eben an der peinlichen Mühe, welche sie sich geben, daß es nicht ihre gewohnte Weise ist, und ungeachtet aller Sorge fehlt es doch an Manchem, vor allem daran, daß man sich heimisch fühlt, während man sich in den Häusern, in denen Gastfreundschaft heimisch ist, gar nicht als Besuch, sondern als Hausgenosse fühlt; man bemerkt gar nicht, daß durch unsere Anwesenheit etwas in der Ordnung des Hauses sich ändert, und es ändert sich auch in der That nichts; die Aufnahme von Gästen ist ein Bedürfniß der Herzen, eine Gewohnheit des Hauses; die Hausfrau meint nicht, daß sie etwas Besonderes damit gebe, der Gast fühlt nicht, daß er etwas Besonderes damit empfange, er ist zu Hause und zu Hause versteht sich das Alles von selbst. Diese Art der Gastfreiheit fand ich in Sachsen nur in seltenen Fällen, z. B. in Naumburg. — Einige Aehnlichkeit mit der sächsischen Gastfreiheit hat die hannöversche, doch ist die hannöversche höflicher, die sächsische freundlicher, während im Braunschweigischen eine gewisse Ungebundenheit dem Gast das Recht zu gleicher Freiheit einräumt. Das sind Erfahrungen, die ich in den beiden letztgenannten Ländern machte, die mich aber noch nicht berechtigen, sie als ein allgemein gültiges Urtheil zu geben, da mein Aufenthalt darin kürzer währte, als in den meisten andern Ländern, ich auch wenig Gelegenheit hatte, mit den untersten Schichten des Volkes zu verkehren. Desto mehr Gelegenheit zu solchem Verkehr bot sich mir bei wiederholtem längern Aufenthalt in Schlesien. Der Schlesier hat weder die Freundlichkeit der Sachsen, noch die Höflichkeit der Hannoveraner: aber er hat dafür eine Traulichkeit, die sich eben so fern hält von Gemeinheit als von Feinheit; was er giebt, giebt er herzlich gern, das fühlt man und nimmt's deshalb auch gern. Die Landleute verzehren dort häufig ihr Mittagbrot vor der Thür des Hauses unter dem Schatten der Bäume; „kummen Sie, aßen Sie mit," riefen sie mir, dem ihnen ganz Fremden, zu, wenn ich auf meinen Wanderungen vorüberschritt, und oft habe ich mich zu ihnen gesetzt und ihre Schlippermilch (dicke Milch) oder ihre Kliesel mit gutem Appetit verzehrt, obgleich die Kliesel (Klöße) ebenso gut Kiesel heißen durften. Oft habe ich gesehen, daß, wenn ein Handwerksbursch die Bauerfrau um ein Stück Brot bat, sie freundlich nach dem Spind zeigte und sprach: Gih a eck und nahm a sich (Geh er nur und nehm er sich), und wenn er das gethan, sie ihn aufforderte, das Brot auch

*) Ich kenne Rittergüter in der Lausitz, z. B. B——f bei Guben, wo das Gesinde nur dreimal im Jahre Fleisch erhält, zu Weihnachten, Ostern und zu Pfingsten, also einmal weniger als die Bewohner unserer Zuchthäuser, die außer in jenen hohen Festtagen doch noch am Königs-Geburtstage Fleisch erhalten.

Digitized by Google

mit Quark (weißem weichen Käse) zu beschmieren. Ich sah einst, wie eine sehr arme Weberfrau im Gebirge eine Eierspeise bereitete; da ich wußte, daß ein so kostbares Gericht nicht auf ihren Tisch kam, fragte ich sie nach der Bestimmung desselben und hörte, daß in dem Dorfe ein zweiundachtzigjähriger sehr schwacher Weber wohne, der die gewöhnliche Kost nicht vertragen könne; da hätten sich denn sieben seiner Nachbarn zusammengethan, jeder habe einen bestimmten Tag in der Woche, an welchem er dem Alten ein Gericht bereitete. Eine übliche Gesinnung, eine traufliche Gastlichkeit fand ich häufig auch unter den Mittelständen, doch sprech ich da nur von Niederschlesien und vom Gebirge; in Oberschlesien, namentlich in den Bergwerks- und Hüttengegenden fand ich unter den Gebildeten viel Ueppigkeit und selbst Völlerei, unter den unteren Ständen viel Mißtrauisches, Abstoßendes; in den Gegenden aber, die durch Hungertyphus vor etwa zwölf Jahren eine traurige Berühmtheit erlangt haben, fand ich einen beinah thierischen Sinn; ich fand Familien, die Jahr aus, Jahr ein fast nur von Kartoffeln lebten, die aber, wenn einmal ein Schwein geschlachtet wurde, Wochenlang hintereinander nur Fleisch und Speck verschlangen, selbst in der Nacht aufstanden, um wieder zu schlingen und dann, wenn Alles verzehrt war, wieder zu ihren Kartoffeln zurückkehrten. In welcher Zeit aber, ob in der fetten oder in der magern, man zu ihnen kommt, sie lassen Jeden das, was vor ihnen steht, mitessen, denn sie sind nur schwachsinnig, aber nicht böswillig. Von eigentlicher Gastfreundschaft ist aber kaum wohl bei ihnen die Rede; sie haben zur Ausübung derselben keine Gelegenheit, und hätten sie die, so hätten sie doch keine Freude daran, sie haben an nichts Freude, als am Branntwein. In der letzten Zeit sollen sie sich etwas gehoben haben (ich war seit dreizehn Jahren nicht dort), doch ist von der jetzigen Generation wenig zu hoffen; sie stehen geistig niedriger, als alle Volkerschaften, mit denen ich auf allen meinen Reisen in Berührung gekommen bin; körperlich stehen die schlesischen Weber freilich nicht unter ihnen.

Einen Gegensatz zu beiden bilden die Pommern, da ist alles derb und kernig; das erscheint oft wunderbar, denn die Armuth in den Tagelöhnerwohnungen erreicht oft eine Höhe, die Alles übertrifft, was mir im Leben vorgekommen; selbst bei den ärmsten polnischen und oberschlesischen Tagelöhnern fand ich wenigstens eine Bank und einen Tisch, oft vom Hausvater selbst roh genug gezimmert; bei den hinterpommerschen fand ich oft als einziges Stück Möbel einen Hauklotz, auf dem der Hausvater saß, wenn er sein Mahl verzehrte, während die Frau und die Kinder sich mit der Thürschwelle und dem Fußboden begnügten, der nicht von Brettern genagelt, sondern von Lehm gestampft war. Die Kost bestand Tag für Tag aus Kartoffelsuppe am Morgen, aus Kartoffeln in der Schale am Mittage, aus Kartoffelsuppe am Abend; Brot gab's gewöhnlich nur zum zweiten Frühstück und zum Abend, Fleisch zuweilen im ganzen Jahr nicht; denn ein Schwein zu schlachten, dazu kommen die Tagelöhner nicht bei den drei Silbergroschen Tagelohn im Winter und bei den vier im Sommer; bei den zweiundzwanzig Scheffel Roggen, die sie ausdreschen müssen, eh sie einen davon als Dreschlerlohn erhalten, bleibt nicht so viel übrig, um Fleisch kaufen zu können, um so weniger, da das, was übrig bleiben könnte, für Tabak und Branntwein verwandt wird. Bei alledem ist der ganze Menschenschlag gesund und kräftig und liefert die stärksten und größten Rekruten, und es ist eine wahre Freude, die paus- und rothbäckigen Gesichter mit den schönen weißen Zähnen darin zu sehen, ein Schmuck, der freilich da mehr und mehr verschwindet, wo der Kaffee sich Eingang verschaffte. Bis jetzt ist er in den meisten Gegenden Pommerns ein Vorrecht wohlhabender Bauern geblieben, deren Frauen und Töchter man häufig an den fehlenden Vorderzähnen von den niedern Klassen unterscheiden kann; aber selbst bei den reichsten Bauern (es sei denn, daß sie in der Nähe der Städte schon städtische Cultur angenommen hätten), findet man hölzernes Tafelgeschirr, in der Regel wird das Essen in einem Fäßchen aufgetragen, die Suppe und der Brei mit hölzernen Löffeln gegessen, wäh-

Digitized by Google

rend der blecherne Löffel die Stelle von Messer und Gabel vertritt, denn eine Gabel kennt man gar nicht; das Brot wird vom Hausherrn oder in größern Haushaltungen vom jüngsten Knecht vorgeschnitten, der, wie jeder andere, sein Zulegemesser bei sich führt; hat aber einer der Hausbewohner das seinige verloren oder zerbrochen, so behilft er sich oft Monatelang nur mit dem Blechlöffel. Wie viel oder wie wenig aber auch auf den Tisch, oder richtiger, welch magere Kost auch auf den Tisch kommt, denn wenig kommt nie auf denselben — ob der Hausherr reich oder arm ist; was auf den Tisch kommt, das wird von Herzen gern gegeben, ohne Redensarten, ohne Nöthigung; ihre Stelle ersetzt ein stetes Vorlegen und berghohes Anhäufen der Speisen auf dem Teller oder dem Platz des Gastes, denn ich habe es mehrmals erlebt, daß die Kartoffeln auf den Tisch geschüttet wurden und keine Schüssel und kein Teller auf denselben kam.

Wie verschieden auch die Sitten der Bewohner von Hinterpommern und Neuvorpommern sein mögen, in der Gastfreiheit findet kein Unterschied statt. Sonst aber zeigt Neuvorpommern, das bis vor einem halben Jahrhundert schwedisch war, noch viel schwedische Gebräuche. Man bietet den Gästen unmittelbar vor der Mahlzeit einen Imbiß von gesalzenem oder geräuchertem Fleisch und Fisch, Brot und Wein oder Branntwein an und setzt sich dann erst zur Tafel, die mit einem Fleischgericht beginnt und mit einer Suppe endet. Auch auf Rügen herrschen noch manche schwedische Sitten und unter den ältern Bewohnern noch manche Neigungen für Schweden; außerdem zeichnet sich Rügen vor allen mir bekannten Strichen der Monarchie durch die Freiheit seiner Prediger und die Gemeinheit seiner Tagelöhner aus. Die Pfarrstellen sind größtentheils so reich dotirt, wie nirgends im ganzen Lande; man sagte mir, die besten brächten 4000 Thlr. jährlich ein. So überraschte es mich, als ich einmal bei einem Landprediger sechszehn schöne Pferde im Stalle fand und ein anderer mit vier Pferden und einem betreßten Livreekutscher bei mir vorgefahren kam; in andern Gegenden möchte es kaum einen Prediger geben, der die Mittel dazu, aber noch weniger einen, der den Muth dazu hätte; auf Rügen fiel das nicht auf. Diese reichen Einnahmen der Pfarrstellen geben den Pfarrhäusern eine sehr stattliche Aeußerlichkeit und Innerlichkeit; sechs, acht elegant tapezierte, reich meublirte, mit Bild- und Kunstwerken aller Art geschmackvoll decorirte Zimmer fand ich nicht selten; ausgesuchte Weine, Gesellschaften und Unterhaltung, die in solche Zimmer gehörten, fehlten nicht; die Prediger waren fast durchgängig feingebildete Männer, die eine liebenswürdige Gastfreundschaft übten, wissenschaftliche Kränzchen hielten, in deren einem sie die Bibel in den Ursprachen mit einander lasen, während sie in einem andern theologische Ausarbeitungen über aufgegebene oder selbstgewählte Themata vortrugen. So angenehm der Aufenthalt in solchen Häusern, so anziehend der Umgang mit ihren Bewohnern war, es entstand doch zuweilen die Besorgniß in mir, ob nicht die schönen Teppiche auf den Dielen, die seidenen Bezüge auf den Sesseln in manchem armen Arbeiter die Furcht erzeugen möchten, durch das Betreten und Berühren derselben mit schmutzigen Füßen und groben Kleidern den Herrn Prediger und mehr noch die Frau Predigerin zu erzürnen, ob das nicht manchen von ihnen dem Predigerhause fern halten und ob nicht die Seelsorge darunter leiden könnte, und doch bietet Rügen für diese Sorge ein überreiches Ackerfeld dar. Ein so rohes, wüstes, für alles Höhere unzugängliches Volk als das Volk der rügenschen Tagelöhner ist mir nirgend vorgekommen; seine Stube ist wie seine Rede, voll Unflath, und seine Gesten sind wie sein Herz, voll Unkraut. Es war mir unbegreiflich, daß die Gärten bei den Wohnungen der Tagelöhner durch üppig wucherndes Gestrüpp, durch mannshohe Nesseln trefflichen Boden bekundeten, und dennoch keine Spur von Bearbeitung zeigten, sie mußten seit vielen Jahren schon unbenutzt geblieben sein, und doch ist ein fruchtbarer Garten dicht am Hause ein Kapital, das hohe Zinsen tragen kann. Wie man mir sagte, hat jene Erscheinung in Folgendem ihren Grund: die Gutsbesitzer schließen

Digitized by Google

mit den Tagelöhnern Contrakte, durch welche diesen für ihre Arbeit Wohnung, Garten, Geld und Naturalien gewährt wird, aber sie schließen dieselben immer nur auf ein Jahr, damit sie alljährlich mit ihren Tagelöhnern wechseln können; durch diesen Wechsel verhüten sie, daß die Leute Heimathsrechte und dadurch Ansprüche auf die Unterstützung der Herrschaft erlangen, wenn Krankheit und Alter sie um die Möglichkeit bringen, ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu beschaffen. Bei diesem steten Wechsel kömmt der Arbeiter in die Gewohnheit des Umherziehens; es findet kein Band der Anhänglichkeit zwischen ihm und der Herrschaft statt, er gefällt sich in dem Bewußtsein seiner Unabhängigkeit, er thut nichts für seine ärmliche Wohnung, sie ist ihm nicht lieb geworden durch längern Besitz, keine Erinnerungen, keine Hoffnungen knüpfen sich daran, sie ist ihm nur, wie dem Thier seine Höhle, ein Schutz gegen die Witterung, den es in einer andern Höhle eben so gut findet. Er weiß, daß sein Garten im nächsten Jahr in andere Hände kommt; deßhalb hütet er sich,

Das Innere eines ostfriesischen Bauernhauses.

Fleiß und Arbeit auf das Ausroden desselben zu verwenden, das ja zum größten Theil nicht ihm, sondern seinen Nachfolgern zu Gute kommen würde; und wie die Gärten verwildern, so verwildern die Kinder bei dem oft gestörten und stets wechselnden Besuch der Schule und des Confirmandenunterrichts. So ziehen Hunderte von Familien als halbe Vagabunden umher, sie sind nirgends zu Hause und fühlen sich nur zu Hause — im Wirthshause.

So erzählte man mir. Aus eigener Anschauung lernte ich nur einen Prediger in der Seelsorge und nur einen Gutsbesitzer in seinem Verhältniß zu dem Tagelöhner kennen; in beiden Fällen mußte ich ihrer Wirksamkeit hohe Achtung zollen, aber in beiden Fällen fehlte es, im Pfarrhause wie in den Gärten, an prächtigen Sesseln und mächtigen Nesseln.

Einen auffallenden Gegensatz zu den rügenschen Tagelöhner-Verhältnissen bilden die Ostfriesischen, wie ich denn überhaupt die Ostfriesischen Zustände so abweichend von den unsern fand, daß es mir oft vorkam, als wäre ich auf einer neuentdeckten Insel, oder doch

Digitized by Google

mindestens in einem außereuropäischen Lande, von dem ich bis dahin noch Nichts gehört. Vielleicht geht's den Lesern ähnlich und sie lassen sich's deßhalb gefallen, wenn ich bei Ostfriesland etwas länger verweile als bei den andern Ländern. Aeußerlich bietet's wenig Anziehendes dar; denn, was eine Landschaft anziehend macht, Bäume, Berge, Bäche fehlen, die letzten beiden ganz, die ersten fast ganz; die rauhen Nordseewinde lassen nicht einmal ein Gesträuch aufkommen, so daß der König von Hannover, der ein Sommerpalais auf der ostfriesischen Insel Norderney bewohnt, genöthigt ist, doppelte Erdwälle aufzuführen, um die Elfen zu schützen, die zwischen jene aufgepflanzt werden, damit ein schattiger Gang von der Höhe eines niedrigen Zimmers ermöglicht würde, in welchem der König spazieren geht.

Einförmig wie der Charakter des Landes ist die Bauart der Häuser. Menschen und Vieh, Wagen und Pflüge, Getreide, Kartoffeln, Heu und Torf, Alles ruht unter einem Dache. Es giebt Bauern in Ostfriesland, die funfzig Stück Rindvieh und zwanzig Pferde besitzen, aber es giebt keine Landwirthschaft daselbst, die mehr, als ein Gebäude zählt. Küche und Scheune bilden die beiden Bestandtheile eines solchen ländlichen Hauses, die Küche für die Menschen, die Scheune für Vieh und Feldfrüchte; aber die Küche bildet einen Saal, in dem ich oft Versammlungen von mehreren hundert Menschen abgehalten habe. Gegenüber der Thür einer solchen Küche befindet sich stets ein Heerd in gleicher Höhe mit dem Fußboden; ein mächtiges Torffeuer glimmt darauf, und über dem Feuer schwebt ein großer Theekessel an einer Kette, die aus dem Schornstein herabhängt. Um dies Feuer herum sitzen die Männer auf Strohstühlen und Federkissen im Halbkreise, hinter ihnen die Frauen mit Feuerstühlchen unter den Füßen; der Ehrenplatz, den der Hausherr einnimmt, ist links am Heerde; tritt ein Gast ein, so steht der Hausherr auf, dreht das Kissen um und nöthigt den Gast, dieses Kissen einzunehmen, eine Thonpfeife wird ihm sofort gereicht; die Sitte erfordert es, daß es jedesmal eine neue ist; will man dem Hausherrn diese Ausgabe sparen und zugleich andeuten, daß man das Haus öfter besuchen wird, so schreibt man seinen Namen auf den Kopf der Pfeife, dann wird sie sorgfältig aufbewahrt und bei der Wiederkehr dem Gaste gebracht. Die Küche ist oft selbst bei Predigern Eßzimmer, Besuchzimmer, Studirzimmer u. s. w. Sie ist so sehr ihr Ein und Alles, daß in der ostfriesischen Zeitung immer, auch in der Stadt, nur eine Küche zum Vermiethen angeboten wird; die andern Räume, als Stuben, Kammern, Keller, Bodenräume und was sonst noch zur Wohnung gehört, verstehen sich dabei von selbst, sowie bei uns, wenn eine Wohnung ausgeboten wird, es sich von selbst versteht, daß eine Küche dabei nicht fehlt. Die Physiognomie der Küche ist Sommer und Winter dieselbe, beste verschiedener ist die der Scheune in beiden Jahreszeiten. Im Winter Alles gefüllt von Vieh und Vorräthen, im Sommer alle Räume völlig geleert, sauber aufgeräumt und selbst die Viehstände blank gescheuert und mit frischer Farbe gestrichen; denn alles Vieh, vom größten bis zum kleinsten, lebt während der Zeit vom Anfang Mai bis Ende October Tag und Nacht unter freiem Himmel in den Koppeln. Im Winter dagegen kommt weder Mensch noch Vieh über die Grenze des Hauses hinaus. Die Wege sind in den fetten Gegenden so unwegsam, es ist so gar nichts für deren Verbesserung geschehen, daß sie oft Monate lang von keinem Wagen befahren werden können und die nächsten Verwandten oft ebenso lange ohne alle Verbindung unter einander bleiben. Die Pferde kommen oft vier bis fünf Monate lang nicht von der Krippe fort; sie werden jeder Arbeit entwöhnt, und ich konnte im Frühjahr oft in vielen Dörfern nur deshalb kein Fuhrwerk erhalten, weil die Pferde noch nicht eingefahren waren. Aber auch in den Städten hält man es in der nassen Jahreszeit für unthunlich, eine Ausfahrt zu unternehmen; selbst Fußgänger kommen in der nassen Jahreszeit auf der Landstraße nicht fort und gelangen nur dadurch von einem Ort zum andern, daß sie über Fluren und Wiesen gehen, die durch ihren üppigen Graswuchs sie vor dem Versinken bewahren. Da diese Fluren aber durch tiefe und breite Gräben häufig

Digitized by Google

unterbrochen werden, so kann man dieselben nur mit Hülfe eines Springstockes überfliegen. Ein solcher Springstock besteht aus einer langen Stange, an deren unterm Ende ein hölzerner Teller befestigt ist, ähnlich der Stange eines Butterfasses. Dieser Springstock wird nun mit seinem Teller in den moorigen Grund des Grabens gesetzt und der Graben mit einem Sprunge überflogen. Auch greise ehrbare Prediger fliegen so durch die Luft, und es gewährt einen sonderbaren Anblick, wenn ein alter, sonst sehr förmlicher, reformirter Prediger mit seinem dreieckigen Hut, im Leibrock und dem langen, schleppenden, schwarzen Schweif am Rockkragen, ohne den er niemals ausgeht, hoch an der Stange in der Luft schwebt. — Diese Luftsprünge sind aber auch die einzige Raschheit, die mir in Ostfriesland begegnete; es geht ein Zug der Ruhe und Stille und Schweigsamkeit durch's ganze Land; ernst und bedächtig sitzen die Männer am Kaminfeuer, ernst und bedächtig hinter ihnen die Frauen und Jungfrauen, ernst und bedächtig hinter diesen die Knaben und Mädchen.

Im Anfang vermißte ich wohl oft das fröhliche Treiben der Kinder, ihre zutrauliche muntere Annäherung; aber bald versöhnte mich der Geist der Zucht und Ordnung, den ich in den Familien, und die Achtung und den Gehorsam, den ich bei den Kindern gegen die Eltern fand. Ich habe sechs Monate in Ostfriesland zugebracht, im nächsten häuslichen Verkehr mit den Bewohnern, und nicht ein einziges Mal habe ich gesehen, daß Eltern ihre Kinder züchtigten. Wer hätte nicht schon die Bemerkung gemacht, daß gerade in den Häusern die Kinder am ungezogensten sind, wo am meisten gestraft wird, und daß oft da die Eltern eine Züchtigung verdient hätten, wo die armen Kinder sie erhielten, weil nicht Liebe, die bessern will, sondern Laune, Mißmuth, Rachsucht zum Strafen hinriß?

In einem Lande, in welchem Stille und Zurückgezogenheit zu den hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten gehören, weiß man natürlich nichts von Volksfesten, ja nicht einmal etwas von Familienfesten, selbst Kindtaufen und Hochzeiten geben keine Veranlassung dazu. Ich habe einige der letztern mit angesehen; Braut und Bräutigam kamen in gewöhnlicher Kleidung, der Bräutigam in blauer Tuchjacke und Hose, die Braut im wollenen Rock und Mieder zum Prediger auf die Stube und setzten sich ihm gegenüber hin. Er las ihnen die Copulationsformel vor, trug die Trauung in's Kirchenbuch ein und wünschte ihnen Glück. Darauf ging das junge Paar nach Hause, wo vielleicht noch einige der nächsten Verwandten bei einer Tasse Thee einige Stunden beisammen saßen.

Eine schöne ostfriesische Sitte nennt die Armenhäuser Gasthäuser. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes ansehnliche Dorf hat dergleichen, wie denn überhaupt Wohlthätigkeit in Ostfriesland zu Hause ist. An Gelegenheit dazu fehlt es nicht; denn wie ungewöhnlich wohlhabend auch der Bauernstand ist, so drückende Armuth fand ich doch oft unter der Klasse der Tagelöhner. Ich habe das Elend der ärmsten Klassen oft in den Jammerhöhlen der Kellerwohnungen, in den Elendsnestern der Dachstuben in den Städten kennen gelernt; es überraschte mich nicht, es auch in den ostfriesischen Städten zu finden: aber auf dem Lande hatte ich es nicht vermuthet. Einen großen Theil der Schuld trägt gewiß die Armenverwaltung. In ganz Ostfriesland wird eine Armentaxe gezahlt, zu der jeder Selbstständige beitragen muß, der nicht Almosenempfänger ist. Sie beträgt für manches Dorf jährlich über fünfzehnhundert Thaler, ja in einem Flecken überzeugte ich mich mit eigenen Augen aus den Acten des Gasthauses, denn meinen Ohren hätte ich nicht getraut, daß in demselben Jahre ein dortiger Bürger dreihundert Thaler zur Armentaxe beisteuern mußte. Als ich einer Almosenvertheilung beigewohnt hatte, wunderte ich mich nicht mehr darüber; gesunde kräftige Männer, wahre Athleten traten mit festem Schritt und trotzig sicherm Blick vor den Zahltisch hin, um das wöchentliche Almosen wie einen Tribut hinzunehmen, den man ihnen schuldig war. Allerdings war es Winter und wenig Aussicht vorhanden, Etwas zu verdienen; im Frühling, Sommer und Herbst fehlt es aber nie daran, und der Tagelohn

Digitized by Google

ist so hoch dort, wie in Berlin, obgleich Miethe und Feuerung um das Vierfache und die übrigen Lebensbedürfnisse mindestens um die Hälfte billiger zu stehen kommen. Da könnte ein sorgsamer Haushalter recht wohl in der Arbeitszeit so viel sparen, daß er sich und seine Familie durch die arbeitslose Zeit hindurchbrächte, aber das Haushalten fehlt eben. Der Tagelöhner weiß, daß er erhalten wird, wenn Noth da ist, darauf verläßt er sich und so kommt er nie aus der Noth. —

An geistiger Pflege fehlt es den Leuten nicht; in ganz Ostfriesland fand ich kein einziges Dorf, das nicht seine eigene Kirche, sein eigenes Schulhaus, seinen eigenen Prediger und Lehrer gehabt hätte, auch wenn das ganze Dorf nur aus acht Feuerstellen bestand. Der Fall, daß ein Prediger mehrere Kirchen zu besorgen hatte, kam nie vor, aber wohl öfter der Fall, daß an einer Dorfkirche, zu der nur einige hundert Seelen gehören, zwei Prediger angestellt waren; da sie fast immer in der, stets mit Ziegeln gepflasterten Küche sich aufhalten, so hat der Tagelöhner keinen scheelen Blick von der Pfarrerfrau zu erwarten, wenn er zum Pfarrer kommt; aber man begnügt sich nicht damit, daß er Besuche annimmt: er muß Besuche machen; läßt er einmal ein Haus seiner Gemeindeglieder wochenlang unbesucht, so machen sie ihm das zum Vorwurf.

Die Ostfriesische Gastfreiheit besteht darin, daß man den Leuten, die da kommen, Thee vorsetzt, denn Thee wird unaufhörlich getrunken, viermal des Tages regelmäßig und unzählig oft unregelmäßig; eine andere Art der Gastfreundschaft kennt man kaum, weil es keine andern Gäste giebt, als Theegäste von früh bis auf den Abend. Die Leute reisen fast gar nicht; ich war vielleicht der erste Reisende, den sie gesehen, für die Meisten gewiß der erste, den sie beherbergt, und doch nahmen sie mich mit einer Treuherzigkeit, einer Opferwilligkeit auf, die sich freilich nicht durch lebhafte Worte, aber durch Thaten, wenn gleich etwas bedächtige Thaten zeigte. Langsamkeit gehört nicht zu meinen Fehlern und Geduld nicht zu meinen Tugenden, ich war bei den Ostfriesen in einer trefflichen Schule, davon nur einen Zug:

Ein ostfriesischer Landmann hatte mir seine Küche hergegeben, um darin eine Versammlung abzuhalten. Als ich die Ansprache geschlossen, glaubte ich, die Versammlung würde nun auseinandergehen, aber Männer wie Frauen, Alt und Jung, blieb ruhig sitzen. Ich erklärte daher, daß die Ansprache beendet sei und der Verein nun unter sich seine Angelegenheiten besprechen wolle. Die Versammlung blieb ruhig sitzen; da wurde ich deutlicher und sagte, der Hauswirth habe seine Küche zu einer öffentlichen Versammlung hergegeben, diese sei nun beendet und sie würden gewiß seine Güte nicht mißbrauchen, sondern nach Hause gehen. Es rührte sich Keiner. Da sagte ich: ich weiß, Sie sind so gütig und lassen uns nun allein; es will nur Keiner den Anfang machen, aber Sie, (ich redete die auf der ersten Bank Sitzenden an) Sie machen den Anfang, nicht wahr? dann folgen die Anderen Ihnen von selbst. Nicht wahr meine lieben Freunde, Sie machen den Anfang? — Es rührte sich Keiner. Da ging ich denn mit sehr freundlichem Gesicht (leider nicht mit ganz so freundlichem Herzen) auf einen der Vordersten zu, nahm ihn bei der Hand und bat ihn: Thun Sie mir die Liebe und machen den Anfang! Er folgte mir auch ganz gutwillig. Ich brachte ihn bis vor die Thür. Als ich zurückkehrte, saßen die Andern alle in ungestörter Ruhe. — Ich nahm nun Mann oder Frau, Jüngling oder Jungfrau, Eins nach dem Andern bei der Hand und führte sie sehr höflich, als ob ich sie zur Tafel führe, vor die Thür. Sie ließen sich alle sehr leutselig führen. Weil dies Geschäft indessen etwas zeitraubend war, so dachte ich es abzukürzen; ich brachte sie also nur auf den halben Weg, ließ sie, da sie einmal in Gang gebracht waren, wieder los, und kehrte zurück um Andere in Gang zu bringen. Als ich aber an die Stelle kam, wo ich die Vorgänger losgelassen hatte, standen sie unbeweglich da, sie waren nicht einen Schritt weiter gegangen, als ich sie geführt hatte. So blieb mir denn nichts Anderes

Digitized by Google

übrig, als jeden Einzelnen und jede Einzelne mit der größten Freundlichkeit vor die Thür zu setzen. Ich glaube, so lange die Welt steht, ist noch nie eine große Gesellschaft mit so vieler gegenseitiger Freundlichkeit und Höflichkeit zur Thüre hinausgeworfen worden. Kein Einziger machte eine böse Miene und auch meine anfängliche Ungeduld verlor sich so gänzlich, daß ich mein eigenthümliches Geschäft zuletzt mit wahrer Fröhlichkeit vollbrachte.

Nachdem es vollbracht war, gingen wir Uebrigen an unsere Berathungen, als sei Nichts vorgefallen.

Bei aller Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Bewegung wohnt dennoch in den Ostfriesen ein treffliches Gemüth, das nur nicht bei jeder Veranlassung hervortritt; spricht man zu ihnen von dem, was in der Regel bei uns Gegenstand der Unterhaltung ist, so sagen sie nur: „Was soll man dazu sagen?" und versinken dann wieder in ihr früheres Schweigen; aber das Schweigen sagt ganz laut: „So Etwas ist nicht der Rede werth!" Spricht man aber zu ihnen von dem, was ihr Herz erfüllt, dann geht ein ruhiger, aber goldener Strom der Beredtsamkeit über ihre Lippen; was sie sagen ist so tief und so klar und so wahr, daß man, nachdem sie geredet, gleich ihnen sprechen möchte: was soll man dazu sagen? weil man sich sagen muß, daß Alles, was man hinzufügen könnte, leer und nichtig gegen das sein würde, was man eben gehört, so daß man's lieber still in sich bewahrt und verarbeitet. Dies Gefühl hab' ich oft gehabt, nicht allein bei Predigern, Schiffern, Bauern, nein selbst bei alten, armen Frauen.

Diese tiefe Innerlichkeit, die an Nichts Theil nimmt, was sich nur auf's Außenleben bezieht, aber wohl an Allem, was das Seelenleben betrifft, so daß ich oft bei Bauern unsere Kirchenzeitungen fand und sie mit den Kämpfen auf diesem Gebiet oft vertrauter waren als ich — diese Innerlichkeit läßt den Mangel an Anmuth und geselliger Sitte sehr bald vergessen; wohlthuend ist die große Anhänglichkeit an ihr Vaterland, ihre Vorliebe für Alles, was ostfriesisch ist; wie oft haben mich Knechte und Mägde gefragt: „Sie sind so weit herumgekommen, nicht wahr, ein schöner Land giebt's doch wohl nicht, als Ostfriesland?" Viele Länder habe ich freilich wohl schöner gefunden, aber lieb ist mir's geworden, sehr lieb, so daß ich Manches überwinden konnte, was Anfangs nicht ganz leicht zu überwinden schien, z. B. den Torfgeruch und Torfgeschmack, der alle Räume und alle Speisen und warmen Getränke durchdringt, das Uebermaaß von Süßigkeit und Fettigkeit, das man sich bei der Bewirthung gefallen lassen muß. Buttermilch mit sehr viel Syrup, oder Buchweizengrütze mit wenig Wein aber sehr vielen Rosinen und noch mehr Syrup gekocht, alles Backwerk mit Milch, Eiern, Butter, Citronenschalen, aber vor Allem mit sehr vielem Zucker und noch mehr Rosinen gebacken, wiederholte sich täglich. In den meisten Haushaltungen wurden die Speisen in Fett schwimmend auf den Tisch gebracht. Ich sah ostfriesische Landleute aus den fetten Gegenden, die das zerlassene Schweinefett mit Löffeln wie Wassersuppe aßen. Nun verletzt aber nichts mehr, als wenn man seine Lieblinge verschmäht sieht, es seien Lieblingskinder oder Lieblingsgerichte; es galt also meinen großen Widerwillen gegen alles Fette und alles Süße zu überwinden, und es gelang mit dem Süßen leichter als mit dem Fetten; das erste hatt' ich doch nur im Magen, das letztere auch stets im Auge; denn in allen Küchen, die, wie oben erwähnt, Wohn-, Besuch-, Studir- und Eßzimmer sind, hängen statt Kronleuchtern und Ampeln gewaltige Speckseiten von der Decke herab; Speckseiten, die so stark sind, wie man sie nirgends, selbst in der Ukermark nicht, findet, und die dadurch, daß man sie schräg schneidet, noch breiter erscheinen und erscheinen sollen, als sie wirklich sind; selbst die Prediger legen auf fette Schweine fast so viel Werth, als auf fette Pfründen. Die letztern sind freilich in Ostfriesland nicht zu Hause, doch sind die Pfarrstellen auskömmlich dotirt und haben die Aussicht, es für alle Zeiten zu bleiben, denn ihre Einnahme besteht in Pachtgeldern für das Land, welches zur Pfarre gehört. Dies Pachtgeld steigt

Digitized by Google

mit dem Preise der Lebensbedürfnisse, während unsere mit Geld dotirten Pfarrer in hundert Jahren kaum trockenes Brod haben werden, da nach den bisherigen Erfahrungen das Geld so auffallend im Werthe sinkt, daß es nach einem Jahrhundert kaum noch den dritten Theil seines Werthes behält. Vor hundert Jahren bekam ein Lieutenant jährlich vierundachtzig, ein Großknecht zehn, eine Magd sechs Thaler. Wie könnten sie jetzt bei diesem Einkommen bestehen?

Aehnlich, wie die Prediger, fand ich auch die Lehrer mit Land dotirt, das verpachtet wurde. An jeder Schule, sie mochte in der Stadt oder auf dem Lande sich befinden, war nur ein Lehrer angestellt; ging die Arbeit über dessen Kräfte, so nahm er sich Gehülfen an, wie der Schuhmacher sich Gesellen nimmt, wenn er allein die Kunden nicht mehr befriedigen kann; auch lernen die Lehrer in Ostfriesland Schule halten, wie man bei uns Schuhe machen lernt; Staats-Institute für diesen Zweck giebt es nicht. Ein Knabe, der sich dem Schulfach widmen will, geht zu einem Schullehrer in die Lehre, gegen ein Lehrgeld von vielleicht fünfzig bis sechszig Thalern; hat er ausgelernt, so wird er Gehülfe gegen ein Gehalt von demselben Betrage; ist er eine Zeitlang Gehülfe gewesen, so macht er sein Meisterstück, d. h. er hält seine Probelection und ist dann wählbar zum Lehrer. Die Gemeinden haben das Wahlrecht und betheiligen sich fleißig an den öffentlichen Schulprüfungen, nicht nur in ihrem Dorfe, sondern auch in den benachbarten Gemeinden, so daß sie ganz gut Bescheid wissen, wie es unter Lehrern und Schulen steht, und es steht gut damit; ich habe in Deutschland wohl mehr als tausend Landschulen besucht, aber nie ein Land gefunden, in welchem die Kinder in der Bibel, im Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen, und allem, was ihr Vaterland betraf, so zu Hause und tüchtig waren, als in Ostfriesland. Dadurch, daß sich in allen deutschen Ländern, die ich bereiste, Hunderttausende in die Listen der Mäßigkeitsvereine eintrugen, bekam ich zugleich einen Ueberblick, wie es mit der Schreibefertigkeit der Erwachsenen stand; da fand ich denn im übrigen Deutschland mitunter Dörfer, in denen die Alten fast alle des Schreibens unkundig waren; die jüngern, wenn sie schreiben konnten, fast unleserlich schrieben. In ganz Ostfriesland ist's mir nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß ein Mensch nicht schreiben konnte, selbst die Handschrift ältester Männer und Frauen war fest und zierlich; auch das Alter schien keinen Einfluß auf die Festigkeit der Schriftzüge auszuüben. Als ich diese Bemerkung den Lehrern mittheilte, schien sie ihnen große Freude zu machen; sie bilden unter sich eine Art geschlossener Zunft; so gaben sie unter anderm ein Journal heraus, das den Namen führte: „Der Lehrer Schriftwechsel", das nur von Schullehrern geschrieben wurde und von keinem Andern gehalten werden durfte als von Schullehrern. —

Sind die Stellen der Prediger und Schullehrer überall ziemlich gleichmäßig dotirt, d. h. nicht sehr fett und nicht sehr mager, so gilt das nicht von der Fruchtbarkeit des Ostfriesischen Bodens; in allen den Gegenden, die der Nordsee abgewonnen sind, herrscht eine Fruchtbarkeit, die Alles übertrifft, was ich je gesehen habe, während der innere Theil des Landes aus Sand und Moor besteht. Wenn in beiden Strichen die Menschen innerlich viel Aehnlichkeit haben, so sind sie dagegen äußerlich in hohem Grade verschieden; die aus fetten Gegenden, die fast nur von Fleisch und Speck leben, sind häßlich, haben ordinaire Gesichtszüge und oft etwas sinnige; — die aus den magern Gegenden, die oft Wochenlang fast nur von Buchweizen leben, haben edle Gesichtszüge und einen klaren Teint. Noch stehen mir die stattlichen Versammlungen vor Augen, die sich in den schönen hohen Kirchen einfanden, — in den ersten Reihen des Halbkreises saßen auf Strohstühlen die alten Männer und Greise, manche darunter schon mit grauem und weißem, aber noch vollem Haar, den Nacken ungebeugt, das Auge ernst und forschend, die Gesichtsfarbe jugendlich frisch; dahinter die Frauen und Jungfrauen, kräftig schöne Gestalten, wahre Thusnelden, ruhig

Digitized by Google

und edel in der ganzen Haltung; zuletzt die jüngern Männer und Jünglinge, aufrecht stehend, kräftigen Wuchses, wie mächtige prächtige Eichen, ohne Regung und Bewegung, mit gespannter fragender Miene, alle, sogar die älteren Frauen mit glühenden blühenden Wangen und rothleuchtenden Lippen, dabei in der ganzen Versammlung eine Stille, in der kein Athemzug hörbar, aber das Wehen des Geistes fühlbar. — Wenn in andern Ländern unmittelbar nach der Schlußrede Hunderte sich zu mir drängten, um ihre Zustimmung, ihren Beitritt zum Verein zu erklären, so dauerte es in Ostfriesland Stunden, ja Tage lang, ehe sie sich zu einem solchen Schritt entschlossen. — Es wird mir schwer, mich von dem Lande zu trennen; sollte ich aber Alles mittheilen, was da anders war, als anderswo, so könnte ich nimmer aufhören, denn Alles war anders. Darum reiß' ich schnell mich los und reise zu den Litthauern, dem Gegensatze der Ostfriesen.

Wie ich nie ein langsameres, besonneneres Völkchen fand, als diese, so nirgends ein so regsames, aber bei aller Lebendigkeit bescheidneres, bei aller Frische zarteres Völkchen als jene. Da aber der Gegensatz gar zu schroff wäre, so mag's wohl gut sein, daß die Reise dahin mich durch West- und Ostpreußen führte, wodurch eine Art von Vermittelung für mich entstand und für den Leser entsteht.

Von Westpreußen ist wenig Erfreuliches zu sagen, es hat keinen bestimmten Charakter; die untern Stände, die früher ganze Polen waren, sind noch halbe Polen; sie haben wie die polnischen Pferde die Eigenthümlichkeiten der Race verloren, es ist keine Race mehr in ihnen. Pferdekenner werden verstehen, was das sagen will; Leser, die das nicht sind, mögen einen Pferdekenner fragen; sie werden leichter einen solchen finden, als einen westpreußischen Gutsbesitzer, bei dem ihnen wohl wird, es sei denn, daß sie an hohem Spiel, niedriger Gesinnung, feinen Weinen und rohen Späßen, am Ueberfluß aller materiellen und Mangel an allen geistigen Genüssen Freude hätten. Denn es gilt von den Gutsbesitzern, was von den Bauern gilt; sie haben die guten Eigenschaften der Polen abgelegt und die schlechten der Deutschen dafür angenommen; die aber, die von außerhalb einwanderten und sich in Westpreußen ankauften, kamen so nach und nach, daß sie nach und nach den Ton annahmen, den sie fanden, so daß es kaum ein Land giebt, in dem die Geselligkeit der sogenannten gebildeten Stände eine so ungebildete gewesen wäre, als die westpreußische. Nur eine Klasse zeichnet sich vortheilhaft vor allen übrigen aus, das sind die Mennoniten, die in der Weichselniederung angesessen sind; in deren Häusern herrscht gastliche Sitte, musterhafte Sauberkeit und große Einfachheit bei wahrer Bildung. Ihre Religion verbietet ihnen zu schwören und Blut zu vergießen; so gestattet ihnen die Gesetzgebung, daß sie ihre gerichtlichen Aussagen nur mit einem „Ja!" bekräftigen und keine Kriegsdienste thun; weil aber das Land zuletzt wehrlos werden müßte, wenn sie sich immer mehr ausbreiteten, so dürfen sie nur solche Besitzungen erwerben, die schon in den Händen von Mennoniten sind. Das vertheuert ihnen die Grundstücke so sehr, daß die Erwerber derselben oft einen Preis dafür zahlen müssen, der doppelt so hoch ist, als der anderer Grundstücke von sonst gleichem Werthe; durch Fleiß und eine sehr sorgsame rationelle Bewirthschaftung suchen sie das auszugleichen, so daß die Mennonitengüter sich in dieser Hinsicht vor allen andern vortheilhaft auszeichnen; ungeachtet ihre Besitzer zu großen Einschränkungen genöthigt sind, üben sie unbeschränkte Gastfreundlichkeit, geben auch sonst freudig für alle guten Zwecke; dazu haben sie Geld, weil die kostbaren Thorheiten, für welche die meisten Menschen das ihrige verwenden, ihnen keins kosten.

Wenn nicht eine gleiche Einfachheit, doch eine ähnliche Liebenswürdigkeit fand ich bei den ostpreußischen Gutsbesitzern; man fühlt, daß ihnen Gastfreiheit nicht eine Pflicht, sondern eine liebe Gewohnheit ist; ihre Ungezwungenheit in gesellschaftlicher Umgebung, die sich eben so fern von Steifheit, als von ungefitteter Schrankenlosigkeit hält, ihre Freigebigkeit

Digitized by Google

mit dem, was das Haus bietet, die aber nicht in luxuriösem Aufwand, oder gar in Schwelgerei ausartet, macht mir die Erinnerung an die Tage und Monate, während ich die Provinz bereiste, zu einer sehr lieben, da ich auch die Prediger in ähnlicher Weise und in den untern Ständen eine Offenheit, Zutraulichkeit und Empfänglichkeit fand, wie ich sie nur selten gefunden. Doch gilt das mehr von den Landleuten als von den Bewohnern der Städte, namentlich der kleinern; die meisten der letztern machen einen bedrückenden Eindruck; vernachlässigtes Pflaster, schiefe Häuser, verfallene Mauern und ähnliche Zeugen der Armuth, bekunden den Mangel an Industrie und Verkehr.

Vielleicht würde der vortheilhafte Eindruck, den Ostpreußen auf mich machte, noch tiefer gewesen sein, wenn er nicht zum Theil durch meinen unmittelbar darauf folgenden Aufenthalt in Litthauen, etwas in den Hintergrund getreten wäre. — Schon mein Eintritt in dies Land erweckte ein günstiges Vorurtheil für dasselbe.

Ich hatte mir in Labiau ein Schiffchen mit zwei Schiffern und einer Schifferin bemannt gemiethet, das mich über das kurische Haff bringen sollte; eine unüberwindliche Abhaltung verzögerte meine Abfahrt um fünf Stunden, dadurch hatten meine armen Schiffer eine saure Arbeit bekommen. Der Wind, der noch am Mittag so günstig gewesen war, daß wir in ein paar Stunden ohne alle Anstrengung unser Ziel erreicht hätten, war umgesprungen; sie konnten jetzt von den Segeln keinen Gebrauch machen, sondern mußten bis spät in die Nacht hinein mit aller Anstrengung rudern. Die Sommernacht war sehr schwül, der Schweiß rann ihnen in Strömen über die gebräunten Gesichter. Als ich ihnen mein Bedauern darüber aussprach und wie leid es mir thäte, daß ich die Veranlassung zu so saurer Arbeit sei, erwiederten sie freundlich: Oh das schadet nichts, der liebe Gott will uns nur auf die Probe stellen, ob wir auch nicht murren werden. Nun sie bestanden die Probe ganz vortrefflich, blieben freundlich und liebreich und suchten mit zarter Aufmerksamkeit meine kleinen Bedürfnisse zu errathen und zu befriedigen.

Als wir in der Nacht ankamen, mußte ich ihr sehr reines Bett, das einzige, das sie hatten, einnehmen. Sie machten sich, wie ich später erst erfuhr, viel Mühe, um etwas Milch für mich aufzutreiben, da sie unterwegs bemerkt hatten, daß ich aus einer mitgenommenen Flasche Milch trank; sie heizten in der Nacht auch den Backofen, damit ich am andern Morgen frischen Kuchen bekäme, und führten mich gegen zehn Uhr Vormittags zur Kirche, die auf einer kleinen Insel lag.

Am Ufer standen Böte in großer Zahl angebunden, ich zählte über hundert; das waren die Fahrzeuge, in denen die Kirchengänger angekommen waren. Denn in jenem Theil von Litthauen giebt es keine andere Verbindung der Ortschaften unter einander, als zu Wasser.

Viele der Kirchengänger hatten Stunden lang, ja die Entfernteren sechs und sieben Stunden rudern müssen, um zur Kirche zu kommen. Sie hatten also, die Heimkehr mitgerechnet, zwölf- bis vierzehnstündige Arbeit zu verrichten, um ihre Kirche besuchen zu können, und doch versäumten sie den Gottesdienst nie.

In der folgenden Nacht reiste ich weiter. Ich wollte meinen lieben Wirthen ein Geschenk geben für ihre Bewirthung; sie wollten keins annehmen, ja sie wollten nicht einmal das Geld nehmen, das für die Ueberfahrt ausbedungen war.

An einem Mittwoch Nachmittag um vier Uhr war eine Versammlung in der Dorfkirche einer sehr großen Gemeinde oder vielmehr sehr vieler kleiner Gemeinden angesetzt; als ich um zwei Uhr in dem Dorfe ankam, hörte ich, daß in der Kirche schon gesungen wurde. Ich war verwundert und fragte, ob vielleicht ein Irrthum Statt gefunden, die Versammlung sei ja erst zu vier Uhr angesetzt. „Ach nein," erwiderte man mir, „das sind die Litthauer, die darin singen, die machen das immer so; die kommen immer ein Paar Stunden vor Anfang des Gottesdienstes in die Kirche, setzen sich hin und beten still vor sich, bis einer sich erhebt

Digitized by Google

und ein Kirchenlied anstimmt, die Kirchenlieder kennen sie alle auswendig, und so stimmen sie denn alle mit ein. Ist das Lied zu Ende, so beten sie still wieder für sich, bis einer ein anderes Lied anfängt. So singen und beten sie abwechselnd bis der Gottesdienst beginnt. — Als die Versammlung gegen Mittag beendet und ich nach meiner Wohnung gegangen war, kamen einige Männer zu mir, und baten mich, ob ich wohl an demselben Tage noch eine Versammlung in einer Kirche abhalten wolle, die einige Meilen entfernt war. Ich bedauerte, daß ich das ablehnen müsse, weil ich für den folgenden Vormittag schon eine Versammlung in einer Gemeinde angesetzt habe, die in einer ganz entgegengesetzten Richtung liege und es unmöglich sei, daß ich zu dieser Versammlung zurecht käme wenn ich ihre Bitte erfülle. Sie erwiederten, das wissen wir, daß sie morgen früh dort sein müssen, aber wir haben schon Alles eingerichtet, daß Sie dort zu'r rechten Zeit sein werden." Ich entgegnete ihnen nun, daß wenn ich ihrem Wunsche auch nachgeben wollte, es ja doch unmöglich sei, in dieser kurzen Zeit die vielen, meilenweit zerstreuten Gemeinden zu benachrichtigen und zu versammeln. „Oh!" erwiederten sie, „die sind schon Alle zusammen, die warten schon auf Sie!" und als ich nun fragte: „aber lieben Leute, wußtet ihr denn, daß ich kommen würde?" da sagten sie: ja, wir haben gedacht, wir würden Sie recht bitten, und dann würden Sie's uns schon zu Gefallen thun; da haben wir denn schon überall umhergeschickt, und die Leute eingeladen und haben ihnen sagen lassen, sie sollten nur kommen, denn wir würden nicht mit Bitten nachlassen, bis Sie uns versprächen, daß Sie auch kommen würden. Nun mußt ich ja wohl zusagen. Doch war ich nicht ohne Besorgniß, ob mich die lieben Litthauer in so kurzer Zeit wohl an's Ziel bringen könnten. Landwege giebt's in jener Gegend nicht, nur Wasserverbindungen, und wie angestrengt sie auch rudern mochten, so schien mir doch unmöglich, es durchzusetzen. Aber sie setzten es durch, freilich auf eine Art, von der ich bis dahin noch keine Ahnung gehabt hatte.

Nachdem ich meine Einwilligung gegeben, nahmen mich ein Paar fröhlich an die Hand führten mich nach einem Kanal, in dem ein Kahn stand; der war mit Blumen und Binsen geschmückt, quer über lag ein Brett, auf das ein gesteppter Weiberrock gebreitet war, darauf mußte ich mich setzen. Ein Mann stellte sich an's Steuerruder und zwanzig andere zogen den Kahn an einem langen Seile, der am Mast befestigt war, indem sie am Ufer entlang in vollem Rennen liefen.

Ich erkannte dankbar den guten Willen, dachte aber im Stillen: Wie lange werden sie das aushalten? doch wurde mein Kleinglaube sehr bald beschämt. Als wir etwa 20 Minuten, so schnell gefahren, wie ein tüchtiges Pferd trabt, sah ich von Weitem einen Haufen Männer am Ufer stehen; ich ahnte, was sie wollten und meine Ahnung trog mich nicht; sie lösten ihre laufenden Brüder ab, und so ging es weiter in vollem Rennen; alle halbe Meilen standen frische Zugkräfte, und wir waren pünktlich zur festgesetzten Stunde am Ziel, an dem wir schon Tausende versammelt fanden, während das Ufer dicht mit Kähnen besetzt war; denn in Lithauen geht Niemand zu Fuß in den Wasser- und Sumpfgegenden, wo das Elenthier noch haust, wo es kein Getreide, keine Kartoffeln giebt, wo die Leute nur von Fischen leben und von dem, was sie für die Fische eintauschen; in diesen Gegenden giebt es nur Wasserwege, da fährt Alles auf Kähnen zu'r Stadt. In den Ackerbau treibenden Gegenden aber reitet Alles, Männer und Knaben, Frauen und Mädchen reiten zur Kirche, zur Kirmes, zur Hochzeit und zur Arbeit. Wenn der Knecht ein Rad zur Schmiede bringt, so besteigt er ein Pferd, läßt sich das Rad vor sich auf's Pferd geben, hält es mühsam in der Schwebe und reitet das Rad in die Schmiede.

Bei den Versammlungen fand ich oft Hunderte von Pferden an den Zäunen des Dorfes angebunden, es waren die Pferde der Zuhörer, die von fern herbei galoppirt waren. — Oft wenn ich im strömenden Regen (der dort noch ganz anders strömt, als bei uns) durch's Land fuhr, kamen quer über das Feld Frauen oder Jungfrauen auf ihren raschen Pferden an

Digitized by Google

meinen Wagen herangesprengt, fragten: wo wird die Versammlung sein und wann wird sie sein? und wenn sie Bescheid hatten, wandten sie das Pferd, stießen ihm die Hacken in die Rippen, daß es über den Graben der Landstraße setzte und jagten dann über die weite Ebene nach den zerstreuten Dörfern. Da konnte ich denn oft sehen, wie wenige Minuten nach ihrer Ankunft ganze Schaaren von Reitern und Reiterinnen nach dem bezeichneten Versammlungsorte hin galoppirten.

Sonderbar sahen die Frauengestalten aus. Sie reiten wie die Männer, den einen Fuß im linken, den andern im rechten Steigbügel; ihre weiten Röcke dienen ihnen als Beinkleider, so daß ihre Haltung ganz züchtig ist. Dabei tragen sie sehr große weiße Tücher, die sie über den Kopf geschlagen und unter dem Kinn zugeheftet haben. Diese Tücher verhüllen fast die ganze Gestalt; wenn sie nun im Sturm flattern und wallen und eine Schaar von hundert oder mehr solcher weißen Gestalten im Nebel, Regen und Dämmerung angejagt kommt, so gewährt dies einen traumhaften Anblick. —

Im Allgemeinen fand ich bei den Predigern keine so liebreiche Aufnahme, als bei den andern Ständen, daran mochte ich wohl selbst schuld sein.

Die dortigen Predigerstellen sind größtentheils sehr einträglich. Bei der Abgeschlossenheit, in der die Prediger leben, bei dem Mangel an gebildetem Umgange liegt für Viele die Versuchung nahe, sich an leibliche Nahrung zu halten. Ich habe in keinem Lande so ausgesuchte Tafelgenüsse bei den Geistlichen gefunden, als bei den dortigen Predigern, ihre Frauen und Töchter scheinen bei französischen Köchen und bei Schweizerkonditoren Lehrjahre durchgemacht zu haben. Daß ich alle diese Genüsse verschmähte und bei meiner einfachen Lebensweise blieb, machte einen unangenehmen Eindruck; und doch durfte ich von dieser einfachen Lebensweise nicht abgehen. — Bei der Gastfreiheit, mit der ich oft in den Häusern der Aermsten aufgenommen wurde, hätte es die Hausfrauen wohl bedrückt, mir das nicht geben zu können, was ich gewohnt sei; ich mußte es also nicht anders gewohnt sein, als sie's mir geben konnten, deshalb aß ich weder in meinem eigenen Hause, noch bei einer Festlichkeit je mehr, als ein Gericht, d. h. entweder Suppe oder ein anderes Essen, aber nie beides, denn weniger als ein Gericht hatte auch der Aermste nicht; von dieser Regel durfte ich nie eine Ausnahme machen, sonst hätte jede Hausfrau gemeint: wenn ich ihm nur mehr vorsetzen könnte, er würde schon eine Ausnahme bei mir machen! Blieb ich längere Zeit in einer Provinz, so sagte oder schrieb eine Hausfrau der anderen: „machen sie keine Umstände mit ihm, es hilft Ihnen nichts, er ißt es doch nicht!“ dafür hatt' ich denn wohl einmal die Freude, daß mir eine Hausfrau sagte: „Sie sind recht leicht aufzunehmen!“ das schmeckt besser, als die schönsten Gerichte.

Während ich bei den Geistlichen eine bunte Mannigfaltigkeit der Tafelgenüsse fand, zeigte sich in der Tracht der gemeinen Lithauer eine große Vorliebe für Buntheit und für Farbenpracht, so daß ihre Kleidung, besonders die weibliche, sich durch lebhafte Farbenzusammenstellung und durch bunte Stickereien auszeichnet, ein Schmuck, den auch die männliche Kleidung nicht verschmäht. Dabei ist die Form und Farbenwahl immer geschmackvoll und hat, was die weibliche Kleidung betrifft, eine auffallende Aehnlichkeit mit der neugriechischen, ja, ich habe, als ich Abbildungen der letztern mit denen der litthauischen Bräute und Brautjungfern verglich, gar keinen Unterschied finden können.

Ein Bekannter von mir, der lange Jahre in Griechenland gelebt, sah eines Tages Abbildungen der litthauischen Trachten bei mir, er hielt sie für neugriechische und es war schwer, ihn von seinem Irrthume zu überzeugen. Noch merkwürdiger aber war es mir, daß er mir versicherte, wie das, was ich ihm von den Gebräuchen und Begrüßungsformeln bei litthauischen Hochzeiten erzählte, in Griechenland ganz gerade so stattfinde, ja, daß die gebräuchlichen Reden und Gegenreden von Wort zu Wort übereinstimmten.

Digitized by Google

Nach der Versicherung des Oberlehrers R. in Tilsit hätten die litthauische und griechische Sprache so viel Aehnlichkeit miteinander, daß sie auf einen gemeinschaftlichen Stamm schließen ließen. Ich habe so wenig von der litthauischen Sprache gelernt, daß ich mir selbst kein Urtheil hierüber bilden konnte, das aber fiel mir auf, wie der Klang beider Sprachen eine merkwürdige Uebereinstimmung hatte. Hörte ich eine litthauische Predigt, so war es mir während der ganzen Zeit, als ob ich griechisch sprechen hörte, und ich strengte mich fortwährend an, irgend ein Wort davon zu verstehen, was mir freilich niemals gelang; denn wenn ich einmal ein Wort im Gedächtniß behielt und später nach seiner Bedeutung fragte, so stimmte sie niemals mit der griechischen überein.

Frägt man mich nun, wie bei meiner Unbekanntschaft mit der litthauischen Sprache ein Verkehr mit den Litthauern möglich gewesen sei? so diene zur Antwort, daß die meisten Männer unter ihnen Soldaten waren, also schon dadurch deutsch gelernt haben, daß aber auch sonst viele von ihnen, ja ganze Gemeinden deutsch sprachen und daß da, wo das nicht der Fall war, ein litthauisch sprechender Geistlicher, der mich begleitete, in der Kirche, nachdem ich deutsch gesprochen, die eben gehaltene Rede in der Landessprache wiederholte.

Eine eigenthümliche Gemeinschaft lernte ich in Litthauen kennen. Ich wurde zuerst in einer Kirche darauf aufmerksam, als ich zu meiner Ueberraschung nichts als braun und blau vor Augen sah. Unten auf den Bänken saßen blau gekleidete Frauen, über mir auf den Emporen standen braun gekleidete Männer. Die Kleidung der Frauen bestand aus selbst gewebten blauen Zeugen, woraus ihr Rock, ihr Mieder, ihre Schürze, ihr Kopftuch gefertigt war; die Kleidung der Männer aus selbst gewebtem braunen Haartuch. Kein buntes oder auch nur ein weißes Band bei den Frauen, kein metallner oder hörnerner Knopf bei den Männern unterbrach die Einförmigkeit der Farben, denn bei jenen waren auch die Bänder blau und bei diesen nirgends Knöpfe zu sehen, sondern die Röcke mit Haken und Oesen zugeheftet, und als Kopfbedeckung trugen sie eine Mütze von demselben braunen Haartuch und von einer eigenthümlichen Form, die vielerlei Veränderungen gestattet, je nachdem Frost oder Sonnenschein, Sturm oder Regen es gebieten.

Sie werden von den Andern, nicht als Spottnamen, aber als Bezeichnung, Suremniker genannt, was so viel heißt, als Versammler, weil sie regelmäßige Versammlungen halten. Ist irgend eine Mißhelligkeit oder auch nur Meinungsverschiedenheit wegen Mein und Dein bei ihren Mitgliedern vorgekommen, so wird nach einer solchen Versammlung den Familienältesten diese vorgetragen und was die entscheiden, dem unterwirft sich Jeder. Zu Prozessen kommt es nie.

Ein alter Gerichts-Direktor sagte mir: wenn wir lauter Suremniker hätten, dann wären wir Juristen unnütz. Während der dreißig Jahre, die ich hier Beamte bin, ist mir noch kein Fall vorgekommen, daß einer von ihnen prozessirt hätte; werden sie aber wegen einer Zeugungsaussage vor Gericht geladen, dann kann man sich auf jedes Wort, welches sie aussagen, verlassen.

Ihre Zahl beträgt, wie man mir sagte, etwa sechs bis sieben tausend. Ich würde sie auch von den andern Landleuten unterscheiden können, wenn sie ebenso wie diese gekleidet wären. Ihr Wesen hat etwas Edles, ich möchte sagen Majestätisches, dabei haben aber ihre Züge nichts Strenges, es liegt im Gegentheil in der Haltung ihres Hauptes, die etwas Geneigtes hat, in dem Ausdruck ihres Auges, das immer mit dem ganzen Blick auffaßt, etwas so Gewinnendes, daß ich mich, wie widersprechend es auch scheinen mag, gehoben und gedemüthigt unter ihnen fühlte. Dabei sind sie einen halben Kopf größer als die andern Litthauer. Lauter kräftige, schön gebaute Gestalten, selbst die Alten haben eine gesunde Gesichtsfarbe, und einen klaren leuchtenden Kindesblick, der wie ein Sonnenstrahl wohlthut. — Wie kommt es aber, daß sie größer sind, als die andern Bewohner rings umher, die doch in demselben

Digitized by Google

Klima, in denselben Wohnungen leben, sich auf dieselbe Weise beschäftigen, von denselben Lebensmitteln nähren? — Der berühmte Reisende Violet, der fast sein ganzes Leben unter den Indianern zubrachte giebt die Erklärung. Er erzählt, wie der Stamm der Schoschonen, der einzige Indianerstamm sei, der noch dieselbe Größe und Schönheit des Körperbaues sich bewahrt habe, welche man sonst bei den Indianern gefunden, alle übrigen Stämme seien verkrüppelt, verkommen durch den Branntwein und seien durchschnittlich um einige Zoll kleiner geworden als früher, während nur die Schoschonen durch das Fernhalten von Branntwein sich die ursprüngliche Größe erhalten hatten. Auch die Litthauer waren einst, ehe der Branntwein zu ihnen kam, ein großer schöner Schlag von Leuten, vielleicht der größte in unserm Vaterlande. Sie lieferten, wie mir ältere Offiziere sagten, damals die meisten Mannschaften zur Garde du Corps und zum ersten Garde Regiment, während jetzt die Mehrzahl von ihnen nicht einmal die für die Linienregimenter vorgeschriebene Größe erreicht. Die Suremuiker allein haben gleich den Schoschonen ihre Schönheit und Größe behalten, weil jeder, der zu ihrer Gemeinschaft gehört, sich des Branntweingenusses vollständig enthalten muß.

Ich fragte einen von ihnen, ob sie Anstoß daran nähmen, daß ich einen Siegelring trüge, da sie sorgfältig alles Glänzende von sich fern hielten. Er erwiederte mir darauf: „Uns steht kein Urtheil über Sie zu; wir wissen ja nicht, ob Sie durch solche Dinge in Versuchung geführt werden. Bei uns Litthauern ist die Neigung zu Putz und Schmuck eine sehr gefährliche und viele von uns bringen sich dadurch in Schaden; deßhalb tragen wir, um solchen Versuchungen zu entgehen, die Kleidung welche Sie an uns sehen."

Trotz dieser Eigenthümlichkeit sondern sie sich in keiner Art ab, sie leben in gutem, freundschaftlichem Verkehr mit den andern Landleuten, sie halten sich zur Kirche, die sie sehr regelmäßig besuchen, geben gern und reichlich zu Bibel- und Missionsvereinen und werden deßhalb auch von keiner Seite angefeindet. Für mich sind sie eine der lieblichsten Reiseerinnerungen und ich war überrascht, daß ich bisher noch nie etwas von ihnen gehört hatte.

Vielleicht geht's manchem Leser ähnlich. —

Fand ich in Litthauen in den untersten Ständen eine überraschende Gastlichkeit, so stehen ihnen die höchsten Stände des benachbarten Kurlands darin nicht nach. Der kurische Adel ist auf seinen Edelhöfen ganz dazu eingerichtet, mehrere Familien Tage und Nächte, ja Wochen und Monate lang bei sich aufzunehmen. Hat man sich eben vorgenommen, einen Nachbar (der Begriff „Nachbar" erleidet dort oft eine sehr weite, ja viele Meilen weite Ausdehnung) zu besuchen, und bekommt man selber Besuch, so ist das kein Grund, die Reise aufzugeben; nein, es ist ein Grund mehr, sie auszuführen. Man nimmt den Besuch mit sich, denn man weiß, daß man doppelt willkommen ist, weil man doppelt zahlreich ankommt. Es giebt kurische Gutsbesitzer, die besondere Gebäude zur Aufnahme von Gästen, andere für deren Dienerschaft haben; die Gastzimmer sind im Winter, auch wenn sie leer stehen, täglich geheizt, damit etwa ankommende Gäste, eben so warm von den Wänden, als von den Wirthen empfangen werden.

Eine ähnliche Gastfreundschaft fand ich nur in Polen, wo sie aber sogar in Gewaltsamkeit ausartet. Ich habe es erlebt, daß mich, als ich bei einer Durchreise dort auf einen Edelhof fuhr, um mich nach dem Wege zu erkundigen, der Gutsherr auszusteigen und sein Gast für diesen und den folgenden Tag zu sein zwang. Wie am dritten Tage kein Zureden half, und ich anspannen und vorfahren ließ, beorderte er seine Leute, daß sie mir ein Rad vom Wagen abnehmen und es in der Wagenremise verschließen sollten. So wurde ich noch zwei Tage gefangen gehalten. Diese Gewaltsamkeit ging jedoch aus keiner besonderen Vorliebe für meine Person, sondern aus einem verletzten Nationalgefühl hervor, das sich gegen jeden Gast geltend gemacht haben würde, der es sich herausgenommen hätte, das Recht auf einen Gast zu verletzen; dabei wußte mein gewaltsamer Wirth nicht, weß ich war und zeigte auch gar kein Verlangen

Digitized by Google

es zu erfahren. Die kurische Gastfreundschaft hat etwas — zahmeres, sie sorgt auch für die Dienstboten der Gäste, woran in Polen Niemand denkt. Das Verhältniß eines polnischen Dieners zu seiner Herrschaft hat die größte Aehnlichkeit mit dem eines Hundes zu seinem Eigenthümer. Dieser sorgt für das Futter, für's Lager mag der Hund selbst sorgen, er wird wohl einen Platz finden! den findet denn der polnische Bediente auch zuweilen auf der Thürschwelle im Zimmer, häufiger noch vor demselben. Hier liegt er zusammengerollt wie ein Igel, eingewickelt in seinen Pelz, um sogleich bei jedem Ruf seines Herrn zur Hand zu sein. Ein besonderes Zimmer oder auch nur Lager für ihn, das wäre ein unerhörter Luxus; einen solchen treibt der Gastgeber nicht mit der Bedienung seiner Gäste; ebensowenig bekümmert er sich um ihre Beköstigung; für diese sorgt der Gast selber, freilich auf Kosten seines Wirthes. Es ist nämlich Sitte, daß jeder Gast seinen eignen Bedienten bei Tisch hinter dem Stuhl stehen läßt; da legt der Herr sich denn sehr reichliche Portionen vor, stochert etwas darin und reicht dann den Teller seinem Bedienten zum wechseln, dieser sättigt sich nun nicht allein an dem, was er auf dem Teller findet, sondern steckt davon auch wohl ein Stück Fleisch oder Fisch, ein Rebhuhn oder eine Hühnerbrust in seine weite Tasche, wenn sein weiter Magen keinen Raum mehr bietet. Nicht allein diese, sondern manche andere Seite der polnischen Gastfreundschaft hat etwas — wildes. Dazu gehört auch der sogenannte Kulik. Zu einem solchen Kulik, der fast immer nur in der Carnevalszeit stattfindet, verbinden sich mehrere Familien, setzen sich maskirt auf Schlitten und überraschen einen Gutsbesitzer; hier werden sie mit Freuden empfangen; der Wirth sorgt für Trinken, die Hausfrau für Essen, Musik zum Tanze bringt man mit; nach einem Aufenthalt von ein Paar Stunden bricht man auf, die gutsherrliche Familie schließt sich maskirt dem Zuge an, und so geht's zum Nachbar; kommt die Nacht, oder vielmehr der Morgen, denn die Nacht wird durchjubelt, so wird eine große Streu gemacht, auf welcher beide Geschlechter ein paar Stunden ruhen; die bewirthende Familie schließt sich dann dem Zuge wieder maskirt an, der wie eine Lavine von Gut zu Gut immer größer wird, so daß aus einem Zuge, der mit vier bis fünf Schlitten ausgefahren ist, endlich fünfzehn bis zwanzig Schlitten werden, und man erst am vierten oder fünften Tag heimkehrt.

Am wohlthuendsten war mir bei solchen Streifzügen die züchtige Sitte, die bei aller Ausgelassenheit doch nie verletzt wurde, und die Liebenswürdigkeit der Hausfrau, wenn selbst dreißig bis vierzig Personen plötzlich unangemeldet als Gäste einrückten. Sie gab immer, was Küche und Speisekammer eben vermochten; man sah keine Aengstlichkeit und hörte keine Entschuldigungen. Bedächten doch unsere deutschen Hausfrauen, daß man bei einer Hausfrau Alles leichter entschuldigt, als Entschuldigungen!

Wenn diese Gastfreiheit der Kuliks ein Eigenthum der mittleren Stände ist, denn die vornehme Welt ist zu vornehm, die arme Welt zu arm dazu, so ist dagegen die Gastfreiheit mit dem Geweihten ein Eigenthum aller Stände. Vor dem Osterfeste, mit dem die siebenwöchentlichen Fasten zu Ende sind, zieht Alles zur Kirche, um dort die langentbehrten Fleischspeisen, Eier und Butter einweihen zu lassen; solch Essen wird „Geweih'tes" genannt. Selbst der Aermste ist nicht so arm, daß er am ersten Osterfeiertage nicht etwas Geweih'tes auf seinem Tische hätte; denn Keiner würde so hart sein, ihm dazu eine Gabe zu versagen; aber nicht um des eigenen Genusses, nein um des Bewirthens willen, freut sich jeder auf das Geweihte. Da stehen alle Thüren offen, da sind alle Tische gedeckt, bei den Aermsten mit Schinken, Eiern und Butter, bei den Reicheren neben dem Genannten, welches nie fehlt, noch mit ausgesuchten Fleischspeisen. An diesem Tage ist keiner zu Hause, man würde seine Bekannten kränken, käme man nicht zu ihnen das Geweih'te wenigstens zu kosten. So zieht man Tage lang von Einem zum Andern, aber nicht ein Bekannter, Jeder ist da ein willkommener Gast und eben, weil jede Familie diese Gastfreiheit übt, ist ein Mißbrauch

Digitized by Google

gar nicht möglich. In den Ostertagen giebt's keinen Hungrigen, kann's keinen geben, denn alle Thüren öffnen sich ihm und alle Herzen heißen ihn willkommen. Wer das Elend der ärmsten Klassen kennt, für den liegt ein fremdiger Trost in dem Bewußtsein: Nun, in diesen Tagen hungert doch Keiner.

Eine solche Gastfreiheit im Großen und Ganzen, in der jedes Haus ein Gasthaus, das ganze Land ein Gastmahl und jeder Hausvater nicht nur Gastwirth, sondern Gast und Wirth zugleich ist, giebt es wohl nur einmal in der Welt; um der Eigenthümlichkeit der geschilderten Zustände willen, vergeben mir wohl Herausgeber und Leser, daß ich „unser Vaterland“ etwas überschritten habe, ich reise aber schon wieder dahin zurück und zwar aus dem gastlichsten aller Länder, nach dem ungastlichsten, nach der Rheinprovinz. In diesen Worten werden die vielen Rheinländer, die mich wohlwollend aufnahmen, eine Undankbarkeit finden, aber sie thun mir Unrecht; ich bin ihnen nicht trotz, sondern wegen jener Ansicht sehr dankbar, ja doppelt dankbar; denn ihre Liebenswürdigkeit tritt um so mehr hervor, je mehr gastliche Aufnahme bei ihnen zu den Ausnahmen gehört; der Reisende aber wird das Gefühl nicht los, daß er sich in einem Ausnahmezustande befindet; es drückt ihn, daß seine Anwesenheit einen solchen erzeugt. Wie viel Mühe und Sorgfalt die liebenswürdigen Gastgeber auch anwenden, der Gast fühlt an tausend Dingen, daß er zu einer ungewohnten Erscheinung gehört, auf die man so gar nicht eingerichtet ist; bald fehlt ein Spiegel oder Seife oder ein Stiefelknecht, oder ein paar Streichhölzer und hundert ähnliche Kleinigkeiten, die man da niemals vermißt, wo ein Zimmer stets als Gastzimmer benutzt wird. Ich bin das Bewußtsein des Ausnahmezustandes in der Rheinprovinz gar nicht los geworden, und meinen gütigen Wirthen ist's gewiß nicht anders ergangen; ich fühlte, daß sie gastfrei waren, wenn ich kam, und ich wußte, daß sie gastfrei waren, wenn ich ging.

Ein ähnliches Gefühl hatte ich in Westphalen, doch nehme ich die Bauern im Ravensbergischen aus; auch sie sind nicht daran gewöhnt, Gastfreiheit zu üben, denn der Westphale überhaupt lebt sehr zurückgezogen, aber sie geben etwas so Gesundes, Treuherziges; sie geben, was sie geben, so mit ganzem Herzen, daß der Gast sich wohl bei ihnen fühlt. Einen schmerzlichen Eindruck machten mir die Heuerlinge (Arbeitsleute), die in früherer Zeit von den Bauern Land in Pacht hatten, den Pachtzins durch ihre Hülfe bei der Feldarbeit abtrugen und in der freien Zeit mit ihrer ganzen Familie spannen und spulten. In neuerer Zeit fanden es die Bauern vortheilhafter, das Land, welches sie bisher den Heuerlingen gaben, selbst zu bewirthschaften; dadurch, sowie durch die Spinnmaschinen und den Verfall des Leinwandhandels sind jene armen Leute in schwere Bedrängniß gerathen. Wer unter ihnen das Reisegeld aufbringen konnte, ging nach Amerika, so daß es Jahre gab, in denen aus einem einzigen Kirchspiel über dreihundert auswanderten. Der Zurückbleibenden, die das Reisegeld nicht aufzubringen vermochten, hatte sich ein finsterer Mißmuth bemächtigt. Es erregte schmerzliche Theilnahme, wenn man ihre vergrämten Züge, ihre bleichen Gesichter, mit den zufriedenen Mienen der von Kraft und Gesundheit strotzenden Bauern verglich. Merkwürdig waren mir die Hände der Frauen und Töchter der Heuerlinge; etwas Feineres und Kleineres habe ich außerdem nur einmal bei ein paar indischen Fürstentöchtern gefunden, die ein Missionar nach Europa gebracht hatte. Jene Feinheit und Kleinheit hat ihren Grund wohl großentheils darin, daß die weiblichen Familien-Mitglieder seit Jahrhunderten nie etwas Anderes gethan, als gesponnen und gespult haben, doch muß sie auch ein Eigenthum des Stammes sein; denn in den schlesischen Weberfamilien, woselbst ein ähnliches Verhältniß stattfand, waren die Hände zwar auch auffallend klein, aber die Finger doch bei Weitem nicht so schlank und fein. Unfeiner als sonst irgendwo in Westphalen, und zwar nicht nur in Hinsicht von Hand und Fuß, sondern in jeder Hinsicht, fand ich die Landleute im Paderbornschen; plump und grob in Werk und Wort, finster in der Miene und scheu im Wesen, während die Münster-

Digitized by Google

länder einen heiteren, offnen Sinn, fern von jedem Mißtrauen, zeigten. Diese Zutraulichkeit erkennt man selbst an den Haus- und Stubenthüren; ich fand keine, die verschlossen, aber nicht selten solche, die gar nicht verschließbar waren. Als ich in der Hauptstadt des Ländchens Münsters einen Beamten aufsuchte, der von Berlin dahin versetzt worden war, fand ich Niemand zu Hause, aber alle Thüren offen; er erzählte mir später, daß er Anfangs seine Wohnung stets verschlossen gehalten, daß er aber mit seinem Berliner Mißtrauen so lange geneckt worden sei, bis er endlich die Münstersche Sitte mitgemacht, und daß er noch nie Veranlassung gehabt habe, es zu bereuen.

Eine besondere Art der Gastlichkeit fand ich in der Rheinprovinz und in Westphalen bei den katholischen Geistlichen. Ohne die Freuden, aber auch ohne die Sorgen und Ausgaben, die eine Familie mit sich bringt, geben sie viel auf und für eine gute Tafel, da deren Genüsse aber nur durch Gesellschaft die rechte Würze erhalten, sind ihnen Gäste immer willkommen. So war ich's ihnen denn auch, bis sie mich näher kennen lernten; dann wurde ich ihnen durch die Einfachheit, ja Kargheit meiner Lebensweise ein sehr unbequemer Tischgenoß und mußte einige Mal von ihnen hören, ich würde mich trefflich zum Capuziner eignen. Da ich sehr zweifelhaft war, ob sie damit ein Lob aussprechen wollten, so konnte ich ihnen bestimmen, ohne unbescheiden zu sein.

Die Geistlichen fand ich auffallend verschieden in dem Grade ihrer Kenntnisse und Bildung, je nachdem sie diese auf Universitäten oder in theologischen Seminaren erhalten hatten, aber auch, je nachdem sie an Kirchen angestellt waren, die sich an der Gränze und umgeben von einer großen Theils evangelischen Bevölkerung befanden, oder an solchen, die mitten im Lande und von lauter Katholiken umgeben waren; — in jenen lernte ich fein gebildete Männer kennen, die sich bestrebten, den Schein fanatischer Intoleranz zu vermeiden und Werth darauf legten, daß sie mit unserer Literatur, ja selbst mit den Kernliedern unserer Kirche bekannt waren, während die andern jede Unterhaltung, die auf ein solches Gebiet führen konnte, vermieden und nur Lust an guten Speisen und Getränken und an derben, jovialen Anekdoten zeigten, in denen sie unerschöpflich waren. Die katholische Kirche besetzt wie ein kluger Feldherr die gefährlichen Außenposten mit ausgesuchten Truppen, während sie die schwächern im Innern des Landes verwendet, weil da ihre Schwäche dem Feinde nicht bemerkbar ist, und sie für den Erfolg minder nachtheilig wirkt. Jene oben erwähnte Jovialität bewährten die katholischen Geistlichen auch dann, wenn sie sich in Weinstuben zusammenfanden, die ausschließlich von ihnen besucht wurden. Es herrschte da eine Ungebundenheit in der Unterhaltung, die keine Spur von pastoraler Würde zeigte. Bei Gelegenheit der Jesuitenmissionen, die ich mehrmals kommen und gehen sah, konnte ich sehr wohl bemerken, daß die Geistlichen sie lieber gehn, als kommen sahn; und das ist kein Wunder, denn so lange eine solche Mission in einer Parochie weilt, treten die Ortsgeistlichen so gänzlich zurück, daß sie wie Fremdlinge in ihrer eigenen Heerde erscheinen. Nur schwer widerstehe ich der Versuchung, von den Eindrücken zu sprechen, welche die Jesuitenpredigten auf mich machten; aber es ist ja nur meine Aufgabe, von der deutschen Gastlichkeit zu reden; diese Aufgabe ist erfüllt, doch darf ich, bevor ich schließe, mir die Bitte nicht versagen, daß kein Leser sich berechtigt halten möge, aus dem Grade der Gastfreiheit eines Volkes auf den Grad seines Werthes oder Unwerthes zu schließen, das wäre ein Trugschluß; wohl aber darf man aus dem Grade der Gastlichkeit eines Landes auf den Grad seiner Civilisation schließen: je gastlicher ein Land, desto uncivilisirter. Wo es keine Eisenbahnen und Landstraßen, wo es wenig Verkehr also auch keine Gasthöfe giebt, da ist jeder Gebildete darauf angewiesen, bei seinen Standesgenossen Herberge zu suchen, da ist Gastfreiheit eine Pflicht der Selbsterhaltung, denn Jeder weiß, daß er nächstens in die Lage kommen kann, von seinem Gaste das zu fordern, was er ihm

Digitized by Google

eben gegeben. Aber auch Gastfreiheit gegen fremde Durchreisende, die wohl kaum je in die Lage kommen können, sie zu erwidern, ist in verkehrlosen Gegenden nicht frei von Egoismus. Wo die Einförmigkeit des täglichen Lebens nur selten durch einen Besuch unterbrochen wird, da ist ein solcher Besuch ein Fest, da ist der Gast ein Fund, um den die Nachbarn den glücklichen Finder beneiden. Die Neuheit seiner Erscheinung gewährt einen Genuß, den man nur ungern verliert, und an dem man noch zehrt, wenn er längst vorübergezogen ist; in hochcivilisirten Ländern dagegen, wo Posten, Dampfschiffe und Eisenbahnen täglich Fremde bringen, wo jeder Reisende alle Bequemlichkeiten im Gasthofe findet, wo man durch überhäuften Verkehr mit Bekannten oft so ermüdet und von seinen Berufspflichten so abgehalten wird, daß man die Tage, ja selbst die Stunden ungestörter Einsamkeit und Stille als einen selten gebotenen Genuß betrachtet, da ist die Aufnahme eines Gastes oft eine Last, die in gar keinem Verhältniß steht zu der Wohlthat, die dem Gaste erwiesen wird. Darum noch einmal: mangelnde Gastfreiheit ist kein Tadel, gern geübte Gastfreiheit ist kein Lob für ein Land; beide geben nur einen Maßstab für die Civilisation desselben. Gastfreiheit ist eine Tugend der Wüste.

Colonie Königswille, oder: eine Ackerseparation im vorigen Jahrhundert.

Ein Beitrag zur Geschichte Friedrichs des Grossen.

Zum ersten Male nach Familiennachrichten mitgetheilt

von A. Freiherrn von Seld.

I.

Im letzten Decennium seiner Regierung*) reiste Friedrich der Große nach Schlesien zur Revue. Er fandte, wie gewöhnlich, einen Feldjäger voran, der ihm Quartier machte. Als dieser nach dem Dorfe Göhren, zwischen Sommerfeld und Crossen, kam, und bei dem dortigen Prediger Quartier für den König zu bestellen, fand er die Wohnung im Pfarrhause versiegelt. Der Prediger war gestorben, ohne eine Ehegattin oder majorenne Kinder zu hinterlassen; es war deßhalb der Nachlaß vom Gericht unter Siegel gelegt worden. Der Feldjäger, gewohnt den Befehl seines Königlichen Herrn unbedingt auszuführen, war eben im Begriff, die Siegel abzureißen und Besitz von der Wohnung zu nehmen, als der Gutsherr, Baron von Blomberg, dazu kam und als Gerichtsherr sowie als Polizeiobrigkeit Protest gegen dies gewaltsame, durch die Gesetze mit harter Strafe verpönte Verfahren einlegte, und als dies nicht wirkte, sich mit seinem Jäger vor die versiegelte Thür hinstellte und erklärte, er würde der Gewalt Gewalt entgegensetzen, und der Feldjäger möge versuchen, wer der Stärkere sei. Zugleich ließ er den Wirthschafter rufen, gab ihm in Gegenwart des Feldjägers den Befehl, sogleich ein Pferd zu besteigen, damit nach der nächsten Poststation zu jagen,

*) Das Jahr vermag der Verfasser nicht genau anzugeben, da leider alle über diese Angelegenheit sprechenden Familien-Papiere im Kriege verloren gegangen sind, und er nur erzählen kann, was ihm (Baron von Blomberg war sein Großvater) in seiner Jugend erzählt worden ist.

Digitized by Google

dort Extrapost zu nehmen, beim König, der sich in Frankfurt an der Oder befand, um Audienz zu bitten und sich über dies gewaltsame Verfahren zu beschweren. Das wirkte. Der Feldjäger bat, die Absendung des Boten zu unterlassen; er werde die Siegel nicht verletzen, obgleich er nicht wisse, wo er Quartier für den König machen solle. Der Gutsbesitzer stellte sein ganzes Haus zur Verfügung. Darauf erwiderte jener nicht ohne einige Verlegenheit, der König habe ihm zur Pflicht gemacht, nicht bei den Edelleuten, sondern bei Predigern Quartier für ihn zu machen; diesen letzteren gebe der König jedesmal für die Aufnahme vierzig Friedrichsd'or; dadurch seien sie reichlich belohnt und erlaubten sich nicht, noch irgend eine Gnade für ihre Bemühungen zu erbitten; den Edelleuten könne er kein Geld geben, und diese verlangten allerlei Gunst und Gnade, die ihm unbequemer und kostspieliger wären, als ein Geldgeschenk, und dabei glaubten sie doch noch, daß sie dem Könige einen besonderen Dienst geleistet hätten. Als der Gutsbesitzer versicherte, daß er sich überreich belohnt fühle durch die Ehre, Seiner Majestät auch nur den kleinsten Dienst geleistet zu haben, daß er keinen Wunsch irgend einer Art hege, er auch den König schon deshalb nie um eine Gunst bitten werde, damit es nicht das Ansehen habe, als verlange er für die große Freude, die ihm der hohe Gast durch seinen Besuch bereitet, auch noch eine Vergütigung — war der Feldjäger zwar beruhigt, doch war er immer noch in Sorge, daß der König ungehalten sein könne darüber, daß das Nachtquartier nicht, wie befohlen, beim Prediger stattfinde. Als ihm entgegnet wurde, daß der König erfahren solle, wie der Feldjäger alles Mögliche gethan, um des Königs Befehl durchzusetzen, und nur durch Gewalt verhindert worden sei, das Predigerhaus in Besitz zu nehmen, bat er dringend, den König nichts davon wissen zu lassen, daß er hätte die Siegel des Gerichts verletzen wollen, weil Seine Majestät sonst gewiß sehr ungehalten auf ihn sein würden. Er zeigte überall große Besorgniß vor dem Mißfallen des Monarchen und gab zu verstehen, daß es ungemein schwer sei, es demselben recht zu machen, so daß der Gutsbesitzer und mehr noch dessen Familie mit einiger Aengstlichkeit dem hohen Besuche entgegen sahen. Auf Befragen, ob denn irgend etwas zum Empfange geschehen dürfe, und was für die Bequemlichkeit oder für die Küche zu thun sei, erwiderte der Feldjäger, daß jede Art von Empfangsfeierlichkeiten unterbleiben müsse, daß der mitgebrachte Küchenmeister alles für die Tafel Nöthige bei sich führe, und das Einzige, was daher von Seiten des Gutsbesitzers geschehen könne, bestehe darin, daß viel Knoblauch vorräthig gehalten würde, weil davon stets eine große Menge für die Königliche Küche verbraucht würde, und der Küchenmeister gern frischen Knoblauch fände; sonst wäre schönes Obst das Einzige, was der König zuweilen annehme, doch möchte auch dies hier lieber unterbleiben; denn in der Regel glaube der König, man präsentire es ihm nur, um etwas dafür zu haben, und er nehme es daher nur von solchen an, denen er schon viel geschenkt, wo er also das Obst als ein Gegengeschenk ansehen könne, für dessen Annahme er keine Verpflichtung auf sich lade. So habe er früher immer beim Umspannen in Kamenz Obst angenommen. Das aber wäre unerläßlich, daß von Elsenholz ein tüchtig Kaminfeuer in dem Schlafzimmer des Königs unterhalten werde. Auf die verwunderte Frage, ob bei der jetzigen warmen, fast schwülen Witterung das Zimmer dadurch nicht zu heiß würde, erwiderte der Feldjäger, wie Seine Majestät ohne Rücksicht auf die Jahreszeit das ganze Jahr hindurch auch in Allerhöchst Ihren Schlössern täglich Kaminfeuer im Schlafzimmer unterhalten ließen, weil sie der Meinung wären, daß dadurch reine Luft erzeugt würde, und dies der Gesundheit sehr zuträglich sei.

Auf die Frage, ob der König jetzt kein Obst mehr in Kamenz annähme, erwiderte der Feldjäger mit einem Kopfschütteln: „Der König läßt nicht mehr in Kamenz umspannen.“ Die Erwiderung geschah aber in so eigenthümlicher Art, daß man sogleich erkennen konnte, es habe damit eine besondere Bewandtniß. Der Feldjäger gab dies zu und erzählte nach einigem

Digitized by Google

Bitten den Zusammenhang. Der frühere Probst des Klosters hatte dem König bekanntlich einst einen großen Dienst erwiesen. Er hatte ihn, als der König, der sich beim Recognosciren zu weit gewagt und beinahe von Panduren gefangen worden wäre, in eine Mönchskutte gesteckt, war mit ihm in die Kirche gegangen und hatte dort mit ihm und sämmtlichen Mönchen sich um den Hochaltar gestellt und die Messe gelesen. Als die Panduren in die Kirche traten und dort die Geistlichen erblickten, beugten sie sich andachtsvoll, verließen die Kirche, der König wurde dadurch gerettet, sein Adjutant dagegen gefangen. Zur Erinnerung daran wurde die Erzählung dieser Begebenheit in eine broncene Tafel eingegraben und dieselbe in der Nähe des Altars in die Mauer eingefügt, wo sie heut noch zu sehen ist. Seitdem beehrte ihn derselbe oft mit Geschenken, z. B. mit einem Service aus der Berliner Porzellanfabrik, mit schönen Weinen, auch mit Obst aus den Treibereien von Sanssouci und nahm auf der Durchreise immer Erfrischungen von ihm an. Als der Probst gestorben war, und dessen Nachfolger beim Umspannen an den Wagen des Königs trat, fragte derselbe huldvoll, ob er einen Wunsch für das Kloster habe. Der Probst, ein ungebildeter Mensch, war in dem Augenblicke so bestürzt, daß er sich auf nichts besinnen konnte; da fiel ihm plötzlich ein, daß dem Kloster so eben ein Baßsänger aus dem Sängerchor gestorben war, und er bat, Majestät möchten geruhen und dem Kloster einen Baßsänger schenken, den sie hier nicht aufzutreiben wüßten. Der König sah ihn auf diese wunderliche Bitte einen Augenblick scharf an und sagte dann: „Gut, ich werd' es mir notiren und Euch einen aus Neustadt an der Dosse schicken."

Dort hatte der König ein Gestüt von Mauleseln angelegt. Das wußte aber der gute Probst nicht; er glaubte, das sei eine Sängerschule für die neu errichtete Oper. Da nun jeder, der ins Kloster tritt, seinen weltlichen Namen aufgiebt und zu Ehren eines Schutzheiligen einen geistlichen Namen bekommt, nach dem er fortan genannt wird, so wollte der glückliche Probst dem Könige eine besondere Ehre für die so schnell gewährte Bitte erweisen, und erwiderte mit einer tiefen Verbeugung: Im Namen des Klosters sprech' ich meinen ehrfurchtsvollen Dank aus, der Sänger soll zur ewigen, dankbaren Erinnerung **Friedericus secundus** (Friedrich der Zweite) heißen! Da rief der König, ohne ihm zu antworten, rasch dem Kutscher zu: „Fahr zu!" drückte sich in die Ecke des Wagens und sagte nach einer Weile zu dem Fürsten von Hohenlohe, der neben ihm saß: „Sehen Sie, mein lieber Vetter, das hat man von solchen **mauvaises plaisanteries**." Der gute Probst aber mag lange sehnsüchtig auf den Sänger gewartet haben, bis er sich wohl bei dem Gedanken beruhigte, die Sache sei vergessen. Erfahren hat er wohl nie, welchen Bock er geschossen.

Der König aber ließ von der Zeit an nicht mehr in Kamenz halten, sondern in einem Dorfe umspannen, das eine halbe Meile weiter entfernt ist.

Am nächsten Tage langte der König in Göhren an mit einem Reisewagen, der mit acht Extrapostpferden, und mit einem Gefolge von fünf Wagen, deren jeder mit sechs Bauernpferden bespannt war. Der Reisestallmeister des Königs war dem Gutsbesitzer aus früherer Zeit her bekannt; er machte ihn auf den Königlichen Reisewagen aufmerksam, der ein sehr alterthümliches Ansehen hatte. Der Stallmeister erzählte, daß der Wagen seit beinahe vierzig Jahren seine Dienste thue, daß er auf allen Reisen bei den schlechtesten Wegen benutzt werde, und daß er dem ungeachtet auch nicht die geringsten Reparaturkosten verursacht habe. Als Herr von Blomberg, darüber verwundert, ihn in genaueren Augenschein nahm und eine Schraube bemerkte, die erst in neuester Zeit angesetzt sein konnte, lächelte der Stallmeister und sagte: „Es ist gut, daß der König sich nicht die Sache so genau ansieht, wie Sie." Auf die Frage, wie er das meine, theilte jener mit, daß der König glaube, wenn ein Wagen gut gebaut sei, dürfe nichts daran entzwei gehen; es dürfe ihm daher niemals etwas für Reparaturkosten in Rechnung gestellt werden; man halte zwei Wagen, die sich vollkommen

Digitized by Google

gleich sähen, und die, sobald etwas daran entzwei ginge, so reparirt würden, daß nichts von der Reparatur zu sehen sei. Der Wagen hing in starken Riemen; der Kasten war blau angestrichen, das Königliche Wappen auf dem Wagenschlag; inwendig war er mit gelbem Plüsch ausgeschlagen; das Gestell war roth angestrichen, der Plüsch verschossen, aber sonst so gut im Stande, daß Herr von Blomberg fragte, wie es möglich sei, daß der vierzig Jahre lang gehalten. Der Stallmeister erwiderte, daß der Bezug schon zweimal völlig erneuert worden sei, daß man für solche Erneuerung aber das Zeug so lange der Luft, der Nässe und der Sonne aussetze, bis es ebenso verschossen aussehe als das alte, an dessen Stelle es treten solle, so daß die Erneuerung niemals sichtbar werde; der König merke daher niemals etwas davon und glaube nun, daß an seinem Wagen nie etwas schadhaft würde, und lache seine Königlichen Verwandten aus, daß sie sich betrügen ließen, wenn sie für Reparaturen etwas bezahlen müssen, bei ihm dürfen gar keine Reparaturen vorkommen. Auf die Frage, wer denn nun die vorkommenden Ausbesserungen bezahle, erwiederte der Stallmeister, daß bei dem Contract mit dem Hoffattler demselben zur Bedingung gemacht worden, er müsse die Königlichen Reisewagen unentgeldlich so im Stande halten, daß nie eine Erneuerung sichtbar sei, dagegen sei ihm gestattet, die andern Arbeiten etwas höher in Ansatz zu bringen. Eben so wenig, als für Reparaturen an seinem Wagen, wolle der König Geld hergeben für seine Leibwäsche; die Schwestern des Königs, die das wüßten, sorgten daher für dies Bedürfniß, ohne daß es der König erfahre; vielmehr glaube er, seine Leibwäsche, die er trage, sei noch dieselbe, die er als Kronprinz getragen.*) Die älteste, schon erwachsene Tochter des Gutsbesitzers (die Mutter vom Schreiber dieser Zeilen) nahm ein besonderes Interesse an den Speisen, die für den König zubereitet wurden, und der Küchenmeister, den das Interesse für seine Kunst erfreute, gestattete ihr, der Zubereitung beizuwohnen. Die Suppe bestand aus sehr kräftiger Bouillon, in welche ein gehäufter Eßlöffel voll fein gestoßenem Cayenne-Pfeffer, Muscatblüthe und Ingwer gemischt wurde; sodann folgte ein Stück boeuf à la Russienne, d. h. Rindfleisch in Madeira gedämpft, zu dem aber eine Tasse voll vom stärksten Franzbranntwein gegossen wurde; dann gab es eine polenta, halb aus türkischem Weizen, halb aus geriebenem Parmesankäse bereitet; dazu wurden drei Eßlöffel ausgepreßten Knoblauchsaftes gethan, und das Ganze so lange in Butter geröstet, bis sich eine harte braune Kruste gebildet hatte; zuletzt folgte eine große eingemachte Seespinne! Da der König allein speiste, so durfte man voraussetzen, daß er das verzehrt hatte, was an den Speisen fehlte, die man aus seinem Speisezimmer wieder heraus brachte; danach zu urtheilen, hatte der König dreimal mehr zu sich genommen, als gewöhnlich ein Mensch verzehrt; von der polenta war fast nichts übrig geblieben.

Herr v. Blomberg war am andern Morgen schon in aller Frühe in vollem Anzuge, denn er hatte gehört, daß der König zuweilen seinen Wirth rufen ließe, um über dies und jenes Auskunft zu erhalten, und wirklich kam um halb sechs Uhr früh schon der Befehl, vor dem Könige zu erscheinen. Als er in des Königs Zimmer trat, ging dieser auf und ab, ließ sich nicht stören, und setzte seinen Gang noch einige Minuten fort; dann trat er plötzlich auf Herrn v. Blomberg zu und fragte: „Wie viel Rindvieh haben die Bauern hier?" Der Gefragte zögerte einen Augenblick, um die Zahl zu summiren. Da sagte der König: „Wenn Er es nicht weiß, so sage Er's; nur keine Rodomontaden!" Herr v. Blomberg erwiderte: „Ich bitte, daß Eure Majestät mir einen Augenblick Zeit lassen, damit ich die Summe ziehen kann." „Nehm' Er sich Zeit!" sagte der König und ging wieder auf und ab. Als Herr

*) Als nach dem Tode der Königlichen Schwester ihre Fürsorge aufhörte, wollte Niemand das Geld zur Anschaffung neuer Wäsche hergeben; dieselbe war daher, als der König starb, in so schlechtem Zustande, daß nicht ein ganzes Hemde darunter war, und sein Kammerhusar eines von den seinigen hergab, damit der König doch nicht in einem zerrissenen Hemde in Parade ausgestellt werden mußte.

Digitized by Google

v. Blomberg die Summe genannt hatte, sagte der König: „Das ist wenig!“ und jener erwiderte: „Allerdings könnten die Leute viel mehr Vieh halten, wenn sie die Stallfütterung einführen wollten.“ Der König erwiderte: „Das ist nichts mit der Stallfütterung; wo sollen die Leute das Futter hernehmen, wenn sie das Vieh nicht auf die Weide treiben?“ Herr v. Blomberg setzte dem Könige auseinander, wie der Mist dem Lande durch das Austreiben des Viehes verloren ginge, und die Leute durch stärkere Düngung und Anbau von Futterkräutern mehr Futter erzeugen könnten. „Setze Er ihnen das auseinander und gehe Er ihnen mit gutem Beispiele voran!“ sagte der König. „Das würde ich gern,“ erwiederte der Gutsbesitzer, „aber die Aecker der Leute und meine Aecker liegen im Gemenge; sie, wie ich, müssen es sich gefallen lassen, daß zu einer festgesetzten Zeit das Vieh über den Stoppeln treibt; so würden alle Futteranlagen verwüstet werden.“

„Warum werden denn die Aecker nicht zusammengelegt?“ fragte der König. „Viel Köpfe, viel Sinne!“ erwiderte der Gutsherr; „die Leute sind gegen alle Neuerung eingenommen und sehr mißtrauisch, sie würden glauben, ich suche einen Vortheil.“ „Da werden sie wohl Recht haben, die armen Bauern werden immer geschunden. Er wird auch keine Ausnahme machen.“ „Darüber ziemt mir kein Urtheil, darüber können meine Bauern am Besten urtheilen.“

Der König sah Herrn v. Blomberg scharf an, schwieg einen Augenblick still, sagte dann plötzlich: „Serviteur!“ und drehte sich um. Sobald der Gutsbesitzer ihn verlassen hatte, schickte der König in's Dorf und ließ den Schulzen und die Gerichtsleute kommen, that viele Fragen an sie und hörte von ihnen, ohne sich direct danach zu erkundigen, daß der Gutsherr sehr gut gegen die Bauern gesinnt sei. Nachdem der König die Bauern entlassen hatte, wurde jener von Neuem zum König befohlen. Der König sagte: „Laß Er aufspannen, ich werde mir mit Ihm das Land besehen.“ Beide fuhren nun drei und eine halbe Stunde lang durch Feld, Wald und Wiese umher. Herr v. Blomberg machte den König aufmerksam auf die vielen Raine (unbeackerte Landstriche), welche auf den Feldern die Aecker der verschiedenen Eigenthümer von einander trennten, auf die Verzettelung von Kraft, Zeit und Dünger, die dadurch entstand, daß die Ackerstücke desselben Besitzers oft halbe Stunden weit von einander getrennt lagen, auf die dadurch bedingte Nothwendigkeit, über den Acker des Nachbars fahren zu müssen, um auf den eigenen gelangen zu können, auf die Uebelstände, welche das allgemeine Behüten der Felder hervorbrachte, und wies auf die Vortheile hin, die durch das Verfahren entständen, welches heut zu Tage Separiren genannt wird, und welches in diesem Jahrhundert in vielen Ländern, im Preußischen fast in allen Provinzen, seit langer Zeit schon durchgeführt ist. Der König hörte das ruhig mit an, machte selten einen Einwurf, that aber zuweilen eine landwirthschaftliche Frage, die von genauer Bekanntschaft mit der Sache zeugte, die aber ganz außer dem eben behandelten Gegenstande lag, so daß man wohl erkannte, er wolle sich überzeugen, ob der Gefragte Bescheid wisse. War die Antwort nach seiner Ansicht richtig, so sagte er jedesmal mit sichtbarer Befriedigung: „Das ist recht!“ Einmal fragte er, auf die Pferde vom Wagen zeigend: „Wo hat Er die Pferde gekauft?“ und auf die Antwort, daß die Pferde nicht gekauft, sondern auf dem Gute gezogen wären, sagte der König: „Zieht Er die Pferde zum Verkauf?“ „Nein, Ew. Majestät, nur was ich davon zur Wirthschaft gebrauche!“ „Daran thut Er recht; unsere Gegenden hier taugen nicht zur Pferdezucht; halte Er Kühe, das ist besser. Braucht Er die Pferde auch zum Pflügen?“ „In der Regel pflüge ich mit Ochsen, nur im Nothfall nehme ich die Pferde zu Hülfe.“ „Warum pflügt Er nicht mit Kühen?“ „Weil sie alsdann weniger Milch geben.“ „Aber doch mehr als die Ochsen.“

Darauf war nichts zu erwidern, oder doch nur eine längere Auseinandersetzung, die Herr v. Blomberg sich nicht erlauben wollte; er schwieg also. Bald darauf kamen sie an eine

Digitized by Google

Haide von Kienenholz, das einen verkümmerten Wuchs zeigte. Der König fragte: „Wem gehört das?" „Leider mir!" erwiederte Herr v. Blomberg. „Er hat recht, daß Er sagt leider, das ist ein miserabler Anblick; warum läßt Er das nicht abholzen und mit Kienäpfeln besäen?" „Die Bauern haben das Recht, in dieser Haide zu hüten; da beißt das Vieh die Wipfel der jungen Bäume ab, und so verkümmern sie; das Säen würde also nichts helfen." „Weiß er denn, wie die Kienäpfel gesäet werden müssen?" „Vom Morgen gegen Abend, Ew. Majestät." „Weshalb denn?" „Weil vom Morgen die meisten Stürme kommen." *) „Das ist recht!" sagte der König mit Befriedigung, „wo weiß Er das her?" „Ich habe auf meinem Gute Forsten, und da habe ich es für meine Pflicht gehalten, mich etwas mit der Forstwirthschaft vertraut zu machen. Wenn ich aber diesen Fleck Haide von seinem Weideservitut befreien könnte, würde ich ihn doch nicht mit Kienäpfeln besäen." „Was würde Er damit machen?" „Ich würde es zu Ackerland machen und eine Colonie darauf anlegen." „Warum eine Colonie?" „Es ist zu entfernt von meinem Gute, als daß es sich vortheilhaft von da aus bewirthschaften ließe; auch fehlt's hier an Arbeitskräften." „Alles will Colonien anlegen, und ich soll das Geld dazu hergeben; aber daraus wird nichts, non habeo pecuniam." „Wenn ich eine Colonie anlegte, würde ich mir von Ew. Majestät nicht einen Groschen dazu erbitten, sondern nur die Vergünstigung, daß die Colonisten zehn Jahre vom Militairdienst und von Abgaben freiblieben, damit sie Lust bekommen, sich niederzulassen." „Das ist mir schon recht; ich will von ihnen nichts haben, wenn sie nur von mir nichts haben wollen. Womit will Er aber die Bauern entschädigen, wenn die ihr Vieh nicht mehr in der Haide hüten dürfen?" „Ich wollte jedem ein Stück Wiese geben, das ihm doppelt so viel Futter einträgt, als er durch die Weide hatte." „Wer soll das taxiren?" „Die Leute sollen das selbst abschätzen." Der König schwieg; auch auf dem Rückwege sprach er kein Wort; selbst wenn Herr v. Blomberg sich erlaubte, ihn auf etwas aufmerksam zu machen, erwiderte er nichts, so daß jener darin eine Weisung erkannte, auch zu schweigen. So kamen Beide auf dem Schloßhofe an. Der König ging, von Herrn v. Blomberg begleitet, nach seinem Zimmer; an der Thür desselben sagte er: „Serviteur!" und deutete damit an, daß der Begleiter entlassen sei. Diesem war nicht ganz wohl zu Muthe; er glaubte durch irgend etwas das Mißfallen des Königs erregt zu haben und theilte seine Besorgniß dem Stallmeister mit. Der ließ sich das Vorgefallene erzählen und meinte, der König litte oft an Gichtschmerzen in den Zehen, er klagte nicht darüber, wenn sie aber recht heftig würden, dann würde er verdrießlich und schweigsam, und seine Umgebungen wüßten dann schon, daß sie auch ganz still sein müßten; in diesem Falle aber glaube er, daß der König, der mit den zunehmenden Jahren immer mißtrauischer werde, verdrießlich darüber sei, daß er nicht beim Prediger eingekehrt, der mit den vierzig Friedrichsd'ors vollständig bezahlt sei, sondern beim Edelmann, der für die Aufnahme etwas haben wolle, und der am Ende Ansprüche auf pecuniäre Unterstützung zu der Ausführung des besprochenen Agrarplans haben wolle. Er rathe ihm, deshalb nicht wieder davon anzufangen, sondern abzuwarten, ob der König auf den Gegenstand zurückkomme; geschehe das nicht, so sei daraus abzunehmen, daß er entschieden dagegen sei.

Herr v. Blomberg befolgte den Rath; er glaubte bemerkt zu haben, daß der König ein sehr lebhaftes Interesse für seinen Plan gezeigt, und so hoffte er von Minute zu Minute, daß ihn der Monarch zu sich bescheiden würde, aber vergeblich. Schon waren alle Vorkehrungen zur Weiterreise getroffen, die Wagen standen angespannt vor der Thür, da wurde er zum König befohlen. Er eilte hin; der König sagte sehr gnädig: „Sein Plan wegen der Zusammenlegung der Aecker hat mir sehr wohl gefallen; Er scheint mir der Mann dazu, ihn

*) Ganz ähnliche Unterhaltungen führte der König auch sonst. Vergl. „Zwei Tage aus dem Leben Friedrich's des Großen" in den „Feldgarben" (Leipzig, 1859).

Digitized by Google

durchzuführen; Geld kann ich Ihm nicht geben für die Molesten, die Ihm meine Aufnahme verursacht hat; aber weil ich Ihm obligirt bin, so will ich Ihm zum Dank die Ausführung übertragen; schick' Er mir den Plan dazu ein, ich will Ihm plein pouvoir geben." Herr v. Blomberg war auf's Aeußerste überrascht, er fand nicht gleich Worte; der König aber fügte seinen Worten hinzu: „Aber mit Geld kann ich Ihm nicht helfen, denn ich bin arm wie eine Kirchenmaus; und sorge Er davor, daß die Bauern nicht mit Klagen zu mir kommen wegen Bedrückung, sonst werde ich Ihn davor ansehen." Herr v. Blomberg sagte: „Ew. Majestät meinen, daß keine begründete Klagen kommen, denn Klagen werden gewiß kommen." Da sah ihn der König mit einem scharfen Blicke an und sprach: „Da Er so genau weiß, was ich meine, so richte Er sich danach! Serviteur!" Damit ging der König nach dem Wagen, stieg ein und fuhr ab.

II.

Herr v. Blomberg machte sich nun sogleich ans Werk. Ohne den Bauern von seinem eigentlichen Plane etwas mitzutheilen, sagte er ihnen nur, daß der König wissen wollte, welchen Ertrag ihre und des Gutsherrn Aecker, Wiesen und Hutungen lieferten, und welche Bodengüte sie hätten; sie möchten deshalb einen Taxator aus ihrer Mitte wählen; auch er würde einen stellen, und sie wollten dann gemeinschaftlich einen unparteiischen Obmann wählen, der, wenn die beiden Taxatoren uneins wären, den Ausschlag gäbe. Die Bauern einigten sich darüber, daß sie ihren Schulzen dazu ernannten; Herr v. Blomberg ernannte seinen Inspector, einen alten, erfahrenen Landwirth; zum Obmann schlugen die Bauern einen Ziegeleibesitzer aus der Nachbarschaft vor, der früher lange Gutspächter gewesen, und der sehr geschickt im Kuriren des Viehes war. Da er Herrn v. Blomberg als streng rechtlicher Mann bekannt war, so erklärte er sich mit der Wahl einverstanden. Die Bauern zerbrachen sich den Kopf darüber, welchem Zwecke diese Abschätzung dienen sollte; aber keiner, ebenso wenig einer der Taxatoren, erfuhr den wahren Grund. Es wurde nun die Ertragsfähigkeit des Bodens, so wie der Futterwerth der Hutungsberechtigungen taxirt. Da eine Karte von der Feldflur des Dorfes schon in früheren Jahren angefertigt war auf Kosten des Gutsherrn, und beim ganzen Geschäft nach sehr einfachen Grundsätzen verfahren wurde (man nahm nur drei Bodenklassen an) so ging Alles rasch von Statten, daß Herr v. Blomberg schon nach einigen Monaten den Plan zur Zusammenlegung der Aecker und zur Ablösung der Weideberechtigung dem König einsenden konnte.

Es währte einige Monate, ehe ein Bescheid einlief. Der König hatte, wie Herr v. Blomberg später erfuhr, den Plan einigen erfahrenen Männern zur Beurtheilung eingesandt; sie hatten sämmtlich ihr Urtheil dahin abgegeben, daß die Ausführung ein großer Gewinn für die Bewirthschaftung der Ländereien sein würde; alle hatten die Bemerkung dabei gemacht, daß der Länderaustausch sehr zum Nachtheil des Gutsbesitzers eingerichtet sei.

Das war allerdings der Fall. Herr v. Blomberg war wohlhabend; er besaß außer Göhren noch das Majorat Sergemiten in Kurland und suchte eine Ehre darin, seine Idee durchgeführt zu sehen; er hoffte durch freiwillige Opfer, die er brachte, jeder Klage zu begegnen; er hoffte, daß der glückliche Erfolg der hier zum ersten Male versuchten Zusammenlegung der Aecker dahin führen würde, dasselbe auch auf andern Dörfern auszuführen; er sah sich im Geiste als den Schöpfer einer neuen Aera in der Landwirthschaft an und fand darin eine so große Befriedigung, daß ihm jedes Opfer dagegen geringfügig erschien.

Sobald er im Besitz der königlichen Genehmigung war, die nicht allein den Plan billigte, sondern ihm die Ausführung desselben vollständig übertrug, schritt er sogleich an's Werk. Er ließ die Bauern zusammenkommen, wies ihnen die Vortheile nach, die durch das Zusammenlegen der Aecker und durch die Ablösung der Hütungsgerechtigkeiten für sie entständen;

Digitized by Google

sagte ihnen, daß die Durchführung dieses Planes des Königs Wille sei; daß ihm, dem Gutsbesitzer, dieselbe übertragen, und daß er fest entschlossen sei, den königlichen Willen durchzusetzen; daß er sich dabei an die Taxe halten würde, die sie selbst aufgestellt, und daß er, um sie zu überzeugen, wie er nicht seinen Vortheil, sondern ihr Bestes dabei suche, ihnen ein Drittel Land mehr von dem seinigen geben werde, als ihnen nach den von ihnen selbst aufgestellten Grundsätzen zukommen würde.

Die Bauern erwiederten kein Wort; sie gingen anscheinend einverstanden nach Hause, hielten aber noch an demselben Tage eine Berathung im Kruge, deren Endresultat war, daß sie sich eine solche Umwälzung durchaus nicht könnten gefallen lassen, daß sie Alle dadurch ruinirt würden, daß der König das auf keinen Fall haben wolle und daß sie sich bei ihm beschweren müßten. Das thaten sie denn auch wirklich. Einer von ihnen, der etwas Schulkenntnisse hatte, setzte eine Beschwerdeschrift auf, worin sie sich beklagten, daß der Gutsherr sie betrügen wolle, daß er das beste Land für sich ausgesucht, und ihnen das allerschlechteste geben, und ihnen ihr Hutungsrecht auf seinen Feldern und in seinen Wäldern nehmen wolle, und daß die Folge davon sein würde, wie sie künftig keine Abgaben mehr würden zahlen können, weil sie alle miteinander verhungern müßten. Zwei von ihnen wollten, damit diese Beschwerdeschrift sicher in die Hände des Königs gelangte, ihm dieselbe persönlich übergeben und zu diesem Zwecke nach Potsdam gehen; dort wollten sie bei der Wachtparade, indem einer von ihnen die Schrift hoch über dem Kopfe hielte, sich so stellen, daß sie dem Könige in die Augen fiele.

Der Gutsherr, der von diesem Plane hörte, erbot sich ihnen als Ortspolizeibehörde einen Paß für diese Reise auszustellen; sie befürchteten aber, daß das eine Falle sei, lehnten das Anerbieten ab und machten sich ohne Paß auf den Weg. Sie kamen auch glücklich und unangefochten nach Potsdam und stellten sich in verabredeter Weise auf. Der König bemerkte sie, ließ ihnen durch einen Adjutanten die Schrift abnehmen und nachdem er gehört, woher sie waren, und was sie wollten, ließ er sie auf das Schloß von Sanssouci befehlen. Dort sprach er sehr leutselig mit ihnen, versprach ihnen, daß ihre Beschwerde untersucht und ihnen Bescheid zugeschickt werden sollte; zugleich gab er ihnen auf ihre Bitte eine Ordre an den Gutsherrn mit, welche demselben aufgab, bis nach untersuchter Sache Alles im vorigen Stande zu belassen. Als die Boten mit dieser Botschaft heimkehrten, gab's im Dorfe groß Frohlocken, und die Leute sahen den Gutsherrn mit triumphirenden Blicken an. Die verheißene Untersuchung ließ nicht lange auf sich warten. Eine Commission, bestehend aus einer Gerichtsperson, einem Actuar und einem sachverständigen Landwirth kam, und verglich unter Zuziehung des Gutsbesitzers und des Dorfschulzen den dem Könige eingereichten Plan und die darin vorgeschlagenen Austauschungen mit dem Befunden an Ort und Stelle und mit dem von den Bauern selbst angegebenen Boden und Ertragswerthe und fand, daß der Gutsherr, wo er davon abgewichen, das immer nur zum Besten der Bauern und zu seinem eigenen Schaden gethan habe; sie erklärten das den Bauern, ohne sie zu überzeugen, und berichteten das Resultat der Untersuchung an den König. Der erließ nun eine sehr ungnädige Kabinetsordre an die Dorfgemeinde, worin er sie warnte, sie möchten sich nicht unterstehen, noch einmal mit solchen Unwahrheiten vorzugehen, widrigenfalls er sie streng bestrafen und die unbefugten Schriftsteller in das Kowalski'sche Strafregiment einstecken werde. (Unter „unbefugten Schriftstellern" verstand der König die Concipienten der Beschwerde; das Kowalski'sche Strafregiment aber war ein Garnisonregiment, in welches sowohl Offiziere als Gemeine versetzt wurden, die Schulden oder andere leichtsinnige Streiche gemacht hatten. Der General Kowalski, der es kommandirte, war durch seine Strenge berüchtigt. Man erzählte, daß er jedem neuen Soldaten, gleich nach seinem Eintritt dreißig Hiebe aufzählen, ihn dann vorführen ließ und ihn fragte: „Was hast Du gethan, daß Du die Hiebe bekommen hast?" Wenn

Digitized by Google

dann der Gefragte erwiederte: „Ich habe nichts gethan!“ so fuhr ihn der General an: „Siehst Du, Du Höllenhund, wenn Du schon solche Hiebe bekömmst, wenn Du nichts gethan hast, dann kannst Du Dir denken, was Du für Hiebe bekömmst, wenn Du was gethan hast; also nimm Dich in Acht!“)

Das Kowalski'sche Strafregiment war damals gefürchtet, wie heut zu Tage das Zuchthaus, es wagte daher keiner der Leute eine zweite Beschwerdeschrift aufzusetzen. Der Gutsherr ging, sowie die Ernte vorüber war, an die energische Ausführung des Ackeraustausches. Das Haideland, in dem die Bauern bisher gehütet, wurde mit einem tiefen Graben umgeben, und auf dem Lande, das ihm zufiel, ließ er sofort die nöthigen Arbeiten und Verbesserungen vornehmen. Die Leute, die beim Könige kein Recht fanden, glaubten, sie müßten sich selbst Recht nehmen. Sie meinten nicht eigentlich, daß ihnen im Prinzip Unrecht geschehen wäre, denn der Wille des Königs galt ihnen für Gesetz; aber sie hielten das Gesetz für ungerecht, weil sie meinten, daß es ihnen Schaden thue, und sie übervortheilt würden; auch glaubten sie, daß die mit der veränderten Bewirthschaftung unvermeidlich verbundenen Kosten sie zu Grunde richten würden. Sie wendeten nun ein eigenthümliches Verfahren an. Sie ließen die Aecker, die ihnen zugetheilt waren, unbeackert liegen; dagegen zogen sie bei Nacht auf die Strecken, die dem Gutsherrn zugefallen, und vereitelten dort durch gemeinsame Thätigkeit alle Arbeiten, die derselbe am Tage hatte verrichten lassen; die aufgeworfenen Gräben warfen sie wieder zu; das mit dem Pfluge umgewandte Land, dessen Grasnarbe, damit sie faulen sollte, nach unten lag, wandten sie in der Nacht um, so daß die Narbe wieder nach oben lag. Anfangs glaubte der Gutsherr, es würde ihm gelingen, sie durch Ausdauer zu ermüden; er ließ daher tagtäglich die zerstörten Arbeiten von Neuem verrichten; aber die Leute waren unermüdlich; sie schliefen bei Tage und arbeiteten bei Nacht, unbekümmert um ihre Zukunft, die eine bedenkliche werden mußte, da sie ihre Aecker unbebaut ließen, also im künftigen Jahre keine Erndte zu erwarten hatten.

Vergeblich versuchte der Gutsherr vernünftige, liebreiche Vorstellungen; der Sinn der Leute, der bisher sich immer fügsam und gutmüthig gezeigt, wurde von Tage zu Tage erboster und trotziger. Gewalt mochte Herr v. B. nicht versuchen; denn er sagte sich selbst, daß die physische Uebermacht auf ihrer Seite sei, und daß jeder verunglückte Versuch sie zu überwältigen, sein Ansehen vollständig untergraben müsse; und doch durfte diese Art von Kriegszustand, bei der zuletzt beide Theile zu Grunde gehen mußten, nicht länger dauern. Er ließ deshalb die Gemeinde zusammen berufen, um ihnen zu erklären, daß er über ihre Widersetzlichkeit an den König berichten müsse, der Mittel finden würde, sie zu brechen, und daß sie zu ihrem eigenen Besten nachgeben möchten, dann solle Alles vergeben und vergessen sein. Die Gemeinde kam nicht, und als er dem Schulzen vorstellte, was er der Gemeinde hätte vorstellen wollen, erwiderte der, wenn sie nachgäben, wären sie ruinirt, so wollten sie lieber durch Gewalt sich ruiniren lassen, als sich freiwillig ruiniren; dann könnten ihre Kinder doch *ihnen* keine Vorwürfe machen, wenn sie betteln müßten.

Da berichtete Herr v. *Blomberg* an den König über den Stand der Dinge, und bat um militairischen Beistand. Er erhielt die Antwort, daß der Kommandeur in der nächsten Garnison den Befehl erhalten habe, ihm so viel Truppen zu schicken, als er fordern würde, daß er es aber noch einmal versuchen solle, die Leute in Güte zur raison zu bringen. Das geschah. Da die Leute nicht zu ihm kamen, ging Herr v. B. zu ihnen in die Häuser, aber ohne allen Erfolg; sie hielten seine freundlichen Ermahnungen für Schwäche und Furcht, und ihre Nichtachtung und Erbitterung gegen den Gutsherrn stieg in einem solchen Grade, daß sie aus dem Hinterhalt mit Steinen auf ihn warfen und er es nicht mehr wagte, anders als mit geladenen Pistolen auszugehen.

Digitized by Google

Da schrieb Herr v. Blomberg an den Kommandeur der nächsten Garnison und ersuchte ihn, sechzig Mann Executionstruppen nach Göhren zu schicken. Der schrieb ihm zurück, ein Unteroffizier würde hinreichen, um die Bauern in Respect zu setzen; da es aber schiene, als ob der Gutsherr große Furcht vor den Bauern habe, so werde er zu seiner Beruhigung einen Fähnrich und zehn Mann schicken, die übermorgen in Göhren eintreffen sollten. Herr v. B. schickte sogleich eine Stafette an den Kommandeur und stellte ihm vor, daß eine so geringe Mannschaft bei der erbitterten, zahlreichen Bauernschaft Gefahr liefe, offenen Widerstand zu finden und den Kürzeren zu ziehen, und bat ihn dringend, kein Kommando abzuschicken, ehe nicht der König, dem er so eben Meldung gemacht, selbst entschieden habe, wie stark die Truppensendung sein solle. — Da es aber möglich, sogar wahrscheinlich war, daß das Kommando schon abmarschirt war, ehe das Schreiben in die Hände des Kommandeurs gelangt war, so fuhr er dem Kommando entgegen, um den Führer dringend zu bitten, Halt zu machen, bis auf weitere Ordre. Leider mißglückten alle Versuche, das geahnte Mißgeschick abzuwehren Das Schreiben an den Kommandeur lief erst ein, nachdem das Kommando bereits abgegangen; das Kommando aber wurde von Herrn v. Blomberg verfehlt; denn bei den damals noch ganz vernachlässigten Wegen und dem Mangel an Wegweisern hatte das Kommando den richtigen Weg verlassen, marschirte bei ihm vorbei und in Göhren ein, ehe er wieder zurückgekehrt war. Der Fähnrich ritt an der Spitze seiner zehn Mann in Göhren ein; die ganze Bauernschaft, selbst Weiber und Kinder, empfing ihn; auf allen Gesichtern lag Hohn, finsterer Trotz und wilde Erbitterung; er ritt auf den Haufen los und fragte in barschem Tone nach dem Schulzen. Ehe der Gefragte noch antworten konnte, schlug ihm der Fähnrich den Hut vom Kopfe mit den Worten: „Kann Er Bauernlümmel nicht den Hut" — ehe er noch ausgesprochen, war er schon von der empörten Menge vom Pferde gerissen, Männer wie Frauen fielen über ihn her, zerbrachen ihm den Degen, rissen ihn zu Boden, traten ihn mit Füßen und mißhandelten ihn auf jede Weise, daß er blutend und besinnungslos auf der Erde lag; die Soldaten, die ihm zu Hülfe eilen wollten, waren so dicht eingedrängt, daß sie keinen Gebrauch von ihren Gewehren machen konnten, sie wurden ihnen entrissen, ebenso ihre Seitengewehre und die Entwaffneten mit Hohnlachen zum Dorfe hinausgejagt; doch wurden sie nicht gemißhandelt.

Als der Gutsbesitzer heimkehrte, fand er den Fähnrich noch ohne Besinnung in einem Zimmer des Schlosses im Bett liegend, wohin ihn die Dienerschaft auf Befehl der herrschaftlichen Familie gebracht hatte; er erholte sich unter der Behandlung des sofort herbeigeholten Arztes, und es fand sich, daß er keine lebensgefährliche Verletzung davon getragen.

Der Gutsbesitzer sandte sofort die zweite Stafette an den König, worin er das Vorgefallene mittheilte und um weitere Verhaltungsbefehle bat. Er erhielt rasche Antwort, in der es hieß, die Bauern müßten eigentlich aufgehangen werden; weil sie aber in der Dummheit gehandelt, so solle Herr v. Blomberg die Sache untersuchen und die Schuldigsten Spießruthen laufen lassen, ihnen aber anzeigen, daß jeder, der noch einmal die geringste Widersetzlichkeit beginge, sogleich aufgehängt würde. Zugleich lag eine Abschrift bei von der Kabinetsordre, die der König an den Kommandeur erlassen; in derselben hieß es: Er hat durch seine Dummheit meine Armee so beschimpfen lassen, daß die Kanaille einen preußischen Offizierdegen zerbricht; aber das ist meine Schuld, warum mache ich einen solchen Esel zum Kommandeur; ich habe Ihm gesagt, Er soll dem Blomberg so viel Mannschaft schicken, als er verlangt; wenn er verlangt, daß Er selber mitkommen soll, so muß Er kommen!

Herr v. Blomberg verlangte nun eine ganze Kompagnie, die auch nach zwei Tagen unter Trommelschlag in Göhren einrückte. Diesmal ließ sich kein Mensch von den Dorfbewohnern blicken, nicht einmal ein Kind; so wie die Trommel von weitem zu hören war, zogen sich alle, die sich gerade außer dem Hause befanden, in die Häuser und Ställe zurück.

Digitized by Google

Die Kompagnie vertheilte sich, so daß fünfzehn Mann bei einem Bauer einquartirt wurden; von Zeit zu Zeit wechselten sie mit ihren Quartieren, so daß die Last von allen gleichmäßig getragen wurde. In dem Gericht, das abgehalten wurde, verurtheilte Herr v. Blomberg, dem der König freie Hand ließ, jeden Schuldigen zu dreißigimal Spießruthen laufen, und da der König nichts von den Frauen gesagt, so blieben sie straffrei; jeder Bauer aber, von dem eine Ehefrau sich bei den Mißhandlungen betheiligt hatte, mußte zehn Gänge mehr durch die Spießruthen machen, weil er seine Frau nicht besser gezogen hatte. Jungfrauen hatten sich merkwürdigerweise bei dem Exceß nicht betheiligt.

Die Soldaten zogen täglich förmlich auf die Wachtparade; starke Patrouillen streiften bei Nacht auf den Feldern umher und verhüteten so jeden Versuch, die Ackerarbeiten der Gutsherrschaft wie bisher zu vernichten; doch wären die Patrouillen wohl kaum nöthig gewesen. Der Muth der Leute war gebrochen; sie fügten sich in das, was sie jetzt als unabänderlich ansahen, nach dem Ausspruch, den man in jenen Gegenden öfter von den Landleuten hört: „Wenn man muß, dann thut man's gern;“ sie fingen sogar an, die ihnen zugewiesenen Aecker zu bearbeiten; sie erschienen sämmtlich, als der Gutsherr sie auffordern ließ, sich zu einer Versammlung einzustellen, und als er ihnen sagte, es thäte ihm leid, daß das Executionskommando ihnen so große Kosten verursache, — wollten sie ihm versprechen, daß sie sich künftig ruhig verhalten würden, so wolle er beim Könige darauf antragen, daß die Truppen zurückgezogen würden — da versprachen sie das sämmtlich; die Truppen verließen Göhren und die Ruhe blieb ungestört. Herr v. Blomberg führte nun die beabsichtigte Stallfütterung durch, die Bauern folgten langsam nach; das Heideland wurde an Colonisten ausgegeben und nach und nach bebaut; das alte traufliche Verhältniß aber, das früher zwischen der Gutsherrschaft und den Bauern bestanden, kehrte nicht wieder. Dem Gutsbesitzer wurde dadurch der Aufenthalt verleidet; er verkaufte Göhren und kaufte Liebthal bei Croffen, wo er nur noch einige Jahre lebte, nicht lange genug, um die Früchte seiner uneigennützigen Bestrebungen in vollem Maße zu ernten. Hätte er zehn Jahre länger gelebt, so würde er die große Freude gehabt haben, aus dem Munde der Göhrner Bauern zu hören, wie der Schreiber dieser Zeilen es oft gehört hat: „Aus der Erde möchten wir unsern Herrn kratzen, um ihm zu danken, was er an uns gethan, jetzt erst sehen wir ein, wie gut er's gemeint!“

Die Göhrener Gemeine wurde die wohlhabendste in der ganzen Umgegend, so wohlhabend, daß sie der Herrschaft das Rittergut abkaufte, die Aecker unter sich vertheilte, die Wirthschaftsgebäude niederriß und von den Baumaterialien ihre bäuerlichen Gebäude vergrößerte und vermehrte, das Schloß aber vermiethete. Ungeachtet jener dankbaren Anerkennung zeugt noch heut, und wird vielleicht noch in fernster Zukunft ein Name von der Feindschaft zeugen, die einst zwischen der Herrschaft und den Bauern bestanden. Herr v. Blomberg hatte zur Erinnerung daran, daß er nur durch den entschiedenen Willen des Königs seinen Plan durchgesetzt, die neue Colonie: Königswille genannt; die Regierung hatte das genehmigt, und so steht in allen amtlichen Verfügungen und auf allen Specialkarten der Name: Königswille; die Bauern aber, welche die Anlage verspotteten und andeuten wollten, daß daraus nimmermehr Etwas werden könne, und daß jeder, der sich da anbaue, verhungern müsse, nannten die Colonie: hungrige Fuchs. So heißt sie noch heut im Munde des Volks, und wer sie aufsuchen und unter dem Namen: Königswille erfragen wollte, würde keine Auskunft erhalten; er muß nach dem hungrigen Fuchs fragen, den kennt dort jedes Kind; aber selbst von den Erwachsenen weiß wohl kaum einer mehr, woher der Name entstanden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Maikönig

Digitized by Google

Der Maikönig.*)

Von Heinrich Pröhle.

Um die Frühlingszeit werden in Deutschland viele schöne Feste gefeiert. In Thüringen und Sachsen wird zu Pfingsten der alte Mann (der Winter) in's Loch gekarrt. Reiter mit verbundenen Augen stechen nach dem Strohmann; Bischof und Schellenmoriz sammeln Eier, Speck und Butter zu einer gemeinsamen fröhlichen Mahlzeit. Besonders anziehend sind diejenigen Feste, bei welchen Menschen rings in Laub eingekleidet werden. Der wilde Mann wird mit Laub und Moos umhüllt, an ein Seil gebunden und beim Gabensammeln zugleich als Bär gezeigt. Ein Bursche und ein Mädchen kleiden sich in Laub ein und verstecken sich außerhalb des Dorfes im Gebüsch oder im hohen Grase. Mit Musik zieht das ganze Dorf aus, sie zu suchen, und mit Jubel wird es in's Dorf geführt. Ein prächtiges Frühlingsfest aber ist vor Allem das Suchen des Maikönigs am Fuße des Kyffhäusers. Eine große Anzahl von Männern des Dorfes versammelt sich zu einem bunten, fast militairischen Aufzuge. Einige Männer sind zu Pferde; niemals fehlt ein wunderlicher Arzt, ein Quacksalber wie man sie früher auf Märkten sah; er reitet mit seinen Medicinflaschen auf einem gelben Ochsen.

So zieht der wunderliche Zug vom Dorfe fort und greift einen Mann als Maikönig auf. Eine Verabredung ist nicht vorher getroffen. Der Maikönig würde sonst im Dorfe schon bekannt sein, während alle Theilnehmer an diesem Zuge wünschen müssen, daß er so spät als möglich errathen wird. Aus diesem Grunde wird der Maikönig auch so mit Laub umkleidet, daß Niemand ihn erkennen kann. Zuletzt wird ihm eine Blumenkrone aufgesetzt, in welcher eine Glocke hängt.

Indem die Glocke unausgesetzt klingelt, wird der Maikönig von dem Festzuge vor das Maienzelt auf der Tanzwiese geführt. Der Pfarrer und der Amtmann und Alle, die außer ihnen nicht zum Festzuge gehörten, werden aufgefordert zu rathen, wer der Maikönig ist. Die Aufforderung zum Rathen erfolgt mit dem alten Reime

Thun Sie ihn nicht rathen,
So geben Sie eine Flasche Wein oder einen Braten.

Jeder darf drei Namen nennen. Ist auch der dritte Name nicht richtig, so muß er der Gesellschaft, die am Festzuge Theil nahm, jetzt in der Regel Geld zum Besten geben.

So oft ein falscher Name genannt wird, schüttelt der Maikönig seine Blumenkrone mit der Glocke.

Endlich wird der Maikönig errathen. Nun geht's in's Maienzelt. Da beginnt der Tanz und man labt sich am Wein und am Braten, von welchem jener Reim sprach.

*) Am 5. Februar 1861 vorgelesen in der Gesellschaft für neuere Sprachen und Literaturen in Berlin.

Digitized by Google

Das Kölnische Museum Wallraf-Richartz und seine Stifter.

Von Wolfgang Müller von Königswinter.

Es giebt keine deutsche Stadt, die so reich an architektonischen Monumenten ist, wie das alte heilige Köln. Die meisten derselben gehören der Vorzeit an. Unter ihnen lockt jedenfalls der Dom die größte Anzahl von Fremden zur Betrachtung und Bewunderung. Hat nun der Laie auch im Ganzen Recht, daß er diesen gewaltigen gothischen Bau in erster Reihe aufsucht, so üben alte Reste aus der römischen, merowingischen und vorzugsweise aus der romanischen Architekturperiode auf den Kenner eine nicht geringere Anziehungskraft. Wir halten namentlich die romanischen Kirchen für ganz wundervolle Werke, die in solcher Vollständigkeit an keinem andern Orte der Welt aufs Neue angetroffen werden. Allerdings ist auch der deutsche Styl vortrefflich vertreten. Ueberhaupt kann man die Architektur des Mittelalters bis in das fünfzehnte Jahrhundert wohl nirgends in schönern und reichhaltigern Beispielen verfolgen. Köln war in der alten Zeit im wahren Sinne des Wortes eine monumentale Stadt.

Die Urenkel scheinen aber den Urvätern nacheifern zu wollen. Nicht allein zeigt sich heutigen Tags allerwärts das Bestreben, die Monumente der frühern Perioden zu erhalten und zu erneuern, es sind auch, seitdem das linke Rheinufer wieder zu Deutschland zählt, eine Reihe von Bauwerken entstanden, die sich zum Theil würdig an die Seite der frühern Bauten stellen. Am großartigsten erscheinen wohl in dieser Beziehung verschiedene Anlagen, welche dem Handel und dem Verkehre dienen. Die Eisenbahnen, die den Norden mit dem Süden und den Westen mit dem Osten verbinden, sind mitten durch die volkreiche Stadt gelegt worden und haben große Umgestaltungen hervorgebracht, an sie knüpft sich das riesenhafte Unternehmen der gewaltigen Rheinbrücke, die mit Stein und Eisen gefügt, die Ufer des schönen breiten Stroms verbindet und nicht allein Fußgängern und Wagen, sondern sogar langen mächtigen Eisenbahnzügen einen gesicherten Uebergang gewährt. Die Alten würden diese Schöpfung unter ihre Wunderwerke aufgenommen haben, so kühn und stark schwingt sie sich, dem Wanderer eine weite Umsicht in das Land verstattend, hoch über die Wellen des Flusses. In ähnlicher Weise ist die Gemeinde thätig gewesen, welche eine große Anzahl von trefflichen Schulen und den großen Concert- und Ballsaal Gürzenich baute und welche auch jetzt wohl bald eine Restauration des alten Rathhauses vornehmen wird. Auf die vielen schönen Privathäuser, welche sich von Jahr zu Jahr mehren, können wir nur vorübergehend aufmerksam machen.

Dagegen soll uns ein anderes edles Werk beschäftigen, das seinen Ursprung weder der Kirche noch dem Staate, noch der Gemeinde, noch irgend einer großen industriellen Genossenschaft, sondern der echten reinen Heimathliebe zweier braven Kölner Bürger verdankt. Wir meinen das Museum Wallraf-Richartz, dessen Vollendung und vollständige Anordnung bevorsteht. Im Angesichte einer für Köln, den Rhein und gewissermaßen für das ganze Vaterland so wichtigen Ereignisses wird es aber nicht ohne Interesse sein, wenn wir einen kurzen Bericht über die Entstehung dieses durch herrlichen deutschen Bürgersinn entstandenen Werkes geben.

Zu diesem Zwecke brauchen wir nun keineswegs in alte Zeiten zurückzugehen: die Geschichte der meisten Gallerien und Museen, die sich einiger Bedeutung erfreuen, zieht sich

Digitized by Google

durch mehrere Jahrhunderte. Vorzugsweise sind sie Schöpfungen kunstliebender Fürsten, die über große Mittel zu gebieten haben, wie die Sammlungen in Rom, Florenz, Wien, München, Dresden, Berlin, Paris, London und Madrid, oder sie gehen von reichen Städten aus, wie die Gallerien in Amsterdam und Antwerpen. Die Grundlage zu dem hiesigen Museum wurde dagegen am Ende des vorigen Jahrhunderts gelegt. Es verhält sich mit demselben ungefähr wie mit dem Städel'schen Institut in Frankfurt a. M. und mit dem Schletter'schen Museum in Leipzig, die gleichfalls von Privatleuten gestiftet wurden. Allerdings aber findet in Bezug auf die Gründer selbst wieder ein großer Unterschied statt. Städel und Schletter waren reiche Leute; während der Kölnische Sammler nur ein armer Mann genannt werden kann. In dieser Beziehung bietet die Entstehung seiner Stiftung ein ungleich größeres Interesse.

Ferdinand Franz Wallraf wurde am 20. Juli 1748 zu Köln am Rhein geboren. Sein Vater war ein einfacher ehrsamer Schneidermeister, seine Mutter, Catharine Nettesheim die Tochter eines wohlhabenden Brauers. Beide Aeltern hatten das Gefühl der alten reichsstädtischen Bürger in hohem Maaße und leiteten ihre Namen von alten berühmten Geschlechtern ab. Er wollte von dem alten patricischen Hause der Walrave, sie von dem Stamme entsprossen sein, dem auch der abenteuerliche Schriftsteller Cornelius Agrippa von Nettesheim angehörte. Ein gewisser Ahnenstolz ist auch das Erbtheil des Sohnes geblieben, der sich schon in frühen Jahren den Wissenschaften widmete. In der That ward er ein fleißiger Schüler, Gymnasiast und Student, der eine Menge von Büchern zusammenschleppte und rastlos in ihnen herumstöberte. So erwarb er sich den Ruf eines äußerst strebsamen und tüchtigen jungen Mannes, dessen Neigungen immer mehr und mehr auf das Lehrfach hinausgingen. Nach vollendeten Studien wurde er und zwar bereits im Jahre 1769 Lehrer am Montaner Gymnasium. Da er zugleich Theologie studirt hatte, so erhielt er im December 1772 die Priesterweihe. In der Folge wurde er Professor an der Kölner Universität, wo er Botanik und später Aesthetik lehrte. Während dieser Zeit erlebte er mancherlei Verdrießlichkeiten, weil er entgegen den orthodoxen Principien, die an den Lehranstalten seiner Vaterstadt herrschten, eine humanistische Richtung anstrebte. Er stand deshalb mehrere Mal im Begriff, nach Bonn überzusiedeln, wo die neuerrichteten Lehranstalten eine freiere Bahn einschlugen. Den damals begonnenen Streitigkeiten machte der Einzug der Franzosen ein Ende. Die Eroberer gründeten in Köln eine Centralschule, an welcher Wallraf eine Stelle als Lehrer der schönen Wissenschaften erhielt. Als später das linke Rheinufer wieder deutsch wurde, lebte er als einfacher Geistlicher. Er starb allgemein geliebt, geachtet und beweint am 18. Mai 1824 als fünfundsiebenzigjähriger Greis.

Man sieht, an äußerlichen Schicksalen ist das Leben dieses Mannes nicht besonders reich. Er hat die heimathliche Scholle nur bei Gelegenheit von kleinen Reisen verlassen. Auch in die Ereignisse seiner Zeit griff er keineswegs mit starker Hand ein, mag er auch ihre vielfachen Wechselfälle, welche mit der französischen Revolution, der Weltherrschaft Napoleons und aus der Wiedererhebung des deutschen Volkes hervorgingen, tief und herzlich empfunden haben. In wissenschaftlicher Beziehung hat Wallraf gleichfalls keine besondere Werke an den Tag gefördert. Man hat sich zwar in Köln mitunter Mühe gegeben, ihn zu einem großen Philologen, Aesthetiker, Historiker und sogar zum Dichter zu machen, aber es ist doch nicht gelungen, ihm einen Platz unter den Männern zu sichern, die sich um die Bildung des Menschengeschlechts verdient gemacht haben. Allerdings war er ein gewandter Lateiner, der einzelne prägnante Inschriften erfunden hat, wie unter anderm den Gruß am Kölner Kirchhof: „hare Viator, mox noster." Unter den lateinischen und deutschen Oden, die er dichtete, findet sich keine originelle Schöpfung. In seinen historischen Aufsätzen, die sich übrigens alle auf seine Vaterstadt beziehen, sind einzelne verdienstvolle Forschungen enthalten. Im

Digitized by Google

Ganzen steht er aber auch hier auf dem Standpunkt voreingenommener Meinungen. Er wollte Alles auf römischen Grund und Boden aufbauen. Der wackere alte Herr war in dieser Beziehung sogar komisch. Uebrigens leidet die Stadt noch gegenwärtig an den Folgen seiner seltsamen Erfindungen. Dies ist namentlich in Betreff seiner Straßenbenennungen der Fall. So machte er z. B. aus den deutschen Namen Marktplatz und Marktpforte Marsplatz und Marspforte, aus Pfaffenpforte porta Paphia, aus Katzenbuckel Kattenbug, aus Hundsrücken Hunnenrücken u. dgl. m. Es ist eigentlich nicht recht, daß man die guten deutschen Namen nicht längst wieder hergestellt hat. Man übertreibt also, wenn man Wallraf als eine Leuchte der Wissenschaft und Kunst hinstellen will. Als einen echten braven humanen Mann kann man ihn aber nicht genug preisen. Er gehörte noch zu den trefflichen Schülern der humanistischen Priester, welche der Katholicismus in jenen Tagen heranzog. Ohne indifferent in Glaubenssachen zu sein, bewies er in allen geselligen Beziehungen jene echte Milde, Freundlichkeit und Wärme des Gemüths, welche in seinem Stande leider von Tag zu Tag seltener wird. Feind von aller Verfolgungssucht, von allem Zelotismus, von allem Besser-wissen-wollen, erschien er als eine reine, harmlose Natur, welche Gott gab, was Gottes, und dem Menschen, was des Menschen ist. Will man den Mann rühmen, so rühme man ihn von dieser Seite.

Aber bestand sein Verdienst denn nicht in seinen Kenntnissen der bildenden Künste? Aufrichtig gesagt, Nein! Er liebte die Kunst mit begeisterter Seele, aber er kannte sie nicht, wie wir sie kennen. Zu seiner Zeit war auch eine solche Kenntniß noch unmöglich. Was wir ihm höchstens zugestehen können, das ist eine mäßige Kunde der Kunst des Alterthums, zu der Winckelmann damals die Bahn gebrochen hatte. Die Forschungen über die Kunst des Mittelalters begann aber erst in diesem Jahrhundert. Sie waren noch nicht zum Abschluß gebracht, als Wallraf starb. Wenn er sich gleichwohl unermeßliche Verdienste um die Kunst erworben hat, so liegen diese nicht in seiner Einsicht in die Sache, sondern in seiner Liebe zur Sache. Wallraf war eine geborene Sammlernatur. Er hatte etwas vom Hamster in sich. Diese Leidenschaft, die schon in seiner ersten Jugend auftritt, zeigte sich gleichzeitig für Bücher und Antiquitäten. Die erste Hälfte seines Lebens war nun hauptsächlich den Antiken gewidmet, als aber die Boisserees und Bertram den Anregungen der romantischen Schule folgend die mittelalterlichen Bildwerke aufsuchten, da blieb neben vielen andern Wallraf nicht zurück, ja er übertraf alle andern Genossen an rastloser Emsigkeit und Thätigkeit. Daß seine Kunstkenntnisse nicht bedeutend gewesen sind, gewahrt man, wenn man seine Sammlungen durchforscht. Mit weiser Kritik ist er nicht ans Werk gegangen sonst würde man nicht auf so viele unbedeutende Arbeiten stoßen. Es ging ihm mehr um multa als multum. Glücklicher Weise befindet sich aber unter multa multum. Er hat ein wahrhaft kolossales Material zusammengebracht, das wiederum wahre Edelsteine enthält.

Und auf welche Weise ist es ihm gelungen, diese Sammlung zurecht zu stellen? Gerade bei diesem Werke muß uns die Gestalt des edlen Greises die höchste Achtung einflößen und zur Rührung fortreißen. Kölns Ruhm und Ehre füllte seine ganze Seele. Nun hatte er das Bewußtsein, daß ein großer Theil dieses Ruhms und dieser Ehre in der alten Kunst liege. Viele Männer, die seine Heimath besuchten, bestätigten ihm diese Meinung. So war es das Ziel und Ende all seiner Bestrebungen, auf diesem Felde zu retten, was in jenen kritischen Zeiten, wo das Vaterland in tausend Wirren steckte, zu retten war. Leider standen ihm keine reichen Mittel zu Gebote. Dennoch gelang ihm das Unmögliche. Nicht allein seine eigenen kleinen Einkünfte verwandte er auf den Ankauf von Kunstwerken aller Art, er bettelte auch um die Mittel, ja, er bettelte um die Sachen selbst. Seine Zeitgenossen erzählen, daß er Hunger und Durst gelitten, daß er im Winter die Heizung gespart und daß er die fadenscheinigsten Kleider getragen habe, nur um seiner Sammelluft fröhnen

Digitized by Google

zu können. Schließlich aber krönte er sein Werk dadurch, daß er seine sämmtlichen Besitzthümer der Stadt, wo er geboren und erzogen war, vermachte, und sie dadurch in den Besitz einer Gabe brachte, welche die rheinische Kunst vergangener Jahrhunderte in wunderbarer Weise repräsentirt. — Ist das nicht ein Bürger nach dem Segen Gottes?

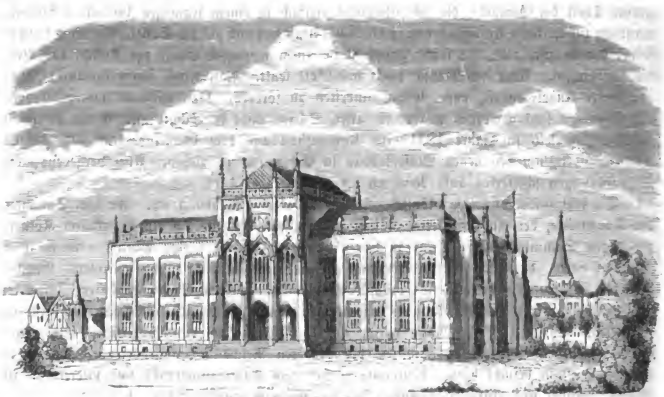
Als die Stadt das reiche Erbe angetreten hatte, war es keine kleine Schwierigkeit, einige Ordnung in das Chaos zu bringen, welches wirr und bunt in der Wohnung des Verstorbenen aufgethürmt lag, denn in dem Raume des alten Herrn muß es wunderlich ausgesehen haben. Göthe hat in seinen Reiseblättern mit milder Schonung davon gesprochen. Die Kölner Bekannten Wallrafs schildern sein Zimmer als Muster eines Antiquitäten-Kabinets, in dem der tollste Wirrwar herrschte. Seine Besitzthümer nahmen nicht allein die Wände und Boden, Ecken und Winkel, Tische und Stühle ein, so daß niemals ein Sitz für den Besucher vorhanden war, sondern sogar den größten Theil des Bettes ein, in dem der alte Priester sich Abends ein bescheidenes Plätzchen suchte. Nach seinem Tode wurde die Sammlung in den Kölnischen Hof, das jetzige Wallrafianum übergesiedelt. Zur Aufstellung kamen indeß nur diejenigen Werke, welche am wenigsten Schaden gelitten hatten. Der größte Theil der Gemälde, die sich allerdings vielfach in einem traurigen Zustande befanden, wanderte zur weiteren Aufbewahrung in die Rumpelkammer und auf die Söller. Natürlich tauchte sofort der Wunsch auf, die reiche Erbschaft in einem würdigen Hause zur Ansicht des Volkes zu bringen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Man redete fünfundzwanzig Jahre von dieser Angelegenheit, ohne sie im mindesten zu fördern. Erst nachdem immer dringender Stimmen laut geworden waren, die alten Schätze nicht in Schutt und Moder aufgehen zu lassen, berieth im Jahre 1851 eine Kommission aus dem Gemeinderathe mit einigen Kunstfreunden, um den neuen Museumsbau in Erwägung zu ziehen. Aber vergebens, die Verhandlungen scheiterten aufs Neue an der Finanzfrage.

Da trat unverhofft eine plötzliche, überaus glückliche Wendung ein. Zu dem Sammler der Kunstwerke, der ein begeisterter Kölner gewesen war, gesellte sich ein begeisterter Kölner, der diesen Sammlungen ein Haus zu bauen beschloß. Was der eine Bürger nicht zu thun vermocht hatte, das that ein anderer aus jüngerer und fürwahr nicht schlechterer Epoche. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich plötzlich die Kunde durch die Stadt, daß Herr Johann Heinrich Richartz sich die Aufgabe gestellt habe, seine Vaterstadt mit einem Museum zu schmücken. Dieser treffliche Mann wurde am 15. März 1796 von bürgerlichen Eltern geboren, die alten eingesessenen Familien der früheren Reichsstadt angehörten. Nachdem er das Gymnasium besucht hatte, bestimmte er sich dem Kaufmannsstande und bildete sich in Mainz, Brüssel und Antwerpen aus. In die Heimath zurückgekehrt, begründete er sein Geschäft in Köln, in dessen Interesse er später viele große Reisen nach den europäischen Seestädten machte. So kam er nach England, Frankreich und sogar bis Cadix und Gibraltar. Vorzugsweise pflegte er die Verbindungen mit Nord- und Südamerika und hat auf diese Weise den Grund zu der Blüthe seines Hauses gelegt. Ja, er hat gewissermassen den Häutehandel in Köln begonnen, der später von vielen Firmen mit außerordentlichem Glücke betrieben worden ist. Das Werk seines frühern Lehrers Wallraf fortzusetzen, gereichte ihm zur größten Freude. Wie waren nun mit einemmale alle Augen auf den schlichten einfachen Richartz gerichtet, der sich als gediegener tüchtiger Kaufherr ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, von dem er, da er ohne Frau und Kinder war, mit dem besten Gewissen einen Theil als patriotische Gabe zum Besten seiner Heimath zu verwenden sich entschloß! Man brachte ihm Fackelzüge und feierte ihm Feste. Sein Name wurde als der Name eines hochherzigen deutschen Bürgers in ganz Deutschland genannt.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Geschichte des Baues erzählen wollten. Sein Grundstein wurde am Tage, wo auch der Grundstein der Brücke gelegt wurde, von

Digitized by Google

König Friedrich Wilhelm IV. geweiht. Heut steht das stattliche Gebäude fast vollendet vor unsern Augen. Seitwärts von der gothischen Minoritenkirche erhebt es sich an der Stelle des früheren Klosters, das zu dieser Kirche gehörte, und umschließt den schönen Kreuzgang, dessen ornamentale Structur auch der Structur des Gebäudes zu Grunde gelegt worden ist. Sein Baumeister ist der Kölner Joseph Felten, ein Architekt von dem entschiedensten Talente für feine und harmonische Gliederung in den Verhältnissen. Das Werk bildet einen nach Norden liegenden Hauptbau mit zwei Flügeln, die sich gegen Westen und Osten erstrecken. Die nördliche Façade mit ihrer stattlichen Mittelpartie im Spitzbogenstyl und ihrer breiten Entfaltung nach beiden Seiten macht sich überaus prächtig. In gleicher Weise sind die Seitenflügel großartig und herrlich anzusehen. Auch giebt der am Aeußeren verwandte Tuffstein dem Gebäude einen ernsten und harmonischen Charakter. Außerdem wird das Ganze noch bedeutend durch die im Hintergrunde emporragende Kirche, welche der edle Bauherr gleichfalls restauriren läßt, gehoben. So gereicht denn das Gebäude, das, beiläufig gesagt, ohne den von der Stadt hergegebenen Platz an 200,000 Thaler kostet, der rheinischen Metropole in jeder Weise zum Schmuck und zur Ehre.



Das Wallraf-Richartz-Museum in Köln.

In seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit wird es freilich erst dann erscheinen, wenn die lichten hellen Säle, die sich durch zwei Stockwerke ziehen, und die theilweise Oberlicht erhalten werden, mit den Kunstwerken, welche Wallraf sammelte, und welche später hinzugekommen, angefüllt sind. Seitdem nämlich der Bau eine Wirklichkeit geworden ist, hat sich auch der Stadtrath entschlossen, die nöthigen Summen herzugeben, um die alten Bilder zu restauriren, welche auf den Kammern, Gängen und Söllern des Kölnischen Hofes aufgestellt waren. In der That ist man mit diesen Arbeiten auch schon ziemlich fortgeschritten. Diejenigen Gemälde, welche bis jetzt nicht ausgestellt waren, sind aber vielleicht noch zahlreicher, als die jetzige Sammlung im Wallrafianum. Das im Jahre 1815 von dem früheren Obersecretair und Archivar Peter Fuchs aufgenommene Inventar enthält 1616 Gemälde, von denen 376 der italienischen, 304 der niederländischen, 8 der französischen, 309 der altdeutschen und 358 der Kölnischen Schule zugeschrieben werden. Außerdem führt es 261 Portraits auf. Aber Wallraf hat nicht allein Gemälde zusammengebracht, seine

Digitized by Google

Aufmerksamkeit erstreckte sich in gleicher Weise auf Antiken, die theilweise aus Rom, theilweise aus den römischen Colonien am Rhein stammen, auf deutsche Sculpturen aus dem Mittelalter und der Renaissanceperiode, auf Metallarbeiten, Gefäße, Geräthe, Waffen und Rüstungen aller Art, sowie auf eine immense Anzahl von Kupferstichen, Holzschnitten, Manuscripten, Urkunden, Incunabeln und Büchern.

Man darf indeß nicht glauben, daß es sich in dieser Sammlung um nur vorzügliche Werke handle. Wir haben schon bemerkt, daß Wallraf kein scharfer Kritiker war, und daß er vielfach zusammenhäufte, weil es ihm im Blute lag. So läßt sich denn auch nicht behaupten, daß die römischen Gegenstände, obgleich mancherlei Interessantes dabei ist, von hervorragender Bedeutung sind. Ebenso bieten die Gemälde, die über das Jahr 1550 hinausgehen, wenig Hervorragendes. Mit wenigen Ausnahmen sind sie namentlich in Bezug auf die Italiener, Spanier und Niederländer meistens mit falschen Namen belegt. Man wird jedenfalls wohl thun, eine Menge von diesen mittelmäßigen Werken der Kritik des Publikums in dem neuen Gebäude nicht auszusetzen. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß das neue Museum sich ganz besonders durch seine alten Bilder von der Kölnischen und Rheinischen Schule im Allgemeinen auszeichnen wird. In dieser Beziehung sind dem alten Wallraf eine Menge von Schätzen in die Hände gefallen, von deren Reichthum und Umfang man kaum eine Ahnung hat, denn zu den bekannten Bildern des Kölnischen Hofes kommen eine Menge von Arbeiten, die erst bei der letzten Restauration an das Licht getreten sind. Dieselben umfassen die Zeit von 1300 bis 1550 und geben ein klares Bild der Entwickelung der Malerei an den Ufern des Rheines. Man findet unter ihnen eine große Anzahl von Bildern, welche noch dem sogenannten germanischen Style angehören und welche vielfaches Licht über die Zeit vor Meister Wilhelm verbreiten werden. Dieser letztere Maler ist dann mit der Schule, die er bildete, und die außerordentlich groß gewesen sein muß, ganz überaus reich vertreten. Daß die Bilder des Meisters Stephan im Ganzen selten sind, beweist auch der Zuwachs des Wallrafianums, der durch die neuen Restaurationen entstanden ist, denn es haben sich nur wenige Arbeiten gefunden, die an seine Art und Weise erinnern. Sehr vollständig erscheinen dagegen die Werke, die, aus der Schule des sogenannten Israel v. Meckenen hervorgehend, den Einfluß jener realistischen Richtung verrathen, die, durch die Gebrüder van Eyck in den Niederlanden gepflegt, bald den Kreislauf über ganz Deutschland antraten. Auch auf diesem Felde haben die Restaurationen eine Menge von höchst interessanten Gemälden an den Tag gefördert. Eben so wenig fehlt es an Arbeiten der folgenden Zeit, von denen leider die Namen der Maler nicht zu ermitteln sind, bis Bartholomäus de Bruyn, Anton von Worms und Johann von Aachen schließen. In diesen eben aufgeführten Bildern liegt der Schwerpunkt der Schule. Sind sie erst aufgestellt, so wird auch die Kunstgeschichte manche Bereicherung aus ihnen erhalten. Freilich darf man sie nicht so sehr mit den Anforderungen der Aesthetik, als vielmehr mit historischem Auge betrachten. Außerdem aber enthält die Sammlung auch einzelne kostbare Bilder aus der niederländischen Schule, einen herrlichen Albrecht Dürer, einen Lukas Cranach, einen Rubens, der indeß bezweifelt wird, eine Jordan's, vortreffliche Bildnisse und verschiedene schöne moderne Bilder von K. Begas, E. Bendemann, C. F. Lessing und Julius Schrader. Unter den letzteren befinden sich einige Erwerbungen des in Köln ins Leben gerufenen Museumsvereins. Auch haben manche andere Privatleute treffliche Gaben in das Wallrafianum geliefert, wie H. v. Herwegh, der ihm die berühmte Madonna in der Rosenlaube vererbte, Herr Stadtbaumeister Weyer, v. Ammon, Herr Merlo u. a. m.

Im Ganzen aber ist das Kölner Museum das Werk zweier edlen Kölnischen Bürger, deren Namen es denn auch bis in die fernsten Zeiten tragen wird.

Digitized by Google

Die Burg von Nürnberg.

Nürnberg, unter den Städten des Frankenlandes die vornehmste, die geisteshohe, unter den Städten des Reichs die kaiserfreundliche, unter den Städten der Städte die Weihnachtsstadt, Nürnberg ist der Stolz Deutschlands. In die ersten Jahre unseres Lebens klingt sein Name schon so hell und freundlich, und noch in den spätesten, wenn schon längst alle Saiten des Herzens ausgeklungen haben, schlägt der Laut so sehnsüchtig noch an der letzten, an dem deutschen Heimathsgefühle an. Dieses Gefühl zieht jährlich Tausende in seine Mauern, und Jeder fühlt sich hier froh und glücklich, angeheimelt von dem mächtigen Zauber all des Unsagbaren und doch so Einfachen, des so Gewaltigen und doch so Zarten, was man deutsches Gemüth zu nennen pflegt, und dessen Heimathsort Nürnberg ist. Es ist deutscher Boden, auf dem man wandelt, deutsche Luft, die man athmet, jeder Stein ein Denkmal deutscher Geschichte. Wenn es in Nürnberg überhaupt einen Fremden deutscher Zunge geben kann, so möchte ich ihm, um ein unauslöschliches, charakteristisches Erinnerungsbild in seine Seele zu drücken, eines sonnigen Sommernachmittags an den Eingang des großen Marktes führen, eines Sonntagsnachmittags, wenn die Feiertagsmenschen außer den Thoren sich unter grünen Lauben tummeln, wenn die engen, alten Gassen, die menschenleeren Plätze, froh, der quälenden Last der Menschen entledigt zu sein, im jungen Sonnenscheine Feiertagsruhe halten; wenn die Brunnen rauschen, rings von Fenstern und gothischen Chörlein Blumen lächeln und duften, und man aus der niedrigen, runden Thür des Hauses jeden Augenblick ein Gretchen möchte treten sehen.

Ungestörter ist die Illusion, zauberisch ist der Eindruck, wenn tief in schweigender Winternacht sich die Mondschatten auf dichter Schneedecke über Erker und Giebel dehnen — da thut sich das Geheimniß der Vergangenheit auf. Aus den hohen geöffneten Kirchenthüren strahlt Kerzenglanz, strömt Weihrauchduft, glänzt Priestergepränge; lange, feierliche Processionen wallen durch die Straßen, durch die Reihen emsigen, frischen, lustigen Volkes, das heute so recht mit Bewußtsein lungert, hier und da ehrerbietig oder trotzig Platz machend den Herren vom Geschlecht, die in schwarzem Gewande zu Rathe gehen, während andere, unbekümmert um das Treiben da draußen auf den Straßen, in ihren Werkstätten schaffen, sinnen und erfinden, was zur Nothdurft und Schönheit des Lebens gehört, seien es schlichte Handwerker, oder Männer des forschenden Geistes, seien es Dichter, oder Künstler. — Da blitzt dort aus dem Fenster ein Licht heraus in die Mondnacht, lustige Gesänge heimkehrender Zecher widerhallen an den düsteren Häusern, der Geist erwacht aus der träumerischen Verzauberung der Phantasie, und es ist Einem, als wäre man in den Mauern einer versunkenen Stadt gewandelt, darüber die Fluth des klaren, sternenglänzenden Himmels und jenseits derselben — die Welt wirklicher Wesen, auf deren festem Boden man sich wieder sicher fühlt.

Hoch über der Stadt, auf der Nordseite derselben, erhebt sich die Burg von Osten nach Westen auf einem Keupersandsteinfelsen. Sie ist das eigentliche Wahrzeichen der Stadt, ohne sie wäre Nürnberg nicht, in ihr verkörpert sich die Geschichte der Stadt. Jetzt hat sie die Rolle der Ehrendame übernommen, welche dem Ankömmling schon aus der Ferne artig und würdevoll die Honneurs der Stadt macht, stillschweigend zu dem Besuche derselben wie ihrer selbst einladend. Wohnung räumt sie aber nur Königen, den Herrn des Landes ein. Nehmen wir den Weg von der Stadt, so empfängt uns das lachende Grün des Burg-

Digitized by Google

berges mit prächtigen alten Linden, von der Hand Friedrich Pirkhaimer's, des Oukels des berühmten Willibald, gepflanzt. Der Oelberg am Fuße des Schloßberges ist eine Stiftung Martin Kötzel's. Weiter hinauf streckt sich, zwischen zwei Thürmen eingeschlossen, die Fronte eines langen düsteren Gebäudes aus Sandstein. Es ist die Kaiserstallung, die 1494 durch Hans Behaim, dem Nürnberg mehrere seiner alten öffentlichen Bauten verdankt, an der Stelle der Burggrafenburg erbaut wurde, nachdem diese in einer Fehde des Burggrafen mit dem Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt durch den bayerschen Pfleger in Lauf, Christoph Laiminger, im Herbste 1420 niedergebrannt worden war. Es geht die Sage, als habe der Rath von der Absicht des Pflegers gewußt und gerade in dieser Nacht einen Tanz auf dem Rathhause abgehalten. Die Zerstörung der Burg war für den im Norden Deutschlands zurückgehaltenen Burggrafen die Hauptveranlassung, seine Gerechtsame an die Stadt zu verkaufen, um der ewigen Plackerei mit derselben los zu sein. Wie die Herren von Nürnberg immer zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen wußten, so diente dieses Gebäude mit seinen großen Speichern als Kornmagazin und zugleich in seinen unteren Räumen als Stallung für die Pferde der kaiserlichen Hofhaltung. Bei Gelegenheit eines Besuches Carls V. 1541 in Nürnberg, erzählt Hans Sachs, habe der Kaiser, die verschiedenen öffentlichen Gebäude besuchend, zu seinem größten Erstaunen Korn gefunden, das hundert und siebenundneunzig Jahre alt war, ihm zu Ehren zu Brod gebacken und präsentirt wurde.

Der rechts an der Kaiserstallung zunächst gelegene schlanke Thurm mit den vier Erkern, „Lug ins Land" genannt, wurde 1367 von der Stadt an die Burggrafenburg gesetzt, um sich von Allem, was in derselben vorging, zu überzeugen. Zugleich hatte man um dieselbe eine Mauer gezogen, deren Thor Nachts verschlossen wurde, angeblich, um sich vor dem Uebermuthe des burggräflichen Gesindes zu sichern, das in die Stadt hinablief und allerlei Possen trieb, im Grunde aber, weil die Stadt im Stillen für ihre Unabhängigkeit fürchtete und sich für alle Fälle sicher stellen wollte. Der unweit belegene fünfeckige Thurm, dessen abnorme Bauart aber nur vom Stadtgraben aus sichtbar ist, ist das älteste Bauwerk der Stadt, um das sich diese und ihre Geschichte krystallinisch angelegt hat. Auf dem kleinen Flecke zwischen dem „Lug ins Land" und fünfeckigen Thurm spielt der Hauptact der Nürnberger Geschichte, der Widerstand der Stadt gegen die Burggrafen von Hohenzollern, der alle ihre Kräfte herausforderte, der sie groß und mächtig machte. Von dem Gebäude aus zieht sich eine Mauer, die den Blick in das nördlich gelegene üppige Gartenland, das sogenannte Knoblauchsland, schweifen läßt, bis an das erste Burgthor.

In der Mitte der Brüstung dieser Mauer sind zwei Hufeisen eingehauen zum Andenken an den Schelmenstreich, den Eppelin (Apollonius) von Gailingen den Nürnberger Herren gespielt hat. Je reicher nämlich die Stadt durch den Handel ihrer Bürger wurde, in desto höherem Grade erregte sie den Neid und Aerger des auf seinen festen Schlössern wohnenden Landadels, der, um irgend einen ritterlichen Vorwand für einen ganz gewöhnlichen Raub zu haben, das sogenannte „Absagen" erfand. Man sagte z. B. der Stadt ab, wenn man zu einer Forderung, die der Einzelne an den Einzelnen in der Stadt hatte, nicht kommen konnte, und glaubte sich dadurch berechtigt, von dem fahrenden Gut des Bürgers sein Eigenthum zu nehmen, wo man es fand. Der Kunstausdruck für diese kunstreiche Methode war „Krempeln auf der Straß". Einer der genialsten Krempler war Eppelein von Gailingen; er hauste auf seinem festen Schlosse Trameysel bei Muggendorf. Sein Name war der Ausdruck für alle Tollkühnheiten und Schelmenstreiche jener tollen Zeit. Er war im Volkslied gefeiert, wie nur immer einem Helden eines anderen Volkes diese Ehre widerfahren konnte. Ein geschworener Feind derer von Nürnberg, lauerte er ihnen auf der Straße auf; er trieb seinen Schabernack mit ihnen auch in ihrer eigenen Stadt, in die er

Digitized by Google

sich öfters einzuschleichen wußte. Einstmals nahm er sogar am hellen Tage ein silbernes Vogelhaus, eine Auslage mit Münze und Geschmeide von hohem Werthe, das vor dem Rathhause hing, hinweg und suchte damit das Weite. Endlich gelang es den Nürnbergern, sich ihres gefährlichen Feindes zu bemächtigen. Er wurde in sicheren Gewahrsam gebracht und zum Tode verurtheilt. Als der ihn besuchende Beamte ihm das Recht einer letzten Bitte ankündigte, verlangte er, noch einmal sein Roß besteigen zu dürfen. Man führte es ihm vor, er schwang sich flugs in den Sattel, drückte die Sporen fest ein und setzte über den Burggraben, den Nürnbergern noch ein höhnisches Lebewohl zurücklassend. Als er auf der Landstraße mehreren Landleuten begegnete, und diese auf seine Frage: wohin sie denn gingen, ihm antworteten: nach Nürnberg, um der Hinrichtung des Eppelein von Gailingen beizuwohnen, erwiderte er: „Ah, die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn." Jenes Lebewohl war aber kein Lebewohl für immer, er entging seinem Schicksale nicht. Im Jahre 1381, nachdem er den Nürnbergern abermals die Pferde von 32 Wagen ausgespannt hatte, wurde er mit zweien seiner Spießgesellen und vier Knechten gefangen und die ganze ehrenwerthe Gesellschaft auf Anklage Nürnbergs und anderer fränkischer Reichsstädte zu Neumarkt hingerichtet.

In dieser Sage mag sich die Tradition an die alten Burggräben fortgepflanzt haben, denn nach der heutigen Entfernung müßte man dem fränkischen Ritter eine Dosis übernatürlicher Kräfte zuschreiben. Die Breite des Stadtgrabens, wie wir sie jetzt sehen, datirt nämlich erst aus dem Jahre 1538, wo man die Bastionen hinter der Burg umlegte (daher man diese in Nürnberg selbst nur „die Veste" nennt) und den Graben weiter hinausrückte.

Zur Bewachung des Schlosses waren vier Burghuten errichtet, deren jeder die Aufsicht über ein zur Burg führendes Thor zustand. Das Thor mit dem kaiserlichen Adler führte zu der eigentlichen Burghut des Grafen von Zollern, die den wichtigsten Zugang zu bewachen hatte, das heutige Vestnerthor, das in das Freie führt und durch welches später nur der Loosunger und die Aeltesten des Rathes ausreiten durften.

Im Vordergrunde liegt „die Freiung" mit dem entzückenden Blick auf die Stadt und deren Umgebung. Wie in mehreren Klöstern der Stadt, so fanden hier die Verbrecher ein Asyl. Der Ueberblick über dieselbe war mit einem edlen, milden Gefühle geweiht. Links von der Freiung die „Walburgiskapelle", einst als „Ottmarskapelle" die Hauskapelle der Burggrafen und ohne Zweifel eines der ältesten kirchlichen Gebäude der Stadt. Sie brannte 1420 mit der burggräflichen Burg ab, und auf ihren Trümmern ließ die Stadt eine neue, der heiligen Walpurgis geweihte Kapelle errichten. Rechts von der Freiung der Vestner Thurm, den der Nürnberger Witz als den höchsten, wegen seiner hohen Lage, als den niedrigsten im Vergleich mit den übrigen der Stadt durch seine geringe Höhe, als den dicksten durch die Stärke seiner Mauern, als den dünnsten durch den äußeren Umfang bezeichnet. Er gehörte zu der Haasenburg, der dritten Burghut, welche die Aufsicht über das unter der Freiung sichtbare Himmelsthor hatte, den in Felsen gehauenen, von der Stadt heraufführenden Haupteingang, durch welchen auch die Kaiser mit ihrem Gefolge einritten. Auf diesem Vestner Thurm besteht jetzt noch eine Art von Burghut, aber nicht über die Ritter und Reisigen, die da an die Thore gesprengt kommen, sondern über Alles, was grüne Schleier, Plaids und rothe Reisehandbücher trägt. In die Entzückung über den sich darbietenden Anblick der Stadt, tönt plötzlich eine Stimme von oben — aber nicht die Stimme des Weltgerichtes, sondern nur des Thürmers, um die Fremden zu einem Besuche seiner an Aussicht allerdings sehr reichen Wohnung einzuladen.

Eines der interessantesten Bauwerke ist der links am Schloßeingange gelegene sogenannte „Heidenthurm," so benannt, weil man die an seiner Außenseite befindlichen Spuren aus der ersten Zeit der christlichen Kunst für Götzenbilder hielt. Dieser Thurm, der noch sehr deutliche

Digitized by Google

Spuren romanischer Bauart trägt, war früher höher. Im Jahre 1529 wurde das ganze Schloß getüncht und von dem Heidenthurme wichtige Denkmäler der christlichen Kunst in dem Unverstande der damaligen Zeit als „allerlei Possen" entfernt, sowie der Thurm, der ein spitzes Dach mit vier Erkern gehabt haben soll, welches letztere aber mit dem ursprünglichen Style sehr wenig harmoniren und darum zweifelhaft sein möchte, abgetragen.

Zwei schlanke Pappelbäume bilden die stumme, noch nie abgelöste Wache vor dem Thore der ehemaligen kaiserlichen Residenz. Das Thor trägt den Doppeladler des alten deutschen Reichs mit dem Herzschilde des Erzhauses Oesterreich. Ueber der Wölbung des Einganges steht die Zahl 1552, desselben Jahres, in welchem sich die Stadt in ihrem instinktiven Gefühle drohender Gefahr von Seite des alten Gegners jetzt in der Person des Markgrafen Albrecht Alcibiades rüstete, darüber die drei Wappen der Stadt, denen man an öffentlichen Gebäuden so oft begegnet, der Doppeladler auf Nürnbergs Reichsunmittelbarkeit zurückweisend, ein getheilter Schild, die Grenzflüsse des ehemaligen Gebietes Nürnbergs andeutend, das dritte, das Geheimsiegel des ehemaligen Rathes, ein Adler mit Kopf und Büste einer Jungfrau, die eine Mauerkrone trägt, der sogenannte Jungfernadler, der nach Heifeld auf das im Mittelalter berühmte Pantoffel-Regiment der Nürnberger Frauen, nach des galanten Conrad Celtis Auslegung aber auf die unwiderstehliche Holdseligkeit und Anmuth derselben gedeutet wird.

Man zieht die Glocke. Schon der öffnende Kastellan ist eine interessante Person. Er gehört der Künstlerfamilie Kellner an, die sich um die Wiedererweckung der Glasmalerei, namentlich was die Farbe betrifft, große Verdienste erworben hat. Wir stehen im Burghofe. Dreißig deutsche Kaiser sind in diesen Burghof eingezogen — acht Jahrhunderte schauen auf uns herab — es ist eine geweihte Stätte des Vaterlandes. Hier wurde von Kaiser Heinrich III. der Krieg gegen die Ungarn berathen, hier hat der unglückliche Heinrich IV. die Gesandten seines großen Gegners Gregors VII. empfangen, hierher flüchtete er nach der schmachvollen Demüthigung von Canossa, hier weilte Friedrich Barbarossa, ehe er gegen Mailand zog, empfing die Gesandten des griechischen Kaisers und des Sultans von Iconium, hier legte Friedrich II. 1219 den Grund zur Größe der Stadt durch Verleihung des großen Privilegiums. Auf die Hohenstaufen folgten die Habsburger, dazwischen die Günstlinge jener wechselnden Zeit, in der die Weltgeschichte mit der deutschen Kaiserkrone ein launenhaftes Spiel treibend, diese als Zankapfel bald in dieses, bald in jenes Haus schleuderte. Ludwig der Bayer, der Liebling der Stadt, wählte die Burg zu seinem Aufenthalte. Von 1322—1325 war sie sein fester Wohnsitz. Sie war auch der Lieblings-Aufenthalt Kaiser Friedrichs III., der vor dem Schlosse hängende Gärten errichtet hatte, hier 1487 den Dichter Conrad Celtis krönte und einen großen Reichstag abhielt, eines Tages auch alle Nürnberger Kinder in den Garten hinter der Burg kommen ließ und sie mit Honigkuchen, darauf des Kaisers Bildniß war, beschenkte, wovon dieselben auch nachher den Namen „Kaiserlein" behalten haben.

Bei seiner Anwesenheit im Jahre 1491 wohnte Maximilian I. der Hochzeit des Stephan Tucher mit Jungfrau Ursula Muffel bei, 1517 feierte er fröhliche Fastnacht, im Jahre 1541 bereitete die Stadt Kaiser Carl V. bei seinem Einzuge in die Burg einen großartigen Empfang. Die nachfolgenden Kaiser hatten fast alle den Tribut ihrer Würde in einem Besuche der Burg dargebracht, wenn auch die späteren Besucher von Kaiser Matthias an ihre Räume nicht mehr zur Wohnung benützten, und es vorzogen, auf dem Rathhause oder in einem Privathause zu wohnen. Der letzte Kaiser, der seinen Kaisergang zu ihr machte, war Joseph II. im Jahre 1781. In ihm nahm sie für ewig Abschied von den Herren des deutschen Reiches. Neue Zeiten — neues Leben! Die Kaiser sind todt — es leben die Könige, die ihr neues Leben gebracht haben. Sie fühlt sich wie-

Digitized by Google

der stolz und erhaben, sie ist im verjüngten Glanze zum Wohnsitz eines Königs erhoben worden. Die Bestimmung der einzelnen Gebäude, wie sie von Alters her waren, ist auch in neuester Zeit bei der Restauration, die 1852—1857 auf Befehl des Königs Max II. vorgenommen wurde, beibehalten worden. Links nach Süden der Pallas, mit den Gemächern des Kaisers. Diesen bewohnt jetzt König Max; der Mittelbau nach Westen, die Kemnate war für die Wohnungen der Frauen bestimmt und ist jetzt für die Königin, ihre Damen und die beiden Prinzen eingerichtet; rechts nach Norden, da wo jetzt eine leere Mauer, befand sich die Dienerschaft mit der Burgküche; die Gänge, die diesen Theil mit dem Hauptgebäude verbanden, sind noch zu sehen.

Die große Linde mitten in dem Schloßhofe schreibt die Sage Friedrich III. zu. Sie ist sehr alt und wird noch immer nicht müde, mit ihrem Grünen und Blühen diesen stillen ja abgestorbenen Räumen das Lied des ewigen Sprossens und Treibens der Natur, das Lied vom Leben zuzurauschen — und freut sich der vier schmucken Cavaliere, die man ihr in der neuesten Zeit in den lebensgroßen, aus Gyps gegossenen und broncirten Fackelträgern zur Gesellschaft gegeben hat. Unter dieser Linde hielt auch Friedrich Pirkhaimer seinen Hochzeitstanz an eben dem Tage, als Albrecht Dürers Vater als wandernder Goldschmiedsgeselle in Nürnberg einzog. Dieser wurde später befreundet mit Pirkhaimer und zog in dessen Hinterhaus, wo ihm jener Sohn geboren wurde, der Europa mit dem Ruhm seines Namens erfüllen sollte und mit dem Neffen Willibald den Bund der Alten in einem noch tieferen geistigen Verhältnisse deutscher Freundschaft erneuern sollte.

Das Erdgeschoß des Hauptgebäudes war früher zur Wohnung des Schultheiß und kaiserlichen Kastellans eingerichtet, welches Amt immer der erste Losunger, Präsident des Raths und erster Würdenträger des kleinen Staats bekleidete, daher der Umstand, daß die Gemächer, das Zeitalter Ludwig XIV. und XV. repräsentirend, Umwandlungen nach dem Geschmacke der Zeit und des Bewohners erfahren haben.

Der Kaiser- oder Baukefaal im Erdgeschosse ist ganz in seiner ursprünglichen Bauart erhalten und ohne Zweifel der Saal, in welchem die Reichstage abgehalten wurden, und dessen Decke bei der Hochzeit des deutschen Königs Heinrich mit Margarethe von Oestreich 1225 einstürzte und gegen funfzig Personen erschlug. Der König war nur dadurch gerettet worden, daß er sich während der Catastrophe in einer der durch die dicken Mauern gebildeten Nischen befand. Wände und Decke getäfelt, letztere wie die größeren meist nicht gewölbten Räume aus dieser Zeit mit einem mächtigen, von einer Holzsäule gestützten Durchgangsbalken getragen. Ein Prachtstück der Töpferkunst ist der kolossale Ofen mit Fruchtstücken und den vier Welttheilen. Von künstlerischem Interesse ist eine Sammlung altdeutscher Bilder, darunter gute Copien nach Dürer, auch die Brustbilder jener vier in der Münchener Pinakothek befindlichen Apostel, die, ein Geschenk Dürers an die Stadt, der Rath von Nürnberg 1625 dem Churfürsten Maximilian I. schenkte, der damals eine drohende Stellung gegen die Stadt annahm. Das Original ersetzte er durch diese Copie vom Maler Fischer, einem Schüler Dürers. In dieser Sammlung befindet sich auch die Copie von dem in der Münchener Pinakothek bewunderten Original-Bildnisses Albrecht Dürers. An diese Copie knüpft sich folgende interessante Thatsache. Ein Nürnberger Maler Namens Küffner hatte vom Grafen Eckard in München den Auftrag zu einer Copie des Dürer'schen Bildnisses, das auf dem Rathhause aufbewahrt war. Man trug kein Bedenken, den Schatz dem Maler auszuliefern, nachdem man vorher das Amtssiegel auf die Rückseite der Holztafel gedruckt hatte. Küffner copirte nicht nur das Bildniß, sondern auch das Stadtsiegel, gab statt des Originals seine Copie zurück und verkaufte jenes nach München. Später entdeckte man erst den Betrug. Doch sollte der Betrüger seiner Strafe nicht entgehen. Er endete sein Leben in der Strafhaft wegen Falschmünzerei auf der Veste Rothenburg. — Einige Stufen führen in die St. Ottmars- oder

Digitized by Google

Kaiserkapelle, die über die Margarethenkapelle erbaut ist, und deren Bodenraum innerhalb der vier Säulen sich über jener gleich der Doppelkapelle auf dem Schlosse zu Eger geöffnet haben soll. In die untere Kapelle eintretend, glaubt man in der That in den Moder und in die Finsterniß des zehnten Jahrhunderts, die Zeit ihrer Entstehung, zurückzugehen. Ihre Bauart trägt ganz das Schwere und Strenge des byzantinischen Baustyls an sich, während die Kaiserkapelle in der leichteren blühendern Form des Uebergangs in das Romanische gehalten ist.

Die prächtigen schlanken Säulen sind aus Marmor, man hält dafür, daß sie Kaiser Friedrich Barbarossa aus Italien hierher gebracht habe. Daß sie italienischen Ursprungs sind, dafür spricht auch schon die Sage einer Wette des Burgkaplans mit dem Teufel, wonach dieser, ehe jener eine Messe lesen, die zur Kapelle nothwendigen Säulen aus Rom herbeischaffen würde. Der fromme Mann gewann die Wette, denn er hatte eben seine Messe beendet, als Herr Satanas mit der vierten Säule ankam, die er dann aus Zorn so heftig zu Boden schmetterte, daß sie entzwei sprang, daher der dicke Ring um den Schaft einer der Säulen. Die über dem Eingange zum Chor der Kapelle gemalte Fratze soll das treue Portrait des Gottesmannes sein, dem Teufel sieht es aber eher ähnlich. Die Kapelle hat einen Haupt- und zwei Nebenaltäre mit alten Holzsculpturen aus der besten Zeit der Gothik. Die Flügelthüren des Seitenaltars zur linken Hand sind von Wohlgemuth gemalt. Als Seltenheit ist ein byzantinisches Bild, Kaiser Constantin und Kaiserin Helena aus dem zwölften Jahrhundert hervorzuheben. Der größte künstlerische Schatz der Kaiserkapelle ist die unter dem Namen des Rosenkranzes bekannte goldene Tafel, welche Darstellungen vom Sündenfall und aus dem Leben Jesu in halbrunden aus Holz geschnitzten Figuren umrahmen, während den unteren Theil derselben das jüngste Gericht mit der Figur des Welterlösers und darüber Gott Vater in der Versammlung der Heiligen in kreisförmiger Gruppirung einnehmen, das Ganze von einer Zartheit der Empfindung, einem Reichthum der Phantasie, von einer Vollendung in der technischen Ausführung, daß man es nur einem Meister wie Veit Stoß zuschreiben möchte. — Durch einen engen dunklen Gang stehen die Gemächer der Königin mit dem Arbeitszimmer des Königs in Verbindung. Von der äußeren der Stadt zugekehrten Seite des Schlosses ist dieses durch den neuen bis in das erste Stockwerk reichenden Einbau eines dreitheiligen gothischen Fensters kenntlich. Vielleicht ist es dasselbe Fenster des kaiserlichen Schlafzimmers, von dem ein Erker hinaus nach der Stadt schaute, der aber 1485 abgetragen worden war. Bei dem neuen Einbau ist man auf die Spur eines mit dem Heidenthurme conformen Baustyles gestoßen. Ein wunderliebliches Gemach, an dessen Wänden die bis zur halben Mannshöhe hinaufsteigende durchbrochene Schnitzerei gothischer Spitzen aus Eichenholz, die um und über den Thüren in ihrem verschwenderischen Reichthume fast einen kirchlichen Character annimmt, einer der Ledertapete in Weiß und Gold nachgeahmten Bekleidung Platz macht. Seidene von vergoldeten geschnitzten Baldachinen an Fenster und Alkoven herabhängende Vorhänge verbreiten ein süßes Halbdunkel, und in den Hauch der Ruhe und Erhabenheit, der zu dem großen Berufe eines Regenten stimmt, mischt sich in dem Ausdruck jener auf den beiden Enden des königlichen Schreibtisches befindlichen Büsten der beiden deutschen Geisteshoroen, Göthe's und Schiller's, die Verkündigung der Rechte des Herzens und Geistes, des reinen Menschenthums, deren Achtung hier so überzeugend ausgesprochen, deren Wahrung hier so wohlthuend wirkt. Die schweren gold- und blangewebten Damastgardinen werden zurückgeschoben — das Fenster öffnet sich — ein Blick, — und der unempfindlichste Sinn muß in einen Ausruf des Entzückens ausbrechen.

Die ebene, von Gebirgs- und Wolkenhügeln eingesäumte Landschaft eröffnet sich weit, weit hin. Aus dem treuen alten Gefährten der Stadt, dem Reichswald, taucht hie und da eine bewaldete Kuppe, wie im Osten der Schmausenbuck, weiter der Moritzberg auf; Gärten

Digitized by Google

und Alleen und das glänzende Wasserband der Pegnitz umgürten die Stadt, und aus dem durch die Unebenheit des Bodens hervorgebrachten Gewirre von Erkern, Giebeln, Dächern steigen die spitzen Thürme von Sct. Lorenz und Sct. Sebald, dort die Kuppel der deutschen Herren und in der Runde die zahllosen Thor- und Wachtthürme auf neben den Thürmen, die die Neuzeit baut, den Fabrikschlöten, aus denen der moderne Opferrauch in das Blaue emporwirbelt. Der Pegnitzfluß schlängelt sich mitten durch die Stadt, sie in zwei, nach den Hauptkirchen Lorenz und Sebald benannte Hälften theilend. Sebaldseite ist die ältere Geschichte der Stadt, sie führte das Regiment, hier wohnte die Aristokratie in ihren Geschlechtshäusern, drüben auf Lorenzseite wohnte das Volk mit seiner Industrie, seinem Handel, und so ist es fast noch heute. Sct. Sebald ist die Vergangenheit, St. Lorenzen die Gegenwart, und in jenem imposanten Neubaue, in den eben das rauchende, pustende Dampfroß mit einem langen Zuge einfährt, — ist die Zukunft der Stadt.

Fastnacht.

Zu Fastnacht wird in Pommern „karindelt"; wie zu Weihnachten verkleidet man sich auch jetzt als „Bullkater". Der Verkleidete trägt eine Ruthe mit blauen Bändern zu Bekannten umher und singt:

In der Nacht, da ich im Traum
Erblickt ein' grünen Baum,
Wovon wir längst gesprochen,
Hab' eine Ruth' gebrochen;
Und weil es in der Fasten,
Kann ich ich's nicht unterlassen,
Ihn' eine Ruth zu schenken
Von mir zum Angedenken.
Mein Nam' darf ich nicht nennen;
Ich hoff' Sie werden ihn kennen.

Hierauf bekommt der Sänger „Heißwecken", eine Art aufgequollenen Kuchens, der in Milch gekocht und mit Zimmet bestreut ist.

In Leipzig ist zu Fastnacht der ganze Markt mit Ruthen gefüllt. Sie werden von den Hausfrauen viel gekauft und mit ihnen streichen am Aschermittwoch die Kinder den Alten die Sünden ab.

Die Osterwölfe in Stralsund.

In Stralsund werden vor Ostern die Osterwölfe für alle Familien gebacken. Es sind Brote aus Weizenmehl, welche vier Zipfel haben. Die Zipfel sollen die vier Füße des Wolfes vorstellen.

Digitized by Google

Von einzelnen Ueberresten des alten Naturzustandes in der heutigen Lebensweise der Deutschen.

Von Dr. W. Schwartz.

Unter allen wissenschaftlichen Disciplinen hat besonders die Culturgeschichte sich in der neuesten Zeit des lebhaftesten Interesses zu erfreuen gehabt. Man überzeugte sich dabei immer mehr, daß gerade die Formen des Lebens und die Gebräuche eines Volkes, wie sie sich in den verschiedenen landwirthschaftlichen Kreisen durch die Tradition fortpflanzen, die charakteristischsten Merkmale für den Volksgeist darbieten. Deutsche Wissenschaft war es auch hier wieder, welche, geführt durch die Brüder Grimm, in der größten Reichhaltigkeit das Material zunächst für Culturgeschichte der Deutschen sammelte und sichtete und dadurch auch belebend auf die der andern Völker einwirkte, wovon namentlich die neueren Werke für classische Alterthümer und Klemm's umfassendes Werk der Kulturgeschichte der Menschheit Zeugniß geben.

Gerade diese Studien sind es aber, welche bei richtiger Anwendung für die Psychologie des Menschengeschlechts und seine Entwickelung von der größten Bedeutung sind, denn gerade in den Gebräuchen sind die ersten sittlichen Gefühle nicht bloß zur Anschauung, sondern auch zu einer gewissen Geltung im Leben der Völker gelangt; in ihnen entwickelte sich langsam, inmitten aller Wildheit und Rohheit leidenschaftlicher Naturzustände, zunächst innerhalb der einzelnen Volksstämme, diejenige Art des menschlichen Denkens, welche vom civilisirten Standpunkte aus man nur zu leicht geneigt ist, als etwas allgemein Menschliches von vornherein anzunehmen. Die Culturgeschichte zeigt uns aber, daß überall es erst bestimmter Gebräuche bedurfte, um sittliche Empfindungen edlerer Art allmählich an ihnen heranwachsen zu sehen, und daß, wo eben solche Gebräuche fehlten, von allgemeiner Sitte noch nicht die Rede ist. Am Charakteristischsten tritt dies aber hervor bei dem Verhalten des Menschen bei den drei wichtigsten Lebensmomenten, bei der Geburt, Verheirathung und beim Tode. Wo bei Völkern sich keine Gebräuche an dieselben angeschlossen haben, wie z. B. bei Buschmännern und Papua-Negern, wo man nicht ein Bedürfniß fühlt, das neugeborne Kind zu nennen und als ein menschliches Individuum so zu bezeichnen, wo Mann und Weib, nur von Leidenschaft und Bedürfniß getrieben, zusammen sich finden und zusammenbleiben, so lange es ihnen gefällt; wo man die Todten ohne Weiteres den Thieren der Wüste preisgiebt, da kann von einer sittlichen Auffassung dieser Verhältnisse im Volksgeiste, mag auch ein Einzelner momentan dabei empfinden, was er will, doch nicht die Rede sein. Ebenso zeigen uns oft Völker in anderen Dingen, die man für allgemein natürliche halten möchte, gerade dem gegenüber oft eine verkehrte Entwickelung und bestätigen so den oben aufgestellten Grundsatz einer tabula rasa oder eines unbestimmten Chaos, von welchem man in der Culturgeschichte als dem Ursprünglicheren ausgehen muß. Xenophon z. B. erzählt von einem Volke in Kleinasien, daß es in tausend Dingen anders handelte, als griechische, und wir können hinzusetzen, allgemein menschliche Sitte sei. Im Verkehr mit Weibern kannten sie keine Scham und andere Dinge machten sie ganz verkehrt; sie pflegten öffentlich zu thun, was andere Menschen geheim, und umgekehrt, sie redeten für sich, lachten für sich, tanzten, wo sie gerade standen, alles Dinge, die

Digitized by Google

gerade umgekehrt bei Nichtbarbaren nur im Verkehr mit anderen Menschen hervorträten. — So Xenephon.

Aus solchen Gesichtspunkten ergiebt sich eben, was man eigentlich unter einem rohen Naturleben zu verstehen hat. Es ist ein Zustand, welcher noch nicht durch etwas Allgemeineres, durch die Volkssitte geregelt wird, wo nur der Zufall und die augenblicklichen Umstände und des Einzelnen Willkür alle Verhältnisse bestimmt und entscheidet. Er hört auf, wo schon gewisse traditionell gewordene Gebräuche, Gewohnheiten und Ansichten, verbunden mit der sich daran knüpfenden abergläubigen Scheu, davon abzuweichen, eine, wenn auch noch so unvollkommene sittliche Empfindung einem Jeden von Jugend an einflößen. Der rohe Mensch läßt, wenn es ihm unbequem ist, zu helfen, einen Hülflosen, den er am Wege antrifft, verkommen; — er wendet alle Kräfte an, ihn zu retten, wenn er von Jugend auf gehört hat, daß, falls Jener durch seine Schuld umkomme, der Geist des Unglücklichen ihn nach dem Tode plagen könne. Die Gewohnheit ist eben, wie auch schon das lateinische Sprüchwort sagt, eine zweite Natur, und die Gewohnheit, in bestimmter Weise menschlich zu denken und civilisirt zu empfinden, begründet sich bei einem Volke auf seine Sitten. Es würde um die Reinlichkeit z. B. bei den europäischen Völkern eben so schlecht bestellt sein, wie bei den rohen, wenn ihnen nicht im Allgemeinen das tägliche Waschen als etwas Natürliches anerzogen oder die Scheu vor Ungeziefer von Jugend auf eingepflanzt würde, ohne daß erst Jeder, selbstständig und durch eigene Erfahrung, an sich diese Entwickelung zu der höheren Culturstufe von Sauberkeit durchzumachen braucht. So wie hiermit, ist es mit alle dem, was die Geschichte als die allgemeine Lebensweise der europäischen Völker im Laufe von Jahrhunderten entwickelt hat. Alle, auch die einfachsten Verhältnisse reguliren sich im Allgemeinen nach den Gewohnheiten und Sitten, welche die Cultur gezeitigt, und je nach den verschiedenen Kreisen erscheint dies oder jenes als lobenswerth, da es eben nach dem Maßstabe der in dem Kreise geltenden Sitte bemessen wird. Wie verschieden nüanciren sich nicht z. B. die Begriffe von Sauberkeit und Ordnung, selbst in sonst analogen Kreisen? und nun erst bei größeren Gegensätzen! Eine Städterin geht ruhiger durch den Schmutz, wenn es sein muß, sie weiß, daß sie, wenn sie nach Hause kommt, die Strümpfe wechselt, ein Bauermädchen aber hielte dies gerade für unsauber in Rücksicht auf die schönen Strümpfe, sie zieht unbedenklich diese aus und geht so durch das Wasser, denn sie ist gewohnt, auch barfuß zu gehen und ihre Füße kann sie nachher leicht abtrocknen und so Alles wieder in Ordnung bringen. Die Verhältnisse sind eben der Regulator für die Anschauungsweise der der Menschen überhaupt. Auf einem Gehöft hatte sich eine Kuh aus dem Stalle losgerissen, eine Frau beschädigt, dann war sie selbst in die Pfütze gerathen und zu Schaden gekommen. In der Stadt würde man nur von der Frau gesprochen haben, auf jenem Gehöft aber spielte die Kuh eine größere Rolle, denn sie kostete 40 Thlr. und konnte nicht einen Tag ohne Schaden in der Wirthschaft entbehrt werden. So wie in der Beurtheilung dieses Falles, ist es mit allen auf Gewohnheiten, wie auf positiven Lebensverhältnissen beruhenden Ansichten. Die Gastfreundschaft ist auf dem Lande eine eben so schöne als natürliche Tugend, in der Stadt, namentlich in einer großen Stadt, muß sie von selbst verkümmern. Sie ist unausführbar, ebenso wie es unmöglich ist, die schöne Sitte des Landes beizubehalten, nach der man jedem Begegnenden einen guten Tag wünscht. Kurz, „jede Gegend hat ihre Mode", sagt der Bauer, „und es giebt Gegenden, wo sie in der Kirche Pumpernickel singen". Eine große culturhistorische Wahrheit, die in diesem bäurischen Ausspruch liegt; nichts ist so wunderbar, daß es nicht in einem Winkel der Erde die Verhältnisse und Gewohnheiten irgend einmal producirt hätten.

Wenn nun aber bei den europäischen Völkern die eigene Cultur und das Christenthum die Wahrzeichen jenes oben skizzirten rohen Naturzustandes in dem öffentlichen Leben

Digitized by Google

und Sitten in gewisser Hinsicht fast verdeckt hat, und nur die Criminalgeschichte noch Beiträge dazu zu liefern scheint*), so treten doch in der allgemeinen Lebensweise immer noch einzelne Momente hervor, durch welche man an die ersten rohen Verhältnisse erinnert wird, wie sie sich nur bei uncultivirten Völkern finden. Nicht bloß in Sprache und Aberglauben klingen noch die Töne nach von jener Urzeit, welche man in der Wissenschaft die indogermanische nennt, die schon die Anfänge eines cultivirten Lebens in Viehzucht und Ackerbau und eine Fülle gemeinsamer Sitten und Gebräuche entwickelt hatte, nach welcher bei Indern sowohl als dem deutschen Stamme der Heruler die Frau den Scheiterhaufen des gestorbenen Gatten mit bestieg; sondern darüber hinaus greifen noch einige Momente selbst im heutigen Europa und so auch bei uns Deutschen hinüber in den oben charakterisirten Naturzustand, wo die Existenz und die Art des Lebens auf einer mehr dem Zufall anheimfallenden und den augenblicklichen Umständen gemäßen Befriedigung des Bedürfnisses beruhte. Der Zweck dieses Aufsatzes ist es, diesen Punkt speciell durch einige Beiträge zu beleuchten und vielleicht so Veranlassung zu geben, die Sache von diesem Standpunkte aus weiter zu verfolgen.

Zunächst fällt hier die Art der Wohnung in Betracht. Freilich muß man da ganz von den Städten absehen, aber auch auf dem Lande hat Wohlhabenheit und Cultur schon ihren Einfluß so geübt, daß nur gelegentlich noch in einzelnen Theilen Deutschlands Repräsentanten jener Urzeit uns entgegentreten. Die charakteristischsten fand der Verfasser, abgesehen von mancher improvisirten Waldhütte, eines Theils in den Gebirgsgegenden Süddeutschlands, anderntheils in den Moorgegenden des nordwestlichen Flachlandes. Dort waren es einfache Holzhäuser, ähnlich, wie sie die ältesten Nachrichten von den Deutschen uns als ganz allgemeine Sitte schildern. Ohne Mörtel und unbetüncht zeigen sie die einfachste und natürlichste Bauart. Einige in die Erde gerammte Bannstämme, mit einfach verhauenen Brettern verkleidet, machten dort den ganzen Bau aus, während hier Schichten von Torf die Wände bildeten, wo Bäume eine Seltenheit sind und der Boden andererseits dies als natürliches Material lieferte. Zu diesen einfachen Conturen menschlicher Wohnung kamen nun noch gelegentlich Einzelheiten der Lebensweise, welche das Bild vervollständigten. Dort war ein Bergquell benutzt worden, um durch ein kleines Räderwerk die Wiege des Kindes in Bewegung zu setzen, hier von der benachbarten Verschälung der Schwanz einer Kuh hindurchgezogen worden, damit das Thier durch das Zucken mit demselben eben diesen Dienst leiste. Wenn schon in solchen Momenten die ganze zufällige Gestaltung des Lebens sich bekundete, so erinnerte ein unter der Asche sorgsam verborgener Brand, um an ihm das Feuer des Heerdes wieder zu entzünden, an die alte ursprüngliche Schwierigkeit des Feueranmachens, wie sie uns z. B. bei den Griechen noch zur homerischen Zeit entgegentrit, wenn der Dulder Odysseus auf Scheria, wie er in Laub eingehüllt die Nacht im Walde zubringt, mit einem solchen Feuerbrande verglichen wird, den der Landmann unter der Asche birgt, daß er ihm zum Saamen für neues Feuer diene.

Noch mehr aber als in der Wohnung und derartigen Zufälligkeiten, wie sie die Hülflosigkeit des Lebens immer wieder erzeugen kann, blickt der alte Naturzustand noch hier und da in der Ernährung des Menschen hervor, und da gilt es nicht bloß, die Kreise des Landes, sondern auch die der Armuth in den Städten aufzusuchen, welche von den alten Gewohnheiten noch vielerlei festgehalten haben oder aus Noth auch wieder zu denselben zurückgekehrt sind. Als ein Hauptmoment

*) Bei den alten Britten herrschte z. B. Gemeinschaft der Weiber, besonders bei Brüdern; es ist aber noch nicht 10 Jahre her, daß ein Fall hier in Norddeutschland vorkam, daß eine Frau auf Scheidung klagte, weil ihr Mann vor der Eheschließung auch einen derartigen Pact mit seinem jüngeren Bruder, mit welchem er zusammenlebte, gemacht hatte, und nun die Frau natürlich sich dem nicht fügen wollte.

Digitized by Google

nämlich der Umwandlung des Naturzustandes in ein civilisirteres Leben in Betreff der Nahrung des Menschen ist die Anwendung des Feuers bei Bereitung der Speisen anzusehen. Damit fällt nun aber nicht Alles, was wir noch roh genießen, dem Ueberrest des alten Naturzustandes anheim, sondern Alles, was der Mensch sich ziehet, pflanzt oder säet, damit er es genieße, gehört schon der Cultur an; Viehzucht, Garten- und Ackerbau sind die ersten Stufen derselben. Hingegen was der Mensch nur zufällig findet, die Natur ihm ohne seine Pflege bietet, und was er doch gewohnt ist, zu verbrauchen, gehört in jene Kategorie. Und wie wir es z. B. als ein Zeichen rohen Naturzustandes bei den Buschmännern anerkennen, wenn sie von wilden Früchten sich nähren, die Eier der Vögel aussaufen, Ameisen essen u. dgl., so befinden sich nicht bloß in diesem Naturzustande noch unsere Kuh- und Bauerjungen, wenn sie es ebenso mit den Eiern, die sie finden, machen, sondern im civilisirtesten Leben findet man noch sogar davon Einzelnes festgehalten. In welcher Menge werden nicht noch jetzt zur Frühjahrszeit Kiebitzeier gesucht und zu Markte gebracht, oder im Herbst den Zugvögeln (Drosseln u. a.) ihr Tribut abgenommen, beides Dinge, welche nur bei der Masse der Consumenten heutzutage an Bedeutung verlieren. Das Austern-Essen liefert aber von den rohen Genüssen der Urzeit das hervorragendste Beispiel und gilt obenein noch als eine Delicatesse. Daneben stellt sich aber sofort als in dieselbe Categorie gehörig der Genuß der Früchte, wie sie der Wald von selbst bietet, wie Erdbeeren, Heidel- und Brombeeren, welche freilich bei unserm Klima nur periodische Nahrung gewähren; dann aber die Benutzung der verschiedenen eßbaren Pilze u. dgl.; vor Allem aber gehören hieher die sämmtlichen Ergebnisse der Jagd und des Fischfanges. Freilich können diese Dinge heutzutage nur noch in secundärer Weise als Lebensunterhalt der Menschen gelten, früher aber bei größerer eigener Fülle auf der einen und Mangel an Nahrung auf der andern Seite spielten sie, selbst noch gedörrt und gesalzen, eine bedeutendere Rolle, wie sie es noch jetzt bei roheren Völkern in umfassender Weise thun, Fische z. B. ein Hauptnahrungsmittel der Nordsibirier, Grönländer und Eskimo's ausmachen.

Besonders aber in dem Gegensatz dessen, was allgemein als civilisirt gilt, zu genießen, und dessen, was in landschaftlichen Kreisen noch ungescheut verzehrt wird, tritt uns oft das Bild jener alten Zeit entgegen, welche ohne Rücksicht Alles verbrauchte, was dem Menschen in den Weg kam und die Natur ihm bot, wenn es nur nicht als schädlich sich erwiesen hatte. Der menschliche Geschmack hat eben auch seine Entwickelung und Geschichte. So ist es bekannt, daß unsere heidnischen Vorfahren z. B., als es noch Pferde wild gab, Pferdefleisch aßen und dies, wie den Genuß mancher Vogelarten, als Krähen und Störche, erst das Christenthum allmählig abgeschafft hat.*) Aber noch jetzt ißt der Tagelöhner auf dem Lande bei uns ruhig junge Krähen, so lange sie noch nicht geaast haben, und bringt dieselben sowie Dohlen auch wohl gerupft als Tauben zu Markte. Kaninchen und Ziegenfleisch gilt in den unteren Ständen oft als ein schmackhafter Braten, obwohl immer als etwas Besonderes, von dem die wohlhabenderen Klassen sich bei uns entwöhnt haben, während es z. B. anderseits in London als ein allgemeiner Handelsartikel erscheint, indem aus Ostende wöchentlich 50—100,000 Stück Kaninchen dorthin ausgeführt werden. Ueberhaupt sind die Armen auf dem Lande, so wie Hirten und Jäger vermöge ihrer besonderen Lebensstellung oft nicht allzu wählerisch in der Benutzung dessen, was ihnen das Thierreich gelegentlich bietet, sie benutzen eben einfach die Natur, ohne andere Schranken zu kennen, als ihr Belieben. Andrerseits wird in den großen Städten beim Verschwinden jeglicher Sitte und bei dem durch die Verhältnisse herbeigeführten Mangel eines innigeren Verhältnisses zu den dem Menschen sonst lieben Hausthieren, selbst oft der

*) Papst Zacharias verbot den Deutschen Häher, Raben und Störche zu essen; aber noch im 12. Jahrhundert wurden Kaninchen, Störche, Schwäne, Rehrdommeln und Krähen gekocht und gebraten als ausgesuchte Speisen geschätzt. S. Weinhold, d. deutschen Frauen i. M. S. 322.

Digitized by Google

Hunde nicht geschont, so daß mancher Hundebraten im Stillen von den Armen verzehrt wird. —

Noch eigenthümlicher tritt aber stellenweise der Genuß gewisser Amphibien als landschaftliche Eigenthümlichkeit auf. Von den Austern haben wir schon oben geredet. Allgemein verbreitet ist ebenso im nördlichen Deutschland der Genuß von Froschkeulen, wobei auch Krötenkeulen in Menge unterlaufen, während in Süddeutschland die Weinbergschnecken vielfach die Stelle der Krebse vertreten, ja noch immer ein Handelsartikel sind und förmlich gezogen werden. Nach Nürnberg und Wien gehen sie z. B. aus Schwaben in großen Ladungen und werden auf das kunstvollste zubereitet theils warm theils kalt genossen. Dazu stellen sich an der Seeküste die sogenannten Porzellanschnecken, ja auch die Schiffsbohrwürmer werden häufig von den Armen gegessen. Auch der sogenannte gespickte Maikäfer, welcher noch in manchen Land-Apotheken verzuckert figurirt, ist wohl nur ein Ueberrest eines allgemeineren Genusses. Was ist aber für ein Unterschied zwischen derartigem und dem Genuß der Regenwürmer und Ratten bei den Chinesen, was europäischer Geschmack nur mit Widerwillen denkt, als eben nur die Sitte, die mit entwickelterer Cultur immer wählerischer geworden ist und sich mehr von dem nährt, was der Mensch selbst zieht und dadurch gleichsam selbst schon civilisirter erscheint? oder zwischen diesen Resten eines alten Naturzustandes und der Lebensweise der Feuerländer, deren einzig sichere Nahrung nach Cook die Napfschnecke ausmacht, als daß europäisches Land und der Anbau einen derartigen Verbrauch beseitigt oder unnöthig gemacht hat? In Persien und Marocco fallen noch die Fleischpreise, wenn Heuschrecken in größerer Menge zu Markte gebracht werden, und warum sollte man sie auch, wenn Noth ist, weniger nützen, als z. B. die fingerlangen, kleinen Seekrebse, welche überall in den Seestädten an der Nordsee genossen werden? Wenn schon die angeführten Beispiele genügen werden, noch jetzt hier und da die Art und Weise hindurchblicken zu lassen, wie in alten, rohen Zeiten auch unsere Vorfahren, ehe sie Viehzucht und Ackerbau trieben, ihren Hunger befriedigten, so zeigen uns die verschlungenen Pfade des Aberglaubens noch eigenthümlichere Erscheinungen, welche die Tradition festgehalten hat. Ekel erfüllt uns, wenn wir von Völkern lesen, denen so wenig Widerwille vor dem Ungeziefer innewohnt, daß sie sich nicht scheuen, mit einem solchen Thiere in den Mund zu fahren, mit Abscheu hören wir, daß es Völker giebt, die Menschenblut trinken: innerhalb des Gebietes des Aberglaubens findet aber auch dies bei uns in gewissem Sinne noch Analoga. Denn nicht allein, daß es, um einige Beispiele anzuführen, in Norddeutschland allgemein auf dem Lande als ein Mittel gegen das Fieber angerathen wird, eine in ein Backwerk eingebackene Laus zu essen, oder kleine Eidechsen stückweise gegen die Schwindsucht verschluckt werden, — noch in diesem Jahre haben wir es erlebt, daß nach dem Bericht des Frankfurter Journal bei der Hinrichtung des Mörder Nolte am 15. Januar 1861 in Hanau Menschen sich vom Aberglauben getrieben auf das Schaffot stürzten, um das Blut desselben zu trinken.

Fassen wir aber ein anderes Moment noch schließlich in's Auge, nämlich die Art, wie bei rohen Völkern sich der Schönheitssinn am eigenen Leibe zuerst entwickelt, so finden wir auch davon noch in unserm civilisirten Zustande Anklänge. Der Wilde bemalt seinen Leib oder einzelne Theile desselben, besonders der Krieger, um desto furchtbarer auszusehen, er tätowirt sich Arm und Brust, indem er allerhand geheimnißvolle Zeichen sich in die Haut brennt. Daneben werden Ohren, Nase und Lippen durchbohrt und mit allerhand Zierrathen beschwert. Von den europäischen Völkern färbten sich z. B., wie Caesar meldet, die alten Britten blaugrün mit Waid, gefärbt gingen auch nach Tacitus die deutschen Harier in die Schlacht. — Damit hängt zusammen das Schminken und Färben der Augenbrauen, wie es schon frühzeitig künstlerisch bei den Völkern des Orients ausgebildet wurde und auch beim schönen Geschlecht in Deutschland wie im übrigen Europa bis in die neuesten Zeiten seine

Digitized by Google

Rolle gespielt hat. Ebenso tritt in Kriegszeiten das Tätowiren der Männer wieder hervor, wenn gleich, da die Kultur sie jetzt bekleidet gehen läßt, es nur in beschränkterer Weise sich natürlich geltend macht, indem Schlachtennamen oder andere kriegerische Symbole besonders auf den Armen eingebrannt werden, wie noch mancher Kämpfer aus den Freiheitskriegen bestätigen kann. — Schmückt der Europäer auch andrerseits nicht seine Nase oder Lippen, wie der Botocude, so gehört doch in dieselbe Kategorie das Durchbohren der Ohren und Tragen von Ohrringen. Freilich hat sich das auch mehr auf das weibliche Geschlecht beschränkt, aber unter der ersten Generation dieses Jahrhunderts fanden sich noch viele Männer, die im linken Ohre einen kleinen silbernen Ring trugen und bei Schiffern namentlich sieht man es noch jetzt öfters.

Derartige Beobachtungen lassen sich in abgelegneren Theilen Deutschlands gewiß noch mannigfache machen, namentlich in so fern sie materiell und häuslich, die Lebensweise anbetreffen. Es sind ja von Haus aus meist natürliche Verhältnisse, die nur die Cultur zurücktreten läßt, die aber auch sofort wieder in der ganzen Ausdehnung des Naturzustandes eintreten, wenn z. B. Mißwachs eine Gegend heimsucht oder der Krieg alle Verhältnisse der Civilisation umstürzt, und die Noth das Gebot ist, welches alle andern Empfindungen zum Schweigen bringt. Die Blätter der Geschichte zeugen überall davon, zu welchen Nahrungsmitteln dann der Hunger oder Durst den Menschen greifen läßt, wie er dann vor nichts zurückschreckt, oder wie oft das Lagerleben für den einzelnen Soldaten einen Zustand herbeigeführt hat, der bei mangelhafter Verpflegung ihn in Betreff Lagerstätte und Ernährung auf die rohesten Urzeiten zurückversetzt. Erst die neuesten Zeiten haben mit ihrer Civilisation und den eminenten Verkehrsmitteln auch in dieser Hinsicht die Verhältnisse so geändert, daß, was die Chroniken früherer Jahrhunderte melden, nur noch höchst vereinzelt vorkommt und für uns oft fast als eine Mythe erscheint. Aber es sind eben nur die mühselig durch die Cultur errungenen Zustände und vor Allem das in das Blut der europäischen Völker gleichsam übergegangene Christenthum, welches es dahin gebracht hat, daß auch in den furchtbarsten Lagen heut zu Tage menschliche Sitte immer noch meist einige Schranken aufbaut, welche nur noch der Fanatismus der Parteileidenschaft — der gefährlichste Feind der civilisirten Menschheit — zu Zeiten zu überspringen wagt. Um aber ganz die Wildheit auch unserer Vorfahren zu ermessen, wie sie sich in solchen Lagen bekundete, genügt es schließlich, an eine graue Stelle des Nibelungenliedes zu erinnern, wo die Burgunder im brennenden Hause bei des Kampfes Arbeit vor starker Hitze fast verschmachten und wo Tronje Hagen den Rath giebt, das strömende Blut zu trinken:

Da begann von Tronje Hagen, der Ritter gut:
„Wen der Durst bezwinget, der trinke hier das Blut,
Das ist in solcher Hitze besser noch als Wein;
Zu essen und zu trinken kann hier nichts Anderes sein."

Da ging zu einem Todten ein Recke gleich zur Hand,
Er kniet' ihm zu der Wunde, den Helm er niederband;
Da hob er an zu trinken das fließende Blut:
So wenig er's gewohnt war, er fand es köstlich und gut.

Nur wo das Gesetz des Christenthums dem Menschen zu einer andern Natur geworden, da feiert es auch in solchen Lagen seine Triumphe, daß so das Leben zu erhalten schlimmer dünkt, als der Tod. —

Digitized by Google

Andreas Hofer und das Passeierthal.

Von Eugen Kühnemann.

Am westlichen Abhange des Jauffenberges führt ein Saumpfad zum Passeierthale — zum Pfeier, in der Sprache des Landes zu reden — hinab. Zu seiner Linken öffnet sich der Berg zu einem tiefen Thale. Bald drängt der schmale Pfad hart an den Rand, bald schlängelt er sich von ihm weg zwischen Bäumen und hohem Gesträuch hindurch. Diese Bäume und die ganze Vegetation verrathen unverkennbar, daß der Wind, der diese Seite des Jauffens bestreicht, ein anderes, ein wärmeres Klima gekostet hat, als der jenseitige. Der aromatische Duft des wälschen Nußbaums dringt zwischen den Aesten seiner niedrigern Nachbarn hernieder und hängt sich an jeden Tropfen, der zur Erde fällt — die Nachwehen des letzten Regens. Den Blick in das Thal hält eine reiche Vegetation auf. Die Sträucher neben unserm Wege hängen ihre weiten Aeste in jenes hinüber und aus ihm dehnen sich eben solche hinauf. Der Wind läßt die auf- und abwehenden sich berühren. Es ist die eine Natur, die von Berg zu Thal erfrischend und belebend athmet. Der Vogel hüpft von dem Aste eines Baumes, unter dem wir eben Schatten gefunden, auf den eines solchen, dessen Wurzeln weit unter uns sich in den felsigen Bergabhang einzwängen. Das sieht so leicht und gefahrlos aus, daß es lockt, verweilend den freieren Blick zu suchen. Zur Tiefe des Thals reicht das Auge entfernt nicht. Sie ist verdeckt durch den Baumwuchs hüben und drüben. Diese grünende Straße täuscht den Blick wie die Wasserstraße des Meeres. Die Sennerhütte auf der andern Seite erscheint wie ein nur eben aus dem Grün sich dunkel erhebender Punkt. Dieser Punkt ist der Wohnsitz nicht nur einer ganzen Familie, sondern auch alles dessen, was sie sonst Lebendes um sich hat. Wir erreichen ihn nicht. Die laut rufende Stimme verhallt in dem Thale. Das Echo wiederholt den Ruf so oft, daß es den Anschein gewinnt, es habe die neckische Freude dieses Nachäffens so gar selten, daß es ihrer nicht froh genug werden könne. Da werden die verschwimmenden Laute voller wieder und tönender. Will das Echo sich in sich vermehren? Und kann der leblose und gefühlsbaare Ton zu so warmem Leben anschwellen? Ist das der Geist Gottes, der auf der Gebirgshöhe reiner sich vernehmen läßt, auf der Höhe, von der das Abendlied, der Abendsegen seiner singend betenden Bewohner einfältig stolz rühmt:

„Auf der Alm da giebt's ka Sünd."

Nein, das sind andere Stimmen. Aus dem Thal, durch die Bäume dringt kräftiger und bestimmter nach und nach einer Glocke Schall. Dort unten steht die Kapelle. Das Auge sieht sie nicht. Auch hat's genug empfangen an dem Anblicke des kräftigen Friedens, der friedeverföhnenden Kraft, die das Land herum zeichnen. Ob auch die Leute? Die Frage verstummt, denn nur das Ohr hat eben sein Recht. Die Kapelle spricht hier hinauf, spricht dort hinüber. Das ist der Ruf, der über das Thal verstanden und Verständniß verbindend, dringt. Da erhebt sich der Senner von dem Schemel vor seiner Thüre und die Sennerin thut's. Er zieht die Mütze vom Haupte und drückt sie mit beiden Händen, die Augen aufwärts gerichtet, an die Brust. Sie faltet die Hände und sieht in demüthiger Einfalt zur Erde. So oft auch die Glocke ertönt, und wäre es während der drängendsten Arbeit, sieht

Digitized by Google

das Kind seine Eltern durch den fremden Schall bewegt und erhoben. Eines fremden Menschen Wort stört selten das stetige Einerlei ihrer Gespräche. Nur das tiefe, volle, ernste, heilige Wort dieses mystischen Tons ruft in die Arbeit und ruft in Ruhe, ermuntert in die Saat und jubelt in die Erndte. Es ist der stille Bote in das Thal, aus dem Thal. Es ist der Rufer zu dem Senner auf dem nächsten Berg und so von Berg zu Berg, vom Berg zur Ebene. Wenn da der Schütz, der nur der Gems nachjagt und der Bauer, der sein Stückchen Land vor der Wuth des Gebirgsbaches im Thal zu schützen sucht, wenn die zum ersten Male sich begegnen und wenn bei ihrem Handdruck beider treuester Freund mahnend ruft „haltet fest," wenn die Glocke ruft — soll das nicht einen Bund geben, geweiht durch die heiligsten Erinnerungen aus frühster Kindheit her? Der todte Senner, der selige, fromme Vater der bei jenem Ruf sich stets erhoben, schaut auch auf diesen Bund erhobnen Hauptes.

Derlei Glockenstimmen ertönten dem lauschenden Ohre. Wie sie sich brechen an der schroffen Felswand, unter dem dichten Blätterdache, da schien's, als ob ihr feierlicher Ernst auch noch andere als freudige Kunde zu bringen hätte. Aber wo kommt sie her nach diesen stillen, fast unbewohnten Höhen? fragt das Auge, scheu blickend. In geringer Ferne ist ein Stab sichtbar, an dem ein Brettchen angeschlagen, so daß das Ganze die ungefähre Form eines Kreuzes hat. Das ist Menschenwerk und soll an Menschenwerk sich allsogleich Menschenleid heften? Das Kreuz hängt über den Abgrund hinaus. Es trägt einen fast verwischten Namen und unter ihm die Worte:

Frommer Wandrer, Du wolltest meiner gedenken
Und mir ein Pater noster, Ave Maria schenken.

Der Name gehörte einst einem solchen frommen Wanderer. Er mag auf seiner Wanderschaft vor eben solchem Kreuze stille gestanden sein — denn der weite Weg weist derer manche — und mag in den Abgrund gesehen haben tief, tief, bis ihm die Augen übergingen. Es sieht so schön dieses Thal und hat so viele schon begraben, die, durch einen heftigen Windstoß gepackt, den schmalen, unsichern Pfad verließen, ihn mit dem jählings zum sichern Tode führenden zu vertauschen.

Das ist ein trübes Gesicht, das schnell, wie es gekommen, auch geht. Heute kräuselt kein Wind die Aeste, daß sie sich ängstlich suchen, sich ängstlich fliehen. Zu dem reinen blauen Himmel dringt, durch nichts als durch Vogelgesang und Waldesweben gehindert, der Glocke Schall. Wir folgen ihm und je weiter, desto weniger steil wird der Pfad. Dort ein Vorsprung. Ein freier Blick in das weite Thal. An den Berg lehnt sich ein reinlich und reichlich gebautes Dorf in nicht unbeträchtlichem Umfange. Es ist St. Leonhard, des Pfeirs bedeutendster Ort. Seine Kirche mit hohem spitzen Thurme sieht nach beiden Seiten in das Thal hinein, das sich hier theilt und westlich gegen das Oetzthal mit seinen Gletschern sich erstreckt, südlich aber mit dem Passer vorwärts drängt.

Die Kirche selbst ist höher gelegen als die Häuser des Dorfs und wer in sie eintreten will, der gewinnt äußerlich schon einen freien, weiteren Blick. Aber auch in getragenerer Stimmung wird er die Schwelle des Gotteshauses betreten. Denn wie dieses in sich seine lebenden Gläubigen versammelt, so liegt es selber inmitten seiner ruhenden. Der Kirchhof ist um die Kirche herum gelegen. Das war einst die Regel und über Gräber ging, wer die Verkündigung des ewigen Lichts und Lebens andachtsvoll empfangen wollte. Die wehmüthige Erinnerung die aus dem Steine mit den goldenen Namen hervortrat, stimmte zu der Nothwendigkeit des Gefühls, „das darf kein bloßer Name mehr sein, daran muß sich Leben und Wahrheit knüpfen." Die heilige Stille über den Gräbern stimmte zu Fragen, die in der leisantönenden Orgel harmonische Antwort fanden.

Von diesen Gräbern führt in der Richtung des Passer zwischen hohen Mauern ein Weg thalwärts. Er windet sich bald inmitten von Aehrenfeldern fort. Ein seltener, ein langent-

Digitized by Google

behrter Anblick. Das wogende Roggenfeld mit seinem Zauber für Auge und Ohr ist dem Gebirg eine unverstandene Kunde, wie der Ebene die hohe Schönheit des Gletschers. Jene Schau bot das Passeierthal auch nicht, die dem darin verwöhnten Auge Norddeutschlands alltäglich erscheint, die Schau auf fast unabsehbare Aehrenfelder, die unbewußt die rauschende, wiegende Meeresfläche nachahmen. Allein zu beiden Seiten des Weges reifte das Getreide doch in solcher Fülle der Erndte entgegen, daß es nur in den weit aus einander stehenden Bergen seine Grenze gefunden zu haben schien. Doch dem war lange nicht so. Eine kurze Wanderung enthüllte die Täuschung. Der Fuß des Berges plattet sich nicht mehr zu einer Ebene ab, auf der in jedem Frühjahre neue Saat ausgestreut werden könnte, sondern steigt steiler bis zu seinem Bache hinunter. Nur den Namen eines Baches schien er zu verdienen, wie er sich, in enge Ufer gequetscht, über Steine plätschernd hinweg eilend, in beschleunigter Ruhe zu bewegen schien. Allein das breite Thal klagt es in tausend zerklüfteten Spalten, daß es das Bette eines reißenden Stromes sei. Kein Grashalm, geschweige denn Baum oder Strauch gedeiht, so weit der Passer seine Fluthen wild um sich peitscht. Steine, Grand, Geröll, wild über einander gehäuft, sind jetzt das Ufer; sobald das Wasser anschwillt, das Bett des Passers. Ein wenig erfreulicher Anblick. Deshalb erscheinen auch die gewaltigen Nußbäume, die sich bald wie eine Scheidewand gegen das Flußpanorama stellen, um so erfrischender. In ihrem Schatten findet der Weg wiederum Abwechselung, und ist sich dieser kaum bewußt geworden, als er auf das erste Haus von St. Leonhard aus, eine halbe Stunde von dort entfernt, führt.

Dieses erste Haus ist auch ein Haus für sich allein. Eine Freitreppe in Schweizer Bauart, nach der Straße zu belegen, ladet offen und freundlich zum Eintritte ein. Sie erweitert sich vor der Thür zu einem Balkone. Einige Stühle auf ihm warten, daß man sich ihrer bediene. Man darf es dreist thun. Von hier aus giebt es einen Blick auf das Passeierthal von wahrhaft landschaftlichem Reiz. Vor dem Hause stehen zwei hohe, schön und gleich gewachsene Nußbäume. Ihre höhern Aeste sind in einandergewachsen, so daß sie den durch die Stämme gebildeten Rahmen für das dahinter liegende Bild in lebendigster Weise zum krönenden Abschlusse bringen. Das Bild selbst ist voll Abwechselung und Leben. Den gegenüberliegenden waldigen Höhen dient die Grundfarbe des Thals zum Abschluß und Contrast zugleich. Auch auf ihnen ist kein Haus sichtbar. Dieses hier in grüner, frischer Farbe, mit den wenigen Fenstern nach der Straßenseite, den beiden im zweiten Stock nach der andern zu belegenen beherrscht weit die Umgegend. Es scheint auch, als ob es das mit besondern Rechte thäte. Aus seinem Giebel ragt eine lange Stange weit über die Straße und an ihr ist eine goldene Krone befestigt. Sie war durch einen scharfen Luftzug hin und her bewegt und berührte sich mit der Krone der Bäume. Sie schienen sich gegenseitig zu fragen: „wo ist das ruhmeswerthe Haupt, für das wir gehören, dem wir Schatten bieten können nach des Tages Mühen?“

Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit dieses Haupt für sein geliebtes Vaterland auf italienischem Boden fiel. Es war das Haupt des Sandwirths, Andreas Hofers, des Landeshauptmanns von Tyrol. Sein war das Haus, vor dem wir stehen, das Haus am Sand, sein sind die Erinnerungen, die es durchwehen. Wir treten ein. Vor langen Tischen stehen hölzerne Bänke; es ist immer noch die Behausung eines Wirths. Nur daß die nächtlichen Wände, die stummen Beschauer einer männlichen Wirthsamkeit, die stummen Zeugen einer von Freiheits- und Vaterlandsliebe zu Heldenthaten gestärkten biedern Seele eines einfachen Tyroler Schützen, heute auf andere Gäste sehen. Mag auch das Verlangen nach Erfrischung den und jenen hieher führen, weit mehr suchen die einfachen Bänke auf, um stille auf ihnen zu sitzen und das beredte Schweigen des Orts an Andreas Hofer erinnern zu lassen. Abgelegen von der Wirthsstube ist eine andere dem Andenken an den einstigen

Digitized by Google

Herrn dieses Hauses geweiht. Es steht noch alles drinnen, wie zu seiner Zeit, und sein einfaches Bild an der Wand, unter Glas in bescheidenem Rahmen, zeigt die kräftige Gestalt, die kräftige Worte den Freunden in die Seele gerufen, sie zu wecken für die schwere Reise gegen den Feind der bedrohten, lieben Berge. Das offne Auge ohne Falsch und Fehl, der vorgestreckte, auf dem Stutzen ruhende Arm, die entschlossene und doch anspruchslose Gestalt erweisen es, daß ihr Träger gethan, was er gemußt, um Gottes und seines Vaterlandes willen. Um Gottes Willen hatte der Mund hier einen Freund und dort einen erregt. Auf dieses Auge und seine heilige Einfalt bauend pürschte der edle Schütz Joseph Speckbacher nicht ferner mehr auf das Wild der Berge, sondern auf ihre und seine Feinde, die Franzosen; schwang mit dem Schwerte das Crucifix Joachim Haspinger, der Kapuziner. Das Crucifix fand eine laute Zunge in dem weckenden, mahnenden Ruf der Kirchenglocken. Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal wälzte sich der eine, der mächtige Nothruf und auf die Noth kam Hilfe.

Der aber, der sie gebracht, sah sie nicht mehr. Am 20. Februar 1810 fiel er zu Mantua, und man mochte es dem Auge, das auf dem Bilde an der Wand leblos dreinsah, wohl glauben, daß es einst nicht litt, verbunden zu werden, als zum Tode die Kugel für seinen Mann geladen wurde. „Feuer!" commandirte der Mund, der einst dem Land Tyrol als Herr befohlen hatte, und Andreas Hofer war nicht mehr. Seine Gebeine brachte man dreizehn Jahre später nach Inspruck. Dort liegen sie in der Franziskaner Kirche. Sie enthält das Mausoleum des Kaiser Max, den sie den letzten Ritter heißen, und auf diesen ritterlichen Vertreter seines geliebten Kaiserhauses weist die erhobene Linke der in Marmor von Schaller ausgearbeiteten Statue Hofers hin. Mächtiger als das steinerne Denkmal bewegt hier das der Reliquien des Landeshauptmanns. Man bewahrt und zeigt willig die Kleidungsstücke, die er getragen: das grüne Mieder, die breiten, rothen Hosenträger, den kurzen, braunen Rock mit den Aufschlägen in derselben Farbe und den mächtigen breitkrämpigen Hut mit der einzigen Auszeichnung vor dem der andern Schützen dieses Thales, einem breiten, schwarzseidenen Bande mit goldenen Franzen und den in Gold gestickten Buchstaben E. V. A. H. L. H. V. T. (Edler von Andreas Hofer Landes-Hauptmann von Tyrol) und endlich eine goldene Ehrenkette, seines geliebten Kaisers Franz Geschenk.

Ein Wind weht um das Haus und durch der Bäume volle Aeste. Die mannigfachen Stimmen aus allen herumliegenden Bergen, die er zusammengetragen, reden über den elegisch sich füllenden Augenblick nicht weg. Der alte Baum erzählte der jungen Krone und erzählt dem Wanderer auf seinem weitern Wege von vergangenen Zeiten, von Schmach, Befreiung, Sieg und von Andreas Hofer.

Noch über drei Stunden lang dehnt sich in der schon eingeschlagenen Richtung das Thal aus. Je mehr es seinem Ausgangspunkte, der der Schönheit ihrer Lage wegen hochberühmten Stadt Meran, sich nähert, desto mehr wandelt es sich zu freundlicherer Milde. Freilich wird sie nicht ohne Mühen erreicht. Die Berge zu beiden Seiten des Flusses rücken sich näher. Jeder bestimmt betretene und ausgeprägte Weg verliert sich in dem dichter aufgeschichteten Kies. In den eigensinnigsten Krümmungen fließt der Passer. Er erscheint nur ein Bächlein noch. Wieder und immer wieder trägt ein Sprung über dieses uns vorwärts, denn es hat die Brücke, ein einfaches Brett, entweder Zufall oder Absicht eben entfernt. Zur Erholung plätschert es eine Weile, in Pfähle gedämmt, neben einem blühenden Garten, dem man es recht ansieht, daß er zur Reife sich sputen muß, damit der anschwellende Herbststrom ihn nicht vernichte. Endlich steigen zur rechten Seite des Thales die Berge wieder steil auf — ein fahrbarer Weg zieht sich längs der Höhe hin. Der kühlende Schatten eines Kastanienwaldes fordert zur Ruhe und Umsicht auf. Umhergestreut hängen an den Bergen jenseits und diesseits eine Anzahl kleiner Häuschen, Schildhöfe genannt. Sie waren meist

Digitized by Google

dem hinter Meran liegenden Schlosse Tyrol lehnspflichtig. In einiger Entfernung betrachtet geben sie bei ihrer Masse den Bergen eine eigenthümliche und höchst erwünschte Staffage, die der Abwechselung auch sofern nicht entbehrt, als den kleinen Sennen das größere Felsenschloß Auer einen bedeutenden Mittelpunkt giebt und als zu ihnen der hohe alterthümliche Kirchthurm von Schönna hinaufsieht. Auf eine Senne auf diesem Wege wird jedes Kind des Thals vor allen weisen. Sie liegt ein wenig nördlicher nach dem Timbler Joche zu und war der Versteck Hofer's, als ein Preis von den Franzosen auf seinen Kopf gesetzt wurde und diesen Preis, nach eines Landmanns Bericht, — trotz aller geschichtlichen Widerrede — der feile Verwandte des Sandwirths verrathend sich erwarb. Sei dem, wie ihm wolle, dort ist die Senne gebrandmarkt und — Andreas Hofer lebt in dem schlicht beredten Munde des Volkes.

Auf freundlich bequemem Wege läßt man ihn nach der anstrengenden Fußwanderung gern zu sich sprechen. Es wird belebter auf jenem. Arbeiter gehen zu Felde und bieten als Gruß ihr „Gelobt sei Jesus Christ", dem Gegengruße „in Ewigkeit Amen" freundlich zuwinkend. Die Trachten dieser Leute werden bunter. Freilich der Passer trägt seine Wellen in die Etsch und die Etsch ist der Fingerweis auf Italien. Auf Italien mochte auch das Ende des Weges deuten, der nach des Thales letztem Orte, nach dem Dorfe Riffian, einführt. Der Kastanienwald hat sich durch die Weinberge verdrängen lassen. Die Reben sind nicht, wie am Rhein, an einzelnen Stäben hinaufgezogen. Die höhern Stangen sind in gleichmäßiger Entfernung von einander aufgestellt und an ihnen ziehen sich jene von der Spitze der einen nach der ihr zunächst stehenden. So bilden sie ein dichtes Laubdach. Ihr Wuchs ist von üppiger Fülle. Die Reben an dem Abhange des Berges links vom Wege heben sich über diesen hinweg zu dem Weine rechts von demselben den Berg hinan. Dieses Weinlaubdach und die vollen quellenden Trauben fordern zu träumerischem Genuß auf. Warum auch nicht sich ihm hingeben? Der Tag ist reichlich angefüllt. So mag denn die Abendsonne ihre Streiflichter durch das dichte Weinlaub drängen und mag, nachdem sie ihre blendende Strahlenkrone abgelegt, mit dem rosigen Hauch der Freude in das Antlitz des Wanderers sehen, der hingestreckt träumt, und träumen darf. Die reichen Bilder, die durch seine Seele ziehen, verhauchen ja nicht mit dem Augenblicke, in dem die Wirklichkeit in ihr Recht tritt.

Der Kiffhäuser und die falschen Kaiser.

Von Wilhelm Sirschner.

„Tief im Schooße des Kiffhäusers,
Bei der Ampel rothem Schein,
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein."

Wer kennt nicht jene sinnigen, tiefpoetischen Sagen, deren Schauplatz der Kiffhäuser ist? in denen bald Kaiser Friedrich der Rothbart eine Rolle spielt, der mit all seinen Schätzen und Hofgesinde verzaubert im Berge sitzt, bald neckische Kobolde und Zwerge, bald jene freundliche Prinzessin, die zuweilen unter dem alten Gemäuer dem einsamen Besucher sich blicken läßt und Armen und Bedrängten oft als ein rettender Engel sich erwies? Sagen, denen der Knabe und Jüngling mit immer neuem Entzücken lauscht, und die schon so manchen Jugendtraum verschönert haben. Es sollte daher kein Reisender, den sein Weg durch Thüringen oder nach dem Harze führt, versäumen, auch dem Kiffhäuser einen Besuch zu machen, dem schönsten und sagenreichsten Punkte Thüringens.

Digitized by Google

Aus der Ebene der „goldenen Aue," welche von Nordhausen aus an der Grenze zwischen Thüringen und dem Harze weithin ihre gesegneten Fluren erstreckt, erhebt sich ziemlich steil das blauduftige, durch seine bedeutende Höhe weithin sichtbare, aber nicht sehr ausgedehnte Kifhäusergebirge, dicht bewaldet und voll tiefer Thäler und Schluchten in der verschiedensten Färbung. Vom Unterharze ist es durch das Thal der Helme getrennt, welche durch die goldene Aue sich ergießt, und von westlichen und südlichen Bergen Thüringens durch das Thal der Wipper. Auf einem nordwestlich vorspringenden Berge stehen die Ruinen der alten Rothenburg, gegen Osten aber erreicht der Bergzug seine höchste Höhe in einem 1550 Fuß über der Meeresfläche erhabenen Bergkegel, welcher schroff zur güldenen Aue herabfällt, und von dessen Scheitel der mächtige Thurm der ehemaligen Bergveste Kifhausen, Kifhäuser genannt — welchen Namen auch der Berg führt — weit in die lachende Gegend hinausschaut. Wie dieser schon viele Jahrhunderte hindurch den Stürmen der Zeit

Der Kifhäuser.

muthig getrotzt hat, so wird er auch noch für ferne Zeiten eine Zierde der Gegend bleiben. Früher Schirm und Schutz und in jenen unsicheren Zeiten von den von der Leipziger Messe zurückkehrenden Nordhäuser Kaufleuten als „Vorgebirge guter Hoffnung" begrüßt, dient er gegenwärtig den Thalbewohnern zum Wetterpropheten. Ein Thüringischer Vers sagt:

„Steht Kaiser Friedrich ohne Hut,
Bleibt das Wetter schön und gut;
Ist er mit dem Hut zu sehn,
Bleibt das Wetter nicht bestehn."

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts sah es auf dem Kifhäuser wild und unheimlich aus, und berüchtigte Räuberbanden, Zigeuner und Schatzgräber trieben dort ihr Wesen. Aber auch hier begegnen wir jetzt den Spuren der Cultur, die selbst bis auf die einsamsten Gebirgshöhen gedrungen. Der Kifhäuser ist jetzt ein Hauptvergnügungsort der

Digitized by Google

Umwohner. Ueberall führen bequeme Wege, und freundliche Sitze laden den Wanderer zur Ruhe ein. Von den am nordwestlichen Fuße des Gebirges gelegenen Städtchen Kelbra führt eine breite geebnete Straße, der sogenannte Rennweg, über die Rothenburg auf dem Rücken des Gebirges hin bequem hinauf, ebenso von dem am östlichen und nördlichen Fuße gelegenen Dörfern Tilleda und Sittendorf. Wählen wir die erstere dieser Straßen, so gelangen wir zunächst zu dem einzigen Eingange der Veste, dem Erfurter Thore, so genannt, weil man von dessen Wölbung bei hellem Wetter die Thürme jener alten Hauptstadt Thüringens erblicken kann, in das Innere der weitläuftigen, mit Gebüsch durchwachsenen Ruine. Unter dem Erfurter Thore hat sich eine Wirthschaft eingerichtet, welche dem Wanderer Stärkung und Erfrischung bietet; auch erblickt man hier durch ein in der Mauer angebrachtes rundes Glas in einem Panorama den alten Kaiser Barbarossa am Steintische sitzend und schlummernd. Auf dem höchsten Punkte des Bergkegels fesselt unsere Blicke der schon erwähnte „Kaiser Friedrichs Thurm." Dieser Thurm ist gegen 80 Fuß hoch, und eine Oeffnung, welche vermuthlich Schatzgräber in denselben gebrochen, zeigt eine Dicke von 13 Fuß. Er war früher von einem zum Theil in den Felsen gehauenen Graben und starken Mauern umschlossen, wovon noch Ueberreste zu sehen sind. Die Seitenwände haben gewaltige Risse und sich etwas von einander getrennt; aber schon seit hundert Jahren soll er so da stehen, und wird auch wohl noch lange Stand halten. In seiner Nähe bietet sich dem Auge die herrlichste Aussicht auf die lachenden, reichgeschmückten Fluren der goldenen Aue, die blauen, vom hohen Brocken überragten Höhen des Harzes und auf die Bergzüge des Eichsfeldes dar, und bei hellem Wetter erblickt man sogar in duftiger Ferne das Thüringerwaldgebirge mit dem Inselsberge.

Viele Reisende ziehen die Aussicht vom Kifthäuser der vielgerühmten vom Brocken vor, weil dort das Auge über das weit sich erstreckende Harzgebirge hinweg nur nach fernen Gegenden schweift, in denen man die Thürme und Schlösser nur wie Nadelspitzen und die Berge wie kleine Hügel erblickt, während hier die Gegenstände viel näher und größer erscheinen und die herrlichsten Ansichten im mannigfaltigsten Wechsel sich darbieten: blaue Gebirgszüge, blühende Auen, grünende Wälder, zahlreiche, dicht umbuschte Dörfer, thurmreiche Städte, schimmernde Schlösser und altersgraue Ruinen. Jeder Beschauer wird daher begreifen, wie der Graf Botho von Stolberg, als er, von einem Zuge aus dem heiligen Lande zurückkehrend, vom Kifthäuser herab zum erstenmale wie er die goldene Aue erblickte, in die Worte ausbrechen konnte: „Geht mir mit dem gelobten Lande, ich lobe mir die güldene Aue dafür!" — Auf der mittägigen Seite des Berges, welche durch ungeheure Weitungen verschiedener Steinbrüche entblößt ist, erblickt man das von steilen Waldbergen eingeengte, wildromantische Kifthäuserthal, auch die Wollweda genannt. Zwischen bald schroffen, bald überhängenden Felsenmassen drängt sich das anmuthige Grün der Büsche, und die Tiefe des Thales durchrieselt der klare Taterborn. —

Weiter hinab, auf der östlichen Spitze des Berges, stehen noch die Mauern der Kapelle „zum heiligen Kreuz." Es ist dies noch der am besten erhaltene Theil der Burg. Die Kapelle steht in ihren Haupttheilen noch vollständig da, und ist von einer starken Mauer umgeben, die zugleich den ehemaligen Friedhof einschließt. In der letzten Hälfte des fünfzehnten und auch noch im sechszehnten Jahrhundert war sie ein berühmter Wallfahrtsort, als die alte Burg schon längst zerfallen war. Im Jahre 1433 hatte Graf Heinrich XXIII. von Schwarzburg, der damalige Besitzer von Kifthausen, die frühere Burgkapelle bedeutend erweitern und zu einem Gotteshause für Wallfahrer herstellen lassen. Tausende suchten hier Ablaß und Ruhe für ihre Seelen oder eine Grabstätte in geweihter Erde. Aber seit Luthers Auftreten verödete und zerfiel auch sie gleich der Burg. —

Der letzteren, welche ihren Namen wohl von Kopphaus, d. i. Haus auf der Koppe

Digitized by Google

oder dem Kopfe eines Berges, erhalten hat, scheint ein hohes Alter zuzukommen. Die Zeit ihrer Erbauung weiß man freilich nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Alte Thüringische Chroniken nennen das Jahr 530 n. Chr. Einige schreiben sogar die Gründung Kifthausens dem Julius Cäsar zu, und behaupten, daß derselbe die Burg, „dieweil er das damalige Königreich Thüringen mit seinen Kriegen verwirret" Confusio genannt habe, woraus später Kifthausen entstanden sei. Doch erfieht man aus der Geschichte dieses berühmten Heerführers nirgends, daß er bis in diese Gegenden des alten Germaniens vorgedrungen sei.

Die Gegend um Kifthausen, der frühere Helmgau, gehörte im 10. Jahrhundert den Sächsischen Kaisern, welche sich hier häufig in den nahegelegenen Pfalzen zu Wallhausen, Allstedt und Tilleda aufhielten. Von diesen drei Orten, für deren hohes Alter altgermanische Begräbnißplätze sprechen, ist besonders Tilleda, ganz nahe am südöstlichen Fuße des Kifthäusers gelegen, das auch in den Kifthäusersagen sehr häufig eine Rolle spielt, besonders erwähnenswerth, denn hier erfolgte im Jahre 1194 die Aussöhnung des Herzogs Heinrich des Bären von Braunschweig mit Kaiser Heinrich VI. —

Die erste sichere Kunde von dem Vorhandensein Kifthausens haben wir aus dem Jahre 1116. Als sich um diese Zeit Ludwig der Springer mit dem Pfalzgrafen Friedrich aussöhnte, „bemächtigte sich der Letztere", wie die Chronik erzählt, „des Berges Kuffese, versah ihn mit Besatzung, und übertrug den tapfersten Männern darauf zu bauen. Durch das Gerücht von dieser That aufgeregt, kamen die Sachsen zusammen, schlossen auf Betrieb des Herzogs Ludger den Berg ein, steckten die Burg in Brand, und machten ihre Mauern und Wälle der Erde gleich." Doch stieg die Burg bald wieder neu aus der Asche empor, wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, da in dieser Zeit in alten Urkunden oft Burgmänner von „Kuffese" aufgeführt werden. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts gelangten die Grafen von Beichlingen zum vollen Besitze Kifthausens, obwohl die Kaiser ihre Ansprüche daran nicht gänzlich aufgaben. Doch sahen sich erstere drückender Schulden halber genöthigt, die Burg 1333 dem Landgrafen von Thüringen als Lehen zu überlassen. Im Jahre 1407 werden die Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX. von Schwarzburg von dem Landgrafen Friedrich dem jüngeren von Thüringen mit dem Schlosse und Berge Kifthausen beliehen, und als im Jahre 1411 die Schwarzburgischen Lande getheilt wurden, fiel es an die Schwarzburg-Rudolstädtische Linie, welche es gegenwärtig noch im Besitze hat. —

Allein die einst so starke Veste, die noch bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts in wohnlichem Zustande war, wurde gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts verlassen, verfiel immermehr, und die gewaltigen Mauern stürzten endlich zusammen. Der alte Glanz, welcher Kifthausen einst umgeben hatte, war nun verschwunden, und wo einst die deutschen Kaiser in ihrer Herrlichkeit gethront, wuchert dichtes Gestrüpp zwischen den Ruinen; aber die Sage hat wie immergrüner Epheu ihren Arm um das alte Gemäuer geschlungen, und weiß uns vieles Wunderbare zu vermelden. —

Die allgemein verbreitete Sage von Kaiser Friedrichs Wiederkehr benutzend, traten von Zeit zu Zeit Männer auf, welche Frechheit und Gewandtheit genug besaßen, sich für den verschwundenen Kaiser auszugeben. So kam im Jahre 1285 ein gewisser Thilo Kolup nach Cöln und sagte, er sei Kaiser Friedrich und komme aus dem Kifthäuser, wo er sich bisher aufgehalten, um nun die Regierung selbst wieder zu übernehmen; Kaiser Rudolph solle daher die Krone niederlegen, zu ihm kommen und ihm den Eid der Treue schwören.

Es war ein abgefeimter Schelm, der seine Rolle meisterhaft zu spielen und sich vielen Anhang zu erwerben wußte. So ließen sich auch der Herzog von Braunschweig, die jungen Landgrafen von Thüringen und der Markgraf von Meißen von ihm bethören, traten auf seine Seite, und schenkten ihm zur Geltendmachung seiner Ansprüche 21,000 Mark Silbers.

Digitized by Google

Die Sache nahm eine immer gefährlichere Wendung. Der Pseudo-Kaiser schlug zu Wetzlar seine Residenz auf und hielt sich einen glänzenden Hofstaat. Dies bewog den Kaiser Rudolph, schleunigst ein Heer zu sammeln und Wetzlar zu belagern; und die Stadt sah sich endlich genöthigt, den Betrüger auszuliefern, welcher nach einem auf der Folter abgelegten Bekenntnisse zu Neuß verbrannt wurde. —

Im Jahre 1545 sahen einige Hirten und Landleute einen abenteuerlichen, phantastisch gekleideten Menschen in der Kapelle des Kiffhäusers bei einem Feuer sitzen, dessen aufsteigender Rauch seine Gegenwart kund gethan hatte. Sein Haar war grau und weiß und seltsam verwirrt, die Gesichtsfarbe fahl, wie die eines Menschen, der lange Zeit im Kerker geschmachtet. Am Kinn zog sich ein langer, schwarzer Bart herab. Bekleidet war er mit einem seltsamen, weißen Mantel nnd ledernen Hosen; neben ihm fand man zwei irdene Töpfe und ungewöhnlich geformte Waffen. Er trieb wunderliche Reden und berühmte sich vieler Königreiche. Auf die Nachricht hiervon eilte eine Menge Volks aus der Umgegend auf's Gebirge. Auf die Frage Einiger, wer er sei, gab er die Antwort: „Ich bin Kaiser Friedrich, und da ich schon lange mit betrübtem Herzen den traurigen Zustand meines Volks gesehn, so bin ich hier erschienen, um wieder Frieden in die Welt zu bringen, denn die jetzigen Fürsten werden's nicht ausmachen!" Die Menge jauchzte ihm Beifall zu und wollte den wiedererwachten Kaiser im feurigen Enthusiasmus gleich mit sich führen. Er aber verweigerte das, da er noch eine Zeit lang hier verborgen bleiben müsse, bis er erst mehr Anhang gewonnen habe. Auch habe er mehrere Herren und Fürsten um Unterstützung seines Vorhabens gebeten, deren Antwort er erst abwarten müsse. Das Volk, dem dies einleuchtete, verließ den Berg, um dem alten Kaiser noch mehr Anhänger zu werben. Von Tage zu Tage wuchs die Menschenmenge, welche auf den Kiffhäuser strömte, den vermeintlichen Kaiser mit Speise und Trank versah und Leib und Leben, Hab' und Gut für ihn zu lassen versprach. Aber die Sache konnte nicht länger verborgen bleiben und breitete sich bis in die entferntesten Gegenden aus. Die Fürsten erschraken, und die meisten glaubten in allem Ernst, Barbarossa sei wirklich zurückgekehrt. Soll doch Luther, den man um seine Meinung darüber befragt, gesagt haben: „Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, der Teufel hat vordem mehr den Leuten eine Nase gemacht!"

Aber Graf Günther von Schwarzburg griff die Sache ernstlich an, sandte seinen Landvogt von Brüneck spät Abends, weil man die fanatische Volksmenge fürchtete, auf den Kiffhäuser, und ließ den vermeintlichen Barbarossa heimlich festnehmen und nach Sondershausen führen. Letzterer erklärte sich auch gleich bereit, dem Landvogt zu folgen. Als man ihm aber die Hände binden wollte, bat er, ihn damit zu verschonen; man möge ihn anständig wie einen Kaiser und nicht wie einen Schalk führen. Bei der über ihn angestellten Untersuchung ergab sich, daß er ein wahnwitziger Schneider aus Langensalza sei, Namens Johannes Leupold.

Als das Volk am andern Morgen seinen Barbarossa nicht wieder fand, glaubte es, da die Schwarzburgischen Behörden das tiefste Schweigen in der Sache beobachteten, er habe sich wieder in das Innere des Berges begeben, und man hofft seitdem noch im Volke auf seine dereinstmalige Wiederkehr zu einer gelegneren Zeit. *)

*) Einige wirkliche Kaisersagen vom Kiffhäuser wird der Herausgeber, der sie wieder sammelte, gelegentlich mittheilen.

Digitized by Google

Die rothen Aermel von Luzern.

Mitgetheilt von Heinrich Pröhle.

Im Jahre 1331 vereinigten sich etliche Bürger von Luzern, fürnehme Personen, daß jeder einen rothen Aermel als Kennzeichen an seinen Rock oder Juppe machen sollte, schwuren einen Eid und Bündniß zusammen und setzten ein großes Nachtmorden auf Peter und Pauli fest. Ihr Anschlag war, daß sie in dieser Nacht sich unterm großen Schwibbogen bei der Schneider-Trinkstube versammeln wollten. Wie sie nun aber da beisammen waren und das Weitere berathschlagten, kam ein Jüngling, näher den Knabenjahren, von ungefähr und hörte ihren Anschlag. Als sie ihn bemerkten, ergriffen sie ihn und ließen ihn schwören, daß er nichts von ihrem Vorhaben verrathen wolle. Dann hatten sie nicht sonderlich mehr auf ihn Acht und er schlich sich davon. Auf der Gasse sah er sich überall um und erblickte noch Licht in der Metzger-Trinkstube. Es waren aber noch einige Bürgergesellen allda, die spielten und tranken, zu denen lief der Jüngling rasch, stellte sich in der Stube gegen den Ofen und sprach: „O Ofen! Ofen!" Die Gesellen sprachen zu ihm: „Was hat Dir der Ofen gethan?" Da nun der Jüngling merkte, daß sie ihn gehört hatten, sprach er abermals mit noch lauterer Stimme: „O Ofen! Ofen! ich sage Dir, daß sich Leute unterm Schwibbogen versammeln mit Gewehr und Harnisch und wollen diese Nacht ein großes Morden anstellen an allen denen, die am Bunde der Waldstädte schuldig sind, und hab' ich ihnen müssen schwören, solches keinem Menschen zu sagen, darum sag' ich's Dir, Ofen, für eine ganze Wahrheit."

Da die Gesellen das hörten, lief Alles rasch dem Schwibbogen zu. Die Verschworenen aber eilten wieder in ihre Häuser zurück. Einige wurden jedoch in ihrer Rüstung gefangen. Die bekannten den Anschlag und offenbarten, wie die rothen Aermel ihr Kennzeichen gewesen wären. Danach entstand das Sprüchwort: „Hüte Dich vor den Gesellen mit den rothen Aermeln."

Berliner Schulen.

Unter den städtischen Berliner Schulen haben sich in letzter Zeit die Realschulen einer lebhaften Fürsorge von Seiten ihrer Behörden zu erfreuen gehabt. Die Mehrzahl dieser Realschulen besteht im Jahre 1861 gerade ein Vierteljahrhundert. So feierte zu Ostern die Dorotheenstädtische Realschule, und feiert zu Michaelis die Louisenstädtische das fünfundzwanzigjährige Jubiläum. Letztere wurde in dieser ganzen Zeit von dem jetzigen Director Grohnert geleitet. Die Anfänge der jetzt so stattlich dastehenden Schule waren dürftig, und einmal wurde sie sogar in ein Cholera-Hospital verwandelt. Wenige Schulen Deutschlands aber dürften in derselben Zeit eine solche Reihe namhafter Lehrer aufzuweisen haben, wie diese, an der auch der Pädagog Mager und der Literarhistoriker Julian Schmidt thätig gewesen sind.

Digitized by Google

Friedrich der Große und die Fontainen.

Von A. Freiherrn von Seld.

Am dreizehnten Mai des Jahres siebenzehnhundertachtundvierzig stand Friedrich der Große auf der obersten Terrasse, des „Weinbergs," wie damals die Anlagen hießen, die jetzt den Namen Sanssouci führen; denn in den ersten Jahren nannte der König das Schloß und die ganze Anlage immer nur la vigne; nur ein Plätzchen, auf dem der König eine Gruft hatte erbauen lassen, in welcher er einst ruhen wollte, nannte er Sanssouci, weil er dann erst sans souci sein würde, wenn er dort ruhte. Der König hatte für jedes der Schlösser, in denen er abwechselnd residirte, eine eigene Bibliothek, deren Bücher mit den Anfangsbuchstaben der Schlösser bezeichnet waren, denen sie zugehörten; die Bücher auf Sanssouci sind sämmtlich mit einem V bezeichnet. Der König hatte eins dieser Bücher in der Hand, schaute aber darüber hinweg in die Ebene zu seinen Füßen, die damals zum größten Theil noch kahl und nur mit wenigen neu angepflanzten Ziersträuchern besetzt war; sein Blick verweilte wie prüfend auf einem und dem andern Punkte. Plötzlich drehte er sich um, ging in das Schlößchen zurück in sein Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch, nahm ein Quartblatt Papier und bemalte dasselbe mit Strichen und Kreisen; aus dem Mittelpunkt der Kreise stiegen Linien in die Höhe, die wie Reiherfedern, oder Kometenschweife aussahen. Er vertiefte sich immer mehr in seine Arbeit und sagte, ohne daß er aufblickte, zu seinem Kammerhusaren: „Baumann soll kommen."

Baumann war Schloßbaumeister und hatte alle Bauten unter sich, zu denen der König die Gelder aus seiner Chatulle hergab. Als er in das Zimmer trat, fragte ihn der König: „Er ist ja wohl ein Holländer?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät."

„Dann kann Er auch Fontainen machen?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät."

Das Wort: „Zu Befehl!" war gesprochen, ehe es bedacht war, und wie sehr es auch der Beamte bereute gleich nachdem er's gesprochen, wie viel er auch darum gegeben, wenn er es hätte ungesagt machen können, es war gesprochen und damit des armen Schloßbaumeisters Zukunft entschieden und dem Könige eine lange Reihe von Verdrüßlichkeiten und eine noch längere Reihe von hohen Geldrechnungen herbeigeführt.

Der König bemerkte das verlegene Gesicht des Architekten nicht, sondern sprach: „Das ist mir lieb, denn ich will unter der Freitreppe Fontainen anlegen; das Reservoir dazu kann auf den Hönesberg kommen; (der jetzige Ruinenberg) das Wasser kann aus der Havel genommen werden. Ich habe hier den Plan dazu aufgezeichnet. (Dieser von Friedrich dem Großen eigenhändig gezeichnete Entwurf wird heute noch in Sanssouci aufbewahrt.) Hier oben, rechts und links vom Ausgange, sollen zwei Sprudelfontainen zu stehen kommen; unten, gerade vor der Freitreppe, als point de vue ein großes Bassin mit einer Haupt-Fontaine; zu beiden Seiten derselben vor den Orangeriehäusern (heut stehen an der Stelle derselben die Gemäldegalerie und das Cavalierhaus) sollen ein paar Nebenfontainen hinkommen und dort weiter links am Abhange eine Muschelgrotte mit Nymphen, die Wasser aus Krügen in gelippte Becken gießen. Hat Er mich verstanden?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät."

„Wie schaffen wir aber das Wasser auf den Hönesberg?"

Digitized by Google

„Durch eine Wassermühle*)."

„Gut, mache Er das, aber rasch!"

Da wurde dem armen Baumeister angst; denn er mußte sich gestehen, daß er vom Fontainenbau weder Kenntnisse noch Erfahrung habe; und in seiner Angst fiel er auf einen Ausweg — den einzigen, der ihm helfen konnte in seiner Noth — er sagte: „Bei solcher Arbeit ist unausgesetzte Mitwirkung nöthig; die kann ich wegen meiner übrigen Arbeiten nicht durchführen; ich bitte Ew. Majestät daher um die Erlaubniß, einen Fontainenmacher aus Holland verschreiben zu dürfen, der unter meiner Leitung arbeitet."

„Gut, lasse Er einen kommen, aber rasch."

Baumann fiel ein Stein vom Herzen. Er schrieb sogleich nach Amsterdam an seinen Bruder; dieser gewann einen Kunstgärtner Heinze, welcher dort schon einige zierliche Fontainen für reiche Kaufleute errichtet und sich dadurch einen Namen gemacht hatte, für das Amt eines Königlich preußischen Fontainenmachers. Freilich war der Strahl jener Fontainen nicht über vier Fuß hoch gestiegen und das dazu gehörige Wasser durch einen Arbeiter in das Faß gepumpt worden, welches als Reservoir diente; aber Herr Heinze, dem bei seinem Engagement gleich mitgetheilt worden, daß er ein Reservoir auf einem hundertfunfzig Fuß hohen Berge mit Wasser zu füllen habe, welches ausreichend sein müsse, um viele, großartige Fontainen zu speisen, hatte sich für diesen Fall vorgesehen. Er besaß die Beschreibung von einer Maschine, welche ein gewisser Setton Michols im Jahre siebzehnhundertfünfundzwanzig in einem englischen Kohlenbergwerke erbaut hatte, durch die er die wilden Wasser des Bergwerks fast zu gleicher Höhe hob und sich dabei als Triebkraft des Dampfs von kochendem Wasser bediente. Dieser Beschreibung war ein erläuternder Kupferstich beigegeben; den ließ er sauber copiren, schrieb darunter Heinze inv. et fecit und begab sich so gerüstet nach Potsdam. Hier weigerte er sich entschieden, sowohl dem Schloßbaumeister Baumann, als dem Hauptmann von Knobelsdorf (der damals die Entwürfe zu den Prachtbauten lieferte) seine Pläne mitzutheilen; er behauptete, im Besitze eines Geheimnisses zu sein, daß er nur dem Könige anvertrauen könne. Dieser befahl, ihn vorzulassen. Heinze war ein ächter Holländer, breit und plump; im Gegensatze zu den französischen Windbeuteln, die der König leicht durchschaute, war er schwerfällig, langsam und voll gravitätischer Ruhe; er trug seine sogenannte Erfindung mit eben so großer Weitschweifigkeit als Confusion vor; denn die Idee war ihm selbst wohl nicht ganz klar. Friedrich begriff nur so viel, daß der Wasserdampf als bewegende Kraft benutzt werden sollte, erklärte das für eine lächerliche Thorheit, sagte dem verblüfften Fontainenmacher, er möge sich auf etwas besseres besinnen; denn mit solch blauem Dunst dürfe man ihm, dem Könige, nicht kommen. Nun waren dem Holländer die Wassermühlen seines Vaterlandes recht gut bekannt; aber für ein solches Genie, wie das seine, war eine solche Anlage viel zu gewöhnlich; er sann daher auf etwas anderes ganz Besonderes. Er ritt wochenlang meilenweit auf einem Maulthier umher; denn mit Maulthieren wurden damals die königlichen Gärten bearbeitet; mit Maulthieren wurden die königlichen Küchenwagen und die königlichen Sänger und Tänzer zwischen Berlin und Potsdam hin und her befördert. Heinze recognoscirte die Gegend und brachte endlich als Frucht dieser Recognoscirungen dem Könige einen Plan, nach welchem in der Gegend der Jungfernhaide, zwischen Berlin und Spandau belegen, ein Canal von der Havel bis an den Fuß des Höneberges geführt und mit dem Wasser des Canals ein Werk in Bewegung gesetzt werden sollte, welches das für die Fontainen bestimmte Wasser den Höneberg hinauftriebe.

*) Was man hier zu Lande Wassermühlen nennt, davon hat man in Holland keinen Begriff; denn dergleichen Mühlen können nur da angebracht werden, wo das Wasser ein starkes Gefälle hat; daran fehlt es aber in dem durchaus ebenen Holland völlig. Man kennt daher dort nur Windmühlen und bezeichnet mit dem Namen Wassermühlen solche Windmühlen, die zum Wasserschöpfen bestimmt sind, während die andern Mahlmühlen genannt werden.

Digitized by Google

Friedrich der Große, der durch Felddienstübungen und Manöver genau mit dem Terrain und mit dem niedrigen Wasserstande während des Sommers bekannt war, machte den Wasserbaumeister darauf aufmerksam und fragte ihn, wo er denn im Sommer das Wasser hernehmen wolle. Da erwiderte dieser mit unerschütterlicher Ruhe: „Ja Ew. Majestät, im Sommer müssen die Fontainen still stehen."

„Im Winter kann Er sie für sich behalten!" sagte der König und drehte ihm den Rücken. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer sagte er mit umgewandtem Kopfe: „Rede Er mit Baumann!"

Dazu mußte sich nun der Fontainenmacher, so schwer es ihm auch wurde, verstehen und beide arbeiteten gemeinschaftlich einen Plan aus nach der dem König hingeworfenen Aeußerung Baumanns, die ja auch damals die königliche Genehmigung erhalten hatte. Der Plan wurde sauber gezeichnet dem Könige vorgelegt, von ihm genehmigt und die Gelder dazu angewiesen. Während beide mit seiner Ausführung beschäftigt waren, hatte der König mit Knobelsdorf gemeinschaftlich die Prachtbauten entworfen, von denen die Fontainen umgeben werden sollten. Auf dem Gipfel des Höneberges im Rücken von Sanssouci sollte sich dicht am Reservoir eine mächtige Ruine erheben, welche dem Charakter des Wassers entsprechend das Amphitheater einer großen Naumachie darstellte; denn Friedrich liebte es, an der Außenseite seiner Bauten, deren Inhalt oder Bestimmung darzustellen. Er ging dabei oft mit großer Naivität zu Werke. So stehen auf dem Portal zum Stall der königlichen Wagenpferde in mehr als Lebensgröße, aus Stein gemeißelt, Reitknechte und Kutscher in Livrée mit Zopf und Perrücke, wie sie Decken ausklopfen, Lederzeug bürsten und dergleichen; im Giebelfelde des damaligen Schulhauses, jetzigen Pfarrhauses, an der Nicolaikirche sitzt ein Candidat, erkennbar an den Päffchen; ein Kind liegt ihm auf den Knieen, dessen Händchen aufgehoben ist und dessen Füße von einem andern Kinde festgehalten werden, während der Candidat mit hoch geschwungener Ruthe auf den entblößten Theil loshaut.

Bei dem Bau auf dem Höneberge, der nur einen Prospect von Sanssouci aus gewähren sollte, blieben alte Ornamente fort, da sie in solcher Entfernung nicht erkennbar gewesen wären; dagegen erhielt der Berg an der Vorderseite einen großartigen Schmuck durch einige mächtige dorische Säulen, an die eine umgestürzte sich anlehnt, und die einen imponirenden Eindruck machen, heut gewiß mehr als in den Tagen ihrer Anlage; denn der Zahn der Zeit hat sie benagt und sie in wirkliche Ruinen verwandelt. Man erkennt Knobelsdorfs Genius in dieser Schöpfung und kann nur bedauern, daß der Italiäner Bellavita, der auf des Königs Befehl diese Schöpfung verschönern sollte, eine zierliche, oben offene Miniatur Rotunde und eine lächerlich kleine Pyramide hinzugefügt hat. Zum Glück zerfällt die Letztere immer mehr, während die Erstere wenigstens einmal im Jahre einen interessanten Anblick gewährt, wenn zur Feier der Schlacht von Leipzig ein großes Feuer in derselben flammt. Außer diesem großartigen Bau ließ der König den sogenannten Rehgarten in der Hauptallee, die nach dem — damals noch nicht vorhandenen — Neuen Palais führt, da wo jetzt zwei Halbkreise von dunkeln Tannen stehen, eine Colonade von Marmor erbauen, die gleichfalls nach Knobelsdorfs Plänen, zwei Hauptzirkel eines Säulenganges bildeten. Er bestand aus sechzehn Säulen, zwischen denen bleierne vergoldete Figuren sich erhoben. Von all den Herrlichkeiten ist keine Spur mehr vorhanden; die Bleifiguren oxidirten und waren bald so zerfressen, daß sie zu gränlichen Ungestalten wurden und als alt Blei verkauft werden mußten; die Säulenhalle wurde unter Friedrich Wilhelm II. abgebrochen und der Marmor zum Schmuck eines Lustschlosses verwandt, das sich der König in einem von ihm angelegten Garten erbaute; jener führt den Namen *neuer Garten*, das Schloß den Namen *Marmorpalais*. Dagegen finden sich noch heut die Werke der Skulptur, die Friedrich der Große theils von Ludwig dem funfzehnten zum Geschenk bekam, theils von französischen Bildhauern meißeln ließ, und die unterhalb der Terrasse im Kreise die Hauptfontaine umstehen; eben so ist die nach Knobelsdorfs Zeichnung erbaute Neptunsgrotte erhalten, die in der Nähe des

Digitized by Google

Vorgartens der Gemäldegalerie sich befindet. Alle diese Werke ließ der große König errichten, in der Zuversicht, daß sie bald von sprühenden Wasserstrahlen belebt werden würden. Es wurde auch in der That rüstig an der Ausführung der Fontainen gearbeitet und Friedrich gab ganz gegen seine sonstige Gewohnheit die bedeutenden Geldsummen her, welche die Bauführer forderten.

Die Wassermühle wurde erbaut, wo heut der Eingang nach dem Charlottenhof von der Victoriastraße her stattfindet; ein noch heut bestehender Canal, Schaafgraben genannt, wurde von diesem Bau nach der Havel geführt, um ein heut nicht mehr vorhandenes Reservoir mit dem Wasser derselben zu füllen; durch sechs Pumpen sollte dies Wasser in ungefähr vier Zoll weiten Röhren nach dem Höneberge getrieben werden. Zu diesen Röhren wurden, was heut jedem Architekten, ja jedem Brunnenmacher unglaublich erscheinen mag, und was den völligen Mangel an Erfahrung der beiden Brunnenmacher bezeugt, Faßdauben angewandt,

Friedrich der Große und der holländische Fontainenmacher bei der Neptunsgrotte.

die mit eisernen Reifen und Zwingen zusammengehalten wurden, oder richtiger, zusammen gehalten werden sollten. Es waren dazu aus den königlichen Forsten 800 mächtige Kiefernstämme angefahren, in Bohlen geschnitten und, nachdem sie nothdürftig getrocknet, im folgenden Jahre unter Aufsicht eines eigens dazu aus Holland verschriebenen Zimmermeisters, Namens Adrian van Ouden, zu Röhren in der angegebenen Art verarbeitet, die Röhren ineinander gesteckt, mit Werg und Pech gedichtet, und durch dieselben ein achttausend Fuß langer Röhrenzug nach dem Reservoir auf dem Gipfel des Höneberges geführt worden. Auch die Mühle war vollendet; ein Müller Bährend wurde bei derselben mit dem Titel „Kunstmeister" angestellt; Herr Heinze bekam den Titel „königlicher Fontainier und Grottier." Das Pumpwerk wurde in Gang gebracht und arbeitete Tag und Nacht; aber vergeblich sah man im Reservoir dem Eintritt des Wassers entgegen, es blieb trocken; dagegen wurde das Erd-

Digitized by Google

reich, das der Richtung des Röhrenzuges zunächst lag, immer nasser, und als man dadurch aufmerksam gemacht, den Röhrenstrang aufdeckte, fand sich, daß der Druck des Wassers die Röhren zersprengt, ehe dasselbe noch den sechsten Theil des ihm zugedachten Weges zurückgelegt hatte.

Jetzt sagte man sich — und konnte nicht begreifen, daß man sich das nicht schon von Anfang an gesagt — daß Faßdauben nicht im Stande wären, einem solchen Druck Widerstand zu leisten; man mußte dem Könige den Unfall anzeigen und ihn um andere zahlreichere Stämme aus den königlichen Forsten bitten, um durch gebohrte Röhren das Reservoir zu füllen. Der König bewilligte Alles, trieb aber zur Eile; denn schon waren fast drei Jahre seit dem Beginn des Unternehmens vergangen; die großartigen Anlagen standen bereit, die Wasserströme in sich aufzunehmen und wieder von sich zu geben. Der König führte seine Gäste umher; aber die Gäste mußten mit ihrer Phantasie den noch immer mangelnden Hauptschmuck derselben ersetzen.

Nachdem wiederum ein Jahr vergangen, war der Röhrenstrang von gebohrten Röhren gelegt. Man hatte, um den Luftdruck zu vergingern, und den Erfolg zu sichern, fünf Ventesen (Windkessel) mit großen Kosten angebracht, und dazu neunundzwanzig und einen halben Centner Kupfer verwandt. Die Pumpen wurden von neuem in Gang gebracht. Niemand zweifelte an der ersehnten Ankunft des Wassers auf dem Höneberge, aber zum Schrecken der Fontainenmacher blieb es auch diesmal aus. Freilich hatte es über die Hälfte seines Weges glücklich zurückgelegt, dann aber die Röhren so vollständig gesprengt, daß jede Hoffnung aufgegeben werden mußte, auf diesem Wege zum Ziele zu kommen. Es blieb nun den niedergeschlagenen Baumeistern nichts anderes übrig, als dem Könige zu berichten, daß sie sich in ihren Annahmen geirrt hätten; daß keine hölzernen Röhren, sondern nur solche von Gußeisen den ihnen zugemutheten Druck zu widerstehen vermöchten; die letzteren aber könnten hier zu Lande nicht angefertigt werden, vielmehr müßte man sie im Harz bestellen, woselbst sich die nächsten Eisengießereien befänden.

Vier Jahr hatte der König mit bewundernswürdiger Geduld ruhig ausgehalten; jetzt brach der verhaltene Groll hervor, aber er machte sich auf humeristische Weise Luft. Er ließ in aller Stille zwei Bilder anfertigen, auf deren jedem ein mit Oelfarben gemalter Esel stand, darunter die Worte: „Holländischer Fontainenmacher.“ Ueber diese Oelbilder wurde mit leicht abzuwaschender Wasserfarbe die Kunstmühle gemalt, so daß der nächste Regen das obere Gemälde abwaschen und die Esel mit ihrer Unterschrift zum Vorschein bringen mußte; diese Bilder ließ er über die Thüren der Häuser befestigen, welche Heinze und Baumann bewohnten. Wie geheim aber auch die Sache betrieben war, Beide erfuhren davon; Baumann ging tiefsinnig umher, Heinze verfiel in ein Nervenfieber und phantasirte unaufhörlich von der Schande, die ihm bevorstand. Da wagten die Frauen und Kinder beider einen Fußfall bei dem Könige, umklammerten seine Kniee und baten für ihre Gatten und Versorger. So ernst hatte der König sich wohl die Folgen nicht gedacht; er befahl, daß die Bilder weggenommen würden, doch verlor Baumann seine Stelle und bekam eine geringere als Landbaumeister; Heinze starb, ehe noch sein Schicksal entschieden war.

Das Verunglücken der Fontainen wurde öffentliches Gespräch; die großartigen Bauten, die vergebens ihres Hauptschmucks harrten, standen vor Aller Augen da; Reisende trugen die Kunde des Mißlingens nach allen Ländern und verbreiteten die Ansicht, daß der sein Glück machen könne, der im Stande sei, den Lieblingswunsch des Königs zu erfüllen und Leben in die todten Massen zu bringen. Es ist ungewiß, ob angelockt durch diese Kunde, ein gewisser van Osten, der sich unter dem Namen eines Wasserbaumeisters bei dem König melden ließ und sichere Ausführung der Wasserwerke versprach, sich wirklich dazu befähigt glaubte, oder ob er nur täuschen und einen unredlichen Gewinn ziehen wollte. Der König vertraute ihm und gab ihm zwölftausend Thaler zur Anschaffung von eisernen Röhren, deren er wirk-

Digitized by Google

lich einige, neun Zoll im Durchmesser stark, aus dem Harz verschrieb. Seine vollständige Unwissenheit und Rathlosigkeit trat aber so bald an den Tag, daß er entlassen wurde, ehe er noch eigentlich seine Arbeit begonnen hatte. Erst nach seiner Entlassung ermittelte man, daß er kein Hamburger Wasserbaumeister, sondern ein brodloser Brunnenmacher aus Utrecht war.

Der König wandte sich nun an den Hessen-Kasselschen Ministerresidenten Waitz, den er als einen wissenschaftlich gebildeten und in den mechanischen Künsten erfahrenen Mann schätzte, mit dem Gesuch, ihm einen Sachverständigen zu empfehlen, worauf dieser ihm den Rothgießer George empfahl, einen ehrlichen, in seinem Fach tüchtigen Handwerker, der aber von Hydraulik nichts verstand. Auf dessen Rath wurde eine zweite Mühle dicht am Fuße des Höneberges in der Nähe des Bornstädter Teiches, der heut eine anmuthige Partie dieses königlichen Chatullengutes bildet, angelegt, weil er meinte, daß eine Mühle nur sehr schwer und jedenfalls zu langsam das nöthige Wasser bis auf den Gipfel des Berges schaffen könne. Schon die Wahl dieses Platzes für eine Wind-Wasser-Mühle bezeugte, daß George kein Sachverständiger war; an Wasser fehlte es zwar nicht, aber wohl an Wind, der das Wasser heben sollte; die Mühle lag tief im Grunde, umgeben von Busch und Berg, die der Luft überall den freien Zugang wehrten. Dennoch zeigte George schon im sechsten Monat nach dem Antritt seines Berufes an, er wolle eine Probe geben und die Hauptfontaine springen lassen; Se. Majestät möchten den Tag allergnädigst selbst bestimmen. George hatte nämlich bemerkt, daß durch einen ungewöhnlich starken Schneefall sich etwas Wasser im Reservoir des Höneberges gesammelt hatte, er ließ nun den Schnee, der ringsum ellenhoch lag, zusammenschaufeln und in das Reservoir werfen, und vermehrte dadurch das in demselben befindliche Wasser, um dem König eine Probe von der Wirksamkeit der Hauptfontaine zu zeigen.

Sechs Jahre lang hatte der König große Rechnungen bezahlen und viel Verdruß ertragen müssen, ohne irgend einen Erfolg zu erlangen; jetzt endlich sollte er das Ziel seiner Wünsche erreicht sehen! Wie ungünstig auch die Witterung war, er bestimmte schon den folgenden Tag zur Probe. Es war am Charfreitag des Jahres 1754; Regen und Schnee wurden vom Sturm durch die Luft gejagt; dazwischen fielen große Hagelkörner, aber des Königs Verlangen war stärker als der Sturm. Er kam vom Potsdamer Stadtschloß her, wo er in der Regel während des Winters residirte, nach dem Eingang des Gartens am Obelisk geritten, stieg dort ab und ging zu Fuße, nur vom Marquis d'Argens und dem Grafen Gotter begleitet, nach dem Rande des Bassins, stellte sich an demselben auf und winkte, zum Zeichen, daß der Strahl sich erheben solle. Unverwandt richteten der König und seine Umgebungen den Blick auf die Mündung des Rohres in der Mitte des Bassins; aber kein Wasserstrahl erhob sich; der Sturm peitschte dem Könige große Tropfen und Hagelkörner in's Gesicht; er verzog keine Miene. Alles stand in ängstlicher Spannung — da plötzlich schoß ein kurzer Strahl aus der Röhre; er senkte sich; ein zweiter, höherer folgte, der sich weniger tief senkte; ein dritter, ein vierter folgten, die sich gar nicht mehr senkten. Immer höher stieg der Strahl, trotz des Sturmes, der ihn beugte, wohl gegen vierzig Fuß hoch. Keiner hatte den Muth, seine Ueberraschung, seine Freude auszudrücken, denn des Königs Mienen blieben unverändert. Auf seinen Stock gestützt, sah er unverwandt zum Strahl hinauf. Der Sturm nahm zu, Schnee und Regen fielen dichter; die Herren waren schon ganz durchnäßt; auch der König mußte es sein; denn Alle waren ohne Mäntel, die zu der Zeit nur von den Husaren getragen wurden. Vergebens hofften die Herren, der König würde das einförmige Schauspiel, mehr noch das abscheuliche Wetter satt bekommen; doch getraute sich keiner, seine Hoffnungen, seine Wünsche merken zu lassen; nur Herr George vermochte es nicht, sie für sich zu behalten; wenn er es auch nicht wagte, ihnen Worte zu geben, drückte er doch durch Mienen, durch Geften aus, der König würde sich erkälten; sie möchten doch

Digitized by Google

den König darauf aufmerksam machen. Die Herren thaten, als bemerkten sie seine Bemühungen nicht; der König aber schien nichts zu beachten; was um ihn her vorging, sein Blick hatte auch nicht einen Augenblick sich vom Wasserstrahl abgewandt.

Mit einem Mal ward er niedriger, von Sekunde zu Sekunde niedriger und hörte dann plötzlich ganz auf.

„Was ist das?" fragte der König. — Keine Antwort. — „Warum hört der Strahl auf?" fragte er, zu George gewandt. Kleinlaut erwiderte der: „Majestät, das Wasser ist abgelaufen." „Schon?" fragte der König. „Wann kann der Strahl wieder steigen?" „Das hängt vom lieben Gott ab, wenn der uns viel Regen und Schnee giebt; denn — den Kunstmühlen traue ich nicht recht."

Der König wandte sich ab, ohne etwas zu erwidern, ging nach dem Ausgange des Parks, bestieg sein Pferd und ritt mit den Herren nach dem Schloß zurück, ohne das Vorgefallene mit einer Silbe zu erwähnen. Als er heimgekommen war, schrieb er an Voltaire und schickte ihm ein Epigramm, worin er sich lustig darüber machte, daß die Souveraine sich im Besitz des Dreizacks dünkten, mit dem sie die Wogen des Krieges ebnen könnten; daß sie das Wasser aber nicht zu zwingen vermöchten, bergan zu steigen. George erhielt seine Entlassung in Gnaden. Während eines halben Jahres war von den Fontainen nicht die Rede; die Arbeiten daran ruhten gänzlich; es war Niemand da, der sie betrieb, auch kein Geld dazu angewiesen. Die Umgebungen des Königs glaubten, er habe, ermüdet durch so viel unangenehme Erfahrungen, die ganze Idee aufgegeben. Da ließ sich im Herbst des Jahres 1754 ein Stücklieutenant Sr. Churfürstl. Gnaden von Mainz, Valentin Pfannenstiel, beim Könige melden, und als er nach seinem Begehr gefragt wurde, erwiderte er, daß er im Besitz eines großen Geheimnisses sei, durch welches er, wenn ihm der Fontainenbau ausschließlich übertragen würde, bisher noch nie Dagewesenes leisten könne, das Geheimniß sei aber von solcher Wichtigkeit, daß er es Niemandem anvertrauen könne; als dem Könige selbst.

Dieser mußte ein großes Verlangen tragen, seinen Lieblingswunsch endlich verwirklicht zu sehen; denn er, sonst ebenso scharfsichtig als mißtrauisch, ließ sich zum dritten Male täuschen. Er forderte zwar anfänglich die beiden Baumeister Hildebrandt und Büring auf, sich gutachtlich über die Pläne des Stücklieutenants zu äußern; Beide aber, abgeschreckt durch Baumanns Schicksal, erklärten, daß sie vom Fontainenbau keine Kenntniß hätten und daher außer Stande wären, dem königlichen Befehle nachzukommen. So unterzog sich denn der König selbst der Prüfung des ihm vorgelegten Planes. Sie mußte zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein; denn er ernannte den Valentin Pfannenstiel zum Königlichen Wasserkunstdirektor und befahl ihm, sich in Verbindung mit dem Geheimen Kämmerir Fredersdorf zu setzen. Im Publikum wird der Geheimkämmerir häufig mit dem Oberst-Kämmerir verwechselt, und doch stehen beide Chargen in einem größeren Abstand von einander, als Wachtmeister und Oberst-Wachtmeister; der Oberst-Kämmerir hat dem Range nach die höchste Stelle im Staate inne, während der Geheimkämmerir nichts ist als derjenige Bediente des Königs, der dessen persönliche Ausgaben besorgt. Fast immer sind diese sogenannten Geheimkämmerire Menschen ohne alle Schulbildung; sie haben ihre Laufbahn in der Regel als Leibjäger und Lakaien, ja selbst als Stalljungen angetreten und gehören zum Hofgesinde, wenn auch ihr naher Verkehr mit dem Herrscher ihnen oft einen bedeutenden Einfluß und beträchtliche Vortheile gewährt. So war auch jener Fredersdorf einst nur Pfeifer bei der Regimentsmusik zu Rheinsberg gewesen, woselbst der König als Kronprinz residirte und Gefallen an dem hübschen Menschen befand. Er hatte ihn erst zum Lakaien, dann zum Kammerdiener gemacht und ihm bei seinem Regierungsantritt den Posten eines Geheimkämmerirs übertragen. Fredersdorf war ein beschränkter Kopf, aber der König hatte eine besondere Vorliebe für ihn; denn er war zuverlässig und wußte sich in die Eigenheiten seines Gebieters zu finden. Als in der Schlacht von Sorr die Kroaten sich in das preußische Lager

Digitized by Google

geschlichen und des Königs ganze Garderobe geplündert hatten, schrieb dieser eigenhändig an Fredersdorf nach Potsdam, schickte ihm ein Verzeichniß der Sachen, die er ihm zum Ersatz der verlorenen senden sollte, und beklagte sich über einige Dummheiten, die Fredersdorf's Stellvertreter begangen, und sagte: „Wenn Du hier gewesen wärest, so wäre das nicht geschehen.“ Fredersdorf, der nie glauben wollte, daß die Schlacht bei Sorr gewonnen worden (denn wie konnte das eine gewonnene Schlacht sein, in welcher der König seine Garderobe verlor), bezog jene Aeußerung auf den Verlust der Schlacht und blieb dabei, daß der König gemeint habe, wenn er, Fredersdorf, mit seiner militairischen Erfahrung bei ihm gewesen, wäre die Schlacht nicht verloren worden! — Wie treu er aber auch seinem Könige diente, er glaubte nicht die gleiche Verpflichtung gegen den Wasserkunstdirector zu haben, ließ sich vielmehr durch einen Verwandten, den Bauconducteur Manger*), bewegen, diesem unter dem Gelöbniß tiefster Verschwiegenheit Einblick zu gewähren in die Pläne des Fontainenmachers, und namentlich in das wichtige Geheimniß, das keinem Andern als dem Könige vertraut werden sollte. Manger erschrak; eine solche Unwissenheit, ja Albernheit, hatte er nicht für möglich gehalten. Das Geheimniß bestand in nichts Anderem, als in der scharfsinnigen Behauptung, daß man das Wasser dadurch leichter auf einen Berg brächte, wenn man es dahin bringen könne, daß es die Hälfte des Weges bergab laufe; man müsse deshalb die Röhren dergestalt legen, daß sie abwechselnd auf- und absteigen; dann würde durch den Druck seines Falles das Wasser von selbst in die Höhe gestoßen und dadurch die Arbeit der Mühlen fast auf Null reducirt werden.

Aber der König hatte den Bau genehmigt; der König vertraute dem Charlatan; so hielten es Beide für gerathen, sich gar nicht in die Angelegenheit zu mischen, sondern ihre Entdeckung für sich zu behalten. Dennoch konnte der treue Fredersdorf es nicht über sein Herz bringen, daß so viel schönes Geld weggeworfen werden sollte; er bat den König, dem Geheimrath Waitz, zu dem derselbe großes Vertrauen hatte, den Plan des neuen Direktors mitzutheilen. Das geschah. War Waitz aber zu sehr Hofmann, um dem Könige zu sagen, daß er sich von einem völlig Unwissenden habe hintergehen lassen, oder wußte er selbst nicht, was jetzt jeder Tertianer weiß, daß das Wasser sich immer nur wieder in's Niveau setzt, sich also nicht selbst hebt — er äußerte nur Bedenken gegen das Gelingen des Pfannenstielischen Planes, ohne seine Unhaltbarkeit, ja Albernheit darzuthun. Doch theilte Friedrich des Ministers Bedenken dem Direktor mit; dieser aber setzte sich auf's hohe Pferd und spielte den Beleidigten; er beschuldigte den Minister der gröbsten Unwissenheit und erklärte, er würde sich mit dem ganzen Werke gar nicht befassen, wenn ihm nicht zugesagt würde, daß kein Anderer, wer es auch sei, dazwischen reden oder sich in seine Anordnungen mischen dürfe; auch müsse ihm ohne jede Einschränkung gestattet sein, Werkführer und Arbeiter ganz nach Belieben anzustellen und zu entlassen; und endlich müßten alle von ihm für das Werk geforgeforderten Geldforderungen am Ende jeder Woche ausgezahlt werden. — Als ihm das Alles genehmigt wurde, stellte er sogleich eine große Zahl von Aufsehern und Gehülfen aller Art an. Das Erste, was er that, bestand darin, daß er die vorhandenen bleiernen Röhren einschmelzen und andere gießen ließ, die sich von den eingeschmolzenen in nichts unterschieden; sodann ließ er die Eingangsthüre der Windmühle, welche das Wasser in die Röhren treiben sollte; mit einem prächtigen Portal versehen, dessen Sims von dorischen Säulen getragen wurde, zu diesen Säulen führte eine breite Treppe in geschweifter Form und bildete mit dem antiken Portikus und dieser mit der Windmühle selbst einen lächerlichen Contrast. Dann erbaute er ein Gerüst, in welchem die im Zickzack aufsteigenden Röhren aufgehängt wurden, diese Röhren ließ er mit einem großen Aufwand von Zeit und Geld glänzend

*) Derselbe, der später die Baugeschichte Potsdams und eine Anleitung zum Bergbau schrieb, die zu ihrer Zeit große Anerkennung und eine fast europäische Verbreitung fand.

Digitized by Google

poliren und diese Arbeit stets von Neuem wiederholen, da das Blei, welches jedem Witterungswechsel ausgesetzt war, in ganz kurzer Zeit stets von Neuem blind wurde. So arbeitete er zwei Jahre lang ungestört weiter. Der König blieb seinem Versprechen treu und gestattete sich keine Einrede. Von seiner Umgebung hatte Keiner den Muth, ihn auf das thörichte Treiben des Wasserkunstdirectors aufmerksam zu machen; auch hatte der König seinen Kopf so voll von den Sorgen und Arbeiten, welche ihm das von allen Seiten heranziehende Gewitter des siebenjährigen Krieges verursachte, daß er, namentlich im letzten Jahre, wohl kaum an die Fontainen dachte. Als der Krieg ausbrach und alle disponiblen Gelder in Anspruch nahm, hörten die Zahlungen an Pfannenstiel auf. Seine dringenden Gesuche blieben unbeantwortet; Niemand kümmerte sich um ihn und die Fontainen; er gerieth dadurch in drückende Noth und veräußerte, vom Mangel getrieben, erst die Metallvorräthe und sodann alle irgend verkäuflichen Gegenstände des Werks; seine schöne, gemiethete Wohnung gab er auf und bezog die Kunstmühle mit dem prächtigen Portal. In derselben wohnte er noch einige Jahre, selbst während des Winters, in Mangel und Elend und endete endlich, charakteristisch genug für ihn, sein Leben in einer Windmühle. Erst nach seinem Tode ermittelte man, daß er nie Stücklieutenant gewesen, sondern ein verarmter Kupferschmied aus Mainz war, der sich in allerlei abenteuerlichen Unternehmungen versucht und dadurch sein Vermögen verloren hatte. Nach seinem Tode gingen die Werke immer rascher ihrem Verfall entgegen; von den bleiernen Röhren war bald keine Spur mehr zu sehen; die hölzernen Gerüste fielen zusammen; was davon nicht gestohlen wurde, verfaulte am Boden. — Endlich gab der Hubertsburger Frieden dem großen Könige seine friedlichen Beschäftigungen wieder. Mit dem Aufbau des Neuen Palais in Potsdam begann er die Reihe der Prachtbauten und wurde dadurch gemahnt, den auf dem Wege dahin befindlichen Anlagen ihren Hauptschmuck durch die endliche Vollendung der projectirten Wasserkünste zu gewähren. Er mochte noch nicht vergessen haben, daß der Geheimrath Waitz es versucht hatte, ihn vor Pfannenstiels Aufschneidereien zu warnen und wandte sich deshalb von Neuem an ihn, mit der Bitte, ihm einen Plan zu entwerfen, wie die Fontainen zum Ziele geführt werden könnten. Waitz gab den Rath, einen neuen Versuch mit den beiden Kunstmühlen zu machen; die Arbeit derselben aber dergestalt zu theilen, daß die ältere das Wasser nach dem Höneberge triebe, die neuere aber nur zur Füllung eines kleineren Reservoirs verwendet würde, welche die Nebenfontainen speiste. Die genauere Projectirung und die Anfertigung der Anschläge, um welche der König ihn gleichfalls ersuchte, lehnte er ab unter dem Vorgeben, daß er mit den hier zu Lande üblichen Preisen und Arbeitslöhnen nicht genau genug bekannt sei. Baumanns Nachfolger erhielt nun zum zweiten Mal den Auftrag, diese Arbeit zu übernehmen, entzog sich ihr aber auch jetzt wieder mit der Erklärung, daß es ihm an den dazu nöthigen Kenntnissen fehle; dagegen reichte sein College Hildebrandt unaufgefordert einen Anschlag ein, der sich auf dreitausendvierhundert Thaler belief. Die Geringfügigkeit der geforderten Summe machte den König mißtrauisch gegen den ganzen Plan; er ließ sich nicht darauf ein, sondern wandte sich an Waitz mit dem Gesuch, ihm einen Architekten für diese Arbeit vorzuschlagen. Der brachte den Bau-Conducteur Manger in Vorschlag. Dieser hatte nicht den Muth, die ihm angetragene Aufgabe abzulehnen, aber eben so wenig Neigung, sie durchzuführen; er kannte des Königs Sparsamkeit und hoffte, daß ein hoher Anschlag denselben bewegen würde, die ganze Ausführung fallen zu lassen; er forderte also einhundertundzwanzigtausend Thaler. Was er gehofft, das geschah; der König sagte: „Das ist verteufelt viel Geld!“ und legte den Plan bei Seite.

Der Fontainenbau blieb nun wieder liegen; die Kunstmühlen verfielen immer mehr; selbst die Verschalungen der Kanäle verfaulten. Endlich, nachdem siebenzehn Jahre vergangen waren, ohne daß irgend Jemand den Muth gehabt hatte, den König an diese verdrießliche Angelegenheit zu erinnern, wandte das Bau-Comtoir sich am siebenten September 1780 an

Digitized by Google

den König, mit der Anfrage, ob er befehle, daß die Mühlen, die einer Hauptreparatur bedurften, wenn sie nicht ganz und gar zu Grunde gehen sollten, in Stand gesetzt würden, und ob er die dazu nöthigen Gelder anweisen wolle. Schon am Tage darauf erfolgte nachstehende Antwort:

„J. K. M. v. Pr. lassen dem Bau-Comtoir auf dessen Anzeige vom siebenten dieses, wegen der nöthigen Reparatur der Fontainen-Mühle und des daneben stehenden Gebäudes hierdurch zu erkennen geben, daß Höchstdieselben nicht gesonnen sind, das repariren zu lassen. Es ist zwar mal im Werke gewesen, da eine Wasserkunst anzulegen; nachdem sie aber die Idee längstens fahren lassen, wollen sie auch nichts weiter daran repariren lassen; vielmehr, und wenn noch Sachen daran sind, die noch zu gebrauchen stehen, so können solche, ehe sie verderben, bestmöglichst verkauft werden; wonach das Bau-Comtoir sich zu richten hat."

Potsdam, den achten September 1780.

Friedrich.

Des Königs Wille wurde rasch durchgeführt. Es war, als wollten die Bau-Beamten ihn und sich von dem Anblick der Reste des verunglückten Unternehmens und von den dadurch erzeugten widrigen Gefühlen, so schnell als möglich befreien — in kurzer Zeit war keine Spur mehr von den Baulichkeiten der beiden Kunstmühlen zu sehen.

Es wird behauptet, Friedrich der Große habe alle Rechnungen vernichten lassen, welche über die Baukosten des Neuen Palais vorhanden waren; damit die Nachwelt nicht erfahren solle, welche Summen er auf diesen Prachtbau verwendet habe. So unwahrscheinlich diese Behauptung auch ist, so fehlt doch jede Uebersicht der auf jenen Bau verwendeten Kosten Wenn der große König die eigentlich viel näher liegende Absicht gehabt hat, den Kostenbetrag für die verunglückten Fontainen geheim zu halten, so ist ihm diese Absicht vollständig mißglückt; der vorgenannte Bau-Conducteur Manger hat in seiner Baugeschichte Potsdam's diese Baukosten auf Groschen und Pfennig angegeben. Nach dieser Angabe betragen sie 399,368 Thaler 15 Groschen 7 Pfennig. Von dem was mit so enormen Kosten (nach jetzigem Geldwerth über eine Millionen Thaler) geschaffen wurde, ist heute nichts mehr vorhanden als die Neptunsgrotte, die 32,538 Thaler 16 Groschen 1 Pfennig gekostet und die genau nach den ursprünglichen Plänen von Friedrich Wilhelm IV. wieder hergestellt wurde; nur die bleiernen vergoldeten Tritonen, von denen der Zahn der Zeit keine Spur übrig gelassen hatte, wurden als gar zu geschmacklos nicht erneuert. Zu gleicher Zeit mit dieser Herstellung, beinahe ein Jahrhundert später, als Friedrich der Große den Plan entwarf, Sanssouci mit Fontainen zu verschönern, nahm Friedrich Wilhelm IV. diesen Plan wieder auf und zwar mit mehr Glück als sein großer Vorfahr. Im Frühjahr 1841 begann der Bau und schon anderthalb Jahre später sprangen die Hauptfontainen am Fuß der Freitreppe und die beiden Springbrunnen auf dem Plateau vor dem Schlosse von Sanssouci. Sie entsprachen und entsprechen heut noch mit allen seitdem dazu gekommenen Wasserkünsten; merkwürdiger Weise werden sie durch die Kraft getrieben, deren Anwendung der große König als ein thörigtes Hirngespinst verwarf — durch die Kraft des Dampfes.

Digitized by Google

Farbendruck v. J. Hesse Berlin

Burg Rheineck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Burg Rheineck.

Von Wolfgang Müller von Königswinter.

Wenn die Natur dem Rheine mit verschwenderischer Hand hundertfache Anmuth und Schönheit gegeben hat, so verlieh ihm auch die Geschichte ein nicht minder bedeutendes Interesse. Wer ihn kennen lernen will, der durchwandert seine altberühmten Städte, der freut sich seiner Kirchen, Klöster und Dörfer und besteigt seine Burgen und Schlösser, die in den gebirgigen Strecken meistens von felsigen oder von bewachsenen Gipfeln in das Thal schauen und der Landschaft einen ganz besonderen Reiz gewähren. Allerdings sind die meisten dieser alten Sitze des Feudalthums Trümmer und Ruinen. Ja Trümmer und Ruinen! Und doch gab es eine Zeit, wo man eine ganz besondere Vorliebe für die gebrochenen Thürme und zerbröckelnden Mauern hegte, an denen der Epheu seine grünen Ranken hinschlingt, auf denen der Ginster und das Gras im Winde weht, und durch deren Fensterhöhlen Sonnenschein und Wetter sich den Weg bahnen. Selbst heutzutage finden sich noch viele Bewunderer dieser verlassenen Felsennester, die ihnen gerade deshalb so eigenthümlich erscheinen, weil der Mensch sie verlassen hat, und die sie deshalb auch höher schätzen als bewohnte Stätten. Wir können diese Meinung nicht theilen, und fühlen uns dem Leben zugethan, dort am Behaglichsten, wo Leben blüht und waltet.

Der Rheinreisende, der von Köln oder Bonn den Fluß aufwärts fährt, hat bald Gelegenheit, solche verfallene Schlösser zu betrachten, gleichviel, ob er die Reise mit dem Dampfschiffe oder mit der Eisenbahn unternimmt. Er begrüßt zunächst die Godesburg, die auf dem linken Ufer die letzte aus dem Gebirge hervortretende Basaltkuppe krönt, er begrüßt auf den Trachitkegeln des Siebengebirges die Ruinen Drachenfels und Löwenburg, er begrüßt auf dem Rolandseck den Bogen, der wie ein melancholisches Auge aus vergangener Zeit in die wundervolle Gegend hinabschaut. Gewiß sind alle diese Punkte von ausgezeichneter Schönheit. Aber die Vergänglichkeit so mächtiger, durch Menschenkraft und Menschenfleiß geschaffener Werke mischt dem Genusse doch auch ein Gefühl der Bitterkeit bei. Wir empfinden deshalb eine freudige Ueberraschung, wenn wir, nunmehr weiter schreitend, ein Burghaus in das Gefilde des Thales schauen sehen, das glänzend und freudig, mit fertigem Thurm und Mauern, mit hochgegiebelten Dächern und blinkenden Fenstern über die Lande emporragt. Wir meinen das Schloß Rheineck.

Rheineck liegt auf dem westlichen in das Rheinthal abfallenden Abhange der Eifel, die sich bekanntlich nordwärts von der Mosel längs dem Rheine nach den Maasgegenden und in die niederrheinischen Ebenen erstreckt. Die Kuppen dieses eigenthümlichen Gebirgslandes treten in der Umgebung der Burg am mächtigsten und schroffsten an den Fluß. Wenn zwischen Rolandseck und Remagen nur niedrige Berge erscheinen, so erheben sie sich zwischen Sinzig und Andernach zu ziemlich beträchtlichen Wänden. Wir befinden uns hier zwischen zweien der wasserreichsten Bäche, welche der Eifel entströmen. Unterhalb Sinzig mündet die Ahr, oberhalb Andernach die Nette. Ungefähr mitten zwischen ihnen ragt über dem Thale des Bingstbaches der Gipfel empor, welcher Rheineck trägt. Wir weilen hier in einer Gegend, die auch vom geologischen Standpunkte aus höchst interessant ist, denn es bieten sich ringsum dem Naturforscher die verschiedensten Produkte eines erloschenen Vulkanismus, der lange vor Menschengedenken in diesen Strecken gewaltet hat. Außer Basaltgebilden verschiedener Art stößt man auch auf Tuf- und Bimstein, die Ergebnisse von

Digitized by Google

Schlammvulkanen sind. Man wandert an alten Kratern hin, die theilweise trocken, theilweise sowie der reizende von Buchenwald umgebene Laacherseе mit Wasser angefüllt erscheinen. Ueberdies dringen an vielen Orten Mineralquellen, die sich namentlich durch einen großen Gehalt von Kohlensäure auszeichnen, aus den Spalten des Gesteins. Und wie vielfältig und reich entwickeln sich hier in den Gebirgen, durch in das Flußthal hinein die landschaftlichen Schönheiten! Schon einzig und allein vom ästhetischen Standpunkte aus mußte es überaus lohnend sein, sich über allen diesen Herrlichkeiten einen Sitz hoch in die Lüfte hinein zu gründen.

Freilich ist es eine große Frage, ob diese Anschauung bei den ersten Ansiedlern auf der Kuppe zur Geltung kam. Man hat auf dem Berge, wie es heißt, Anticaglien gefunden und daraus auf die frühere Anwesenheit der Römer geschlossen. Ist diese Annahme gegründet, so stand hier vielleicht im Wachthurm gegen die Germanen auf dem rechten Ufer des Stromes. Die Geschichtschreiber der Burg, der Geheime Medicinal-Rath Dr. Julius Wegeler und der wohlbekannte rheinische Antiquarius Ch. v. Stramberg in Coblenz, nehmen an, daß Breisig, Lützingen und Rheineck im elften Jahrhundert ein Gebiet bildeten, welches dem Pfalzgrafen von Aachen gehörte. Pfalzgraf Otto schenkte das Land 1045 dem Stifte Essen, wo seine Schwester Theophania Aebtissin war. Die Vogtei übergab er später seinem Nachfolger, Jülich, Rheineck aber behielt die Gemahlin des Pfalzgrafen Siegfried nach dessen Tod im Gefechte von Warnstadt 1113. Dieselbe hieß Gertrud und heirathete in zweiter Ehe den Grafen Otto von Salm. Sichere Nachrichten über Rheineck kommen erst in einer Urkunde des Jahres 1124 vor. Damals saß Heinrich V. auf dem deutschen Thron. Als Besitzer der Burg aber wird jener schon erwähnte Graf Otto von Salm aufgeführt, der ein Sohn des Gegenkönigs Heinrich IV., nämlich des Grafen Hermann von Salm aus dem altluxemburger oder Ardennischen Geschlechte war und meistens vereint mit seinem wahrscheinlich ältern Bruder Hermann II. in den Schriften der Zeit erscheint. Er wird als ein reicher und mächtiger Herr geschildert, der in vielen öffentlichen Angelegenheiten auftritt. Die Brüder begegnen uns in der Folge stets als treue Anhänger Kaiser Lothars und deshalb als Gegner der Hohenstaufen, die ihnen deshalb nicht freundschaftlich geneigt waren. Otto so wie sein gleichnamiger Sohn Otto II. bewarben sich nach dem Tode des letzten Pfalzgrafen vergeblich um diese Würde. Kaiser Konrad gab sie zunächst an Heinrich Jasomir und als dieser kurz nachher, seinem Bruder Leopold V. folgend, Markgraf von Oestreich geworden war, dem Grafen Hermann von Stahleck bei Oberwesel. Es brach nur eine Fehde zwischen beiden Parteien aus. Pfalzgraf Hermann besiegte und nahm Otto II. von Rheineck gefangen, um ihn im Gefängnisse zu erdrosseln. Der Vater überlebte ihn nur um zwei Jahre. Burg Rheineck wurde 1151 zerstört.

Zur Zeit Friedrich des Rothbarts sehen wir einen neuen Streit um den Besitz des Berges entbrennen. Es scheint, daß die Erzbischöfe von Köln sich stillschweigend auf der Höhe von Rheineck festgesetzt hatten. Reinold von Dassel, der große Prälat und Erzkanzler des Reiches daß damals auf dem Stuhle zu Köln. Bei der Belagerung von Mailand im Jahre 1161 gerieth er in Streit mit dem damaligen Pfalzgrafen Konrad, der ein Bruder des Rothbart war, weil Kölnische Leute eine mailändische Gesandschaft, die mit Konrad unterhandeln wollte, und welcher freies Geleit zugesagt war, schädigten. Dieser Zwist spielte bis nach Deutschland hinüber. Der Pfalzgraf gedachte jetzt nämlich Rheineck wieder als ein Lehen seines Palatinats einzuziehen und sandte in des Erzbischofs Abwesenheit Krieger dahin, um sich des Berges zu bemächtigen. Aber die Kölner hatten daselbst ein neue Burg gebaut, auf welcher sie so kräftig vertreten waren, daß die Pfalzgräfischen unverrichteter Sache abziehen mußten. Der Kaiser war zwar ungehalten über den Handel, aber der kluge Kanzler Reinold wußte die Sache beizulegen. Seitdem wurde Rheineck Grenzveste des Kölner Stiftes im Süden und bildete eine seiner vier Säulen; dieselben waren nämlich in alter Zeit Rheineck und Drachenfels im Ober-, und Alpen und Odenkirchen im Niederstifte.

Digitized by Google

Seit dieser Zeit saßen auf der Veste Kölnische Burggrafen, die indeß in ihrer langen Reihe meistens mehr für ihre eigenen, als für die Angelegenheiten des Erzstiftes besorgt waren, und mitunter sogar recht trotzig und widerspenstig auftraten. Etwa vom Jahre 1190 bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts theilen sich drei Häuser in die lange Reihenfolge dieser Beamteten, die wir natürlich nicht Mann für Mann durchgehen, weil sie in Bezug auf die allgemeine Geschichte zu wenig Interesse bieten. Die ersten Burggrafen gehörten wahrscheinlich zu dem Geschlechte der Ulmen aus der Eifel, denn das Rheineck'sche Wappen stimmt mit dem der Bonen, Herrn von der Oberburg zu Ulmen fast ganz überein. Ihre Linie erlosch im Oktober 1539 mit Jakob II., Burggrafen zu Rheineck, Herrn zu Bruch und Tomberg, Ritter und Richter der Edeln der Fürstenthümer Luxemburg und der Grafschaft Chiny.

Das Erzstift Köln zog darauf das erledigte Lehen ein und bestellte Friedrich v. Metternich aus dem Hause Brohl zum Befehlshaber des Schlosses. Zu gleicher Zeit erhielt der Schultheiß von Breisig, Claessen Honen die Kellnerei. Gegen diese Anordnung erhoben sich aber die Brüder Johann und Philipp von Warsberg, deren Mutter Metza eine geborne Burggräfin von Rheineck gewesen war. Das Geschlecht stammt von Warsberg zwischen St. Avold und Saarlouis. Trier und das Florinsstift in Koblenz hatten den beiden Rittern die frühern Familienlehen ohne Anstand verliehen. Gegen Köln, das sich weigerte, den gleichen Weg einzuschlagen, wurde das gerichtliche Verfahren begonnen, und das priesterliche Kammergericht entschied 1567 zu Gunsten der Warsberg, und 1571 kam zwischen ihnen und dem Kurfürsten Valentin von Köln ein Vergleich zu Stande, der sie in Besitz der Burg brachte. Aber die Familie blieb nicht so lange in diesem Eigenthum wie die ersten Burggrafen. Einer ihrer Nachkommen, der Burggraf Johann Philipp, Amtmann zu Saarburg, erbte zwar viele Güter aber auch viele Schulden, so daß er genöthigt war, im Jahre 1654 die Burggrafschaft zu veräußern. Der neue Ankäufer, Graf Rudolf von Sinzendorf erstand sie um 7000 Dukaten. Uebrigens leben die Warsberg bis in unsere Zeit. Einer aus dem Hause war 1732 Curmainzischer Statthalter in Erfurt und hatte dort Ungelegenheiten mit den Preußen, welche die Stadt überrumpelten. Der letzte Sproß verkaufte seine Güter an Saar und Mosel und ist nach Gratz in Steiermark gezogen.

Die dritte Familie der Burggrafen von Rheineck, die Grafen von Sinzendorf, gehören zu einer Familie Oesterreichs ob der Enns. Rudolph, der Ankäufer von Rheineck wird als geschickter Diplomat geschildert. Dieses Geschlecht hat, soviel wir wissen, niemals auf der Burg gewohnt. Zu den angesehensten Persönlichkeiten desselben gehörte Philipp Ludwig (geb. 1671), der erst zum geistlichen Stande bestimmt, später, als seine Brüder starben, ein bedeutender Staatsmann wurde und in Wien hohe Aemter bekleidete, so wie manche diplomatische Missionen ausführte. Sein gleichnamiger Sohn wurde 1732 Fürstbischof zu Breslau. Er stand bekanntlich mit Friedrich dem Großen auf dem besten Fuße und erhielt 1743 den schwarzen Adlerorden. Die Sinzendorf blieben bis zur Besitznahme des linken Rheinufers Eigenthumer von Rheineck und wurden 1801 im Frieden von Luneville durch das Dorf Winterrieden in Würtemberg und 1500 Gulden Rente entschädigt. Und so sind wir denn mit der Reihe der Burggrafen zu Ende.

Wir haben aber noch einige Thatsachen in Beziehung auf das Schloß zu berichten. Im dreißigjährigen Kriege, als eine Menge von Burgen zerstört wurden, litt Rheineck keinen besondern Schaden. Baudissin besetzte die Burg 1532, ließ sie aber unversehrt. Bekanntlich hausten die Franzosen in den von Ludwig XIV. geführten Raubkriegen viel toller am Rhein, als es die Schweden gethan hatten. Rheineck fiel 1689 diesen Mordbrennern zum Opfer. Kurkölnische Soldaten vollendeten 1692 die Vernichtung aus purem Uebermuth. Nur der Wartthurm und die Kapelle wurden verschont. Im Jahr 1718 begann man eine allmälige Herstellung des Schlosses in geringem Umfange, aber schon 1785 am Pfingstmontage trat

Digitized by Google

ein neues Unheil ein, indem Feuer ausbrach, das in kurzer Zeit die sämmtlichen Gebäude einäscherte. Ein neuer Aufbau kam nicht zu Stande. Man begnügte sich mit der Einrichtung einer einfachen Verwalter-Wohnung. Dieses Amt versah seit 1749 Johann Adam Schurp. Sein Nachkomme Wenzeslaus Schurp kaufte das Schloß, zwei Gärten, eine Wiese und neun Morgen Weingärten für 3,870 Francs im Jahre 1805 von den Franzosen, welche das Gut als Domaine eingezogen hatten.

So war denn aus der mächtigen Burggrafschaft, welche das Kurfürstenthum Köln unter seine Säulen zählte, ein kleines einfaches Weingut geworden. Es herrschte tiefe Stille und Einsamkeit auf der Höhe, die jetzt statt von Rittern und Kriegern nur von bescheidenen Naturfreunden Besuch erhielt; auch der Schreiber dieser Zeilen sah als Knabe die Ruine und den Maierhof. Im Jahre 1832 aber wurde dem Gute ein besseres Loos beschieden, wie den verfallenen Schlössern auf dem Godesberg, dem Drachenfels, dem Rolandseck und dem benachbarten Hammerstein. Der Professor an der rheinischen Hochschule, Herr M. A. v. Bethmann-Hollweg, ein in der Rechtsgelehrsamkeit berühmter Mann, erwarb die Burg mit den dazu gehörigen Weinbergen, Feldern, Wiesen und Wäldern. Wenn der neue Besitzer nun auch im Laufe der Zeit darauf bedacht war, die Güter zu vermehren, so daß im Jahre 1845 ein Bestand von wohl tausend Morgen zusammenkam, worauf das Gut denn auch die Qualität eines Rittergutes erhielt, so war es doch seine nächste Sorge, das Schloß aus seinen Trümmern zu erheben. Man wird dem Unternehmen erst die rechte Würdigung zollen, wenn man erfährt, daß dieser Burgbau der zweite in seiner Art am ganzen Rheinstrom war. Nur der Prinz Friedrich von Preußen, der damals in Düsseldorf residirte, war mit einem guten Beispiele vorangegangen, indem er die Burg Faitzberg unterhalb Bingen zu dem jetzt Rheinstein genannten Schlößchen in den Jahren von 1825 bis 1829 umgestaltete. Aber Herr von Bethmann überbot von vornherein jene reizende und viel besuchte Anlage, indem er seinem Landsitz eine ungleich größere Ausdehnung gab.

Zunächst muß es ganz besonders hervorgehoben werden, daß der neue Gutsherr sich einen vortrefflichen Architekten wählte. Derselbe war der damalige Bauinspektor Johann Claudius von Lassaulx (geboren in Coblenz den 27. Mai 1781 und gestorben daselbst den 14. October 1848). Wie Gärtner in München, Moller in Darmstadt, und Hübsch in Carlsruhe, gehört er zu den Künstlern, welche sich vorzugsweise der Aufnahme des romanischen Styles zuwandten. In diesem Sinne hat Lassaulx die Kirchen in Winningen, Vallendar und Treis, sowie eine Menge von kleinern Bauten gedacht und ausgeführt, und also einen Weg eingeschlagen, dessen Verfolgung von vielen Kunstgelehrten um so mehr empfohlen wird, als dieser Styl sich trefflich zu allen Arten von Gebäuden eignet und einer bei weitem größern Entwickelung fähig ist, als die bereits im Mittelalter zu ihrer höchsten Vollendung gediehene gothische Baukunst. Und so wählte er denn auch bei dem Plan für die Burg Rheineck die romanische Weise. Wie wir sie heute sehen, entfaltet sie ihre glänzendsten Seiten in drei massive Fronten nach Norden und Osten, die mit reichgearbeiteten Giebeln und Ecken ausgestattet sind und den Hof umschließen. Daran reiht sich über dem Schloßthor ein thurmartiger Bau, welcher die Kapelle, die auf alter Grundlage aufgeführt ist, und weiter darüber einen achteckigen Saal mit doppelten Säulen an den Fenstern enthält. Weiter nach Süden ragt, von dem Schlosse getrennt, der alte Wartthurm, der, 65 Fuß hoch, mit 7 Fuß dicken Mauern angelegt, die Fahne des Besitzers in die Lüfte trägt. Außerdem ist die Burg mit reizenden Anlagen auf verschiedenen höhern und niedern Terraffen umgeben.

Wurde auf diese Weise dem Baumeister die beste Gelegenheit geboten, sein Talent zu entfalten, so haben auch die übrigen Künste in der Burg die beste Pflege gefunden. Unter dem Portal der Burg schaut uns ein Christuskopf, wenn ich nicht irre von Wittich in Berlin, an, während uns im Hofe über der Hausthür ein segnender Engel die Hände entgegenbreitet. Die Kapelle besitzt ein Crucifix in cararischem Marmor von Achtermann in Rom,

Digitized by Google

der sich bekanntlich von einem einfachen Bauer zum trefflichen Bildhauer bibliſcher Gegenſtände herangebildet hat. Die bedeutſamſten Arbeiten finden wir aber auf dem Gebiete der Malerei, denn die Kirche wurde von dem berühmten Maler Eduard Steinle in Frankfurt a. M. ausgeſchmückt. Die betreffenden Bilder ſind al fresco gemalt und enthalten fünf große und fünf kleine Darſtellungen. Sie beginnen mit der Bergpredigt, führen uns dann die in derſelben enthaltenen acht Seligpreiſungen vor Augen und ſchließen mit Chriſtus, welcher ſich im Kreiſe der Seliggeſprochenen befindet. Zur Perſonifikation der Sprüche ſind verſchiedene Gegenſtände aus dem alten und neuen Teſtamente gewählt, welche wir nicht näher bezeichnen können, weil uns dieſe Beſchreibung zu weit führen würde. Daß der Beſitzer ſich indeß hier gleichfalls an den rechten Mann gewendet hat, weiß Jeder, dem Steinle's Bedeutung in der neuern Kunſtgeſchichte bekannt iſt. Auch außerdem enthalten die ſchönen und geräumigen Säle und Zimmer der Burg eine Menge von Gegenſtänden, die ſowohl der Kunſt, als dem Kunſthandwerk angehören. Ein Bild von Velasquez, Familienportraits, Glasgemälde, Waffen finden ſich in den bald im alten, bald im modernen Geſchmack eingerichteten Gemächern.

So bietet ſich hier dem Auge wie dem Geiſte die vielfachſte Anregung. Die reiche Freude des Herzens wird aber noch erhöht durch die wunderbaren Reize, welche die Natur ringsum auf Thal, Strom und Gebirge ausgegoſſen hat. Gleichviel, ob man aus den Fenſtern der Burg ſchaut oder in den nächſten Umgebungen luſtwandelt, überall erſcheinen dem Blick die herrlichſten Bilder. Nach Süden ſchaut man durch die enge Rheinſtraße, in welcher die Berge unmittelbar an den Fluß treten, über die alten Thürme von Andernach hinüber nach den Gegenden des Neuwieder Beckens. Anmuthige Dörfer ſpiegeln ſich im Strome. Hoch ragt der dunkle Hammerſtein, Rheineck gegenüber. Im Weſten buchtet ſich das Thal zu einem mit Feldern und Fruchtbäumen geſegneten Grunde, in dem Rheinbrohl und Höningen und auch das mächtige Schloß Ahrenfels liegen. Nach Norden fließt der Rhein an der goldenen Meile, einem reichen Ackerſtriche, vorbei. Man ſieht Sinzig, Linz, Remagen und den Apollinarisberg, und darüber hinaus ſchließen die ſtolzen Kuppen des Siebengebirges die Landſchaft. Es ſind Gemälde der glänzendſten Art. Wendet man ſich wieder nach Oſten, ſo trifft das Auge auf das ſtille Wald- und Wieſenthal des Vinzibaches, der am Fuße des Berges in den Rhein mündet. Erklimmt man aber die Höhen über der Burg, ſo öffnen ſich hier eigenthümliche Ausſichten in die öden ſtillen Gegenden der Eifel, aus denen das alte Schloß Olbrück, die Berge, die den Laacherſee kränzen, und die Hochacht emportauchen. Ueberall aber zollt man dem Burgherrn, der, ſeitdem er den Bau begann, Curator der Univerſität Bonn geworden und gegenwärtig preußiſcher Cultusminiſter iſt, die vollſte Anerkennung, daß er ſeine reichen Mittel auch in ſchöner Weiſe angewandt hat.

Zum Schluſſe ſei es dem Verfaſſer dieſes Berichtes erlaubt, einige Verſe zu citiren, die, wenn ſie ſich auch nicht grade auf die Burg Rheineck beziehen, doch ſeine Freude über die am Rheine vorgenommenen neuen Schloßbauten an den Tag legen:

O ſeht, es rettet ſchön die Gegenwart
Mit frommem Sinne, was in Staub vermodert,
Sie hemmt den Zahn der Zeit, der, grauſam hart,
Nothwendig ſeine ew'gen Opfer fodert.
Seht, wie erneut der Burgbau zauberhaft
Im lichten Tage auf dem Felſen lodert.
Die Mauern ſtehn in grauer Felſenkraft,
Die Sonne leuchtet um die Zinnen helle,
Die Fahne wallt vom Thurm am ſchlanken Schaft,
Mit farb'gen Fenſtern blinket die Kapelle.

Mir wird, ich ſollte ins Feudalthum ſchau'n,
Mir wird, ich hörte ſchon den Thurmwart rufen,
Sein Horn ertönet weit durch Berg und Au'n,
Die Brucke ſinkt und dröhnt von Roſſeshufen.

Digitized by Google

Das Fräulein ſchaut holdſelig vom Balken,
Der alte Ritter harret auf den Stufen
Und grüßet mich, des Liedes frohen Sohn.
Rings ſtehn die Lanzenknechte, Bogenſpanner,
Die Halle winkt, dort glänzt der Sieger Lohn,
Erſchlagner Feinde Panzer, Helme, Banner.

Hinauf, hinauf! — Wie ruhig iſt es hier
Und Alles zeugt vom Frieden und vom Glücke,
Hoch in die Lufte ragt des Baues Zier,
Herabgelaſſen ruht die Kettenbrücke.
Die hohen Thürme ſtehen unbewacht,
Schießſcharten drohen nicht mit arger Tücke,
Des feinen Steinwerks Blumenzauber lacht
An Wappen, Fenſtern, Erkern, Simſ und Thoren,
Um dieſe Mauern tobte nie die Schlacht,
Sie ſtehn unangetaſtet, friſch geboren.

Ich zieh hinein. Kein Wächter ruft mich an,
Kein Krieger weiſet trotzig mich von dannen.
Ein Leu aus Stein zeigt mir am Thor den Zahn,
Mich kann ſein träger Anblick nicht entmannen.
Auf ſeinem Rücken eine Taube girrt,
Um jede Furcht den Sinnen zu verbannen.
Dann wird der lange Corridor durchirrt,
Gewundne Treppen leiten durch die Hallen.
Der einz'ge Klang, der mir den Geiſt verwirrt,
Es iſt im Bau der Schritte dumpfes Schallen.

Die Zimmer laden freundlich mich herein,
Schlingpflanzen klimmen an den Fenſtergittern,
Und golden ſchaut hindurch der Sonnenſchein. —
Hier koſen wohl die Frauen mit den Rittern?
Horch, durch der Harfe Silberſaitenſpiel
Im Erker hör' ich leiſe Töne zittern,
Das that ein Hauch, der durch das Fenſter fiel.
Unfertig ruht die Schärpe auf dem Tiſche. —
Sind Thränen drein gewebt und Seufzer viel? —
Ein Jünglingsbildniß ſchaut aus jener Niſche! —

Und weiter geht's. Das iſt der Ritterſaal.
Sieh, wie von Rüſtungen die Wände prunken,
Helm, Schiene, Lanze ſtarrt von kaltem Stahl,
Die Speere blitzen und die Schwerter funken.
Und dort der Tiſch! Kaum ließen ſie das Mahl,
Es ſind nur halb die Humpen ausgetrunken,
Die altgeſchnitzten Stühle ſender Wahl
Stehn hier und dort. — Wohin ſind ſie gezogen? —
Flieht ihr zu halten Jagd in Berg und Thal?
Stürmt ihr auf Hengſten in der Schlachten Wogen? —

Digitized by Google

Blumberg.

Von Theodor Fontane.

Die alten Namen, die alten Herrn,
Sind all' hinüber, sind alle fern.
Die Leeben, die Burgsdorf, die Canitz sind stumm
Aber Frühling ist wieder und jubelt ringsum.

Zu Blumberg ist mein Sitz, wo nach der alten Weise,
Mit dem, was Gott bescheert, ich mich gelegnet preise.
Canitz an Eusebius von Brand. (1692.)

Ein Frühlingstag führt uns nach Blumberg hinaus, einem Arnimschen Gut in der Nähe von Berlin, und nach rascher Fahrt, an lachenden Dörfern vorbei, biegen wir aus der staubigen Pappel-Allee in die windgeschützte, stille Dorfgasse ein. Es ist Mittagsstunde, der Sonnenschein liegt blendend auf den neugedeckten, rothen Dächern, die Bäume stehen im ersten Grün und auf dem hohen Schornstein des Herrenhauses, aus dessen Seitenöffnungen der weiße Rauch phantastisch emporwirbelt, erhebt sich eben ein Storchenpaar in seinem Nest und unterbricht die Mittagsstille durch sein rasches und eifriges Geklapper. Es klingt als würde eine Sense gewetzt, oder als ginge eine Mühle unten im Garten.

Blumberg, an der Stettiner Steinstraße gelegen, ist ein großes und freundliches Dorf, fast so freundlich wie sein Name und gerade groß genug, um uns die Versicherung alter Urkunden glauben zu machen, „daß Blumberg vordem ein Städtchen, ein oppidum gewesen sei". Ein großes Dorf war es gewiß, aber vor allem auch reich und fruchtbar genug, um das Auge der Kirche, die immer scharf blickte in solchen Dingen, auf sich zu ziehen. So geschah es denn, was nicht ausbleiben konnte, und bald, nachdem sich die Nachfolger Albrecht des Bären zu Herren im Teltow und Barnim gemacht hatten, wurde Blumberg Kirchengut und zwar Besitzthum der reichen Bischöfe zu Brandenburg.

Blumberg blieb bischöfliches Gut bis zur Reformationszeit, bis zu jenen Tagen, wo Joachim II. den Kampf in seinem Herzen ausgekämpft und sein christlich Gewissen über die feierliche Zusage gesetzt hatte (über die Zusage, auszuharren beim alten Glauben), die er seinem Vater auf dem Todbette hatte leisten müssen. Vieles wurde nun anders im Lande; die Einziehung der Kirchengüter drohte von Tag zu Tag und die klugen Herren zu Brandenburg, die nicht Lust hatten, sich überraschen zu lassen, veräußerten rechtzeitig allerlei Besitzthum, das über kurz oder lang doch zerinnen mußte, — viele Güter wurden verkauft, darunter Blumberg.

Der Käufer war Hans von Krummensee. Die Krummensee waren damals eine der reichsten Familien im Lande; sie besaßen die Stadt Alt-Landsberg, die ziemlich in der Mitte des Gesammt-Areales lag, das sie durch Kauf und Erbschaft im Laufe der Jahrhunderte an sich gebracht hatten. Jetzt, durch den Ankauf von Blumberg, dehnten sie ihren Besitz bis an die Bernauer Feldmark und bis an die Grenzen jenes andern großen Güterkomplexes aus, der, nördlich von Berlin, sich in den Händen der reichen und angesehenen Familie von Roebel*) befand; aber mit der Erwerbung von Blumberg war plötzlich dem wachsenden Reichthume der Krummensee ein Ziel gesteckt. Von da ab ging es rückwärts; der 30jährige Krieg that das Seine, Gut auf Gut ging verloren, 1701 das letzte —

*) Im 17. Jahrhundert war die große Mehrzahl (17) aller, im zweimeiligen Umkreis nördlich von Berlin gelegenen Güter, in Händen von nur drei Familien: Roebel, Krummensee, Leeben.

Digitized by Google

Schöneiche. Ihrem reichen Besitze ist seitdem das Geschlecht selbst gefolgt. Der Letzte war Carl Aegidius Ludwig von Krummensee, gestorben 1827 als Canonikus zu St. Nicolai in Magdeburg.

Blumberg besaßen die Krummensee nur etwa 80 Jahre. Eine Sandsteinplatte vor dem Altar der alten Blumberger Kirche bewahrt ihren Namen. Die Inschrift des Steines lautet in der schlichten, herzhaften Sprache jener Zeit: „Im 58ten Jahre und 3 Wochen, ist meine liebe Hausfrau Katarina Moerner allhier begraben und ist mein, Hans Krummensee's, allerliebst Gemahl gewest. 1596."

1602 verkaufte Hans von Krummensee sein Gut Blumberg, so wie die Güter Dahlwitz, Eiche und Helmsdorf an den churfürstlichen Kanzler Hans von Loeben, bei dessen Nachkommen Blumberg ein volles Jahrhundert blieb. Die Kirche, in die wir eben eingetreten sind und an deren Wänden wir eine beträchtliche Anzahl alter Bildwerke erblicken, giebt uns die beste Gelegenheit, die zum Theil historischen Gestalten jenes Jahrhunderts, in raschem Wechsel an uns vorüberziehen zu lassen; unser erster Blick aber gehört der Kirche selbst.

Es ist ein alter Bau, an dem auch das Auge des Laien zwei verschiedene Epochen ohne Mühe unterscheiden kann: einen ältesten Theil mit Pfeilern und Kreuzgewölben aus der Zeit der Brandenburger Bischöfe, und einen Anbau mit Altar und Kanzel aus der Zeit etwa des ersten Königs. Die Bilder, die die Kirche enthält, sind im Einklang damit gruppirt; Alles was älter ist, als der Anbau, befindet sich auch in dem alten Theile der Kirche; was später hinzugekommen (Bilder und Denkmäler), schmückt die Wände des Anbaues.

[Der Anbau. Philipp Ludwig von Canstein und seine „hochbetrübteste Wittwe".] Diese Bildwerke des Anbaues, theils Grabdenkmäler, theils Oelbilder und Reliefs, sind es nicht eigentlich, die uns nach Blumberg und in die Blumberger Kirche geführt haben; dennoch verweilen wir einen Augenblick bei denselben, wenigstens bei den hervorragendsten.

Da ist zunächst das beinahe pomphaft ausgeführte Denkmal des Obersten Philipp Ludwig von Canstein, eines jüngeren Bruders Carl Hildebrandt's von Canstein, jenes frommen Mitarbeiters am Werke Francke's und Spener's, dessen Name und Wirken in der Canstein'schen Bibelanstalt zu Halle dauernd fortlebt. Der Oberst von Canstein ererbte Blumberg bei jungen Jahren; aber der Besitz des schönen Gutes war ihm nur kurze Zeit gegönnt. Die blutigen Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges, die (zumal bei Turin und Malplaquet) auch brandenburgischerseits so schwere Opfer heischten, rafften auch ihn hinweg. Das Denkmal, das ihm von Seiten seiner Wittwe noch im Jahre seines Todes errichtet wurde, ist ganz im Geschmack jener Zeit und auf seinen Kunstwerth geprüft, nichts weiter als eine mit Munificenz ausgeführte Dutzendarbeit. Auf dem Steinsarkophag steht wie immer die Büste des Hingeschiedenen, Kriegstrophäen und Wappenschilde gruppiren sich drum herum; ein Genius preßt den Lorbeerkranz auf die Allongenperrücke, und die vergoldete Front des Marmorsarges trägt in Schnörkelschrift die üblich stylisirte Inschrift. Diese Inschrift wiederzugeben, ist hier nöthig, weil sie eine irrthümliche Angabe über den Todestag des tapferen Obersten beseitigt. Er fiel nämlich nicht bei Malplaquet, wie immer gedruckt wird, sondern ein Jahr früher bei Oudenarde. Die Inschrift lautet:

> Dem Hochwohlgebornen Herrn, Herrn Philipp Ludwig Freiherrn von Canstein, Herrn der Herrschaft Canstein, Schönberg, Neukirch, Blumberg, Eiche und Helmsdorf, Seiner Königlichen Majestät in Preußen Obristen zu Roß der Gensdarmes, welcher geboren A. D. 1669 den 11. April, durch Geschlecht und Tugend, durch Gottesfurcht und Tapferkeit Ehr' und Lob verdienet und erworben, und im Treffen bei Oudenarde wider die Franzosen, im Lauf des glücklich erfolgten Sie-

Digitized by Google

ges durch einen tödtlichen Schuß rühmlich und auf dem Bette der Ehren verstorben, im Jahre des Heils 1708 den 11. Juli, des Alters 39 Jahr und drei Monat, — hat dieses Denkmal zum Zeichen beständiger Liebe und Treue setzen lassen, dessen hochbetrübteste Wittwe, Ehrengard Maria Freifrau von Canstein, geborne v. d. Schulenburg, 1708.

Die „hochbetrübteste Wittwe" indeß war ein Kind ihrer Zeit, d. h. sie verheirathete sich wieder und zwar in kürzester Frist. Sie wurde dann abermals eine Wittwe, aber nur um sich bald darauf zum dritten Mal zu vermählen. Das war damals Landesbrauch in den Marken, und wir werden noch im Lauf dieses Aufsatzes die Bekanntschaft eines hervorragenden Mannes jener Epoche machen, der außer seinem Vater und Schwiegervater zwei Stiefväter und zwei Stiefschwiegerväter hatte, also sechs Väter im Ganzen. (Der große Kurfürst war zweimal, der alte Derfflinger zweimal, König Friedrich I. dreimal verheirathet; so viele Andere noch.) Es war damals, als ob Alles, was lebte, sich einen Zustand der Ehelosigkeit nicht denken konnte, und einzelne Ausnahmefälle abgerechnet, sprach sich in dem Allen viel weniger eine Frivolität, als eine Fülle des Lebens aus. Man hielt das Trauerjahr und war in aller Aufrichtigkeit ein tief betrübter Wittwer, oder eine „hochbetrübteste Wittwe". Aber sobald die Trauerkleider fielen, gehörte man wieder dem Leben; das Blut, das voll zum Herzen drang, forderte sein Recht. Das sinnliche Leben überwog noch das geistige, und die Welt seinen Empfindens war noch wenig erschlossen. Aber freilich auch die Irrwege nicht, zu denen die Feinheit der Empfindung so leicht verführt.

Auch von der betrübten Wittwe unseres tapferen Obristen findet sich ein Bildwerk im Anbau der Kirche vor; kein Grabdenkmal, nichts von Sensenmann und Sarkophag, vielmehr ihr Oelportrait in ganzer Figur, frisch, blühend, voll. Es ist ein sehr interessantes Bild, einmal als künstlerische Leistung überhaupt, ungleich mehr aber durch die ingeniöse Art, wie der Maler es verstanden hat, die drei Ehemänner der noch stattlichen Frau halb huldigend, halb decorativ zu verwenden. Wie Macbeth in der bekannten Hexenkessel-Scene die Könige Schottlands an sich vorüber ziehen sieht und zwar so, daß die letzten, die der Zeit nach am weitesten von ihm entfernt sind, immer kleiner und blasser werden, so hier die 3 Ehemänner. Den noch lebenden (oder jüngst verstorbenen) hält sie, als Medaillonportrait, mit dem Ausdruck ruhigen Besitzes, fest in ihrer Rechten; der zweite, noch klar erkennbar, zieht sich bereits in den Hintergrund des Bildes zurück; unser Freund der Oberst aber, dessen ganze Schuld darin bestand, schon 20 Jahre vor Entstehung dieses Bildes den Heldentod gestorben zu sein, verliert sich völlig in nebelhafter Ferne und wirkt nur noch mit, um das Ensemble und die symmetrische Anordnung des Ganzen nicht zu stören. Möglich, daß solche Bilder öfter sich vorfinden, mir war es das erste der Art.

[Johann von Loeben.] Der Anbau der Kirche enthält noch manches andere von Bildwerken und Denkmälern, wir treten aber, von dem Bildniß der stattlichen Frau hinweg, in den alten Theil der Kirche zurück, wo wir, genau an der Stelle, wo Behufs des Anbaues die alte Giebelwand durchbrochen wurde, an den pfeilerartig stehengebliebenen Mauerresten, verschiedenen alten Portraits aus dem Anfang und Schluß des 17. Jahrhunderts begegnen, Portraits, die, wenn man den Ausdruck gestatten will, der eigentlichen Zeit Blumbergs, seinem historischen Jahrhundert (eben dem 17.) angehören. Diese Bilder geleiten uns durch drei (genauer genommen vier) Generationen einer und derselben Familie, aber es ist weibliche Descendenz und so wechseln die Namen: Loeben, Burgsdorf, Canitz.

Da haben wir zunächst, halb versteckt unter einem Behang von Spinnweb, die Bildnisse Johann von Loebens und seines Ehegemahls. Er ist ein alter Herr und die spanische Tracht von schwarzem Sammt, dazu die goldne Kanzlerkette, würden keinen Zweifel

Digitized by Google

über die Vornehmheit des Mannes lassen, wenn auch die Züge weniger Entschlossenheit und die großen hellen Augen minder Würde und Leutseligkeit ausdrückten. Die Umschrift des Bildes lautet: „Johann von Loeben, Churfürstlich Brandenburgischer Geheimer Rath und Kanzler hat 1602 die Güter Blumberg, Eiche, Dalwitz und Helmstorff erkauft, christlich und weislich solchen vorgestanden und regieret 34 Jahr, und ist gewesen ein weiser und vortrefflicher Mann von seinem Geschlecht." Unmittelbar vor dem Bilde hängt das alte Banner der Familie, von der Decke herab, das in goldner Schrift die Angaben des Bildes theils bestätigt theils erweitert: „Der hochedle, gestrenge und hochbenannte Herr Johann von Loeben (Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg, Joachim Friedrich, hochlöbseligsten Gedächtnisses, vornehmer Geheimer Rath und Kanzler) auf Blumberg, Dalwitz, Eiche und Falkenberg, ist allhier zu Blumberg selig im Herrn entschlafen, den 26. Juli anno 1636, seines Alters 75 Jahr." Ueber dieser Inschrift, stark nachgedunkelt aber immer noch deutlich erkennbar,' zeigt sich das alte Loeben'sche Wappen: ein Schachbrett mit der Prinzessin aus Mohrenland. Schon 723, war ein Loeben (die Geschichte verschweigt seinen weiteren Namen) in die üble Lage gekommen, mit einer Prinzessin aus Mohrenland auf Tod und Leben Schach spielen zu müssen. Glücklicherweise gewann er die Parthie, ein Umstand den wir nicht hoch genug anschlagen können, weil wir ohne denselben, um die ganze Erzählung gekommen wären; Schachbrett und Prinzessin aber kamen in's Loeben'sche Wappen. Ob die edle Kunst des Schachspiels seitdem in der Familie gehegt und gepflegt wurde, mag dahin gestellt bleiben, nur unser alter Kanzler war jedenfalls seines Ur-Ahnen werth; auch er war ein Meister im Spiel und that gute und sichre Züge auf dem diplomatischen Schachbrett. Dabei liebte er ehrlich Spiel, keine Finten, keine Hinterhalte. Der Kurfürst setzte ein unbegrenztes Vertrauen in seine Klugheit und Redlichkeit und als er, (der Kurfürst) an die Gründung eines permanenten „Geheimen Rathes" *) ging, (die nächste Veranlassung dazu gab eine längere Anwesenheit des Kurfürsten im Herzogthum Preußen) war es selbstverständlich, daß Johann von Loeben als erster Rath in diesen Regentschafts-Körper berufen wurde. Aus diesem damals gegründeten „Geheimen Rath" ging später der „Staats-Rath" hervor. Johann von Loeben wurde Kanzler (bei jungen Jahren noch) und stieg so hoch wie ein Diener steigen mag im Dienst und in der Liebe seines Herrn, aber Leid und Bitterkeit des Lebens erreichten auch ihn. Wie er die höchste fürstliche Gnade kennen gelernt hatte, so kam Ungnade über ihn, wie der Dieb in der Nacht. Fast unmittelbar nach Joachim Friedrichs Tode (1609) schied er aus dem Staatsdienst, um „procul negotiis" in der heitren Umgebung Blumberg's, die Freuden und Leiden glänzenderer Tage zu vergessen. 1629, in mitten der Wirren des 30jährigen Krieges wurde er noch einmal auf den Schauplatz berufen, um der schwachen und unhaltbaren Politik George Wilhelms Halt und Richtung zu geben, aber wo keine Kraft der Ausführung war, da wogen der Rath des Weisen und das Wort des Thoren gleich schwer und nach kurzem Verweilen am kurfürstlichen Hofe, zog er sich zum zweiten Mal in die Stille seines Landguts zurück. Nur als Beobachter folgte er den Begebenheiten, und die letzten Jahre seines Lebens, verbittert durch so manche Erfahrung, brachten ihm wenigstens die eine Freude noch, daß ihm vergönnt war, den Stern seines Schwiegersohns, Conrads von Burgsdorf, glänzend aufgehen zu sehen.

[Frau von Burgsdorf.] Die Bildnisse des alten Kanzlers und seines Ehegemahls blicken dem Anbau und der Kanzel abgewendet, in das alte Kirchenschiff hinein; an der

*) Dieser „Geheime Rath" bestand aus 8 Mitgliedern, darunter 3 Doktoren der Rechte, die auch später noch meist aus bürgerlichem Stande genommen wurden. Die 8 Mitglieder waren: Hironymus Graf von Schlick, Präsident; Johann von Loeben, Kanzler; von Benkendorf, Vize-Kanzler; Christoph Friedrich von Wallenfels; Hironymus von Dieskau: Friedrich Pruckmann; Simon Ulrich Pistoris; Johann Hübner.

Digitized by Google

Innen-Seite der beiden Pfeiler aber, so daß sie sich einander in's Auge sehen, hingen bis vor Kurzem zwei andre interessante Portraits, die Bildnisse der alten Frau von Burgsdorf (der Tochter Johanns von Loeben) und ihres Enkels des Poeten Canitz. Dies tête à tête zwischen Großmutter und Enkel ist neuerdings gestört worden; die Kirchenvorstände haben das Bildniß des Poeten in unerklärlicher Verblendung für eine kaum nennenswerthe Summe verkauft. Es ist dies um so beklagenswerther, als die Kirche jedes andren Bildes eher entbehrt haben könnte als dieses einen. Denn die eigentliche Glanzzeit Blumbergs fällt nicht nur in die Tage, wo Canitz hier dichtete und heitre Gastfreundschaft übte, nein selbst der Name des Dorfes würde nie, über seine nächste Umgebung hinaus, bekannt geworden sein, wenn ihm nicht die Alexandriner des märkischen Poeten zu einem Plätzchen in der Literatur-Geschichte und zu einem ähnlich guten Klange verholfen hätten, wie ihn Wandsbeck, oder Gohlis oder Alten-Gleichen haben.

Das Bildniß der alten Frau von Burgsdorf, dem wir uns jetzt zuwenden, ist wohl erhalten und trägt folgende Inschrift: „Die Verwittwete Frau Oberkammerherrin von Burgsdorf, geborne von Loeben, bekommt nach Absterben ihrer Frau Mutter alle Güter, so ihr Herr Vater, der Herr Kanzler von Loeben in Besitz gehabt; stehet solchen mit besondrem Ruhm und Leutseligkeit vor; aus Liebe für die Blumberg'schen und Eichischen Unterthanen, legirt sie in ihrem Testament den Armen von beiden Gütern ein Capital von 500 Thalern. Sie setzet annoch bei ihrem Leben den klugen Staatsminister Freiherrn von Canitz als ihren einzigen Enkel, zum Erben ihrer Güter ein. Erlanget von dem Höchsten die Verheißung langen Lebens und bringet solches auf 77 Jahr."

Das Bild (wie wir aus der Unterschrift schließen müssen, erst nach dem Tode der alten Dame gemalt) ist wahrscheinlich die Copie nach einem früheren Gemälde, das bereits bei ihren Lebzeiten existirte, denn der lebensvolle Kopf, der aus dem schlichten Holzrahmen heraus, hier zu uns spricht, ist nicht der Kopf einer 77jährigen Greisin, sondern der Kopf einer Frau in den besten Jahren, deren Embonpoint sie siegreich schützt gegen die verrätherische Furchenschrift der ersten 50er Jahr, und deren lang herabhängende dunkle Locken, noch den Vorsatz der Trägerin aussprechen, nicht alt sein zu wollen.

Das Kostüm ist so ziemlich dasselbe, wie unsre Damen jetzt es tragen. Das Kleid ist weit ausgeschnitten, aber ein reiches Kantenhemd umschließt den Nacken bis hoch herauf, und allerhand Schnüre und Borten ziehen sich decent über den gestickten Brustlatz hin. Die Aermel sind kurz und weit und überdecken kaum zur Hälfte den reichen Unterärmel von Brüsseler Spitzen. Der Ausdruck des Kopfes ist der einer selbstbewußten, herrschgewohnten Frau, deren natürliche Gutmüthigkeit sich gegen die Regungen des Stolzes eben so sehr wie gegen die harten Schläge des Schicksals behauptet hat. Nichts Weichliches, nichts Sinnliches in den Zügen; die ganze Erscheinung streng und wohlwollend zugleich. Von schweren und harten Schlägen, die so leicht eine angeborene Milde in Herbigkeit umwandeln, war sie freilich vielfach betroffen worden. Wenn das Leben ihres Vaters Gegensätze geboten hatte, so bot das ihre deren mehr. Sie hatte die Tage seltenen Glückes gesehen, aber auch Tage tiefen Falles. Ihr Ehgemahl, eine genialische Natur, halb Held, halb Libertin, hatte sich nicht begnügt, wie ihr Vater, der Kanzler, als erster Diener neben dem Thron des Fürsten zu stehen; nicht der Diener seines Herrn, seines Herrn Herr hatte er zu sein gestrebt, war er in Wirklichkeit gewesen. Daß er es hatte bleiben wollen, das hatte ihn gestürzt. Was Kurfürst Friedrich Wilhelm tragen konnte, als er, fast ein Knabe noch, in's Land kam, in ein Land, das der schlaue Muth Konrad's von Burgsdorf ihm schrittweis erst erschließen mußte, das mußte allmälig zur Verstimmung und endlich zum Bruche führen, als der jugendliche Fürst „der große Kurfürst" zu werden begann. Der kluge Günstling, der so Vieles sah, sah diesen Wechsel nicht, wollte ihn vielleicht nicht sehen, und an diesem Irrthum

Digitized by Google

oder Eigensinn ging er zu Grunde. Seine Gegner hatten leichtes Spiel. Die Wüstheit seines Lebens kam ihnen zu Hülfe, und die Verbannung vom Hofe wurde ausgesprochen. Er ging nach Blumberg; aber der Haß seiner Feinde schwieg auch jetzt noch nicht. Man bangte vor seiner Rückkehr, und hundert geschäftige Zungen trugen es durch die Stadt, „daß der gestürzte Günstling 18 Maß Wein tagtäglich bei Tafel getrunken habe und ein gewaltiger Courmacher und Serenadenbringer gewesen sei.“ Man wußte wohl, was man that, daß man diese Dinge in Umlauf setzte und keine andern; denn Kurfürstin Henriette Louise war eine fromme Frau, der alles Lasterleben ein Greuel war, und nachdem Unzucht und Völlerei so lange ihr wüstes Haupt auf den Tisch gelegt hatten, wurde eben damals die Sitte erstes Gebot. Konrad von Burgsdorf starb bald; es heißt, daß er „sinn- und trostlos“ geendet habe; sein ehlich Gemahl aber, deren Bild jetzt eben von der Pfeilerwand auf uns hernieder blickt, überlebte den Sturz ihres Mannes um fast volle dreißig Jahre. Blumberg, der Ort ihrer Kindheit, drin ihr Vater und dann später ihr Gatte vor der schneidenden Eisluft der Ungnade Zuflucht gesucht hatten, blieb ihr lieb, weil die Geschichte ihres Lebens mit ihm verwachsen, und die Stille seiner Felder ihr mehr und mehr ein Bedürfniß geworden war. Aber freilich der Frieden des Gemüths, nach dem sie rang, blieb ihr im Alter versagt, wie er ihr in der Jugend versagt gewesen war. Neue Kränkungen gesellten sich zu alter Bitterkeit, Kränkungen, die dadurch nicht geringer wurden, daß sie unbeabsichtigt waren. Den Kummer ihres Alters schuf ihr ihre eigene Tochter, ihr einziges Kind. Diese schien ganz ihres Vaters Kind zu sein, von dem wir bereits wissen, daß er zu seiner Zeit „ein gewaltiger Courmacher und Serenadenbringer“ gewesen war. Dreimal verheirathete sich diese Tochter. Ihr erster Mann, ein Freiherr von Canitz, starb, — das war ein Unglück; von ihrem zweiten Manne, einem General v. d. Goltz, ließ sie sich scheiden — das war nicht hübsch, indeß es war erträglich; daß sie sich aber zum dritten Male verheirathete und diesen dritten Mann, einen alten Franzosen, den sie nie gesehen hatte, aus Paris sich schicken ließ, das war mehr, als die Oberkammerherrin von Burgsdorf, die ein halbes Jahrhundert lang erst als die Tochter und dann als die Gattin des vornehmsten Mannes in Churmark Brandenburg gelebt hatte, ertragen konnte. Diese Heirath zehrte an ihrem Herzen und vergällte ihr das letzte Jahrzehnt ihres Lebens; die Ehe selbst aber, die zu dieser Verbitterung Anlaß gab, bildet einen zu charakteristischen Zug für die Sittengeschichte jener Zeit, als daß ich es mir versagen könnte, den Hergang derselben hier ausführlicher zu erzählen.

Frau von der Goltz (geborene von Burgsdorf, verwittwete von Canitz, geschiedene von der Goltz) war kaum von ihrem zweiten Manne getrennt, als sie den Vorsatz faßte, sich zum dritten Male zu verheirathen, und da ihr, bei ihrer Schwärmerei für alles Französische, jeder Franzose in ganz bestimmter nationaler Vollkommenheit erschien, so kam auf die Wahl im Besonderen nicht eben viel an. Frau von der Goltz entschloß sich rasch; sie schrieb ihrem Pariser Commissionair, der sich bis dahin durch seinen feinen und guten Geschmack in der Uebersendung von Coiffüren und Modeartikeln bewährt hatte, ihr einen Mann zum Heirathen zu schicken, der jung, hübsch, rüstig, fein und geistvoll und selbstverständlich auch von Adel sei. Der Auftrag wurde prompt ausgeführt. Nach etwa vier Wochen traf in Berlin ein Franzose von über fünfzig Jahren ein und meldete sich bei Frau von der Goltz als derjenige, den sie gewünscht habe. Sein Name war Peter von Larrey, Baron von Brunbosc, aus einer alten Familie in der Normandie. Die Ehe kam wirklich zu Stande, und war glücklich. Frau von Burgsdorf konnte aber über die Kränkung, die ihr dieser abenteuerliche Vorgang bereitet hatte, nicht hinweg; die Partie mit dem normannischen Baron, der vielleicht keiner war, zehrte an ihrem Leben, und sie starb, nachdem sie längst vorher mit Umgehung ihrer Tochter, den Sohn dieser Tochter aus erster Ehe, den Freiherrn

Digitized by Google

von Canitz, zum Erben all ihrer Güter, das schöne Blumberg mit eingeschlossen, eingesetzt hatte.

[Freiherr von Canitz.] Und diesem Freiherrn von Canitz wenden wir uns nun ausführlicher zu. Sein Bildniß fehlt jetzt zwar an dem breiten Mauerpfeiler, an dem es früher hing und Großmutter und Enkel, das Lächeln der einen, der herbe Gesichtsausdruck der andern, begegnen sich nicht länger an dieser Stelle; aber das Totalbild des „Poeten," seinen Charakter wie seine Erscheinung, hat uns eine zeitgenössische Feder aufbewahrt und mit Hülfe dieser Aufzeichnung erneuern wir auf Momente das Bild und führen es an dem Auge unserer Leser vorüber.

„Canitz der Poet" war von mittlerer, wohlgewachsener Gestalt, in den späteren Jahren etwas untersetzt und stark; sein Gesicht voll, offen, wohlgebildet, seine blauen Augen lebhaft, sein Ansehn männlich. Bei einer weißen Haut und freien Stirn, hatte er einen freundlichen Mund, der sich nur manchmal eines spöttischen Lächelns nicht erwehren und seine angeborene Neigung zur Satire nicht ganz verbergen konnte.

So schildert ihn sein Biograph und diese Züge mochte das Bildniß zeigen, das einst hier hing, aber am letzten Sonntage des Monats Juni 1699, als er zum letzten Male in diesen Chorstuhl uns zur Rechten eintrat, um andächtiglich der Rede des Geistlichen zu folgen, zuckte kein spöttisches Lächeln mehr um seinen Mund und die „angeborene Neigung zur Satire" hatte längst einem besseren Platz gemacht. Er wußte, daß ein anderes Leben seiner harre und von Todesgewißheit erfüllt, hatte er in tiefer Rührung zu Spener die Worte gesprochen: „wenn Gott mich wieder aufrichtet, so will ich dem eitlen Wesen dieser Welt mich ganz entziehn und mich dem widmen, was das allein Nothwendige ist." Canitz wußte, daß er nur noch Wochen zu leben habe (die Aerzte hatten es ihm gesagt, weil er es zu wissen verlangt hatte), und die Textesworte, die eben jetzt gelesen wurden, trafen sein Herz. „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit." Die Worte trafen sein Herz, aber die Bilder des Todes, die vor ihn hintraten, erschreckten ihn nicht. Ruhig folgte er dem Gang der Predigt.

Nun ist die Predigt vorüber und an der Sakristeithür dem Geistlichen freundlich und zustimmend die Hand drückend, schreitet er über die Gräber hinweg und durch das holunderüberwachsene Kirchhofsthor, dem Herrenhause zu, das von der andern Seite der Dorfstraße her, zwischen Pappeln und Linden hindurch, freundlich seinen Herren grüßt. Der Junimorgen, so frisch und so warm zugleich, macht ihn aufathmen wie in alter Lust und Fülle des Lebens und statt in die Kühle des Hauses einzutreten, tritt er in den sachenden Park. Wir folgen ihm leise. An dem Birkenwäldchen vorbei, den erhöhten Kiesweg entlang, der bald die Windungen des Bachs begleitet, bald sie kreuzt und überbrückt, — so hat er endlich die hochgelegene Lieblingsbank am Rande des Parks erreicht, die, von Buchenzweigen weit überschattet, nach vorn hin einen Blick gönnt auf Felder und wogendes Korn. Er läßt sich nieder hier und Figuren in den Sand zeichnend, ziehen die wechselnden Bilder seines Lebens an ihm vorüber.

Das sind die sonnigen Tage seiner Jugend. Die krainischen Alpen liegen hinter ihm, eine kurze Meerfahrt ist überstanden und um die Spitze des Lido herum, biegt er ein in die Lagunenstadt. Welche Welt thut sich vor ihm auf; die Thürme und Kuppeln blinken im Sonnenlicht und als zöge man hinaus, um festlich einen Fürsten einzuholen, so schwimmt die Königin der Meere auf hundert Barken ihm entgegen. Aber was wie ein Wunder scheint, ist nur ein glückliches Ohngefähr; die heiteren Reisegötter führen ihn in die Lagunenstadt just am Tage der Meervermählung, wo der Doge im Bucentauro hinausgleitet, um den Ring, das Zeugniß und die Besieglung des Bundes, in das Meer zu senken.

Digitized by Google

Die Bilder Venedigs versinken hinter ihm, aber der Kahn des Traumes führt ihn weiter, jetzt zurück auf die hohe See, jetzt an dem Küstenbogen entlang, der zwischen Sorrent und Neapel sich spannt, jetzt den Rhein hinunter und jetzt die Themse hinauf, hinauf bis an die Londonbrücke, wo die Schiffe den Strom sperren und die Masten im Fluß und die Thürme am Ufer den Blick bezaubern und verwirren. Die alte Landungstreppe steigt er hinan, die abgetreten und ausgewaschen zum Quai hinaufführt, und das Geräusch der City nimmt ihn auf. Immer wachsendes Gedränge umwogt ihn hier und endlich Stand nehmend auf der Hügelkuppe von Ludgate Hill, wo eben die Quadersteine geschnitten werden, aus denen dereinst die neue Paulskirche sich aufrichten soll, sieht er jetzt, von einem der hohen Steinblöcke aus, die Lordmayors-Prozession in alterthümlichem Pomp an sich vorüberziehen. Die Themseschiffer in rothen Röcken eröffnen den Zug, dann schmettern Pauken und Trompeten, bis endlich all der musikalische Lärm in dem Jubelgeschrei des Volkes erstickt, denn schwerfällig, aus Eichenholz geschnitzt, die Kutscherperrücken steif und wulstig, und die Bedientenröcke schwer von Golde, so schwankt die Lordmayorskutsche eben jetzt vorüber und der erwählte Cityherrscher grüßt mit gravitätischem Kopfnicken nach rechts und links.

Vereinzelte Rufe eines Kuckuks klingen jetzt leise herüber, wie aus weiter Ferne her, und der kranke Poet unterbricht sich in seinem Figurenzeichnen und horcht auf. Aber wie unsre Seele gern wieder anknüpft an Träume, die ihr lieb geworden, so fällt er bald in altes Sinnen und Träumen zurück.

Immer lachendere Bilder tauchen auf. Es ist wieder ein Festzug, eine Prozession, aber diesmal auf heimischem, auf eignem Boden und der Gefeierte ist er selbst. Ein Junitag ist's wie heute, aber so viel heiterer und schöner, als die Augen damals heller leuchteten, die in den Tag hineinsahen, denn neben ihm auf dem breiten Sitz des Wagens, in dem er so eben einfährt in die festgeschmückte, mit Laubgewinden überspannte Dorfgasse, sitzt seine heißgeliebte Braut, seit gestern sein Gemahl. Sie ist keine leuchtende Schönheit, aber sie hat jenen blendenden Teint, der der Schönheit nahe kommt, der wie ein Schleier ist, hinter dem die Unregelmäßigkeit der Züge sich lieblich versteckt oder in Zauber und Reiz sich verwandelt. Die blühenden Wangen wurden rosiger von der Fahrt und das rothblonde Scheitelhaar flattert halb losgelöst im Winde. Die blauen Augen leuchten wie der Himmel über ihnen und der Ausdruck jedes Zuges ist Liebe und Güte, ist Glück und Genügen. Die Bauern, zu Pferde und mit bebänderten Hüten, folgen dem Zuge, die Frauen im Sonntagsstaat stehen in den Thüren oder am Heck und heben die Kinder in die Höh, die Störche klappern auf allen Dächern, als hätten sie ein Wort mit zu reden bei solchem Einzug und die Feldlerchen begleiten von draußen her den Zug und erzählen sich jubelnd hoch oben von dem Glück, das sie dort unten gesehen.

Und ein volles Glück war es, das sie sahn, nicht spärlich zugemessen, wie sonst wohl. Nicht über kurze Tage, über sorglose Jahre hin dehnte sich die Zeit der Flitterwochen, und Blumberg, wie es der tägliche Zeuge ehelichen Glückes, innigsten Zusammenlebens war, so wurde es auch ein gefeierter Sitz edler Gastfreundschaft, ein Mittelpunkt geistigen Lebens, dichterischen Schaffens, wie damals kein zweiter in Mark Brandenburg zu finden war. Johann von Besser, Eusebius von Brand waren oft und gern gesehene Gäste und von hier aus ergingen an den vielbewährten Jugendfreund und Studiengenossen unsres Poeten, an den Kirchenrath Zapfe in Zeitz, in Vers und Prosa die oft wiederholten Einladungen, „das Harfenspiel wieder von der Wand zu nehmen und das Hoflager in Blumberg zu beziehen." Briefe gingen hinüber und herüber, und als die Schilderungen ehelichen Glückes, die Canitz regelmäßig mit einem „nun gehe hin und thue desgleichen" zu schließen pflegte, endlich ihren Einfluß geübt und den ehrbaren Magister und Kirchenrath auch an den Altar geführt hatten, da ging von Blumberg ein Gratulationsbrief folgenden Inhalts nach Zeitz:

Digitized by Google

„Deine Heirath und die Art derselben gefällt mir sehr wohl; weil Du mir aber die Sache ohne sonderliche Umstände schlechthin berichtet, so will ich auch Dir wieder nur mit ein paar Worten, doch von Herzen, tausend Glück und Vergnügen wünschen und daß Deine Liebste, wo nicht ein fruchtbarer Weinstock, doch ein immergrüner Tannenbaum sei."

So gingen die Tage. Ein volles Glück war es, ein Glück über Jahre hin und doch zu kurz für das beneidete und beneidenswerthe Paar, dessen Herzen in selt'nem Gleichklang zusammenstimmten. Der alte Neider Tod trat zwischen sie, und die Erinnerung an jene bitteren Tage scheucht auch in diesem Augenblicke noch die heiteren Träume von der Seele unseres Poeten, und trübe Bilder ziehen herauf. Das Zimmer ist dunkel verhangen, und an dem Lager einer Sterbenden kniet der Tiefgebeugte. „Daß Du bleiben könntest!" klingt es bittend von seinen Lippen; sie aber schüttelt den Kopf und spricht: „Du bist so oft von mir gegangen, nun gehe ich von Dir; sehet, ich schlafe schon." Dann entschlief sie wirklich, ohne Zucken, ohne Schmerz.

Das einförmige Rufen des Kuckuk klang lauter und näher jetzt herüber, und Canitz richtete sich auf, als wolle er die Rufe zählen; da schwieg der Kuckuk. Ein Lächeln, halb Freude, halb Schmerz, zuckte um seine Lippe, dann schritt er durch die Gänge des Parks in den stillen Schloßhof zurück.

Das war am letzten Junisonntage 1699. Am 11. August desselben Jahres begegnen wir ihm noch einmal. Seine Kräfte waren schwächer geworden und das heitere Poetenherz, das einst durch tausend große und kleine Wünsche an das Leben gekettet war, es hatte nur noch einen Wunsch: zu sterben wie die Theure, Heimgegangene, gestorben war. Und dieser letzte Wunsch ward ihm erfüllt. Am frühen Morgen des genannten Tages stand er auf, ließ sich völlig ankleiden und trat an das Fenster, welches er öffnete, um frische Luft zu schöpfen. Die Sonne ging eben auf, und mit freudigem Staunen genoß er den Anblick der wundervollen Pracht. Als er eine Weile unverwandt hinausgeschaut, sagte er zu einer Verwandten, die ihn stützte: „Ei, wie schön ist heut der Himmel!" und sank, von einem Schlagfluß getroffen, todt in ihre Arme.

So starb „Canitz, der Poet." Schon am Tage darauf wurde er in der Marienkirche beigesetzt. Acht Tage darauf hielt Spener in der Nikolaikirche ihm eine Gedächtnißpredigt. Sein Grabstein ist verloren gegangen; den Inhalt seines Lebens aber stellen wir zu folgender Grabschrift zusammen:

„Friedrich Rudolf von Canitz, Sr. churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg wohlbestallter Geheime-Rath und Staatsminister, geb. zu Berlin (nach anderen zu Lindenberg bei Berlin) den 27. November 1654, gest. den 11. August 1699, im 45. Jahre seines Alters. Was das Leben erhöht und verschönt, das übte und pflegte er. Er liebte die Kunst und die Menschen; die Freundschaft hielt er hoch, die Treue am höchsten. Er war klug ohne Arg; ein männlicher Sinn, ein kindliches Herz. Er liebte die Welt, aber er empfand ihre Eitelkeit; Glaube und Sehnsucht wuchsen in seinem Herzen und trugen ihn aufwärts."*)

*) Die Grabdenkmäler Canitz's und seiner gefeierten Doris habe ich — wie schon angedeutet — in der Marienkirche vergeblich erfragt und gesucht. Ich hielt eine Verwechslung der Kirchen für möglich und setzte deshalb meine Nachforschungen in der Denkmal- und Grabstein-reichen Nikolaikirche fort, aber ebenfalls ohne Erfolg. Es bleibt deshalb nur die Annahme übrig, daß man den Grabstein Canitz's und seiner Frau, bei den mannigfachen Reparaturen, denen die Marienkirche unterworfen wurde, wie so viele andere Grabdenkmäler, für die die Pietät der Hinterbliebenen und Familien-Angehörigen nicht eintrat, beseitigt hat. Canitz aber hinterließ keine Angehörigen. Sein einziger Sohn starb kurze Zeit nach ihm, und das jetzt noch blühende Geschlecht der Canitze, gehört anderen Linien an.

Digitized by Google

Ich habe in Vorstehendem den Menschen Canitz, eine liebenswürdige, fein und innerlich angelegte Natur zu schildern versucht, es bleibt noch die Frage übrig nach seiner politischen Bedeutung, nach seinem poetischen Werth. War er ein Staatsmann? war er ein Poet? Das Erstere gewiß, das Zweite kaum minder.

Die Natur schien ihn für die diplomatische Laufbahn wie im Voraus gebildet zu haben, und seine Erziehung, seine Lebensumstände, ja die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Familie (ich beziehe dies auf die Stiefväter und Stiefschwiegerväter, denn auch die Mutter seiner Frau war dreimal verheirathet), hatten von Jugend auf dahin gewirkt, diese natürliche Anlage auszubilden. Eine Schilderung seines Wesens und Charakters, die uns aufbewahrt worden ist, zeigt am besten, wie außerordentlich geeignet er für eine Laufbahn war, in der damals, ungleich mehr noch als jetzt, alles an dem Erkennen und an der richtigen Benutzung von Persönlichkeiten gelegen war. „Er war gesprächig, höflich, frei von Eigensinn und Widerspruchsgeist, für Jedermann gefällig und aufmerksam, Fähigkeiten und Neigungen leicht durchschauend, jedem Gegenstande, wie jeder Persönlichkeit und jedem Verhältnisse sich leicht bequemend — ein vollkommener Mann von Welt." Seine Rechtschaffenheit, sein Haß gegen Lüge und Zweideutigkeit unterstützten ihn eher, als daß sie sein Auftreten gehemmt, seine Erfolge behindert hätten. Bei großer Leichtigkeit war er von vorsichtiger Haltung; er wußte Ernst und Sanftmuth zu vereinen, um zu überreden und zu gewinnen. „Im Friedenstiften, Vermitteln, Versöhnen besaß er einziges Talent." Die Inschrift unter dem Bildniß der alten Frau v. Burgsdorf hatte also völlig Recht, von ihm als von dem „klugen Staatsminister von Canitz" zu sprechen, aber er suchte, wie schon angedeutet, diese Klugheit nicht in jenem Intriguenspiel und in jener Kunst der Täuschung, die damals an den Höfen blühte. Er kannte dies Spiel und war ihm gewachsen, aber sein redlicher und reiner Sinn lehnte sich gegen diese Kampfesweise auf. Deshalb zog es ihn immer wieder in die Stille und Unabhängigkeit des Landlebens und in einfach natürliche Verhältnisse zurück. „Der Hof — so schrieb er bald nach dem Tode des großen Kurfürsten — hat wenig Reiz für mich, und ich betrachte die Würden und Aemter, die Andere so eifrig suchen, nur als eben so viele Fesseln, die mich am Genusse meiner Freiheit hindern, der Freiheit, die über alle Schätze der Erde geht und deren ächten Werth zu würdigen, den gemeinen Seelen versagt ist." Er kannte diesen „ächten Werth der Freiheit" wohl, aber die Verhältnisse gestatteten ihm nicht, sich dieser Freiheit so völlig zu freuen, wie es seinen Wünschen entsprochen hätte. Es geschah, was so oft geschieht, man suchte die Dienste desjenigen, der, im Gefühl seines Werths, diese Dienste anzubieten verschmähte, und wie oft er auch, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die Erfahrung gemacht haben mochte, „daß Andere die goldnen Aepfel auflasen, während er beim heißen Lauf sich abmühte", so war doch Gehorsam und Nachgiebigkeit in allen jenen Fällen geboten, wo Weigerung den Vorwurf des Undanks oder doch der Gleichgültigkeit gegen die allgemeinen Interessen auf sich geladen hätte. Canitz drängte sich nicht zu Diensten, aber so oft er sie übernahm, zeigte er sich ihnen gewachsen. Leicht und gewissenhaft zugleich, ging er an die Lösung empfangener Aufgaben, und die graziöse Hand, mit der er die Fragen berührte, pflegte zugleich eine glückliche Hand zu sein. Fast an allen deutschen Höfen war er eine wohlgekannte und wohlgelittene Persönlichkeit, und Kaiser Leopold bezeugte ihm vielfach seine Gnade und sein besonderes Wohlwollen.

Canitzen's letztes und vielleicht bedeutendstes diplomatisches Auftreten war im Haag, wo damals die Minen gelegt wurden, um den Ryßwicker Friedensschluß, der so viele Interessen verletzte und so viele Gefahren heraufbeschwor, wieder zu sprengen. Canitz zeichnete sich auch hier durch jene Klugheit und feine Besonnenheit aus, die, weil sie gestissentlich

Digitized by Google

leise die Fäden zu schürzen oder zu entwirren weiß, gemeinhin auf den Beifall zu verzichten hat, der so leicht da sich einstellt, wo ein Diplomat so undiplomatisch wie möglich den Knoten zerhaut. Das herausfordernde Wort Dessen, dessen Punktum bereits ein erster Kanonenschuß ist, wird jubelnd aufbewahrt, während die kluge Haltung Dessen, der eine heranziehende Gefahr beschwört, gemeinhin unbeachtet bleibt. Das Laute, das Sichtbare, das sich zu einem bestimmten Bilde abrundet, ist immer im Vortheil über das Stille und Unplastische, das sich leise vollzieht, und jener Erich Christoph v. Plotho, der zu Regensburg mit jenem berühmt gewordenen: „was! insinuiren??“ den kaiserlichen Notar, Dr. April, die Treppe hinunterwarf, hat ein ganzes Dutzend Diplomaten in Schatten gestellt.*) Ueberall da, wo das Wort Friedrichs des Großen gilt: „Mach' Er nur, ich stehe mit 200,000 Mann hinter Ihm!“ ist es nicht schwer, dem guten Ruf der Kraft auch den der Klugheit hinzuzufügen, und das Achselzucken, das unsere preußischen Diplomaten so oft hinnehmen müssen, hat in ganz anderen Dingen seinen Grund, als in Mangel an Einsicht und staatsmännischer Bildung.

Ganitz Verdienste als Diplomat sind unbestritten, seine Verdienste als Poet sind kaum geringer. Wer auf gut Glück hin und ohne den Vorsatz liebevolleren Eingehens, den Band seiner Dichtungen aufschlägt und (übrigens in einem an Schönheiten reichen Gedichte) folgende Anfangsstrophe findet:

Laß, mein beklemmtes Herz, der Regung nur den Zügel,
Begeuß mit einer Fluth von Thränen diesen Hügel,
Weil ihn mein treuster Freund mit seinem Blut benetzt;
Auf dieser Stelle sank der tapfre Dohna nieder,
Hier war sein Kampf und Fall, hier starrten seine Glieder,
Als ein verfluchtes Blei die theure Stirn verletzt,
Das, eh' der Sonne Rad den andern Morgen brachte,
Ihn leider, ach zu bald zu einer Leiche machte.**)

wer solche und ähnliche Strophen findet, wird freilich zunächst den Kopf schütteln und seine Ungläubigkeit ausdrücken, daß es mit solchen zopfigen Alexandrinern irgend etwas auf sich habe. In gewissem Sinne mit Recht. Wir dürfen diese Dinge aber nicht mit einem Maßstabe messen, den wir dem gegenwärtigen Stande unserer Literatur entnehmen, sondern wir müssen uns die Frage vorlegen: was waren diese Gedichte in und zu ihrer Zeit. Sie waren zu ihrer Zeit sehr viel. Wenn ihnen jetzt, wie das gelegentlich geschieht, mit herablassender Miene zugestanden wird, daß sie das Verdienst der gewählten Sprache, der Reinheit und

*) Ich hätte hier auch ein anderes Beispiel citiren können, ein Beispiel aus der Ganitz'schen Zeit und noch dazu ein Vorkommniß, in dem der Spezialfreund unseres Poeten, der schon obengenannte Johann von Besser, die Hauptrolle spielt. Besser war 1686 kurbrandenburgischer Gesandter in London, und es handelte sich, nach erfolgtem Tode Karl's II. für das ganze diplomatische Corps darum, dem nunmehrigen König Jacob II. die Glückwünsche ihrer resp. Höfe zu überreichen. Der alte venetianische Gesandte Vignola verlangte den Vortritt vor Besser; Besser verweigerte dies. Man einigte sich endlich dahin, daß der den Vortritt haben solle, der zuerst auf dem Platz erscheinen würde. Der alte Italiener kam früh, aber Besser kam früher; er hatte sich nämlich die Nacht über in eins der königlichen Vorzimmer einschließen lassen, und stand bereits da; als Vignola eintrat. Dieser war unklug genug, nach wie vor auf den Vortritt zu bestehen. Besser warnte ihn. Als der Ceremonienmeister die Thür öffnete, sprang Vignola vor, Besser aber, der von großer Körperkraft war, packte im selben Augenblick den alten Schelm hinten am Hosenbund und schnellte ihn mit geübter Ringerkunst mehrere Schritte hinter sich. Ohne eine Miene zu verziehen, trat er darauf, völlig fest und gesammelt, an die Stufen des Thrones und hielt seine Ansprache. Alles war entzückt, der König nichts weniger als beleidigt und der französische Gesandte sagte ruhig zum alten Vignola: „Caro vecchio avete fatto una grande cacata.“ Der Vorfall machte in ganz Europa Sensation und wurde wie ein neuer Sieg Brandenburgs gefeiert, nicht viel geringer, als sei eine zweite Schlacht von Fehrbellin geschlagen und gewonnen worden.

**) Der Titel des Gedichtes lautet: „Elegie; letzte Pflicht der Freundschaft, dem sel. Grafen von Dohna auf derjenigen Stelle abgestattet, wo derselbe, wenig Wochen zuvor, den tödtlichen Schuß empfangen hatte.“ (Es geschah dies bei dem berühmten Sturm auf Ofen 1686; die Brandenburger, von den Türken die „Feuermänner“ geheißen, wurden von General v. Schöning geführt.)

Digitized by Google

Eleganz hätten, so genügt diese Anerkennung keineswegs; denn es ist das ein Zugeständniß, das so ziemlich jedem modernen Dichter gemacht werden kann, während unter all' unseren zeitgenössischen Poeten dennoch nur wenige sind, die für unsere Zeit das Maß von Bedeutung beanspruchen dürfen, was Canitz für seine Zeit besaß. Er war einer von denen, denen die Aufgabe zufiel, uns erst eine Sprache und innerhalb derselben ein Gesetz zu geben. Dies Geschenk, diese Hinterlassenschaft ist nicht hoch genug zu schätzen. Wir stehen auf den Schultern derer, die damals thätig waren, und wenn Canitz auch nicht in die Reihe der epochemachenden, literarischen Reformatoren jener Zeit gehört, die sich (wie namentlich Opitz) für die Gesammtentwicklung deutscher Sprache und Dichtung von nachhaltiger Bedeutung erwiesen haben, so war er dennoch das für unsre Mark, was andre für weiter gezogene Kreise waren. Er zeigte zuerst, daß die Mark und die Musen nicht völlige Gegensätze wären.

Aber die Verdienste der Canitz'schen Gedichte sind keineswegs nur sprachlicher Natur; sie haben auch ihren dichterischen Werth. Es ist wahr, daß er das Dichten zum Theil wie andre angenehme Unterhaltung trieb, wie Spiel und Zeitvertreib (er selbst nannte es in seinen Briefen „die Kurzweil des Reimens"), aber wir würden sehr Unrecht thun, wenn wir nach jenen zahlreichen, scherzhaften Reimereien, wie sie bei Festspielen, den sogenannten „Wirthschaften," damals Mode waren, den Werth seiner Dichtungen überhaupt abschätzen wollten. Gewiß, er trieb das Dichten wie Tagewerk, aber er trieb es auch, und zwar in bestem Sinne, wie man ein poetisches Tagebuch führt, darin er Allem zu einem dichterischen Ausdruck verhalf, was der Lauf des Tages brachte. Der Tag brachte vieles, Großes und Kleines, Absonderliches und Alltägliches, und diesen Wechsel zeigen auch seine Dichtungen, aber sie sind einig in dem einen, daß sie, ob groß, ob klein, ein Erlebtes wiederspiegeln; sie sind nicht Fiktion, sie sind wirklich, sie haben einen realen Inhalt; dieser Inhalt ist nicht immer poetisch, weder in sich, noch in der Art, wie er sich giebt, aber es fehlt auch überall die Gefahr, sich in's Nichts zu verflüchtigen. Der alte Bodmer sagte von diesen Gedichten: „Canitz legete nichts Fremdes in dieselben, was nicht zuvor in seinem Sinn und Herzen gewesen wäre." Das ist sehr richtig und der Stempel des Aechten, Wahrhaftigen, an sich selbst Erfahrenen (auch da, wo es sich um bloße Reflexionen handelt) hält schadlos für den fehlenden Hochflug, auch für einen gewissen Mangel an Kraft, Tiefe und Originalität, den wir nicht in Abrede stellen wollen.

Ein einziges Gedicht rührt von ihm her, das an Sprache, Form und namentlich an Innerlichkeit Alles weit zurückläßt, was er außerdem geschrieben hat, und nicht nur einen relativen, sondern einen absoluten und unbedingten poetischen Werth beanspruchen darf. Es ist dies das Gedicht: „An Doris," oder: „Ueber den Tod seiner ersten Gemahlin," wie es in einer älteren Ausgabe genannt wird. Es gilt von diesem Gedicht etwas Aehnliches, wie Schlegel von Bürger's „Lenore" gesagt hat: „daß es allein schon ausreichen würde, den Namen des Dichters der Nachwelt zu überliefern." Die Zeiten ändern sich freilich und es wird Manchem jetzt pedantisch erscheinen, 27 Trauerstrophen (noch dazu die Arbeit von Jahren) auf den Tod einer hingeschiedenen, geliebten Frau gedichtet zu sehen; aber das Lächeln über die altfränkische Mode ist unberechtigt. Es ist mit einem solchen Gedicht, wie mit einem Bildhauer, der seine Frau verliert und ihr ein Monument errichten will. Er hat sie selbst am besten gekannt, trägt ihr Bild am treusten in der Seele, und so geht er freudig und gutes Muthes an die Arbeit. Die Arbeit ist mühevoll und kostet ihm Jahre, aber endlich hat er's erreicht und Niemand tritt jetzt heran und wundert sich, daß er Jahre gebraucht hat zu einer Schöpfung der Liebe und Pietät. So muß man eine solche „Trauer-Ode" auffassen, die damals gemeißelt wurde, wie in Stein. Wir gestatten jetzt nur eine hingeworfene Skizze, einen lyrischen Ausruf, als Ausdruck des Gefühls. Aber Beides kann neben einander bestehen, jedes ist eine berechtigte Art und es

Digitized by Google

ist falsch, einfach zu sagen, die alten Poeten von damals, weil sie weder in Desperation, noch in Melancholie dichteten, hätten überhaupt nichts empfunden. Man lese die Dinge ohne Vorurtheil, und man wird an der Wirkung auf das eigene Herz wahrnehmen, daß ein Herz in diesen zopfigen Strophen schlägt.

Canitz hat sich durch dies eine Gedicht als einen wirklichen Poeten beglaubigt; aber auch dann noch, wenn seine Bedeutung für die Gesammtentwicklung deutscher Poesie geringer wäre, als sie es ist, würden wir ihm zu huldigen und seiner in Dankbarkeit zu gedenken haben, als des ersten Poeten, den die Mark Brandenburg geboren und groß gezogen.

B. G. Niebuhr.

Von Dr. W. Stricker.

B. G. Niebuhr, der Sohn des berühmten Reisenden nach dem Orient, Carstens Niebuhr, 1733—1815, war geboren zu Kopenhagen am 27. August 1776, kam aber in zarter Jugend nach der Heimath des Vaters, nach Meldorf in Süderditmarsen und erhielt dort die erste Erziehung. Philosophisch gebildet wurde er auf dem Gymnasium in Eutin, commerziell auf Büsch's Handelsschule in Hamburg. Von 1793—94 studirte er die Rechte in Göttingen, von 1794—95 Naturwissenschaften in Edinburg. 1795 wurde er Privatsekretair des dänischen Finanzministers Schimmelmann und trat 1798 in den dänischen Staatsdienst, in dem er 1803 die Stelle eines Mitdirectors der Bank und 1804 die eines Commissars beim Commerzcollegium erlangte; 1806 trat er in preußische Dienste als Mit-Director der Seehandlung, wurde 1808 mit dem Titel Staatsrath dem Finanzministerium beigegeben und war mit den wichtigsten Unterhandlungen in diesem Fache betraut. Nach Gründung der Berliner Universität 1810 hielt er seine Vorlesungen über römische Geschichte, welche die Grundlage seines berühmten Werkes über dieselbe wurden. In die politischen Verhältnisse des Tages griffen ein seine beiden Flugschriften: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof" (1814) und: „Ueber geheime Verbindungen in der preußischen Monarchie und deren Denunciation" (1815). Von 1816—23 war er preußischer Gesandter in Rom und zog sich 1823 zu einem rein wissenschaftlichen Leben nach Bonn zurück, wo er am 2. Januar 1831 starb. Nach seiner römischen Geschichte sind zur Kenntniß dieses ausgezeichneten Gelehrten am wichtigsten die „Kleinen historischen und philologischen Schriften", 2 Bände, Bonn 1828—43, und die „Nachgelassenen Schriften nicht philologischen Inhalts". Hamburg 1842.

Als die am 22. Februar 1860 im 90. Lebensjahre verstorbene Schwägerin Niebuhr's, Frau Dr. Hensler, in den Jahren 1838 und 39 bei Friedrich Perthes in Hamburg in drei Bänden die „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde" herausgab, hoffte sie dazu beizutragen, „daß unser Volk und namentlich unsere Jugend, indem sie das Andenken von Männern, wie Niebuhr, lebendig und in Ehren hält, darin zugleich sich selbst einen Schatz zu mannigfaltiger wissenschaftlicher und sittlicher Erhebung und Bildung sammle und bewahre."

Digitized by Google

Es liegt aber wohl in dem Umfang des Buches begründet, wenn dieser Zweck nicht in dem Maße erreicht wurde, um es überflüssig zu machen, daß wir an dieser Stelle es unternehmen, eine Reihe von Aussprüchen des großen Mannes meist über nationale Anliegen der Gegenwart zusammenzustellen.

Seinen eigenen Standpunkt hat er in dem Briefe vom 16. Februar 1817 angegeben, wo er bei Gelegenheit von Goethe's Beschreibung seiner italienischen Reise des Dichters Gleichgültigkeit gegen das Volkswohl tadelt. Es heißt da: „Es ist mir gräßlich, wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als Ergötzung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts sieht, als was zu einer Ergötzung des Lebens gehört, alles geistig und menschlich Große, Alles, was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es zum Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, an der komischen Seite des letzteren sich ergötzt;" und dann fährt er fort: „Ich weiß sehr wohl, daß ich in das andere Extrem gehe, daß mein politisch-historischer Sinn sich schon mit dem ganz befriedigt fühlt, wofür Goethe keinen Sinn hat, und daß ich in Moor und Heide unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt lebe und keine Kunst vermisse." Also mit der männlichen Tüchtigkeit (virtus) seiner Landsleute, der Dithmarsen, und der Römer, deren Geschichte sein unsterbliches Meisterwerk ist, fühlt sein historisch-politischer Sinn sich befriedigt. Es war ihm vergönnt, Jahre lang Rom zu bewohnen und mit den Stätten der alten Größe zugleich den Sittenverfall der Nachkommen zu sehen.

Niebuhr wollte nicht die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft, um alles Schlechte, wenn es alt war, wiederhergestellt, alles Gute, wenn von dem Feinde eingeführt, abgeschafft zu sehen. Er wollte das Volk belohnt sehen für seine Aufopferung durch freie Institutionen, geschützt vor der Wiederkehr so schmachvoller Unterdrückung durch die Bildung eines gewaltigen norddeutschen Staates, durch die Vergrößerung seines Adoptiv-Vaterlandes Preußen. Wir führen einige darauf bezügliche Aeußerungen an. Zunächst den Brief aus Berlin vom 13. Februar 1813: „Das Gedränge der Freiwilligen, die sich einschreiben lassen, ist heute auf dem Rathhause so groß, wie bei Theuerung vor einem Bäckerladen. Erst vor drei Tagen ist die Bekanntmachung deßhalb erschienen und heute fährt die Post schon mit neun Beiwagen voll derselben ab, außer denen, die zu Fuße gehen oder mit andren Gelegenheiten reisen. Natürlich ist dieß nur ein sehr kleiner Theil, die meisten haben noch Geschäfte und wollen sich noch equipiren. Es gehen junge Leute aus allen Ständen; Studenten, Gymnasiasten, Commis, Apother, Handwerker, gereifte Männer von Amt und Stand, Familienväter." Und am 21. März: „Prächtig war der Einzug unseres Corps. Einen solchen Anblick habe ich nie gehabt und nie geglaubt, daß er so vollkommen schön sein könne. Seitdem Scharnhorst unsere Armee reorganisirt hat, ist sie von aller Steifheit und Schwerfälligkeit befreit; in keiner andern gewiß ist der Soldat so sehr Gentleman als bei uns. Man hat alles Unnöthige, Erschwerende, weggeworfen und die ganze Sorgfalt auf die Ausbildung jedes Einzelnen zu einem selbstständigen Theile des Ganzen gewandt. — Haben die Franzosen im Revolutionskriege uns mit Massen geschlagen, so müssen wir sie nun beides: mit einer vortrefflichen Armee, die sie damals nicht hatten, und mit Massen schlagen. Vorläufig wird der Vierzigste von der ganzen Bevölkerung zur Landwehr genommen. Nur die, welche körperliche Unfähigkeit nachweisen können, sowie Prediger und Lehrer sind frei, sonst müssen alle anderen Männer von 18—45 Jahren loosen. — Ein Offizier hat die sämmtlichen Revenüen seines Gutes, 3000 Thaler geschenkt, ein anderer gibt fünf Cavalleriepferde, alle tüchtige Arbeitspferde von seinen Gütern zum Train, 300 Scheffel Getreide, unterhält eine Anzahl Dienstpferde und stellt sich mit zwei Leuten beritten; ein dritter Offizier zieht als Gemeiner mit sieben, auf seine Kosten montirten und bewaffneten Cavalleristen; ein hiesiger Bankier hat 20 Freiwillige gekleidet und beritten gemacht; ein Gelbgießer ist mit

Digitized by Google

allen seinen Gesellen und Arbeitern ausgezogen, Dienst zu nehmen und hat sein Haus geschlossen. Hier in Berlin sollen mehr als 11,000 Freiwillige sich gemeldet haben. Freudig zu gehen ist eine so allgemeine Sache, daß Niemand sich damit eitel machen kann; das Gegentheil macht Schande. Als der König Potsdam verlassen wollte, wurden Pferde zur Aushebung gefordert; die Franzosen waren Herr im Lande; alle wurden gestellt, ohne Ausnahme. Die Beurlaubten blieben nirgends aus; unter den Augen der Franzosen zog man sie zusammen und schickte sie nach Schlesien. Sie fragten nur ängstlich, ob es gewiß auch gegen die Franzosen gehe. Und die Offiziere durften es ihnen nur durch Winken zusichern. Die Rüstungen, während die Franzosen hier mit einer Armee standen, gehören zu den sonderbarsten und merkwürdigsten Ereignissen. Als die Cocarde aufgesteckt ward, erwarteten die Franzosen ganz bestimmt eine Insurrection. Es gibt das Maß ihrer Furcht, daß sie nicht wagten, irgend Jemand zu arretiren." Und am 7. October schreibt Niebuhr: Habt ihr den Geist bewundert, mit dem unsere Nation zu den Waffen griff, so müßt ihr es noch mehr, da dieser Geist unter Mangel, namenlosen Schwierigkeiten und mancherlei niederschlagenden Umständen mit ganz ungedämpftem Feuer fortlebt. Noch nicht fünf Millionen, verarmt, seit sieben Jahren zerrissen, haben 250,000 Mann gestellt, und wann hat eine Armee heldenmüthiger gekämpft für ihre und Aller Freiheit?" Diese Anstrengungen sollten in Gebietserweiterungen ihren entsprechenden Lohn nicht finden. Das Mißtrauen gegen die Monarchie Friedrichs des Großen, welches die leitende Idee des Wiener Congresses war, ließ das Gebietsprogramm, welches die preußisch-deutsche Partei (E. M. Arndt, Gneisenau u. s. w.) aufgestellt, nicht zur Wahrheit werden. Niebuhr verlangte in seiner Schrift: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof" (Berlin 1814) ganz Sachsen. Wenn gleich die Schrift keine unmittelbare Wirkung übte, so ist sie doch merkwürdig durch einzelne Aeußerungen, welche heute noch den Gegnern der preußischen Hegemonie erwidert werden können. Es heißt da: „Wir wollen es wünschen, daß Deutschland, wie schwer auch die zum Theil sehr widerstrebenden Körper sich einer engeren Verknüpfung fügen, aus der gegenwärtigen Auflösung eine politische Nationaleinheit gewinnen möge. Es ist möglich, wie wenig auch viele Umstände zur Hoffnung ermuntern, das Rechte und Nothwendige ist vor unseren Augen auf so wunderbaren Wegen erreicht worden, daß man nicht mehr aufhören darf zu hoffen, wenn kein Weg zum Ziel sichtbar ist, oder der, den die Begebenheiten zu nehmen scheinen, in einer dem Ansehen nach andern Richtung liegt. Wenn aber auch dieses Ziel erreicht sein, und Gewohnheit der neuen Ordnung Stärke gegeben haben wird, anstatt der Künstlichkeit und Schwäche, an der sie anfänglich kränkeln muß, so lehren doch Erfahrung und Natur der Sache, daß Deutschland von der Föderation viel Heil für die innere Freiheit hoffen mag, aber den größten und wesentlichsten Theil seiner Kraft gegen das Ausland und das einzige Mittel aufzuhören, der Wohnplatz fremder Heere zu sein, von den großen und in sich starken Staaten, die es in sich beschließt, erwarten muß. — — In der jetzigen preußischen Monarchie sind eine Menge kleiner Völkerschaften enthalten. Ihre Eigenthümlichkeiten sind durchaus unverändert, Westfälinger, Niederländer, Friesen, Pommern und Märker haben ihren Charakter nicht aufzuopfern gebraucht, um Preußen zu sein. Aber neben der Familieneigenthümlichkeit ihres engern Bezirks gehören sie einer Nation an, deren Namen sie mit Stolz aussprechen. Von dem Ganzen geht Kraft in den Einzelnen, und der Pommer hat die Kraft seiner Ahnen nicht nur bewahrt, sondern erhöht, und ist der Spartaner und Samniter Deutschlands geworden. — An sich ist es ein Segen, einer starken Nation anzugehören; was man durch ihre Bürgerschaft gewinnt, ist mehr als Hab und Gut. Was der preußischen Nation darin eigenthümlich ist, zeigt das heftige Gefühl unserer abgerissenen Provinzen, und das Beispiel aller protestantischen Länder, welche allmählich mit uns verbunden sind. Mit welchen Vorurtheilen wurde in den

Digitized by Google

fränkischen Markgrafschaften die Verbindung mit Preußen erwartet, und nach fünfzehn Jahren war die Anhänglichkeit Leidenschaft geworden! Selbst von Pommern zeigt die Geschichte, wie sich Stettin und die vorpommer'schen Städte gegen den großen Kurfürsten vertheidigten, und wie bald wurden sie Grundpfeiler des Staates! Preußen ist kein abgeschlossenes Land; es ist das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in den Wissenschaften, in den Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Eben dadurch hat Preußen ein so frisches Leben in seiner Nation erhalten, daß die Völkerschaften deren Gesammtname Preußen ist, von so großer Eigenthümlichkeit sind, und daß der Staat immer froh gewesen ist, sich mit den Blüthen Deutschlands zu schmücken. — Kann es für den Deutschen etwas Förderneres geben, als Mischung der ausgezeichneten Individuen seiner verschiedenen Stämme und ein allgemeines Ablegen kleinlicher Vereinzelung?"

Da aber auf dem Wiener Congreß nicht einmal der Gebietsumfang für Preußen zu erlangen war, den es vor dem Kriege von 1806 besessen hatte, so hoffte Niebuhr durch eine Verfassung für Preußens innere Stärkung wirken zu können. Er schreibt am 12. Dezember 1815: „Es ist mir, als ob ein wesentlicher Beruf meines Lebens verfehlt und vereitelt gewesen wäre, wenn ich an der Abfassung der Constitution keinen Theil genommen; etwas im Ganzen schon jetzt wesentlich Reifes und Gutes läßt sich von dieser Arbeit nicht erwarten. Es kann nur ein Anfang oder ein Keim sein, den Zeit und Bedürfniß allmählich entwickeln werden. Auch ein Geringes, bei einer solchen Gelegenheit durchgesetzt, kann bleibende Folgen haben."

Bekanntlich wurde Niebuhr nicht zur Theilnahme an dem Verfassungsausschuß berufen, sondern es wurde ihm der preußische Gesandtschaftsposten in Rom übertragen. Statt einer Verfassung für Preußen brachte der Gang der Reaction vielmehr die Verfolgung der demagogischen Umtriebe. Bei Gelegenheit des Wartburgfestes schrieb Niebuhr aus Rom am 13. August 1819: „Ob unter den jungen Leuten eine Art Verschwörung besteht, weiß ich nicht. Wenigstens ist es eine fanatische politische Secte, die gefährlicher ist als eine Verschwörung, weil sie Wurzeln hat, die man nicht ausrotten kann, außer wenn man den Boden bearbeitet, welches nicht zu erwarten steht von Regierungen, die das Uebel haben unter ihren Augen entstehen sehen, ohne ihm durch Weisheit und Tugend entgegen zu arbeiten. Und dies war möglich; 1814 war der Boden bestellt und fruchtbar, aber es ward keine Saat eingestreut und das Unkraut mußte wuchern. Damals war Liebe in Aller Herzen und Alle waren für Gutes und Schönes empfänglich. Jetzt sind die Gemüther verwildert und Gott weiß, wie zu helfen steht." Mit ähnlicher Schärfe sprach sich Niebuhr am 20. October 1819 über die Karlsbader Beschlüsse aus: „Es ist so unsinnig als ungerecht, zu strengen Zwangsmitteln gegen eine Partei zu schreiten, ohne sich selbst im Allergeringsten zu reformiren, ohne eine einzige der gerechtesten Beschwerden abzustellen. Die Machthaber bei uns begreifen nicht, daß Preußen nur auf einer geistigen und moralischen Basis bestehen kann."

Der Wallensteinstag in Stralsund (24. Juli).

Am Wallensteinstage, dem 24. Juli, einem für die Stralsunder höchst wichtigen Feste, wo in allen Kirchen drei Mal Gottesdienst gehalten wird, singt man am Vormittag das Tedeum stehend mit Posaunenbegleitung. Beim Hinausgehen aus der Kirche, um 11 Uhr, wird feierlich vom Thurme geblasen, zum Zeichen, daß zu dieser Stunde Wallenstein noch vor den Thoren lag. Nach beendigtem Gottesdienste, Nachmittags um 3 Uhr, wird ein lustiges Stück vom Thurme der Hauptkirche geblasen. Um die Zeit war der mächtige Feind Wallenstein abgezogen.

Digitized by Google

Gottfried August Bürger

Digitized by Google

Der Göttinger Dichterbund, Hölty und Gottfried August Bürger.*)

Von Heinrich Pröhle.

Es war in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als in unserer Litteratur ein herrlicher deutscher Geist erwachte, wenn auch anfangs in sonderbarer Form. Da wurden in einem poetischen Kalender die Namen der Heiligen mit Dichternamen vertauscht. Der Dichter Günther, welcher in seiner Sinnlichkeit untergegangen war, stand am Aschermittwoch im Kalender. Aber Klopstock, der Messiassänger, war zu Weihnachten angesetzt. Ein satirisches Märchen ging durch's Land von 400 deutschen Barden, welche beständig Eichenkränze trügen, in Ziegenfelle gekleidet auf einem Berge opferten, Wodan und Klopstock anriefen und keinen Wein, aber gewaltig viel Bier tränken. Wegen der Lage des Brockens in der Grafschaft Stolberg-Wernigerode, aus den Verhältnissen Gleims zur Grafschaft Wernigerode und aus der Betheiligung der Grafen Friedrich Leopold und Christian von Stolberg, welche freilich weder in Wernigerode noch in Stolberg zu Hause waren, fand sogar in die Schrift eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften zu Berlin über die Litteratur der preußischen Monarchie die Nachricht Eingang, daß in einem großen Saale auf Schloß Wernigerode die Barden Deutschlands unter dem Aeltesten Gleim an einem Tische, dessen Ehrensitz für Klopstocks Geist leer gelassen werde, bei Bier und Tabak ein jährliches Fest begingen.

Alle diese Fabeln waren gelehrte Scherze über den Göttinger Dichterbund, dessen Gründung und erste Einrichtung denn doch von ganz anderer Art war. Am 12. September gingen nämlich eine Anzahl schon vorher dem Musengotte Apollo verbundener Göttinger Studiosen, Voß, die beiden Miller, Hahn, Hölty und Wehrs, noch des Abends nach einem nahe bei Göttingen gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond war voll. Sie überließen sich ganz den Empfindungen der schönen Natur. In einer Bauerhütte aßen sie Milch und begaben sich darauf in's Feld. Hier fanden sie einen kleinen Eichengrund und kamen auf den Gedanken, unter diesen in der Vorzeit so heiligen Bäumen einen Freundschaftsbund zu beschwören. Für diesen Abend bekränzten sie die Hüte mit Eichenlaub, faßten sich bei den Händen, tanzten im Ringeltanze um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne als Zeugen ihres Bundes an und versprachen sich ewige Freundschaft.

Wie schon früher, so versammelten sich die Jünglinge auch nach dieser Zeit jeden Sonnabend um 4 Uhr auf der Stube eines Bundesgliedes. Klopstocks Oden, Ramlers lyrische Gedichte und ein goldverziertes in schwarzem Leder gefaßtes Bundesbuch mit den besten Gedichten der Gesellschaft lagen auf dem Tische.

*) Dieser Aufsatz entstand aus dem Wunsche, das in unserer Schrift über Bürger (Leipzig, bei Gustav Mayer, 1856) Enthaltene im Wesentlichen theils weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wie wir denn auch die schönen Züge der Popularität Bürgers aus andern Biographien unsern Lesern nicht vorenthalten wollten, theils zu ergänzen.

Zu den Ergänzungen wurden wir besonders durch Mittheilungen aus der Umgebung von Bürgers noch lebender Tochter in den Stand gesetzt. Dem beigegebenen interessanten Portrait Bürgers liegt ein auf Gleims Veranlassung von Tischbein dem Aelteren angefertigtes Gemälde zu Grunde. Dahingegen wollen die Mittheilungen über den Göttinger Dichterbund nichts Neues bieten und schließen sich an die Geschichte desselben von Prutz an. Der Aufsatz wurde auch bereits vor einem größeren gemischten Publikum zum Besten eines dem Geographen Carl Ritter in Quedlinburg zu setzenden Denkmales in größerem Umfange vorgelesen.

Digitized by Google

Sobald alle zugegen waren, las einer eine Ode aus Klopstock oder Ramler vor. Man besprach dieselbe und urtheilte auch über die Declamation des Vorlesenden. Dann wurde Kaffee getrunken, und dabei lasen die Anwesenden ihre Gedichte vor, welche in dieser Woche entstanden waren. Aber auch außerdem hielten die Jünglinge bedeutsame Zusammenkünfte, bald klein, bald groß. Einst gingen Voß, Hahn und Graf Friedrich Leopold von Stolberg in einer besonders für diesen charakteristischen Scene bis Mitternacht ohne Licht bei einem Gewitter in Voßen's Stube herum. Sie sprachen von Klopstock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achte. Blitz und Donner machten ihr ohnehin schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß sie selbst in diesem Augenblicke sich zu jeder großen Handlung für fähig hielten.

Die antifranzösische Richtung des Bundes gab sich sehr lebhaft kund. Da saß einst bei Ewalds Abschiedsmahle Boie, überhaupt die Seele des Bundes, obenan im Lehnstuhle. Zu beiden Seiten der Tafel, die mit Eichenlaub bekränzt war, saßen die Bardenschüler und zechten wie Anakreon und Flaccus. Da nahm Boie das Glas und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und erst nach einem feierlichen Stillschweigen trank er. Ramlers Gesundheit wurde schon nicht so voll und feierlich getrunken. Andere Gesundheiten folgten. Als aber der Name eines Dichters, der leichtere Sitten predigte, genannt wurde, standen die Jünglinge zornig mit den vollen Gläsern in der Hand auf und brachten ihm ein Pereat. Französische Regeln sollten die deutsche Litteratur nicht mehr beherrschen.

Noch weiter gaben die Jünglinge ihren deutschen Sinn kund bei ihrer Feier von Klopstock's Geburtstage. Vorher gingen sie in der Mitternacht aus, von der Bundeseiche Zweige zu dem festlichen Tage zu brechen. Gerade über der Bundeseiche stand ein funkelnder Stern. Schon von ferne kündigten sie der Eiche ihren Bund für's Vaterland an, liefen und riefen ihr Wodan's Gesang entgegen, traten hierauf still und langsam näher hinzu, faßten Aeste, brachen Zweige und riefen laut: „Unserm Vater Klopstock!" Am Geburtstage Klopstock's selbst regnete es und gleich nach Mittag kamen die Jünglinge auf der Stube ihres „feurigen Hahn" zusammen. Dort war eine lange Tafel gedeckt und mit Blumen geschmückt. Obenan stand ein Lehnstuhl, der mit Rosen und Levkoyen bestreut war, und auf welchem Klopstock's Werke lagen. Hahn las einige Triumphgesänge und einige Oden auf Deutschland von Klopstock vor. Dann trank man Caffee und zündete sich die Pfeifen an mit Fidibus aus Wieland's Schriften. Hierauf wurden in Rheinwein getrunken Klopstock's Gesundheit, Luther's und Hermann's Andenken, die Gesundheit des Bundes, Ebert's, Goethe's und Herder's. Unter andern wurde jetzt noch Klopstock's Ode: „Der Rheinwein," gelesen, welche bedeutungsvoll schließt:

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf! hab' es nur.
Die Welt wird's kennen. Aber das edelste
Ist Tugend! Meisterwerke werden
Sicher unsterblich; die Tugend selten.

Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. Athme nun auf und trink.
Wir reden viel noch, eh' des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern.

Das Gespräch wurde jetzt sehr warm. Die Hüte auf dem Kopfe tragend sprachen die Jünglinge von Freiheit, von Deutschland und von Tugendgesang. Dann aßen sie, punschten und zuletzt verbrannten sie Wieland's Idris und Wieland's Bildniß.

Zu jener Zeit waren in Göttingen die bedeutendsten dichterischen Talente, Hölty und Voß. Beiden eigenthümlich ist eine tief mit ihrer Poesie zusammenhängende Sehnsucht nach Natur und Unschuld. Einst gingen Beide nach einem nahen Dorfe, Kleist's Frühling in der Tasche. Sie aßen zuerst im Wirthshause eine Schale Milch und wollten sich nun

Digitized by Google

in den Garten des Wirthes unter einen blühenden Baum legen. Aber der Garten war klein und mit Wäsche behangen. Deshalb erbaten sie sich die Erlaubniß, im Pfarrgarten lesen zu dürfen. Dort setzten sie sich in eine Laube, die aus Apfelbaum und Hollunder geflochten war, und Hölty las den Frühling vor, während Voß eine Pfeife rauchte. Ringsum war Alles Frühling. Die Nachtigall sang, die Tauben girrten, die Hühner gackerten, von ferne ließ sich eine Schaar Knaben auf Weidenflöten hören und die Apfelblüthen regneten so auf sie herab, daß Hölty sie vom Busen wegblasen mußte. Als sie fertig waren, lagerten sie sich noch eine Stunde unter einem blühenden Baume und beobachteten die kleinen Lämmer, die im fetten Grase herum schwärmten. Hierauf bedankten sie sich, aßen ein Butterbrot in der Schänke und gingen im Wehen der Abendlüfte wieder nach Göttingen.

Hölty lagerte sich bei kleinen vertraulichen Schmausen, besonders wo Rheinwein blinkte, auf Rosenblätter und salbte seinen Bart wie Anakreon. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in seine Hütte war Alles, was Hölty sich wünschte. Wenn die Wiesen von Heu dufteten, lagerte er sich in der Dämmerung auf einem Heuschober und hing seinen Phantasien nach, bis der silberne Mond, der am Himmel hervorging, ihn angenehm überraschte.

Vor und nach dem kurzen Bestehen des Dichterbundes lebte in Göttingen Gottfried August Bürger, auf dessen vollendetste Dichtung ein Bundesmitglied großen Einfluß hatte, obgleich Bürger gerade damals nicht in, sondern nur bei Göttingen wohnte. Er nannte sich den Adler, den Condor des Dichterbundes. Der Bund aber erkannte scherzend, daß ihm durch den Büttel des Bundes seine Fittige abgeschnitten und vor die Augen gehalten würden, damit er sehe, daß es nur Sperberfittige seien, und daß seine Fittige hierauf, ihm zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum gerechten Abscheu und Exempel, an sein eigenes Scheunenthor genagelt werden sollten. Mit dem Dichter Bürger wollen wir uns jetzt näher beschäftigen.

Zu Anfang des Jahres 1729 starb zu Aschersleben ein Mann Namens David Kolbe, der reiche Kolbe genannt. Ein Bäcker, Namens Bauer, Gottfried August Bürger's Großvater, erbte von ihm ein ansehnliches Vermögen und vermehrte es durch eigenen Fleiß. So besaß er viele Felder auf der Aschersleber Flur. Ein Drittel derselben wurde erst vor achtzehn Jahren von den Erben seiner Enkelin Philippine, der Schwester Bürger's, für 11,000 Thlr. verkauft. Dieser Enkelin gab er 1762 bei ihrer Verheirathung mit dem Magister Oesfeld eine Mitgift von 1000 Thlrn., einen noch vorhandenen Schmuck für 300 Thlr. und eine Ausstattung, von der noch jetzt Manches von Tisch- und Bettwäsche in einem sächsischen Pfarrhause vorhanden ist. Bauer war ein braver, rechtlicher und gutmüthiger Mann, und diesen Charakter zeigt auch ein in jener Pfarre noch vorhandenes großes Oelgemälde von ihm. In dieser Familie lebt auch noch Fräulein Bürger, eine Tochter Gottfried August Bürger's. Während so Bürger's schöne und sehr begabte Schwester und ihre Familie reichlich erbt, macht es einen traurigen Eindruck zu sehen, wie unter gleichen Umständen die Familie des Dichters verkommt, ohne Zweifel vorzugsweise wegen der sittlichen Mängel des Dichters.

Bürger's Mutter soll ihren Anlagen nach eine der begabtesten Frauen ihrer Zeit, aber sehr roh und ungebildet gewesen sein. Sie war nichts weniger als schön, und ein noch vorhandenes großes Oelgemälde zeigt sie als eine corpulente Frau mit sehr harten Zügen. Ihr Mangel an Bildung soll so weit gegangen sein, daß sie einen Theil der alten Kirchenacten des Ortes zum Eingraben der Speisen benutzt haben soll.

Bürger wurde 1747 im Pfarrhause zu Molmerswende in der damaligen Herrschaft und jetzigen Grafschaft Falkenstein geboren. Seine Biographen sagen, der Dichter habe als Knabe die Einsamkeit der Wälder gesucht; ich muß aber gestehen, daß die umliegenden

Digitized by Google

Wälder das Gefühl der Einsamkeit in mir kaum lebhafter hervorriefen, als die Lage seines Geburtshauses, welches scheinbar wenigstens selbst von den übrigen Häusern des Dörfchens völlig abgeschlossen ist. Selbst wenn man das Haus kennt, bedarf man noch eines Führers, um das Thor zu finden, das am Giebel des Gebäudes hinter der Kirche versteckt liegt. Auf dem Hofe wächst jetzt hohes Wiesengras in solcher Ueppigkeit, daß es wiederholt im Jahre gemäht werden kann. Mitten aus dem hohen Grase ragt ein uralter Brunnen hervor. Dem Thorwege gegenüber, am entgegengesetzten Ende des Hofes, ist Garten und Feld, welches sich an einem kleinen Hügel hinanzieht; die Wohnstube ist eng und unheimlich, überaus freundlich dagegen im ersten Stocke zur Rechten der Treppe das niedrige Stübchen, wo der Dichter der Lenore das Licht der Welt erblickte. Ein tieferes Stillleben kann man sich nicht denken, als das sich hier dem Auge bietet, wenn man von dem Fenster dieses Stübchens auf die grünenden Gärten und Obstbäume hinblickt, welche sich zur Seite der Kirche vor dem Auge ausbreiten. Dem Fenster gegenüber an der Wand befindet sich die Stelle, wo Bürger geboren ist. Bürger's Geburtshaus, wie es jetzt ist, zeigt unsere Abbildung.

Von dem Dorfe selbst heißt es: „Das ist ein Dörfchen in der Asseburger Herrschaft Falkenstein, zum Fürstenthum Halberstadt gehörig, im Mansfelder Gebirgskreise des Merseburger Regierungsbezirks. Die Anhaltische Grenze ist wenige tausend Schritte im Süden; zwei Stündchen nach Norden liegt das alte Schloß Falkenstein. Die Umgegend hat etwas Einsames und Abgeschiedenes, aber sonst viele Reize. Ein lieblicher Wechsel zwischen Hügel und Niederung, bald Kornfelder, bald kleine Hölzer und Wäldchen, in der Nähe ringsum frische und kräftige Forsten und der tiefe, schattige Grund der Leine, etwas entfernt das Thal der Eine, beides überaus anmuthige Stellen, wenn sie auch nicht in der Route der gewöhnlichen Touristen liegen."

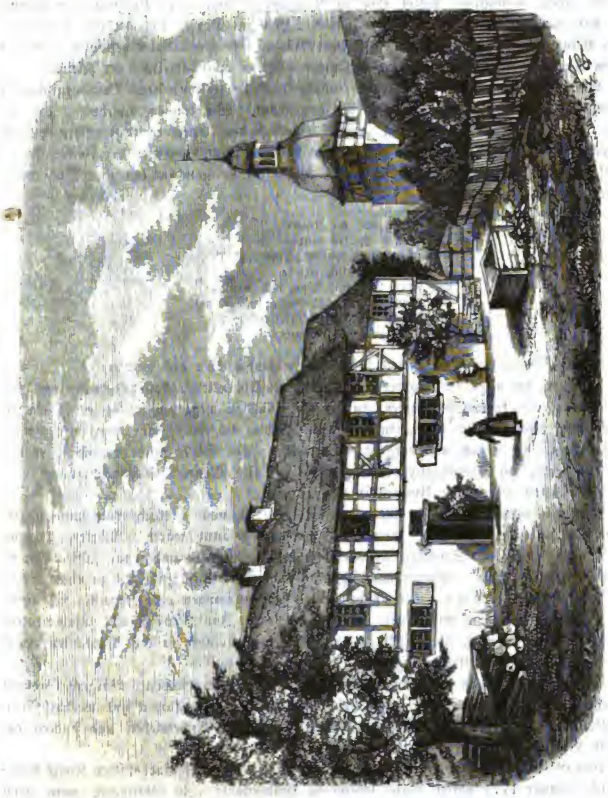
Das Eigenthümliche dieser zu der Harzgeröder Hochebene gehörenden Umgebung vom Geburtsorte des Dichters hat auch der Knabe Bürger wohl empfunden und in sich aufzunehmen gewußt. „Er liebte vorzüglich die freien, grünen und mit sparsamem Buschwerk bewachsenen Hügel, wo er jeden Busch, jede Staude, jeden Distelkopf um sich her beleben konnte. Das Grausen, welches uns oft in der Einsamkeit oder in der Dämmerung, wenn Tag und Nacht sich scheiden, oder im Mondschein, oder in dunkeln Wäldern ankommt, verursachte ihm eine sehr angenehm erschütternde Empfindung."

Von dem Großvater zu Aschersleben soll Bürger hauptsächlich erzogen sein. Der Tradition nach soll er auf der Schule in Aschersleben ein wilder Bursche und ausgemachter Schelm gewesen sein. Daß der Knabe für ein satirisches Gedicht in Aschersleben hart gezüchtigt wurde, steht fest, und wir können es dahingestellt sein lassen, ob es den Haarbeutel eines Primaners oder gar die ungeheure Perrücke des Rektors Aurbach selbst betraf.

Bürgers Aufenthalt auf dem Pädagogium zu Halle fällt in die letzten drei Jahre des siebenjährigen Krieges. Inspector war damals Johann Anton Niemeyer (Großvater des verstorbenen Directors der Francke'schen Stiftungen Niemeyer), welcher in den bedrängten Zeiten für die Scholaren große Sorgen hatte, da die nöthigsten Bedürfnisse oft für schweres Geld nicht zu erhalten waren. Bald mußte eine Conferenz ausfallen, weil eine Menge feindlicher Offiziere sich herumführen ließ, bald hatte ein brauchbarer Lehrer im Zeichnen das Weite gesucht, und man erinnerte sich bloß seiner bedenklichen Worte, daß doch kein besser Leben anjetzo als das Soldatenleben sei, indem Niemand Brot als nur diese Leute hätten. Sogar der Nachtwächter machte dem Inspector Sorge, und er hat Folgendes über ihn notirt: „Die Werbung ist stark, und da er lang ist, traut er sich nicht auf die Straße zu gehen." In einer so tumultuarischen Zeit erhielt der Dichter den bedeutendsten Theil seiner Jugendbildung. Der auf der Anstalt herrschende Geist, welcher von Niemeyer ausging, war der der strengsten lutherischen Orthodoxie.

Digitized by Google

Während des ersten Semesters nach Bürger's Aufnahme waren die Scholaren von Hopfgarten und von Wagenschütz seine nächsten Stubengenossen in dem Institute. Beide kommen in Niemeyer's Charakteristiken übel weg. „v. Hopfgarten," schreibt er, „ist sehr schwach und macht sich aus dem Wege zur Seligkeit eine Dornhecke." „v. Wagenschütz ist



Geburtshaus G. A. Bürger's: das Pfarrhaus zu Wolmerswende.

ein einziger Sohn, der ein ungeheures Vermögen hat und noch mehr erwerben soll, ist schrecklich geizig." Von Michaelis 1761 bis Ostern 1762 wohnte Bürger außer mit dem nachmaligen preußischen Etats- und Justiz-Minister von der Reck mit dem nachmaligen Regierungsrathe v. Wangerow zusammen („hat ein schönes Gemüth, ist gottesfürchtig und

Digitized by Google

sehr fleißig"); ferner mit Rudolphi und Behnsdorf aus Schwedt, — „die liederlichsten Knaben unter allen, die bei uns sind," sagt Niemeyer.

Das äußere Wohlbefinden Bürger's war während seines Aufenthaltes auf dem Pädagogium kein ungestörtes. Im Sommer 1761 litt er an Blutauswurf, im Januar 1762 am rothen Friesel. Ueberhaupt aber muß seine ganze Erscheinung etwas Unansehnliches gehabt haben, wenigstens haftet ihm in Niemeyer's Munde das Prädicat „des Kleinen" fast mit derselben Zähigkeit an, wie jenem Töffel im Dorfe, das an die Mulde stieß. „Der kleine Bürger ist krank — dem kleinen Bürger sind vier Thaler gestohlen;" noch bei seinem Abgange als sechszehnjähriger Primaner heißt er unabänderlich „der Kleine."

Bürger hat wohl die Rückkehr des damals in Halle stationirenden Bernburgischen Regiments aus dem siebenjährigen Kriege mit angeschaut. Wir können annehmen, daß er in diesen Tagen die Eindrücke empfing, welche seiner „Lenore" den welthistorischen deutschen Hintergrund gaben und aus denen die bei den veränderlichen Geschicken der Völker, bei dem Wechsel von Krieg und Frieden, gewiß noch immerfort in manchem deutschen Ohre wiederklingende Strophe hervorging:

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Am 5. September 1763 notirte Niemeyer Folgendes über den Dichter:

„Bürger, des alten Hospitalprovisors Bauer in Aschersleben Enkel, bekam einen Brief, wie auch ich, von seinem Großvater, daß er auf Michaeli weggehen sollte; es ist ein alter eigensinniger Mann. Der kleine Enkel sitzt in Prima ein halb Jahr lang und ist etwa 15 Jahr alt. Er weinte und bat, ich möchte doch seine Stelle nicht vergeben, er wolle beim Großvater um Prolongation bitten. Aber der alte Mann hat's abgeschlagen."

1764 bezog Bürger die Universität Halle.

In Halle bestanden damals unter den Studirenden noch wirkliche Landsmannschaften, welche nicht erlaubt, doch nach ihrem Vorhandensein bekannt waren. Märker, Pommern und Andere hatten ihre Senioren, hielten ihre Zusammenkünfte und sogar „öffentliche Comödien unter einander." Bürger mag schon in der ersten Universitätszeit zu einer Verbindung von Niedersachsen gehört haben, die dann gezwungen oder freiwillig sich auflöste oder zerfiel. Actenmäßig wissen wir, daß er, als sie im Juni 1767 wiedkr zusammentreten wollte, zu ihren Führern, zwar nicht zu den drei Senioren, aber zu den Adjutanten erwählt ward und dadurch in Untersuchung kam.

Die Verwickelung in diese Angelegenheit war der Grund, weshalb Bürgers Großvater Gerüchte über das lockere Leben des Enkels in Halle zu Ohren kamen und weshalb er ihn von Halle fortnahm. Gottfried August verweilte wieder in Aschersleben und studirte dann noch in Göttingen.

Von Göttingen aus wuchs Bürgers Ruf allmählig über die akademischen Kreise hinaus. Am 15. Januar 1771 schrieb Vater Gleim in Halberstadt: „In Göttingen, mein liebster Herr Boie, soll ein ganz vortrefflicher Kopf sich aufhalten, Namens Bürger; er soll in Aschersleben gebürtig und folglich eine Meile von mir zu Hause sein. Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er soll den Homer übersetzen und vortrefflich. Können Sie mir's verdenken, wenn ich mich augenblicklich nach ihm erkundige?" Göttinger Studenten hatten in den Weihnachtsferien dem als Mäcen berühmten Canonicus ohne Zweifel zuerst den Na-

Digitized by Google

men des jungen Talents genannt, und wie diese Anfrage an Boie, welche — sehr charakteristisch — von Halberstadt ausging, Bürgers Briefwechsel in seinen sämmtlichen Werken jetzt sehr passend eröffnet, so ist sie auch das erste Zeugniß, das uns von dem Hinauswachsen seines Ruhmes über die akademischen Kreise noch übrig ist. Aber obgleich Gleim damals von Bürger noch sehr wenig wußte, so war doch — abermals wie bezeichnend! — schon mit der ersten Kunde von dem „jungen Unbekannten" die Nachricht mit nach Halberstadt gedrungen, daß seine Sitten nicht die besten seien. Schade, hatte der Erste gesagt, der bei Gleim Bürgers Namen genannt, schade, daß er sich dem Trunk zu sehr ergeben hat! Und der Herr Canonicus bittet seinen Göttinger Freund, mit dem Genie Bekanntschaft zu machen und es in bessere Gesellschaft einzuführen. Boie hat indessen Bürger bereits vorher kennen gelernt. „Er hat — schreibt er — in Halle Theologie studirt, unter Meuseln einmal disputirt und, mehr durch Genie als durch Fleiß, so viel gelernt, daß er sicher sein Glück gemacht haben würde, wenn nicht sein freies lustiges Leben die Herren Theologen verhindert hätte, ihm gute Zeugnisse zu geben." Er wird übrigens als ein reuiger Sünder geschildert, der sich jetzt mit Eifer auf die Rechte geworfen hat.

Im Jahre 1772 wurde Bürger durch Boie's Vermittelung, noch nicht 25 Jahre alt, schon Justizamtmann der Herren von Uslar im Amte Altengleichen bei Göttingen, wo er nach und nach an verschiedenen Orten seines Gerichtssprengels wohnte.

Einst, wie er mehr als ein Mal erzählt hat, hörte er im Mondscheine ein Bauermädchen singen:

„Der Mond der scheint so helle.
Die Todten reiten so schnelle:
Frein's Liebchen, grau't Dir nicht?"

Diese Worte tönten immer in seinem Ohre und wirkten so auf seine Einbildungskraft, daß er schnell mehrere Strophen von der einige Monate nachher vollendeten Lenore entwarf, welche Boien, dem er sie mittheilte, so sehr bezauberten, daß dieser ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war. Mit dieser Vollendung ging es freilich sehr langsam und es blieben immer einzelne Strophen, die erst zuletzt ein Faden aneinander reihte. Das so berühmt gewordene Gedicht äußerte seine volle Wirkung zuerst in dem poetischen Cirkel zu Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als es vorgelesen wurde und Bürger bei der Stelle:

„Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel."

mit seiner Reitgerte an die Thür des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf. Bürger, der bisher nur mit ängstlicher Besorgniß an das Schicksal eines von aller conventionellen Form so abweichenden Gedichtes gedacht hatte, glaubte nun selbst etwas Gutes hervorgebracht zu haben, und es wurde ihm, als er bald nach dem Abdrucke im Musen-Almanach eine Reise in seine Heimathgegend machte, die Freude, in einer an seine Schlafkammer stoßenden Bauerstube seine Lenore vom Schulmeister unter dem lautesten Beifalle der ländlichen Zuhörer vorlesen zu hören.

Die Freunde haben Bürgers praktische Stellung für ihn möglichst günstig aufgefaßt und Graf Christian von Stolberg sang an Bürger von der Justiz, nachdem er diese hart beschuldigt:

Weihe lächelte sie, edler Cheruskersohn,
Dir, o Bürger, der du heiligen Druiden gleich
Richtertugenden übst, heiligen Barden gleich
Braga's Kranz um die Locken schlingst.

Digitized by Google

Sein Großvater, erfreut, daß der Enkel sich um ein Amt bewerbe, brachte die verlangte Cautionssumme. Weil er sie dem Enkel nicht anvertrauen wollte und dessen Freund Boie nicht zu Hause fand, so legte er sie in die Hände eines Hofraths Liste nieder, der unsern Gottfried August später fast gänzlich darum betrog. Diese Summe, in Bürgers Hände gelegt, würde, vorausgesetzt, daß der Dichter sich damals selbst schon klar war, ihm noch die Möglichkeit eines mehrjährigen Aufenthalts in Göttingen gegeben und zur Begründung einer rechtzeitigen Stellung an derselben Universität gerade hingereicht haben, an die er später nach doppeltem und dreifachem Schiffbruche aus dem Amte Altengleichen doch wieder zurückkehrte.

Liste hatte besonders mitgewirkt, ihm sein Amt zu verschaffen. Bürger wohnte zu Gelliehausen, einem schmutzigen, in einem Kessel gelegenen und von Holz eingeschlossenen Orte als Amtmann von Altengleichen in seinem Hause und aß an seinem Tische; wie schon früher Andere gethan hatten, befang er Liste's Frau und zwar als ein erhabenes Wesen, deren Wahnsinn ihn später hauptsächlich in das Haus des benachbarten Justizbeamten Leonhard trieb, mit dessen einer Tochter er sich alsdann verheirathete. Er wurde dann von Liste nicht allein wie schon erwähnt betrogen, sondern dieser war es auch, der eine Anklage gegen ihn wegen Vernachlässigung seines Amtes veranlaßte und verfaßte. Aus der Zeit des Bürgerschen Laudlebens liegt mir ein ungedruckter Brief an Lichtenberg vor, aus dem nur folgende an einem Sonntage geschriebene bedenkliche Stelle, die für Bürger sehr charakteristisch ist, angeführt werden kann: „Ich danke es meinem Gott, daß ich mich nicht so sehr nach seinem, oder um auch in unschuldiger Trivialität nicht zu blasphemisiren, daß mich nicht so sehr wie andere fromme Christen nach Pastor Zuck's Wort hungert, um mit in die kalte Kirche zu laufen. Bei so kaltem Wetter sollte man die Versammlung wo möglich in der Hölle halten. Apropos! Bei dieser Gelegenheit fällt mir allerlei ein, was ich von Strafbarkeit der wirklichen sowohl als vermeintlichen Blasphemie halte. Die gemeinen Begriffe davon sind unsinnig und abgeschmackt. Ja, wenn der Leibarzt Zimmermann der liebe Gott wäre, so ließe sich wohl denken, daß er über irgend einen lustigen Einfall eines jovialischen Erdenkloses gleich mit Donner und Blitz um sich herum zu werfen geneigt wäre. So aber glaube ich, er nimmt einen Nasenstüber, den man, mir nichts, dir nichts, der frommen Unschuld giebt, weit mehr übel" u. s. w. Das Ende des langen Briefes ist verloren gegangen. Der Anfang bis zu der mitgetheilten Stelle besteht leider meist aus Unsauberkeiten, welche auch die wörtliche Mittheilung eines langen nach Quedlinburg gerichteten Schreibens aus Gelliehausen vom 24. November 1773 unmöglich machen. Der mir unbekannte Empfänger war ein Assessor, welchen der Dichter glücklich preist, weil er noch bei den Fleischtöpfen, Ochsenzungen, Schinken, Capern und Sardellen seines Vaters sitze. „Wart' Du verdammter Assessenr! so beginnt Bürger seinen Brief voll derben Volkswitzes, der aber leider wieder insofern charakteristisch ist als er sich nur um die gewöhnlichsten Dinge dreht, wie er denn unter Anderm dem Selbstgefühl des jungen Patrimonialrichters und Amtmanns, welcher über den Pastor gehe, einen spaßhaften Ausdruck giebt). Du wolltest mehr sein als wie ich, der Amtmann des Gerichts Altengleichen? Wahrlich Du solltest nicht so geschwind Antwort auf Deinen letzten Brief erhalten, wenn Du nicht einen so vermessenen Dünkel darin geäußert hättest. Sieh mir doch mal einer den Assessenr an. Was hast Du denn zu befehlen, Du Appendix der Quedlinburger Regierung? Auf die Sache kommt es an, nicht aber auf das Wort. Ich bin in meinem Gericht Souverainer Herr über Leben und Tod, Galgen, Rad, Staupenschlag, Zuchthaus, Karrenschieben, Halseisen, spanische Jungfer, Buckel voll Prügel, kurz, was ich will, kann ich erkennen. Kannst Du das auch, Du Zaunkönig? Ich habe auch ein starkes Militair unter meinem Commando. Eine Armee von 24 Mann Landmiliz, die auf meinen Wink marschfertig sein müssen und wodurch ich meinen Staat im Zaum

Digitized by Google

halte. Und wenn ein Fürst in meinen Gränzen Verbrechen begeht, so lasse ich ihn durch meine dienstfertigen Geister greifen und hege mein hochnothpeinliches Halsgericht über ihn. Hüte Dich also, Du vermessenes Assessenrchen, wenn Du herkommst, nicht etwa über die Saat zu reiten" u. s. w. Später heißt es: „Wo Du mir hinfort nicht fleißiger schreibst, so soll meine richterliche Ungnade Deine Strafe sein, und ich will Dich auch allenfalls auf ein paar Stunden Hundeloch, bei Wasser und Brod, wenn Du einmal meine Gränzen betreten solltest, tractiren. Wenn ich aber binnen hier und den künftigen Hundstagsferien wenigstens alle Monat einen Brief bekomme, so soll Dir große Ehre widerfahren, Du sollst durch eine Garde eingeholt werden und eine Schildwache vor Deine Thür bekommen. Auch will ich allenfalls Dir zu Ehre einigen armen Sündern die Köpfe abschlagen lassen." Eine Reise in die Gegend von Onedlinburg und Aschersleben müsse der Dichter wegen seiner richterlichen Arbeiten verschieben, weil die Bauern im November das meiste Geld zu Prozessen hätten. Endlich rühmt sich Bürger, daß er bei den Mädchen seiner Nachbarschaft in ganz gutem Credit stehe.

Bürgers Verheirathung mit der ältesten Tochter des Beamten Leonhard fand im Jahre 1774 statt. Er bezog mit ihr das für sie eingerichtete Bauernhaus in dem zu seinem Gerichtssprengel gehörigen Dorfe Wöllmershausen. Die im Geiste einer Zeit, welche schönen Leidenschaften ein unbedingtes und deshalb zerstörendes Recht zuzustehen geneigt war, aus dieser Heirath hervorgegangenen moralischen Verirrungen sind bekannt. Jedoch hat Bürger keineswegs genau darüber berichtet, wenn er seine erste Gattin nie geliebt haben will. Seine eigne berüchtigte Nachricht davon lautet: „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art — zu weitläufig, hier zu erzählen — kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die Zweite, die damals noch ein Kind und kaum vierzehn bis funfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst hielt ich es, ob ich's mir gleich nicht ganz abläugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare vor dem Segensspruche noch zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte! Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen (worin sie freilich von einer Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde), so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, insgeheim es wirklich zu sein."

Im Jahre 1778 übernahm Bürger zu seinem Justizamte noch die Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs. 1780 (bis 1783) übernahm er sogar eine Gutspachtung, so daß wir ihn zu gleicher Zeit auf Beiträge von den Halberstädtern und auf Regen für seine Felder warten sehen. Die Pachtung befand sich in dem gleichfalls in seinem Gerichtssprengel liegenden Dorfe Appenrode und gehörte einem der Herren von Uslar, die seine Gerichtsherren waren. Ohne Zweifel schon, weil er dem Oeconomiebetriebe nicht gewachsen war, gerieth er in arge Mißhelligkeiten, und wiewohl Pachtung und Justizamt nicht eins waren, so war der Besitzer des von ihm gepachteten Gutes doch später derjenige unter seinen Ge-

Digitized by Google

richtsherren, der die vom Hofrath Liste gegen ihn als Justizamtmann aufgestellten Beschuldigungen der Vernachlässigung seines Dienstes zu den seinen machte.

Friedrich der Große gab in dieser Zeit eine Eingabe Bürgers wegen einer Anstellung in Preußen an seine Räthe ab, und auf diese Eingabe bezieht sich das berüchtigte Schreiben des Herrn von Zedlitz an von Carmer:

> „Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannoversche Justiz-Amtmann Bürger durch seine von Zeit zu Zeit herausgegebenen übersetzten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntniß der Alten bewiesen und auch als Dichter sich bekanntlich Ruhm erworben hat, so ist er doch, wie das der Fall der heutigen mit dem Genie-wesen sich auszeichnenden Schöngeister ist, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Ueberhaupt ist an Leuten, die die alten Sprachen verstehen, eben kein Mangel, und da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Departement nicht versorgen, welches Ew. Excellenz unter Zurücksendung der mir communicirten Originaleingabe ganz dienstlich zu erwidern die Ehre habe."

Am 30. Juli 1784 starb Bürgers Frau, Dorette, die Schwester seiner Molly. Seiner Verbindung mit dieser stand jetzt nichts mehr im Wege. Es läßt sich leicht denken, daß er sich jetzt wie ein leichtbeschwingter Vogel erschien und sein Leben auch äußerlich freier und heiterer zu gestalten suchte. Schon vor Dorettens Tode übrigens hatte er sein Amt freiwillig niedergelegt oder doch gekündigt, und er beschloß zunächst als Privatlehrer an die Universität Göttingen zu gehen.

Wie übel er zu jener Zeit in Göttingen anlief, sollte er späterhin noch erfahren; denn es sagte dort dem Sänger der Lenore einer seiner Collegen ganz freundlich: er habe einen ungemeinen habitum in allotriis (große Uebung in nichtgelehrten Schnurren), wo er denn nur all das Zeugs hernähme? und derselbe fragte ihn auch, ob es wahr sei, daß er ein Kalendarium Musarum (Musen-Almanach) herausgäbe; er habe es von seiner Tochter gehört, denn er selbst lese dergleichen nicht.

Bei allem Mißlichen und Widrigen nun aber, das ihm entgegentrat, ließ sich doch die Hauptsache gut an. Man ist daher der Ansicht, daß Alles gelungen sein würde, wenn nicht Molly, die aus einer leichtfertigen Geliebten eine ganz musterhafte Hausfrau geworden war und außerdem selbst mit ihrem Witze in der Göttinger Gesellschaft dem Dichter Bahn brechen half, schon 1786 gestorben wäre.

Einige Zeit nachdem Bürger Professor geworden war, knüpfte sich durch das ohne Wissen der Verfasserin in einer Stuttgarter Wochenschrift gedruckte Gedicht des sogenannten Schwabenmädchens jenes letzte wunderliche Verhältniß an. Heiß ersehnt langt endlich ihr Bild in Göttingen an, hastig wird es eröffnet, aber Angst und Schrecken ergreifen den Dichter, als er das Bild einer schönen Brünette erblickt. Er wirft es unter den Tisch und eilt ins Freie. Hier kommt er an ein gelbes Weizenfeld. Da fällt es mit Centnerlast ihm aufs Herz: Molly war blond! und jede Aehre ruft ihm zu: fliehe die Brünette! Später gewöhnt er sich doch an das Bild und holt sein Schwabenmädchen als Gattin von Stuttgart ab. Im Jahre 1792 erlangt er gerichtliche Scheidung von dieser Verworfenen.*)

Bürger starb am 8. Juni 1794, 46 Jahre alt.

---

*) Wie sehr Schiller Bürger wehe that durch die Recension seiner Gedichte, ist bekannt. Merkwürdig ist daher folgender bisher ungedruckte Brief an Knebel, worin Schiller lange nach Bürgers Tode dessen untreue Gattin empfahl:

Digitized by Google

Von Bürgers Noth vor seinem Tode ist so viel geschrieben, sein Dichterelend so erschütternd dargestellt worden, daß ich die hierauf bezügliche Stelle in einem Briefe des Pfarrer Eckart im Königreich Sachsen, wo Bürgers Tochter noch jetzt lebt, wörtlich hier einfügen zu müssen glaube:

„Ueber Bürgers Vermögensverhältnisse erlaube ich mir, Ihnen noch mitzutheilen, daß diese auf jeden Fall nicht so schlecht waren, als er sie selbst häufig in seinen Briefen schildert. Auch in diesem Punkte hat er wohl, wie in vielen andern, unvorsichtig gehandelt und sich schlechter dargestellt, als er wirklich war. Bürger hatte von seinen Aeltern vielleicht kein Vermögen, allein von dem Großvater Bauer ererbte er ebenfalls bedeutende Grundstücke in der Nähe von Aschersleben. Diese verkaufte er kurz vor seinem Tode für ziemlich 4800 Thaler. Mit dieser Summe wollte er seine sämtlichen Schulden tilgen und den Rest zum Ankaufe eines Hauses mit einem daran befindlichen Garten in einer Vorstadt von Göttingen verwenden. Er äußerte mit Beziehung darauf noch kurz vor seinem Tode: wie werden meine Feinde und Neider lange Gesichter machen, wenn sie hören, Bürger, den sie für bankerott halten, habe sich Haus und Hof gekauft und Alles baar bezahlt. Leider ließ der Tod diesen Plan nicht zur Ausführung kommen. Vielmehr verfolgte auch hier Bürger ein besonderer Unstern, der seinen Ruf, ohne daß er es verschuldet hatte, schänden mußte. Die erwähnten 4800 Thaler für die Felder waren nämlich bei Bürgers Tode noch nicht ausgezahlt. Die Vormünder der Kinder legten daher sofort auf das Geld Beschlag, um deren mütterliche Erbtheile, die nicht ganz unbedeutend waren, sicher zu stellen. In Folge dessen brach zu Bürgers Nachlaß der Concurs aus. Ueber die Resultate desselben weiß ich weiter nichts, als daß die hauptsächlich aus neuern deutschen, französischen und englischen schönwissenschaftlichen Werken bestehende Bibliothek für circa 500 Thaler verkauft wurde. Wäre Bürger ein besserer Wirth gewesen und hätte er seine dritte Frau nicht genommen, so hätten bei ihm finanzielle Verlegenheiten wohl nicht vorkommen können. Für seine schriftstellerischen Arbeiten erhielt er von den Buchhändlern ansehnliche Honorare, eben so wurden ihm Privatstunden, welche er besonders Liefländern und Curländern, die in Göttingen studirten, ertheilte, gut bezahlt, mitunter die Stunde mit einem Ducaten. Auch war das Hauswesen Bürgers durchaus nicht schlecht bestellt. Logis und Möbel waren anständig, und über den Tisch, der geführt wurde, sagt seine Tochter, daß er zwar nicht so luxuriös bestellt gewesen sei, wie es damals in den Häusern vieler Professoren der Fall war, aber daß ihre Familie besser lebte, als jetzt viele zu den angesehneren Ständen gehörende Familien in unserem Sachsen; eigentliche Noth habe niemals in ihres Vaters Hause geherrscht. Die beiden ersten Frauen waren gute Wirthinnen, und nach Molly's Tode hatte er eine Haushälterin, die ebenfalls das Hauswesen in Ordnung hielt, zugleich aber auch auf Bürgers Hand speculirte."

„Weimar, 8. Mai 1802.

Elise Bürger bittet mich um eine Empfehlung nach Jena, wo sie sich in der Declamation gern öffentlich hören lassen möchte. Ich weiß ihr keine vollgültigere zu geben, als an Sie, mein werthester Freund; ich weiß, daß in Ihrem Hause die musikalischen Künste geehrt und beschützt werden. Verschaffen Sie ihr Gelegenheit, sich öffentlich hören zu lassen und nehmen die verlassene Muse in Schutz.

Mit aufrichtiger Freundschaft

der Ihrige

Schiller."

Digitized by Google

Ueber Bürgers Bestattung, welche ärmlich gewesen sein soll, ließ uns seine noch lebende Tochter sagen, ihr Vater sei, nach der damaligen Sitte in Göttingen, Morgens in der Stille beigesetzt worden. Prunkvollere Leichenbegängnisse seien fast nicht vorgekommen, und sie könne sich nur auf eine einzige öffentliche Beerdigung besinnen, welche dem Professor Michaelis gegolten habe. Ueber die in Göttingen zweifelhaft gewordene Stelle, wo ihres Vaters Grab sich befinde, wisse sie nur im Allgemeinen anzugeben, daß sie in der Mitte des Gottesackers gewesen sei. Sie selbst habe vier Wochen nach ihres Vaters Tode Göttingen verlassen und sei nicht wieder dahin zurückgekehrt.

Hier nehmen wir Abschied von Bürger mit einem wehmüthigen Blicke auf sein Bild. Mit Rücksicht auf das Originalgemälde von Tischbein dem Aelteren schrieb Elise von der Recke an Bürger nach einem Aufenthalte bei Gleim, dem Besitzer des Bildes: „Oft, wenn wir Ihr Bild sahen, mischte stille Schwermuth sich in unsere Empfindungen." Und wie Elise auch diese Schwermuth zu entschuldigen sucht, sie wird der allgemeine Eindruck sein, welchen dies Portrait hervorruft. Hat doch auch Bürger selbst von sich gesagt:

Meiner Palmen Keime starben,
Eines bessern Lenzes werth.

Friedrich Friesen.

I.

Unter den Männern, deren Herz und Schwert für's Vaterland schlug, ragt einer hervor, gewaltig an Gestalt und Gesinnung, Wenigen bekannt, denn er starb in der Blüthe, ehe die Blüthe sich noch zur reifen Frucht entwickeln konnte; den Wenigen aber unvergeßlich; für diese Wenigen aber ist's eine Ehrenschuld, daß sie sein Bild nicht nur treu bewahren im eigenen Herzen, sondern daß sie darauf hinweisen, daß sie der Mitwelt und namentlich der Jugend zurufen: „Werdet wie er, werdet Männer!"

Friedrich Friesen war ein Mann in der schönsten, reichsten, vollsten Bedeutung des Wortes, obwohl er von keinem Manne erzogen wurde. In Magdeburg geboren, verwaiste er schon früh; die Mutter, eine der edelsten ihres Geschlechts, übernahm seine Erziehung. Daß bei der weiblichen Pflege die stählende Kraft, der mahnende Ernst des Vaters als erziehendes Moment nicht fehle, trat in die Stelle des Vaters das Vaterland. Die Mutter sorgte mit zartem Walten für Leib und Gemüth des Knaben, der ihr vergalt mit innigster Anhänglichkeit, mit schwärmerischer, fast leidenschaftlicher Hingebung. Jedes Lob des Lehrers, jede Auszeichnung in der Schule war ihm ein Geschenk, dessen höchster Reiz für ihn darin bestand, daß er dies Geschenk seiner Mutter heimbringen konnte, daß sie seiner Freude sich freute. Dieses Zusammenleben beider nahm zu, als er Jüngling und Mann ward; es erhielt in ihm bei üppigster Kraft die Milde und Zartheit, die Jungfräulichkeit und Reinheit, die dem Manne nicht der Mann, die nur die Frau ihm geben, heben und heiligen kann. Wer die Mutter sah mit ihrem bleichen Antlitz und sinnenden Blick, wie sie aus den tiefgesenkten Augenlidern und den langen Wimpern heraus mutterselig herniederblickte in die leuchtenden Augen des Sohnes, wie sie die vollen blonden gescheitelten Locken ihm streichelte und nie mit beredten Worten, aber mit desto beredteren Blicken seiner lieblichen Schönheit sich freute, wie sie, als er heranwuchs, eine schlanke und doch kräftige Eiche, hinaufblickte zu ihm, in sein glühendes sprühendes Auge, der freute sich, auch ohne die Beiden

Digitized by Google

zu kennen, über das glückliche Paar, der konnte ahnenden Geistes wahrsagen, daß der Knabe, der Jüngling einst ein bedeutender Mann werden würde; denn fast alle bedeutenden Männer haben bedeutende Mütter gehabt, und fast alle bedeutenden Männer bekennen, daß sie ihr Bestes der Mutter danken. Ja in den Händen der Mütter liegt die Zukunft unseres deutschen Landes; aus den Geschichten, die sie den Söhnen erzählen, erwächst die Geschichte, die diese einst erleben, erzeugen. Auch Friedrich Friesen's Mutter erzählte ihrem Sohne zeitig schon von den Großthaten der Männer alter und neuer Zeit, vor Allem von den hervorragenden Männern des deutschen Vaterlandes; sie lernte Geschichte, um sie zu lehren; sie lernte nicht allein Geschichte, sie lernte Alles mit, was der Sohn lernte; in den meisten Dingen ließ sie sich von ihm belehren, und gewöhnte ihn dadurch schon zeitig, klar und lebendig zu erfassen, um das Erfaßte klar und lebendig wiedergeben zu können. „Sage nicht: ich weiß es, ich kann's nur nicht sagen!" warnte die Mutter, „kannst Du's nicht sagen, so weißt Du's auch nicht!"

So wurde der Knabe, ohne daß er seinen künftigen Beruf ahnte, vorgebildet zum Lehrerberuf, und immermehr verwuchsen die Herzen von Mutter und Sohn miteinander. Sie war kein Weib, das mit der Liebe tändelte, mit der Liebe, die eigentlich nur Selbstsucht ist, die dem geliebten Gegenstande Alles gewährt, auch das Schädliche, weil sie sich selbst nichts versagen mag und die deshalb vom verzogenen Liebling nimmer Dank erhält, weil sie ihn nimmer verdient hat. Sie versagte, wo es Noth that; aber sie versagte mit Liebe und mit Schmerz, und ihr Schmerz that dem Sohne so weh, daß er jede Gelegenheit sorgfältig mied, ihr solchen Schmerz zu verursachen; daß er nie forderte, wo er auch nur ahnen konnte, daß sie versagen müßte. Dies zarte, fast bräutliche Verhältniß zwischen Mutter und Sohn wurde mit den Jahren eine Art von Ehe, in der die Leidenschaft an Lohe abnimmt, aber an intensiver Wärme zunimmt. Das Bild der Mutter trug er bei sich wie ein Amulet, das vor Giften bewahrt; es erhielt ihn heil und heilig, gab und mehrte in ihm den edlen Zorn gegen alles Gemeine und hob in ihm den Adel der Gesittung und Gesinnung, der unter seinen Mitschülern, selbst unter denen, die ihn nicht verstanden, eine gewisse Scheu erzeugte, daß sie sich kaum je einen rohen Scherz mit ihm, ja in seiner Gegenwart nicht einmal mit Andern erlaubten. Diese Scheu hatte ihren eigentlichen Grund in der Hoheit des Geistes, mit der Friesen seine Mitschüler überragte; aber sie wurde gefördert auch durch die Hoheit seines Leibes; er war um einen Kopf größer als seine Gefährten, dabei von breiten Schultern und gewölbter Brust, stattlich wie eine prächtige, mächtige Eiche. Wenn er in edlem Zorn sein Lockenhaar schüttelte, so war's, als ob ein Sturm die Krone des Eichbaums durchwühlte, ein Sturm, der als Vortrab einer Gewitterschlacht zum Angriff bläst, und wie der Forst in bangem Schweigen dem Ausbruch der Schlacht entgegen harrt, so schwiegen auch Friesen's Mitschüler in banger Erwartung; aber der Ausbruch kam nicht. Kein heftiges, kein unbedachtes Wort, am wenigsten ein verletzendes, kam je über seine Lippen; er beherrschte sich; das Schütteln seines Hauptes genügte. Einen eigentlichen Schulfreund hat er nicht gehabt; seine Mitschüler hatten ihn lieb, sie ehrten ihn, aber es war Keiner unter ihnen, zu dem er hinaufblicken konnte; deshalb begann die Periode der Freundschaft erst, als er Männern näher trat, die ihm an Altersweisheit überlegen waren. Sein eigentlicher Umgang beschränkte sich auf die Wissenschaft und auf die Mutter; daß aber die Manneskraft in solchem Umgange nicht entmannt würde, blieb ihm ein fester Halt, ein Haken, an dem er sich hielt, ob er ihn auch zerfleischte, das war das Vaterland. Gerade in Friesen's erster Jugendzeit traten Männer, wie Zerboni und Held auf, die in ungestümer und vielleicht ungeschickter Weise, aber mit Muthesmuth den gefürchteten Gewalthabern ihre Willkür und ihre Ungesetzlichkeit vorhielten und deshalb büßen mußten im Kerker, dafür aber Theilnahme fanden bei allen kühnen Herzen. Friesen kannte die

Digitized by Google

Männer nicht; aber er empfand tief die Schmach, von der dadurch das Vaterland betroffen wurde; er sagte sich, ohne die Krankheit desselben zu durchschauen, daß es recht krank sein müsse, und wie ein Wetterleuchten trat damals schon, als über die vielen Gebrechen der Zeit gesprochen wurde, das Wort über die Lippen des Jünglings:

Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein.

Was dazu geschehen müsse, wie auch er dazu mitwirken könne und solle und in welchem bestimmten Beruf, darüber hatte er selbst noch kein Bild.

Als es galt, für eine Laufbahn sich zu entscheiden, entschied er sich für's Baufach. Jean Paul sagt: In jeder Kunst steckt ein Riese, aber er muß herausgefühlt werden; in der Baukunst tritt er gleich vor uns hin. Friesen hatte einen solchen Riesen täglich vor Augen, den Magdeburger Dom; manche Stunde hat er darin zugebracht in stillem Sinnen, und da er in Berlin Zögling der Bauakademie ward, hat er oft die Sehnsucht ausgesprochen, nur zuweilen einmal eine halbe Stunde in jenem Bau sich wieder zu sammeln aus dem lauten unlautern Treiben der Residenz.

Als 1806 Preußen in übereilter Hast in den Kampf zog gegen das übermächtige und übermüthige Franzosenthum, da hoffte auch Friesen, wie damals die ganze Jugend Preußens, auf kühnen Kampf und raschen Sieg. Als jede Aussicht zu Schanden, als Alles in dumpfer Hoffnungslosigkeit versunken war, als man das Joch unerträglich fand und es doch trug, da verlor Friesen wohl seine Fröhlichkeit, aber nicht seinen Muth, nicht seine Hoffnung. Er richtete sich auf an den einzelnen Erscheinungen, wie Blücher, Nettelbeck, Courbiere. Wir müssen Männer werden, sprach er, dann brauchen wir das Joch nicht zu tragen; und mit tiefer Seele und mit ganzem Herzen erfaßte er den Gedanken Scharnhorst's: die innere Kraft zu stärken, da die äußere durch Verträge beengt und beschränkt war. Männer zu werden im ganzen Sinne des Wortes, das war die Aufgabe der Jugend, Männer zu bilden im ganzen Sinne des Wortes, das erkannte er als seine besondere Aufgabe, und sein Leben und Streben hatten jetzt nur noch dies eine Ziel. Er trat Männern der Wissenschaft näher; Alexander von Humboldt zog ihn in seine Nähe und an seinen Arbeitstisch; die gelungensten Zeichnungen des großen mexikanischen Atlas sind von Friesen's Hand. Neben seinen Berufsstudien beschäftigte ihn vor Allem, was sein Vaterland betraf, seine Geschichte, seine Sprache und seine Flora, von der Wurzel bis zur Blüthe. Es war bei ihm tiefes, aber kein todtes Wissen; alles Wissen sollte dienen, der einen höchsten Aufgabe dienen, das Vaterland zu heben durch seinen Bürger. Als ein Fachgenosse einen Säulengang im klassischen Styl entworfen hatte, ihn, wie das wohl den Baukünstlern geht, im Geiste ausgeführt vor Augen sah und begeistert ausrief: „Die Zeit muß kommen, in der unsere Bürger unter solchen Hallen wandeln," da erwiderte Friesen: „Die Zeit muß kommen, in der unsere Bürger werth sind, unter solchen Hallen zu wandeln!" Daß sie's würden, daran mitzuarbeiten fühlte er sich immer entschiedener berufen, dies Bewußtsein trieb ihn in's Lehrfach. Im Alter von vierundzwanzig Jahren war er Oberlehrer und unterrichtete in der Plaumann'schen Anstalt.

Mit einer Schaar, die fast ganz aus Plaumannschen Schülern bestand, bezog Jahn im Frühjahr 1811 den neueröffneten Turnplatz der Hasenhaide. Um diesen Kern schaarten sich immer mehrere. Die Turnkunst wurde zu einem System ausgebildet, wie der Turnplatz selbst sich erweiterte. Bei dieser Ausbildung und Erweiterung war Friesens Beirath und Beistand für Jahn ein hochgeschätzter Erwerb. Er übertrug ihm das Ordner-Amt, und er hätte es keinem Kundigeren übertragen können. Beide bildeten eine Ehe, in der sich Mann und Weib ergänzen. Jahn war fest aber rauh; er stieß zum Handeln mit Schlagworten und Schlagthaten; stolz wie es dem Manne ziemt, aber zugleich starrer und schroffer, als es

Digitized by Google

manche tragen konnten, verletzte er leicht; was ihn bewegte, trat gewaltsam hervor; ihm galt die Sache Alles, ihn kümmerten die Menschen nicht; daß der Sieg nur durch Menschen gewonnen werden konnte, daß es also galt, auch die Menschen zu gewinnen, das berücksichtigte er nicht; da stand Friesen schonend und mildernd, lösend und lockend zur Seite. Wo Jahn, mit Sturmesgewalt hingerissen von Thatendrang, Alles im Augenblick zur raschen Erscheinung drängte, arbeitete Friesen die nöthigen Uebergänge, die vermittelnden Gedanken sinnend und sorgend aus; Sinner der Turnkunst nannte ihn Jahn, vertraute ihm gern und ganz, und hatte, je mehr er fühlte, daß es ihm daran fehlte, seine Freude an der Anmuth bei höchstem Muth, an der jungfräulichen Grazie bei höchster Mannskraft, die Friesen so eigen waren, daß er eine stille aber unwiderstehliche Gewalt ausübte über Alle, mit denen er in Berührung kam, daß er, der nie Wunden schlug, außer mit dem Schwert, die Wunden heilte, die Andere schlugen mit übereilter Hast, mit ungestümem Eifer. Dieses wohlthuende Gleichmaß, das bei aller Gluth der Empfindung doch nie zur prasselnden Lohe wurde und daher nie Brandschaden anrichtete, diese siegesgewisse Stille, mit der er eine wunderbare Herrschaft über Andere ausübte, der sich Jeder gern unterwarf, weil er nichts von Unterwerfung ahnte, war wohl eine glückliche von Gott verliehene Gabe Friesens; aber sie wurde ihm immer mehr gefördert durch den steten innern und äußern Verkehr mit seiner herrlichen Mutter. Was ihn bewegte, das theilte er ihr mit; was er that, was er dachte, das that er, das dachte er in ihrer geistigen Gegenwart; und in ihrer Gegenwart wäre ihm ein rohes, verletzendes Wort, ja auch nur ein unedler, unschöner Gedanke unmöglich gewesen. Diese stille, veredelnde Gewalt, die der Geist seiner Mutter auf ihn ausübte, übte Friesen selbst auf Jahn aus, der gegen Alle rücksichtslos, gegen ihn rücksichtsvoll war, sich selbst unbewußt. Es war ein anziehender Anblick, die beiden Männer walten zu sehen unter der Jugend, die ihnen ganz angehörte; denn für die Jugend muß der Gedanke eine körperliche Gestalt haben, sie folgt weniger einer Idee als dem Träger, dem Heros derselben. Diese Idee, verkörpert in Jahn und Friesen, war damals eine große, allgemeine und deshalb offene Verschwörung gegen den Zwingherrn und dessen Schergen, die unser Vaterland knechteten, preßten und aussogen. Gott schlug sie mit Blindheit und Taubheit, daß sie mitten im feindlichen Lager nichts sahen, nichts hörten von den Rüstungen zu ihrem Untergange, die doch in gewaltsamen Bewegungen, in mächtigen Tönen sich kundgaben. Schlachten wurden eingeübt unter ihren Augen, entflammende Schlachtlieder, zündende Spottlieder wurden gesungen vor ihren Ohren; aber sie blieben blind und taub, und selbst als der französische Kaiser, gewarnt von einzelnen Spähern, seinen Gesandten zu Vorsicht und Bericht aufforderte, versicherte dieser, er sorge unnütz, Preußen sei Frankreichs bester Freund.

Mitten in die steten, stillen Rüstungen für den Tag der Rache, ohne daß einer ahnte, wann der Tag kommen würde, — aber daß er kommen würde, kommen müsse, das wußte Jeder — mitten in diese Rüstungen hinein brach wie eine Sturmfluth die Nachricht von der Niederlage Napoleons in Rußland. Der Tag war da. Noch hatte der König das entscheidende Wort nicht gesprochen. Die That ging dem Wort voran. Alles waffnete; das Land war ein großes Heerlager; es bildeten sich besondere Kriegsgenossenschaften; Freunde schlossen unter sich einen Kampfesbund, wie die Helden Homers; auch Friesen schloß einen solchen mit August von Bietinghof; denn ob auch der Krieg noch nicht erklärt war, der Krieg war da; er wurde jetzt noch geführt durch den spitzen Dolch und das blitzende Schwert des Auges, mit dem die Schaaren der Freiwilligen und die französischen Krieger sich anblickten, die immer noch unsere Verbündete hießen, aber jetzt freilich in ohnmächtigem Grimm erkannten, daß sie schon dem Feinde gegenüber standen. Der König ging nach Breslau, um in der Provinz, die frei von Franzosen war, freier wählen, walten zu können. Jahn und Friesen folgten ihm am 28. Januar. Noch immer war der Krieg nicht erklärt, noch immer

Digitized by Google

hieß es in den Manifesten: Das Vaterland ist in Gefahr! ob durch Rußland, mit dem wir im Kriege waren, ob durch Frankreich, dessen Verbündete wir waren, das stand nicht auf dem Papier; aber in den Herzen stand's geschrieben mit Flammenschrift; ein fernerer Bund mit Frankreich wäre damals unmöglich gewesen, selbst Friede mit ihm undenkbar.

Eine Zeit wie diese hat weder Preußens Geschichte noch die eines andern Landes, weder vordem noch nachdem aufzuweisen; ein Herzschlag ging durch's ganze Volk. Wer die Zeit nicht erlebt hat, wer sie nicht kennen gelernt aus eigner Anschauung, dem erscheint sie wie eine Fabel, wenn er davon erzählen hört; so groß war die Zeit, daß Alles, was sonst für groß galt, klein dagegen schien, oder ganz verschwand. Man hörte damals nur ein Wort: Zu den Waffen! rief's durch's ganze Land; wer die Waffen selbst nicht tragen konnte, der waffnete die andern. Da gab Jeder das Liebste her, was er hatte; goldenen Schmuck zu tragen war Schande; Eheleute, Wittwen selbst, die gebeten hatten, ihnen die Trauringe mit in den Sarg zu legen, gaben sie her zur Bewaffnung des Heeres; Frauen und Kinder sahen ihre Versorger nicht mit Schmerz, nein, mit Stolz sich rüsten zum Kriege; die Liebe zum Vaterlande war stärker als die zum Vater; selbst das Sittengesetz ward ein anderes; Söhne entliefen dem Vater, Mündel dem Vormund, bestahlen ihn, und ernteten Ehre statt Schmach, denn sie thaten's um Waffen zu kaufen, um zum Heere zu eilen; Jungfrauen traten die Sitte mit Füßen, zogen Mannskleider an, gaben sich für Jünglinge aus und gingen unter die Reiter, und die Männer verachteten sie nicht, und selbst die Weiber verachteten sie nicht, jene priesen, diese beneideten sie. — Das Alles geschah getrieben von einem übermächtigen Zuge, entflammt von dem Gluthauch eines Feuers, zu dem der Feind sieben Jahre lang Brennstoff gehäuft, zu dem die Turner in keckem Muth Angesichts des Feindes viel Zündstoff gelegt. In höchster Spannung erwarteten sie das Losbrechen der allgemeinen Brunst.

Endlich am dritten Februar folgte der Kriegsruf; er änderte kaum etwas; die Regung und Bewegung war so groß, daß sie nicht größer werden konnte. Nur die Hörsäle waren öde, nur die Turnplätze waren leer; wie Gießbäche, vom Wolkenbruch geschwellt, strömte, stürzte Alles dahin, wo Kriegsschaaren sich sammelten; es war eine wilde Jagd, die durch's Land zog. Jahn's und Friesen's Turnschaar schloß unter ihren Führern sich der wilden Jagd an, die unter Lützow sich schaarte; sie sollte nach Scharnhorst's Plan eben so sehr mit dem Schwerte des Geistes und mit der Feuerwaffe des Wortes, als mit Säbel und Büchse kämpfen, sie sollten in Streifzügen durch alle deutschen Gauen fliegen und die Jugend entflammen und fortreißen zum allgemeinen begeisterten Kampf; und ob sie auch, gestört durch Mancherlei, das nicht vom Feinde kam, das Größte nicht erreichte, hat sie doch so Großes gethan, daß sie Napoleons Wuth erregte und er ihre Vernichtung beschloß um jeden Preis, selbst um den Preis der Ehre. Wie sie nach geschlossenem Waffenstillstand bei Kitzen verrätherisch überfallen und zum großen Theil vernichtet wurde, die Erinnerung daran lebt fort, und soll fort und fort leben. Friesen schlug sich durch. Lützow wählte ihn zum Adjutanten und vertraute ihm mehr und mehr; denn immer mehr erkannte er in ihm den geborenen und gebildeten Krieger. In dieser Zeit strahlte Friesen in seiner größten Herrlichkeit; sein riesiger Körperbau, sein anmuthiges Haupt, die kriegerisch kühne Haltung des edlen Leibes in schwarzer Kriegstracht, die feinen Gesichtszüge, umwallt von blonden, reichen Locken und von dem schwarzen Haarbusch, gestalteten ihn zu einer Erscheinung, daß Freund und Feind, daß Männer und Frauen bewundernd zu ihm hinaufschauten. Es war, als schämte er sich seiner Schönheit, denn für gewöhnlich hielt er seinen Blick gesenkt, halb bedeckt von den Lidern und den langen, weichen Wimpern. Friesen war damals achtundzwanzig Jahre alt in der höchsten Glorie der Manneskraft, ein Kind an Gemüth, eine Jungfrau an Reinheit, ein Löwe an Muth. An diese edlen Züge traute sich die röstende Sonne nicht; während alle Andern von ihr gebräunt wurden, blieb er wie Milch und Blut.

Digitized by Google

II.

Derselbe Mann, der wie eine schüchterne Jungfrau mit gesenktem Blick dahinschritt, wurde in der Schlacht zum Wetterstrahl, war ein ernster, selbst strenger Vorgesetzter, aber auch ein vorsorglicher und, was man am wenigsten geglaubt hatte, ein practischer Hausvater, der für die Bedürfnisse der ihm untergebenen Krieger nicht nur mit höchster Treue, sondern mit höchster Umsicht sorgte. In einem Bivouak, in dem die Leute Fleisch und Mehl, aber kein Salz und kein Gewürz hatten, wollte das nüchterne Mahl ihnen nicht munden. Friesen blickte um sich, ging zu einer nahen Hecke und kehrte wieder, die Taschen gefüllt mit halbreifen Schlehen, ließ Fleisch und Brühe noch einmal in die Kessel legen, legte dazu die Schlehen, ließ das Ganze aufkochen, und Jeder aß nun mit Behagen das Fleisch mit der angenehm säuerlich schmeckenden Brühe. Er hatte diesen gelungenen Versuch seiner Kochkunst seiner Mutter in einem fröhlichen Briefe mitgetheilt; denn wie überhäuft auch seine Adjutanten-Geschäfte waren, zum Schreiben an die Mutter fehlte ihm nie die Zeit, und war's auch nur mit Bleistift beim Wachtfeuer, das Knie als Schreibtisch. Die Mutter schrieb ihm eben so oft. Nach der Schlacht von Leipzig blieben ihre Briefe aus; sie war am fünften November gestorben. Er trug schwer daran, doch trug er's ohne Klage. Er sagte den Freunden, daß er ihnen nun ungetheilt gehöre, daß er frisch bleiben müsse, denn es gälte mit frischer und ganzer Kraft für die große Zeit zu wirken. In der Neujahrsnacht vom dreizehnten zum vierzehnten zogen die Preußen bei Caub über den Rhein in Feindesland. Friesen war damals noch auf deutschem Boden; denn das Lützow'sche Corps half Hamburg belagern. Erst im März betrat Friesen mit zwei Schwadronen Lützower Frankreichs Erde. Ehe er sie betrat, gab er sich mit seinem Freunde Pietinghof das Wort, wenn einer von ihnen dort fiele, so solle der Ueberlebende die Gebeine da nicht ruhen lassen, sondern sie in deutscher Erde begraben. Friesen betrat den feindlichen Boden mit Todesahnungen; sie sollten bald erfüllt werden, aber anders, unrühmlicher als sie ihm vorgeschwebt. Kurz zuvor, ehe ein Theil der Lützow'schen Freischaar sich mit dem Blücher'schen Heere vereinte, hatte der alte Vorwärts Napoleon bei Laon geschlagen. Der russische General St. Priest, der die Abtheilung befehligte, zu der Lützow stieß, wähnte sich daher sicher vor jedem feindlichen Angriff und verwarf alle Warnungen und Mahnungen des preußischen Generals Jagow, der ihn auf das Gefährliche seiner ungedeckten Stellung aufmerksam machte, verwarf sogar die Möglichkeit, daß er angegriffen werden könne, als er schon angegriffen war; denn er hielt in unseliger Verblendung den Angriff für eine bloße Recognoscirung. So wurden unsere Truppen plötzlich von zehnfacher Uebermacht umringt, ungeachtet des tapfersten Widerstandes ihre Reihen durchbrochen und zersprengt; Alles löste sich auf in einzelne Abtheilungen; Friesen war bei einer solchen; bald war er ganz allein, sein ermattetes Roß, ein falbes Kosackenpferd, vermochte ihn nicht weiter zu tragen, er stieg ab und führte es am Zügel in einen dichten Wald, um da sich zu bergen. Da fand er zwei Bauern, die Holz fällten. Entschlossen ging er auf sie zu und verlangte mit der ruhigen Hoheit, die ihm eigen war, sie sollten ihn zu ihrer Obrigkeit führen. Was er damit bezweckt, wer kann das jetzt wissen? die Bauern konnten nur von seinem Befehl, dem sie unbedingt Folge leisteten, nicht von seiner Absicht erzählen; vielleicht wollte er sich dort für einen Parlamentair ausgeben, vielleicht auch nur den rechten Weg finden; daß er, der eben so besonnen als reich an Auswegen war, irgend etwas Kluges im Sinn hatte, ist wohl unzweifelhaft; denn daß er sich als Gefangener dem Feinde wollte zuführen lassen, so lange noch die allergeringste Möglichkeit vorhanden war zu entkommen, das ist bei Friesen nicht denkbar. Nachdem sie eine kurze Strecke gegangen, kam eine Abtheilung bewaffneter Bauern, die damals eine Art Landsturm gebildet hatten, auf sie zugestürzt und verlangten die Auslieferung des feindlichen Offiziers. Die beiden

Digitized by Google

Bauern, die, wie sie später selbst erzählten, schnell ein Interesse an Friesen genommen und ihn für eine höchst bedeutende Persönlichkeit hielten, verweigerten die Uebergabe; es kam zum heftigen Streit; da riß ein blödsinniger Schäfer, der eine Flinte trug, dieselbe vom Rücken, legte sie auf Friesen an und schoß ihm in die Brust. Ohne Laut sank er nieder, die Kugel war mitten durch's Herz gedrungen. So fiel der edle Held nicht im rühmlichen Kampf, wehrlos gemordet durch die Hand eines wahnsinnigen Schäfers. — Als er gefallen, warfen sich die Elenden über ihn her, rissen ihm Kleider und Wäsche vom Leibe und ließen ihn völlig unbekleidet liegen. Die beiden Bauern, die das bei der Uebermacht der Gegenpartei nicht verhindern konnten, eilten zum Maire, um ihm Anzeige davon zu machen; er forderte sie auf, ihn eilends an die Stätte des Mordes zu führen. Als er dort ankam, erfaßte ihn Staunen und Bewunderung; einen solchen Riesenleib, eine solche Hoheit und Schönheit hatte er noch nie gesehen; der nackte blutige Leichnam erfüllte ihn mit Ehrfurcht; das müsse ein hoher Herr, ein Fürst sein, meinte er. Er ließ ihn in's Dorf tragen, besorgte einen Sarg und bestattete ihn am siebenzehnten März Morgens zehn Uhr mit Glockengeläut, Gesang und großer Feierlichkeit. Jahre lang wußten seine Freunde nichts Bestimmtes von Friesen; er wurde zu den Vermißten gezählt; immer noch mochten sie die Hoffnung nicht aufgeben, daß er noch wieder auftauchen würde; so spurlos konnte ein Friesen nicht untergehen. Wenn er aber in Frankreich gefallen, oder seinen Wunden, oder einer Krankheit erlegen, seine Gebeine durften dort nicht vermodern; die mußten ruhen in deutscher Erde; das hatte der Freund ihm versprochen, das Wort mußte gelöst werden. Aber um Sclave seines Wortes zu sein, mußte man Herr desselben sein; der Soldat ist nicht sein eigner Herr; so mußte Vietinghof mit schwerem Herzen Frankreich verlassen, ehe noch seine Nachforschungen zum Ziele geführt. Er wußte nur, daß Friesen im Ardennerwald vermißt worden und seitdem keine Spur von ihm gefunden war.

Da entwich Napoleon aus Elba, und die verbündeten Heere rückten zum zweiten Mal in Frankreich ein. Vietinghof stand bei dem Besatzungsheer, das in Frankreich nach geschlossenem Frieden zurückblieb; und Gott fügte es, daß die Abtheilung, der er zugehörte, gerade in die Gegend versetzt wurde, in der Friesen vermißt wurde. Den unausgesetzten Bemühungen des treuen Freundes glückte es endlich, Spuren aufzufinden über das Verbleiben desselben. Er hatte einen Preis ausgesetzt für den, der ihm Auskunft darüber verschaffen konnte. Angelockt durch denselben, brachte ihm eines Tages ein Kundschafter die Nachricht, daß bei Vietinghof's Compagnie ein Unteroffizier Namens Donner stände, der im Besitz eines Petschaftes sei, welches ein im Walde erschossener preußischer Offizier bei sich getragen hätte. Vietinghof ließ sich das Petschaft vorzeigen; es war das Dienstsiegel der Lützow'schen Freischaar, zu dessen Führung Friesen als Adjutant berechtigt war; daß es aber das war, welches er immer bei sich führte, bezeugte ein eingeschnittenes Kreuz auf dem runden hölzernen Griff desselben. Vietinghof hatte dies Kreuz einst bemerkt und nach dessen Bedeutung gefragt; worauf Friesen lächelnd antwortete: „Daraus kannst Du sehen, wie pfiffig ich bin; da wo oben das Kreuz steht, da steht unten im Petschaft der Adler; so bin ich sicher, daß der Adler beim Siegeln immer oben steht." Auch in solchen Kleinigkeiten zeigte sich sein praktischer Sinn.

Als der Unteroffizier befragt wurde, wie er zu dem Dienstsiegel gekommen sei, erklärte er, daß er's von einem französischen Bauer in dem benachbarten Dorfe Lobbe, bei dem er in Quartier gelegen, zum Geschenk erhalten. Vietinghof begab sich sofort nach Lobbe, erhielt da die Bestätigung und durch den Maire, an den er sich wandte, Mittheilung über die oben angegebenen näheren Umstände; denn der Maire war derselbe, der Friesens feierliches Begräbniß angeordnet und darüber, so wie über alle näheren Umstände ein Protokoll aufgenommen hatte, das er dem Freunde in Abschrift mittheilte. Ein Zweifel darüber, daß die damals

Digitized by Google

begrabene Leiche Friesens Heldenleiche gewesen, konnte nicht stattfinden; einer von den Holzschlägern, die Friesen damals geführt, bewahrte und übergab eine Landkarte, welche der Erschossene bei sich getragen. Vietinghof fand auf derselben ihm wohlbekannte Bezeichnungen, die Friesen mit eigener Hand gemacht. Gern hätte der Freund das Schwert des Freundes heimgeführt; aber die Bauern, die damals den Holzschlägern den Offizier streitig gemacht, befürchteten Rache und waren durch keine Versprechungen und keine Drohungen zu bewegen, anzugeben, wo es geblieben. Als die theure Leiche ausgegraben wurde, war sie im feuchten Boden, in dem sie gelegen, völlig verwest; aber die riesige Länge der Gebeine, ein wackelnder Zahn, den einst eine zerspringende Klinge auf dem Fechtboden ausgeschlagen, und den Friesen mit rascher Besonnenheit sich in die blutende Lücke wieder eingedrückt, drei blonde Locken, die wunderbar auf dem Schädel sich erhalten, der Schädel selbst, der noch eine kleine Vertiefung von einer Wunde zeigte, die er als achtjähriger Knabe durch einen Steinwurf erhalten, Alles zeigte dem Freunde, daß er das Haupt des theuren Verblichenen in seiner Hand trug, an sein Herz drückte und es mit der heiligen Scheu küßte, mit der er lebend die edle hohe Stirn des Freundes geküßt hatte.

Vietinghof nahm die gebleichten Gebeine, von denen auch das Kleinste nicht fehlte, mit sich. Neunundzwanzig Jahre lang zog er mit ihnen umher; denn sein wechselvolles Leben gestattete ihm nicht, sie mit den Ehren zu bestatten, deren sie würdig waren. Endlich im Jahre 1843 wandte er sich an Friedrich Wilhelm IV., der verhieß ihnen ein feierliches Begräbniß auf dem Berliner Invaliden-Kirchhof. An Friesens Geburtstage am fünfzehnten März wurde er bestattet. Im Invalidenhause war er ausgestellt. Seine Gebeine, schneeweiß gebleicht von der Zeit, waren kunstreich zusammengefügt; sie lagen im offenen Sarge, reich mit Blumen geschmückt, der Schädel mit einem Lorbeerkranz geziert. An seinem Haupte gedachte ein alter Freund und Mitturner, Professor Zaune, tief ergriffen der Verdienste Friesens um das Vaterland. Da brach die Sonne, die bis dahin von dunklen Wolken verhüllt, hellleuchtend hervor; sechszehn Unteroffiziere hoben den mit Waffen und Lorbeerzweigen geschmückten Sarg und trugen ihn zum Grabe; dort sprach Prediger Seidig in tief beredter Weise von des Abgeschiedenen Verdienste um die Jugend, und segnete die Gebeine ein. Da wurde manch Auge naß, das lange nicht geweint, und manche Thräne rann über ein gefurchtes Antlitz in einen grauen Bart.

Friesen ruht neben Scharnhorst; nur die Länge des Grabhügels deutet die Größe des Mannes an, der darunter ruht. Epheu deckt das Grab, aus dem ein einfaches Kreuz von Eisen mit Friesens Namen sich erhebt.

Arndt singt von ihm:

War je ein Ritter edel,
Du warst es tausendmal,
Vom Fuße bis zum Schädel
Ein lichter Schönheitsstrahl; —
Mit kühnem und stolzem Sinne
Hast Du nach der Freiheit geschaut,
Das Vaterland war Deine Minne,
Es war Dir Geliebte und Braut.

Du hast die Braut gewonnen
Im ritterlichen Streit,
Dein Herzblut ist verronnen
Für die viel edle Maid; —
In Welschland von grimmigen Bauern
Empfingst Du den tödtlichen Streich,
Drob müssen die Jungfrauen trauern,
Die Blume der Schönheit ist bleich.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III.*)

I.

Am dritten August achtzehnhundert neun und vierzig wurde im Berliner Thiergarten der Grundstein gelegt zu dem hier nachgebildeten Denkmal, welches die Stadt dem Könige Friedrich Wilhelm III. errichtete. Nahe diesem Denkmale steht noch ein anderes, welches dem Andenken der unvergeßlichen Königin Louise geweiht ist. Auf einer kleinen schattigen Insel erhebt sich ein einfacher Altar, lieblich geschmückt mit frischen Blumen, die ihn umgeben und die nicht aufhören zu blühen, bis der Winterschnee sie bedeckt. So wie aber der Schnee schmilzt, prangen wieder neue Blumen auf der kleinen Insel. Im Angesicht derselben steht das Denkmal für Friedrich Wilhelm III. Da sehen wir ihn, wie wir ihn gern im Thiergarten wandeln sahen; schlicht, leutselig, wie ein Vater unter seinen Kindern, denen er so gern und so oft Liebe erwies, für die er auch den Thiergarten zugänglich machte und zu freundlichen Spaziergängen herstellen ließ.

Denkmal Friedrich Wilhelm III. im Berliner Thiergarten.

Aber nicht nur an die großen Landes-kinder dachte er, auch die kleinen, die noch im Sande spielten, vergaß er nicht. Früher war der Thiergarten zum Theil wüst und wild und man durfte gehen wo man wollte oder konnte. Da sah der König Kinder auf der Erde spielen, die sich Häuserchen und Backöfen im Sande bauten und es jammerte ihn, wenn er dachte, daß durch die Verschönerungen, die jetzt vorgenommen wurden, die armen Kinder um ihre Freude kamen, deshalb befahl er, daß ein Platz bleiben sollte ohne alle Kultur, auf dem die Kinder im Sande spielen und wühlen konnten, wie bisher. Der Platz ist heute noch vorhanden; die Kinder spielen darauf und wissen es nicht, wem sie diese Freude verdanken. Mit diesem wüsten Sandplatz hat sich der König ein Denkmal gesetzt, das um so schöner ist, weil er nie daran gedacht hat, daß ihm das ein Denkmal sein sollte.

Gern sah Friedrich Wilhelm III. den munteren Spielen der Kinder zu und freute sich ihrer Naivität. Als er geheilt von dem Beinbruch, der ihn lange an's Lager fesselte,

*) Wir verdanken diese zum Theil noch nicht anderweitig bekannten Mittheilungen dem Verfasser der mit so vielem Beifall aufgenommenen Characterzüge von Friedrich Wilhelm IV., welcher von Friedrich Wilhelm III. selbst schon früh bemerkt wurde.

Digitized by Google

zum ersten Mal wieder an's Fenster trat, sammelten sich schnell Berliner Gassenjungen unter demselben, blickten jubelnd hinauf und sangen:

Heil Dir im Siegerkranz,
Unsern König seine Beene sind wieder ganz.

Das erfreute den König, er ließ die Knaben in's Schloß rufen und sie mit Kuchen und Obst bewirthen.

Die meisten Häuser Potsdams sind ganz oder doch theilweise durch königliche Gelder erbaut; ohne Erlaubniß der Baubehörde darf nichts an ihrer Façade geändert werden, diese Beschränkung erscheint manchem Besitzer lästig; der Eigenthümer des Hauses Nummer 2 am Blücherplatz (jetzt im Besitz des Stadtrath Jacobs) hatte sich vergeblich bemüht, eine Aenderung an der Façade vornehmen zu dürfen; da wandte er sich endlich an den König selbst und überreichte ihm auf der Pfaueninsel persönlich die betreffende Suplik. Der König war anfangs etwas ärgerlich und sagte: „Von Friedrich dem Großen selbst entworfen, eine schöne Façade, ist doch ein Eigensinn von Ihnen."

„Nein, Ew. Majestät, nicht Eigensinn," erwiederte der Mann, „es ist nur, weil ich meine Kinder lieb habe."

„Was, Kinder lieb haben, was hat das mit der Façade zu thun?"

„Die Fenster von meiner Wohnstube gehen bis auf die Dielen herunter, nun ist mir meine Frau gestorben und ich kann mir nicht wie die Vornehmen eine Gouvernante für meine Kinder halten, da bin ich denn immer in Sorgen, daß die Kinder die Fenster aufmachen und hinunterstürzen."

„Warum denn das nicht gleich gesagt? Habe nichts dagegen. Façade ändern lassen."

So hatte der König hier, wie beim Sandberge im Thiergarten, das Wohl der Kinder im Auge, und die veränderte Façade, die einzige in ganz Potsdam, an der eine solche Veränderung gestattet wurde, mahnt an seine treue Sorge auch für das Kleinste und für die Kleinsten.

Dem Bildhauer, Professor Drake, der das marmorne Denkmal meißelte, mag ein solcher Kinderfreund vorgeschwebt haben. In milder Majestät, mehr Landesvater als Herrscher, steht der König da; verständlich für den Ungebildeten, sinnreich für den Hochgebildeten, lieblich für Alle sind die Figuren, die den Unterbau schmücken. Es sind spielende glückliche Kinder, sie füttern Schwäne, belauschen ein Eichhörnchen, winden Blumen zum Kranz und ein alter Großvater schaut fröhlich zu und freut sich über die Lust der Enkel, wie sich der alte König freute über das Wohlergehen seiner Landeskinder. Etwas Schöneres hat noch kein Künstler gearbeitet zu keiner Zeit. Das Wetter aber war nicht schön am Tage der Grundsteinlegung. Der Regen strömte wolkenbruchartig, die Straßen schwammen und waren öde und leer wie um Mitternacht. Und doch war ein zahlreiches Publikum gekommen. Als aber der König Friedrich Wilhelm IV. kam und die Königin, und die Prinzen und Prinzessinnen, hörte es im Augenblicke auf zu regnen, und als der Gesang angestimmt wurde: „Lobe den Herrn," da brach die Sonne hervor und schien liebend und leuchtend hernieder, und die Tropfen auf den Bäumen und Grashalmen glänzten wie Freudenthränen.

Der Himmel blickte klar während der ganzen Feier, auch nicht ein Wölkchen zeigte sich. Als der Grundstein gelegt war, kamen der König und die Prinzen, die Minister und Generäle und wer sonst noch dazu gehörte und thaten die gewohnten drei Hammerschläge auf den Stein. Die meisten tippten nur zierlich, als aber der Sohn unseres jetzigen Königs kam, ein frischer, kräftiger Jüngling, schlug er fest und sicher dreimal mit dem Hammer, als wollte er damit dem seligen Großvater sagen: „Ich will sein wie Du, fest und sicher." — Das war Friedrich Wilhelm III., ein ehrenfester Bürger und dabei König durch und durch; König im Ministerrathe, König vor der Fronte, König auf dem Pferde,

Digitized by Google

König zu Fuß, jeder Zoll ein König. Auch wer ihn vorher noch nie gesehen hatte, und ihn bei dem Wettrennen über die Bahn schreiten sah, im einfachen Ueberrock und der Feldmütze, umgeben von andern hohen Häuptern, Feldherrn und Staatsmännern, der ahnte, der wußte: Das ist der König. Eine ernste Majestät lag in seiner ganzen Haltung, aber eben so sehr und vielleicht noch vorwiegend eine milde Majestät. Fest und mild war sein Blick, war seine Herrschaft als Hausvater, als Landesherr, und diese milde Festigkeit nahm zu mit den Jahren. Er ging von Kindheit an durch eine schwere Schule, aber er lernte in dieser Schule etwas Anderes, als die Meisten darin gelernt haben würden, denn seine Anlagen waren anders, als die der Meisten. Er sah nicht das Glück einer herzlichen Ehe, aber er ward ein musterhafter Gatte; er genoß nicht das Glück väterlicher Liebe, aber er ward seinen Kindern der liebevollste Vater. Seine Bildung erfolgte in einer Zeit, wo Freigeisterei und Verhöhnung alles Heiligen an der Tagesordnung waren, er ward ein frommer Fürst; seine Gefühle erwachten in einer Zeit, wo freche Sittenlosigkeit in den höheren Ständen herrschte, er blieb rein. Bei allen Verlockungen zu Abwegen blieb er tugendhaft und sein Gemüth wie ein blankgeschliffener Spiegel.

Sein erster Erzieher, der Geheimrath Benisch, war redlichen Charakters, doch finster und hypochondrisch, er unterdrückte jeden Ausbruch von Fröhlichkeit in dem Knaben, aber das Herz des Knaben blieb voll Liebe, nur die Aeußerungen der Liebe wurden stiller und scheuer. Mit seinem Vater kam er kaum in Berührung; es war, als scheute dieser den Anblick seiner Kinder, denn Kinder sind für die Eltern ein mahnendes Gewissen, und das seine sagte ihm, daß er ihnen kein Vorbild sei. Auch als der Kronprinz erwachsen war, bestand kein näherer Umgang zwischen Sohn und Vater, von Staatsgeschäften erfuhr der künftige Herrscher so wenig, daß er einst einem Supplikanten, der seine Verwendung in der Verwaltungs-Angelegenheit erbat, den Bescheid gab: Der Kronprinz stehe der Regierung so fern, daß er dem Supplikanten nur anheim geben könne, sich an den betreffenden Minister zu wenden.

Als Kind bewohnte er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Louis ein Paar Mansardezimmer; die Wohnung war so eng, daß eine Mineralien-Sammlung, die Beide gern gehabt hätten, nicht angeschafft werden konnte, weil kein Raum zu deren Aufstellung zu beschaffen war. Die Lebensweise beider Prinzen war im hohen Grade einförmig, ein Spaziergang mit dem Erzieher, auf welchem für einen Groschen Kirschen gekauft wurden, war ein Ereigniß; einen tiefen Eindruck machten, wie der Kronprinz den Seinigen als König selbst erzählte, zwei Unterhaltungen, die er mit Friedrich dem Großen gehabt. Der große König hatte ihn, als er etwa sieben Jahr alt war, zu sich kommen lassen, hatte ihn mit Zuckerwerk tractirt und ihn liebreich gefragt, was er sich wohl wünsche. Der Knabe vermochte nicht, sich sogleich auf etwas zu besinnen, sagte aber endlich auf wiederholte Fragen: „Eine Uniform möchte ich gern haben." Das schien den König zu freuen, er sagte: „Gut, die werde ich Dir machen lassen, was möchtest Du denn aber sonst noch gern haben? Da eben einige Hunde um den König herum spielten, sagte der kleine Prinz: „Einen Hund möchte ich gern haben." Das schien dem König noch mehr Freude zu machen, er sagte: „Also Hunde hast Du gern? Du sollst einen haben." Schon am folgenden Morgen kam der Schneider und nahm ihm Maaß zu einer vollständigen Uniform und am Nachmittag kamen zwei Lakaien mit drei Hunden, die der König schickte, damit der Prinz einen derselben auswählen sollte. Nachdem der König diese drei aus der Zahl seiner Hundeschaar ausgesucht und sie den Lakaien übergeben hatte, sagte er zu ihnen, indem er auf einen rehfarbenen Hund zeigte: „Gebt Acht, den wird er wählen." Als die Bedienten die Hunde nun vorführten, erzählten sie ihm, daß der rehfarbene sehr gutmüthig und zutraulich wäre, die andern wären falsch und bissig, der aber wäre wie ein Lamm. Da sagte der Prinz: „Den will ich haben." Wie sie nun

Digitized by Google

zum König zurückkamen und ihm berichteten, daß der Prinz den rehfarbenen gewählt hätte, sagte er ganz erfreut: „Seht Ihr, das hab' ich wohl gewußt, daß er den wählen würde."

Ein anderes Mal, als der Kronprinz etwa vierzehn Jahr alt war, begegnete er Friedrich in einer Allee von Sanssouci, der König redete ihn an und fragte ihn sehr genau über Alles das, worin er Unterricht bekam, besonders genau ging er in Geschichte und Mathematik ein. Nachdem dies längere Zeit gedauert, zog er Lafontaine's Fabeln aus der Tasche und forderte den Prinzen auf, eine davon zu übersetzen. Das ging ohne Anstoß; der König äußerte seine Zufriedenheit darüber, der Prinz sagte aber ehrlich: „Die andern würden nicht so gut gehen, aber die hat der Lehrer erst gestern mit mir durchgenommen." Da sprach der König sichtlich erfreut, indem er dem Knaben die Wangen streichelte: „So ist's recht, immer ehrlich und aufrichtig, wolle nie scheinen, was Du nicht bist, sei stets mehr als Du scheinst."

Als der König den Prinzen entließ, sagte er: „Werde was tüchtiges, par excellence. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk ist bald absolvirt, und nach meinem Tode wird's pêle-mêle. Du wirst einmal einen schweren Stand haben. Habilitire Dich; sei ferme. Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm, begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine." Beim Abschiede reichte ihm der König die Hand, küßte ihn und sprach: „Vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe."

Es ist oft erzählt und selbst bildlich dargestellt worden, daß der Prinz einst als Knabe in dem Arbeitszimmer Friedrichs des Großen gespielt und dabei seinen Federball auf des Königs Schreibtisch geworfen, worauf der König den Ball eingesteckt und weiter geschrieben habe; da hätte sich der kleine Prinz vor ihm hingestellt, den Arm in die Seite gestemmt und in einem entschiedenen Tone zu ihm gesagt: „Ich frage Ew. Majestät, wollen Sie mir meinen Ball wiedergeben oder nicht?" Der König habe ihm darauf den Ball lächelnd zurückgegeben mit den Worten: „Du bist ein braver Junge, Du wirst Dir Schlesien nicht nehmen lassen." Friedrich Wilhelm III. hat nie etwas davon erwähnt, dessen ungeachtet könnte es wahr sein, denn ein Vorfall, der Anderen bedeutend erschien, brauchte es dem Kinde nicht zu sein und konnte deshalb leicht von ihm vergessen werden; aber die Anecdote erscheint innerlich unwahr. Friedrich Wilhelm wurde als Kind so eingeschüchtert, daß ihm davon zeitlebens eine gewisse Scheu zurückblieb und er gewiß nie den kecken Muth zu jener Aeußerung gehabt hatte; auch war ein solch' freies Umherspielen im Arbeitszimmer des Königs ganz gegen den Gebrauch des damaligen Hofes. Beachtet man ferner, daß der König ausdrücklich erzählte, er habe Friedrich den Großen nur zweimal in seinem Leben gesprochen, so kann man nur sagen: Schade, daß die hübsche Anecdote nicht wahr ist.

Auf den Geheimrath Benisch folgte als Erzieher der Graf Brühl, ein feingebildeter Mann, der den Prinzen in das Handwerk des Krieges, aber zugleich in die Handwerksstätten des Friedens einführte; der Schüler zeigte ruhiges, besonnenes Auffassen und ein klares Urtheil. „Warum werden die Kanonenräder nicht mit vollständigen Reifen wie die Kutschenräder beschlagen, sondern mit einzelnen Schienen?" fragte er zu Berlin einst in der Werkstatt des Artillerie-Trains; doch beantwortete er sich selbst die Frage sofort: „wahrscheinlich, weil einen gebrochenen Reifen nicht jeder Schmied zu repariren versteht, eine solche Schiene aber, wenn sie losgeht, selbst ein Kanonier wieder zu befestigen und jeder minder geschickte Schmied aufzulegen vermag."

Am 17. Juli 1787 wurde er confirmirt. In dem Glaubensbekenntniß, das er niederschrieb, kommen folgende Stellen vor: „Meine Entschließung ist, in allen Dingen mit Verstand und Ueberlegung zu handeln; und die besten Mittel zur Ausführung guter Absichten anzuwenden. Da aber mein Verstand eingeschränkt ist, und ich sehr leicht irren kann, so will ich in allen wichtigen Dingen den Rath weiser, erfahrener und guter Menschen suchen und benutzen. Ich will überall nur das unternehmen, was ich als recht vor Gott und für meine

Digitized by Google

Pflicht erkenne; und dann will ich auf Gott hoffen, und mir alle seine Schickungen gefallen lassen;" und weiter hin: „Die Liebe des Nächsten bin ich schuldig dadurch zu beweisen, daß ich nicht allein Niemanden in der Welt auf irgend eine Art beleidige oder kränke; mich gegen Niemand ungerecht, hart und unversöhnlich beweise, sondern gegen Jedermann redlich, freundlich, sanftmüthig und dienstfertig sei, mein gegebenes Wort heilig halte, einem Jeden so viel Gutes erweise, als ich nur irgend kann und auch meinen Feinden und Beleidigern von Herzen vergebe." — Der Inhalt dieser Worte ist der Inhalt seines innern und äußern Lebens geworden. —

Die Rheincampagne machte er vereint mit seinem königlichen Vater, doch blieben beide auch hier größten Theils getrennt; so leitete der Prinz abgesondert von der großen Armee längere Zeit die Belagerung von Landau. Während dieser Campagne sah er zum ersten Mal die Prinzeß Louise von Mecklenburg-Strelitz, die in Hildburghausen bei ihrer verheiratheten Schwester sich aufhielt. Wie ein Blitzstrahl traf ihn ihre wunderbar schöne Erscheinung und entschieden war's in seinem Herzen: diese oder keine Andere wird meine Frau! Sie ward es; denn sein königlicher Vater billigte die Wahl und freute sich väterlich der holdseligen Schwiegertochter. Am Tage der Vermählung wollte die Stadt Berlin ihre freudige Theilnahme durch eine allgemeine Beleuchtung aussprechen, als das der Kronprinz hörte, schrieb er an den Magistrat: er erkenne dankbar die wohlmeinende Absicht, aber die Stadt würde ihm eine größere Freude machen, wenn die Erleuchtung unterbliebe und die dafür bestimmten Summen zur Unterstützung der Wittwen und Waisen der im Kriege Gebliebenen verwendet würden.

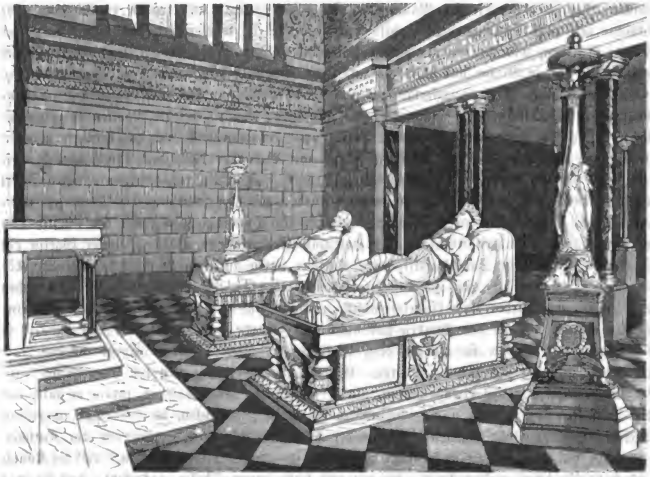
Im folgenden Jahre schenkte der König seiner anmuthigen Schwiegertochter das Schloß Oranienburg, das er nach seinen eigenen Angaben hatte ausbauen und ausschmücken lassen, er führte sie persönlich in ihr Eigenthum ein, zeigte ihr, die als das neunte Kind armer fürstlicher Eltern an eine große Einfachheit, ja selbst an Beschränkung gewöhnt war, alle die Pracht und Herrlichkeit, die jetzt ihr Eigenthum werden sollte, und sagte der Ueberraschten: wenn sie noch irgend einen Wunsch hätte, so möge sie ihn aussprechen „Ja," sagte die Kronprinzeß, „einen Wunsch habe ich noch." „Und der ist?" fragte der König, der wohl erwartet hatte, daß sie sagen würde, was sie empfangen, gehe weit über ihre Wünsche hinaus. „Eine große Hand voll Geld für meine Armen," sagte die Prinzeß. Statt der Hand voll kam ein Kasten voll Geld. Wie prächtig aber auch das Schloß eingerichtet war, das junge Paar zog es vor, seine Muße-Zeit auf dem Gute Paretz zuzubringen, welches der Kronprinz von seinen Ersparnissen gekauft hatte und dessen Bewirthschaftung er vereint mit seiner Gattin leitete, als wären sie einfache Gutsbesitzer.

Am 16. November 1797 bestieg, 27 Jahre alt, Friedrich Wilhelm III. den preußischen Thron. Es war seine Absicht gewesen, unter dem Namen Friedrich III. zu regieren, durch Versehen war statt dessen Friedrich Wilhelm III. geschrieben worden, es sollte geändert werden, aber er gab das nicht zu, denn, meinte er, es mag wohl leichter sein, ein Friedrich Wilhelm III. als ein Friedrich III. zu werden. Als am Tage nach seiner Thronbesteigung die Kammerdiener beide Flügelthüren des Saals vor ihm öffnen wollten, fragte er: „Bin ich denn in der Geschwindigkeit so dick geworden, daß eine Thür zu eng für mich ist?" und als der Küchenmeister fragte, wie viel Schüsseln künftig aufgetragen werden sollten, erwiderte er: „Habe nicht bemerkt, daß ich einen größeren Appetit bekommen habe."

Von seiner Gemahlin ist es bekannt, daß sie die schönste Frau war, die je einen Thron geziert, weniger bekannt ist es, daß auch der König der schönste Fürst seiner Zeit war. Seine Schönheit war eine so durchaus männliche, daß sie mit den Mannesjahren zunahm; sie galt bei den Offizieren für ein Ideal, so daß man ihnen keine größere Artigkeit sagen konnte, als wenn man fand, daß sie dem König ähnlich wären, und sie bemühten sich des-

Digitized by Google

halb ihm in Wort und Wesen, in Haltung und Kleidung zu gleichen. Seine Erscheinung hatte etwas imponirendes, am meisten vielleicht wenn er auf seinem hohen Trakehner Braunen die Revue abnahm. Wenn die Pferde der andern Fürsten und Herren in die Gebisse knirschten, wenn sie unruhig die Ohren spitzten, wenn sie, von Hornissen und anderm Geschmeiß gepeinigt, stampften und stöhnten oder danach schlugen, wenn nicht mit dem Fuß, so doch mit dem Schweif, — das Königspferd stand wie aus Erz gegossen und ob es mit Mücken und Bremsen bedeckt war, kein Zucken verrieth seinen Schmerz, unbewegt und unbeweglich stand das edle Thier da. Der König war der beste Reiter in der Armee, seine Pferde die bestgerittenen der Welt, er forderte viel von seinen Stallmeistern und sie leisteten was er forderte; so vortrefflich waren seine Pferde geritten, daß nur ein vortrefflicher Reiter sie reiten durfte und daß Kaiser Alexander I. vor dem Berliner Schloß vom Pferde geworfen wurde, weil er ein so fein gerittenes Pferd nicht gewohnt war und das fein gerittene Pferd



Das Innere des Mausoleums in Charlottenburg.

keinen solchen Reiter, beide verstanden sich nicht, das Pferd gerieth zuletzt ganz außer sich über die ungewohnte Behandlung und man war genöthigt, dem Kaiser künftig ein ungebildeteres Pferd zu geben.

Es gab nur eine Gelegenheit, bei welcher der König nicht ganz königlich erschien, sie kam höchst selten, denn er vermied sie, aber sie kam doch: wenn er öffentlich sprach. Beim Stiftungsfest des Potsdamer Militair-Waisenhauses, das sein hundertjähriges Bestehen feierte, wollte der König den Toast auf den königlichen Stifter Friedrich Wilhelm I. ausbringen; man sah ihm den Kampf an, der in ihm vorging, als er das Glas ergriff, es zitterte in seiner Hand, sein Gesicht ward blaß, es währte eine halbe peinliche Minute ehe er den Mund öffnete und mit unsicherer Stimme sprach: Auf das Wohl des erhabenen Stifters! Er führte dann das Glas mit einer Hast zu Munde und setzte es, nachdem er

Digitized by Google

getrunken, ebenso wieder hin, man fühlte es ihm an, daß es ihm jetzt behaglicher war, das Schwere war geschehen. Der König, in großer Zurückgezogenheit erzogen, von Natur schüchtern, war noch mehr eingeschüchtert durch sein Verhältniß zu seinem Vater, zu seinem Erzieher, da mußte jedes öffentliche Hervortreten ihm peinlich, ein öffentlich Sprechen fast unmöglich werden, darum war ihm selbst ein Gespräch mit ungewohnten Menschen unbequem.

Am liebsten lebte er in ländlicher Stille, deshalb baute er sich, als er älter wurde, ein kleines Haus in Charlottenburg an einer abgelegenen Stelle des Parks; im Park begrub er die Königin Louise, welche das Volkslied als Geist zu ihm sprechen ließ:

In Charlottenburg bereite,
Bester Wilhelm, mir mein Grab!

Dort ruht er neben ihr — unser Bild (S. 425.) zeigt ihre Schlummerstelle mit den unübertrefflichen Grabmälern von Rauch.

An jenem Hause, das er im Garten zu Charlottenburg baute, verwarf er alle die geschmückten Façaden, die der Baumeister ihm dazu vorlegte und wählte endlich eine ganz schlichte mit zwei Säulen, deren Capitäl das einfachste ist, was existirt, das vom Thurm der Winde in Athen, welches, nur aus einer einfachen Reihe Acanthesblätter bestehend, vielleicht das einzige ist, das in Berlin und Potsdam an irgend einem Gebäude sich vorfindet. Von diesem Hause aus machte er oft Spazierfahrten aufs Land, so auch in den Schloßgarten zu Schönhausen, dessen mächtige alte Bäume, dessen ländliche, wenig gepflegte Partien er besonders liebte. Der Weg dahin ist, wenn man Berlin nicht berühren will, und das berührte er nicht gern, einer der sandigsten der sandigen Mark; mit Bedauern hatte der König bemerkt, wie schwer die Pferde an dem Königlichen Wagen zogen, da befahl er, daß zur nächsten Fahrt dahin, ein leichter Kaleschwagen genommen würde, wie ihn sonst nur die Dienerschaft benutzte; der Wagen hatte zwei Sitzbänke, auf der einen saß der König mit der Fürstin von Liegnitz, auf der andern Adjutant und Hofdame (Fräulein von Bülow, später Gattin des Feldmarschalls Diebitz Sabalkanski), beide Kutscher ritten auf den Pferden, so fuhr der König nach Schönhausen, ging zu Fuß durch den Park, ließ sich Landbrot und Milch geben und fuhr dann wieder nach Charlottenburg zurück. Auf dem ganzen Wege hatte er seine Freude daran, daß es den Pferden gar nicht sauer wurde, die Fahrt war ihm dadurch so lieb geworden, daß er sie oft auf diese Weise wiederholte. — Seine Sorge für die Leute war eben so groß als für die Pferde. Eines Tages wollte er von der Pfauen-Insel abfahren, der Kutscher ließ etwas warten, als er angelaufen kam, sagte er, indem er rasch auf den Bock stieg: „Ich habe nur geschwind ein Glas Bier getrunken, ich hatte gar zu großen Durst." „Wohl Fische gegessen?" fragte der König. „Ach nein," erwiederte der Kutscher, „ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen." — „Was! nichts gegessen," rief der König, „ich habe für jeden meiner Leute, die mit mir sind, einen Thaler ausgesetzt, daß sie was ordentliches zu essen bekommen." — „Den Thaler hat mir der Küchenmeister auch ausgezahlt," sprach der Kutscher, „aber s'ist doch hier nichts zu haben." Der König sagte nichts, ließ aber am Abend den Küchenmeister rufen, machte ihm Vorwürfe, daß er den Leuten Geld statt Essen gäbe und sagte ihm: „Essen Sie mal einen harten Thaler, wenn Sie Hunger haben! daß mir das nicht wieder passirt!" Von der Zeit an bekamen die Leute des Königs statt des Geldes täglich warmes Essen, sie waren darüber sehr verdrießlich, denn sie hatten bisher an den Tagen, da sie mit dem König abwesend waren, sich gern mit kalter Küche beholfen, der Thaler war ihnen und namentlich ihren Frauen eine sehr willkommene Nebeneinnahme gewesen, da solche Fahrten oft vorkamen; jetzt fielen diese Einnahmen fort, die ihrem Hausstande sehr fehlten und der Kutscher, der das durch seine voreilige Klage veranlaßt hatte, mußte viel bittere Vorwürfe hören, die bittersten von seiner eigenen Frau; der König aber hatte keine Ahnung davon, welches Leid er durch seinen menschenfreundlichen

Digitized by Google

Befehl den Leuten gethan. Er meinte es immer treu, auch da, wo er im gerechten Eifer wohl einmal das Unrechte that.

Der Freudentag, an dem sein Sohn, der Kronprinz, ihm die Schwiegertochter, die jetzt verwittwete Königin Elisabeth, zuführte, wurde auf eine schaurige Weise getrübt. Die prächtige Schloßbrücke, zu der Zeit noch Hundebrücke genannt, war noch im Bau begriffen, doch war die Passage über dieselbe für diesen Tag hergestellt, obgleich ein paar Hundert Schritt weiter eine Nothbrücke errichtet war, welche während des Baues für Fuhrwerk und Publikum die Verbindung zwischen beiden Ufern der Spree offen erhielt. Diese Nothbrücke hatte in der Mitte ein Paar Klappen, welche aufgezogen werden konnten, um bemastete Spreekähne durchzulassen. Die Klappe von der Lindenseite her ragte um etwa einen Zoll über die andere Klappe hervor. Wer, ohne auf den Weg zu sehen, über die Brücke ging, stieß jedesmal mit dem Fuß an die hervorragende Klappe. Das geschah oft, denn die reichbewimpelten und mit Blumen geschmückten Schiffe zu beiden Seiten fesselten die Blicke. Am Abend wurde die in Bau befindliche Brücke gesperrt und nur die Nothbrücke blieb dem Publikum geöffnet. Weshalb diese Sperrung eigentlich erfolgte, da es doch offenbar nur ein Gewinn war, wenn dem gewaltigen Strom des Volkes einige Abflüsse gewährt wurden, ist schwer zu sagen. Im Publikum hieß es, der Commandeur hätte für sein Rosengärtchen gefürchtet, das dicht an jener Brücke lag. Was aber auch der Grund war, jene Nothbrücke, schmal, wie Nothbrücken sind, blieb der einzige Weg, über den an jenem Abend der Strom von Hunderttausenden sich wälzte. Die Studenten hatten im Lustgarten nach einem Fackelzug ihre Fackeln auf einen Haufen geworfen, der in hohen Flammen aufloderte. Da hatten sich viele tausend Menschen, vielleicht halb Berlin, versammelt. Dieser gewaltige Menschenknäuel nahm mit einem Mal seine Strömung nach den Linden zu. Es hieß, das Brandenburger Thor würde bengalisch erleuchtet, ein ferner heller Schimmer lockte die Menge nach jener Richtung hin, und alles drängte, schob und stieß in fröhlicher ungeduldiger Hast seine Vorgänger vor sich her. Da stolperten einige über die hervorstehende Aufzugsklappe der Brücke; im Begriff sich wieder zu erheben, wurden sie niedergeworfen von denen, die ihnen dicht auf den Fersen folgten. Ueber sie stürzen Andere, immer mehr liegen am Boden, immer größer wird die Last, die sich auf sie lagert, unaufhaltsam wird mit der Wucht von zwanzigtausend Menschen vom Lustgarten her nachgeschoben und ein stets wachsender Menschenberg angehäuft. In übermüthiger Lust drängen und pressen die Nachfolgenden und ahnen nicht, daß sie dadurch Tod und Verderben in die vorderen Schichten bringen, von Sekunde zu Sekunde mehr. Schon ist der aufgethürmte Menschenwall eine regungslose Masse, denn die Untern sind erdrückt, erstickt, und die noch Lebenden sind so eingekeilt, daß jede Bewegung ihnen unmöglich ist; während vorn der Tod würgt und Röcheln und Jammergeächz übertäubt wird vom Geschrei der Todesangst, ertönt vierzig Schritt davon fröhliches Jauchzen: „Vorwärts" wird geschrieen, „immer lustig voran!" jauchzt das tolle Gedränge und ahnt nicht, daß nur Leichen, nur solche, die im letzten Todeskampf liegen, vorn den Uebergang sperren. Wie sehr auch vom Zeughaus-Ufer her Menschen, die den entsetzlichen, sich stets mehrenden Jammer mit ansahen, über die Brücke hinüberschreien: „Zurück, zurück! ihr mordet durch euer Drängen!" Der Ruf erstirbt ungehört in dem lustigen Lärm. Endlich, endlich, haben einige so viel Besinnung, daß sie bis zur nächsten Brücke laufen, von da nach dem Lustgarten, und so dem tollen mordenden Drängen ein Ende machen. Im Augenblick, da sie dort ankommen, hatten Viele auf der Brücke aber schon etwas Luft bekommen. Die eisernen Stangen des Brückengeländers bogen und brachen unter dem unwiderstehlichen Andrange. Viele stürzten augenblicklich ins Wasser, Andere wurden nachgeschoben; die Meisten wurden von Schiffern gerettet. Aus den vielen Jammerscenen hier nur eine: Ein junger Maler, der schon Anfangs ins Gedränge gerieth, sah, wie

Digitized by Google

ein junges Mädchen zu Boden stürzte. Er will ihr helfen, aber er wird vom Menschenstrom überwältigt, niedergepreßt; er steht noch auf den Füßen, aber mit Grausen fühlt er, daß sein Fuß auf dem Gesicht des Mädchens steht. Er will ihn heben mit höchster Anstrengung, es ist unmöglich. Immer gewaltsamer wird er niedergedrückt. Er fühlt wie es knirscht unter seinem Fuß, aber willenlos wird er von der Wucht der Masse heruntergepreßt. Immer unerträglicher wird die Last, die ihn quetscht, schon fühlt er, wie sein Brustkasten fast zerdrückt ist. Da brüllt er um Hilfe. Fünf Kunstgenossen von ihm, die vom Zeughaus-Ufer das Verderben ansehen, ohne ihm wehren zu können, erkennen seine Stimme, stürmen über den zusammengepreßten Menschenberg fort, treten auf Leiber, auf Köpfe und gelangen zu ihrem Freunde. Mit übermenschlicher Anstrengung reißen, zerren sie ihn gewaltsam heraus und schleppen ihn auf die Straße. So eingekeilt war er gewesen, daß die Stiefeln zurückblieben und das Beinkleid am Oberschenkel wie mit der Scheere abgeschnitten war. Als der gräuliche Menschenknäuel sich allmählig entwirrte, zog man 26 Todte und eine bei weitem größere Anzahl Halbtodter aus ihm hervor. Ich wohnte als zweite Gerichtsperson den Leichenöffnungen bei, die damals noch mit allen Selbstmördern und gewaltsam um's Leben gekommenen vorgenommen wurden. Einige der Leichen gewährten einen entsetzlichen Anblick. Das Gesicht des jungen Mädchen war eine unförmige, mit geronnenem Blut bedeckte Masse. In die Wange einer korpulenten Jüdin hatte ein Soldat im Todeskampf sich tief eingebissen. — Bei der Mehrzahl der Leichen zeigten sich äußerlich keine Körperverletzungen, sie waren erstickt. Bei einigen fand sich erst bei der Obduction, daß ihnen alle Rippen im Leibe zerbrochen waren. Das junge fürstliche Paar zeigte den Verwundeten und den nachgebliebenen Angehörigen der Getödteten unermüdliche, unerschöpfliche Sorge und thätige Theilnahme. Es giebt Verstümmelte und Töchter, die jener Unfall ihres Versorgers beraubte, die heut noch Pension aus der königlichen Chatulle erhalten. Der König war sehr erzürnt über den Vorfall. Er machte der Polizeibehörde heftige Vorwürfe, daß sie solchen Unglücksfall hatte geschehen lassen. Sie entschuldigte sich damit, daß sie vergeblich alles Mögliche versucht, den Ungestüm der Masse zu zügeln, daß ihr aber keine Mittel zu Gebote ständen, ihre Autorität geltend zu machen, da ihr der Gebrauch ihrer Waffe bei solchen Gelegenheiten nicht gestattet sei, das Volk das wisse und daher sich ohne Scheu ihren Anordnungen widersetze. Der König bestimmte darauf durch Cabinetsordre, daß die Polizeibeamten berechtigt wären, scharf einzuhauen, wenn man ihren Anordnungen nicht Folge leiste. Diese Bestimmung erregte damals eine allgemeine Mißstimmung und war wohl auch durch die Vorgänge nicht gerechtfertigt.

Der König legte keinen Werth auf Stimmungen, am wenigsten auf sentimentale, er war voll tiefen innigen Gefühls, aber Feind aller Schwärmerei.

Die Liebe des Königs zu seiner königlichen Gemahlin ist bekannt. Als sie in Hohenzieritz bei ihrem Vater, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, gestorben, schmückten die königlichen Kinder die Leiche der Mutter mit Rosen. Ein junger Maler, Sohn des Großherzoglichen Hofgärtners Ternite, malte die Entschlafene mit diesem Rosenschmuck. Der König nahm das Bild mit nach Potsdam, berief den Maler dahin, räumte demselben ein Atelier neben seinem eigenen Arbeitskabinet ein, woselbst jener die Königin unter des Königs Aufsicht und Angaben wiederholt malen mußte; der König brachte ihm selbst die Kleider, in welchen die Königin dargestellt werden sollte, er war täglich, oft mit seinen Kindern, an der Staffelei und trug das Interesse, was er an dem Malen nahm, auf den Maler über, dem er stete väterliche Fürsorge zeigte und den er später zum Inspector der Gemälde-Gallerie von Sanssouci machte. Eines Tages als er mit seiner ältesten Tochter, der nachmaligen Kaiserin von Rußland, in das Atelier trat, sah er, daß das Wort Italien mit Kreide auf die Thür eines Spindes geschrieben war. „Was soll das?“ fragte er den Maler. „Ach, Ew. Majestät, Italien ist das Ziel meiner Sehnsucht, es ist mein höchster, heißester Wunsch, mich dort

Digitized by Google

für die Kunst auszubilden." „Ach was!" sagte der König, „hier recht fleißig sein, können auch hier was tüchtiges lernen." — „Charlotte!" sagte er zur Prinzeß, „wisch das da mal aus!" Die Prinzeß mußte das Wort Italien auswischen. „So — und nun schreibe Potsdam dafür hin!" Nachdem das geschehen, sagte der König zu dem etwas niedergeschlagenen Maler: „Sehen Sie Sich das hübsch alle Tage an, Potsdam ist der Ort, der Ihnen angewiesen ist, um hier fleißig zu sein und was Ordentliches zu lernen." Lange Zeit durfte von Italien nicht die Rede sein, nach Jahren gab der König aber doch die Erlaubniß und die Mittel zu einer Reise dahin, deren schöne Frucht die von Ternite herausgegebenen Wandgemälde von Herculanum und Pompeji sind.

Gradheit und Offenheit konnte der König, selbst wenn ein Tadel für ihn darin lag, nicht nur ertragen, sondern sogar ehren. In der Zeit nach 1806, da der König dem General von Marwitz, der damals noch Hauptmann war, erlaubt hatte ein Freicorps zu bilden, sprach er eines Tages über die Mängel der Heeresorganisation und zeigte dabei eine tiefe Kenntniß, eine so klare Einsicht in alle Verhältnisse über die begangenen Fehler, daß Marwitz verwundert ausrief: „Und das haben Ew. Majestät Alles gewußt?" Worauf der König fragte: „warum soll ich denn das nicht gewußt haben?" Marwitz in jugendlicher Uebereilung, über die er erschrak, sowie er sie begangen, brach in die Worte aus: „Und Euer Majestät haben es doch nicht besser gemacht?" Der König erwiderte gelassen: „Ist das zu verwundern? bei meiner Unerfahrenheit hörte ich auf alte erprobte Männer und traute ihnen mehr als mir."

Selbst Rügen konnte Friedrich Wilhelm nicht nur tragen, er konnte dem, der sie aussprach, auch dafür danken von ganzem Herzen. Ein solches Dankgefühl zog ihn zu dem Superintendenten, später Erzbischof Borowsky in Königsberg. Er sagte über sein Verhältniß zu demselben: „Wenn ich, umnachtet von der dunkeln, verhängnißvollen Zeit, zweifelte und nach dem Wie, Wo und Warum? fragte, ward Borowsky auf die liebenswürdigste Weise unwillig, faßte mich bei den Rockknöpfen, klopfte mir auf die Schulter, schüttelte mir die Hand und sprach, mit dem Ernst und der Würde eines Nathan vor mir stehend: „Sie müssen glauben lernen. Dem Menschen geschieht, wie er glaubt." Alles das war mir sachlich und persönlich neu; so hatte noch nie Jemand zu mir gesprochen. Die ernste, oft schneidende Freimüthigkeit entfernte mich nicht; zog mich vielmehr, da sie sichtbar der Ausfluß der reinsten Theilnahme, ich muß sagen einer gewissen frommen, zärtlichen Besorgniß war, um so inniger zu dem originellen, herrlichen Mann hin und sein Umgang wurde mir unentbehrlich. Besonders hat Borowsky, durch stete Hinweisung auf das Höchste, mir auch vorzüglich geholfen, die Bitterkeit, die in dem zerschmetternden Jahre 1806 in meinem Gemüthe sich festsetzen wollte, zu mildern, und dadurch mich geneigt und fähig gemacht, auch meinen persönlichen Gegnern und Feinden verzeihen und Gutes thun zu können."

Zu diesem Vergeben hatte er besonders vielfache Gelegenheit in den Zeiten, die der unglücklichen Schlacht von Jena folgten. Nichtachtung und Abfall, Hohn und Haß trat ihm da oft entgegen, und selbst von solchen Männern, die er einst für Ehrenmänner gehalten hatte; nur Wenige widerstanden dem großen Wirbelwinde, der am meisten die sogenannten Gebildeten in die Zeitströmung des Moments, in die Verachtung des Einheimischen, in die Anbetung des goldenen französischen Kalbes hineinriß, von dem sie allein Heilung erwarteten; in jener Zeit sind Schmähungen von maaßloser Gemeinheit in Wort und Schrift und Bild über den gebeugten König ergossen worden. Doch erhielt er gerade in der schwersten Zeit auch manche Erquickung, die seinem Herzen wohlthat und ihm zeigte, daß die Treue im Lande noch nicht ausgestorben sei. Als er Westphalen und die Grafschaft Mark im Tilsiter Frieden abtreten mußte, sangen die Landleute dort das bekannte Lied: „Es kann schon nicht immer so bleiben!" mit Abänderungen, die alle darauf hindeuteten, daß die fremd-

Digitized by Google

ländische Herrschaft nicht bleiben, daß ihr alter rechter Herr (wie sie den König nannten) bald wiederkehren würde; und als die königlichen Domainen zum Verkauf ausgeboten wurden, da war es Ehrensache, daß sich kein Käufer dazu finden dürfe, damit sie dem König erhalten würden, wenn er wiederkehre, und es fand sich kein Käufer; wen die Treue nicht vom Kauf abhielt, den hielt die Furcht ab, denn Tod und Verderben waren dem gedroht, der die verruchte Hand nach dem Eigenthum des Königs ausstreckte. Solche Treue, die dem König nicht unbekannt blieb, that seinem Herzen unbeschreiblich wohl, und er vergaß sie nie. Auch denen, die ihn am tiefsten kränkten, war er ein milder Richter, ein vergebender Vater. Der Oberst von Massenbach, der bei Prenzlau die feige Capitulation abgeschlossen, trieb die Niederträchtigkeit seiner Gesinnung so weit, daß er dem König drohte, wichtige Staats-Geheimnisse dem Feinde zu verrathen und die betreffenden Documente ihnen zu übergeben, wenn der König sie ihm nicht mit einer bedeutenden Summe abkaufe. Dieser antwortete ihm nicht, sondern übergab das freche Schreiben dem Kriegsminister. Auf dessen Veranlassung wurde er in Frankfurt a. M., wo er sich in thörigter Verblendung für sicher hielt, arretirt, ausgeliefert, vor ein Kriegsgericht gestellt und als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Der König begnadigte ihn zu lebenswieriger Festungsstrafe. Auf der Festung versuchte er vergeblich, immer wieder von Neuem, bald auf sinnreiche, bald auf abenteuerliche Weise, auf dem Gnadenwege Befreiung zu erlangen. Sie wurde ihm endlich zu Theil, als der König das Bein gebrochen. Da, in einer schmerzensreichen Nacht, gedachte der König derer, die ihn beleidigt und fragte sich, ob er ihnen wohl Allen von Herzen vergeben. Da fiel ihm Massenbach ein. Am nächsten Morgen schickte er durch eine Stafette ihm die Ankündigung seiner Freiheit zu. Massenbach hatte in derselben Nacht hin und her gesonnen, was er denn noch unternehme, um zur heiß ersehnten Freiheit zu gelangen. Er fand Nichts. Da fiel ihm auf's Herz: Du hast Alles versucht, aber du hast noch nicht gebetet um deine Freiheit. Er versuchte es, anfangs kalt und selbst widerwillig, aber er betete fort; ihm wurde leichter um's Herz und zuletzt so leicht und froh, als wäre er erhört. — In derselben Nacht kam dem König der Gedanke, ihn frei zu geben.

Der König haßte alle Intriguen, und in seinem edlen einfachen Sinn hatte er zuweilen gar keine Ahnung, daß man intriguirte und machte gerade die feinste Berechnung zu Schanden. Die Stadtverordneten in einer Haupt- und Residenzstadt mußten dem Herkommen gemäß drei Männer vorschlagen, aus deren Mitte der König ihnen den einen als Bürgermeister gab. Um nun sicher zu sein, daß sie gerade den erhielten, der ihnen angenehm war, schlugen sie nächst demselben zwei andere vor, von denen sie fest überzeugt waren, daß der König sie nicht wählen würde. Der eine, obwohl ein Ehrenmann, war früher Handwerker gewesen und völlig unfähig ein solch' Amt zu verwalten. Der andere besaß zwar hohe Fähigkeiten und war durch dieselben, sowie durch seine frühere Stellung völlig geeignet für jenes Amt, er war unbeliebt, ja verhaßt durch seine Unverträglichkeit und seinen Hang zur Intrigue, einen Hang, der, wie man glaubte, ihn bei Hofe unmöglich gemacht hatte. Es war die Zeit, da der König die neue Agenda gern in alle Kirchen eingeführt sah und sogar manche Orden vertheilte, „non propter acta, sed propter agenda“ (nicht wegen des Vollbrachten, sondern wegen des zu Vollbringenden). Er verhieß der Stadt an die Stelle einer kleinen unansehnlichen Kirche eine große, prächtige zu bauen, sprach aber den Wunsch aus, daß in derselben die neue Agenda eingeführt würde. Jener Intriguant erbot sich die neue Vermittlung zu übernehmen. Die Kirche wurde gebaut. Als sie beinahe vollendet war, zeigte es sich, daß die Gemeinde nicht geneigt war, die Agenda anzunehmen und als ihr angedeutet wurde, daß in dem Falle auch die Mittel zum Weiterbau nicht hergegeben würden, forderte sie, daß die neue Kirche weggerissen, und die alte, einfache, die ihren Bedürfnissen vollkommen genügt habe, wieder hergestellt würde. Das erregte den Unwillen des

Digitized by Google

Königs um so mehr, da sich herausgestellt hatte, daß gerade der, der sich zur Vermittlung angeboten, im Stillen die Gemeinde aufgehetzt und sie dahin gebracht hatte, jene Forderung zu stellen. Er fiel dadurch vollständig in Ungnade und der Zutritt zum Hofe wurde ihm verboten. Als nun der König seinen Namen unter den Männern fand, welche die Stadt zum Bürgermeister zu haben wünschte, sprach er: „Der Mann muß große Verdienste um die Stadt und die Liebe der Bürger in hohem Grade erworben haben, da sie mir ihn vorschlagen, obgleich sie wissen, wie er gegen mich gehandelt hat. Ich will ihrem Vertrauen und ihren Wünschen nicht entgegen sein." Der König ernannte ihn zum Bürgermeister, und ließ ihm sagen, alles Geschehene solle vergeben und vergessen sein; er möge sein Amt treu verwalten und das Vertrauen der Bürger rechtfertigen.

Einst wollte ein neuer Minister gern einen höheren Beamten los werden, der allerdings seiner Stellung nicht gewachsen war; einst ein tapferer Offizier, war er, wie behauptet wurde, zu seinem Posten durch Verwandte gelangt, die dem Könige nahe standen. Um diese nicht zu verletzen, schrieb der Minister an jenen Beamten: er verkenne seine großen Verdienste nicht; doch sei es ein Vorurtheil der Zeit, welches fordere, daß gerade Beamte in seiner Stellung schon zeitig in der Verwaltung thätig gewesen seien. Er habe das Vertrauen zu ihm, daß er im Interesse des allgemeinen Besten zurücktreten werde, und ersuche ihn, ihm anzudeuten, welche Rangerhöhung, welchen Orden und welche Pension er bei seinem Rücktritt wünsche, er werde das Alles beim Könige durchsetzen. Der Beamte berieth sich mit seinen Verwandten, sandte in Folge dieser Berathung das Schreiben des Ministers an den König und schrieb dazu: Majestät würden daraus ersehen, daß der Minister ihn aufgefordert habe, um seinen Abschied einzukommen. Er habe zwar geglaubt, daß gerade in dieser Zeit der Staat Diener bedürfe, die freudig bereit wären, Gut und Leben dem Dienste des Königs zu opfern, daß er aber auch jederzeit bereit sei, wenn das Beste des Staates es erfordere, zurückzutreten, ohne jeden Anspruch auf Auszeichnung und Pension, zufrieden, wenn ihm nur die Gnade seines Königs bliebe. Der König schrieb: „Es ist jetzt nicht an der Zeit Staatsdiener zu verabschieden, die ihr Blut für's Vaterland vergossen haben, bleiben Sie ferner treu in Ihrem Amte, wie Ich Ihr wohlgeneigter König bleibe." Diese Cabinetsordre sandte der Beamte an den Minister ein und schrieb dazu: er sei auf Veranlassung Sr. Excellenz beim Könige um seinen Abschied eingekommen; wie Excellenz aber aus beiliegender Cabinetsordre ersehen würden, wolle der König ihm denselben nicht gewähren. Als nun beim nächsten Vortrage der Minister von jenem Beamten sprach und andeutete, daß ein Wechsel in Besetzung dieser Stelle doch wohl, wenn der Königliche Dienst nicht leiden solle, unerläßlich sei, brach der König kurz mit den Worten ab: „Ist schon abgemacht!" Darauf erklärte der Minister schriftlich, daß er bei Uebernahme seiner Stelle gehofft habe, die Werkzeuge seiner Thätigkeit nach seiner besten Ueberzeugung wählen zu dürfen und daß er, wenn ihm das nicht gestattet wäre, allerdings besorgen müsse, daß es ihm nicht möglich sein werde, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Er erhielt darauf den kurzen Bescheid: Da ihm seine jetzige Stellung zu mißfallen scheine, so würde ihm bemerklich gemacht, daß sein Nachfolger bereits designirt sei. Auch hier brach die Spitze der Intrigue und verwundete im Abbrechen nur ihren Urheber.

Der König strafte nur ungern; in dem Städtchen F. hatten sich die Bürger geweigert, den Bürgereid zu leisten, sie hatten sich wiederholt den obrigkeitlichen Anordnungen widersetzt und es war endlich so weit gekommen, daß Befehl gegeben wurde, die Widerspenstigen in das nächste Regiment (Prinz Ferdinand von Preußen) zu stecken. Der Commandeur desselben stellte aber dagegen vor, daß wenn diese Leute gegen das Kantonreglement, oder ausdrücklich zu ihrer Strafe, da sonst kein Soldat eine Ackerwirthschaft besitzen solle, dennoch zu Soldaten gemacht würden, ihre

Digitized by Google

Wirthschaften im Fall eines Krieges, bei der Abwesenheit des Bewirthschafters ruinirt und daß unter dieser Strafe die Erben und Angehörigen dieser Leute am empfindlichsten leiden würden; überdies träfe diese Strafe des Einstellens nur wenige, und der größere Theil ginge seiner Unbrauchbarkeit zum Soldaten wegen frei aus. Er bat also, das Regiment mit der Maßregel, die einmal rechtlich verabschiedeten Bürger zu Soldaten zu machen, hochgefälligst zu verschonen. Hierauf wurde wieder zur Arretirung der Widerspenstigen geschritten, am 22. November 1797 ward der Rathmann arretirt, die Bürgerschaft aber machte ihn wieder frei. Nun erfolgte endlich folgende Allerhöchste Cabinetsentscheidung, die sich auf Vorlegung und Prüfung aller vorgefallenen Thatsachen gründet.

„Berlin, den 7. Januar 1797.

Bürger von F.! gern nennte Ich euch meine lieben Bürger und Unterthanen, aber wie kann Ich das, da ihr Meine Gesetze verachtet, ungehorsam gegen eure Obrigkeit seid, euch gegen sie zusammenrottirt, und sie durch Gewalt an Ausübung ihrer Pflichten verhindert? Also ihr Bürger von F., ihr habt euch schwer vergangen und harte Strafe verdient und wenn Ich euch auch bloß nach dem Gesetze behandeln wollte, so hättet ihr schon die militairische Hülfe in euren Mauren, um solche zu vollziehen. Allein es schmerzt Mich, daß ihr von allen Meinen Unterthanen die Ersten und Einzigen sein sollt, an welchen solche Strenge ausgeübt wird, und daß ihr auf diese Art der Schande und der Verachtung des ganzen Landes bloß gestellt werdet, wo solche rebellische Widersetzlichkeiten, Gottlob, unerhört sind. Ich will daher die Güte noch einmal an euch versuchen. — Gehet in euch, folget der Stimme und dem Rathe der guten Menschen, die unter euch sind, und nicht den eigennützigen Rädelsführern, die euch zu verführen suchen. Leistet den Bürgereid, den ihr nach Gesetz und Recht zu leisten schuldig seid. — Gehorchet der Obrigkeit, und suchet durch eine ruhige und gesetzmäßige Aufführung doch einmal den verhaßten Ruf der Widerspenstigkeit von euch abzuwälzen, der schon seit langen Jahren auf euch ruht und der euch unglücklich macht. Ich bitte euch darum, als ein wohlmeinender Vater und befehle es euch als euer König. — Ihr sollt Mir alsdann als treue und rechtschaffene Unterthanen lieb und werth sein und Ich werde euch in Allem, was Recht ist, schützen. Kehret ihr aber nicht sogleich zu eurer Pflicht zurück, so wisset, daß Ich ein strenges Exempel an euch statuiren werde, und daß bereits die erforderlichen Befehle gegeben sind, auf den ersten neuen Unfug das Militair bei euch einrücken zu lassen und euch zu harter Strafe abzuführen. Richtet euch also hiernach, wenn Ich das Vergangene vergeben und vergessen soll und wenn euch eure eigene Wohlfahrt und die Liebe eures Königs etwas werth sind. Friedrich Wilhelm."

Diese Liebe artete aber nie in Weichheit aus, davon giebt die folgende Cabinetsordre Zeugniß:

„Sr. Königliche Majestät von Preußen u. s. w. können den Vorschlag des Justiz-Departements, den zu sechsmonatlichen Festungsarrest kommandirten H. zu R., nach ausgestandener Strafe wieder in sein Predigtamt einzusetzen, nicht beipflichten. Die Immoralität eines Predigers hat einen zu entscheidenden Einfluß auf die Sitten seiner Gemeine, als daß man nicht äußerst darauf bedacht sein müßte, sie gegen alles Aergerniß von dieser Seite zu sichern. Dies ist in dem vorliegenden Fall um so nothwendiger, da der H. sich außer dem Frevel, durch den er in Inquisition gekommen ist, schlechter Streiche schuldig gemacht hat. Bei diesen höheren Rücksichten kann das Mitleiden mit seiner Familie nicht in Anschlag gebracht werden, sondern der H. muß seiner Stelle entsetzt bleiben. So wie Sr. Majestät hoffen, daß das geistliche Departement Mittel finden wird, für denselben auf irgend eine andere Art einen nothdürftigen Unterhalt auszumitteln, so wollen dieselben ihrerseits zur Erleichterung seines Schicksals dadurch beitragen, daß sie ihm die zuerkannte sechsmonatliche Festungsstrafe erlassen, und hat das Justiz-Departement das Erforderliche in Gemäßheit zu verfügen. Berlin, den 16. Dezember 1797. Friedrich Wilhelm."

Digitized by Google

II.

Dem Gesetz vergab er nie etwas, selbst da, wo Männer, die ihm sehr werth waren, versuchten ihn dazu zu bestimmen. Der Buchhändler Reimer gab im Jahre 1823 eine Uebersetzung der Memoiren von St. Helena heraus. Als er sie bis zum vierzigsten Bogen gedruckt hatte, erklärte ihm der Censor, Geheimrath Jaffois, er könne ihm die Erlaubniß zum ferneren Druck nur unter der Bedingung geben, daß auf dem Titel ein anderer Verlagsort als Berlin genannt würde. Das hatte seinen Grund darin: Im einundvierzigsten Bogen dieser Memoiren kamen harte Schmähungen Napoleons gegen den König von Schweden vor. Unser Hof war aber gerade damals mit dem schwedischen etwas gespannt. Der letztere hatte die Verbindung des Kronprinzen mit der zweiten Tochter des Königs, damaliger Prinzeß Alexandrine, jetzt verwittweten Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, gewünscht. Aber die Verbindung seines Kindes und Hauses mit einem nahen Verwandten Napoleons war nicht nach dem Sinne Friedrich Wilhelms III. Die Bewerbung wurde abgelehnt, mit der bedauernden Erklärung, daß die Hand der Prinzeß bereits dem Erb-Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zugesagt sei. Unter diesen Verhältnissen erschien es dem Censor anstößig, daß gerade in Berlin ein Buch erscheine, welches Beleidigungen gegen den König von Schweden enthielte. Reimer wollte sich der ihm auferlegten Beschränkung nicht unterwerfen und wandte sich beschwerend an den Ressort-Minister, erhielt aber zu seiner Ueberraschung die Antwort, daß der Censor seine Befugnisse überschritten habe, das ganze Werk hätte die Censur nicht passiren sollen und dürfe gar nicht erscheinen. Da Gegenvorstellungen keinen Erfolg hatten, suchte und fand Reimer einen Ausweg. Er übergab das ganze Werk dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt a. M. und überließ ihm den Debit für Süd-Deutschland, während er sich *den* für Nord-Deutschland vorbehielt. Die Frankfurter Censur ließ das Werk ohne Bedenken durch und da ein innerhalb der Bundesstaaten censirtes Werk keiner *Re*censur bedurfte, so sah der Minister zu seinem unwilligen Erstaunen, daß ungeachtet seines entschiedenen Verbots jene Memoiren in allen Buchhandlungen ausgeboten wurden und zur Schau hingen. Er wandte sich nun an das Criminalgericht, verlangte die Bestrafung des Buchhändlers Reimer und sprach seine Ueberzeugung dahin aus, wie es dem Gericht nicht entgehen würde, daß unter den bestehenden Verhältnissen den p. Reimer eine empfindliche Freiheitsstrafe und der Verlust seiner Concession treffen müsse, zugleich forderte er Bericht über den Erfolg der Untersuchung. Der damalige Dirigent des Criminal-Gerichts, der alte eiserne Schmidt erwiderte, die Untersuchung wäre eingeleitet, über ihren Ausgang würde Bericht erstattet werden. Einige Zeit darauf lief ein zweites Ministerialschreiben ein, unter Beifügung eines vor Jahr und Tag von Reimer herausgegebenen Neujahrwunsches. Es wurde auf die illegalen Gesinnungen hingewiesen, die sich darin aussprächen und wie darin ein neuer Grund liege, gegen den p. Reimer mit aller Strenge zu verfahren. Schmidt erwiederte, die Untersuchung sei eingeleitet, über ihren Ausgang werde er berichten. Der Ausgang aber war *der*, daß Reimer völlig freigesprochen und die Kosten der Untersuchung niedergeschlagen wurden. Das Erkenntniß mit seinen Gründen wurde dem Minister in Abschrift mitgetheilt. Es war darin auch von den Insinuationen die Rede, welche sich der Minister erlaubt hatte, sie wurden als sehr ungehörig gerügt; es wurde gesagt, wie sie in vorliegendem Falle völlig unberücksichtigt geblieben wären, wie aber ein weniger unabhängiges Richter-Collegium dadurch hätte zur Pflichtwidrigkeit verleitet werden können. Der Minister fühlte sich dadurch aufs tiefste verletzt. Er wandte sich an den Justiz-Minister, verlangte von ihm die Bestrafung des Referenten in dieser Sache, des Justizraths Barbua, der jenes Erkenntniß abgefaßt hatte. Der Justiz-Minister forderte vom Kammergericht Bericht über diese Angelegenheit. In diesem Bericht erklärte das Kammergericht, daß kein Grund

Digitized by Google

vorhanden sei, gegen den Justizrath Bardua einzuschreiten. Er habe nur im Namen des Criminal-Gerichts gehandelt, wäre also etwas Gesetzwidriges geschehen, so sei nur das Gericht strafbar. Dies sei aber keineswegs der Fall, vielmehr sei das Gericht nur zu beloben, daß es ohne Ansehen der Person Recht gesprochen habe. Dagegen sei das Benehmen des Ministers bedenklicher Art. Bekanntlich würden die Namen der Referenten geheim gehalten und es sei daher zu besorgen, daß der Minister auf unerlaubtem Wege jenen Namen erfahren, sie stellen daher anheim, ob nicht gegen den Minister die Untersuchung zu eröffnen sei. Nach solchem Bescheide konnte dieser wohl nichts anders thun, als die Sache auf sich beruhen zu lassen. Der Buchhändler Reimer aber ließ die Sache nicht auf sich beruhen. Gestützt auf jenes freisprechende Erkenntniß, verklagte er den Minister beim Kammergericht, indem er behauptete, daß ihm durch die versagte Erlaubniß zum Druck und durch die Theilung des Gewinnes, zu welcher er sich in Folge jener Versagung genöthigt gesehen, ein Schaden von 1800 Thaler entstanden wäre. Er bat den Minister zu verurtheilen, ihm diese 1800 Thaler zu zahlen und sämmtliche Kosten des Prozesses zu tragen und zu erstatten. Das Kammergericht leitete den Prozeß ein und lud den Minister zur Klagebeantwortung vor. Derselbe schickte die Vorladung zur Klagebeantwortung an das Gericht zurück und sprach sein Erstaunen darüber aus, daß das Gericht seine Stellung so ganz und gar verkenne und ihn wie einen Privatmann zur Klagebeantwortung vorladen könne. Er hoffe dasselbe werde seinen Irrthum einsehen und den Prozeß sofort niederschlagen, widrigenfalls er sich genöthigt sehen würde, die Niederschlagung durch Erwirkung einer Cabinetsordre zu erreichen. Das Kammergericht erwiderte, daß es Seiner Excellenz unbekannt zu sein scheine, wie es im Preußischen keine Cabinets-Justiz gäbe, wie sich die preußischen Könige eine solche nie erlaubt hätten, wie ein solcher versuchter Eingriff in den Gang des Rechts für den Richter als nicht vorhanden angesehen werden müsse, weil für ihn kein anderes Gesetz vorhanden sei, als das durch die Gesetzsammlung veröffentlichte. Allerdings müßten sie es dem Minister überlassen, ob er im Termin erscheinen wolle oder nicht, machten ihm aber bemerklich, daß er in letzterem Falle als ungehorsam Ausbleibender, wie jeder Andere würde verurtheilt werden, dem Kläger die 1800 Thaler zu zahlen und die Prozeßkosten zu tragen und zu erstatten. Da wandte sich der Minister an den König, bei dem er sehr in Gnaden stand und ersuchte ihn, dem Kammergericht aufzugeben, das ganze Verfahren niederzuschlagen. Der König forderte vom Kammergericht eine nähere Erklärung darüber, wie die Sachen sich verhielten. Das Kammergericht erwiderte, daß es außer Stande sei, eine solche Erklärung zu geben, da der Termin zur Klagebeantwortung noch bevorstehe und der Verklagte sich noch nicht über die Klage ausgelassen habe, sobald dies geschehen, würde es Bericht über die Lage der Sachen erstatten. Da bedeutete der König den Minister, wie ihm doch bekannt sein müsse, daß sich der König in Prozeß-Angelegenheiten nicht mische; wenn der Instanzenzug erschöpft sei, wolle er Bericht haben wie die Sache stehe. So mußte der Minister denn in aller Eile einen Anwalt bevollmächtigen, um die Klage zu beantworten. Der Erfolg war der, daß Reimer mit seiner Forderung abgewiesen wurde, aber es lag in demselben ein Beweis mehr für die hohe Unabhängigkeit des Gerichtshofes. Von diesem Gefühl edler Unabhängigkeit legte der Referent in der Reimerschen Untersuchungssache, Justizrath Bardua, auch ein Zeugniß ab. Der Justizminister fragte ihn, ob es ihm nicht angenehm wäre, aus Berlin versetzt zu werden, da bei den häufigen Berührungen zwischen dem Criminalgericht und dem Polizei-Ministerium leicht unangenehme Conflicte vorkommen könnten. Er böte ihm deshalb die Justizdirectorstelle in T. an, in der er das Doppelte seines bisherigen Gehalts erhielte. Er sei überzeugt, daß er sie würdig ausfüllen würde. Der Justizrath dankte ihm für dies wohlwollende Anerbieten und bat, daß es ihm erlaubt sein möge, es abzulehnen. Sein Verhältniß mit dem Minister sei bekannt geworden, werde er

Digitized by Google

jetzt aus Berlin versetzt, so würde man das im Publikum als eine Nachgiebigkeit der Gerichtsbehörde gegen den Minister ansehen, und er halte es aus Rücksicht auf die Ehre der preußischen Justiz für seine Pflicht, Berlin nicht freiwillig zu verlassen. Der Justizminister ehrte diese Gesinnung und beförderte ihn zum Rath beim Kammergericht.

Auf rücksichtslose Treue legte der König großen Werth. Als York in der russischen Campagne die bekannte Convention abschloß, durch die er die Armee dem Könige erhielt und zugleich damit den ersten entscheidenden Schritt zum Kampf und zum Siege gegen den allgemeinen Feind that, da erklärten sich alle Offiziere damit einverstanden, ja begeistert dafür; der eine, der damalige Lieutenant von Trützschler (als Oberst und Commandeur des Alexander-Grenadier-Regiments in Berlin gestorben) fragte, ob das mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs geschehe. York erwiederte: daß er nicht an des Königs nachträglicher Genehmigung zweifle, daß es aber im gegenwärtigen Augenblick unmöglich sei, dieselbe einzuholen. Darauf bat Herr von Trützschler, daß es ihm gestattet würde, das Corps zu verlassen und sich zu den preußischen Truppen bei der großen französischen Armee zu begeben, er halte sich nicht für berechtigt, ohne des Königs ausdrückliche Genehmigung den Alliirten im Stich zu lassen. Er erhielt jene Erlaubniß und gelangte nach vielen Fährlichkeiten zu der damals im Elende fast untergegangenen sogenannten großen Armee. Der König hat nie mit ihm darüber gesprochen, aber er hat ihn bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, Herr von Trützschler avancirte auffallend schnell und galt mit Recht als hochangesehen beim König. Yorks Bericht an denselben mußte Anfangs Geheimniß bleiben, die Franzosen hatten Berlin und fast das ganze Land noch besetzt, man besorgte, daß Napoleon die Absicht habe, den König bei der ersten Veranlassung aufzuheben und Preußen zu einer französischen Provinz zu machen. Der König hatte dem Major v. T. befohlen, jenen Bericht noch spät am Abend zu Hardenberg zu bringen. Als der Major an der Thür des Staatskanzlers anlangt, den Bericht aus dem Busen ziehen will, ist er fort, er muß ihn unterwegs verloren haben; die unseligen Folgen, die das haben kann, treten ihm mit Grausen vor die Seele. Einen Augenblick steht er da ohne Entschluß, willenlos, überwältigt von der ganzen Schwere seiner Verantwortung. Dann ermannt er sich, er beschließt, auf dem Wege, den er gekommen, zurückzukehren, das Papier zu suchen; findet er's nicht, dann will er zum Staatskanzler gehen, ihm sagen, was geschehen, damit die Folgen so viel wie möglich abgewehrt werden, — dann aber will er sich eine Kugel durch den Kopf jagen, denn überleben, mit ansehen, mag er das durch ihn verschuldete Unglück des Königs und des Vaterlandes nicht. Er kehrt um, fast ohne Hoffnung. Ein dichtes Schneegestöber erschwert das Suchen; zahlreiche französische Patrouillen begegnen ihm auf dem Wege. Er geht immer weiter, seine Hoffnung schwindet immer mehr und mehr, schon ist er nahe am königlichen Palais, da stößt er an etwas Hartes unter dem Schnee, er bückt sich, es ist der Bericht! — Er überbringt ihn dem Staatskanzler; er eilt, er stürzt nach dem Hausvoigteiplatz, wo ein Freund von ihm wohnt, der Feldprediger Schulz. Er stürmt in dessen Zimmer, er fällt ihm um den Hals, er ruft: „Falle mit mir auf die Kniee und danke Gott mit mir!" — Der König hat nie erfahren, wie nahe ihm das Verderben gewesen. Bald darauf begab sich der König mit seiner Familie unvermuthet und auf Umwegen nach Breslau, das damals, wie der größte Theil von Schlesien, frei von Franzosen war, sein offenes Bündniß mit Rußland folgte bald darauf. Der König wurde sichtbar minder ernst, selbst heiter. In diese Zeit fällt das einzige von ihm bekannt gewordene Witzwort. Ein alter Gutsbesitzer war so befangen, daß er im Gespräch mit dem König immer Excellenz zu ihm sagte. Anfangs beachtete das der König nicht, als sich's aber wiederholte, sagte er lächelnd: „Thun mir zu viel Ehre an, hab's nie bis zum General-Lieutenant gebracht." (Er bestieg den Thron als General-Major.)

Während seines Aufenthaltes in Breslau gestatteten die sehr beschränkten Räume des

Digitized by Google

Schlosses nicht, daß er seine Familie bei sich haben konnte; die Prinzeß Charlotte wohnte daher ganz in der Nähe in dem Hause eines Kaufmanns. Eines Tages ging sie, einfach gekleidet, aus dem Hause über die Straße zu ihrem königlichen Vater, da näherte sich ihr ein blutjunger Landwehr-Lieutenant, der, soeben Offizier geworden, in der neuen Uniform sich für unwiderstehlich halten mochte und der Prinzeß seine Begleitung antrug. Sie eilte, ohne ihn zu beachten, weiter, als er aber zudringlicher wird, blitzt sie ihn mit einem zürnenden Blick an und ruft: „Ich bin die Prinzeß Charlotte!" und eilt in's Schloß zum Vater, dem sie mit Thränen klagt, was ihr so eben widerfahren. Der Offizier stand wie vernichtet in banger Erwartung dessen, was da kommen würde. Es ließ nicht lange auf sich warten; schon an demselben Tage kam der Befehl, sich beim Könige zu melden. — Als er eintrat, blickte der Monarch ihn lange an ohne ein Wort zu reden und sagte endlich: „Sie haben vierundzwanzig Stunden Arrest, nicht weil Sie meine Tochter beleidigt haben, denn die kannten Sie nicht, aber weil Sie unbescheiden gegen ein anständiges Bürgermädchen waren, denn dafür haben Sie sie doch wohl gehalten." — Damit war er entlassen.

Die damals etwa zehnjährige Prinzeß Alexandrine (spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin) bemerkte eines Tages an ihrer Hauswirthin, einer reichen Kaufmannsfrau, ein seidenes Kleid von schönem Stoff, dessen Muster und Farbe ihr ganz besonders gefiel; sie betrachtete es immer von Neuem mit Wohlgefallen und äußerte endlich mit einem Seufzer: „So ein Kleid möchte ich wohl haben!" Als nun die Besitzerin desselben erwiderte: „Königliche Hoheit brauche ja nur den Wunsch zu äußern, so würden Ihr Königlicher Vater ihn gewiß erfüllen," erwiderte die Prinzeß: „Ach nein, so ein kostbares Kleid kauft mein Vater nicht. Vater sagt immer, wir wären sehr arme Kinder und müßten uns sehr einrichten, denn alles Geld was er hätte, gehörte dem Vaterland." — Die häusliche Einrichtung und die Besetzung der Tafel des Königs war in jener Zeit kaum die eines wohlhabenden Privatmannes; ein Stabsoffizier, der in jener Zeit zur Tafel befohlen war, erzählte, daß sie aus einer Brühsuppe, Rindfleisch mit Kartoffeln, einem Kalbsbraten mit Backobst und einem Glase Franzwein bestanden habe. Der Prinzeß Charlotte schenkte er zu ihrem sechszehnten Geburtstage fünf Thaler und sagte ihr: „Nimm fürlieb damit, ich kann Dir nicht mehr geben."

Auch in besseren Zeiten blieb er, was seine Person betraf, bei einer einfachen frugalen Lebensweise; Potsdamer Theezwieback und Obst genoß er täglich, die ersteren ließ er sich, selbst als er in Italien war, nachschicken, des Abends begnügte er sich oft mit Milch und Butterbrod, doch ließ er's bei Hoffesten nie an einer echt königlichen Gastlichkeit fehlen.

Er hatte eine solche Freude daran, zu helfen, daß er da, wo er nur irgend hörte, Hilfe thäte Noth, sich ganz still einen Knoten in's Schnupftuch machte, der ihn zu Hause an sein Vornehmen erinnerte. In seinen edlen männlichen Gesichtszügen drückten sich seine Empfindungen sichtbar aus, man konnte es ihm ansehen, wie wohl ihm selbst das Wohlthun that. Seine Freude am Geben und Vergeben war so groß, daß bei beiden oft ein fröhlicher Humor durchzuckte.

Ein Reiter vom Garde-du-Corps-Regiment in Potsdam besaß ein Haus, zu dem ihm königliche Baugelder bewilligt worden waren, er hatte dem Hause die vorgeschriebene Façade nicht gegeben, weil die Mittel dazu nicht ausreichten; die Bau-Commission bestand darauf, daß es nachträglich geschehe und drohte ihm mit Execution, wenn er ihrer Verfügung nicht nachkomme; er bat nun den Regimentsschreiber, ihm ein Gnadengesuch an den König aufzusetzen; als der Schreiber aber hörte, daß der Regiments-Commandeur seine Bewilligung nicht dazu gegeben, sie auch schwerlich geben würde, wollte er sich nicht damit befassen. Da schrieb der Reiter selbst mit zollangen Buchstaben seine Eingabe an den König und sagte darin: „Majestät, ich habe Ihnen dreiundzwanzig Jahre gedient und das habe ich mit vielem

Digitized by Google

Vergnügen gethan, ich bin dreimal verwundet worden und das habe ich mit vielem Vergnügen gethan, ich habe mich verheirathet und habe sieben Kinder, nun aber kommt die Bau-Commission und die conjonirt mich, daß ich mein Haus niederreißen und wieder aufbauen soll, und wenn ich das thun soll, dann bin ich ein ruinirter Mann, das ist doch Euer Majestät Wille nicht, mithin bitte ich, daß Sie der Commission befehlen, daß sie mich ungeschoren läßt." Er erhielt darauf folgende Cabinets-Ordre: „Ihre Bitte, der Bau-Commission zu befehlen, daß sie von ihrem Verlangen des Façadenbaues abgehen soll, kann ich nicht erfüllen, weil das wider die bestehenden Gesetze wäre, aber ich habe ihr befohlen, daß sie Ihnen die Façade auf meine Kosten baut."

Eines Tages trat der König in das Speisezimmer, als die Tafel abgedeckt ward, ein Lakai hatte so eben eine Flasche Rothwein an den Mund gesetzt und trank; heftig erschrocken durch den Eintritt des Königs, setzte er die Flasche schnell fort, aber ihr Inhalt hatte sich über seine weiße Weste ergossen und verrieth ihn. Zitternd erwartete er sein Geschick, aber der König sagte lächelnd: „Mal wieder durstig sein, dann weißen Wein trinken, ist nicht zu sehen. Diesmal vergeben sein!"

Zu einem Hoffeste waren mehrere Geistliche geladen. Nach der Tafel wurde Kaffee getrunken. Um das Halten der Tasse sich bequemer zu machen, hatte Einer von ihnen sein Baret auf ein in dunkler Ecke stehendes Tischchen gelegt. Ein Lakai, der für sich eine Menge übrig gebliebenen Kuchens in Beschlag genommen hatte, warf denselben, da er den König kommen sah, in der Angst seines Herzens in das ihm gerade zur Hand liegende Baret. Das Baret des geistlichen Herrn war also über und über angefüllt mit Kuchenresten aller Art. Dieser ergriff das Baret in demselben Augenblick als der König bereits da war und vor ihm stand. Dasselbe mit seinem strotzenden Inhalte in der vorgehaltenen Hand sehend, sagte der König zu ihm: „Haben wahrscheinlich zu Hause Kinder und Enkel. Essen gern Kuchen. Sehe das mit Vergnügen, haben an sie gedacht; was mitbringen!" Der Geistliche war ängstlich und verlegen und wollte sich mit den Worten entschuldigen: „Weiß in Wahrheit nicht, wie der Kuchen in mein Baret" —; der König aber, der nichts von dem Hergange wußte, erwiderte: „Ist gar nicht nöthig, daß Sie sich erst entschuldigen, sehe so etwas gerne, haben daran wohlgethan!" — redete dann von anderen Dingen und ging weiter. Nachher erfuhr der Herr den wahren Zusammenhang und machte dem Geistlichen für den unschuldig erlittenen Schabernack ein angenehmes Geschenk.

Der König that nur ungern weh und wo es geschehen, da suchte er die Wehthat gut zu machen. Vielleicht hatten die Verletzten sie lange schon vergessen, während der König noch daran dachte und eine passende Gelegenheit benutzte, ihnen wohlzuthun. Einst war der General der Cavallerie von Borstell aus Königsberg nach Berlin berufen worden, um ein großes Cavallerie-Manöver zu leiten; mitten in dem Manöver geriethen durch eine fehlerhafte Disposition die Regimenter an einander und es entstand eine große Verwirrung, die selbst den zahlreichen Berliner Zuschauern nicht entging. Der König schaute finster drein und sagte zu Borstell: „Darum hätten nicht brauchen so weit herzukommen!" Drei Jahre darauf leitete der König in Person ein ähnliches Manöver, es erging ihm dabei ganz so wie Borstell. Dieser war als Zuschauer gegenwärtig. Der König ritt an ihn heran und sagte: „Haben lange auf Satisfaction warten müssen, heute haben Sie sie bekommen!"

Seine Sorge für das Wohlsein und die Bequemlichkeit Anderer war größer als die für seine eigene. Auf einer Reise nach Petersburg war der neben ihm sitzende Adjutant, der Oberst von Witzleben, eingeschlummert und zwar so fest, daß sein Haupt auf die Schulter des Königs gesunken war. Eine Zeit lang hielt der König ruhig aus, aber die Last wurde mit der Zeit drückend; seine Schulter fortziehen, den Adjutanten dadurch wecken, das mochte er nicht, denn er würde beim Aufwachen unangenehm erschrecken; er sann also, wie er ihn

Digitized by Google

mit einem angenehmen Schreck ermuntern könne, und es gelang ihm zu seiner Freude dadurch, daß er mit lauter Stimme rief: „Witzleben, Witzleben, sind General geworden!"

Der König hatte seinen Takt und einen Zartsinn, der immer das Rechte traf. Als die Kaiserin Mutter, Maria Feodorowna von Rußland im Jahre 1818 in Potsdam war und auf den heiligen Weihnachtsabend zugleich der Geburtstag ihres kaiserlichen Sohnes, Alexander I., fiel, da sagte sich der König, daß jede, bei solcher Gelegenheit gewöhnliche Feier, dem Herzen der hohen Frau nicht zusagen könne; er ordnete eine kirchliche Feier an und ließ zu derselben am Tage vorher nach seinen eigenen Angaben die Garnisonkirche mit schönen biblischen Gemälden und mit rothen Drappirungen schmücken. Die ganze Feier hatte Bezug auf die Kaiserin und ihren Sohn und bewegte die Gefeierten tief. Nach dem Schluß derselben, als der König im Begriff war sie herauszuführen, sagte sie, zu dem Geistlichen gewandt: „Sie haben doch eine schöne Kirche!" Da erwiderte der: „So schön wie heute, ist sie doch erst seit gestern." Der König sah ihn mißbilligend an, winkte und schüttelte mit dem Kopf, als aber die Kaiserin fragte: „Wie so? seit gestern erst?" mußte jener doch die Wahrheit sagen. Da floß ihr Herz über in Dank und Freude, sie reichte dem König die Hand und sprach: „Das ist zu viel! Die selige Stunde vergeß ich Ihnen nie!" Der König erfreut und sichtlich bewegt, wollte ihr die Hand küssen, aber sie litt es nicht; hingerissen von ihren Gefühlen, breitete sie beide Arme aus und umarmte den König vor der ganzen Kirchengemeinde.

Was die Kaiserin von ihm nicht leiden wollte, mußte er von einem fremden Fürsten leiden. Als im Jahre 1836 ihn die Söhne des Königs von Frankreich, die Herzöge von Orleans und Nemours besuchten, und nach mehrtägigem, vielfach gefeierten Aufenthalte und nach einem im Neuen Palais gegebenen prachtvollen Abschiedsfeste die Prinzen sich dem Könige empfahlen, versuchte es der Herzog von Orleans wiederholentlich, die Hand des Königs zu küssen, der sie verlegen zurückzog und auf den Rücken legte. Aber der gewandte Prinz ergriff sie nochmal mit den Worten: „Mein Vater hat mir befohlen, nicht zurückzukehren, ohne die wohlthätige Hand geküßt zu haben, die zwanzig Jahre lang der Welt den Frieden bewahrt hat." Nun reichte sie ihm der König, umarmte ihn aber auch zugleich.

Ein Landesvater, der, wie Friedrich Wilhelm III., ein liebreicher Vater gegen seine Landeskinder war, konnte seine eigenen Kinder nicht minder lieb haben. So lange die Königin lebte, ging er jeden Morgen nach dem Vortrage in die Stube, in der die Kinder sich versammelten, empfing eines nach dem andern aus den Händen der Mutter und tändelte und spielte mit ihnen wahrhaft mutterselig. Wer von ihnen fleißig und besonders artig gewesen war, bekam ein kleines Geschenk aus dem Vorrath, den er stets bei sich in der Tasche führte. Den Weihnachtsbaum schmückte er selbst, und steckte dessen Lichter eigenhändig an. Diesen Gebrauch behielt er bei als seine Kinder erwachsen waren und selbst dann noch, als sie ihren eigenen Hausstand führten, aber dennoch mit ihren Kindern beim königlichen Vater und Großvater alljährlich den Weihnachtsabend zubrachten. An jedem Morgen wurden ihm aus den königlichen Treibhäusern die schönsten Früchte in Körben aufs Schloß gebracht, er wählte daraus Geschenke für seine Kinder aus und legte Zettel mit dem Namen derer, für die er sie bestimmte, auf die Körbe, die ihnen dann zugeschickt wurden.

Noch einmal tritt Friedrich Wilhelm III. zum Schluß als Vater, als der rechte Landesvater vor uns hin. Und so spielt denn eure melancholischen Weisen, ihr Invaliden im Thiergarten auf der Drehorgel um sein Denkmal her! Wie er dort dargestellt ist auf dem Postament, und wie der Greis in das Treiben der Jugend hineinlächelt, so wird er seinem Volke unvergeßlich sein, der König von fünfundzwanzig schwer erkauften Friedens- und Segensjahren.

Digitized by Google

Das Kaisergebirge und seine Bewohner.

Von Adolf Pichler.

I.

Wir steigen auf dem Bahnhof bei Wörgl, mitten in den Feldern, aus dem Waggon.; ein Pfad führt uns in das Dorf, welches als Knotenpunkt mehrerer Straßen eine schöne Zukunft hofft und in der weiten Ebene Raum genug hat, sich auszudehnen, wenn es zu einer Stadt anschwellen und den Rang einnehmen will, den vordem eine in der Nähe gelegene römische Colonie besaß und ein Nest wie Rattenberg noch besitzt, obgleich es mit der Zerstörung seines Schlosses längst alles Anrecht darauf verlor. Die Straße führt durch schöne Wiesen schnurgerade zum Gratenbergl, welches zwar nur eine geringe Höhe erreicht, jedoch rund von steilen Felsen umgürtet ist und daher einst ein römisches Castell trug, wie dieses die Ueberreste andeuten, die man 1809 beim Aufwerfen von Schanzen hier aus dem Boden grub. Die Stelle eines Gipfels nimmt die breite, mäßig gewölbte Fläche ein, auf welcher sich ein Kirchlein mit einer Einsiedelei nebenan erhebt. Die Burgen der stolzen Ritter sind meistens in Trümmer gesunken, dafür schauen Capellen oder große Kreuze von den Höhen in das Thal, zum Zeichen, daß der Katholizismus noch eine Großmacht in Tirol sei, zwar nicht mehr so unbeschränkt wie früher — die Wogen der Zeit spülen auch in diesen Bergen Manches an das Ufer — aber noch immer eine Macht, deren Vertreter leider auch darin einen Schutz suchen, daß sie harmlosen Protestanten, welche aus Naturbummelei sich da und dort ein Sommerhäuschen kaufen, verwehren wollen, Grund und Boden zu erwerben. Das Inn-, Etsch- und Pusterthal soll der letzte unbestrittene Winkel, das Gaeta nicht sowohl des Katholizismus, als des Ultramontanismus sein, den der Zeitgeist überall gelähmt hat und bald ganz neutralisiren wird.

Hier wollen wir jedoch nicht über finstere Intoleranz klagen, sondern uns des lichten Frühlings freuen, der das Eis des Winters gelöst und überall hin seine Blüthen gestreut hat. Nur aus den Reusen des Hochgebirges schimmert der Schnee herab, über den bräunlichen Gipfel der Salve ziehen schon grüne Streifen, und die Wolken, welche sich dunkel über den breiten Flächen der Gletscher lagern, drohen ein Gewitter. Die Salve kann als der Rigi Tirols bezeichnet werden; man genießt von ihrem leicht ersteigbaren, nur 5602′ hohen Gipfel eine prachtvolle Aussicht, welche nur von der des Unnütz am Achensee übertroffen wird. Daher darf man sich nicht wundern, wenn das sehr mittelmäßige Gasthaus neben der Kirche Nachts stets von Solchen besetzt ist, welche den Sonnenaufgang erwarten, und das Fremdenbuch Verse in allen Sprachen enthält, die ebenso abgeschmackt, wie an allen Orten ähnlichen Ranges, die Schönheit der Natur preisen. Den Ursprung des Kirchleins dort oben aber erzählt eine Sage:

In grauer Vorzeit lebte eine fromme Wittwe, Frau Ehrentraut, welche einen Sohn besaß, dessen Laster sie weniger durch wirksame Ruthenhiebe, wie sich Rebwitz's Amaranth zu thun vornimmt, als durch Ermahnungen, die an seinem verstockten Herzen wie Wasser vom Felsen abglitten, zu bessern suchte. Endlich ging er in den Wald und ward Räuberhauptmann. Die Gegend wurde bald durch seine wilden Unthaten berüchtigt. Da raffte sich die Mutter verzweifelnd auf, ihn zu suchen und durch ihr Flehen zu bekehren. Drei Tage irrte sie umher; endlich auf der Höhe der Salve angelangt, sank sie, ermüdet von Kummer und Anstrengung, in Schlaf. Gegen Morgen hatte sie ein Gesicht. Leuchtend

Digitized by Google

schwebte das Haupt des heiligen Johannes über den abgeschlagenen blutigen Häuptern ihres Sohnes und seiner Mordgesellen. Sie erwachte und betete brünstig zu Gott, daß er ihn erleuchten möge. Da hörte sie Fußtritte und sah den Verlorenen, wie er traurig nachdenkend an der Seite des Berges emporstieg. Sie stürzte ihm entgegen mit dem Ausrufe: „Sohn, erkenne Deine Missethaten, thue Buße und rette Deine Seele!" Betroffen erzählte ihr dieser, daß er heute Nacht einen Traum gehabt habe, welcher mit jenem der Mutter völlig übereinstimmte. Diese erkannte den Wink des ewigen Richters, fiel auf die Knie nieder und beschwor den Räuber, ihr zu folgen — zum Gerichte. Von Reue erschüttert that er es und seine Genossen begleiteten ihn. Nach kurzem Verhöre wurde er mit ihnen zum Tode verurtheilt und mit dem Henkersschwerte hingerichtet. Die Mutter verkaufte Haus und Hof; auf der Stätte, wo sich ihr Sohn bekehrt, ließ sie eine Kapelle bauen und widmete sie dem heiligen Johannes.

Es besuchen jedoch nicht bloß fromme Wallfahrer diesen Ort, um zu beten, auch lustig gerauft und gerobelt wurde in früheren Jahren auf den grünen Wiesen da droben. Am Tage Mariä Himmelfahrt versammelten sich nämlich hier die Senner aus der ganzen Gegend und rangen, wer von ihnen der Stärkste sei. Da es hier ebensowenig als bei den Turnieren des Mittelalters stets glimpflich abging, so legte sich endlich die Obrigkeit drein, ließ die keckſten Burſche abfangen und in den Soldatenrock stecken.

Wenden wir den Blick von jenen Höhen. Vor uns läuft die Straße gegen Söll; wo jetzt auf den Wiesen der rothe Klee blüht, floß 1809 das Blut der Oesterreicher, welche der General Chasteler am 13. Mai voll thörichten Eigensinnes hier aufgestellt hatte, wo sie sich nirgends anlehnen konnten und auch von den Schützen keine Unterstützung erhielten, weil sich für ihre Fechtart die Ebene nicht eignete. Die Schlacht ging verloren und der General rettete sich auf seinem schnellen Pferde nach Rattenberg.

Dort wo die Straße sich hinter dem Gehäng des Thales verbirgt, steht ein Häuschen, welches ein berüchtigter Zauberer und Hexenmeister bewohnt, dessen Geschichte, zu undelicat um wiedererzählt zu werden, ein trauriges Licht auf den Bildungszustand unseres Volkes wirft. Wir wollen hierbei einer ebenso bezeichnenden Begebenheit aus der Nähe von St. Johann gedenken.

Dort saß ein junger Bauer auf einem schönen Gute; da riß plötzlich eine Seuche unter dem Vieh ein und verödete seine Ställe. Wer konnte daran schuld sein als eine Hexe? Alsogleich befragte man einen in solchen Dingen vielerfahrenen Hirten; dieser kam in das bezauberte Haus, ließ alle Bewohner an einen runden Tisch treten, um zu ermitteln, ob vielleicht der Böſewicht sich unter ihnen befinde, und öffnete eine Schachtel, in welcher ein großer schwarzer Käfer saß. Bliebe er ruhig, so seien die Anwesenden unschuldig, laufe er auf einen zu, so sei dieser der Hexenmeister. Unglücklicherweise befand sich auch die Mutter des Bauern im Kreise und der Zufall wollte, daß der Käfer sich gegen sie wendete. Alsogleich ergriff der Sohn einen Knittel und jagte sie fluchend aus dem Hause.

Die Leſer fragen verwundert, ob ich ihnen diese Stücklein vielleicht aus dem Mittelalter erzähle? Nein, das trug sich in den letzten fünf Jahren zu. Vielleicht ist das Unterinnthal der am meisten verwahrloste Theil Tirols? Im Gegentheil! Hier sind die Leute am geweckteſten, am verständigſten; bereits macht sich das Bedürfniß nach Bildung geltend, und manches Journal, manches Buch verirrt sich in die abgelegenen Bauernhöfe. Was vor Allem noth thut, ist die Hebung des Unterrichtswesens; der Lehrer muß zu einer menschlichen Stellung, die er freilich auch in manchen andern Gegenden Deutschlands noch nicht erreicht hat, emporgehoben werden.

Von Gratenbergl führt ein anmuthiger Fußsteig über das sanfte Mittelgebirge nach Häring, wo Braunkohlen gegraben werden. Der gewonnene Brennstoff ist allerdings vorzüglich und erreicht fast die Güte der Steinkohlen, ist jedoch in zu wenig ausgiebiger Menge

Digitized by Google

vorhanden, um auf die Gewerbe des Landes wesentlichen Einfluß zu üben. Das ohnehin schon arme Tirol ist von der Gefahr des Holzmangels bedroht und leider ist keine Hoffnung vorhanden, diesem durch die aufgespeicherten Schätze des Gebirges zu begegnen, sowie auch der Torf, wenn auch einmal die Vorurtheile gegen seine Verwendung gehoben sind, nur einen geringen Theil des Bedarfs decken wird. Man überließ die Sorge für den Wald dem lieben Herrgott, fällte die Bäume auf die leichtsinnigste Weise, rottete den jungen Anwuchs aus, um ein paar Maul voll Futter zu gewinnen und läßt jetzt Messen lesen, wenn vom zerschundenen Berghang Lawinen drohen und Steintrümmer auf die Wiesen stürzen. Uebrigens wurde man durch die Erfahrung nicht klüger, man wirthschaftet in den Wäldern fort, als stände der Weltbrand bevor, und schlägt dann über die Folgen entsetzt die Hände zusammen. Ueber den Bergbau von Häring gewährt der Schichtmeister Mitterer den besten Aufschluß und gestattet dem Mann von Fach gern einen Blick in die schönen Pläne. Eine Grubenfahrt ist nur für den lohnend, der nie einen Schacht oder Stollen besucht hat.

Von Häring bis Schwoich ist die Gegend wunderlieblich, stets wechselt die Scenerie von Wald und Feld; zwischen Obstbäumen liegen Höfe mit zierlichen Söllern, von denen Blutnelken und blühende Ranken niederhängen. Bisweilen lugt ein blondes Mädchen herab und ruft Dir einen freundlichen Gruß zu, daß Du gleich das Schnadahüpfel singen möchtest:

Du flachsbaarigs Diarnl,
Wia han i Di gearn,
I möcht wegn Deinar
A Spinnradl wearn!

Ein solches Diarnl traf ich auch im Walde, wo es einen gewaltigen Stier durch die hohen Tannen trieb. „Wohin mit dem Buben da?“ rief ich ihr zu. Sie betrachtete mich wegen dieser Unart erst mit großen Augen und erwiderte dann lachend: „Zu Dir in den Heimgart!“ Auf diese Weise wacker abgetrumpft, trollte ich von dannen. Bald führte mir der Wind den brenzlichen Geruch des Bitumens in die Nase; ich wußte nun, daß ich den hydraulischen Kalköfen nahe sei und bog sichtlich ab, um aus der Richtung zu kommen. Bald war ich auf dem Fußpfade, der an der Weißachen nach Söll führt, angelangt und folgte ihm bis zu einer hohen Felsenwand, welche steil abgebrochen gegen den Bach sich neigte. Zwar schien hier die Welt mit Brettern vernagelt, allein ich wußte, daß man über diesen Schrofen nach Bärenstatt emporsteigen müsse, und so suchte ich an seinem Fuße im Gebüsch nach einem Pfad. Pfad! — wenn man es so nennen will. Das Gestein war, wo sich ein Vorsprung, eine Furche zeigte, von Schuhnägeln zerkratzt, und dieser Spur stieg ich nach. Sie leitete mich vorüber am schwindligen Abgrund zu einem Felsenkopf, wo ich das Wetzen der Sense hörte. Ein Schritt aus den Bäumen und vor mir lag eine prächtige Wiese, welche gerade ein Bauer mit Knechten und Mägden zu mähen begann. Steine und Felsen verengen in den Alpen den Raum für die Nutzpflanzen, wo sich aber eine Handvoll fruchtbarer Erde ausbreitet, gedeiht Alles in voller Ueppigkeit; das Auge erfreut sich am saftigen Grün und den Blumen, die es bunt durchwirken, so daß man eine Biene oder ein Käfer sein möchte, um hier nach Herzenslust zu schwelgen. Für einen Menschenfeind, der sich zurückzieht mit verwundetem Herzen, um nur sich und der Natur zu leben, wüßte ich keinen besseren Platz als den, auf welchem ich mich befand. Links die himmelhohen Wände des Kaisers, die nur für zwei Bauernhäuser und ihre Aecker Raum lassen, rechts ein Grat mit dunkeln Tannen, in der Mitte ein tiefer See, schöner als der Smaragd, der die Krone eines Königs schmückt, darüber hinaus der Blick auf das herrliche Unterland; was kannst Du mehr fordern, wenn Du die Einsamkeit suchst? Dort ragt aus Buchen und Föhren ein rothes Dach, tritt hinzu, es ist eine Kapelle; sie öffnet Dir ihr Thor und vom Altare blickt Dich versöhnend der große Dulder, der König des Leidens mit dem Rohrstab, den ihm Spott in die Hand gedrückt, an. „Unser Herr im Elend!“ Hier

Digitized by Google

ist eine bekannte Wallfahrt, hier versammeln sich alle Bedrängten und tragen dem Gnadenbilde ihren Schmerz vor, und wohl so mancher kehrt getröstet und vertrauend heim. Vielleicht verehrten hier, wie manche Sage andeutet, unsere Ahnen ihre Götter; Balder's Name ist verklungen, seine Stelle nimmt Christus ein und setzt die uralte Weihe des Platzes fort. Da erscheint das Christenthum lieblich und mild; tritt einen Schritt vor — dort in der Kirche donnerte vielleicht vor einigen Stunden der Herr Pfarrer gegen die Protestanten, denen der Kaiser, dem mächtigen Fortschritt der Zeit Rechnung tragend, gleiches Recht mit den Katholiken einräumen will. Gottes Sonne scheint für Alle und die Erde wird nicht von Denen entwürdigt, welche sie im Frieden betreten, mögen sie nun auf diese oder jene Weise beten, dieses oder jenes Dogma glauben oder nicht glauben. Die Seele ernst und feierlich gestimmt, setzte ich mich auf einen mosigen Steinblock; die Sonne war gesunken, die Berge loderten im Abendglanze, vom Grat des Kaisers schwang sich eine purpurne Wolke wie ein glühendes Gebet in den blauen Himmel, da klangen aus dem Thale die Abendglocken: Friede! Friede! Friede! Ja, Friede; möge er sich über diese Thäler breiten wie der Sternenmantel der Nacht, möge jedes Wort der Zwietracht und des Hasses, des Fanatismus und der Unduldsamkeit verstummen! —

Rasch stieg ich in das Thal nieder, es war völlig dunkel geworden, als ich zu Ellmau anlangte. Beim Eintritt in die Stube des Posthauses dampfte mir Brühsuppe entgegen, ein mageres Kerzchen erhellte dürftig den Raum, so daß ich über ein Paar dicke Waden stolperte und erst jetzt den Schwarm Dienstboten erkannte, welcher sich zum Tischgebet vor Stühlen und Bänken niedergelassen hatte. Kaum war das „Amen" gesagt, so stürzte Alles an die mächtige Tafelrunde und wie beim Einhauen einer Cürassierschwadron hörte man nur das Klirren und Klappern der eisernen Löffel, bis der Boden der Schüssel erschien. Da sich Niemand um mich kümmerte, konnte ich ruhig die ungeheure Leistungsfähigkeit im Essen, welche man ohne Weiteres den Thaten eines Grandposchiers von Rabelais vergleichen dürfte, bewundern. Eine ungeheure Fracht Mehlspeise, von der das Schmalz tröpfelte, war eben so schnell verschwunden, wie die Suppe; dann erhob sich die Versammlung, Jeder suchte wieder einen Platz zum Knien und man begann den Rosenkranz herabzuleiern. Endlich erbarmte die Kellnerin sich auch meiner, stellte ein Seidel Wein auf und ging dann in die Küche, ein Nachtmahl bereiten zu lassen. Das Dienstbotenwesen ist der fressende Schaden des reichen, üppigen Unterlandes, so daß der Reinertrag der gesegnetsten Felder oft kaum sehr mäßige Prozente abwirft. Während im Blumthal die zu weit getriebene Zerstückelung der Güter ein Bauernproletariat geschaffen hat, welches, weil Grund und Boden nicht mehr das nöthige Brod liefert, im Sommer auswandern muß, um durch Handarbeit etwas zu verdienen, herrscht im Unterlande, weniger durch das Gesetz als die Sitte bestimmt, eine strenge Erbfolge, die einem Sohne Alles überträgt und die übrigen Geschwister vom heimathlichen Herde weichen heißt. Dadurch ist allerdings ein behäbiger Wohlstand gesichert, die Scholle wird jedoch nicht in einer Weise angestrengt, daß sie gäbe, was sie geben könnte. Es giebt Bauern, welche entweder 99 oder 101 Kühe im Stalle haben, die Zahl hundert vermeidet man; namentlich wußten die Wirthe, die stets in Tyrol die Hauptrolle spielten, sich nach und nach große Gütercomplexe zu erwerben. Darüber ist man jedoch auch einverstanden, daß, wo jetzt eine Familie lebt, eben so reichlich vier ihre Nahrung ernten könnten. Die Besitzer solcher Güter arbeiten mit ihren Knechten so angestrengt wie diese, ohne sich vor ihnen durch bessere Kost und Kleidung auszuzeichnen; das Recht zu befehlen ist ihr einziger Vorzug. Da frägt man sich freilich: wozu so viel Mühe — oder ißt, wer 100 Kühe hat, mehr, als wer 10 besitzt? Sie haben es aber von den Eltern und Ureltern so übernommen und bewahren die alte Sitte, ja ein Bauer wäre schlecht angesehen, der es anders machen wollte. Das ist ein conservativer Bauern-Adel, oft statt des Wappens mit eigenen Zeichen am Hause; was

Digitized by Google

die Reihe der Ahnen betrifft, so könnte ihn mancher Stiftsprobst beneiden. Die erbelosen Geschwister bleiben entweder auf dem Gute des Bruders als Dienstboten, oder suchen in ähnlicher Eigenschaft in der Fremde Unterkunft; häufig gilt die Bedingung, daß die Weichenden, wenn sie erwerbsunfähig geworden, in den heimathlichen Hof zurückkehren, und dort bis zu ihrem Ende Unterstützung fordern dürfen. Die großen Güter brauchen viele Hände zur Bearbeitung, die Art der Erbfolge bringt es jedoch mit sich, daß nur Wenige heirathen können und daher darf man sich nicht wundern, wenn Mangel an Arbeitskräften herrscht und diese sehr kostbar sind. Was die Nahrung betrifft, wird diese von den Dienstboten nicht weniger als fünf Mal im Tage gefordert, wobei den Bauern, weil sie sehr reichlich und wohlgeschmalzen sein muß, große Unkosten erwachsen. Jeden Samstag und Feierabend kommen die Nudeln, Kuchen und Weinbeeren auf den Tisch. „Was auf dem Gute wächst, soll auf dem Gute verzehrt werden!" lautet ein Bauernspruch im Unterinnthal, dem die Leute eifrig nachzuleben bemüht sind. Bei dem großen Verbrauch von Speisen bleibt daher für den Verkauf wenig, und im Grund genommen, hat der Bauer von seinem Besitz nicht viel. Die Leute wollen es nicht glauben, daß der Leib weit weniger Nahrung bedarf, um stark und gesund zu sein; bei dem Eifer, mit dem sie sich mästen und anschoppen, bleiben auch nicht die Krankheiten aus. Besonders unter den Kindern räumt der Tod auf; im Unterinnthal ist ein Kind nur dann schön, wenn es kaum seinen Fettwanst vor sich herschieben kann. Jetzt, wo überall die Concurrenz erwacht, können diese Verhältnisse nicht fortbestehen, die Bauern müssen mehr für die Verbesserung von Grund und Boden thun; vor Allem bedarf jedoch das Dienstbotenunwesen einer Regelung. Beharrt man beim alten Schlendrian, so verfällt man der Zeit, welche ihre Dampfrosse schonungslos über die Säumigen hintreibt. Wir müssen das an der Etsch beklagen, es wird schwerlich mehr ein Jahrhundert verfließen und die Wälschen stehen auf der Scheidewand des Brenner's. Nicht das Schwert eines Garibaldi wird sie dahin führen, nicht italienische Lust, sondern der Spaten in der fleißigen Hand des Bedürfnißlosen colono. Dem Arbeitsamen gehört die Erde, wir dürfen über den Untergang der herrlichen deutschen Claue im Süden trauern, freilich jedoch das Schicksal schelten, welches unabwendbar hereinzubrechen scheint. Manches reiche Gut ging schon in die Hände der Welschen über, von denen immer mehrere zusammentreten, um ein solches zu kaufen und unter sich zu theilen, wobei Jeder gut fährt. Die deutschen Bauern dingen bereits welsche Tagelöhner, weil diese wohlfeiler und schneller arbeiten und dabei nicht den dritten Theil der Kost verlangen, welche unsere Landesleute ihrem unersättlichen Magen einverleiben.

Kehren wir wieder in das Innthal zurück. Nachdem die Schläfrigen ihr Bett gesucht, blieben am großen runden Tische noch einige Knechte zurück, zu denen sich ein alter Senner gesellte. Das Gespräch ging, wie vorauszusehen, nicht über den bäuerlichen Gesichtskreis: ob der Nachbar seine Sau gestochen oder Jener den Weizen gut verkauft, ob man Jener Häckfel streuen solle, weil sie untreu geworden, Dinge, die ich tausend Mal gehört hatte. Später gerieth der Senner in's Erzählen von haarsträubenden Geistergeschichten, besonders lieferte der Alberer den Stoff dazu. Wenn nämlich die Hirten vom Gebirg abgezogen sind, so fährt ein feuriger Dämon durch die Lüfte, nimmt von Hütten und Geschirr Besitz und wirthschaftet dort in unheimlicher Weise. Es ist interessant, wie hier die Sage ein alterthümliches Phänomen ergriffen und ‚ausgeschmückt hat. Der Alberer spukt meistens im Anfang November, bekanntlich die Zeit, wo die feurigen Luftmeteore am häufigsten glänzen. Nach der Ansicht des Volkes ist der Alberer ein Senner, der das Gut seines Herrn unredlich verwaltet hat und dafür als Flammengarbe büßen muß. Die Sagen Tyrols sind nahezu erschöpfend gesammelt, hier, wie fast überall in Deutschland, handelt es sich nicht mehr um Einzelnes, sondern zunächst um die Ausmittelung des geographischen Sagengebietes,

Digitized by Google

und dafür muß noch Vieles geschehen. In Tyrol, wo sich nicht nur die deutschen Stämme im Wirrwarr der Völkerwanderung mischten, sondern auch normannische, und nach Steubs Ansicht etruskische Abkömmlinge mit einschmolzen, vielleicht sogar den Grundstock bildeten, ist dieses doppelt wichtig aber auch doppelt schwierig. Das Gebiet, wo wir uns aufhalten, ist bis zur Ziller von ächt bawarischem Vollblut bewohnt. Dafür entscheidet die Sage, die Geschichte, die Mundart und der Körperbau. Der Dialekt zeigt gegenüber dem harten Dorismus der Oberinnthaler einen weichen ionischen Charakter, die Vokale werden breit und voll ausgesprochen, der Auslaut „el" in „ai" umgeschmolzen, so daß man „Schüffai" für „Schüssel" hört. Wir verzichten darauf, alle Eigenthümlichkeiten des Idioms hervorzuheben, Sprachforscher verweisen uns auf die Gedichte im Volksdialekt von K. Lutterotti, welche zu Innsbruck bei Rauch erschienen sind und sich nicht bloß durch eine reiche allseitige Kenntniß der Redeweise, sondern auch durch scharfe Charakteristik der Individualitäten auszeichnen und wohl in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienten. Auf wissenschaftlichen Grundlagen beruht das tyrolische Idiotikon des Franziskaners J. Schöpf, von welchem jedoch nur Bruchstücke veröffentlicht sind.

Unser Senner fand mit seiner Erzählung nicht unbedingt Glauben, ein Knecht bestritt das Vorhandensein von Geistern und Hexen überhaupt und meinte, das seien Erfindungen furchtsamer Leute oder pfiffiger Schelme, welche dadurch Geld zu verdienen wüßten. Da rief Einer lachend: „Wenn er einmal das Gespenst sieht, welches den Peternader erschreckte, wird er schon auch das Kreuz machen." — „Und was ist's mit diesem Gespenste?" rief der Senner, froh, einen Gehilfen für seine Worte gefunden zu haben. — „Das war so," fuhr er fort, „der Peternader that auch nichts als räsonniren und spotten, da flog plötzlich Donnerstag Nachts, wo die Hexen schwärmen, seine Kammerthür mit lautem Krachen auf und herein stürzte ein Bock, des Teufels Postroß, alle Zotteln mit blauen Flammen brennend. Peternader schrie freilich: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! das kümmerte aber den Bock wenig, wie besessen rannte er herum, stieß Peternader, der indeß voll Angst aus dem Bett gesprungen war, zu Boden und verschwand plötzlich wieder durch die Thür." — „Da habt Ihr's," rief triumphirend der Senner, „der Bock war zweifelsohne der Teufel und Peternader wird wohl am nächsten Morgen einige Messen bezahlt haben, zum Dank, daß ihn die Mutter Gottes rettete." — „Was den Bock anlangt," erwiederte Jener schmunzelnd, „so könnt Ihr ihn gegenwärtig auf der Alm bewundern; um Peternader, diesen Maulauf zu züchtigen, hatte man ihn mit Branntwein begossen, diesen angezündet, und ihn so in die Stube laufen lassen. Was die Meßgelder betraf, haben wir sie Tags darauf versoffen, denn Peternader mußte blechen, sonst drohten wir, die Geschichte überall zu erzählen. Freilich schaute auch eine Magd zu und von dieser ging der Lärm aus; Ihr wißt ja, wie die Weiber sind!" Ein lautes Gelächter erscholl und die Gesellschaft ging auseinander.

Ich zog mich auf mein Zimmer zurück; um früh auf dem Weg zu sein, legte ich mich bald nieder. Des Morgens hatte der Wind umgesetzt, es blies ein kühler Nord, der an die Bergspitzen Wolken warf. Als ich aus dem Walde vor St. Johann heraustrat, überraschte mich eine eigenthümliche Erscheinung. Gegen Ost zieht ein Ausläufer des Kaisers, eine zwar nicht hohe aber steile Felswand. Von ihr stürzten wie Wasserfluthen im breiten Strom die Nebel nieder, um sogleich in der wärmeren Luft des Thales zu zerfließen. Dieses Spiel hörte jedoch bald auf, indem den ganzen Himmel ein gleichförmiges Grau überzog. Bald begann es, gelinde zu tröpfeln, und als ich das Haus des Doctors, eines Freundes aus meinen Studienjahren, betrat, goß der Regen in Strömen nieder.

St. Johann ist ein sehr ansehnliches Dorf mitten in einer weiten fruchtbaren Ebene, auf welche einerseits der wilde Kaiser, anderseits das Ketzbichlerhorn mit seiner Kapelle niederblickt. Die Gegend, berühmt wegen ihrer Lieblichkeit, wurde früher viel besucht und es

Digitized by Google

herrschte hier, da die Hauptstraße nach Salzburg durch das Thal ging, großer Verkehr; seit der Eröffnung der Eisenbahn ist dieser gänzlich versiegt und die Wirthe können ihren Wein selbst trinken. So zeigt auch hier die Erfahrung, daß die Eisenbahnen alles Leben centralisiren und von einer großen Pulsader abhängig machen. Tragen sie dadurch, daß sie dem Menschen unendliche Räume mit Leichtigkeit öffnen, zur Verbreitung der Cultur bei, so veröden anderseits die abgelegenen Gegenden noch mehr und es tritt ein Gegensatz ein, fast so schroff, wie zwischen Stadt und Land. Merkwürdigkeiten darf man hier keine suchen, es sei denn, man wollte die Kuppel der Kirche auf dem Friedhof, welche von dem einst hochgeschätzten Tyrolerkünstler J. Schöpf al fresco gemalt ist, für eine solche gelten lassen. Nördlich vom Dorfe liegt an einer Felsenwand eine Einsiedelei, man thut jedoch besser, den Klausner nur von weiten zu hören, anstatt ihn nahe zu sehen. Er bläst nämlich das Waldhorn ausgezeichnet, ist jedoch nichts weniger als ein Muster von Reinlichkeit. Unweit seiner Hütte liegen die Trümmer von Velberberg, dem Stammsitz eines Geschlechtes, welches zu den Zeiten Karl's des Großen die hier wohnenden Heiden bezwang.

Zu St. Johann ist ein Straßenknoten, ähnlich dem von Wörgl. Ein Weg führt über Waidring nach Lofer, der andere, welcher jedoch für schweres Fuhrwerk nicht geeignet ist, über Hochfilzen ins Pinzgau. Nachdem der Himmel sich geklärt hatte, folgte ich diesem bis Fieberbrunn, wo eine Eisenschmelze besteht. Von dort leitet ein Pfad in das Pillersee, so heißt ein Thal, welches an ernster Schönheit und idyllischer Ruhe wohl mit dem Achenthal wetteifern darf. Ein schmaler aber langer, dunkelgrüner See spiegelt links die Wälder, rechts die stolzen Gipfel des Kalkgebirges, welches im Jahre 1809 von wildem Kampfgeschrei der Tyroler und Baiern wiederhallte. Etwa an der Mitte des Ufers liegt ein friedliches Dörfchen, aus dem sich ein massives schloßartiges Gebäude erhebt — das Strafhaus für den Clerus der Salzburger Diözese. Hier an dem stillen See mag schon mancher junge Priester nachgedacht haben, ob denn die Sünde gar so groß, daß er statt dem Bilde der Madonna, die droben im Himmel thront, ein hübsches Mädchen von Fleisch und Blut küßte und dem allgewaltigen Triebe der Natur erlag. Das sind zunächst die Vergehen, welche hier abgebüßt werden; die Bewohner dieses Hauses werden Staub und Asche sein, ehe der Bann, welcher den Priesterstand eines der süßesten Menschenrechte beraubt, gelöst ist; die Zeit kann jedoch nicht ausbleiben, wo es geschieht, denn das Mittelalter hat ausgelebt — auch in den Tyroler Bergen. Am nördlichen Ende des Sees ragt ein Hügel aus grünen Wiesen mit einem gothischen Kirchlein auf der Spitze. Es ist dem heiligen Adolari geweiht, und der Sage nach das älteste in der Gegend. An der Innenwand befinden sich zwei Gemälde, welche Leonardi da Vinci gemalt haben soll, obwohl er nie über den Brenner gekommen. Nun verengt sich das Thal, der Bach läuft durch eine Schlucht, welche nicht von zusammenhängenden Felswänden, sondern von einzelnen Schroffen, die in allerlei kühnen Stellungen den Einsturz drohten, gebildet ist. Nachdem man aus dieser Wildniß herausgetreten, öffnet sich das Thal wieder, einzelne Höfe liegen unter Ahornbäumen am Abhang zerstreut, auf welchem die einfache Kirche von Waidring steht. Es war Abend geworden, im Gebüsch stimmte die Drossel ihr Lied an und die Glocken der heimkehrenden Heerden zitterten durch die Luft. Ich setzte mich auf einen umgestürzten Baumstamm und lauschte dem Rauschen der Ache, ihre Wellen plauderten von den Schlachten und Kämpfen, die hier den Tyroler Adler mit Ruhm verherrlicht; die sinkende Sonne verklärt mit ihrem Glanz die Berge wie die Erinnerungen der Jugend das Antlitz eines Greises, dort, wo sich von beiden Seiten des Thales die Felsen wie gigantische Athleten an einander drängen — schon senkt sich die Dämmerung auf die Höhen nieder und dunkle Schatten tauchen empor — dort vertieft sich der Paß Strub, wo 1805 Hagen Dervy zurückwarf, wo 1809 Oppacher mit 300 Schützen Wrede und Lefebvre einen ganzen Tag aufhielt und erst, als er von allen Seiten umgangen war,

Digitized by Google

wich; um noch einmal hinter Waidring den grimmigen Kampf zu beginnen, unterstützt er Ruprecht Winterſteller, der ſpäter bei Unken mit Speckbacher einen glänzenden Sieg erfocht. Jetzt Alles ſo ſtill und friedlich! Langſam ſteigt der Mond, eine Schaar Raben ſucht laut krächzend die Nachtſtätte; ſoll ihr grelles Geſchrei auf dieſem geweihten Platze vielleicht daran erinnern, daß es leider Deutſche waren, die hier im brudermörderiſchen Kampfe gegen Deutſche Ruhm erwarben? Traurige Bilder der Vergangenheit, ſchwindet hin in Nacht, damit euch das Erwachen eines ſchöneren Morgenrothes in Deutſchland nicht mehr treffe!

Das Poſthaus iſt ein großes ſtattliches Gebäude, wie man es in einem ſchlichten Dorfe gar nicht erwartet. Freilich war es für andere Zeiten berechnet, wo noch die Eiſenbahn nicht allen Verkehr an ſich geriſſen hatte und Abends oft, trotz der langen Reihe von Zimmern, keine Unterkunft zu finden war. Im Flur des Hauſes iſt ein kunſtloſes Gemälde aufgehängt, welches aus der Vogelperſpective eine Ueberſicht der Gefechte am Paß Strub giebt, denn der Großvater des Poſtmeiſters war einer der Anführer geweſen. Auf dem Friedhofe liegt der Schützenhauptmann Schlumpf begraben, welcher am Berg Iſel ehrenvoll mitfocht, begleitet von ſeinem weißen Pudel, der bei jedem Sturm voranlief. Vor ihm ſtarb noch ſein Sohn Sigmund, ein talentvoller junger Dichter. Er ruht fern in welſcher Erde zu Padua, wo er Medizin ſtudirte.

Der Poſtmeiſter redete mir zu, die Kammerka zu beſteigen, indem er mir die herrliche Ausſicht pries, die gar wohl neben der hohen Salve gerühmt zu werden verdiene, leider aber zu wenig bekannt ſei, um die Fremden anzulocken. Ich fühlte mich dadurch um ſo mehr getrieben, dieſen Ausflug zu unternehmen, da ich ihn ſchon ſeit Langem verſchoben hatte.

Mit dem Grauen des Morgens ſtieg ich daher das ſehr ſteile waldige Gehänge hinan, von Zeit zu Zeit raſtend, oder einen Blick auf die Landſchaft werfend, welche in der Dämmerung vor mir lag, während die höchſten Bergſpitzen bereits roſig leuchteten. Der Weg iſt ſehr bequem, indem er ſich in langſamen Zickzackbiegungen nur allmälig erhebt. Als ich die erſte Terraſſe, welche der bekannte, ſo lang räthſelhafte Alpendolomit zuſammenſetzt, erreicht hatte, glänzte bereits das volle Sonnenlicht durch die Bäume; ich ſchritt durch den Wald rüſtig vorwärts, indem ich überlegte, wie es mir gelingen werde, die pralle Wand des Megalodonkalkes, der wie eine unbezwingliche Feſtung dem Dolomit auflagert, zu überwinden. Plötzlich ſchlängelte ſich ein Pfad empor, dort, wo er zu ſchmal war, um das Vieh aufzutreiben, durch Steinplatten ergänzt. Die Sonne ſchien glühend an die weißen Wände, ſo daß man ſich faſt die Hand verſengte, wenn man die Kanten, um empor zu klettern, erfaßte; bei dieſer üppigen Weide vergaß ich jedoch Schweiß und Mühe und arbeitete bis gegen vier Uhr mit Meiſel und Hammer, daß die Splitter flogen. Endlich war der Magen nicht mehr zu beſchwichtigen; ſehr zufrieden mit dem Erfolge, verſteckte ich die Beute unter Geſtrüpp, kehrte auf den Pfad zurück und eilte auf das höchſte Plateau, welches völlig von Bäumen entblößt, aber prangend in üppigem Grün ſich ausbreitete. Zwiſchen den kleinen Hügelwellen lagen die Almhütten. Ich betrat eine derſelben, um jene zu erfragen, welche dem Poſtmeiſter zu St. Johann gehörte und wo ich übernachten ſollte. Am Heerde ſaß ein hübſches Mädchen mit Backen, roth wie die Aepfel; ein alter Mann nebenan, mit grauem Haar, ihr Vater, rauchte ruhig ſein kurzes Pfeifchen; Beide pflegten das Vieh, welches draußen graſte. Sie gaben mir freundlichen Beſcheid; da die Alm des Poſtmeiſters kaum zweihundert Schritte entfernt war, ſo ging ich ohne weiteren Aufenthalt dahin. Der Senner war von meinem Kommen ſchon unterrichtet und erbot ſich alſo gleich, mir einen Schwarn zu kochen. Während er dazu Anſtalten traf, lief jenes hübſche Mädchen daher und brachte mir den Hammer, den ich vergeſſen hatte. „Schau, ſchau," rief lachend der Senner, „Ihr habt Glück, daß Euch ein ſo ſchönes Dirndl nachrennt!" — „Ich meine," erwiederte ich, „die Sache iſt anders und der Hammer läg' noch leicht drüben, aber das

Digitized by Google

Dirndl hat nur einen Grund gesucht, zu Dir zu kommen." Da Beide roth wurden, so hatte ich allerdings in's Schwarze geschossen. Ich ging in die Stube nebenan, wo ich freilich nicht aufrecht stehen konnte, so niedrig war die Decke. Hatte ich schon am Heerde das spiegelblanke Geschirr mit Wohlgefallen betrachtet, so überraschte mich auch hier die größte Reinlichkeit. Die Wäsche des Bettes war weiß, die Diele blank gefegt, die Fenster sauber, kurz, diese Junggesellenwirthschaft übertraf an Nettigkeit manche Handwerkerwohnung in der Stadt. Meine Betrachtungen unterbrach plötzlich der Ruf des Sennerz: „Fertig ist's!" Ich ging in die Küche und er schüttete den Schmarn auf einen hölzernen Teller, neben welchen er eine Schüssel rahmige Milch stellte. Nachdem ich mich herzlich satt gegessen, ging ich wieder vor die Hütte. Die Sonne war unterdessen tiefer gegen Westen gesunken, ein kühles Lüftchen wehte und die Kuppe des Joches schimmerte so einladend in goldenem Grün, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, hinaufzusteigen. Rund um dieselbe zog sich ein Band von rothem, wohlgeschichtetem Marmor, der zu Tischplatten und Kirchenschmuck gebrochen wird und wenn er nicht so hoch im Gebirg stände, gewiß allseits verwendet würde. Der Paläontolog kann hier eine Nachlese von versteinerten Ammoniten halten; das Beste holte schon der Pfarrer von Reit in Winkel, für welchen der Kabeler arbeitete. Jetzt nährt sich dieser Mensch, der seinen sonderbaren Namen davon hat, daß er alle Katzen im Thale zusammenfing und auffaß, vom Wurzelgraben.

Der Weg zum Joch zieht sich sanft über Mähder, aus welchen sich ein kleiner, von Zwergföhren überwachsener Felsgipfel mit der Triangulirungspyramide erhebt. Bald war dieser erklommen. Der Postmeister hatte Recht; man genießt hier wirklich einer unvergleichlichen Fernsicht. Im weiten Bogen schimmern die Schneehörner und Gletscher der Centralalpen, in greifbarer Nähe ragen die Felsen der Kalkgore empor, und dann das Labyrinth der grünen waldigen Vorberge, vor welchen sich das bairische Flachland mit dem Chiemsee in ungemessene Weiten ausdehnt. Wer vermag das zu schildern!

Die Sonne neigte sich zum Untergang, einige schmale Wolkenstreifen verhüllten sie wie Schleier, bis sie wieder blitzend durchdrang; endlich wurde ihr Flammenglanz matter und der ungeheure purpurrothe Ball sank hinter den fernen Hügeln Schwabens. Die Wolken loderten und glühten, bis endlich ihre Farbe aus dunkelviolett in grau überging. Auf diesen Höhen bricht die Nacht schnell ein; deshalb mußte ich mich sehr beeilen, um ohne Gefährde zurückzukehren. Vor der Hütte begegnete mir der Senner; ihm schien es unbegreiflich, daß ich wegen des Unterganges der Sonne auf das Joch gestiegen, das sehe man ja alle Tage, wenn nicht etwa der Himmel trübe sei. Unser Sinn für schöne Landschaften und die Reize der Natur ist ein Resultat der Bildung; der Landmann betrachtet diese Dinge durchaus von dem realistischen Standpunkte des Nutzens. Ein reiner Sonnenuntergang deutet ihm auf gutes Wetter für das Mähen, die Blumen geben süßes Heu, und wenn sich statt der unfruchtbaren Berge Kornfelder ausdehnten, dann erst wäre die Gegend schön. Bei Vielen ist die Bewunderung der Natur offenbar nur Mode; wir zweifeln nicht, daß diese wieder einer andern Platz machen werde, und vielleicht entdeckt man auf Gebieten, die man jetzt übersieht und nicht beachtet, Reize, welche mehr locken, als die wilde großartige Schönheit der Alpen, die eigentlich im Grunde genommen nur Wenigen verständlich ist. Darin gleichen diese Berge den Classikern, man kann sie durchlaufen und hat auch davon Genuß und Belehrung; ihre volle Schönheit, ihre Eigenthümlichkeit enthüllen sie aber nur Dem, welcher ihnen mehr als ein Jahr widmet und von verschiedenen Seiten, zu verschiedenen Zeiten vor sie hinzutreten wagt.

„Früh schlafen und früh auf!" ist Grundsatz auf der Alm, dem ich nicht widersprach. Ich warf mich daher bald auf das Bett und schlummerte, nachdem ich noch in der Odyssee geblättert, bald ein. Nebenan befand sich der geräumige Stall, in welchen allabendlich das Vieh

Digitized by Google

eingetrieben und worin es an der Kette befestigt wurde. Das geschieht nicht auf jeder Alm, gewöhnlich überläßt man die Thiere sich selbst, oder sperrt sie in einen Pferch, der mit einer Mauer aus roh gefügten Bruchsteinen eingefaßt ist. Hier mögen sich denn die Rinder auf dem Boden, der aus weichem Mist und feuchter Erde zu einem Brei geknetet ist, behelfen, wie sie können. Auch die Almhütten gleichen in andern Gegenden des Landes eher einem Schweinestall, als der Wohnung menschlicher Wesen, so daß die Franzosen nicht erst nach Polen hätten gehen dürfen, um den Schmutz als fünftes Element kennen zu lernen. Dem entspricht gewöhnlich die Tracht der Senner. Den Leib überkrustet eine Borke von Koth, das Hemd wird während des Aufenthaltes im Gebirge nie gewechselt und gleicht daher einer schmierigen Leimtasche; die Entschuldigung, welche man für diesen Unflath hört, lautet dahin, dieses sei das beste Mittel gegen Ungeziefer. Der Senner verbringt die langen Stunden des Tages gewöhnlich in göttlicher Faulheit; ist das Wetter schlecht, liegt er auf dem Heu und horcht behaglich dem Klopfen des Regens zu, scheint die Sonne, so sucht er einen weichen Grasfleck, legt sich auf den Bauch und qualmt einen Tabak, dessen Gestank sich nur mit dem seiner Wäsche vergleichen läßt. Ueber das dolce far niente der Senner — und dieses ist vorzüglich der Grund, warum sie sich so nach der Alm sehnen — ließe sich ebensogut ein Capitel schreiben, wie über das der Neapolitaner. Der Müssiggang wird nur durch das Melken des Viehes, die Bereitung der Butter, die, zu großen Ballen geschlagen, in sogenannten Männlein aufgestockt wird, des Käses, welcher ebenfalls im Gaden in Reih und Glied steht, und vor Allem durch das Kochen eines schmalzigen Breies, der Tag ein, Tag aus als Kost dient, unterbrochen. Die Steine, welche über die Alm zerstreut den Graswuchs hemmen, aufzusammeln, fällt einem solchen Schlingel nur selten ein. Daher ist die Almwirthschaft in manchen Gegenden Tyrols nicht so einträglich, als sie es unter anderen Voraussetzungen sein könnte.

Der Leser erwartet, ich werde ihm nun auch von den Sennerinnen erzählen, etwa in der Art, wie er Stücke auf der Bühne gesehen hat, wo Alles parfümirte Empfindsamkeit athmet. In Tyrol versehen auf der Alm fast ausschließlich Senner den Dienst; der Clerus, welcher strenger geworden, eifert überall gegen die Dirnen, und es läßt sich nicht leugnen, daß früher Männlein und Weiblein in nackter Paradiesesseinfalt da droben auf den Bergen zusammenlebten. Was man jetzt von Weibsleuten auf der Alm trifft, ist gewöhnlich so garstig, daß man gewiß keine mit einer Zange anrühren möchte. Ob das Mittel geholfen hat? Daran zweifelt Jeder, der das Unterland kennt, wo das sechste Gebot wohl im Katechismus steht, aber Buben und Mädeln noch nicht in's Blut übergegangen ist.

Als der erste Schimmer des Tages durch die Spalten des Stalles drang, wurden meine gehörnten Nachbarn unruhig und begannen zu muhen, so daß ich nicht mehr schlafen konnte und das Weite suchte. Noch ehe die Sonne aufging, stand ich vor der Marmorsäule, welche mit den Wappen Tyrols, Baierns und Salzburgs geschmückt, die hier zusammenlaufende Grenze dieser drei Länder bezeichnet. Nach einer Sage hätten die Fürsten dieser Länder einmal hier getafelt und der Stuhl eines jeden sei auf dem Gebiet desselben gestanden. Eine ähnliche Grenze erwähnt Dante am Gardasee.

Digitized by Google

II.

Von hier wendete ich mich westlich, es dem Zufall überlassend, wohin er mich über Stock und Block führen würde, wußte ich doch, daß ich in das Thal der Ache gelangen mußte. Durch den Wald niedersteigend, kam ich an die bewachsenen Reste einer Schanze, welche die Verbindung zwischen Köffen und Waidring gedeckt hatte und von hier zu einem Bauernhof, dessen Herr seit uralter Zeit ein eigenthümliches Vorrecht übt. Der Geistliche des Dorfes, dem er eingepfarrt ist, darf nämlich die Christmette nicht früher beginnen, bis jener eine schwere Butterkugel auf den Altar niedergelegt hat.

Der Weg in das schöne Thalbecken von Köffen ist von Tannen beschattet; nach Osten werden bereits die Berge niederer und reichen nicht mehr über die Holzgrenze, jenseits derselben beginnt das hügelige Vorland der bairischen Ebene. Hier grünt noch die schöne Weißbuche, welche durch ganz Oesterreich und Salzburg verbreitet, ihre westliche Grenze bei Kufstein berührt. Zu Köffen ist ein Hüttenwerk und in Folge dessen giebt es hier Viele, die als Arbeiter vom Tageserwerb leben. Doch zählt man auch sehr reiche Bauern, welche ihre Habe gut zusammenzuhalten wissen und bei denen bereits der Trieb, sich durch Bücher und Zeitschriften, welche nicht immer der Pfarrer empfohlen hat, zu belehren, erwacht ist. Etliche beschäftigen sich sogar mit Naturbeobachtungen und liefern der phänologisch-meteorologischen Centralanstalt in Wien die Daten. Durch einen Studenten wurde ich mit den Leuten bekannt und brachte einige angenehme Stunden hier zu.

Die Ebene vor Köffen ist unverkennbar der Boden eines ehemaligen See's, von welchem der Walchsee ein Ueberrest ist und dessen Wasser durch die Spalte von Klobenstein abstoßen. So heißt ein Felsenriegel östlich von Köffen, welcher, durch einen Riß bis zum Grunde geborsten, der Ache kaum Platz läßt und sie, wenn im Sommer häufige Regen ihre Fluth schwellen, oft weit zurück in's Thal staut. Hier sei Maria von bösen Menschen verfolgt worden, und als sie an die Felsen gelangte, wo kein Ausweg mehr war, öffneten sich diese, um ihr einen Pfad zu bahnen. Nebenan steht ein vielbesuchtes Kirchlein, welches der Obhut eines Klausners anvertraut ist.

Auf dem waldigen Wege von Köffen steht als einzige Merkwürdigkeit eine Säule, das Andenken des Bruderkampfes zwischen Baiern und Tirolern. Sie trägt die Jahreszahl 1703; an dieser Stätte wurden einige Hundert Bauern, welche, um zu rauben, aus Baiern eingebrochen waren, niedergemetzelt.

Der Walchsee, in dessen Wässern sich die Kalkschrofen des Kaisers spiegeln, ist fast regelmäßig oval und von keinem großen Umfange. Der Weg in das Innthal geht durch eine Waldschlucht, welche im groben Conglomerat der Tertiärformation eingegraben ist; Ausbisse und Schmitzen von Braunkohle veranlaßten bereits manchen erfolglosen Schürfversuch. Am Eingange des Innthales im Wirthshause der Sebi, wo die Straße vom Chiemsee mündet, mag man wohl ein Viertelstündchen rasten; während die Hitze des Tages verkühlt, schlürft man hier gern ein Glas Wein und bewundert das herrliche Landschaftsbild. Die Linien sind allerdings zu unruhig, zu rasch wechselnd, ja fast gestört, als daß ein Maler sie auffassen möchte; hier jedoch, wo es sich nicht um einen Fleck Leinwand handelt, sondern ungeheure Berge, wie der Pendling, dessen Pyramide hoch über die niedere Waldkette emporreicht, ihr Profil in den blauen Himmel zeichnen, hier freut man sich an den prächtigen Einzelnheiten, welche Sonnenglanz und Farbe doch zur Harmonie verbindet. Wer muthet einem Künstler zu, das Panorama des Unutz oder der Kammerkar wiederzugeben, oder den Sternenhimmel zu malen? Es giebt Dinge, die sich durch ihre Größe dem Rahmen entziehen und ihn durchbrechen; auch hier zeigt sich der Meister in der Beschränkung.

In der Sebi haben die Bauern von Niederndorf und Ebbs ein Theater errichtet, wo sie an Sonn- und Feiertagen spielen. Meist geben Legenden und Rittergeschichten den

Digitized by Google

Stoff; einmal wurde auch das Leiden Christi dargestellt, freilich nicht in der trefflichen Weise wie zu Oberammergau.

Weil es mir einerlei war, ob ich Kufstein bei Tage oder Nacht erreichte, so schlenderte ich ganz langsam durch die Erlenau von Ebbs und gelangte erst beim Einbruch der Dämmerung an die Gallasschanze, ein ehemaliges Vorwerk der Festung, welches sich, an einen Sporn des Kaisergebirges lehnend, zum Inn zieht und den Zugang vollständig sperrt. Wall und Graben sind noch gut erhalten, jedoch von Gras überzogen, die Kasematte ist in eine Schnapskneipe umgewandelt.

Kufstein besitzt mehrere gute Gasthäuser, die Häuser haben ein stattliches Aeußere, welches auf Wohlstand schließen läßt, und auf dem nahen Bahnhofe herrscht reges Leben und steter Verkehr.

Die Bürger wußten die Zeit, als das neue Fort gebaut wurde, gut zu benutzen und strichen schöne Summen ein; wie es aber meistens geschieht, wenn sich plötzlich eine Geldquelle aufthut, so wußten auch hier die Wenigsten zu sparen und ließen sich's wohl sein. Die Kufsteiner sind ein leichtsinniges, genußsüchtiges Völkchen, echte deutsche Vollblutphilister, für welche eigentlich nur das vorhanden ist, was man küssen, essen, trinken und anziehen kann. Der beste Zug ihres Charakters ist eine den Unterinnthalern überhaupt eigene Gutmüthigkeit; ganz zu Grunde gehen werden sie übrigens nicht, so lange ihr Städtchen der Aufenthalt einer Garnison und zahlreicher Beamten ist.

Ein steiler Fels, an der Nordseite vom Inn bespült, trägt die alte Festung Kufstein. Was sich in der Gegend Bedeutendes zugetragen, knüpft sich an ihre Wälle, welche, völlig sturmfrei, nur durch Aushungerung oder Batterien, die auf höher liegenden Punkten errichtet sind, bezwingbar sind. Die Mauern aus Tuffstein, der die Kugeln eindringen läßt, aber dabei nicht zersplittert, haben eine Dicke von 2—3 Klaftern; sie konnten daher gewöhnlichem Geschütz festen Widerstand leisten, vor dem Gruß gezogener Kanonen würden sie sich bald neigen müssen.

Früher waren alle Plätze, welche die Umgegend beherrschen, mit Festungswerken gesichert; auf der Zellerburg, welche jenseits des Inn Kufstein überhöht, standen zwei Blockhäuser; von hier bis zum Maistallerberg war das Thal durch eine Reihe zusammenhängender Schanzen und Redouten, in deren Mitte eine Caserne die Straße sperrte, geschlossen, ebenso hatte man den vorliegenden Lausbüchl nicht außer Acht gelassen. In der langen Zeit des Friedens verfielen diese Werke; neuerdings hat man jedoch diesem Passe gegen Baiern wieder Aufmerksamkeit geschenkt. Als die Eisenbahn eröffnet wurde, baute man in der Nähe des Bahnhofs nach den neuesten Regeln der Befestigungskunst ein Fort, das zwar viel Geld kostete, jedoch mehr ein militairisches Schaustück, als ein Werk der Nothwendigkeit zu sein scheint. Die Eisenbahn zu decken, hätten einige Sprenguinen am Inn, wo für die Schienen der Platz dem Felsen abgetrotzt werden mußte, vollständig genügt.

Kufstein hat mehrere Belagerungen ausgehalten; zum ersten Male eroberte es Kaiser Max, der den Commandanten Pienzenauer hinrichten ließ. Dieser hatte die Majestät dadurch beleidigt, daß er auf jeden Kanonenschuß zum Spott die Mauern mit einem Besen abzukehren befahl, bis die schwersten Geschütze jener Zeit, der Burlepaus und Weckauf, aus dem Zeughause von Innsbruck geholt wurden und die Mauern zertrümmerten. Dieses geschah 1504. Im Jahre 1703 ging die Festung durch die Rathlosigkeit des österreichischen Commandanten, Graf Wolkenstein, an Baiern verloren. Während des Aufstandes 1809 vertheidigten es diese heldenmüthig gegen die Bauern unter Speckbacher, der vergebens alle List aufbot, sie zu bezwingen. An Oesterreich wieder zurückgegeben diente sie bis jetzt als Gefängniß für Verbrecher und politisch Compromittirte. Hier saßen 1830 mehrere Polen, von denen einer trotz aller Wachsamkeit die dicken Mauern durchbrach und entrann; hier war 1849 eine ungarische Gräfin eingesperrt, hier vertrauert jetzt Rosza Sandor, der Geyer der Puszta, seine Tage in lebenslänglicher Gefangenschaft. Früher wurde dieser kühne Räu-

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Bärenthal am Kaisergebirge.

Digitized by Google

ber von vielen Neugierigen besucht, welche ihn mit Wein und Cigarren beschenkten: da erwachte sein magyarischer Stolz und er forderte vom Commandanten der Festung, daß Niemand mehr kommen dürfe, ihn wie ein wildes Thier zu betrachten. Trotzig und verschlossen auf dem Strohlager liegend, siecht er langsam hin, und weil er sich weigert, je an die frische Luft zu treten, wird ihn wohl der Scorbut auflösen.

Den nächsten Tag benutzte ich zu einem Ausflug nach Thierberg, einer Ruine, welche sich mitten aus den Bäumen des Mittelgebirges erhebt und eine herrliche Aussicht gewährt. Ihr jetziger Besitzer hat sie vor gänzlicher Zertrümmerung gesichert. Eine Kapelle nebenan ist dem heiligen Johannes geweiht und steht unter dem Schutze einer Einsiedelei, welche noch vor Kurzem ein armes Weib bewohnte. Im Walde liegen einzelne Höfe zerstreut, echt germanische Ansiedelungen, wie denn die Bewohner dieser Gegend überhaupt von reiner bavarischer Race sind. Auf dem Mittelgebirge sind mehrere Seen zerstreut; es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man plötzlich aus den dichten Tannen heraustritt und die ruhige dunkle Wasserfläche zu Füßen sieht. An dieser einsamen Stätte, deren Stille höchstens der Schrei eines Falken unterbricht, erinnert man sich gern an den „Alpsee" von Christian Schneller, ein erzählendes Gedicht, welches an ächtem Gehalt so manches berühmte Werk der Gegenwart weit hinter sich läßt.

Was in diesen schönen Wäldern unangenehm auffällt, ist der Mangel an Wild, — nirgends ein Reh, ein Hirsch; sogar die Eichhörnchen haben besonderes Glück, wenn sie dem tödtlichen Blei irgend eines ungeschickten Sonntagsjägers entgehen. So wie die Forstwirthschaft wird auch die Jagd sehr unzweckmäßig betrieben; man schont das Wild nirgends, und doch könnte man bei verständigem Betrieb einen schönen Gewinn erzielen, ohne auch nur den mindesten Schaden zu tragen. Allerdings ist es seit 1848, wo die Gemeinden das Jagdeigenthum erhielten, in dieser Beziehung etwas besser geworden; während früher ohne Rücksicht des Besitzrechts jede Klaue, jede Feder für vogelfrei galt, wird jetzt die Jagd verpachtet und da müssen die Bauern, wenn sie irgend etwas erhalten wollen, selbst darauf sehen, daß nicht Alles gestohlen wird.

Den Rückweg von Thierberg suchte ich quer durch den Wald gegen Kiefersfelden, ein Dorf, welches durch seine Bauernkomödien berühmt war, an der auch viele Arbeiter der Eisenschmelze Theil nahmen. Unweit davon erhebt sich links an der Straße die Ottokapelle, ein Kirchlein, im reichen gothischen Stile, getragen von einem festen Unterbau. An dieser Stelle nahm Prinz Otto von Baiern Abschied von seinen Eltern, welche ihn bis an die Grenze begleitet hatten, als er nach Griechenland reiste, um die Krone dieses jungen Reiches zu tragen.

Die bereits erwähnte Zellerburg ist dadurch interessant, daß die Alpenrosen an ihrer Schattenseite bis in das Thal steigen. Wenige Schritte davon steht das Kirchlein des heiligen Leonhard, welchen das Volk zum Patron der Pferde erkor. An seinem Feste versammelten sich früher alle Bauern der Gegend und galoppirten mit ihren Rossen dreimal um das Gebäude, in der Meinung, dadurch das Vieh im ganzen Jahre gesund zu erhalten. Von hier führt eine prachtvolle Lindenallee zu einem Wirthshause, wo die Festlichkeit gewöhnlich mit Zechen und Raufen geschlossen wurde.

Quer über den Sattel des Kaisergebirges führt ein Einschnitt bei Sparchen, einer Mühle am Ausgange des Bärenthales. Selten hat der absichtslose Zufall dem Künstler ein fertiges Bild geliefert, das er ohne weitere Zugabe einfach abzuzeichnen braucht; hier findet er ein solches und er kann es den Photographen nur durch den Reiz der Farben zuvorthun. Links eine Felsenwand, an der sich kühn ein Pfad emporwindet, rechts der Abhang mit großen Föhren, in der Mitte die Schlucht mit einem riesigen Steinblocke, dessen Spitze ein großes Kreuz ziert, im Vordergrund die Mühle mit dem schäumenden Bach: es ist ein kleines Meisterwerk von künstlerischer Anordnung. (Unsere Abbildung zeigt es.)

Digitized by Google

Der Steg an der Felsenwand führt zu mehreren Bauernhöfen, welche die Kufsteiner nicht selten besuchen, um sich an Alpenluft und frischer Milch zu laben. Ich stieg in die Schlucht, in deren Tiefe sich der Bach durcharbeitet, hinab, denn in der Felsenwand ist eine schattige Höhle vertieft, in der sich angeblich Thierknochen befinden sollten. Wild und schroff war der Weg, einzelne Tannen hatten sich mit dem Wurzelgeflecht fest in das Gestein eingekrallt, als fürchteten sie, schwindelnd in den Abgrund zu stürzen; mich stellenweise an Aeste und Stämme haltend, dann wieder im Sprunge vorwärts auf den eckigen Kanten oder die Hand an einen Grasbüschel klammernd, erreichte ich endlich die weite Mündung der steinernen Halle. Der Boden bestand aus feinerem Grus, zum Theil durch den aufgelösten Kalk verkittet, in welchem ich bald Klauen, Zähne und Knochen von Bären entdeckte, gemengt mit den Ueberresten der Wiederkäuer, welche jenen zur Nahrung dienten. Man muß jedenfalls den Geschmack der Familie Petz loben, die hier ihre Wohnung aufschlug, wo die schroffe Wand alle Sicherheit gewährte und das Rauschen des Baches die Trägen bei der Sommerfiesta gar angenehm in Schlummer lullte. Uebrigens können die Knochen auch von alten Höhlenbären stammen, leider war kein Stirnbein erhalten, welches die Bestimmung erleichtert hätte. Sei dem, wie ihm wolle, diese Knochenhöhle bleibt jedenfalls als die einzige bis jetzt in Tyrol entdeckte für den Naturfreund von Interesse.

Der Charakter der Gegend wurde immer düsterer, Felsen und Bäume hemmten jede Fernsicht und ich athmete frei auf, als mir endlich ein offener grüner Fleck mit einer Almhütte winkte. Die Sennerin, wenn auch kein schönes, doch frisches gesundes Mädchen, bot mir bereitwillig Milch und Butter. Als ich mich gesättigt, wollte ich ihr ein Geldstück bieten, sie lehnte es aber kopfschüttelnd ab mit dem Beisatz: „das wäre ein neuer Branch auf dem Kaiser, wenn man ein Tröpflein Milch zählen wollte." Mich erfreute diese Gastfreundlichkeit um so mehr, da sie auf anderen Almen fast zur Mythe geworden. In der Nähe der Städte machen manche Senner die unverschämtesten Forderungen und entblöden sich nicht, den Gebirgsfreund, der auf sie angewiesen ist, manchmal zu prellen. In solchen Gegenden besuche ich auch nie eine Alm, um so weniger, da Milch und Butter den Magen leicht überladen und blähen, wodurch die zum Klettern nöthige Elastizität des Körpers beeinträchtigt wird. Als ich zum Abschied vor die Thüre trat, heftete ich den Blick zufällig auf einen grünen Fleck hoch oben in den Kalkfelsen; das Mädchen bemerkte es und erklärte, das sei des Teufels Wurzgarten, wohin er aus Neid alle Kräuter versetzte, die dem Menschen nützlich sein könnten. Die Bauern bevölkern diese schauerliche Felsenöde, die sich vortrefflich zu einem Hintergrunde für die Einleitung zu Lenaus Faust eignen würde, mit Gespenstern; hierher verbannen fromme Kapuziner die Seelen derjenigen, welche nach ihrem Tode zur Strafe begangener Sünden rumoren und die Leute beunruhigen. Hinter der Alpe erhebt sich das Stripsenjoch, dessen Schneide man über grüne Wälder in einer halben Stunde bequem erreicht. Jenseits senkt sich der Weg durch eine steile Rinne nieder, bald betritt man wieder Grasboden, über welchen die Blöcke der Carditaschichten mit zahllosen Versteinerungen zerstreut sind. Plötzlich fielen mir einzelne Tropfen auf die Hand, der Sturm begann um die Felsenzacken zu toben und ein furchtbares Gewitter brach los. Ich stand in einer verlassenen, halb zerfallenen Schäferhütte unter; einige Ziegen, die mäckernd daherstürzten und den Regen scheuten, leisteten mir Gesellschaft. Endlich war der Orkan vorübergebraust, Alles glänzte wieder thaufrisch und farbenbunt; ich kehrte, obwohl ich nach St. Johann nur zwei Stunden gebraucht hätte, wieder nach Kufstein zurück, oft gehemmt von den Bächen, welche durch jede Rinne abflossen. Am nächsten Tag führte mich der Dampfwagen nach Innsbruck.

Digitized by Google

Ostfriesland und seine Bewohner.

Von A. Freiherrn von Seld.

Die Küstenstrecke der hannöverschen Provinz Ostfriesland ist zum großen Theil dem Meere abgewonnen. Haushohe Dämme schützen das Land gegen die Einbrüche des salzigen Elements, das mit tiefem Groll sein früheres Besitzthum zurückverlangt und seufzend und murrend, oft auch tobend und brüllend, den Fuß der schützenden Dämme benagt, oder schäumend vor Zorn gegen ihre Wände anstürmt.

Nicht ohne Sorge, aber immer mit Dank und mit fast mütterlicher Zärtlichkeit blicken die Bewohner zu den mächtigen Wällen hinauf, die Tag und Nacht sie bewachen gegen die Einbrüche des Räubers, der Hab' und Gut und Leib und Leben ihnen bedroht; deshalb hegen und pflegen, füttern und kleiden sie diese Wächter mit unausgesetzter Sorge, und das Gesetz steht ihnen schützend und strafend zur Seite: Keiner, und wäre er der Vornehmste, darf auf den Wällen fahren. Die Versuchung liegt in der nassen Jahreszeit nahe; denn die Wege sind da so grundlos, daß die Wagen bis an die Achsen, die Pferde bis über die Kniee einsinken in dem fetten aufgeweichten Lehm, der wie festgekneteter Brodteig die eingedrungenen Gegenstände mit einer Zähigkeit umklammert, daß die Pferde oft nur mit äußerster Kraftanstrengung sich herauszuarbeiten vermögen; aber vergebens blicken Roß und Reiter sehnsüchtig nach den festen grünen Dämmen; nur Aerzte, die auf keine andere Weise zu ihren Kranken gelangen können, erhalten schriftliche Vollmacht von der Landesregierung, auf den Wällen zu reiten; *fahren* dürfen auch sie nicht darauf, das dürfte selbst der König nicht.

Aber wie breit die Unterlage der gewaltigen Dämme auch ist, wie mächtig ihre Höhe, wie sorgsam ihr Bau unterhalten, ihr Rasen gepflegt wird, es kommen doch Zeiten, da ihre Kraft nicht ausreicht, da der Landesfeind die Landwehr besiegt, da das Meer in unwiderstehlichem Angriff das, was die Menschen ihm in Jahrhunderten genommen, in einer Siegesstunde zurückknimmt.

Die meisten Küstenländer erzählen Sagen von versunkenen Städten, die in grauer Vorzeit das Meer dort verschlungen hat; in Ostfriesland ist das keine *Sage*, da ist's *Geschichte*. Da ist's geschehen vor dreihundert Jahren, daß da, wo jetzt die Nordsee den Golf von Emden bildet, eine Stadt und vierunddreißig Dörfer von der Fluth verschlungen wurden. Wenn der Reisende auf einem Fischerkahn bei stiller See über die spiegelglatten und spiegelklaren Flächen dahingleitet, dann zeigen die Fischer wohl hinunter in den Meeresgrund und sprechen mit gedämpfter Stimme: „Jetzt sind wir über der Stadt — da unten liegt der Markt — jetzt fahren wir über dem Rathhaus — jetzt über der Kirche!" — Und es ist, als ragten da unten mit Muscheln bedeckte Trümmerhaufen und als bebten dumpfe Glockentöne herauf, wie eine wehmüthige Klage.

Jene Stadt ist untergegangen, jene Dörfer *sind* in einer verhängnißvollen Stunde begraben vom Meere; jede Stadt, jedes Dorf, jedes Haus, wenn sie tiefer liegen, als der Meeresspiegel, *können* begraben werden in einer solchen Stunde, und *halb Ostfriesland liegt tiefer als der Meeresspiegel*. Diese stete Möglichkeit, Haus und Hof, Weib und Kind und das eigene Leben urplötzlich zu verlieren, erzeugt einen nachdenklichen Sinn, der bei den Ostfriesen sich durch eine Erscheinung kundgiebt, die ihnen besonders eigenthümlich ist: *durch eine tiefe Schweigsamkeit*.

Digitized by Google

Wer möchte in der Nähe des Todes über das reden, was sonst wohl im Leben Gegenstand der Unterhaltung ist? Und wenn es auch vielleicht häufiger vom Ostfriesen, als von Anderen gilt, daß er sich zufrieden giebt, „was die bange Todesnacht, ihm auch für Gedanken macht;" Gedanken macht sie ihm, aber nicht solche, die leicht und schnell über die Lippe gehen; darum ist seine Lippe fast immer geschlossen. Schweigsam und nachdenkend sitzen am Feierabend Greise und Männer, Frauen und Jungfrauen, Knaben und Mädchen um die lautlos glimmende Torfgluth; kein Knistern der Flamme, kein Sprühen der Funken, kein Schnurren des Spinnrades, kein Schwirren der Spindel bringt Leben oder Bewegung in die tiefe, innere und äußere Ruhe; und wie im Hause und am Heerde, so ist's im Feld und auf der Flur. Alles schweigt — nicht einmal ein Baum rauscht; denn in den Küstenstrecken giebt's keinen Baum, kein Gesträuch; das kalte Wehen von der Nordsee her läßt sie nicht aufkommen. Da singt kein Vogel; wo sollt' er nisten? Da singt auch keine Magd, die nach der Koppel geht; da pfeift kein Knecht, der mit dem Pfluge durch's Feld zieht. Nur der Wind pfeift, nur die Fluth rauscht, nur das Meer summt sein eintöniges Klagelied um das verlorne Land, oder seufzt und grollt in verhaltenem Gram und Grimm. Aber wenn der oft jahrelang verhaltene Grimm endlich einmal losbricht, wenn er zum brüllenden Zorn, zur rasenden Wuth wird; wenn die Wogen, von der Fluth geschwellt, vom Sturm gejagt, herandonnern gegen die bebenden Wälle und das zagende Land; wenn der Angstruf von den Glockenthürmen schrillt und heult: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Die Sturmfluth ist da!" — dann stürmen nicht nur die Glocken durch's Land, dann stürmen nicht nur Wind und Wogen die Wälle, dann stürmen und stürzen Menschen, schreiend, beschwörend, — schleppend mit Riesenkraft; Kinder raffen Erde, Mist, Steine; seit Jahren Gelähmte schieben schwere Karren; Todtkranke springen auf vom Lager und eilen, halbbekleidet, zu den bedrohten Dämmen; da schaufelt und schüttet, da schiebt und schafft, da stopft und stampft der Greis wie ein Jüngling und das Kind wie ein Mann; da gilt kein Unterschied des Geschlechts, kein Vorrecht des Standes, vor dem Meere und dem Tode gelten sie Alle gleich, und Meer und Tod drohen in grausiger Gemeinschaft, in grausiger Nähe.

Wenn aber der gemeinsamen übermenschlichen Anstrengung der Sieg mit Gottes Hülfe endlich gelungen; wenn der viel hundertjährige Damm dem Andrange von Fluth und Sturm widerstanden hat; wenn er nicht durchbrochen, nicht unterwühlt, nicht überströmt worden; wenn Sturm und Fluth sich gelegt haben, der Sturm — Niemand weiß wohin? — die Fluth in ihr altes vieltausendjähriges Bett — wenn der Mensch wieder heimkehrt in seine Hütte und der Friede in sein Herz; dann rufen die Glocken zum zweiten Mal, aber nicht zum gemeinsamen Kampf auf Leben und Tod, zum gemeinsamen Gebet rufen sie, zu Lob und Dank und Preis.

Aber nicht immer erringt die vereinte Kraft den Sieg gegen das Bündniß von Sturm und Fluth. Im Jahre 1826 durchbrachen beide plötzlich den schützenden Damm, und fast unmittelbar darauf schwammen die Trümmer von vielen Hundert Häusern, schwammen mehr als tausend Leichen und die todten Körper von dreißigtausend Stück Vieh im brausenden Meere.

Solche Tage werden nicht vergessen, und die Mahnung, daß sie wiederkehren können, giebt den Bewohnern einen sinnenden Ernst und dadurch ein stetes Gleichmaß der Haltung. Dieses Gleichmaß der Leute ist auch der Landschaft eigen. So weit das Auge reicht, streckt eine endlose Ebene sich aus; kein Berg und keine Kluft, kein Hügel und keine Vertiefung unterbricht die weite Fläche. Selbst der einzige Strom des Landes, die Ems, gleicht mehr einem Einschnitt des Meeres in's Land hinein, als einem Strom; denn der Strom strömt nicht, seine Wasser bewegen sich nur, wenn die Fluth sie hebt, wenn die Ebbe sie senkt; sie rauschen nur, wenn der Wind sie durchfurcht, wenn der Sturm sie aufrührt; ist die Luft ruhig, dann liegt auch die Ems ruhig da, wie ein großer Silberspiegel. Kein Wald, kein

Digitized by Google

Gebüsch, kein Baum, kein Strauch beschränkt den freien Blick, und mit der Natur geht die Menschenhand bei ihren Bauten im Bunde; keine hohen Thürme, keine stolzen Burgen und Schlösser, keine riesigen Dampfschornsteine unterbrechen die Einförmigkeit der Landschaft, selbst die Kirchen erheben sich wenig oder gar nicht über die andern Gebäude, die, dicht aneinander gelagert in den dichtgesäeten Dörfern, nicht nur Familienähnlichkeit, sondern Zwillingsähnlichkeit haben. Wenn die Form der Landschaft durch und durch eintönig ist, so zeigt dagegen die Färbung derselben zuweilen eine grelle Abwechselung. Die Felder sind eingetheilt in große Quadrate, die, von Wassergräben umschlossen, nur einen einzigen Eingang für Menschen und Thiere gewähren; diese Quadrate sind, je nach der Jahreszeit, citronengelb, wenn der Rapps blüht, lichtgrün, wenn die Saat sproßt, oder dunkelgrün, mit bunten Blumen gestickt, da wo das Weideland brach liegt. Mitten durch die Landschaft führen Kanäle von der Nordsee her nach den Städten und Dörfern, befahrbar und befahren von mächtigen Seeschiffen, die, mit den hohen bewimpelten Masten, in majestätischer Stille durch die blumigen Wiesen und die gelagerten wiederkäuenden Heerden hindurchziehen. Der hohe, üppige Graswuchs verbirgt das Wasser den Blicken; deshalb scheint es, als ob die Schiffe durch Blumen sich bewegten, von unsichtbaren Händen getragen. Diese Wasserwege gehen in schnurgrader Richtung auf ihr Ziel los und durchschneiden Alles, was in ihrer Linie liegt, während die Landwege wie scheue Rennpferde die Hindernisse nicht nehmen, sondern umgehen und dadurch ihre Richtung zuweilen so vollständig aufgeben, daß der Reisende zu seiner Verwunderung auf die Ortschaft zuschreitet, die er vor kurzem verließ, bald darauf sie wieder im Rücken und nach kurzem Weiterschreiten von Neuem vor Augen hat. Man scheut die im holzlosen Lande doppelt theuren Brückenbauten und das Befahren und Betreten der kostbaren Aecker mehr, als große Umwege; man bedient sich überhaupt nur selten der Landwege und bringt Erzeugnisse in die Stadt und holt Bedürfnisse aus der Stadt fast ausschließlich zu Wasser, ja man fährt mit Post und Extrapost zu Wasser. Auf einer Art Gondel steht ein schmuckes Häuschen, darin ein tapeziertes, mit Gardinen geschmücktes, bequem möblirtes Zimmer; dies schwimmende Haus wird von Postpferden gezogen, die am Ufer entlang traben und von einem reitenden Postillon gelenkt werden, während ein Post-Conducteur auf dem Fahrzeug das Steuerruder führt. Die Bewegung ist so sanft, ja so unfühlbar, daß man den Abgang und die Ankunft nur durch das Auge wahrnimmt. Was man auf den Stationen sich an Speise oder Trank bestellt, das wird in das schwimmende Haus gebracht, um es unterwegs in aller Behaglichkeit zu genießen; das leere Geschirr wird vom Conducteur mit der nächsten Post zurückbefördert. Nach der Tafel streckt man sich auf's Sopha, oder besteigt auf einer bequemen Treppe das flache Dach der schwimmenden Wohnung und beschaut die Landschaft, die zwar nirgend einen romantischen Anblick darbietet, aber überall das Gepräge üppigster Fruchtbarkeit und ländlicher Stille trägt. — Ländliche Stille! — Nirgends ist dieser Ausdruck mehr an seiner Stelle, denn nirgends ist die Stille der Landschaft eine so ungestörte, fast lautlose, als hier; selbst durch Feldarbeiten und landwirthschaftliche Geschäfte wird sie kaum unterbrochen. In andern Ländern ruft die Ernte des Getreides und des Heues geräuschvolle Regsamkeit und lautes fröhliches Leben hervor, die Sensen und Sicheln erklingen beim Wetzen, die Frauen und Jungfrauen schäkern bei der wetteifernden Arbeit, — in Ostfriesland klingt keine Sense und keine Sichel, denn die Erntearbeit wird dort ohne Sense und Sichel vollbracht; dem fruchtbaren Boden entwachsen so starke rohrartige Getreidehalme, daß der Schnitter sie nur mit Hülfe eines breiten Schwertes, das er wie ein Richtschwert schwingt, zu köpfen vermag. Ja er köpft sie; er durchschneidet sie nicht, wie unsere Schnitter, tief unten am Boden, das vermöchte er mit solchem Werkzeuge nicht; auch hat das Stroh dort kaum einen Werth, denn der überfette Acker bedarf keiner Düngung, und an einer Fülle besseren Futters fehlt es nie; so durchhaut er die

Digitized by Google

Halme in der Höhe und läßt einen Wald von Stoppeln stehen. Nur das Gras wird in Ostfriesland mit der Sense gemäht; aber es wird als Heu in der Scheuer aufeinander gethürmt und so lange getreten und gestampft, bis es eine feste, fast undurchdringliche Masse bildet, die nur dadurch zum Futtern verwendbar wird, daß man sie mit jenen Schwertern und mit kräftigen Hieben heruntersäbelt und sie in Häckselform dem Vieh darreicht. Welche Art der Arbeit in den Scheuern oder auf dem Felde auch verrichtet wird, nie und nirgend betheiligen sich Frauen und Jungfrauen daran; dadurch fehlt bei der Erntearbeit und beim Heuen die bunte Mannigfaltigkeit der Tracht und die fröhliche Regsamkeit, durch welche bei uns diese Thätigkeit oft zum lauten Freudenfest wird. Diesen Charakter würde sie in Ostfriesland freilich auch durch die Mitwirkung der Frauen nicht bekommen; denn auch die Frauen sind stillen Wesens, wie die Männer. Die einzige Arbeit, die sie im Freien verrichten, besteht im Melken der Kühe, die vom zeitigen Frühjahr bis zum späten Herbst Tag und Nacht, selbst bei Sturm und Schnee, in den Koppeln unter freiem Himmel liegen; dahin ziehen die langen Schaaren der Frauen und Jungfrauen mit den leeren Milcheimern und mit den gefüllten wieder heim; aber aus ihrem Munde kommt kein lautes und kein leises Wort

Und nicht nur der Mensch, auch das Thier ist schweigsam in Ostfriesland; das edle Roß trägt überall mit stummer Resignation Schmerz und Qual; es läßt überall nur dann seine wiehernde Stimme hören, wenn Stute und Füllen nach einander verlangen, wenn der Hengst Zuneigung oder Eifersucht ausdrückt. Aber in Ostfriesland werden keine Füllen gezogen; sie werden, wenn sie zwei Jahre alt sind, in den Nachbarländern gekauft. Hengste findet man fast gar nicht; sie dürfen nur mit obrigkeitlicher Erlaubniß gehalten werden und kommen nie in die Koppeln, darum hört man kein Rossegewieher. Rinder brüllen fast nur vor Hunger oder Durst; in den ostfriesischen Koppeln aber stehen sie bis über die Knie im nahrhaftesten Grase, jede Koppel hat ihre Tränke; so leben sie in vollster Befriedigung; jedes Verlangen ist gestillt, deshalb wird kein's laut. Schafzucht fehlt überall in fetten Gegenden; darum fehlt auch hier das Geblök der Mutterschafe und der Lämmer; und auch das Geschnatter der Gänse fehlt, denn Ostfriesland zieht keine Gänse.

So liegt die Landschaft da in lautloser Stille. Nur zuweilen tönt ein Summen und Rauschen, das den Wanderer anfangs befremdet und, wenn er seine Ursache erkannt hat, mit Besorgniß erfüllt. Es ist das ein Summen, das er wohl öfter schon gehört hat, ihm aber dennoch so fremd vorkommt, daß er's nicht wieder erkennt; das Summen und Rauschen wird erzeugt von Millionen von Bienen, die viele Hunderte von über- und nebeneinander gelagerten Bienenkörben umschwärmen; sie haben eine Wasserreise aus dem Oldenburgischen hierher gemacht, um Honig zu sammeln in den blühenden Rapsfeldern. Wenn die Zeit der Blüthe nahet, werden die Oeffnungen der Körbe mit durchlöcherten Blechen verschlossen, damit die kleinen Bewohner wohl Luft, aber nicht Freiheit behalten, auszufliegen; so im Gefängniß werden sie auf Schiffe oder, bei kürzeren Entfernungen und mangelnder Wasserverbindung, auch wohl auf Wagen nach den fruchtbaren, Raps erzeugenden Gegenden geführt. Nicht ohne einige Besorgniß betritt man die Fußsteige, die dicht an ihren Lagern vorüber führen; doch ist diese Besorgniß nur in den Stunden begründet, die unmittelbar auf die Wegnahme der durchlöcherten Bleche folgen; es scheint, als ob sie dann, durch das lange Gefängniß erbittert und von Rachelust entflammt, ihren Stachel Jedem, der ihnen nahet, fühlen lassen. Ist die Zeit der Rapsblüthe vorüber, so werden sie nach Haidegegenden geführt, in denen unendliches Haidekraut ihnen hinreichende, wenn gleich minder reichliche Nahrung gewährt. Daß die reichlichste den ostfriesischen Hausthieren nicht fehlt, bezeugt ihre strotzende Fülle, ihre glänzende Glätte und behäbige Rundung, und wie die Thiere gedeihen, so gedeihen die Menschen.

Wer gern für jünger gilt, als er ist, der vermeide Ostfriesland; man hält ihn dort für

Digitized by Google

mindestens zehn bis fünfzehn Jahr älter, als er wirklich ist. Das kann nicht anders sein; denn in Ostfriesland erscheinen, nach unserm Maßstabe gemessen, die Menschen zehn bis fünfzehn Jahr jünger, als ihr Taufschein bezeugt. Das gilt von Männern und Frauen, besonders von den letzteren; vierzigjährige Frauen haben das Ansehen von vierundzwanzigjährigen Jungfrauen, so frisch und voll ist ihr Antlitz, so blitzend ihr Blick, so blühend, ja glühend ihre Wange. Das ist besonders auffallend auf dem Lande. Im übrigen Deutschland findet man fast durchgängig bei den Frauen der ländlichen Bevölkerung ein frühes Verfallen, eine welke Magerkeit, einen müden, ausdruckslosen Blick, der die Frauen um zehn bis fünfzehn Jahre älter aussehen läßt. Dieses Altern vor der Zeit hat seinen Grund darin, daß die Frauen auf dem Lande durchgehend überarbeitet sind; bei Tage dreschen und graben, ernten und heuen sie gemeinsam mit den Männern, wenn diese aber heimkehren, im Sommer auf den Rasen, im Winter auf die Ofenbank sich strecken, dann beginnt die Frauenarbeit erst recht mit Kochen und Kehren, mit Stricken und Flicken, mit Wischen und Waschen, mit Wiegen und Warten, so daß ihre Arbeitslast doppelt so groß ist, als die der Männer. Dadurch wird nicht nur ihr Leib entkräftet, sondern auch ihr Geist, und er bekommt zuletzt eine Stumpfheit, daß sie nicht nur bei der Predigt, daß sie bei Allem schlafen oder doch dämmern, was über den thierischen Instinkt, was über das zwingende Bedürfniß des Moments hinausgeht. Die ostfriesischen Frauen sind niemals überarbeitet, denn sie arbeiten nicht. Auch der ärmste Tagelöhner muthet es seiner Frau nicht zu, Feldarbeiten, oder auch nur solche Hausarbeiten zu verrichten, denen bei uns sich selbst die wohlhabendsten Bauersfrauen durchgehends unterziehen. Die ostfriesische Frau kocht, sie besorgt die Kinder, sie schummelt, das ist Alles. Schummeln heißt, das Haus nett erhalten, nicht nur durch Putzen und Scheuern (in den Städten werden sogar die Bürgersteige mit Bürsten gereinigt und die Häuser auch äußerlich von oben bis unten mit Hülfe großer Handspritzen gewaschen) — in jedem Jahre wird alles Holzwerk des Hauses neu mit Oelfarbe bemalt, auch das gehört zum Schummeln und ist daher Frauenarbeit — sondern es tritt noch eine hinzu, die bei uns völlig unbekannt ist und die großen Zeitaufwand fordert: der mit rothen Ziegeln bedeckte Fußboden wird rings an den Wänden mit Figuren und Guirlanden von weißem Sande verziert, den die Frauen aus der hohlen Hand laufen lassen und damit Sterne, Blumen, Laubwerk und Arabesken bilden. Dieser Schmuck wird oft, in vielen Häusern täglich erneut; und wenn die auf solche Weise erzeugten Formen auch nicht immer schön sind, so sind sie doch zierlich und von hoher Regelmäßigkeit. Solche Arbeit ist kaum eine Arbeit zu nennen; sie gleicht mehr einem Zeitvertreib und gewährt der Eitelkeit Befriedigung, wenn die Zierrathen besonders gelungen sind und ihr Gelingen von den Mitschwestern beneidet, von den Besuchern bewundert wird. Die meisten Stunden des Tages werden durch so leichte, halb spielende Beschäftigung ausgefüllt, und selbst die, welche ernsterer Art ist, z. B. die Butterbereitung, erfordert in Ostfriesland mindere Anstrengung. Während bei uns die Milch im Butterfaß von den Frauen geschlagen wird, überläßt man dort diese Arbeit in den größeren Haushaltungen einem Pferde, in kleineren einem Hunde, der ein Trittrad in Bewegung setzt und dadurch den durchlöcherten Stempel in der Milch auf- und niederstößt, ähnlich wie in Italien die Bratenwender durch Hunde bewegt werden; so daß der hungrige Reisende auf die Frage: „Ist das Essen bald fertig?“ die Antwort bekommt: „Das Hündchen arbeitet!“ Ist die Quantität der Milch zu groß, als daß ein Hund mit einem Trittrade sie überwältigen könnte, so wird der Stempel durch einen Pferdegöpel in Bewegung gesetzt. Die Arbeit aber, welche bei uns zu Lande die Mußestunden der Hausfrauen unausgesetzt ausfüllt und wohl den Spruch erzeugt hat:

Frauenarbeit ist behende,
Aber sie nimmt nie ein Ende,

Digitized by Google

die Arbeit des Nähens und Flickens, des Stopfens und Strickens ist in Ostfriesland nicht gebräuchlich. Strümpfe, Wäsche und Kleider werden gekauft; wird etwas daran schadhaft, so bessert der Schneider aus, wenn es ausgebessert wird; denn eine geplatzte Nath und ein Loch im Aermel ist dort nicht wie bei uns ein Vorwurf oder gar eine Schande für die Hausfrau, die nur in den seltensten Fällen Stricknadeln und Nähnadeln zu führen vermag und darum außer Stande ist, jedem kleinen Schaden abzuhelfen, ehe ein großer daraus wird. So entstehen dann namentlich in der Kleidung der Tagelöhner immer mehrere und größere Schäden, und man sieht nicht selten so arg zerfetzte, daß auch nicht ein Fleck wie ein Handteller groß zu finden ist, der nicht aus Lappen oder vielmehr aus Läppchen besteht und es mir oft unbegreiflich ist, wie diese Läppchen noch irgend einen Zusammenhang unter einander haben. Die Kleidung selbst ist ungemein einfach, sie besteht bei den Frauen aus Rock und Mieder, oder statt des Letzteren auch wohl nur aus dem sogenannten Unterpfand, einem viereckigen Stück Zeug, welches in der Mitte eine runde Oeffnung hat, durch welche der Kopf gesteckt und das zu beiden Seiten unter den Armen mit Bändern zugebunden wird, eine Tracht, eben so kunstlos, als unkleidsam. Selbst den von der Natur ihnen verliehenen Schmuck verschmähen die Frauen, den Schmuck des Haupthaars; sie tragen dasselbe hinten kurz verschnitten, und als ob sie Werth darauf legten, daß sie über solche Eitelkeit erhaben sind, tragen sie ihre Hauben hinten offenstehend, als solle jeder sehen, daß ihr Haar verschnitten ist. Die Männer tragen sich eben so einfach; Jacke, Weste, Hose und Mütze von blauem Tuch, in den Städten statt der Jacke einen Ueberrock. Männer und Frauen, selbst der höhern Stände, zeigen auch darin eine ganz ungewöhnliche Einfachheit, daß sie beim Ausgehen nichts an der Kleidung ändern, die sie in der Stube tragen, d. h. die Frauen sich keines Tuches oder keiner Mantille, die Männer sich keines Ueberziehers oder Mantels bedienen. Mäntel sind ein so ungebräuchliches Kleidungsstück in Ostfriesland, daß ich einen Maler in der Hauptstadt des Landes, in dessen Kleiderschrank ich einen Mantel hängen sah, verwundert fragte, wie er dazu gekommen? Er erwiderte, er habe lange Zeit in Berlin gelebt und ihn von dort mitgebracht; doch getraue er sich nicht, Gebrauch davon zu machen; er würde seine Kundschaft verlieren, wenn er einen Mantel trüge!

Diese Gleichmäßigkeit der Kleidung im Zimmer, wie im Freien, hat ihren Grund in den eigenthümlichen klimatischen Erscheinungen Ostfrieslands. Der Winter ist dort nicht so kalt, der Sommer nicht so heiß, als wie bei uns; Beide bedingen also auch weniger einen Unterschied der Kleidung; aber selbst im heißesten Sommer weht oft plötzlich ein so eisiger Hauch von der Nordsee her, daß der rasche Wechsel der Temperatur einen eben so raschen Wechsel der Kleidung herbeiführen würde, wenn der möglich wäre; da er aber nicht möglich ist, so rüstet man sich für alle Fälle, man trägt Winter und Sommer Fries*) auf dem bloßen Leibe und geht außerdem mäßig aber gleichmäßig warm bekleidet. Wer jedoch nicht Ostfriesisch gewöhnt und befriest ist, der thut wohl, auf Reisen, selbst in den Hundstagen, seinen Mantel, oder noch besser, seinen Pelz im Wagen bei sich zu führen; er wird, wenn der Eishauch kömmt, sich mit Behagen in denselben hüllen und sich vor sonst unausbleiblicher Erkältung bewahren. Keiner lasse den Pelz deshalb zu Hause, weil er besorgt, daß er im Sommer damit auffällt; mindestens nicht mehr, als im Winter. Der meinige war im strengsten Winter ein Gegenstand des Staunens, nicht nur für die untern, sondern selbst für die gebildeten Stände; in den Städten liefen die Jungen meinem Bärenpelz nach, als wäre ich selbst ein Bär. Es ist nun einmal in Ostfriesland Alles anders, als bei uns; deshalb erscheint uns Alles auffallend; aber wir erscheinen noch viel auffallender; das muß man sich gefallen lassen oder ganz Ostfriese werden, doch ist das nicht so leicht. Der Ostfriese erscheint

*) Die Friesen behaupten, der Fries, den sie Alle tragen, hätte ihnen ihren Namen gegeben. Vielleicht ist's umgekehrt.

Digitized by Google

uns oft kühl, wir aber erscheinen ihm frostig, und manche Leserinnen werden schon frieren, wenn sie das folgende lesen. Die Wände der ostfriesischen Wohnungen sind in der Regel nur einen halben Ziegelstein stark; ihre Thüren und Fenster schließen schlecht, die Thüren oft um des Torfrauchs willen absichtlich so schlecht, daß man mit der Hand zwischen ihnen und den Thürpfosten durchreichen kann. Oefen hat man nur selten; das Torffeuer im Kamin wärmt nur die eine Seite, läßt aber die andere und die Räume des Zimmers kalt; doch hat man unter den Füßen sogenannte Feuerstübchen, durchlöcherte Fußbänke, in welchen Töpfe stehen, die mit Torfgluth gefüllt sind; dieser Feuerstübchen bedient man sich auch in den Kirchen. Die Kirchen sind stets dicht erfüllt mit Zuhörern, daher auch dicht erfüllt mit Feuerstübchen und noch dichter mit Dunst, Qualm und Rauch, der den daran nicht Gewöhnten bis zur Ohnmacht peinigt. Es giebt aber eine Zeit in Ostfriesland, da diese Peinigung Tag und Nacht kein Ende nimmt, eine Zeit, da man landesflüchtig werden müßte, um ihr zu entgehen, das ist die Zeit des Moorbrennens.

In den Moorgegenden, die das holzlose Land mit Torf versehen, werden vom Oberboden große Schollen abgeschält, umgewandt und von Wind und Sonne getrocknet. Im nächsten Frühjahr geht der Besitzer des also vorbereiteten Landes mit einem Blecheimer voll glühender Kohlen und einer eisernen Pfanne versehen, auf den Acker und streut die glühenden Kohlen auf die ausgetrockneten Schollen; er stellt sich dabei mit dem Rücken gegen den Wind und setzt, rückwärts schreitend, das Entzünden der Schollen fort, so daß der Wind ihm stets den erstickenden Rauch entführt. Bemerkt er, daß die Gluth irgendwo zu stark wird, so beschreitet er in dicken Holzschuhen das glühende, rauchende Feld und dämpft sie mit darauf geworfener Erde; wird sie zu schwach, so nährt er sie mit darauf geworfener Gluth. Dieses Moorbrennen geht durch's ganze Moorland Ostfriesland und durch den Moorboden der angrenzenden Länder, so daß oft in wenigen Tagen über hunderttausend Morgen verkohlt werden und Professor Funk das Gewicht der dadurch erzeugten Rauchmasse auf dreiundsiebenzig Millionen Pfund berechnet. Dieser Rauch hebt sich allmälig höher und zieht, vom Winde bewegt, hunderte von Meilen dahin. Das ist der sogenannte Höhenrauch, über den viel gelehrte und verkehrte Ansichten sich selbst in Lehrbücher verirrt haben. Während des Moorbrennens ist oft die Atmosphäre des ganzen Landes verfinstert; die Sonne ist gar nicht sichtbar oder, wie durch ein geschwärztes Glas, als rothe Kugel; das Athmen ist erschwert, die Augen schmerzen vom beizenden Rauch, eine melancholische Stimmung bemächtigt sich der Gemüther, und selbst die Thiere scheinen darunter zu leiden; doch hört man keine Klage darüber; jeder weiß, daß die Bewohner des Moorlandes verhungern müßten, wenn ihnen nicht die durch die Asche erzeugte Düngung des Landes eine Buchweizenernte gewährte, von deren Ertrage sie fast ausschließlich leben, während die Fischer am Nordseestrande kaum einen andern Erwerb kennen, als den die Fischerei ihnen gewährt; aber auch die wird hier anders betrieben, als an andern Küsten.

Wenn sonst die Ebbe eintritt und dadurch in weiter Ferne hinein der Boden des Meeres trocken gelegt wird, daß man darauf wandeln und Muscheln, Seesterne und andere Meereserzeugnisse suchen und der Fischer seine Reusen legen kann, so verwehrt in Ostfriesland das Meer auch während der Ebbe das Betreten seines Grundes. Für das Auge liegt freilich eine endlose, wasserfreie Ebene da und lockt mit ihrem sammtartigen, glatten, fast goldgelben Teppich, sie zu betreten; aber der Versuch wäre lebensgefährlich. Der Grund des Meeres besteht aus einem weichen, eidotterartigen Moraste, so flüssig, daß jeder schwere Gegenstand darin versinkt, daß Enten zur Noth darin schwimmen, und so tief, daß Stangen von dreifacher Mannslänge keinen festen Grund finden. Da bedienen sich zu ihrem Fortkommen die Fischer eines eigenthümlichen Hülfsmittels, ähnlich einem Schneeschuh, nur daß der Schneeschuh beiden Füßen, der ostfriesische Schlickschuh (Schlick heißt der Morast des Meeres) nur

Digitized by Google

einem Fuße, dem linken dient. Mit diesem kniet der Fischer in dem flachen Fahrzeuge, befestigt ihn an Knöchel und Kniekehle mit Riemen an den Boden, hält das andere Bein außerhalb und rudert sich durch den Morast, indem er den rechten entblößten Fuß bewegt, wie eine schwimmende Ente den ihren. So fährt er viertel Meilen weit in's Meer hinein. Die knieende Stellung giebt ihm gerade die rechte Höhe, daß er, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, seine Reusen zu legen und zu leeren vermag; auf gleiche Weise kehrt er nach vollbrachter Arbeit wieder heim. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, wenn auf der weiten, goldgelben Fläche einzelne schwarze Punkte schwimmen; wenn man endlich erkennt, es sind knieende Menschen auf einem Fahrzeuge, dessen Bord kaum zollhoch hervorragt, und das kaum wahrnehmbar sich bewegt, da beschleicht die Sorge das Herz, die Fluth werde das langsame, gebrechliche Fahrzeug ereilen und Schifflein und Schiffer verschlingen. Aber der Fall tritt wohl kaum je ein, der Ostfriese weiß genau vorher die Fluth und ist vorsichtig und bedächtig; außer dem allgemeinen Unglück durch eine Sturmfluth hört man fast nie von andern Unglücksfällen, nicht einmal von Feuersbrünsten. Es ist, als ob in diesem Lande, wo Alles in einer gewissen Abgemessenheit sich bewegt, selbst das Feuer die ihm angewiesene Grenze nicht überschritte. Auch die Gluth der ostfriesischen Volkspoesie hält sich in ruhiger Gemessenheit, wenn überhaupt hier von Poesie die Rede sein kann; Volkspoesie lebt im Gesang, und Gesang lebt nicht in Ostfriesland; aber gesprochene und geschriebene Gedichte giebt's hin und wieder im Volke. Hier ein's davon, das ächt ostfriesisch ist:

Daar scheenen dree Steerntjes al over den Rhin,
De scheenen to den König sin Fensterkes in.
De König har dree Dochterkes,
Se stürven alle dree in eene Nacht;
De erste stürf's Avens, de andere stürf's Nachts,
De darde stürf, als de Dag anbrak.

Se nammen eenander al di de Hand
Un gingen dat smalle Pad wal langs,
Dat na de Hemel ton dreben was,
As se up halfweg Wegs kwammen,
Da kwam hör Moder hör integen:
„Waarhen, waarhen, ji arme Seelkes?"
„Wi gaan dat smalle Padje langs."

Als se vor de hemelsche Döre kwammen,
Se kloppden an de Döre freidig an:
„Sünte Peter, Sünte Paul, do open des Dör!
Hier staan dree arme Seelkes vör."

Sünt Peter stun up, leet twee ingan,
De darde leet he der wal buten staan.
„Och Heer von de Hemel, wat hab ich mißdaan,
Dat ick hier alleene mont buten staan?"

„Du hast verbroken dat heilig Gebod;
Wenn de andere beide Süsters na de Karke ton gingen,
Dann stunnst du vör da Spegel, krullst up dien Haar.
Wenn de andere beide Süsters ton't Nachtmahl gingen,
Dann werf'st du hör mit de Fingers na.
Wenn de andere beide Süsters de Armen wat gaffen,
Dann deest du nix als knurren und brummen."

Se keerde sück um mit bedreefde Traantjes
Un gung dat breede Pad wal langs,
Dat se na de Helle ton treben was.
Do se up halfweg Weges kwam,
Daar laggen dree Hunde und kefen hör an.
Man do se bi de Helldör kwam,
De kloppde se daar so bedröfdelik an.

Digitized by Google

„Herodes, Herodes, de open de Dör,
Hier steiht een arme Sünder vör."
De eene von de Hunde schmeert hör een Steeleston,
Waar sie mit hör Gat up sitten kun;

Dee andere een Kissen mit Natels und Spellen,
De darde een Potje mit Pick un Schmeer.
Se see: „Och Heer, och Heer, ick lüst niet meer!"
„Seg du mi dat Woerd gien dree Mal meer,
Dann salt du brennen in Pick un Schmeer.

Die Poesie dieses Gedichts erhebt sich nicht höher, als die ostfriesischen Hügel, die kaum warnehmbar sind; aber sie stimmt zum Charakter der Landschaft, der auch da im Niveau bleibt, wo im Innern des Landes der fruchtbare Boden in Moor und Sand übergeht. Man hat deshalb Ostfriesland wohl mit einem Apfel verglichen, der äußerlich frisch, innerlich faul ist; aber der Vergleich hinkt, mehr als die meisten; unfruchtbarer ist das Innere des Landes als der Rand desselben; aber faul ist's nirgend, am wenigsten sind's seine Bewohner. Ist der Rand zu Land geworden durch unermüdlichen Kampf, so wird der Sand zu Land durch unermüdeten Fleiß. Wer die vielen ziegelgedeckten Dächer in der Haidegegend sieht und dazwischen die großen Erdklumpen, die theils Menschenwohnungen, theils Düngerhaufen sind, und die sich fast nur dadurch von einander unterscheiden, daß aus einigen Rauch aufsteigt, aus einigen nicht, — der ahnt schwerlich, daß die freundlichen Wohnhäuser der Mehrzahl nach hervorgegangen sind aus jenen Erdklumpen. Das Verlangen nach Selbstständigkeit, das Sehnen nach einem eigenen Besitzthum hat diese Umgestaltungen erzeugt. In den fruchtbaren Gegenden bietet sich dazu keine Gelegenheit; Grund und Boden gilt da als ein so kostbares und so köstliches Gut, als ein Familienschatz, dessen Veräußerung nur im höchsten Nothfall geschieht, und die als eine Schande betrachtet wird; aber im Innern giebt's noch große Strecken unbebauten Landes, das als Urland gilt, und für den Eigenthümer, gewöhnlich der Fiscus, nur geringen Werth hat; da sparen die Knechte und Tagelöhner so lange, bis sie im Stande sind, ein Stück Steppe zu erwerben, und beziehen unmittelbar nach dem Erwerb ihr Besitzthum. Das erste, was der neue Gutsbesitzer thut, besteht darin, daß er für sich und seine Familie ein Wohnhaus baut; er schält zu diesem Zweck den Oberboden ab, der aus halbverdorrten Wurzeln und dürftigem Rasen besteht, legt die Schollen auseinander, bildet daraus vier Wände, die ein Quadrat einschließen, halb so groß, wie eine gewöhnliche Kammer. Sind die Wände ungefähr mannshoch, so bedeckt er sie mit einigen Stangen und Aesten, diese aber mit Erdschollen, läßt in der Decke einen Raum offen als Schornstein, und bezieht nun mit Weib und Kind den neuen Bau; denn das Wohnhaus ist fertig. Seine Meubles haben überflüssigen Raum darin; denn er hat keine. Etwas Stroh zum Lager für sich und die Seinigen, ein eiserner Kessel, eine eiserne Pfanne und so viel Blechlöffel als Münder, ist Alles, was er mitbringt, wenigstens Alles, was sichtbar ist. Das Beste wird freilich erst nach und nach sichtbar; das ist der genügsame Sinn, die unermüdliche Ausdauer, die nicht Fleiß und Schweiß scheut, die vor Sonnenaufgang die Arbeit beginnt und sie nach Sonnenuntergang erst beendet, die gräbt und ebnet und rajolt und vor Allem Rasen übereinanderhäuft, ihn mit Abgängen aller Art überschüttet und begießt, und immer von neuem mit Wasser befeuchtet, um durch die verrottete Erde einen künstlichen Dünger zu bilden und so, nach und nach, die Steppe in fruchtbaren Boden umzuwandeln. Ist ihm das nach jahrelanger rastloser Arbeit gelungen, ist der Boden ertragfähig geworden und hat dadurch einen Werth erhalten, so erhält der Besitzer ohne Mühe ein kleines Capital geliehen, kauft dafür Holz und Steine und baut sich nun eigenhändig ein Wohnhaus, das zugleich Stall und Scheune umschließt. Mit welchem Behagen, mit welch wonnigem Gefühle die Familie aus der Erdhöhle in die neue Behausung einzieht, wie

Digitized by Google

theuer solch mühselig erworbenes Eigenthum dem Besitzer ist, davon vermag man sich in andern Ländern kaum einen Begriff zu machen. Viele schöne Besitzthümer in Ostfriesland sind aus solchen Höhlen hervorgegangen. Fast das ganze Land ist der widerstrebenden Natur abgezwungen; das Meer mußte seinen fruchtbaren, das Land seinen unfruchtbaren Grund hergeben; mit künstlichen Dämmen und künstlichem Dünger kämpft dort heut noch der Mensch gegen die immer erneuten Versuche der alten Herrscher, den Eindringling wieder zu verdrängen, durch Sturmfluth und Flugsand. Aber durch unausgesetzte, fast immer siegreiche Kämpfe der Menschenkraft gegen die Macht der Elemente wird dem Menschen sein Besitzthum immer theurer, seine Anhänglichkeit an das mühsam errungene und mühsam festgehaltene Land immer inniger, deshalb ist Ostfriesland auch frei geblieben von dem Auswanderungsfieber, das die meisten andern Länder epidemisch ergriffen hat. Der märkische Bauer sagt: Was nicht sauert, das süßt nicht; sauer wurde und wird den Ostfriesen ihr Besitzthum; deshalb ist ihnen der Besitz so süß; sie erkennen in den Klei- wie in den Geest-gegenden, (Klei heißt fetter, Geest magerer Boden) ihre gegenseitige Bravheit im Kampfe an, während bei uns die Bauern der fruchtbaren Niederungen und die der unfruchtbaren Höhen sich unter einander verspotten. „Bei euch ersauft Alles, drum versauft ihr's lieber selbst," sagen diese; „lieber versaufen als verhungern," erwidern jene. In Ostfriesland hört man nichts von solchen Spöttereien; die Leute fühlen sich als Kinder eines Landes und einer Familie.

Im Winter, wenn eine weite Schneedecke die endlosene Ebene deckt, verschwindet auch äußerlich jeder Unterschied der Landschaft, die dann noch lebloser und lautloser wird; denn da jedes Haus zugleich seinen Hof unter dem Dach des Hauses hat, so sieht und hört man nichts von den Hofarbeiten. Alles Vieh bleibt, bis es in die Koppeln übersiedelt, unausgesetzt an der Krippe, nicht einmal um Wasser zu holen, verläßt ein Knecht oder eine Magd das Haus. In den meisten Häusern befinden sich zwei Brunnen, einer mit gesammeltem Regenwasser für die Menschen, der andere mit Brunnenwasser für die Thiere; denn in den Gegenden, die unter dem Spiegel des Meeres liegen, ist der Boden so von dem Wasser desselben durchdrungen, daß es alle Brunnen erfüllt; nur die Thiere, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, mögen es, während unsere Pferde, wenn wir damit nach Ostfriesland reisen, lieber verdürsten, als es berühren; da geben ihnen die Menschen mitleidig vom eigenen Getränk. Das Opfer ist nicht klein, denn bei ausbleibendem Regen verdunstet und verdirbt das Cisternenwasser, man schickt dann zum Nachbar, um — wie Brod in der Hungerzeit — so Wasser zu erborgen und zu erbitten. Nimmt der Mangel zu, dann fahren Schiffe durch's Land und bringen verkäufliches Wasser aus der Ferne; denn fast ganz Ostfriesland kann auf den Canälen, die das Land durchziehen, von den Schiffen befahren werden. Viele der Landbesitzer besitzen selbst Schiffe, oder dienen darauf als Capitäne, Steuermänner oder Matrosen. Diese Schiffe überwintern in den Dörfern, denen sie zugehören und es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, wenn fünf, sechs Seeschiffe in dem Canale liegen, der das Dorf in zwei Theile theilt; doch bekommt dadurch die Landschaft kein Leben — abgetakelt und schneebedeckt liegen sie da und verstärken den Eindruck melancholischer Ruhe.

Tiefe Stille des Landes, stille Tiefe der Leute, das ist der Charakter Ostfrieslands.

Digitized by Google

Das Schembartlaufen.

Von Georg Horn.

Die reichsfreie Stadt Nürnberg spielte im deutschen Mittelalter eine der glänzendsten Rollen, die je eine Stadt gespielt. Es gab keine neue Erscheinung, entweder im Bereiche der That, oder des Gedankens, die spurlos an der Stadt und ihren Bewohnern vorübergegangen wäre. Sie stand immer auf der Warte der Zeit, spähend nach jedem neuen Kämpen der Zeit und der Ideen, um ihm die Thore zu öffnen. Die geistige Regsamkeit stählte die physische Kraft, und so sehen wir die Stadt in den kriegerischen wie geistigen Kämpfen der Zeit gleich groß und herrlich dastehen, eine wahre feste Burg des freien Bürgerthumes. Wo freie, geistige Bewegung ist, blüht auch der Humor und wir kennen keine Stadt auf deutschem Gebiete, deren Bewohner eine so specifisch humoristische Ader besäßen, wie die Nürnberger. Ueberall kam dies zu Tag, selbst in den unbedeutendsten Spielwaaren. Dem Kern des Bürgerstandes, den Handwerkern saß das Scherzspiel tief im Fleische. Die beiden hervorragendsten Volksdichter Hans Sachs und neuerer Zeit Grübel waren Nürnberger Handwerker. Die Freude an des Lebens heiterer Erfassung zeigte sich schon früh im Mittelalter in den Mummenscherzen. Eine eigenthümliche Art derselben, in Nürnberg entstanden und fast zwei Jahrhunderte fortdauernd, war das Schembartlaufen. Schönbart oder Schönpart, am häufigsten Schembart, bedeutete eine Larve. Das ganze Spiel war eigentlich ein Maskenlaufen, das den Fleischern vom hohen Rathe der Stadt bewilligt worden war, weil sich dieselben in einer Revolution der Handwerker gegen den Rath als gute Conservative gezeigt hatten. Das ganze Regiment der Stadt wäre der Wuth der Aufrührer verfallen, alles Bestehende in höchste Gefahr gerathen, wenn nicht ein Dominikanermönch den Anschlag zweier der Rädelsführer belauscht und noch Zeit gefunden hätte, den Rath von der Gefahr zu unterrichten und die Rathsherren zu retten. Letzteres geschah unter den mannigfachsten Formen, und eben die Fleischer waren bei der Hand, indem sie die Rathsherren in hölzernen Bottichen versteckten, mit Fleischstücken bedeckten, und so zur Stadt hinaus trugen. Die Belohnung für diese patriotische That war das Schönbartlaufen. Freilich in unserem Sinne eine seltsame Staatsbelohnung, aber bedeutend im Sinne des Mittelalters, wo jedes Recht einer öffentlichen Kundgebung in den Händen der „Geschlechter" das heißt der Aristokratie war. Natürlich machte die ehrsame Fleischerzunft von dem gewährten Vorrechte den ausgedehntesten Gebrauch. Alte Bücher mit naiven Malereien gewähren uns noch einen Einblick in den Charakter dieses Volksfestes. Die Herolde desselben waren vierzehn- bis fünfzehnjährige Jungen, die in den buntscheckigsten Anzügen mit sanften, ausgestopften Mahnern in der Hand vorherliefen, um die Schembartläufer anzukündigen und Platz zu machen. Gewöhnlich war die Zahl der Mitwirkenden vierundzwanzig, die in leinwandnen Anzügen von sehr greller Farbe auf den Plätzen einen Ringeltanz nach Art unserer Polonaise ausführten, und dafür von den Zuschauern in den Häusern Geschenke in Naturalien, oder auch Geld bekamen, welches dann in Gemeinschaft vertrunken wurde. Wenn die Ehre die eine Hälfte der Bedeutung des Rathsgeschenkes war, so war dieses Geldbeneficium sicherlich die andere. Aus den Ueberlieferungen geht hervor, daß namentlich die in Anspruch genommen wurden, die außerhalb der staatlichen Berechtigung standen, wie die Juden und die Frauen aus den Frauenhäusern.

Digitized by Google

Im Jahre 1350 hatte die Zunft das Geschenk des Rathes empfangen, hundert Jahre später finden wir, daß die Geschlechter das Recht des Schembartlaufens den Fleischern alljährlich abkauften. Der Preis war 6 Gulden, eine für jene Zeiten gar nicht unbedeutende Summe. Die Herren scheinen die Sitte zu einer öffentlichen Galanterie gegen die niedern Volksschichten benützt zu haben, um sich dadurch populär zu machen, wenigstens blieb das Recht gegen die genannte Entschädigung an die Zunft nun immer in den Händen der Vornehmen. Der ganze Aufzug wurde prächtiger, die Farben in der Kleidung mannigfaltiger, gewählter; trug man sonst blau und roth zusammen, so sah man jetzt schon feinere Nüancen, blaue Flammen auf weißem, Röslein auf himmelblauem Grunde. War der Stoff zu der Maskenkleidung früher Leinwand, so sehen wir jetzt schon kostbare Seide, oder auch ganze Gewänder von Lahngold. Natürlich waren die Schembartlaufenden auch nicht mehr die Empfangenden, sondern die Spendenden. Statt der Herolde zu Fuß sehen wir Herolde zu Pferde, statt Prügel theilten dieselben Nüsse aus, und nicht etwa Kopfnüsse, sondern wirkliche Wallnüsse, und mit den Jahren nahm auch der Luxus in diesen Spenden zu. Eine alte Illustration zeigt, wie die Herolde nach den neugierig zum Fenster heraushlugenden „Weiblein" Eier mit Rosenwasser gefüllt warfen, „was gar lieblich zu schmecken war," heißt es in der beifolgenden Erklärung. In den Händen hielten die Herren Mispeln von Pappe, aus denen sich ein Feuerwerk entlud, zum großen Ergötzen der nichts ahnenden, überraschten Menge. Alle Form ist indeß wechselnd, wenn auch der Geist derselbe bleibt. So auch bei dem Schembartlaufen. Der naive harmlose Scherz ging mit dem Sturm und Drange der Zeit in Satyre über. Nicht die Verkleidung und die derselben zustehende Freiheit war mehr die Hauptsache, der Reiz lag von nun an in den versteckten Beziehungen der neuen Carnevalsformen. Keine Autorität war den Nürnbergern zu groß, sie hätten sie nicht in den Kreis ihrer Carnevalssatyre gezogen, ihr eignes Regiment am allerbittersten. So wurden auf dem Umzug Affen gezeigt, welche die Kleidung der Nürnberger Rathsherren trugen. Die Getroffenen ließen das geschehen und machten gute Miene zum bösen Spiele. Vorzüglich aber war der Papst die Zielscheibe aller Carnevalspossen, es gab keine lächerliche verächtliche Form, unter der er nicht erschienen wäre, namentlich im Reformationszeitalter, aber auch noch früher. Die Illustrationen des Punch von heutzutage sind Sammetpfötchen gegen die scharfe Klaue, die aus den Karrikaturen des Hauptes der katholischen Christenheit hervorschaute. Mit der Reformationszeit aber war die Größe Nürnbergs, mit dieser der Volkshumor erschöpft — mit dem dreißigjährigen Kriege hörte für Deutschland überhaupt aller Spaß auf.

Denkstein ehelicher Liebe und Treue.

Auf einem der Salzburgischen Schlösser fanden wir folgendes zarte Lied in die Fensterscheibe eingekritzelt:

Mein Herz in mir
Theil' ich mit Dir;
Brech' ich's von Dir
Rächt's Gott an mir.
Vergeff' ich Dein,
Vergeff' Gott mein;
Dies soll für uns beide
Verbündniß sein.

Ulrich Graf zu Sulz. Anna Katharina Gräfin zu Sulz.
1641.

Digitized by Google

Das schwarze Buch.

Anfangs dieses Jahrhunderts erregte ein Werk, das unter dem Namen das schwarze Buch bekannt war, großes Aufsehen in ganz Deutschland und selbst im Auslande. Der Verfasser desselben hat sich nicht genannt; doch wußte man, daß der Ober-Accise- und Zollrath von Held es geschrieben. Es wurde gleich nach seinem Erscheinen confiscirt, nur einige Exemplare entgingen der Vernichtung; bald war es, als ob das Buch, von dem allgemein gesprochen wurde, verschwunden wäre, so daß Varnhagen in seiner Lebensbeschreibung des Verfassers sagt:

> „das schwarze Buch ist unter diesem Titel weltberühmt geworden, während der eigentliche noch jetzt fast unbekannt ist, wie das Buch selbst; denn wir gestehen, so viel und so oft wir auch seit mehr als vierzig Jahren von dem schwarzen Buche, seinem gewaltigen Inhalt und seiner beispiellosen Freimüthigkeit reden gehört, wir haben es nie zu Gesicht bekommen, noch Jemanden gefunden, der es mit eigenen Augen gesehen."

Ich bin so glücklich, im Besitz dieses Buches zu sein, und glaube den Lesern mehr als eine bloße Befriedigung der Neugier zu gewähren, wenn ich sie mit dem Inhalte desselben bekannt mache. Das Buch ist auch ein Stück vaterländischer Geschichte; aber zu seinem Verständniß erscheint es nothwendig, einen Blick zu werfen auf die Beamtenwelt der damaligen Zeit, und namentlich auf zwei Beamte, den schon genannten Held und seinen Freund, den damaligen Kriegsrath spätern Ober-Präsidenten von Zerboni.

Während der Regierung Friedrich des Großen und ganz besonders während der letzten Decennien derselben hielt das strenge Regiment des Königs die Beamten in steter Furcht, und es war mehr dieser Furcht als einer edleren Quelle zuzuschreiben, daß Vergehen gegen die Redlichkeit nicht häufiger zur Sprache kamen; dennoch geschah dies oft genug, um den König immer mißtrauischer zu machen, so daß er zuletzt Keinen, er sei bei der Justiz oder bei der Verwaltung angestellt, für redlich hielt und mit diesem Mißtrauen selbst anerkannte Ehrenmänner verletzte, die in ihrem gekränkten Gefühl ihm zuweilen Erwiderungen gaben, in denen der Stolz die Ehrerbietung überwog. So erwiderte der Justizminister von Münchhausen dem König auf eine, mit harten Verweisen erfüllte, Cabinetsordre folgendes:

„Was Ew. Majestät in der Ordre vom gestrigen Dato mir insbesondere zu erkennen geben wollen, daß in Dero Augen ein armer Bauer eben so viel gilt, als der vornehmste Graf und der reichste Edelmann, und das Recht sowohl für geringe als vornehme Leute sei, habe ich von jeher gewußt, und ich behaupte, daß durch die ganze Zeit, da ich Ew. Königl. Majestät zu dienen die Gnade habe, ich niemals auch nur Verdacht gegeben, es nicht zu wissen.' Die Vorstellung des Dieherr ist nicht durch meine Hände gegangen, sie gehört auch nicht zu meinem Departement. Daß ich in verschiedenen Resolutionen unbefugte Supplicanten vor der Strafe des muthwilligen Supplicirens gewarnt, ist wahr, und wie eines Falles dergleichen auf meine besondere Veranlassung vollzogen worden, erinnere ich mich nicht gleich. Jene Warnung ist nach meiner Einsicht und Ueberlegung eine wahre Wohlthat für dergleichen Leute, die für jedes nützliche Geschäft verloren sind, so lange sie mit dem Suppliciren fortfahren, da ihnen zu dem, was sie verlangen, zu helfen nicht möglich ist, und ich habe gesucht dadurch, daß ich sie von ihrem Eigensinn abhielt, mich um sie verdient zu machen. Wenn

Digitized by Google

ich wirklich in dem Falle begriffen wäre, bei der Rechtspflege einen Unterschied zu machen zwischen Armen und Reichen, Vornehmen und Niedrigen, so müßte die Quelle davon tiefer liegen, als daß ihr durch eine bloße Zurechtweisung geholfen werden könnte. Ich bitte allerunterthänigst, daß Ew. Majestät geruhen, mir die Fälle, wodurch ich eine so ungnädige Beschuldigung auf mich geladen, anzeigen zu lassen."

Solche Erwiderungen, Erzeugnisse eines reinen Gewissens und eines auf gutem Bewußtsein ruhenden edlen Stolzes, nahm der große König schweigend hin, ja er freute sich darüber, doch benahmen sie ihm sein Mißtrauen nicht; fehlte es ihm doch nicht an schmerzlichen Erfahrungen, daß die Beamten, selbst die höchsten, sich grobe Unredlichkeiten zu Schulden kommen ließen. So hatte der Minister von Görne mit Geldern, die er nach und nach aus königlichen Kassen genommen, sich im damaligen Königreich Polen die sehr ansehnliche Herrschaft Krotoschin gekauft. Er wurde, als der Betrug zur Sprache kam, kassirt und zur Festungsstrafe verurtheilt, die Herrschaft aber auf des Königs Befehl sequestirt. In der betreffenden Cabinetsordre vom 26. Januar 1782 heißt es: Da ich mich und die Kasse so gut als möglich aus seinem Vermögen bezahlt machen muß, so soll das viele Holz, um Geld zu schaffen, Fuß für Fuß (d. h. alles ohne Unterschied, also auch das noch ganz junge, fast werthlose) weggehauen und wie möglich und thunlich versilbert werden.

Als der König diesen Befehl gab, der den Werth der Herrschaft um Hunderttausende verminderte, ahnte er nicht, daß auch dieser Theil von Polen schon eilf Jahre später preußische Provinz werden und der Schaden also den eigenen Staat betreffen würde. Nachdem nun bei der letzten Theilung des Königreichs Polen jene bedeutende Landesstrecke unter dem Namen Süd-Preußen zu Preußen geschlagen worden, kam sie unter die Verwaltung des Ministers von Voß; denn damals stand jede Provinz unter einem eigenen Minister, der sie selbstständig regierte und nur dem Könige verantwortlich war. Der neue bedeutende Ländererwerb forderte eine große Zahl von Beamten; denn Polen, das bisher fast gar nicht regiert worden war, sollte nun als Südpreußen preußisch regiert werden; da nahm man denn aus den alten Provinzen, was irgend brauchbar oder auch selbst was unbrauchbar war. Viele machten außerordentliche Carriere. Es kam vor, daß der jüngste Assessor eines Collegiums nach Südpreußen als ältester Rath eines dortigen Collegiums versetzt wurde. Der spätere Chefpräsident des Breslauer Oberlandsgerichts Graf Dankelmann wurde mit neunzehn Jahren schon Regierungsrath (jetzt Tribunalsrath, denn was jetzt Regierung heißt, das hieß damals Kriegs- und Domainenkammer). Dankelmann hat in seinem ganzen Leben sich als tüchtiger Beamter und als Ehrenmann bewährt; das konnte man nicht von Allen sagen, die damals Carriere machten; es gab Creaturen darunter, die Bedienten waren und Bedientenseelen hatten, und eben deshalb befördert wurden.

Aber nicht nur Beamte, auch andere Leute machten bei dem neuen Ländererwerb ihr Glück. Er umfaßte zahlreiche Domainen; viele davon wurden verschenkt; bei diesen Schenkungen war die Gunst des Ministers von Hoym entscheidend. Hoym, unter dessen Verwaltung Schlesien stand, bekam bald an Voß Stelle zugleich die von Südpreußen. König Friedrich Wilhelm beehrte ihn mit ganz besonderem Vertrauen und berücksichtigte seine Vorschläge bei jenen Schenkungen fast ohne Ausnahme. Der König hatte einen angebornen Hang zur Freigebigkeit; er belohnte lieber und leichter, als er bestrafte; das Versagen einer Bitte wurde ihm so schwer, daß er, um dem Andrange der Bittenden zu entgehen, deren Befriedigung zuletzt über seine Kräfte ging, niemals bekannt werden ließ, wann er ausfahren oder ausreiten würde. Um nun das Publikum zu täuschen, wurden gesattelte Reitpferde und angespannte königliche Equipagen bereit gehalten, bei denen sich die Masse, welche Bittschriften überreichen wollte, sammelte, während der König unterdeß an einer andern Stelle unbemerkt ausfuhr oder ausritt. Daher kam es, daß ein königlicher Kutscher einst, da er sein

Digitized by Google

Aufgebot anmeldete, durchaus als königlicher geheimer Kutscher aufgeboten werden wollte, weil er der Kutscher sei, der den König immer auf seinen geheimen Fahrten bediente.

Jener Hang zur Freigebigkeit hatte dem Könige, da er als muthmaßlicher Thronerbe noch den Namen eines Prinzen von Preußen führte, manche Verlegenheiten bereitet, indem er dadurch genöthigt wurde, Schulden mit großen Opfern zu machen. Die rücksichtslose Strenge des großen Königs in diesem Punkte war bekannt. Jeder, der dem Prinzen Geld lieh, mußte sich sagen, daß es verloren war, wenn der Prinz sterben sollte, so lange Friedrich regierte. Die Gläubiger ließen sich daher das Risiko mit hohen Zinsen vergüten; auch waren es in der Regel nicht grade die Reellsten, die mit solchen Geschäften sich befaßten. Ein Onkel von mir, ein Major von Grawert, Adjutant beim Prinzen von Preußen und später Flügeladjutant des Königs, erzählte mir folgenden Zug: Der Prinz hatte eines Tages zu ihm gesagt: „Grawert, Sie sehen so verstimmt aus, Sie haben gewiß wieder kein Geld," worauf er als Antwort seufzend die Achseln gezuckt. „Das ist schlimm," hatte der Prinz mit sichtlicher Theilnahme geäußert, „ich kann Ihnen auch nichts geben, ich habe selber nichts!" — Nach einer Pause hatte der Prinz fröhlich ausgerufen: „Ich habe ja noch tausend Hammelfelle, die will ich Ihnen geben, sehen Sie zu, wie Sie die zu Gelde machen." Das hing so zusammen: Die Wucherer, an die sich der Prinz wandte, schützten öfter vor, daß sie selbst Geldmangel litten, boten aber Waaren auf Credit an, die in augenblicklicher Bedrängniß angenommen wurden; so bekam Grawert die tausend Hammelfelle und verkaufte sie für fünf und siebenzig Thaler, während sie seinem Herrn vielleicht die zehnfache Summe gekostet hatten. Grawert besorgte seine Geldangelegenheiten so sorglos, daß ihm sein Bediente unbemerkt nach und nach vierhundert dreißig Thaler aus dem Schreibtisch nehmen konnte; nur ein Zufall, der es an den Tag brachte, daß jener im Besitze eines Nachschlüssels war, brachte auch den Diebstahl an den Tag. Der Dieb hatte die ganze Summe noch im Besitz, hatte genau über die Entwendungen Buch und Rechnung geführt, Summe und Datum genau angegeben und dabei immer bemerkt: von dem bewußten Orte. Für seinen Herrn, der sich eben in dringender Geldverlegenheit befand, war die Entdeckung eine so willkommne, daß er den Dieb zwar fortschickte, aber nicht bestrafen ließ.

Als der Prinz von Preußen zur Regierung gelangte, befahl er, daß alle seine Gläubiger Capital und Zinsen ausgezahlt erhielten und zwar in Golde, wo sie in Silber gegeben hatten; so kamen plötzlich große Summen baaren Geldes in Circulation, die bei der damals mangelnden Gelegenheit, sie in zinsbaren Papieren unterzubringen, größtentheils zum Güterankauf verwendet wurden und dadurch die Preise der Landgüter plötzlich in die Höhe trieben. Eine günstige Gelegenheit zu solchen Ankäufen boten die obenerwähnten zahlreichen Schenkungen von Domainen, da die meisten der Beschenkten die Güter sogleich wieder verkauften. Zufolge eines Nachweises in den Feuerbränden (1807, zweites Heft, Seite 65.) betrug die Anzahl der in den Jahren 1784 bis 1788 verschenkten südpreußischen Güter nicht weniger als zweihundert und einundvierzig, ihr dem Könige vorgespiegelter Werth betrug nach diesen Angaben drei und eine halbe Million, ihr wirklicher Werth zwanzig Millionen Thaler. Es ist heute nicht mehr möglich, zu beurtheilen, ob diese Werthangaben richtig sind; erwägt man aber einige Thatsachen, die mir persönlich genau bekannt sind, so erscheinen jene Angaben kaum übertrieben. So wurden die Güter Grabowo und Krzywagora, deren Werth man dem Könige auf fünfzehntausend Thaler angab, an den vorerwähnten Grawert verschenkt, der sie, mit Ausschluß der werthvollen Haide, an einen Amtmann Nehring für funfzehnhundert Thaler jährlich verpachtete, so daß ihr reeller Werth auf mindestens funfzigtausend angenommen werden darf. Dem Geheimen Rath von Goldbeck, Sohn des Großkanzlers, schenkte der König die Güter Russow, Tybartlow und Klokinie, deren Werth auf sechsundzwanzigtausend achthundert Thaler angegeben wurde; Gold-

Digitized by Google

beck verkaufte sie an einen nahen Verwandten von mir für zweiundsechzigtausend Thaler. Der Käufer ließ die beiden erstgenannten Güter gerichtlich taxiren; ihr Werth stellte sich auf hundertundzwanzig tausend neunhundert und fünfundzwanzig Thaler heraus; da nun Klokinie, das durch seinen bedeutenden Forst einen höhern Werth hatte, als die beiden andern, nicht mit taxirt war, so betrug der Gesammtwerth der drei Güter gegen zweimalhunderttausend Thaler. Ein ehemaliger Förster des kassirten Ministers von Görne, Namens Triebenfeld, bekam Güter, deren Werth dem Könige auf einunddreißig tausend Thaler angegeben wurde, deren wirklichen Werth jene Nachweisung, wahrscheinlich nicht ohne Uebertreibung, auf siebenmalhundert tausend Thaler berechnet. Hoym ging auch nicht leer aus, er erhielt dreizehn Besitzungen. Ein Theil dieser Schenkungen traf wahrhaft würdige Männer. So befindet sich Blücher und der redliche Köckritz unter den Beschenkten; auch Grawert erhielt Grabowo nicht aus bloßer Gunst. Er hatte, ich weiß nicht mehr in welcher Schlacht der Rhein-Campagne, eine Ordre des Königs an den kommandirenden General des linken Flügels zu überbringen; als er dort ankam, erkannte er, daß der Stand der Schlacht ein ganz anderer sei, als der König vorausgesetzt, und daß die Ausführung der Ordre die verderblichsten Folgen herbeiführen müsse; er änderte den Befehl nach seiner Ansicht, richtete ihn aus, als käme er vom Könige, und erst nachdem der General die Ausführung angeordnet hatte, gestand er ihm, was er gethan. Der General sprach erschrocken: „Grawert, das kann Ihnen den Kopf kosten!" Grawert erwiderte: „Mein Kopf ist nicht so viel werth, als eine gewonnene Schlacht." — Sie wurde gewonnen; der König hatte zu seiner Ueberraschung bemerkt, daß die Bewegungen ganz gegen seinen Befehl stattgefunden, aber ein glückliches Resultat herbeigeführt hatten. Als er den Zusammenhang erfuhr, umarmte er Grawert, hing ihm den Orden pour le mérite um und schenkte ihm später das Gut Grabowo.

Claudius sagt in seinem Vermächtniß an seinen Sohn Johannes: „Wolle nicht immer großmüthig sein, aber wolle immer gerecht sein." Gerechtigkeit zu üben, war Friedrich des Großen stete Maxime; in seinem Nachfolger herrschte die Neigung vor, Großmuth zu üben; das zeigte sich bald im Gange der Rechtspflege wie der Verwaltung und brachte Erscheinungen hervor, die wenige Jahre vorher unmöglich gewesen wären.

Unter den Beamten, die in Süd-Preußen ihr Glück und ein Feld für die ihnen innewohnende Kraft zu finden hofften, war auch ein junger Assessor Zerboni, der sich an den ihm bekannten Minister Grafen Hoym wandte und ihn um eine Empfehlung an den Minister von Voß bat. Hoym versprach sie mit schönen Worten; als aber Zerboni sich später an Voß wandte, hatte Hoym sein Wort nicht gehalten; Voß wußte nichts von Zerboni, erkannte aber bald dessen bedeutende Fähigkeiten und machte ihn zum Kriegs- und Domainenrath. Kurze Zeit darauf bekam Hoym, ohne die Verwaltung von Schlesien aufzugeben, zu gleicher Zeit die von Süd-Preußen und fand hier wider sein Erwarten Zerboni. Dieser hatte mit scharfem Auge arge Mißbräuche und Unredlichkeiten entdeckt, welche die neuen Verwaltungsbeamten sich zu Schulden kommen ließen und machte dem Minister Anzeige davon mit der Angabe, daß der Staat dadurch um mehr als eine Million betrogen worden. Hoym wies ihn zurück, nannte seine Anzeige unberufenen Verwitz und befahl ihm, als Zerboni sie mit evidenten Belegen erneuerte, ihn unbehelligt zu lassen. Einige Zeit darauf brach in Breslau ein Aufstand aus, durch den Hoym lebensgefährlich bedroht wurde und der nur durch Kartätschenschüsse überwältigt werden konnte, welche gegen hundert Menschen tödteten. Da brach auch Zerboni's mühsam zurückgehaltener Groll hervor; er schrieb an Hoym einen Brief, dessen merkwürdigen Inhalt folgende Stellen andeuten:

„Es sind am sechsten dieses Monats Auftritte in der Hauptstadt Schlesiens vorgefallen, die in einem wohlregierten Staate nicht erhört sind. Unsere Staatsverfassung ist gut; unsere Gesetze sind weise; wo kann also der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der

Digitized by Google

letztern? — Das Volk hat bei den vorgefallenen Auftritten eine Energie gezeigt, die mich an meinen Landsleuten überrascht. Ein einziger entschlossener Bösewicht von Kopf, der sich an die Spitze des gährenden Haufens geworfen, seine regellosen Bewegungen nach einem Plane geleitet hätte — und es wären Auftritte erfolgt, über die Sie jetzt mit der ohnmächtigen Verzweiflung eines Weibes die Hände ringen. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu einer Zeit, wo man so dreist jedem grauen Wahne in die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Grenzlinien, die Sie in Ihren Zirkeln ziehen, unausstehlich und sich selbst dem gebildeteren Bürgerstande unerträglich gemacht. Ueber den, durch tausend bedenkliche Begünstigungen erkauften Bücklingen Ihrer soupésähigen Herren übersehen Sie die Achtung edler Männer, die im Sturm um Sie treten und Ihnen mit Rath und Entschlossenheit aushelfen könnten, wenn der Insektenschwarm, der nur im Sonnenblick Ihrer glänzenden Epoche zu dauern vermag, verjagt ist."

„Mit Wehmuth habe ich bei meiner kürzlichen Anwesenheit in Schlesien bemerkt — es ist weit gekommen — Männer von Kopf und Herz hassen Sie nicht mehr; sie verachten Sie. Ihre Gunst ist der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen, charakterlosen Menschen erkennt. Man arbeitet daran, Ihre Periode zu beschleunigen." — „Unglücklicher Mann, mit so unendlichen Talenten zu eigener und zur Glückseligkeit Anderer! Sie verhandeln gegen die erkauften albernen Schmeicheleien weniger charakterloser Menschen, die sie umgeben, die Vergötterung einer ganzen Nation, die Ehrensäulen folgender Jahrhunderte und — was mehr als dies Alles ist, ein großes und edles Herz, das Sie über alle Zufälligkeit des Schicksals erheben könnte! — Ich spreche in diesem nur für Sie existirenden Blatte eine Sprache mit Ihnen, die Sie vielleicht überrascht; aber es hat auch noch nie einem Sterblichen Ihre Erdenseligkeit wärmer als mir am Herzen gelegen. Wie hätte ich auch sonst bei meiner Denkart pflichtwidrig den Aufforderungen widerstehen können, unsere, für mich so beleidigende Correspondenz über die Diebereien des südpreußischen Feldkriegscommissariates dem Thronfolger vorzulegen. — Antworten Sie mir was Sie wollen, antworten Sie mir auch gar nicht. Wollen Sie mich aber kränken, so lassen Sie mir durch einen Ihrer Schreiben eine mit verbrauchten schalen Huldversicherungen angefüllte Antwort aufsetzen. — Ich bin mit den Gesinnungen, welche mir meine absichtslose, innige, persönliche Neigung gegen Sie einflößt, und der Verehrung, welche das zwischen uns bestehende Dienstverhältniß nothwendig macht, Ew. Exzellenz ganz gehorsamster treuer Diener Zerboni. Petrikau, den zwölften October 1796."

Obgleich Zerboni Hoym gesagt, daß dies Blatt nur für ihn, den Minister, existire, hatte er doch der Versuchung nicht wiederstehen können, es an einige Vertraute mitzutheilen; das Urtheil darüber war sehr verschieden; am unzufriedensten war Held damit, der das Schreiben ein unselig Mittelding zwischen Schmeichelei und Grobheit nannte. Held kannte und mochte kein Mittelding, sondern nur die äußerste Grenze; was er war, das war er ganz, also auch ganz grob.

Zerboni wartete in äußerster Spannung auf den Erfolg des Briefes; vier Wochen wartete er vergebens; und schon glaubte er, daß der Minister, was ihm allerdings das Empfindlichste gewesen wäre, ihn gar nicht beachtet habe, da wurde er durch einen Cabinetsbefehl völlig unerwartet verhaftet und nach der Festung abgeführt. Der Brief war dem Könige dargestellt worden, als sei der Angriff auf dessen hohe Diener ein Angriff auf des Königs eigenes Ansehen, und so wurde strengste Untersuchung und Bestrafung befohlen. Doch mochte Hoym besorgt sein, daß Zerboni dennoch Gelegenheit suchen würde, ihm zu schaden. Er wandte deshalb alle Mühe an, um ihm jede Gelegenheit zu einer Correspondenz oder zur Entweichung zu benehmen; es wurden ihm alle Mittel zum Schreiben verweigert; die Instruction, die er dem Festungscommandanten gab, gebot nicht allein die strengsten Vorsichts-

Digitized by Google

maßregeln, sondern schrieb sie sogar speciell vor. So wurde unter anderm angeordnet, daß beim Austragen des unreinen Eimers jedesmal genau untersucht werden solle, ob auch nicht Erde darin befindlich sei, weil zu besorgen stände, daß der Gefangene einen Fluchtversuch durch das Graben eines unterirdischen Ganges machen und sich der Erde auf solche Weise entledigen könne.*)

Hätte die Untersuchung gegen Zerboni sich nur mit jenem Briefe befaßt, so mußte sie bald beendet und ihr Erfolg ein geringfügiger sein, da das Vergehen nur eine Privatbeleidigung war; zum Unglück für Zerboni aber hatte man unter seinen Papieren einen von ihm fast vergessenen Plan zu einem Bunde gefunden, den er mit einigen Jugendfreunden, darunter auch der bekannte Schriftsteller Feßler, entworfen hatte, der ein Zweig der Freimaurerei sein, den Namen Bund der Evergeten (Gutesthuer) führen und zugleich eine politische Bedeutung haben sollte. Held, auch zum Beitritt aufgefordert, hatte ihn verweigert, weil ihm alle Geheimnißkrämerei verhaßt sei. In's Leben war der Bund nicht getreten; aber auch seinen Entwurf betrachtete das Gericht als staatsgefährlich und verurtheilte sämmtliche Mitglieder mit Ausnahme Feßlers zu mehrjähriger Festungsstrafe. Dieser hatte gerade damals seinen Markt Aural geschrieben, der für eine Lobrede auf Friedrich Wilhelm II. galt. Als nun dem Könige die Verhaftsbefehle gegen die Angeschuldigten vorlagen, strich er eigenhändig Feßlers Namen aus, so daß er nicht zur Untersuchung gezogen wurde. Nachdem die Verurtheilten etwas über ein Jahr ihrer Strafzeit abgebüßt, kam Friedrich Wilhelm III. zur Regierung. Da wurden sie ihrer Haft entlassen, und Zerboni kehrte in seine Heimath, aber nicht auf seinen Posten zurück. Für die Sache war durch jenen Brief nichts erreicht, Hoym blieb was und wie er war. Zerboni benutzte seine Freiheit zum Ankauf von Gütern mit erborgtem Gelde und zum Verfassen eines Werkes, das er unter dem Titel: „Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreußischen Kriegs- und Domainenrathes Zerboni und seiner Freunde" in Hamburg erscheinen ließ. Kurze Zeit darauf wurde er durch Fichte von Berlin aus benachrichtigt, daß um dieses Buches willen ihm eine neue Criminaluntersuchung bevorstehe, die ihn wahrscheinlich ein Jahr auf die Festung bringen werde. Held war gerade bei ihm zum Besuch, als diese Hiobspost einlief, die Zerboni ganz außer sich brachte; er rief: „Nun bin ich für immer unglücklich; denn muß ich mich von den Gütern trennen, bei denen Alles umgekehrt und Alles erst im Entstehen ist, so geht Alles zu Grunde und ich muß bankerutt machen." Da beschloß Held für den Freund einzutreten, sich den Feinden desselben entgegenzuwerfen, und sie dadurch todt zu machen, daß er ihre Verschuldungen an die Oeffentlichkeit zog. Er fühlte sich um so mehr dazu getrieben, da zu eben der Zeit eine Schrift gegen Zerboni unter dem Titel: Untersuchung, ob dem Kriegsrath Zerboni zu viel geschehen? herausgekommen war, in der er, Held, heftig angegriffen wurde. Er reiste nun sogleich nach Posen, verschaffte sich dort durch List und Ueberredung Abschriften aus den Acten, durch welche Hoym und Goldbeck im höchsten Grade bloßgestellt wurden, ordnete sie, versah sie mit Erläuterungen und bitteren Anmerkungen, und gab ihnen den Titel: „Die wahren Jacobiner im preußischen Staate oder actenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischen Staatsminister. Die Hauptsache: Jedem Besitzer das Seine und jedem Regierer den Rechtsinn! Das ist zu wünschen; doch ihr! Beides verschafft ihr uns nicht. S. die Xenien im Schillerschen Almanach für 1797. 1801. Ueberall und nirgends," und ließ das Ganze heimlich drucken. Das Buch beginnt mit folgender Dedikation: „An des jetztregierenden Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. erhabene und oberstrichterliche Majestät. Allerdurchlauchtigster, Erhabenster Monarch, Verehrtester und redlichster Oberherr im Staate! Bevor Sie gestatten, daß der Verkauf dieses Buches im Einlande verboten

*) Der bekannte Trenk hatte auf diese Art einen beinahe geglückten Fluchtversuch bewerkstelligt; wahrscheinlich hatte Hoym die Autobiographie desselben gelesen, die zu jener Zeit großes Aufsehen erregte.

Digitized by Google

werde, widmen Sie ihm nur eine einzige halbe Stunde, um es Selbst durchzulesen. Denn sein Inhalt ist wahrlich wichtig. Dann urtheilen Sie auch Selbst. Bloß Ihr Urtheil erachten alle diejenigen für competent, die in Ihnen nicht nur den ersten, sondern auch den redlichsten Mann im Staate sehen, und die Ihr erhabenes Amt und Ihre Person viel zu aufrichtig verehren, als daß sie gegen Beide das verbrecherische und elende Spiel einer ängstlichen und listigen Cabale versuchen könnten. Sie stehen zu hoch, Sie stehn ganz unabhängig im Heiligthum der Gerechtigkeit, als daß parteiische Rücksichten auf Personen im Innern des Staates, die doch immer nur Ihre Diener und Unterthanen sind, Ihr Urtheil bestimmen könnten. Allenfalls können Sie ja einige andere ehrliche Leute, einen Arnim, Struensee, Menke, Hoff ꝛc., um ihre Meinung befragen. Aber eigentlich, — daß Ihr eigenes, freies und gerechtes Urtheil das Schicksal dieser Blätter entscheide, darum bitten ehrerbietigst und allergehorsamst die Redlichsten Ihrer Diener und treuesten Ihrer Unterthanen. (1801)."

Hierauf folgt eine Anrede an die Leser, in welcher der Verfasser sagt, daß er die nun folgenden Abschriften aus Actenstücken in einer Mappe auf der Landstraße gefunden, und die mit den Worten schließt: „Ob nun solche Acten wirklich existiren und ob aus ihnen gegen die hier gelieferten Verhandlungen eine Widerlegung zu entnehmen oder ein Beweis der Verfälschung zu führen sein möchte, werden die Herren von Hoym und von Goldbeck wohl am besten wissen. Das Publikum erwartet jenes, dafern die genannten Herren ihre Ehre zu retten noch einige Lust fühlen sollten, oder aber es wird, dafern gar keine Widerlegung erscheint, an die Aechtheit dieser Verhandlungen glauben, und sie so lange empor halten vor dem Thron eines Königs, der nur dann einen Fehlschuß macht, wenn seine ersten Staatsdiener ihn belügen, eines Königs, der den einzigen Fehler hat, daß er noch nicht streng genug für die jetzigen lasterhaften Zeiten ist, vor dem Throne Friedrich Wilhelms des Dritten, der im vorliegenden Falle unglaublich dreist und schändlich betrogen wurde, bis Er endlich wird aufmerksam werden und schließen: Diejenigen, die einen so schlechten Streich ausführen konnten, sind mehrerer ähnlichen fähig. Berlin im November 1800 im Anfange des vierten Regierungsjahres Friedrich Wilhelms des Dritten."

Es folgt nun die den Lesern schon bekannte Mittheilung, auf welche Weise der Staat in den Besitz der Herrschaft Krotoschin gekommen und wie dieselbe Anfangs durch einen Günstling des Ministers Hoym, den Forstrath Triebenfeld verwaltet worden. Ueber die Verbindung beider Männer heißt es: „Hier begegnete der Genius oder vielmehr der Dämon des Triebenfeld dem des Ministers Hoym in Breslau, und sofort stifteten beide Höllengeister zwischen ihren beiderseitigen Schützlingen, die noch bis diesen Tag nicht nur bestehende, sondern durch die gemeinschaftliche Schande auf's engste geknüpfte Freundschaft. Triebenfeld begann zu gedeihen; er trieb öffentlich einen Contrebande-Handel mit englischem Steingut, Ungarwein u. s. w. aus Krotoschin nach dem nahen Schlesien und nach dessen Hauptstadt. Er wurde reich, wichtig und bekam Freunde. Seine Kühnheit und prompte Bereitwilligkeit zu jedem Geschäft, welches andern Gaunern von gemeinem Schlage etwa noch Bedenken kostet, erwarben ihm in Kurzem das Interesse und die ganze Liebe des schlesischen Satrapen. Hoym brauchte, besonders nach dem Ableben des großen Friedrichs, einen zu allem Bösen vorzüglich aufgelegten und entschlossenen Handlanger, und darum war ihm der vormals unbekannte Triebenfeld herzlich willkommen, den er zur Belohnung seiner Verdienste und zur Aufmunterung, sich deren noch mehrere zu erwerben, hiernächst kurz hintereinander mit einem Adelsdiplom, einem Titel, einer Forstuniform und einem Stiftskreuze dekorirte. Krotoschin wurde das Depot aller Ministerial-Laster, die man in Breslau verbergen wollte, und bei nächtlichen rohen Bachanalien im Schlosse zu Krotoschin hörte man Banditenkehlen die Gesundheit brüllen: Vivat Brüderchen Hoym!!!"

Digitized by Google

Held zeigt nun, wie es beiden Männern, dem Minister sowohl als seinem Schützling, sehr unangenehm war, daß dem letzteren auf Veranlassung des redlichen Ministers Struensee, die Administration der Herrschaft, die etwa siebenzehn bis achtzehntausend Thaler einbrachte, genommen, und sie für jährlich dreißigtausend Thaler dem Amtmann Fruesom verpachtet wurde. Um das Verhältniß aufzuheben und das vorige wieder herzustellen, wurden allerlei Chikanen angewandt. Der Amtmann Fruesom wurde durch einen Kammer-Assessor Neumann aus der Pachtung ermittirt und durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten der von Triebenfeld aufgehetzten polnischen Einwohner dahin gebracht, daß er in einem Vergleich auf alle seine Ansprüche Verzicht leistete, und sich lediglich der Gnade des Minister von Hoym unterwarf. Das geschah, während Krotoschin noch unter polnischer Herrschaft war. Als nun der Pächter sich, nachdem er unter Preußische Herrschaft gekommen, klagend gegen die Seehandlung wandte, weil er dieselbe als Verpächterin betrachtete, erwiderte diese, daß nicht ihr, sondern dem Grafen Hoym persönlich die ganze Angelegenheit übergeben worden und der Minister also verklagt werden müßte. Zugleich wurde die Regierung in Posen von der Seehandlung ersucht, dem Minister Anzeige zu machen, wie diese sich an ihn halten würde, im Fall ihr aus der angedrohten Klage ein Nachtheil erwüchse. Als dem Minister diese Anzeige auf offiziellem Wege gemacht wurde, wies er sie zurück und erklärte, er würde niemals in dieser Sache etwas annehmen, sondern an den König schreiben; zugleich schrieb er an die Regierung, wie er ihr Verfahren so befremdend fände, daß er sich genöthigt sähe, darüber Verhaltungsbefehle vom Könige unmittelbar einzuziehen. Die Regierung erwiderte, sie habe sich bei ihrem Verfahren streng an die Vorschriften der Gesetze gehalten, die für sie allein maßgebend sein könnten, berichtete aber das Vorgefallene an den Justizminister von Dankelmann*) in Breslau, welcher dem Justizwesen in Schlesien vorstand, und bat um Verhaltungsbefehle. Der Minister erwiderte, es käme bei solchen gerichtlichen Mittheilungen nur darauf an, daß die betreffende Partei von der Sache in Kenntniß gesetzt sei; dies sei geschehen, so könne es der Regierung ganz gleichgültig sein, daß der Minister sich weigere, die Mittheilung anzunehmen; denn es müßten alle nachtheiligen Folgen ihn ganz eben so treffen, als hätte er sie angenommen. Gleich darauf wurde der Minister von Dankelmann durch eine Staffette aus Berlin seines Dienstes plötzlich entlassen, und da zu gleicher Zeit der bisherige Großkanzler von Carmer wegen Altersschwäche zurücktrat, an des letzteren Stelle der bisherige Kammergerichts-Präsident von Goldbeck, der Vater des oben erwähnten Präsidenten von Goldbeck berufen. Wenige Tage schon nach seinem Amtsantritt befahl der neue Großkanzler der Posener Regierung, den Prozeß gegen den Minister Hoym niederzuschlagen. Vergebens versuchte Fruesom, den Minister zu bewegen, diesen Befehl zurückzunehmen; es blieb dabei. Fruesom blieb ermittirt und Triebenfeld bekam die Pacht, die er bald an einen Starosten Gagewski für funfzigtausend Thaler Abstandsgeld abtrat. Fruesom hatte jede Hoffnung aufgegeben, zu seinem Rechte zu gelangen; als aber Friedrich Wilhelm III. zur Regierung kam, wagte er einen neuen Versuch, wandte sich an den König und erhielt alsbald den Bescheid, daß der König dem Gericht aufgegeben habe, den Prozeß wieder aufzunehmen; zugleich befahl der König, die Sache möglichst zu beschleunigen. Der Prozeß wurde von neuem eingeleitet und war eben auf dem Punkte entschieden zu werden, als er plötzlich ohne alle äußere Veranlassung dadurch abgebrochen wurde, daß Goldbeck, wie er in seinem Schreiben sagt, auf Seiner Königl. Majestät Allerhöchsten Specialbefehl das Gericht aufforderte, sämmtliche Acten unverzüglich mit nächster Post vollständig an ihn einzusenden.

Die Einsendung der Acten geschah sofort. Goldbeck hielt dem Könige Vortrag

*) Der Vater des obenerwähnten, als Oberlandes-Gerichtspräsident zu Breslau verstorbenen Grafen Dankelmann.

Digitized by Google

und erwirkte durch denselben eine Cabinetsordre, in welcher es hieß, daß der König erfahren habe, wie es mit dem Fresson'schen Prozesse ganz anders stehe, als ihm derselbe vorgestellt. Fresson habe auf alle Ansprüche gegen Hoym Verzicht geleistet, und müsse also die Niederschlagung des Prozesses erfolgen; sei der ꝛc. Fresson aber, wie er behaupte, von dem Neumann und Triebenfeld mit List und Drohungen zu jener Verzichtleistung gebracht worden, so würde er dadurch nur zur Klage gegen diese beiden Personen berechtigt sein, und solle ihm darüber das richterliche Gehör nicht versagt, die Klage gegen den Minister Hoym aber sofort fistirt werden. Damit enden die Auszüge aus den Acten des berüchtigten Prozesses, an deren Schluß Held sagt: So schändlich frech wurde Friedrich Wilhelm der Dritte sogar von dem ersten und obersten Wächter der Gesetze im Staate hintergangen. Er, der von allen jetzt lebenden Königen ganz gewiß den besten Willen besitzt. Jeder Commentar ist überflüssig; die Sache schreit laut genug für sich selbst. Der Verfasser erzählt nun weiter: Die Sache war mit dieser Cabinetsordre scheinbar todt gemacht, aber nur scheinbar; denn sobald Fresson gegen Neumann und Triebenfeld klagte, konnte Hoym beide nicht im Stich lassen, da sie unter seiner Autorität gehandelt; es durfte also nicht zum Prozesse kommen. Er bot deshalb die Hand zum Frieden, der dadurch zu Stande kam, daß er einen Pächter, Namens Galinski, aus einer Königlichen Pacht trieb, in der dieser bisher jährlich zweiundreißigtausend vierhundert Thaler gezahlt hatte, während Fresson sie jetzt für neunundzwanzigtausend Thaler erhielt. Als dieser bald darauf starb, bekam sein Schwiegersohn die Pacht, und zahlte dem Sohne des Fresson, der als Justiz-Commissarius und Bevollmächtigter seines Vaters die ganze Angelegenheit betrieben hatte, achtundzwanzigtausend Thaler, welche Hoym aus Königl. Cassen vorschoß, so daß auch dieser Gegner abgefunden und befriedigt war. Um den Galinski aus der Pacht treiben zu können, wurde seine Führung dem Könige als sehr übel und er selbst als ein Mann geschildert, der zu allen Pachtungen unfähig sei, so daß der König befahl, er solle die Pachtung nicht behalten, auch künftig von jeder Pachtung ausgeschlossen sein. Aber schon wenige Monate darauf wurde dem vertriebenen Pächter eine neue Königliche Pachtung angeboten. Hoym schrieb an ihn wörtlich: „Es wird nun darauf ankommen, die Aufhebung des Allerhöchsten Königl. Verbots, den ꝛc. Galinski zu keiner Pacht zu admittiren, zu bewirken. Ich werde dabei dem ꝛc. Galinski nach Möglichkeit das Wort reden und überhaupt mit allem guten Willen die Hand dazu bieten, um denselben aus seinem Labyrinth heraus und zu einem bessern Schicksal zu verhelfen; nur muß derselbe auch durch Vorsicht und Mäßigung das Seinige dazu beitragen. Breslau den 1. November 1799. v. Hoym." Aber der König, der nach bester Ueberzeugung gehandelt hatte, war nicht zu bewegen, dem Galinski eine neue Pachtung zu bewilligen, so oft dieser auch von neuem darum bat; er erhielt zuletzt seine Eingabe zurück; auf derselben stand: Zurückgeben, da Supplikant ein für allemal beschieden ist. — Da blieb dem durch jene Vertreibung Verarmten nichts anderes übrig, als den Minister Hoym bei der Breslauer Oberamts-Regierung zu verklagen. Er erhielt darauf den Bescheid, daß dieser Prozeß nicht zur Cognition der dortigen Oberamts-Regierung gehöre, da sich solcher aus Thatsachen originire, welche das Officium des Verklagten betreffen, und daß er daher mit der angemeldeten Klage nicht bei der Oberamts-Regierung gehört werden könne. Galinski fragte nun, bei welchem Gericht er den Hoym verklagen könne und erhielt darauf folgenden Bescheid (die Erlasse der höchsten Behörden geschahen damals alle im Namen des Königs): „Von Gottes Gnaden ꝛc. Auf Eure, wegen Namhaftmachung des competenten Gerichtsstandes Unsers Etats-, Kriegs- und dirigirenden Ministers Grafen von Hoym anhero gemachten Anfrage vom 18. m. pr. lassen Wir Euch hiermit zur Resolution ertheilen, daß nach einer bei Unserm Justiz-Departement zu Berlin extrahirten Vorbescheidung, aus den von Euch wider obenerwähnten Unsern Etats-Minister Grafen von Hoym angezeigten Thatsachen, offenbar gar keine Klage statt-

Digitized by Google

findet. Wonach Ihr Euch zu achten. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Breslau den 30. September 1800. Königl. Preuß. Ober-Amts-Regierung."

Held fügt diesem Bescheide folgende Bemerkungen hinzu: „Armer Galinski! Possierlich wie Scheramin fragst du: Wo ist so einem beizukommen, gegen den, nach Goldbeck's Erklärung, offenbar gar keine Klage statt findet? So einem Herenmeister, der mit seltenem Glücke die schwarze Kunst praktisirt, immer seine Infamien fremden Händen unterzuschieben und seine Verantwortlichkeit zu vertheilen, um seine Vertheidiger zu vermehren? So einem gegen alles natürliche Ehr- und Pflichtgefühl sich dreist empörenden unabhängigen Pascha, für den, er mache was er wolle, kein Gesetz, kein Richter, kein Zuchtmeister zu existiren scheint? Im grausigen Schauder über solche Vorgänge mag der davor zurückprallende Entdecker sich kreuzigen und segnen und immerhin rufen: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Der Unhold weicht dennoch nicht von hinnen. Und er wird nicht weichen, er bleibt, dieser stümperhafte und aus Stümperei boshaft gewordene Minister Hoym! Ihr Alle, die Ihr seinen Versprechungen trautet und betrogen wurdet, Ihr alle, die Ihr durch seine Schuld in Kummer und Thränen versenkt und für immer rettungslos abgefertigt seid, und Ihr, noch jetzt mit seinen heillos verworrenen, bald hinter läppischer Menschenfreundlichkeit, bald hinter spanischer Grandezza versteckten Schwindeleien zu kämpfen habt, endlich Ihr guten, sanften, arbeitsamen, bei jeder Gelegenheit von Eurem Landvoigt cujonirten Schlesier! Hofft nicht eher auf eine Befreiung von diesem mächtigen Saalbader, als bis der Tod ihn den Teufeln überliefern und, indem nur er Euch von ihm befreien, auch zugleich an ihm rächen wird."

Das Buch schließt mit folgenden Worten: „Das war das Ende dieser famösen und verwickelten Geschichte, die beinahe alle darin verflochtenen Partheien mit Schande überhäuft hat, und die das beklagenswerthe Loos der Könige auch in unsern Tagen, dicht um uns her, beweiset. Und warum geschah, woher entstand das Alles? — Weil der seelenmürbe und gehaltlose Hoym, dessen innere Schlechtigkeit und Unfähigkeit erst nach dem Todestage des großen Friedrich gewissermaßen zum lang verhaltenen Ausbruch kam und entdeckt wurde, den Willen und Eigennutz des ihn überflügelnden Triebsand erfüllen mußte, und Goldbeck seinerseits späterhin den Hoym darum aus diesem stinkenden Handel zog, weil Hoym dafür sorgte, daß dem Sohne des Goldbeck, einem elenden, läppischen, völlig verdienstlosen Bengel, die herrlichen, eine Meile von Kalisch gelegenen Güter Russow, Dykallow und Klokinie geschenkt wurden. So leidet ein Staat auf allen Seiten unter den tugendlosen Gaunerhänden egoistischer und schlechter Verweser; und diese in ihrer ganzen Nacktheit darzustellen, hat jeder ihrer Mitbürger die natürliche Befugniß. Mag auch das Herkommen dem bösen Princip in dieser Welt gleichsam das Recht, immer den ersten Schlag zu thun, eingeräumt haben, so ist dem guten Princip doch wenigstens das Recht zur Nothwehr übrig geblieben, und ist es erlaubt, das Böse öffentlich zu thun, so muß es auch erlaubt sein, auf dasselbe öffentlich mit Fingern zu zeigen. Geschrieben im Jahre 1800."

Ein Jugendfreund Held's, Buchhändler Fröhlich in Berlin, druckte dieses Buch heimlich, für das der Verfasser als Honorar sich zwölf Freiexemplare geben, diese in einem sächsischen Städtchen schwarz einbinden und mit einem schwarzen Schnitt versehen ließ; auf dem Rücken stand in Silberschrift: Hoym und Goldbeck. Durch diese Färbung bekam das Buch, statt seines langen unbehülflichen und unbehaltbaren Titels den „des schwarzen Buches", der ihm bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Drei Exemplare desselben schickte Held in den ersten Tagen des Februar 1801 durch die Post nach Berlin, eins an den König, das zweite an den redlichen Adjutanten desselben, den Oberst von Köckeritz, das dritte an den Minister Schulenburg, einen persönlichen Gegner Hoym's. Die ganze Auflage wurde nach Leipzig gesandt und sollte von dort aus in alle

Digitized by Google

Welt gehen. Zur selben Zeit befand sich ein Freund Held's aus Stettin in Berlin; an diesen schrieb er eine namenlose Aufforderung, das Buch zu kaufen, sobald es erschienen. Der Zettel kam in des Freundes Hand, als er eben bei Tisch saß; er theilte ihn als eine Curiosität seinem Wirth, dem Geheimen Rath Beguelin mit; dieser setzte sogleich den eben in Berlin anwesenden Minister von Hoym und einen Schwager Goldbeck's davon in Kenntniß, so daß diese Zeit gewannen, die meisten Exemplare in der Stille aufzufangen; dennoch war eine kleine Anzahl ihren Bemühungen entgangen. Je seltener das Buch war, desto größer die Gier danach; das Aufsehen war enorm, das Gerede in allen Schichten der Gesellschaft ein unaufhörliches. Held wurde verhaftet und blieb, ehe sein Schicksal entschieden war, Monate lang in strengem Untersuchungsarrest. Ohne Freunde, ohne Mittel lebte er eine schwere Zeit. Zerboni, für den er Alles das gewagt, ließ nichts von sich hören. Zwar schickte er einen kleinen Geldbetrag; aber nicht aus eigenen Mitteln, sondern aus solchen, die er im Schuldprozesse für Held's Frau erstritten, mit der dieser in getrennter Ehe und sehr gespannten Verhältnissen lebte, so daß aus dieser Geldsendung für ihn die unangenehmsten Folgen entstanden. Dessen ungeachtet blieb Held ein Held. Er übersetzte Oden Friedrich's des Großen aus dem Französischen; er dichtete unter andern ein Gedicht an seine Gefangenwärter, in dem folgende Stelle vorkam:

„Wenn doch Manche, die in stolzem Wagen
Bei der Hauswogtei vorüber jagen,
Träfe Deines Ochsenziemers Hieb!
Nur die Kleinen, die sich fangen lassen,
Sitzen hier. Die Großen draußen prassen,
Gleich dem reichen Mann, wie Lukas schrieb."

Er schrieb unter dem Namen „schwarzes Register" ein Verzeichniß der in Südpreußen verschenkten Güter, das später in den Feuerbränden abgedruckt wurde; auch eine Schrift unter dem Titel „über Preußens Vergrößerung in Westen, von Innocenz", worin er Preußens Politik hart tadelte; er vertheidigte sich selbst in einer fünfzig Bogen langen Schrift, die freilich nur neue Beleidigungen für seine Gegner, aber keine Gründe für seine Richter enthielt, ihn freizusprechen, so daß er endlich zur Kassation und zu achtzehnmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt wurde.

Held wurde nach Colberg abgeführt, und diese Festung absichtlich gewählt, um ihn von jedem litterarischen Verkehr zu trennen; denn ursprünglich war Spandau für ihn bestimmt. Nach abgebüßter Strafzeit zeigte ihm der Minister Struensee an, daß der König befohlen habe, ihm jährlich fünfhundert Thaler Wartegeld auszuzahlen; er solle dabei von Struensee beschäftigt und, wenn er sich ein Jahr ruhig gehalten habe, wieder angestellt werden. Er fand darin einige Genugthuung, eine größere aber darin, daß sein schwarzes Buch nicht ohne Wirkung gewesen. Zwar blieben Hoym und Goldbeck in ihrem Amte; Zerboni aber, wegen der Veröffentlichung seiner Acten zu einem Jahr Festungsstrafe verurtheilt, war vom König völlig begnadigt worden, und Held glaubte — ob mit Recht oder Unrecht? — daß der Inhalt jenes Werkes den König dazu vermocht. Die Freude, die er darüber hatte, konnte ihm selbst dadurch nicht getrübt werden, daß Zerboni, dem es in jedem Betracht wohl erging, sich nicht um den alten Freund kümmerte.

Beide hatten eine gewisse gemeinsame Berühmtheit erlangt durch ihr Martyrerthum, das der eine sich durch seinen Brief an Hoym, der andere durch sein schwarzes Buch erworben; doch waren Beide im Aeußern wie im Innern, in ihren Lebenswegen und in ihrem Lebensende durchaus verschieden. Zerboni war, als ich ihn kennen lernte, etwa zwei und dreißig Jahre alt, blühend und rosig wie ein Mädchen; schöne dunkle Locken umschatteten seine hohe Stirn; blaue blitzende Augen, eine edle römische Nase, ein feiner etwas sinnlicher Mund gaben seinen Zügen einen ungemein anziehenden Ausdruck; seine Stimme konnte flöten in

Digitized by Google

findet. Wonach Ihr Euch zu achten. Sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Breslau den 30. September 1800. Königl. Preuß. Ober-Amts-Regierung."

Held fügt diesem Bescheide folgende Bemerkungen hinzu: „Armer Galinski! Possierlich wie Scherasmin fragst du: Wo ist so einem beizukommen, gegen den, nach Goldbeck's Erklärung, offenbar gar keine Klage statt findet? So einem Hexenmeister, der mit seltenem Glücke die schwarze Kunst praktizirt, immer seine Infamien fremden Händen unterzuschieben und seine Verantwortlichkeit zu vertheilen, um seine Vertheidiger zu vermehren? So einem gegen alles natürliche Ehr- und Pflichtgefühl sich dreist empörenden unabhängigen Pascha, für den, er mache was er wolle, kein Gesetz, kein Richter, kein Zuchtmeister zu existiren scheint? Im grausigen Schauder über solche Vorgänge mag der davor zurückprallende Entdecker sich kreuzigen und segnen und immerhin rufen: Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Der Unhold weicht dennoch nicht von hinnen. Und er wird nicht weichen, er bleibt, dieser stümperhafte und aus Stümperei boshaft gewordene Minister Hoym! Ihr Alle, die Ihr seinen Versprechungen trautet und betrogen wurdet, Ihr alle, die Ihr durch seine Schuld in Kummer und Thränen versenkt und für immer rettungslos abgefertigt seid, und Ihr, noch jetzt mit seinen heillos verworrenen, bald hinter läppischer Menschenfreundlichkeit, bald hinter spanischer Grandezza versteckten Schwindeleien zu kämpfen habt, endlich Ihr guten, sanften, arbeitsamen, bei jeder Gelegenheit von Eurem Landvoigt cujonirten Schlesier! Hofft nicht eher auf eine Befreiung von diesem mächtigen Saalbader, als bis der Tod ihn den Teufeln überliefern und, indem nur er Euch von ihm befreien, auch zugleich an ihm rächen wird."

Das Buch schließt mit folgenden Worten: „Das war das Ende dieser famösen und verwickelten Geschichte, die beinahe alle darin verflochtenen Partheien mit Schande überhäuft hat, und die das beklagenswerthe Loos der Könige auch in unsern Tagen, dicht um uns her, beweiset. Und warum geschah, woher entstand das Alles? — Weil der seelenmürbe und gehaltlose Hoym, dessen innere Schlechtigkeit und Unfähigkeit erst nach dem Todestage des großen Friedrich gewissermaßen zum lang verhaltenen Ausbruch kam und entdeckt wurde, den Willen und Eigennutz des ihn überflügelnden Triebenfeld erfüllen mußte, und Goldbeck seinerseits späterhin den Hoym darum aus diesem stinkenden Handel zog, weil Hoym dafür sorgte, daß dem Sohne des Goldbeck, einem elenden, läppischen, völlig verdienstlosen Bengel, die herrlichen, eine Meile von Kalisch gelegenen Güter Russow, Dykallow und Klokinie geschenkt wurden. So leidet ein Staat auf allen Seiten unter den tugendlosen Gaunerhänden egoistischer und schlechter Verweser; und diese in ihrer ganzen Nacktheit darzustellen, hat jeder ihrer Mitbürger die natürliche Befugniß. Mag auch das Herkommen dem bösen Princip in dieser Welt gleichsam das Recht, immer den ersten Schlag zu thun, eingeräumt haben, so ist dem guten Princip doch wenigstens das Recht zur Nothwehr übrig geblieben, und ist es erlaubt, das Böse öffentlich zu thun, so muß es auch erlaubt sein, auf dasselbe öffentlich mit Fingern zu zeigen. Geschrieben im Jahre 1800."

Ein Jugendfreund Held's, Buchhändler Fröhlich in Berlin, druckte dieses Buch heimlich, für das der Verfasser als Honorar sich zwölf Freiexemplare geben, diese in einem sächsischen Städtchen schwarz einbinden und mit einem schwarzen Schnitt versehen ließ; auf dem Rücken stand in Silberschrift: Hoym und Goldbeck. Durch diese Färbung bekam das Buch, statt seines langen unbehältlichen und unbehaltbaren Titels den „des schwarzen Buches", der ihm bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Drei Exemplare desselben schickte Held in den ersten Tagen des Februar 1801 durch die Post nach Berlin, eins an den König, das zweite an den redlichen Adjutanten desselben, den Oberst von Köckeritz, das dritte an den Minister Schulenburg, einen persönlichen Gegner Hoym's. Die ganze Auflage wurde nach Leipzig gesandt und sollte von dort aus in alle

Digitized by Google

Welt gehen. Zur selben Zeit befand sich ein Freund Held's aus Stettin in Berlin; an diesen schrieb er eine namenlose Aufforderung, das Buch zu kaufen, sobald es erschienen. Der Zettel kam in des Freundes Hand, als er eben bei Tisch saß; er theilte ihn als eine Curiosität seinem Wirth, dem Geheimen Rath Begnelin mit; dieser setzte sogleich den eben in Berlin anwesenden Minister von Hoym und einen Schwager Goldbeck's davon in Kenntniß, so daß diese Zeit gewannen, die meisten Exemplare in der Stille aufzufangen; dennoch war eine kleine Anzahl ihren Bemühungen entgangen. Je seltener das Buch war, desto größer die Gier danach; das Aufsehen war enorm, das Gerede in allen Schichten der Gesellschaft ein unaufhörliches. Held wurde verhaftet und blieb, ehe sein Schicksal entschieden war, Monate lang in strengem Untersuchungsarrest. Ohne Freunde, ohne Mittel lebte er eine schwere Zeit. Zerboni, für den er Alles das gewagt, ließ nichts von sich hören. Zwar schickte er einen kleinen Geldbetrag, aber nicht aus eigenen Mitteln, sondern aus solchen, die er im Schuldprozesse für Held's Frau erstritten, mit der dieser in getrennter Ehe und sehr gespannten Verhältnissen lebte, so daß aus dieser Geldsendung für ihn die unangenehmsten Folgen entstanden. Dessen ungeachtet blieb Held ein Held. Er übersetzte Oden Friedrich's des Großen aus dem Französischen; er dichtete unter andern ein Gedicht an seine Gefangenwärter, in dem folgende Stelle vorkam:

„Wenn doch Manche, die in stolzem Wagen
Bei der Hausvogtei vorüber jagen,
Träfe Deines Ochsenziemers Hieb!
Nur die Kleinen, die sich fangen lassen,
Sitzen hier. Die Großen draußen praſſen,
Gleich dem reichen Mann, wie Lukas schrieb."

Er schrieb unter dem Namen „schwarzes Register" ein Verzeichniß der in Südpreußen verschenkten Güter, das später in den Feuerbränden abgedruckt wurde; auch eine Schrift unter dem Titel „über Preußens Vergrößerung in Westen, von Innocenz", worin er Preußens Politik hart tadelte; er vertheidigte sich selbst in einer funfzig Bogen langen Schrift, die freilich nur neue Beleidigungen für seine Gegner, aber keine Gründe für seine Richter enthielt, ihn freizusprechen, so daß er endlich zur Kassation und zu achtzehnmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt wurde.

Held wurde nach Colberg abgeführt, und diese Festung absichtlich gewählt, um ihn von jedem litterarischen Verkehr zu trennen; denn ursprünglich war Spandau für ihn bestimmt. Nach abgebüßter Strafzeit zeigte ihm der Minister Struensee an, daß der König befohlen habe, ihm jährlich fünfhundert Thaler Wartegeld auszuzahlen; er solle dabei von Struensee beschäftigt und, wenn er sich ein Jahr ruhig gehalten habe, wieder angestellt werden. Er fand darin einige Genugthuung, eine größere aber darin, daß sein schwarzes Buch nicht ohne Wirkung gewesen. Zwar blieben Hoym und Goldbeck in ihrem Amte; Zerboni aber, wegen der Veröffentlichung seiner Acten zu einem Jahr Festungsstrafe verurtheilt, war vom König völlig begnadigt worden, und Held glaubte — ob mit Recht oder Unrecht? — daß der Inhalt jenes Werkes den König dazu vermocht. Die Freude, die er darüber hatte, konnte ihm selbst dadurch nicht getrübt werden, daß Zerboni, dem es in jedem Betracht wohl erging, sich nicht um den alten Freund kümmerte.

Beide hatten eine gewisse gemeinsame Berühmtheit erlangt durch ihr Martyrerthum, das der eine sich durch seinen Brief an Hoym, der andere durch sein schwarzes Buch erworben; doch waren Beide im Aeußern wie im Innern, in ihren Lebenswegen und in ihrem Lebensende durchaus verschieden. Zerboni war, als ich ihn kennen lernte, etwa zwei und dreißig Jahre alt, blühend und rosig wie ein Mädchen; schöne dunkle Locken umschatteten seine hohe Stirn; blaue blitzende Augen, eine edle römische Nase, ein feiner etwas sinnlicher Mund gaben seinen Zügen einen ungemein anziehenden Ausdruck; seine Stimme konnte flöten in

Digitized by Google

den süßesten Tönen herzgewinnender Rede und im Affect sich steigern zum prasselnden Donner. Wenn er im Cirkel der Freunde oder an der Tafel, ohne irgend zornig zu sein, in Begeisterung gerieth, so mußte die zahlreichste Gesellschaft verstummen, denn kein anderes Wort blieb vernehmbar, und die Vorübergehenden, selbst die Nachbarn fragten erschreckt, was da los sei. Sein Brief an Hoym giebt eine Andeutung von diesem eigenthümlichen Wechsel der Empfindung wie der Rede; *dennoch* war der Verstand und vor Allem die Neigung zum Besitz bei ihm stärker als das Gemüth. Diese Neigung fand vollste Befriedigung; er ward, da der König von Sachsen Großherzog von Posen war, sächsischer Geheimrath; da die Provinz wieder Preußisch wurde, preußischer Oberpräsident; sein Vermögen stieg mit seiner bürgerlichen Stellung immer höher; er ward reich, sehr reich, aber glücklich ward er nicht. Der sonst so leidenschaftliche Mann wurde still, trübe, in sich gekehrt. Er schrieb in *jedes* der damals sehr zahlreichen Stammbücher (auch in das meine) dieselben Worte Schillers:

des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!

Es war, als ob zuletzt nur noch *ein* starkes Gefühl in ihm wohnte, das war nicht etwa die Freude am Gelde, nein, die Sorge, daß er darben würde. So starb er in Reichthum und äußerem Wohlleben, aber doch arm und ohne Freude.

Held hat's nie weiter gebracht als bis zum Salzfactor, eine einträgliche, bequeme, aber sehr untergeordnete Stellung; er hat Wohlleben niemals kennen gelernt; denn bei aller Einfachheit, ja Kargheit seiner Lebensweise kannte er so wenig eine Oekonomie des Haushalts als eine des Styls, weshalb er eben so sehr mit aller Welt als mit seinen Finanzen broullirt war. Seine Züge waren schroff, seine Rede hart, sein Blick durchdringend, fast stechend, sein sparsames Haar zeitig grau, sein Scheitel schon kahl, als er noch im blühenden Mannesalter stand. Er war ein ungeschliffener Edelstein, ungeschliffen selbst da, wo er artig bitten wollte. So schrieb er einst dem Geheimen Cabinetsrath Beyme und bat ihn um Hülfe; aber er sagte in dem Bittschreiben gleich mit den ersten Worten: „Ich muß Ihnen schreiben auf die Gefahr hin, daß Sie mich wieder in ein Gefängniß schicken; mich ängstigt der Gedanke, daß Sie meinen Brief für einen neuen frevelhaften Ausbruch von Bosheit, Neckerei, Rechthaberei und Beleidigungssucht erklären und mir durch irgend eine Form abermals den Charakter eines Verbrechers aufdrängen werden," und nun sagte er Beyme die beleidigendsten Sachen, tadelt seinen Umgang, seine Manieren, seinen Charakter in der schneidendsten Weise. Zuletzt droht er mit Selbstmord, wenn ihm nicht die Mittel gewährt würden seine Schulden zu bezahlen! — Es ist nicht bekannt, was Beyme antwortete, wahrscheinlich gar nichts. —

Held stieß überall an durch seine Art oder vielmehr durch seine Unart. So schrieb er in Kalisch an den Commandanten, er habe Abends das Thor geschlossen gefunden; aber gegen ein Geschenk von acht Groschen habe es ihm der wachthabende Unteroffizier dennoch geöffnet; er halte es für seine Pflicht, dem Commandanten anzuzeigen, welche Nichtswürdigkeit unter dem Militair herrsche. Dieser erwiderte: Ew. Wohlgeboren bin ich sehr dankbar für Ihre Anzeige, denn ich ersehe daraus, daß es in *jedem* Stande Schufte giebt.

Selbst mit seinen Freunden lebte Held auf dem Kriegsfuß. Er sandte an den durch seinen Witz bekannten Justiz-Commissarius Grattauer in Breslau ein an Napoleon gerichtetes Sendschreiben, worin er den Kaiser folgendermaßen anredet: Du bist nicht einmal ein außerordentlicher Mann, sondern ein ganz gemeiner Heuchler, ein platter Narr, Summa Summarum ein Bösewicht geworden, und worin er weiterhin sagt (und zwar im Jahre 1804!): „Dein selbstsüchtiger Charakter wird Dich *an einen öden wilden Strand treiben* und die Wellen der Zeit werden von Deinem einst guten Rufe nichts übrig lassen als das Wrack der Hoffnung, mit welchem die Welt anfangs Deiner Erscheinung jauchzend entgegengesehen." — Dies Sendschreiben war von einem Briefe begleitet, dessen Ton und

Digitized by Google

Inhalt aus der Antwort Grattnauers hervorgeht, in der es unter anderm heißt: „Ich bin überzeugt, daß Sie Sich, wenn wir uns einmal wiedersehen, alles Ekels, aller Abneigung und alles Schimpfs ungeachtet, den mir Ihr Brief anzuthun die Ehre erzeigt, ganz zuverlässig ein Paar Stunden angenehm unterhalten werden," und weiter hin: „Was ich an Ihnen verabscheue und was jeder wirklich denkende Kopf höchst verächtlich finden muß, ist der Umstand, daß in Ihnen der willkürlichste frevelste Tyrann steckt, den es geben kann; mit Inbrunst muß jeder gutdenkende, liebende Mensch Gott bitten, daß er Sie lieber in Ketten schlagen, als zu einem Manne werden läßt, der irgend etwas zu regieren hat."

Man sieht, die Freunde sagten sich gegenseitig Wahrheiten, die in ihrer Bitterkeit einen merkwürdigen Gegensatz bildeten zu dem brieflichen Austausch von Süßigkeiten, mit denen Gleim und seine Freunde sich gegenseitig traktirt hatten.

Es war Held's Schicksal oder seine Eigenthümlichkeit, in stetem Kampf zu leben mit den Menschen, mit den Verhältnissen, mit den Behörden, sogar mit den Berliner Gassenjungen. Trotz seiner Geneigtheit zu Empörungen, war er dennoch im höchsten Grade conservativ; so conservirte er auch seine Tracht in eine Zeit hinein, in der sie, außer etwa auf dem Theater im Lustspiel, nirgend mehr zu sehen war; in Stulpstiefeln, hellen kurzen Beinkleidern, einem langschößigen, knappen blauen Leibrock, mit Zopf und einem niedrigen Filzhut erregte er bei der höchsten Sauberkeit Verwunderung bei den alten, und Lachlust bei den jungen Straßenwanderern; von den letzteren folgte ihm öfters ein ganzer Schwarm, ohne daß er's zu beachten schien; einmal aber stellte in einer sehr belebten Gegend ein junger Mann sich vor ihn hin und rief mit lauter Stimme: „Möchte ich doch wissen, wer dieser abgeschmackte Philister ist, der so zum Scandal herumläuft!" — Auf diese laut gesprochenen Worte versammelte sich sogleich eine große, stets anwachsende Menge von lachenden, höhnenden Zuschauern; das Gedränge nahm so zu, daß Held sich in ein Haus zurückziehen mußte, um abzuwarten, daß die Menge sich verlief, aber die verlief sich sobald nicht; viele, die hinzukamen, wollten die Erscheinung mit eigenen Augen sehen; der Andrang wurde so groß, daß der Verkehr dadurch gehemmt wurde, die Menge mit polizeilicher Hülfe zerstreut werden und Held die Dunkelheit abwarten mußte um heimkehren zu können. Das verdroß ihn so sehr, daß er in öffentlichen Blättern demjenigen eine Belohnung von fünfzig Dukaten versprach, der ihm den jungen Mann, der den Straßenauflauf verursacht, so namhaft machte, daß er zur Bestrafung gezogen werden könne. Am selben Tage noch kam zu Helds Ueberraschung der junge Mann selbst zu ihm in seine Wohnung, legitimirte sich als der Student N. und erbat sich die fünfzig Dukaten, die ihm der Beleidigte wirklich zu seinem höchsten Verdruß auszahlen mußte, während der Beleidiger mit einer leichten Karzerstrafe davon kam.

So war Held unter stetem Kampf acht und siebenzig Jahr alt geworden. Am Lebensabend häuften sich Widerwärtigkeiten; seine Frau (die zweite), mit der er in glücklicher Ehe lebte, litt an langdauernder Kränklichkeit; sein Garten, der ihm an's Herz gewachsen war, wurde ihm wegen baulicher Veränderungen genommen; die Salzkasse wurde um eine bedeutende Summe bestohlen, die er ersetzen mußte; seine bisher kräftige Gesundheit, sein bisher helles Augenlicht nahmen ab, — seine Natur war die eines Schlachtrosses, das Schuß- und Hiebwunden ruhig erträgt, aber außer sich geräth bei wiederholten Sporenhieben und Bremsenstichen, — so machte er allen Widerwärtigkeiten ein traurig Ende durch einen Pistolenschuß. In einem zurückgelassenen Briefe hatte er den König (Friedrich Wilhelm IV.) gebeten für seine beiden Söhne zu sorgen. Das that der König in edler Weise.

Die Mittheilungen über Held und Zerboni weilen länger bei dem ersteren; es ist leichter und lohnender und, was selten vereint ist, gerechter bei dem länger zu weilen, der's besser gemeint als gehabt. Das Interesse der Leser an dem Greise, dessen Tod gewalt-

Digitized by Google

sam war wie sein Leben, wird sich steigern, wenn zum Schlusse der Schluß einer Ode folgt, die Held dem alten Blücher geweiht:

Deutschland, Herz Europens! Heldenschule!
Steige endlich aus dem sumpf'gen Pfuhle
Der Dich lähmenden Zerrissenheit!
Werde Eins! Die Einheit nur giebt Stärke,
Bleibe nicht der Heerd für fremde Werke,
Fremde Politik und fremden Streit!

Dann — mit deutscher Keulen Donnerschlägen
Bahn gemacht, — soll's sein — auf blut'gen Wegen!
Das Gelingen ist dem Kühnen nah'.
Von dem Belt bis zu den Alpen walle
Ein Panier! Zum blauen Aether schalle
Dann Ein Losungswort: Germania!

Die steinerne Brücke zu Regensburg und ihre Wahrzeichen.

Von Carl Schultes.

Ein alter Steinmetzspruch über die berühmtesten drei deutschen Brücken lautet:

„Prag hat die schünst' (schönste)
Mit St. Nepomuck,
Nürnberg die kühnst'
In einem Ruck; (einem Bogen)
Doch Regensburg die Stärk'
Von allem Brückenwerk."

Zu Regensburg wäre also die stärkste und festeste Brücke, und wahrlich, sie muß noch heut zu Tage als ein Meisterwerk des Mittelalters angestaunt werden; denn seit 726 Jahren hat sie den Wasser- und Eismassen der Donau, die unfern der Stadt aus Felsschluchten hervordrängt und ein starkes Gefälle hat, ihre steinerne Brust kühn entgegengestemmt und steht ungebeugt in alter Kraft.

Als im Jahre 1135 ein so außerordentlich heißer Sommer war, daß die Donau fast bis auf den Grund austrocknete, wurde der Bau dieser Brücke von dem Bayern-Herzog Heinrich X. (den Stolzen) im Vereine mit den Regensburger Bürgern begonnen, und schon 1146 stand dieser Urbau vollendet da.

Ihrer Längen-Ansicht nach bildet die Brücke ein flaches Dach über die Donau, dessen kürzere Seite der Stadt zugewendet ist, und der Querdurchschnitt zeigt die primärste und doch zweckmäßigste Brückenform, indem die Brückenwände circa 3 Fuß in halber Quadersteindicke ohne alle Verzierung in die Höhe steigen und rechts und links vom Fahrwege ein schmaler 5 Zoll erhöhter Fußsteig sich befindet. Etwas über der halben Brückenlänge (von der Stadt aus gerechnet) öffnen sich auf der linken Seite die Brückenwände, und eine hölzerne, schief abfallende Brücke führt auf eine Insel im Strome. Diese Insel, welche durch ein Wehr und durch einen Steindamm, der unter dem mittleren Brückenpfeiler durchgeht, mit einer andern Insel unterhalb der Brücke verbunden ist, heißt „der obere Wörth", während die andere den Namen „der untere Wörth" hat. Beide Inseln liegen quer vor der Stadt Regensburg und der Vorstadt „Stadt am Hof", sind mit Lust- und Wohnhäusern, Fabriken, Schiffswerften und Mühlen besetzt und bilden einen wunderschönen Anblick, besonders bei Mondbeleuchtung.

Digitized by Google

Die Form der steinernen Brücke hat sich nur in so fern verändert, als sie früher drei Thürme trug, während jetzt nur noch einer das eigentliche „Brückenthor der Stadt" bildet. Außer einem Kaiserstandbilde (wahrscheinlich Heinrich der Finkler) hat dieser Thurm noch ein merkwürdiges Wahrzeichen: einen Kopf über dem Thore, und die Sage erzählt, es sei dies das Haupt des „Otto von Wittelsbach", den in der Nähe Regensburgs bei Kellheim die Reichsacht ereilte. Wahrscheinlich ist es aber nur ein altes „Trutzzeichen" der Stadt. — Früher stand auf der bayerischen Seite über dem Strome ein Wachtthurm und ein Zollhaus, während auf dem dritten Pfeiler bei der Stadt ein Portal die Brücke zierte, auf dem sich das Hauptwahrzeichen derselben, das sogenannte „Brückenmännchen", befand. — Außer diesem Männchen besitzt die Brücke noch zwei Wahrzeichen: Einen Hund ohne Kopf, der auf dem Brückengeländer ruht, und zwei (in die innere Brückenwand eingemeißelte) Hähne. Die Sage, welche hier von dem gleichzeitigen Brücken- und Dombau erzählt wird, hat sich später vielfach wiederholt, aber da diese große steinerne Brücke wohl einer der ältesten solcher großartigen Baue war, ist es nicht unmöglich, daß hier ihr Ursprung zu suchen ist, und sie erzählt:

„Der junge Baumeister der Brücke wettete mit dem alten Meister des Domes, daß, wer zuerst mit seinem Baue fertig wäre, der dürfe den Andern mit Spott und Hohn für ewige Zeiten brandmarken und der Besiegte müsse freiwillig sein Leben enden. — Der Brückenmeister, um seiner Wette sicher zu sein, schloß mit dem Satan einen Bund und verschrieb ihm, bei thätiger Hülfe, die ersten drei Seelen, welche über die vollendete Brücke gehen würden. Als nun die Brücke unter Mithülfe des Satan's rasch ihrer Vollendung entgegen ging, ließ der junge Meister, dem alten Dommeister zum Hohn, seine eigene Figur in Stein aushauen, die eine Hand wie geblendet vor den Augen und einen Zettel in der Hand haltend, mit der Inschrift: „Schuck (schau her) wie Haiß (heiß)!" und stellte sie gegen den Dom gewendet auf die Brücke. — Der fromme Dommeister, der sich überwunden sah, setzte nun sein eigenes Steinbild zum Gegenwahrzeichen auf den hintern unausgebauten Domthurm, und stürzte sich von dieser Stelle in Verzweiflung hinab. — Der Brückenmeister war aber ein feiner Geselle und spielte dem Teufel selbst einen Streich, indem er einen Hund und zwei Hähne zuerst über die Brücke jagte, mit denen sich jener begnügen mußte. Voll Zorn riß der Böse dem Hunde den Kopf ab und fuhr durch die Brücke hindurch mit seiner Beute der Hölle zu, weshalb heut zu Tage noch ein rundes Loch in derselben zu sehen ist. Der Meister meißelte aber dem überlisteten Teufel zum Spott die zwei Hähne in der Brückenwand und setzte den Hund ohne Kopf auf das Geländer."

Die Entstehung dieser Brückenwahrzeichen läßt sich nun auf die einfachste Weise wahrscheinlich also erklären: Das Männlein, welches bis auf eine kurze Hose, wie sie Wasserarbeiter damals zu tragen pflegten, ganz nackt ist, stellt vermuthlich das Bild eines Brückenarbeiters in dem heißen Sommer von 1135 dar, wie auch seine Stellung und der Spruch: „Schuck wie Haiß!" andeutet. Der „Hund ohne Kopf" ist sicher ein verstümmelter Löwe, welcher die Grenze des bayerischen und stättischen Gebietes auf der Brücke bezeichnete und die „beiden Hähne", bei welchen die Jahreszahl 1580 steht, mögen zur Erinnerung eines Streites dienen, den die Stadt mit den Pfaffen in der Vorstadt „Stadt am Hof" hatte über den Besitz des „oberen Wörthes".

Die Steinfigur auf dem Eselsthurm am Dome ist nichts weiter als eine der phantastischen Dachtraufen, wie sie in den extremsten Formen an allen großen Banten des Mittelalters zu sehen sind, und der Eselsthurm selbst, welchem die Sage diesen Namen gibt, weil der Dommeister der weniger geschickte sein sollte, welcher den prachtvollen Dom sehr verunziert, ist augenscheinlich mit dem Bau emporgestiegen, um die Baumaterialien mittelst Esel, weshalb der Thurm auch keine Treppen, sondern nur eine aufsteigende Rampe hat, auf die Plattform zu schaffen.

Digitized by Google

Auch das Loch in der Brücke ist nur ein gewöhnlicher Rinnstein.

Die Brücke soll ihre Festigkeit auch noch in neuerer Zeit bewährt haben, indem die Franzosen nach der Schlacht bei Regensburg sie zu sprengen versuchten, was ihnen aber nicht gelang. Eine feste Gewähr ließ sich dafür nicht finden, nur erinnert sich Schreiber dieses noch im Jahre 1843 an der bezeichneten Sprengstelle in der Mitte des dritten oder vierten Bogens der Brücke zwischen den Quadern ein Bayonnet in den Steinfugen eingeklemmt gesehen zu haben. —

Im Jahre 1854 ließ die Königliche Kreisregierung von Regensburg und Oberpfalz, angeregt durch den „historischen Verein von Oberbayern", das Brückenmännchen, welches seit dem Abbruche des Zollhauses (1826), auf dem es zuletzt saß, in dem Antiquarium ruhte, auf einer neuen Gedächtnißsäule wieder aufrichten. Auf dem vierten Brückenbogen, dem höchsten der Brücke, welcher die schönste Aussicht über Stadt, Vorstadt, Inseln, Strom und Umgebung bietet, erhebt sich auf der linken Seite diese Säule und auf dem gesattelten Dache derselben sitzt wieder das alte „Brückenmännlein" mit seinem Spruche in der Hand.

Die Säule ist eben so einfach als die Brücke und hat an den Seitenwänden die Wappenschilder Bayern's und Regensburg's: einen Löwen und die gekreuzten Schlüssel.

Auf der Vorderseite ist eine, das ganze Werk segnende, Hand abgebildet, und unter derselben steht der Spruch:

Eilfhundert dreyßig fünf im jar
Die tonaw was schier trucken gar,
Do Herzog Heinrich mit der stat
Die drucken allhie begunnen hat
Das werk gebaut uff vesten grund
Eilf jar darnach gantz fertig stund;
Gut gleit fürbaß uff allen wegen
Geb gots genad und gotes segen.

Das große Weinfaß von Gröningen.

Der Bischof Heinrich Julius hatte im Jahre 1594 zu Gröningen ein großes Weinfaß bauen lassen von demselben Meister Michel Werner, der das noch größere Faß zu Heidelberg gebaut hatte. Das Eisen des Gröningischen Fasses allein wiegt über 123 Centner, das ganze leere Faß über 636 Centner. Die Kosten betrugen zu seiner Zeit, ohne das Holz, eine namhafte Summe. Als man es mit Rheinwein bis oben hinan füllte, gingen 161 Fuder und 16 Viertel hinein. Seit vielen Jahren war es leer gewesen und endlich schenkte es der König dem Domdechanten von Spiegel. Es wurde daher auf den Spiegelsbergen ein Keller gebaut, in dem es fortan, jedoch ungefüllt, lagern sollte. Nun wurde zu Gleims Zeit eine angeblich im Schlosse zu Gröningen gefundene Weissagung gedruckt, worin dem durstliebenden Bischofe und Herzoge geweissagt wird, daß die Zeiten, wo die Fürsten nur dem Sinnengenusse ergeben wären, vorübergehen würde und daß eine Schaar weiser Prälaten und Domherren kommen würde, welche mäßig und klug das Leben und den Wein genießen werden. Aber auch die Zeit dieser Domdechanten und Domherren und selbst die Zeit der protestantischen Kanonici ging vorüber mit ihrem Frohsinne und ihrer Heiterkeit. Das große Weinfaß liegt zum Andenken an eine lustigere Zeit noch immer auf den Spiegelsbergen, während in unsern Tagen nichts mehr gilt als Eifer und Arbeitsamkeit und „für unser Volk ein Herz", womit sich übergroße Weinfässer nicht mehr zu vertragen scheinen.

Digitized by Google

Dritte Abtheilung.

Natur- und Landschaftsbilder aus Deutschland.

Digitized by Google

Alpenheimath.

Von Carl Schultes.

Hin nach jenen fernen Bergen,
Die bedeckt von Eis und Schnee,
Sehnet ſich mein ganzes Leben,
Und es fragt mit tiefem Beben
Meines Herzens ſtummes Weh:
„Heimath ſo fern, Hochland ſo ſchön,
Werd' ich dich nimmer wieder ſehn?"

In dem Land, wo meine Augen
Endlos eine Fläche ſchau'n,
Wohnen Männer, treu und bieder,
Doch denk' ich der fernen Brüder,
Bebend fragt des Herzens Grau'n:
„Freunde ſo treu, Hochland ſo ſchön,
Werd' ich euch nimmer wieder ſehn?"

Gleich den Roſen blühen Liebchen
Hier im weiten Gartenland;
Doch mein Herz verlanget keine,
Denn es ſchlägt nur für das eine
Alpenröslein, was es fand.
„Röslein ſo hold, Hochland ſo ſchön,
Werd' ich euch nimmer wieder ſehn?"

Bricht mein Herz im ſtummen Grame
Fern von dir, mein Heimaththal,
Soll der Liebe Hand es tragen
Hin, wo unſre Alpen ragen,
Und dann ſchreiben auf mein Mal:
„Heimath ſo hold, Hochland ſo ſchön,
Ach, nimmer konnte er dich ſeh'n!"

Digitized by Google

Die Fichte.

Eine ästhetische Skizze.

Von H. W. Herzer.

Wer jemals ein deutsches Gebirge, z. B. den Harz, besucht hat und dessen Bild in seiner Phantasie erneuert, wird in demselben unfehlbar auch das Bild der Fichte oder Rothtanne (Pinus Abies L.) wieder auftauchen sehen, weil dieser Baum es ist, der in allen Gebirgen Deutschlands von Natur die reichsten Bestände erzeugt und noch in der Nähe der höchsten Berggipfel dem Wanderer seinen Schatten spendet. Schon die Häufigkeit ihres Vorkommens giebt der Fichte einen nothwendigen Einfluß auf die Empfindung und Stimmung sowohl des Gebirgsbewohners, als auch eines Jeden, der wenigstens eine Zeit lang im Gebirge verweilt, und wenn wir den Versuch machen, diese ästhetische Bedeutung der Fichte uns zum Bewußtsein zu bringen, so dürfte das im Einklange mit der Thatsache stehen, daß die deutschen Gebirgswälder immer allgemeiner als Wallfahrtsorte betrachtet werden, deren Besuch segenbringend für Leib und Seele wird.

Die Fichte hat eine große, jedoch wechselnde Bedeutung für die Physiognomie der Landschaft: eine andere im jugendlichen, als im hohen Alter; eine andere, wo sie gesellig in großen Massen auftritt, als in der Vereinzelung; eine andere endlich in verschiedenen Jahreszeiten, im Frühling, im Sommer oder im Winter.

„Wer fühlt sich nicht, sagt Alexander von Humboldt, anders gestimmt im dunklen Schatten der Buchen; auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind; oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birke säuselt?“ Und ein anderes Mal von den Nadelhölzern im Winter: „Ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft. Es verkündet gleichsam den Polarbewohnern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen, wie das Prometheische Feuer, nie auf unserem Planeten erlischt.“ —

Daß die Fichte, ähnlich wie die Palmen, ihre Hauptmasse im Stamm hat, und dieser sich ohne wesentliche Zertheilung geradlinig auf den höchsten Punkt hin richtet, das ist es, was den Grundzug in der Gestalt dieses Baumes ausmacht. Dieser Grundzug aber gestattet noch immer einen großen Wechsel des Ausdrucks und Eindrucks.

Eigenthümlich ist der Eindruck, den eine stattliche, auf einsamer Höhe, vielleicht auf schmaler Felswand stehende, weit über Berg und Thal hinwegschauende Fichte macht. Sie gleicht dem Krieger, der allein auf gefährlichen Posten stehend, in gespannter Haltung, mit wachsamen Auge und Ohr auf Alles Acht hat, was nahe und fern den Feind verräth.

Wandert man durch einen hohen Ort von Fichten, deren kahle, drehrunde Schafte dem Auge weit hinauf keinen Ruhepunkt darbieten und, weil es bei Fichten keinen Stockausschlag giebt, selbst ihre tiefste Basis dem Blicke bloßstellen, so möchte man glauben, die Fichten seien den Mathematikern zu Ehren erschaffen. Denn soviel Stämme, soviel Perpendikel und Parallelen, und wer die Curven liebt, der findet bei den Wurzeln die allerschönsten. Da ist, abstrakt zu werden, nicht schwer! So wenig Lust hier der Boden hat, Blumen und bunte Farben hervorzubringen, ebensowenig die Phantasie. Man verfällt in Grübeleien, oft so sauer wie der Sauerklee (Oxalis Acetosella), der fast allein noch mit seinen weißen Blüthen den trägen Boden belebt; in Abstraktionen so bleich wie die Nestwurz (Neottia Nidus avis), die, auf einer Fichtenwurzel festgesogen, mehr eine Mumie, als ein blühendes Kind der Flora zu

Digitized by Google

sein scheint. Erst wenn ein aufgeschrecktes Eichhörnchen mit seinem „Zuck, Zuck," den schlanken Stamm hinaufkraspelt, dann und wann vorsichtig um die Kante herum nach dem lästigen Eindringling ausschauend, oder wenn ein wachsamer Eichelheher ganz in der Nähe sein verrätherisches Geschrei erhebt, erst dann ziehen die erregten Sinne den Geist wieder zur Natur und Wirklichkeit hinüber.

Da fällt, indem wir aus dem hohen Orte treten, unser Blick auf eine Tannenjugend, die schon ein paar Mannshöhen emporgeschossen ist. Das ist ja ein ganz anderer Baum und ist doch auch unsere Fichte. Erscheint uns nicht jedes dieser bis unten hin grünen Stämmchen wie der grade, dichte Strahl eines Springquells, in welchem die Lebenskraft der Erde sich gegen den Aether entladet? Mit wahrem Vergnügen tauchen wir in dieses grüne Meer jugendlicher, frisch duftender Tannen. —

„Sinnende Fichte" redet Rückert die Fichte an,

„Sinnende Fichte,
Noch seh' ich dich, so lang ich dich betrachte,
Nie anders, als mit ernstem Angesichte!"

Das ist die Sommer-Fichte, die im heißen Juli die Schultern des Gebirges mit einem grünen Schuppenpanzer bekleidet. Es giebt aber Zeiten, wo die Fichte einen ganz andern, vortheilhafteren Anblick gewährt, und ihr nur Eins fehlt, nämlich Beschauer und Bewunderer. Denn die Tausende, welche im Sommer dem Sitz der Fichte, dem Gebirge zueilen: im Mai und im December sind sie fern, und nur die alten, getreuen Nachbaren der Fichte, die ständigen Gebirgsbewohner, sehen sie auch dann und wissen, welchen Reiz sie nun gerade ausübt. Die blühende Fichte im Frühling und die schneebeladene Fichte im Winter — das sind zwei herrliche Dinge, um welche der Sohn der Ebene den des Gebirges beneiden mag.

Meine Vorstellungen haften jetzt einmal wieder am Harze. Schon ist der April mit seinem Hoffen und Bangen entflohn, der Winter ist vom Mai aus dem Felde geschlagen; und sind es auch erst die nächsten Tage nach dem Kampfe, so sehen wir doch schon den Frühling „in des Sieges hoher Sicherheit" auf allen Hügeln seine Fahnen aufpflanzen. Selbst die Schneeflocken, die der Nordwind wohl noch einmal ganz unerwartet aus grauen Wolken auf die grünen Lindenblätter herabschüttet, werden mit Lächeln und ohne Sorgen betrachtet, denn in wenigen Stunden sind sie wie ein Traum vor dem Strahle der Sonne verschwunden, und ein funkelnder Gewitterregen badet die Erstlinge des Jahres in seiner lauen Fluth. Schon treffen Schwalben ein und bringen Leben und Bewegung in die vorher leeren Lüfte. Auch die Winterlinde läßt täglich mehr grüne Laubtropfen aus ihren Knospen hervorquellen. Die Ahlkirsche (**Prunus Padus**) des Parkes vereinigt ihren reichen Duft mit dem Scheine von hundert weißen Blüthentrauben; der dichte, die Grasmücke bergende Weißdornzaun hält kaum noch seine Blüthenknospen zusammen; Weiden und Pappeln begleiten wieder mit ihren lichten Kronen den Lauf des Flusses, und jedes Häuschen und jedes Gehöft steckt in einem Strauße üppig blühender Kirsch- und Birnbäume. Die Buche, mit den blühenden Obstgärten um unsere Gunst ringend, überdeckt schon ganze Bergreviere mit schwellendem Grün, blickt ermuthigend auf die brechende Eichenknospe und schwärmt einzeln an den Berghängen hinauf, die weniger ihr, als der Fichte, gehören, und wo schon gleichen Sinnes mit ihr die Lärchentanne ihr lustiges Frühlingswerk treibt. In der Ferne und Höhe, am Brockengipfel dicht über der Fichtengrenze, lauern wie die letzten Vedetten des abziehenden Winters noch einige Schneeflecke, während doch schon auf der höchsten Spitze des Berges das alpine Windröschen (**Anemone alpina**) die Sonne nur um ein paar warme Tage bittet, um auch seinerseits einige Blüthen in den Kranz des Siegers flechten zu können.

Jetzt, zur großen Frühlingsfeier, langt auch die Fichte ihren Schmuck hervor; jetzt nimmt sie die zahlreichen Kleinode, die sie an den Spitzen ihrer Zweige trägt; den grünen Sma-

Digitized by Google

ragd und den rothen Rubin, aus der unansehnlichen Hülle, worin sie den öden Winter hindurch verschlossen lagen. — Im Frühling dichtet die Natur Balladen: in engem Rahmen zeichnet sie einzelne schöne Bilder individuellen Pflanzenlebens; im Sommer wird sie episch, verschmilzt die einzelnen Pflanzengestalten zu großen Massen, zu Saatfeldern, zu Wiese und Wald, worin alle einzelnen Formen untergehen, um sich als Gesammtheit zu einer neuen und großartigeren Wirkung zu erheben. Eine jener Frühlings-Balladen steht in der blühenden und sprossenden Fichte vor uns. Ach, welch heiterer, welch lieblicher Baum ist das jetzt! Der zarte, bezaubernde Nimbus der Jugend umschwebt sie und verwischt jede Spur des düsteren Ernstes, den man so oft zum ausschließlichen Charakter der Fichte hat machen wollen. Noch ehe es zum wirklichen Blühen kommt, solange die ovalen Staubkätzchen zwar schon enthüllt, aber noch nicht zur völligen Reife, noch nicht zum Stäuben gelangt sind, ist es deren Form und Farbenpracht, welche jedes Auge entzückt. Das zarte Gelb und der Purpur, womit die geschwollenen, dicht an einander gedrängten Staubkolben gezeichnet sind, hebt sich von dem dunkeln Hintergrunde des Laubes wunderbar ab, und doch weiß man nicht zu sagen, ob diesen, oder ihren Gehilfen den in ein gesättigtes Purpurroth getauchten Fruchtkätzchen, der Preis der Schönheit gebührt. — Wie im April Alles nach den seidenhaarigen, wie Silber und Gold glänzenden Kätzchen der Saalweide (**Salix Caprea**), nach den „Palmen", rennt, so spielen jetzt die Kinder mit den Staubkätzchen der Fichte als mit „Erdbeeren", und der Hirt steckt sie, aus dem Walde heimtreibend, zusammen mit Schlehen- und Holzapfelblüthen an den Hut, zum Beweise, daß auch er's empfunden hat, was Gottes Welt jetzt schön ist.

Je mehr aber der Purpur der Kätzchen verschwindet, weil die Behälter des Blüthenstaubes zerreißen und vertrocknen, desto mehr drängt sich an den nicht blühenden Zweigen das Grün der neuen Laubtriebe hervor. Der Fichtenwald sieht plötzlich aus ganz anderen Augen: „**illuminantibus sylvas abietis novellis turionibus**", sagte vor 100 Jahren Linné in seinem Pflanzenkalender von Upsala; das will heißen, weil die Fichten durch ihre freudig grünen Frühlingstriebe eine Illumination des ganzen Waldes bewirken.

Während der ganzen Belaubung der Eiche und Spätlinde stellt im unterm Theile des Gebirges die Fichte dieses schöne Schauspiel in seinem glänzensten Stadium dar, und in so fruchtbaren, warmen Jahren wie 1857 und 1858 sieht man an heiteren Tagen selbst aus größerer Entfernung durch die Fichtenblüthe über ganze Bergrücken hin einen rothen Anflug verbreitet, nicht unähnlich dem Eindruck, welchen im Juli der rothe Fingerhut (**Digitalis purpurea**), und im August die blühende Heide hervorbringt.

Hat nun so die Fichte im Frühjahre sich gegen den Vorwurf der Einförmigkeit und Unschönheit gerechtfertigt, so läßt sich der Leser auch wohl gefallen, ein Wort über ihre Erscheinung im Winterkleide zu hören. Das Urtheil, welches sie für einen einförmigen, wenig malerischen Baum erklärt, trifft im Ganzen das Richtige, wenn man den Eindruck vor Augen hat, den die Fichte im Sommer macht. Alsdann nämlich thut das tiefe, gleichmäßige Grün der Nadeln dem Bilde dieses Baumes deßhalb großen Eintrag, weil es keinen bedeutenden Unterschied von Licht und Schatten aufkommen läßt und somit die Wahrnehmung des mannigfach Schönen verhindert, was gleichwohl im Bau einer Fichtenkrone vorhanden ist. Man sieht eben im Sommer nur die einfache Pyramidenform, an welcher fast nur der Umriß durch den dunkeln Hintergrund entfernter stehender Exemplare heller hervortritt und so kann etwas mehr als eine mathematische Figur vor unser Auge zeichnet. Aber wie edel und groß erscheint dagegen die Fichte im Winter, wenn bei ruhiger und kalter Luft ein mäßiger Schneefall stattgefunden hat! Gerade der pyramidenförmige Bau, der uns im Sommer langweilte, bringt es mit sich, daß auf jeden Zweig, vom untersten bis zum obersten, ein Theil des leise herabsinkenden Schnees sich ablagert, und da kein Luftzug in die Bewegung der weißen

Digitized by Google

Flöckchen eingreift, so ist es einzig und allein das der Fichte eigenthümliche Gesetz ihrer Zweigbildung, was die Vertheilung des leichten Wolkenpuders im Umkreise ihrer dunkelgrünen Flechten regelt. Der Winter hat nun erreicht, was der Sommer nicht vermochte. Wo das Licht der Sonne an den dunkelgrünen Fichtenzweigen nicht haften wollte, da sehen wir, auch ohne das fein gebildete Auge des Künstlers zu besitzen, jetzt ein anderes ruhig und sicher thronen und die mächtigste Wirkung erzeugen. Der Schnee ist es, der wie ein verkörpertes Licht einem jeden Zweige und Zweiglein diejenige Lichtmenge zutheilt, die ihm nach seinem Verhältniß zum großen Ganzen der Krone gebührt und kleidet, während das frostfeste Grün der Nadeln auch in die tiefsten Schatten des Bildes noch Leben haucht. Jetzt betrachte man sich die Fichte und fälle sein Urtheil über ihre Schönheit! Will man sie als keine malerische Schönheit gelten lassen: als eine plastische erkennt und schätzt sie jeder gewiß! Ich bin zu solcher Zeit durch eine Gasse halbwüchsiger, also auch noch unten am Stamm mit Zweigen bekleideter Fichten gegangen und habe wohl die doppelte Zeit als im Sommer dazu gebraucht, weil bei jedem Schritte das Auge mir Halt gebot. Wie schmiegt sich hier in den ruhig, aber nicht unkräftig herabgesenkten Zweigen das Zierliche und Gefällige an das Edele und Große der Form an! wie wölbt sich hand- oder flügelartig ein Zweig über den andern, als wäre er bestissen, ein reizendes Geheimniß vor dem neugierigen Späher zuzudecken! wie gipfelt sich das Ganze zu einer hohen, rhythmisch gegliederten Stufenleiter der Fröhlichkeit, die der Geist des Beschauers hinaufliegt, hinauf zu dem treu hernieder schimmernden Blau des Himmels! —

Heiter, sahen wir, und auch ernst ist die Fichte. Aber das Ernsteste, was an ihr ist, das hat uns Justinus Körner, der gemüthvolle schwäbische Dichter, in einem Liede gesungen, an das wir uns hier erinnern müssen.

Dort unten in der Mühle,
Saß ich in süßer Ruh,
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge, —
Es war mir wie ein Traum —
Die bahnte lange Wege
Durch einen Tannenbaum.

Die Tanne war, wie lebend,
In Trauermelodie:
Durch alle Fasern bebend
Sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein;
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh! —

Vier Bretter sah ich fallen,
Da ward das Herz mir schwer;
Ein Wörtlein wollt ich lallen,
Da — ging das Rad nicht mehr.

Digitized by Google

Mehr will ich von der tiefernſten Bedeutung der Fichte nicht ſagen. — Und wie ſteht's mit der Fichte in chriſtlichen Landen zur Weihnachtszeit? Zu Weihnacht tritt aller Ernſt der Fichte doch zurück vor ihrer heiteren Bedeutung! Wie glücklich ſind diejenigen, die es zur Weihnachtszeit nicht weit haben zu einem Tannenwalde! Was wollen die Moospyramiden mit ihrem bunten Papierflitter; was wollen die graugrünen, lappigen Kieferkronen, die auf den Märkten mancher großen Stadt faſt allein zur Ausſchmückung des Weihnachtsfeſtes feil geboten werden, — was wollen die gegen den z. B. im Harze gebräuchlichen Weihnachts-Tannenbaum! Noch ehe unſere Weihnachtstanne geputzt iſt, noch ehe die dicken, blanken Nüſſe, von zahlreichen Kerzchen erhellt; wie goldene Hesperidenäpfel aus dem grünen Schatten herableuchten und manchen jungen Herkules zu muthigem Angriffe reizen; noch ehe der Inhalt von Noah's Arche auf den Zweigen Platz genommen hat, — noch ehe, ſage ich, die Weihnachts-Tanne ſo herausgeputzt iſt, erfüllt uns ihr Anblick ſchon mit einer fröhlichen Stimmung. Iſt es doch, als ob jeder Punkt ihres ſchlanken Stammes ein Centrum der Freude wäre, aus welchem ringsherum ebenſo viele Strahlen der Luſt hervorbrechen, als Zweige da ſind. Iſt es doch, als trüge dieſe Tanne ſelbſt jene freudige Spannung in ſich, die jedes Glied der ſie umſtehenden Familie, die namentlich den liebreichen Beſcheerer durchzuckt und durchzittert; iſt es doch, als ob eine ſolche Kraft geſpannter Empfindungen es wäre, die ihre ſpitzen Nadeln und Zweige, gleich den Polen geheimnißvoll belebter Magnete, diametral auseinander ſpringen läßt. — Es geht durch unſere Weihnachts-Tanne ein friſcher, munterer Ton, der zu der feſtlichen, klaren Stimmung unſeres Gemüthes ganz ſo vortrefflich paßt, wie der reine, blaue Himmel eines ſchönen Wintertages, den ja Jeder am lieben Weihnachtsfeſte ſo gern über ſich ausgeſpannt ſieht. —

Vor der Fichte in winterlicher Umgebung iſt auch der Dichter Freiligrath ſtehen geblieben und durch ſie zu einem Liede begeiſtert, welches gleich ſehr geeignet, manche Eigenthümlichkeit dieſes Baumes, wie dieſes deutſchen Dichters erkennen zu laſſen — hier noch Platz finden mag. Freiligrath legt der Fichte folgende Worte in den Mund:

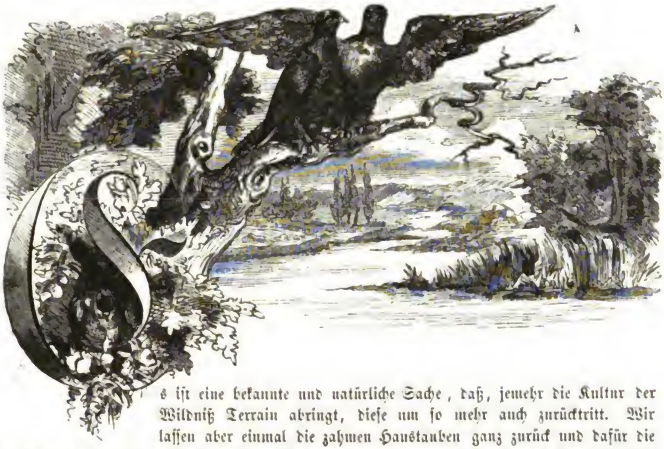
Auf der weißen Winterflur
Steh ich da mit grünem Haupt;
Sauſ't, ihr Winde, ſauſet nur,
Seufzt, ihr Stauden, ſchmuckberaubt!
Tauſend Nadeln ſie bereiten
Mir ein Kleid für alle Zeiten,
Meine Stirn bleibt friſch belaubt.

Mit der Hoffnung Immergrün
Wob mich Gott ins Leichentuch,
Menſchen, laßt den Sommer fliehn,
Dennoch bleibt euch Troſt genug!
Wenn das Leben zieht von dannen,
Seht, es grünen euch die Tannen,
Ein verheißnes Lebensbuch.

Seht der Hoffnung Fahnen wehn
Ueber der Verweſung Kluft:
Durch die kalten Nebelhöh'n
Blühend in der Todesluft.
Will das Fleiſch vergehn, verderben,
Eilt und werdet deſſen Erben,
Der erſtand aus ſeiner Gruft!

Heimische Tauben als Zugvögel.

Von Hermann Pösche.



Es ist eine bekannte und natürliche Sache, daß, jemehr die Kultur der Wildniß Terrain abringt, diese um so mehr auch zurücktritt. Wir lassen aber einmal die zahmen Haustauben ganz zurück und dafür die wilden und vergessenen Tauben in den Vordergrund treten. — Unsere Haustauben sind ächte Hausthiere und während die Zugvögel im Herbste sich versammeln, zu weiten Reisen über Land und Meer rüsten und die größte Reiselust offenbaren, bleiben unsere Haustauben ruhig auf ihren Schlägen und treiben philisterhaft und phlegmatisch eben nur ihr altgewohntes Tagewerk. Aber dennoch: die Taube ist ursprünglich ein Zugvogel und ist auch die Zuglust in den Haustauben gänzlich erloschen, in den von den cultivirten Haustauben zurückgedrängten wilden Tauben können wir noch immer den angestammten Trieb zu wandern und zu ziehen studiren.

Nach den fleißigen und guten Beobachtungen Chr. L. Brehms, (Pfarrers zu Renthendorf und zugleich eines unserer bedeutendsten Vogelkenner), halten sich in unserem Vaterlande in größerer Menge zeitweis vier wilde Taubenarten auf: die Hohltaube, die Holztaube, die Turteltaube und die Feldtaube. Jedoch nur die erstern drei sind eigentliche und ächte Zugvögel.

Die Hohltauben nisten in hohlen Bäumen und tragen davon ihren Namen. Ihr Körper ist gedrungen, ihre Flügel sind ziemlich lang, Farbe und Zeichnung einfach. Ihre Hauptfarbe ist mohnblau, ihre schwarzen Flügelbinden sind unvollkommen schwarz und die Schiller am Halse verbreiten sich nicht über den Vorderhals. — In der Art zu leben, zu lieben und zu wandern ist die Hohltaube ein Sonderling. — Unter allen deutschen Wildlingen meldet sie sich zuerst als Frühlingsbotin und kommt gewöhnlich schon im März zu

Digitized by Google

uns. Ihr liebster Aufenthalt sind die Laub- und Nadelhölzer, dafern diese nicht zu weit vom Felde liegen, besonders Buchenwälder, welche hohle Bäume in sich schließen. Im Nothfalle nimmt sie auch mit einzeln stehenden hohlen Eichen, Birn-, Aepfelbäumen u. s. w. fürlieb. Vor allem liebt sie freien Ueberblick und deswegen Bäume mit einem dürren Wipfel, einem hervorstehenden Aste. Der dürre oder hervorstehende Ast ist ihr Wartthurm und sie sitzt immer auf der Wacht. —

Im Futter geht sie mit der Jahreszeit. Zur Saatzeit dient ihr die Saat, im Juli und August selbst reife Heidelbeeren und im Herbst Buchnüsse und Eicheln.

Täglich geht sie Mittag und Abend regelmäßig zu reinem hellen Wasser zum Bad und zur Tränke. Unsere Taube ist ein durstiges und reinliches Thier. — Wie schon gesagt, nistet sie in hohlen Bäumen. Diese sind sehr gesucht, da unser Wildling während seines Aufenthalts jährlich etwa dreimal brütet, (das erstemal im April, das letzte Mal im August) und zu jeder Brut aus folgenden Gründen eine andere Höhlung braucht. Die Jungen bleiben im Neste, bis sie flügge sind. Ist nun die Höhlung eng, so wachsen die Jungen wörtlich im eigenen Kothe auf; der Koth sammelt sich immer mehr und muß erst von Würmern durchwühlt, von Spechten und Eichhörnchen ausgeräumt werden, bevor das Nistloch wieder brauchbar ist. Um die Nistplätze ist daher sehr oft Streit und man kann nicht sagen, daß die Hohltaube bei der Wahl derselben lange mäkelt. Einmal fand Brehm das Nest in einer hohlen Wurzel, einmal in einer hohlen Kiefer in nächster Nachbarschaft von einem Schwarm nistender Pferdehornissen, und einmal in einer alten Eiche über einem Baummarderneste mit vier Jungen.

Die Aufzucht der Jungen kann nicht sauber geschehen, wohl aber mit der größten Liebe. Die alte Hohltaube läßt unten am Baume wiederholt schütteln und klopfen, läßt sich lieber vom Neste wegnehmen, als daß sie ihre Eier oder zarten Jungen verläßt und mit Gefahr ihres Lebens sucht sie ihr Nest wieder auf. —

So sehr als die Alten ihre Jungen lieben, so lieben sich auch die Gatten. Beide sind stets beisammen und beim Brüten vergnügt das Männchen das Weibchen mit dem eigenthümlichen Muckerruf (hu, hu, hu!) und begleitet es, wenn es von den Eiern gejagt wird. Aengstlich sucht ein Gatte den verlornen und wird der Eine in Gegenwart des Andern erschossen, dann meidet dieser für immer die Stätte der Mordthat.

Die Hohltaube kommt zuerst im Frühlinge in kleinen Flügen bei uns an, sie ist auch die letzte, die in größeren Flügen im Oktober oder November dem deutschen Vaterlande den Abschiedsgruß bringt. Sie fliegt leicht und gewandt. Anfangs, wenn sie sich erhebt, verursacht ihr Flug ein hörbares Klatschen, dann höher in der Luft ein helles Pfeifen. Sie wandelt und segelt bei Tage hoch in den Lüften und läßt sich von Zeit zu Zeit nieder, um Nahrung einzunehmen. Ist dies geschehen, so geht die Wanderung ohne Aufenthalt weiter. Und wohin? Nach Nordafrika. Jedoch bleiben sehr viele in Sardinien, ja den Winter über sogar einige in Deutschland.

Wir kommen nun zur Holztaube, oder Ringeltaube, einem großen schönen Vogel, der ebenfalls noch die ungeschwächte Wanderlust offenbart. In Deutschland trifft man ihn in waldigen Gegenden im Sommer überall, besonders in Fichtenwäldern, gebirgigen Gegenden, wegen seines Lieblingsfutters, des Fichtensamens.

Wenn im Frühlinge die Ringeltaube zu uns kommt, trägt sie ihr schönstes Kleid, ihr Hochzeitskleid. Der vordere Theil des Schnabels ist gelb, der hintere Theil des Schnabels und seine weißbestäubte Nasenhaut dunkelroth, Kopf und Hals mohnblau, Halsseiten und Hinterhals sind purpur- und goldfarben schillernd und mit einem weißen Querfleck versehen, welcher dem Taubenhalse zu großer Zierde gereicht; Oberrücken und Oberflügel tief graublau und Unterrücken schön mohnblau. —

Digitized by Google

Merkwürdiger Weise lebt diese Taube bei uns immer nur in einzelnen Paaren. Brehm erzählt uns ganz ausführlich ihre Tagesgeschichte. Die Nacht bringen beide Gatten in der Nähe des Nestes zu. Vor Tagesanbruch sind sie schon munter; jetzt begiebt sich das Männchen auf seinen Lieblingsbaum und begrüßt die anbrechende Morgenröthe und dann die aufgehende Sonne mit dem haustaubenähnlichen Ruckfen. Sie sitzt dabei auf einer Stelle, bläht den Hals auf und bewegt ihn und den Kopf. Dieses Ruckfen wird 3 bis 4 Mal wiederholt, folgt um so schneller auf einander, je feuriger der Taubert und je wärmer und windstiller es ist und lockt gewöhnlich die in der Nähe wohnenden Tauberte, fast immer 3, seltner 2, nie 4 herbei. Diese setzen sich auch auf hohe Bäume und nun beginnt ein Ruckfer-Konzert, wahrscheinlich ein Morgen-Sonnengruß, der eigenthümlichsten Art. Zwischen 7 und 9 Uhr verstummt der Taubert. Der Hunger hat sich eingestellt und der Taubert fliegt mit der brutlosen Täubin nach Futter aus. Um 10 Uhr beginnt das Ruckfen — wahrscheinlich nun ein Danklied — wieder; aber es ist schwächer und hält weniger an. Um 11 Uhr gehts zur Tränke und dann zur Rast nach einem dicht bezweigten Baume. Die Art zu sitzen und zu ruhen verräth uns vollständig ihren überaus scheuen und flüchtigen Charakter. Die Trappen und Krähen wittern und fliehen den Jäger schon von ferne, unterscheiden aber vom wilden Jäger sehr wohl den friedlichen Ackersmann und lassen diesen nahe an sich vorüberziehen. Unser scheuer Wildling traut dem Menschen niemals und läßt auch den waffenlosen Mann selten an sich herankommen und so sitzt sie auf den Bäumen entweder so, daß sie ganz in dichten Zweigen verborgen ist, oder so hoch, daß sie einen herbeistürzenden Raubvogel schon von fern wahrnehmen und zeitig die Flucht ergreifen kann. Von unten aber ist sie fast immer durch dichte Zweige dem Auge des Jägers gänzlich verborgen. Gewöhnlich sitzt sie mit etwas eingezogenem Halse; sobald sie aber das geringste Geräusch hört, oder etwas Auffallendes sieht, reckt sie den Kopf in die Höhe und rettet sich bei anscheinender Gefahr augenblicklich durch ihren leichten, raschen und gewandten Flug. Daraus ergiebt sich, wie schwer diese Tauben zu schießen sind. Die ruckfenden Tauberte unterläuft man schleichend, wie die balzenden Auerhähne; allein sie sind, da die Farbe ihres Unterkörpers einem Fichtenstamme oder dicken Fichtenaste sehr ähnlich ist, schwer zu erkennen. Doch genug davon, wir sprechen ja von der Tagesgeschichte der Ringeltaube. Um 2 oder 3 Uhr fliegt sie wieder nach Futter. Gegen 5 oder 6 Uhr beginnt dann wieder das Ruckfen, das Abend-Konzert, was oft noch in der Dämmerung gehört wird; die Taube löscht noch einmal ihren Durst und begiebt sich dann zur Ruhe.

Nur zweimal (im April und Juli) nistet die Holztaube, gewöhnlich etwas niedrig im Stangenholze oder in hohen Dickichten, am Stamme auf starken Aesten und ziemlich versteckt. Wie die Sperlinge die Nester der Schwalben, so benutzen sie öfter die alten Nester der Eichhörnchen, Krähen u. s. w. — Während der Paarungszeit ist der Taubert sehr unruhig und schlägt wunderbare Capriolen. Er bleibt dann nicht auf einer Stelle, sondern fliegt von freien Stücken auf, steigt in schiefer Richtung in die Höhe, schlägt die Flügelspitzen heftig klatschend zusammen, beschreibt einen Kreis und senkt sich dann schwebend nieder, um dasselbe Spiel zu wiederholen. Mit diesen Künsten scheint der Taubert die Gunst und Liebe der Täubin gewinnen zu wollen; denn diese folgt ihm in seinem kühnen Fluge nur zuweilen und wartet seine Rückkunft im Lieblingsaufenthalte gewöhnlich ruhig ab. — Beim Brutgeschäft vertritt das Männchen das Weibchen in den Mittagsstunden zuvorkommend und beide schreien beim Füttern gleichmäßig ihr puh, puh! Aber die Liebe der Alten zu dem Nest und den Jungen ist auffallend gering. Ist das Nest noch unvollendet oder doch noch leer und bemerken sie in seiner Nähe einen Menschen — so meiden sie es augenblicklich und bauen schnell ein anderes, um die Eier nicht umkommen zu lassen. Werden sie im Brüten aufgestört, ohne daß bereits im Ei die Jungen sich regen, so werden die

Digitized by Google

Eier, und wird von den zwei Jungen ein Junges genommen, so wird auch das zurückgebliebene Junge verlassen. So werden diese Taubennaturen von den wildesten Raubvögeln übertroffen, die Eier und Junge nicht nur nicht verlassen, sondern selbst bis aufs Aeußerste vertheidigen. Die Holztauben haben Herzen von Stein und sind wahre Rabeneltern. — Was die Alten, vielleicht aus scheuer Furchtsamkeit den Raubvögeln gegenüber vermissen lassen, scheinen die jungen Ringeltauben sich selbst vorbehalten zu haben: sie schnappen, wie die jungen Haustauben, bei Annäherung eines Menschen mit dem Schnabel und beißen nach der Hand, die sie ergreifen will. Sind sie dann ausgeflogen, so zeigen sie gleich, daß der Apfel nicht weit vom Stamm gefallen ist: sie setzen und verbergen sich so, daß sie schwer zu entdecken sind. Beim Aufsuchen der Nahrung führt gewöhnlich jedes der Eltern Eins derselben. — Bevor sich die Jungen der zweiten Brut selbst ernähren können, hält das Paar sich allein und treu zusammen; dann aber vereinigt es sich mit den Jungen in kleine Gesellschaften und sucht auf den Aeckern die ausgefallenen Körner.

Im October beginnt endlich der Fortzug. Vor und auf dem Zuge versammeln sich die einzelnen Gesellschaften im Fluge, ziehen südlich und zwar wiederum nach Nordafrika, um hier zu überwintern. —

Der dritte Wildling, unsere kleinste aber schönste deutsche Taube, ist die Turteltaube. Sie erscheint bei uns gewöhnlich in der ersten Hälfte des April und zwar kommen die Weibchen später an als die Männchen. In manchen Jahren erscheinen sie häufig, in andern vereinzelt.

Gern bewohnen sie in unserm Vaterlande solche Wälder, die an Flüssen liegen (z. B. die am Rhein), ferner die Vorhölzer der Gebirgswälder, welche Wiesen in sich schließen, an Felder grenzen und mit gemeiner Wolfsmilch bewachsene Schläge oder kahle Stellen haben. In Nadelwäldern wohnen sie am liebsten und wählen hier solche Stellen aus, die hohes Dickicht und Stangenholz bieten.

Wir nannten die Turteltaube unsere schönste deutsche Taube. Und in der That läßt Farbe und Form dieses niedlichen Thierchens nichts zu wünschen übrig.

Ihre Farben sind zwar nicht prächtig, aber so zart und angenehm, so geschmackvoll vertheilt und so lieblich in einander übergehend, daß sie allein schon genügt hätten, diesen Vogel zum Lieblinge der Menschen zu machen. Das Männchen präsentirt sich bei seiner Ankunft zuerst und wieder im schönsten Schmuck, im Hochzeitskleide. Betrachten wir es etwas näher! Der Schnabel ist schwärzlich und an der Nasenhaut dunkelröthlich; der Augenstern feuerfarben, die nackte Haut um das Auge wie der Augenlidrand warzig und dunkelroth; der Kopf und Hinterhals himmelblau, grau überflogen, die Kopfseite weinfarbengrau; vier Schichten kohlschwarzer, silberweiß eingefaßter Federn bilden an den Seiten des Halses einen sehr schönen Querfleck; der Oberrücken ist braungrau, der Unterrücken schwarzgrau oder blaugrau mit helleren Kanten. Das Weibchen ist gewöhnlich an Farbe bläßer und matter. —

Und was die Form und Gestalt betrifft, so hat die Trägerin dieser Farben ein überaus schönes Loos betroffen. Ihr schlanker Körper, welcher wegen des ziemlich langen Schwanzes sehr schmächtig erscheint, ihr dünner Hals und ihr kleiner Kopf geben ihr ein sehr zierliches Ansehen. Ihre kleinen Füßchen bedingen auf dem Boden gehend kleine Schritte und einen zierlichen Gang. Ihren Leib trägt sie stets wagerecht und den Hals eingezogen; eine ähnliche Stellung nimmt sie auch beim Sitzen auf den Bäumen an, auf deren Aesten sie geschickt herumläuft. Sobald sie etwas Verdächtiges bemerkt, macht sie den Hals lang und dreht das zierliche Köpfchen nach allen Seiten, um die Gefahr bei Zeiten zu gewahren. Scheint ihr diese näher zu kommen, so enteilt sie im schnellen Fluge. Kraft ihrer spitzigen, ziemlich langen Flügel hat sie diesen so in der Gewalt, daß sie ohne Anstoß pfeilschnell durch

Digitized by Google

die dichtesten Baumkronen hindurchschießt, und durch ihre geschickten Schwenkungen oft den Verfolgungen des Falken oder Sperbers entgeht. —

Leise haben wir in ihrer äußeren Beschaffenheit bereits Züge von ihrem liebenswürdigen Charakter angedeutet. Dieser offenbart sich schön und reizend in dem Ehe- und Familienleben dieser niedlichen Vögel.

Vor der Hochzeit begeben sich Männchen und Weibchen auf niedrige Bäume, oft in Dickichte, und hier girrt das Männchen unaufhörlich mit sanftem Tone sein zärtliches: turturtur, turtur! — ein Rucksen, das dem Täubchen, nebenbei gesagt, den Namen im Lateinischen, Französischen, Italienischen, Spanischen, Englischen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen und Deutschen gegeben hat. Beide sitzen dann auf einem Aste oder im Neste dicht nebeneinander, schnäbeln sich unausgesetzt und beweisen sich durch andere liebliche Bewegungen ihre Zärtlichkeit.

Ist es nun bei der Schönheit, Zierlichkeit und Liebenswürdigkeit der Turteltaube zu verwundern, daß sie schon im Alterthume als Sinnbild zärtlicher Liebe und Treue verehrt und von Dichtern hoch gefeiert wurde? Und noch heute verzichtet mancher sonst rohe Jägersmann zur Brutzeit auf den Schuß nach der Turteltaube, weil er noch der Sage glaubt, die da meint, daß, wenn ein Gatte getödtet würde, der andere vor Gram stürbe. —

Das Nest unseres Täubchens ist so unkünstlich und locker aus dürren Reisern gebaut, daß man von unten nicht nur die Eier, sondern oft die ganze brütende Taube erkennen kann. Die Eier bei Störungen zu verlassen sind sie noch im Stande; gegen die Jungen jedoch sind sie zärtlicher. Diese sitzen mit einander entgegengesetzten Schnäbeln im Neste und werden lange von den Eltern erwärmt und genährt. Im Juli findet die zweite und letzte Brut statt.

Und während so die Frucht zum zweiten Mal treibt und wächst, verblüht die Blume: die Schönheit der Turteltaube dauert nur noch kurze Zeit. Denn schon im genannten Monate (Julius) ist das Aschblau des Kopfes und das Weinfarbene der Brust unscheinbar geworden und verschießt immer mehr, je näher die Mauser kommt, welche aber fern von uns vor sich geht. Vor ihrem Wegzuge (Ende Juli) liebt die Turteltaube ganz besonders die dichtbelaubten Bäume der Laubhölzer und die Erlen an den Ufern der Flüsse, Bäche und Teiche, auf denen sie auch ihre Nachtruhe hält.

Im August verläßt uns zuerst was zuletzt gekommen: die Masse alter Weibchen. Zu Ende des Monats gehen denn auch die alten Männchen und die Jungfern — doch wandern die letztern auch noch im September. Unsere Taube zieht, wie alle Tauben, am Tage, besonders in den Vormittagsstunden, und bleibt oft einen Tag an derselben Stelle; hat sie aber Eile auf ihrer Wanderung, dann nimmt sie sich kaum die Zeit, sich zwei Mal des Tages satt zu fressen.

Auf ihrer Wanderung nach Afrika erleidet das liebliche Thier oft gräßliche Niederlagen. Auf einigen griechischen Inseln soll sie in manchen Jahren zur Zugzeit so häufig gefangen werden, daß man ganze Fässer voll solcher mit Essig eingemachter Tauben ausführen kann.

Digitized by Google

Solingen.

Von Eduard Uhlenhuth.

I.

Von Düsseldorf nach Köln liegt das Gleis der Eisenbahn fast wagrecht im breiten Rheinthale, links aber erhebt sich der Boden, und zwischen tiefen Schluchten ziehen Bergrücken in das alte Bergische Land hinauf zu den Werkstätten der Solinger Schmiede. Die Bodenerhebung ist bedeutend, man schätzt sie auf 7—800 Fuß über dem Nordseespiegel; wenn daher im Frühjahr bereits warme Lüfte in der Rheinebene wehen, dann lagert noch immer der Nebel düster auf den Höhen von Solingen, Remscheid und Kronenberg, und wenn dort die Berge ihren Wintermantel umlegen, dann sieht man auch jenseit des Rheins die Ville, und das Siebengebirge in Schnee glänzen.

Als dies Bergland einst noch dicht bewaldet war, mag es ganz besonders rauh und unwirthbar auf ihm gewesen sein; die Römer haben es daher auf ihren Zügen nach Deutschland weislich gemieden. Die Vegetation bleibt im Verhältniß zur Ebene dort oben merklich zurück. Wie sehr daher auch ein Solinger für seine Weinbauversuche eingenommen sein mag, seine Trauben werden wohl für immer sauer bleiben.

Während der Rhein nur die Grenze des Solinger Kreises berührt, gehört die Wupper demselben mit ihrem unteren Laufe an. In vielen Windungen und oft zwischen steile felsige Ufer eingeengt, nähert sie sich Solingen bis auf eine halbe Wegstunde; dann aber wendet sie sich in weitem Bogen südwärts. Das Flüßchen ist nicht ohne romantische Thalbildung und hat darin manche Aehnlichkeit mit den Gegenden am Unterharz bei Wippra und Mannsfeld; dies gilt besonders von dem Thale bei Leichlingen.

An der Straße von Solingen nach Remscheid liegt die Burg, eine ehemalige Feste der Grafen von Berg, auf steiler Höhe dicht über dem schwarzen Gewässer.

Neben diesem Hauptfluß zählt man jedoch noch an 36 Bäche, die von den Bergen herabrinnen und von denen keiner zu kraftlos erscheint, um dem Menschen dienstbar zu sein. Da sind Baracken über sie hingebaut, sogenannte Koten. Mittags sieht du wunderliche Gestalten daraus hervortreten, Mittelding zwischen Köhler und Schornsteinfeger, mitunter sogar Weiber in Hosen. Das sind die Leute, welche den Solinger Artikeln den blendenden Glanz geben, Schleifer und Schleiferinnen.

Jener große Reichthum an fließenden Wässern bot vielleicht die erste Veranlassung zu Niederlassungen in diesen an sich unwirthbaren Gegenden; jetzt sind sie gleichsam die Pulsadern des immer mächtiger sich entfaltenden industriellen Lebens. — Von Morästen sieht man in der Gegend heutigen Tages kaum eine Spur, doch muß es deren ehedem gegeben haben, denn ein Kommissar des Brandenburgischen Hauses rieth bei der Theilung der Länder Mark, Cleve und Berg seinem Fürsten ausdrücklich, sich dieses letztere zuzueignen als „ein durch stattliche Moräste, die einen Feind wohl abzuhalten vermögen, sattsam gesichertes Land."

Von dem Kreise Solingen, der sich rheinaufwärts bis gegen Mühlheim erstreckt, nimmt besonders derjenige Theil unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, in welchem die eigentliche

Digitized by Google

Stahlindustrie ihren Sitz hat; es sind dies die Bürgermeistereien Solingen, Höhscheid, Dorp, Wald, Merscheid und Gräfrath, deren Gesammtfläche etwa 1,41 □Meile beträgt; auf dieser Fläche ist die Bevölkerung so dicht gedrängt, daß nahe an 29,000 Menschen auf der Quadrat-Meile zu zählen sind. Wie sticht dagegen das Bevölkerungs-Verhältniß etwa im Posenschen ab, wo kaum 2000 auf die Quadratmeile kommen! Wir wollen uns nicht in breite statistische Untersuchungen einlassen, müssen aber gleichwohl die Paar Worte zur Erklärung dieser wunderbaren Thatsache anführen. Zunächst sei erwähnt, daß das Feudalwesen in diesem Landstriche niemals recht Wurzel schlug; Jeder war hier sein eigner Herr und Knecht; die Fürsten des Landes hatten in weiser Einsicht dafür gesorgt, daß der Erwerb von Grund und Boden in keinerlei Weise beschränkt, nicht an Rang oder Stand geknüpft war; Jeder konnte mit seinem Vermögen frei schalten und es benutzen zu eignem Vortheil. Daneben war für eine liberale Gerichtsverfassung gesorgt, welche den Insassen gestattete, ihre Streitigkeiten durch selbstgewählte oder nach bestimmter Norm ernannte Richter schlichten zu lassen, was mit völliger Freiheit und patriarchalischer Gewalt geschah.

So konnte sich mit der Möglichkeit, ein unumschränktes Besitzthum zu erwerben, auch das Streben danach immer mehr entwickeln. Jene eigenthümliche Richtung auf Erwerb von Grund und Boden, um darauf einen Hausstand, einen eignen Heerd zu gründen, hat indeß die Wohnungsweise der Menschen hervorgerufen, welche fast an die Beschreibung, die Tacitus von den alten Deutschen liefert, erinnert, nämlich, daß sie es lieben in abgesonderten Gehöften zu wohnen. Es wird gewiß dem Fremden auffallen, daß sich in der Gegend bei so großer Volksdichtigkeit doch eigentlich keine größeren Orte finden, nicht einmal größere Dörfer. Die Ansiedelungen liegen vielmehr über die ganze Fläche zerstreut; einzeln oder doch höchstens zu 10 Feuerstellen vereinigte Gruppen machen fast ¼ der ganzen Masse der Wohnungen aus, nur ⅛ der gesammten Bevölkerung wohnt an größeren Orten. Durch diese Bauweise muß nothwendig der Anblick der Landschaft an Mannigfaltigkeit gewinnen. Wenn wir daher am Abend vom Rhein heraufkommen, dann blinken uns zahllose Lichterchen aus Schluchten und von den Bergen entgegen, gleichsam als ob das ganze Land zu eines Fürsten festlichem Einzug erleuchtet wäre.

Alle jene zerstreuten Ansiedlungen werden jedoch durch den lebhaftesten Verkehr mit einander verbunden und zu einem großen Ganzen vereinigt. Auf Weg und Steg findest du Leute, die einen freundlichen guten Tag bieten: Männer in blauen Kitteln oder grünen Jacken, den Quersack über der Schulter, Frauen und Mädchen mit Bürden auf den Köpfen, Frachtfuhrleute, welche ihrem schwerfälligen Gespann, dem riesigen westphälinger Gaul, voranspazierend, von allen Richtungen herkommen; begegnet man überall mit Fremden gefüllte Postwagen; denn von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht kommt und geht von Solingen jede halbe Stunde eine Post. Wenn daher gelehrte Sprachforscher den Ursprung des Namens Solingen vom lateinischen soli, die Einsamen, abgeleitet haben, so paßt das nicht mehr auf die heutigen Verhältnisse.

Die Existenz so vieler Menschen auf kleinem Raume, von dem kaum 2 Morgen auf den Kopf kommen, mag den Nationalökonomen wunderbar genug erscheinen. Sie wird aber hier wohl einzig und allein durch die große Mannigfaltigkeit in allen Abstufungen der Gewerbe erklärt. Die Verbindung von zweierlei Gewerben in einer Hand ist hier gleichsam Sitte geworden, namentlich gilt dies von der Verbindung von Land- und Feldwirthschaft mit industriellen Beschäftigungen. Gewiß haben die Solinger Stahlarbeiter zu manchen Zeiten viel Geld verdient, aber sie hatten auch schlechte Zeiten und hätten auswandern müssen, hätte ihr Grund und Boden sie nicht gefesselt und ihr Feld oder Garten sie nicht genährt. Auch umgekehrt kam dem Landbauer, wenn die Ernten ihm fehlschlugen, der Erwerb seiner kleinen Werkstatt zu Hülfe. Natürlich gehört immer noch große physische Kraft und Aus-

Digitized by Google

dauer, neben industrieller Intelligenz dazu, sich hier zu behaupten, und es wird gewiß in keinem Landstrich Deutschlands so rastlos gearbeitet als im Bergischen Lande. Dafür ist aber auch bei Sparsamkeit und Nüchternheit eine behagliche Existenz der Lohn dieses Völkchens. Nicht großen Reichthum aber auch keine bittere Armuth wirst du hier finden.

Dem Solinger ist, wie fast allen Bergbewohnern, ein offenes und ungeschminktes Wesen eigen, was man sogar mitunter derb nennen möchte. Gegen Fremde zuvorkommend und gefällig, hat er ein sehr scharfes Auge für ihre kleinen Schwächen, die er ihnen dann gern unvermerkt vorrückt und lächerlich macht. Er ist offenen Kopfes und practisch in Allem, was er anfängt, ein geborner Geschäftsmann; der rege Verkehr hat sogar bis in die untersten Schichten des Volkes eine gewisse kaufmännische Pfiffigkeit verpflanzt. Jeder preist seine Waare mit den allereindringsten, beredtesten Worten an. Bietet eine Frau ein Bündel Reisig zum Feueranmachen, so sagt sie gewiß: „O kaufen Sie doch, sehen Sie mal, wie lecker ist det Büntken!" Oder sie hält Holzpantoffeln zu Kauf: „Ach wie plaisirlich sind sie doch!" „Plaisirlich und lecker" sind stehende Beiwörter, und wirklich scheint auch Leckerei ein kleiner Fehler der Solinger zu sein. Man möchte glauben, sie seien eine Kolonie der Korinther; denn bei fast allen Backwaaren werden Korinthen eingebacken. In ernsten Dingen ist der Solinger zuverlässig. Wenn er dir aber bei'm Weggehen sagt: „Bis gleich", so brauchst du nicht zu denken, daß er gleich wieder kömmt. Seine einfache Zusage heißt: „N'ja!" will er aber etwas ganz bestimmt behaupten, so sagt er: „Gewiß dat!"

Der Solinger ist wohlthätig und gastfrei. Besucht du ihn, so kannst Du sicher darauf rechnen, daß er Dich nicht fortläßt, bevor Du ein Gläschen guten Rheinweins, „leichtin 57" genossen hast.

Auf Bildung hält der Solinger nur in sofern, als sie ihm etwas einbringt. Von den Schulen verlangt man für fremde Sprachen nur ein Dressiren auf Conversation und auf geschäftlichen Briefstyl. Will ein Solinger Vater seinem Sohn die fremde Sprache recht schnell beibringen, so macht er's wohl so, daß er ihn mit dem eines ausländischen Geschäftsfreundes umtauscht.

Im häuslichen Leben des Solingers herrscht die größte Reinlichkeit und Ordnung. Da führt die Frau das Regiment und auf den Glockenschlag steht das Mittagessen für den fleißigen Gatten, für die Kinder und Gehülfen auf dem weiß gedeckten, frisch gescheuerten Tisch von Eichenholz. Auf die hergebrachte Weise ist der Solinger im höchsten Grade versessen. Daher ist er z. B. sehr eingenommen von der Zweckmäßigkeit seiner Häuser, wozu wir hier das Rezept geben. Man nehme ganz dünne Balken, rüste über schwachem Fundamente zwei Stock hoch auf, benagele ringsum von außen mit Brettern und decke das Dach ein. Ist's nun gerade Winter, dann wird ein Koaksfeuer angemacht, damit die in das Fachwerk eingesetzten Steine nicht ausfrieren; es kommt dann der Tischler und der Glaser, sie setzen die Fenster ein und das Haus ist fertig, bis auf die Haut, d. h. bis auf die Schuppendecke von blauen Schieferplatten, womit endlich die ganze äußere Oberfläche überzogen wird. Es mag schon traulich sein bei glühendem, koaksgeheiztem eisernen Ofen (für den übrigens ein etwaiger Miether selbst zu sorgen hat), wenn draußen der Sturm braust. Aber wenn er durch die Schiefer fährt, so ist's einem zu Muthe, als säße man im Leibe eines Kobolds, als würde auf einem riesigen Klavier phantasirt, welches wohl Tasten aber keine Saiten hat. Die schwarze Schieferbelegung macht die Häuser von Außen düster und unfreundlich, aber sie bleibt immer reinlich, und das Alter kann man keinem Hause ansehen, denn auch das Holzwerk wird sorgfältig alle paar Jahre frisch mit Oelfarbe gestrichen.

Digitized by Google

II.

Es wurde soeben erwähnt, daß der Solinger eingenommen sei von seiner Art und Weise zu leben. Eine Familie war von fern her nach Solingen gezogen. Die Frau bedurfte eines Dienstmädchens. Nach langen Erkundigungen fand sich endlich ein solches, welches, wie man es hier sehr zart ausdrückt, bei ihr für einen bestimmten Lohn „wohnen" wollte. Als sie derselben Butter und Brot vorsetzte, fragte das Mädchen verwundert: „Wo ist denn aber das große Brotmesser?" Als die Frau auf ein gewöhnliches Tischmesser deutete, fuhr sie erstaunt fort: „Das ist ja kein Brotmesser." Nachdem sie sich darüber beruhigt, wurden ihr Kartoffeln zu schälen gegeben. „Aber wo ist denn das spitze Kartoffelmesser? Mit dem Messer kann ich doch keine Kartoffeln schälen!" rief sie fast weinend. Als ihr aber schließlich ihre Schlafstelle, ein gutes reinliches Bett, gezeigt wurde, da hielt sich ihr Schmerz nicht mehr. „O mein Gott!" rief sie, „da ist ja keine wollene Decke! Nein, hier kann ich's nie gewohnt werden!" Sprach's und verschwand. Einige Tage darauf meldete sich ein altes Mütterchen mit der Anzeige: „Ich han an Machen vor sie, sie is noch unverdorben, Anschlag hat sie nich. Mer sin rainliche Laite; sie bruchte sich nich zu vermiethen, der eine Sohn is Schliper (Schleifer) und der andere Reider (ein Mann, der die Messer aus den verschiedenen Theilen zusammensetzt)." Um ihre Reinlichkeit zu zeigen, fing sie alsbald an, an ihrem Leibe ein Kleidungsstück nach dem andern vorzuzeigen. Und so war's auch, es war eine brave, ordentliche, reinliche Familie.

Ein Gewerbe vor allen hat den Namen Solingen zu homerischer Berühmtheit gebracht, es steht darin fast unerreicht da; das ist die Fabrikation feiner Stahlwaaren. Wer hörte wohl den Namen Solingen, ohne zugleich seiner trefflichen Klingen, wahrer Eisenhauer, zu gedenken und all der stechenden und schneidenden Instrumente, die es in alle Welttheile ausführt. Der Südsee-Insulaner, wenn er sich vor dem Spiegel des stillen Oceans den Bart scheert mit einem **army razor** aus der Fabrik von Joh. Daniel Sch., gedenkt des fernen Solingens unter Freudenthränen, die ihm zugleich die Seife ersparen. Wenn wir dem schwarzen Plantagenbesitzer der Antillen begegnen, so blitzt uns aus seinem Gürtel der breite Solinger Sackhauer entgegen. Solinger Waare schafft sich überall Eingang. Es war in früherer Zeit die Einfuhr von Waffen nach der italienischen Halbinsel verboten. Die Solinger Fabrikanten wußten sich zu helfen, indem sie mit Scheerenmustern Reisende, von denen ein einziger oft 7—8 Ctr. bei sich führte, dorthin sandten. Jene Scheeren hatten aber die eigenthümliche Construction, daß sie sich durch einen kleinen Mechanismus in allerliebste Dolche verwandeln ließen. Solinger Häuser haben ihre Comtoirs in der Levante, in Smyrna, in Brasilien, in Schweden. Die englische Regierung hat sich von der Güte der Solinger Waffen überzeugt und macht jährlich große Bestellungen. Fast sämmtliche Fürsten Europas tragen Prachtdegen aus den Solinger Werkstätten. Napoleon III. erhielt einen solchen daher, mit den Schlachten von Inkerman, Balaklava und Sebastopol geziert. Der Kaiser von Oestreich bekam einen Reisedegen zum Geschenk, an dem die bloße Gravirung mehrere hundert Thaler gekostet hat. Für unseren König ist soeben ein Degen in Arbeit: der Griff von massivem Gußstahl mit Figuren in **haut relief** und reich durchbrochenem Laubwerk. Man wird sich auch des Ehrensäbels erinnern, welcher dem friedlichen Notenfürsten Franz Liszt verehrt wurde, das war ein Solinger Fabrikat. Ja sogar der lange Murphy zeigt sich jetzt der staunenden Menge in einer Solinger Rüstung.

Geschichtlich betrachtet scheint die Herstellung guter Schwerter der erste Anfang der so blühenden Industrie gewesen zu sein. Proben derselben müssen schon in frühester Zeit geliefert sein, denn man vermuthet, daß sogar der Flamberg, mit welchem der Engel die ersten Menschen aus dem Paradiese trieb, eine Solinger Klinge gewesen; mißgünstige Geschichts-

Digitized by Google

forscher halten sie freilich für eine Damascener und behaupten, daß die Wiege der Solinger Industrie in Damaskus stand; durch die Kreuzfahrer, namentlich durch zwei Grafen von Berg, Engelbert I. und dessen Sohn Adolph V., welche den Kaiser Rothbart auf seinem Zuge nach dem heiligen Lande begleiteten, soll sie von dort in die heimischen Berge verpflanzt sein. Von Adolph VII. († 1295) steht fest, daß er ein sehr thätiger Fürst war, der viele Colonisten in's Land zog, darunter auch steiermärkische Stahlarbeiter.

Im Jahre 1401 erhielten die Gewerbsgenossen der Schwertschmiede zuerst ein landesherrliches Privilegium mit einer zunftartigen Verfassung, welche mit derjenigen, die bereits 100 Jahre früher den Stahlarbeitern zu Cheffield gegeben wurde, auffallend übereinstimmt. Von da ab fesselte der Gegenstand in vorzüglichem Grade die Aufmerksamkeit der Regenten, und jeder derselben bestätigte die alten Privilegien, wie es in den alten Urkunden heißt, „gegen Verleihung eines guten Schwertes."

Um zu erfahren, wie so ein gutes Solinger Schwert entsteht, darf man sich einige Mühe nicht verdrießen lassen; man muß zu verschiedenen fleißigen Leuten herumgehen, denn nicht ein Einzelner macht es fertig; es wandert vielmehr aus einer Hand in die andere; Jeder thut etwas daran. Dieser Gang wird uns zugleich eine Vorstellung von der eigenthümlichen Theilung der Arbeit gewähren, wir werden einsehen, wie es nur auf solche Weise möglich ist, nicht allein eine billige, sondern auch eine vorzügliche Waare zu liefern. Wie bei der Klingenfabrikation so theilt sich die Arbeit auch fast bei allen andern Solinger Stahlfabrikaten.

Je nach der Größe und Stärke der Klinge wird der für dieselbe bestimmte Stahl unter den Reckhammern zu längeren oder kürzeren Stangen ausgeschmiedet. In dieser Form giebt der Fabrikant oder Kaufmann, welcher die Bestellung hat, denselben ab, zuerst an den Schwertschmied. Dieser giebt dem Stahlstück die erste Form einer Klinge; er wird bei dieser Arbeit durch einen Vorschläger, welcher den schweren Hammer zu führen hat, unterstützt Dieser erste Vorgang heißt sehr bezeichnend „das Stempeln", indem hierdurch der Stahl gleichsam für seine kriegerische Bestimmung gestempelt wird. Zugleich wird nun auch der Griff oder „Erl", Angel angeschweißt, was man das „Anschießen" nennt, und da auch hierbei der Vorschläger mithilft, so wird er davon der „Anschießer" genannt. Das genauere Ausschmieden der Klinge schafft der Schwertschmied allein mit seinem Arme. — Bei dem ganzen Klingenbildungsprozeß ist die Arbeit des Schwertschmieds von der größten Wichtigkeit, denn die Behandlung des Stahls im Feuer und unter dem Hammer ist von bleibendem Einfluß auf die Güte der Klinge. Ein Mann ist im Stande 10—12 Klingen, je nach ihrer schwierigeren oder leichteren Form in einem Tage auszuschmieden. Jetzt wandern dieselben, zu 20 bis 30 Stück in Bündel zusammengelegt, auf dem Kopfe einer jungen Solingerin zum „Härter". Der Stahl war bis dahin weich und biegsam, dieser Mann giebt ihm die Federkraft, indem er denselben rothglühend macht und in kaltem Wasser abkühlt. Das Härten ist keine so leichte Kunst als sich ein Professor der Physik, der einmal oben in Solingen zum Besuch war, einbildete, der wußte wohl was Härten sei, konnte es aber nicht machen; denn von 6 Klingen, die man ihm zur Probe übergab, brachte er auch nicht eine ganz aus dem Wasser. Es gehört zu der Arbeit eine ungemeine Uebung und vor Allem ein scharfes Auge, um im Feuer die leicht zu überschreitende Farbe des glühenden Stahls zu erkennen. Die Schwertschmiede im Orient pflegten daher ihre Klingen nur vor Sonnenaufgang zu härten. Das wissen die Solinger Härter jedoch ebenso gut, daß man Morgens mit frischen Augen besser härten kann als um Mittag, wo das Auge vom Tageslicht schon angegriffen ist. Ein tüchtiger Härter steht bei seinem Fabrikanten in hohem Ansehn und kann ihm von großem Nutzen sein, davon liefert nachfolgendes Stückchen einen Beleg. Eine auswärtige Regierung bestellte in Solingen mehrere Tausend Stück Klingen, und zwar von

Digitized by Google

Gußstahl sollten sie gefertigt werden. Man hatte die Probe gemacht, daß bei diesem Material vielleicht auf 15% Ausschuß zu rechnen sei. Mit Rücksicht hierauf war der Contrakt mit einem bis dahin noch unbedeutenden Solinger Fabrikanten abgeschlossen. Aber siehe da, die Härter brachten es bald so weit, daß ihnen kaum 2% der Klingen unbrauchbar wurden, so daß der Fabrikant mit einem Schlage ein wohlhabender Mann wurde.

Nachdem die Klinge gehärtet ist, wandert sie in Bündeln, „Bürden", von 30—60 Stück in die Schleifmühle (Schleifkote).

Der Schleifer bearbeitet sie zuerst vor dem großen Steine, dann auf dem Hohlstein, um ihr die Höhlung, die sie zu erhalten pflegt zu geben: „Die Klinge wird gehöhlt."

Da beim Schleifen, namentlich beim Höhlen, sich das Stück stark erhitzt, so verliert es seine Federkraft, und die Klinge muß daher zurück zum Härter, der ihr jetzt die blaue Härtung giebt. Sie geht hierauf zum zweiten Male zur Schleifmühle, um daselbst ihre Politur zu erhalten. Man sagt die Klinge wird „gepließt". — Damit ist die gewöhnliche Art fertig, und es handelt sich nun noch darum, ob sie auch die Probe bestehen wird. Diese wird in höchst ungekünstelter Manier also ausgeführt: Ein kräftiger Mann faßt die Klinge am Ort, um den er des Prellens wegen ein Stück Zeug gewickelt hat, und haut aus Leibeskräften damit auf einen am Boden liegenden Holzklotz los. Hat die Klinge auch nur den geringsten Riß, so kann man versichert sein, ihre Splitter in der Zimmerdecke wieder zu finden. Hat sie das „Hauen" glücklich überstanden, so wird sie gebogen, dermaßen, daß sie fast einen Zirkel bildet. Nachdem sie wieder in ihre ursprüngliche Lage zurückgesprungen, muß sie völlig gerade geblieben sein gerade als wenn nichts mit ihr geschehen wäre. Wenn sie's nicht ist, so heißt's „sie ist lahm" und somit unbrauchbar. Die fremden Regierungen, welche Bestellungen auf Waffen in Solingen machen, pflegen dorthin Leute zu schicken, Revisoren, welche in der angegebenen Weise die Prüfung zu besorgen haben. Die Revisoren der preußischen Militairverwaltung sollen die schärfsten sein, und im „Lahmbiegen" eine große Fertigkeit besitzen.

Eine ähnliche harte Prüfung haben die Küraße, die gleichfalls hier viel gemacht werden, auszuhalten. Jedes Bruststück wird nämlich durch einen Pistolenschuß probirt, daher sieht man auch an jedem die daher rührende Beule, welche dem Träger die Ueberzeugung gewähren soll, daß seine Rüstung wirklich kugelfest ist.

Es war bisher nur von ordinärer Waare die Rede; die feineren Klingen, welche noch Verzierungen erhalten sollen, werden vom Schleifer noch feingepließt, d. h. auf einer mit Feuerstein und Holzkohlenpulver beriebenen Scheibe abgeschliffen; sie kommen hierauf zum Aetzer, welcher mit Säuren die Verzierung aufätzt; hierauf werden sie wieder polirt und schließlich im Feuer vergoldet.

Echt damascirte Klingen verfertigen am Platze nur wenige Arbeiter, und wiewohl die Herstellung von echtem Damaststahl eine bekannte Sache ist, so glaubt doch jeder noch sein besonderes Geheimniß dabei zu haben.

Für die Herstellung der Griffe sind die Griffmacher, früher Kreuz oder Knopfschmiede genannt, thätig, für die Scheiden die Scheidenmacher. Damit ist die lange Arbeit vollendet.

Gleichsam um symbolisch den Verfertiger anzudeuten, und dem Käufer eine bleibende Garantie für die Tüchtigkeit der Arbeit zu geben, bedienen sich die Fabrikanten gewisser Zeichen, welche sie auf jedes Stück ihrer Waare mit Stahlstempeln aufschlagen, bevor sie in den Handel kommt.

Solcher Zeichen sind im Handelsgericht wohl über dreißig angemeldet; kein anderer Fabrikant darf sie führen. So ist, um ein Beispiel anzuführen, das Zeichen der Zwillinge, das Symbol der Fabrikate des Herrn J. A. Henckels in Solingen, welches seit vielen Jahren schon eine gute Bürgschaft für die Vorzüglichkeit derselben leistet.

Digitized by Google

An dieser Stelle, wo von guten Schwertern die Rede ist, wiederhole ich eine Anekdote, welche von Fischer, Rittmeister im Lützowschen Korps erzählt wird: Der alte Eisenfresser war einst sehr unglücklich, als er sein breites Schwert zerschlagen hatte. Selbst die sehr schweren englischen Husarensäbel, behauptete er, wären für ihn noch viel zu leicht, er wisse, wenn er sie führe, nicht, daß er etwas in der Hand habe.

Als man daher nach dem Rheine marschirte, und nicht weit von Solingen vorbeikam, ritt er dorthin, wegen der berühmten Solinger Klingen. Auf seine Nachfrage nach einem so breiten Schwerte antwortete man ihm jedoch, dergleichen würden in Solingen nicht gemacht. Er aber bestand mit Hitze darauf, man solle und müsse ihm ein solches Schwert schaffen. Endlich schlug ihm Jemand ein altes Richt-Schwert vor, auf welchem Galgen und Rad eingegraben stand. Ueberglücklich nahm er dasselbe in Besitz und ließ es seit dieser dieser Zeit nicht wieder von seiner Seite.

Das jährliche Erzeugniß der Waffenfabrik in montirten und unmontirten Klingen, einschließlich der Rappire, Fleurette, Bayonette, mag im gewöhnlichen Friedensverhältniß gewiß auf 100,000 Stück anzunehmen sein, die im Durchschnitt einen Werth von 300,000 Thalern haben mögen, und ein Gewicht von 4000 Centner bilden. (Dabei ist der gewöhnliche Infanteriesäbel auf 2¼ Pfund, der Degen auf 3 und der Kavalleriesäbel auf 5 Pfund Gewicht angenommen.) Der Werth einer Klinge steigt im Einzelnen von wenigen Groschen bis zu 50 Louisd'or.

In früheren Zeiten wurden unter dem Namen Seegut Fabrikate ausgeführt, theils als Werkzeuge für die Colonien (Plantagenmesser, Sackhauer), theils als dürftige Bewaffnung für uncivilisirte, außereuropäische Volksstämme. Diese bildeten vielleicht den Uebergang von der Verfertigung der Klingen zu den Messern, zur Fabrikation von Schneidewaaren und all den verschiedenen Artikeln, welche der Solinger Gewerbfleiß durch feine, behäbige und gebildete Haufirer nach allen Ländern sendet. Da giebt es Messer in Tausenden von Mustern, von den größten bis zu den kleinsten, so klein, daß man ein ganzes Schock bequem in der hohlen Hand halten kann. Die Scheerenfabrikation entwickelte sich später, aber man hat es darin so weit gebracht, daß man die Scheeren nicht mehr schmiedet, sondern aus Gußstahl in Formen gießt. So ein Ding sieht blaßbläulich aus, schneidet ein Mal und dann nie wieder.

Von vorzüglicher Güte fertigt man hier Rasirmesser; die Messerschmiede anderer Städte können es darin den Solingern nicht gleich thun. Um daher wenigstens den Schein zu retten, geben sie ihre Namenstempel an die dortigen Fabrikanten, um sie dort aufschlagen zu lassen. Den Solingern ist das gleichgültig, wenn sie nur recht viel verkaufen können.

Außer den schon früher erwähnten Küraffen verfertigt man auch Zuckerformen, und aus den Blechabschnitzeln werden Stockzwingen gepreßt. Ein sehr gangbarer Artikel, bei dem indeß jetzt nicht mehr so viel als früher verdient wird, waren die sogenannten Portemonnaiebügel. Wie die tägliche Leistung einer Fabrik z. B. an Federmesserklingen bequemer nach Metzen- oder Scheffelzahl zu rechnen wäre, so dürfte sich für diese Artikel vielleicht ein Spreukorb als Maßstab verwenden lassen. Ein einziger Messerschmied liefert jährlich an seinen Fabrikanten eine halbe Million Taschenmesserklingen ab; dabei hilft ihm nur ein Zuschläger. Der Preis der Solinger Fabrikate ist verschieden; da kann man Tafelbestecke haben von 12 Sgr. das Dutzend Paar bis zu 40 Thlrn. Feder- und Zulegemesser oft mit mehrfachen Werkzeugen steigen von 1 Sgr. bis zu 3 Louisd'or das Stück. Friedrich Wilhelm III. kaufte bei seiner Anwesenheit in Solingen ein Messer, woran 54 verschiedene Instrumente sich befanden.

Die Totalmasse der Solinger Fabrikate von einem Jahre läßt sich nur annäherungsweise angeben, gewiß aber ist, daß 400 Eisenbahnwagen kaum im Stande sein möchten, dieselbe fortzuschaffen.

Digitized by Google

So rührt denn ferner eure fleißigen Hände, ihr Männer von Dorp, Wald und Weg, von Höhscheid, Merscheid und Gräfrath, wir nennen euch alle Solinger; möge euer Wohlstand sich von Tag zu Tag heben, mögen die Berge erklingen von fröhlichen Hammerschlägen, sollte aber einmal ein gieriger Nachbar seine Hand zum zweiten Male nach dem schönen Rheinstrom ausstrecken, dann laßt uns auch sehen, daß eure Fäuste die Schwerter so flink zu führen, wie herrlich zu schmieden vermögen!

Warum gewisse Vögel, die nicht Hausthiere sind, unsere Städte und Dörfer zum Aufenthalte wählen.

Von Hermann Pösche.

Zwei unerläßliche Lebens-Bedingungen sucht jedes Thier sich zu sichern, um eben zu existiren: Futter und Schutz gegen Feinde. Der Haus-Sperling ist nun in Deutschland der treueste aller Haus- und Dorfbewohner. Im Winter und Sommer theilt er mit dem Menschen Haus und Hof. Der Spatz ist ein Körnerfresser und so mag es sein, daß der Hunger, daß unsere vollen Scheunen, unsere Kornkammern, unsere warmen Viehställe, unsere Dunghaufen, die noch manches Körnlein enthalten mögen, ihn fesseln. Doch die Sorge für Nahrung erklärt den Aufenthalt des Sperlings in Menschennähe völlig nur für den Winter. Wie kommt's, daß der Sperling niemals in alten, von Menschen unbewohnten Gebäuden, wenn sie auch Futter genug bieten, nistet? der Spatz will durchaus Menschen und Hausthiere in seiner Nähe haben. — Es ist offenbar die Furcht vor Feinden unter den Raubvögeln, die ihn in unsere Nähe treibt; denn reines, ideales Wohlgefallen am Menschen und Hausthierleben dem Proletarier und Philister Spatz zuschreiben, hieße sicher fehlgreifen. —

Bei andern Vögeln — Nebelkrähe, Goldammer, Haubenlerche — ist es ganz klar, daß

sie nur im Winter aus Hungersnoth zu uns kommen. Sie kommen blos im Winter in unsere Wohnungen, fressen sich am Tage satt und fliegen Abends in ihre Nachtquartiere, Gärten und Gehölze, zurück. —

Der Frühling ist für die Vogelwelt die Zeit der Hochzeit, der Liebe. Futter giebt's in Fülle; aber eine andere große Sorge tritt heran: für Sicherheit, um Schutz für die Jungen. Wenn im Frühling das Ackermännchen (die weiße Bachstelze) ankommt, und wenn es im Herbste fortzieht, hüpft es schnell auf den Firsten unserer Dächer entlang, um Insecten zu haschen, die am frühesten und längsten an den wärmsten Orten, oben an unsern Häusern, zu treffen sind. Der gemeine Fink besucht im Frühling nur dann und wann die Dächer der Häuser. Fast scheint's, als wolle er uns vom Forst nur sein Liedchen hören lassen.

Allgemein bekannt und als segenbringender Vogel geliebt ist die Hausschwalbe. Sie gehört zu den Insectenfressern, und da die Insecten in Fülle den Auswurfsstoff unserer Ställe und Höfe umschwärmen, so mag die Leichtigkeit, das nöthige Futter zu gewinnen, wohl der Hauptgrund ihres Aufenthalts in unsern Häusern sein. Die Sorge für den Schutz mag dann mitwirken, obgleich der Spatz als Nesträuber, ein gefährlicher Nachbar ist. —

Das Hausrothschwänzchen hat eine Vorliebe für kahle Geklüfte, für zackige Felsen mit Wäldern, und so setzt es sich auch lieber auf die höchsten Punkte von Kirchen, Thürmen, Schlössern und Mauern, als in die grünen Laubkronen der Bäume. Fleißig singt das Vögelchen uns seine Lieder zu. — Das Gartenrothschwänzchen erscheint in manchen Jahren hier und dort in den Wohnungen sehr häufig, in andern Jahren bleibt es dagegen wieder aus, ohne daß man den Grund des unregelmäßigen Erscheinens anzugeben wüßte. Es nistet, obgleich auch in Bäumen und Erdlöchern, gern in den Häusern. Die Insecten für die Jungen sind ihm hier leicht zu haschen. —

Die Dohle liebt ganz augenscheinlich das Alte, das alte Raths- und Amtshaus, das alte Schloß, die alte Kirche, den alten Thurm, die alten gothischen Gebäude. Sie hat historische Marotten, daher findet man sie auch nicht in Dörfern, sondern mehr in den Städten. Sie meidet die Wälder, wahrscheinlich weil sie sich vor den Raubvögeln nicht sicher fühlt. Sie nistet in den Mauerlöchern und Klüften. Im Winter fesselt sie die Nahrung an die Menschenwohnungen. Wie dieser Vogel gesellig lebt, was ihn aber nicht verbindert, sehr zank- und streitsüchtig zu sein, so ist er auch leicht zahm und kirr zu machen. —

Der interessanteste Vogel unter den genannten ist der weiße Storch. Er sucht, entgegengesetzt der Dohle, am liebsten die Dörfer auf und baut, wie bekannt, sein Nest auf die Dächer und Schornsteine unserer Häuser. Dennoch hält sich der Storch immer in ehrerbietiger Entfernung von seinen Wirthen und ist durchaus nicht so herablassend wie die andern. Diese fliegen auf die Straßen und Höfe und mischen sich vertraulich unter die Menschen. Der Storch dagegen hat nur auf den Gebäuden Wohnung genommen. Seine Speisekammer aber ist die sumpfige Wiese, das Vorholz am Wasser; denn seine Lieblingsspeise ist ja der Frosch, der kleine Fisch, der Maulwurf u. s. w.

Die Natur des Futters also bringt's mit sich, daß der Storch nur halber Hausvogel ist. Sonst legt man aber gerade dem Storche vorzugsweise, wie keinem andern Vogel weiter, menschliches und menschenliebendes Wesen bei. Geräth ein Haus, bemerkt Scheitlin, ein Haus, auf dem sie wohnen, in Brand, so tragen sie die Jungen, wenn sie noch nicht fliegen können, auf den Rücken fort. In Seestädten ziehen sie gerade wie Menschen zwischen den Leuten auf den Straßen herum, stolziren hin und her, und fordern von jedem, der ihnen in den Weg tritt, das Ausweichen. Sie ziehen von Markt zu Markt, von Brunnen zu Brunnen und suchen Fische, Austern u. s. w. In Seestädten ist also der Storch ein ganzer Hausvogel; er hat keinen Grund auf die Wiese zu fliegen, da er ja sein Futter in der Stadt findet. Sie practiciren also ganz gut auf den Goethe'schen Spruch:

Digitized by Google

Willst Du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah! ꝛc.

In der Gefangenschaft schildert Scheitlin sehr schön das menschenfreundliche Wesen des Storches den Kindern gegenüber. Sie spielen förmlich mit den Kindern, indem sie den laufenden mit ausgebreiteten Flügeln nachfahren, irgend eins mit dem Schnabel am Rock, am Aermel packen, sich sogleich umwenden, auf und davon laufen, nachschauen, ob auch ihnen die Kinder nachlaufen, und sich dann von diesen ebenfalls am Rock, am Aermel, am Flügel fassen lassen, sogleich stillstehen, und dann wieder den Kindern nachlaufen, und so recht eigentlich wie die Kinder der Gasse Fangis machen. — Also, der Storch, dieses Menschenthier, das wie ein Menschenkind mit Kindern spielt, ist doch nicht von Natur der vornehme halbe Hausvogel, sondern nur aus äußerer Nöthigung. Darum ist er aber auch unbestritten der Liebling von Jung und Alt und keinem Zugvogel jubeln die Kinder im Frühlinge mehr entgegen, als dem Gaste Storch.

Der Fall der Krimler Ache im Pinzgau und der Rheinfall bei Schaffhausen.

Von Eugen Kühnemann.

Versenkt euch in die Poesie eines rauschenden Baches, lauschet den Tönen einer murmelnden Quelle, folget den leichten Wellen eines schönen Stroms, bebt vor der Macht der empörten See und dann fühlet des Wassers Allgewalt. Wenn aber des Meeres Toben und des Stromes Fluth, wenn der Quelle Murmeln und des Baches Rauschen zur herrlichsten und lebensvollsten Poesie sich eint, dann triumphiret die Natur in ihrer Schöne.

Hoch oben auf den schneebedeckten Bergen, die das kleine Kriml, des Pinzgau's äußersten westlichen Punkt, rings umragen, ahnt und suchet Niemand auch nur des kleinsten Flusses Lauf. Und doch wild klüften sich in einer Höhe von 2000 Fuß die Ufer eines solchen; mit aller Anstrengung drängen sich hier die Wasser durch den Fels und spülen dort plätschernd des Steines schroffe Zacken weg.

Unten in der Ebene schaukelt das Schiff auf den grünen krystallreinen Wellen des Rheins; die weite Ebene dehnt sich zu beiden Seiten und ruhig wälzt der mächtige Strom von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf die herrlichen Fluthen. Dort singt kein Lied, dort meldet keine Sage des Flusses Mähren und Geschichte; was er wirkt, das wirkt er nur durch sich; kein Glanz der Vorzeit, keine Heiligthümer der Vergangenheit bewegen des Fremdlings Herz. Hier ist jeder Stein ein Lied, ist jede Hütte eine Sage; schwiegen einst des Liedes Töne, verstummte einst der Mund des Volkes, er wäre selbst das wunderherrlichste Lied, in dem die Jahrhunderte alte Geschichte, der Ruhm, die Wunderbauten des Mittelalters zu Staunen und Freude bewegen. Die Ache durchläuft vom Prettauer Kees*) aus in kurzem Raume eine unbekannte Strecke. Nie verliert sich eines Wanderers Fuß auf den

*) Kees im Pinzgau gewöhnlicher Ausdruck für Gletscher.

Digitized by Google

irren Pfad, ungeleitet eilt sie allein zur herrlichsten Katastrophe. Der Rhein athmet noch über die hohen Berge Italiens Lüfte, sein Pfad ist der Wegweiser für Tausende. Verliert er sich noch so sehr in den Bergen, freudig bewegte Wanderer folgen ihm nach. Da spottet er neckisch der Folgenden Eifer und stürzt sich, dem Auge enteilend, in den Bodensee. Er kommt wieder heraus, nachdem er an dem schönen See sich großgezogen, gewaltig — und kommt doch, wie die Ache, zu Falle.

Beide künden sich schon von fern durch ein dumpfes Getön, durch mächtiges Rauschen an. Wenn aber eine gewaltige Silberwolke, ein Riesenstaubband sich über den kieferbewachsenen großen Berg, um die Ache auszubreiten scheint, wenn das Auge, weiter in die Höhe schweifend, auf die herrlichsten Gletscher stößt, so spielen im durchsichtigen Grün, über Steinmassen sich wälzend, des Rheines Fluthen nach lachenden Scherz und sicher, keine Störung fürchtend, plauderts eine Welle der Nachbarin, was sie vernahm vom Splügen, von der Via mala und vom Bodensee. In nicht weiter Ferne grüßen grünbewachsene Bergesgipfel den Vater Rhein. Er enteilt — plötzlich wälzt er die ganze Macht seiner wasserreichen Wellen in die Tiefe. Wie dort gischt sonnenbeschienen die schöne Staubwolke in die Höhe. Eine Weile noch murmelt's und rauscht's unruhig in den erregten Wogen — der Große kommt wieder zur Ruhe.

Die Ache stürzt von solcher Höhe, daß sie das Auge, dem rasenden Falle folgend und den jähen Krümmungen nachschauend, nicht zu erreichen vermag. Der Rhein stürzt wie jene eine Wassermasse, allein in die Breite dehnen sich die schönen Wogen. Fast suchet jene mit dämonischer Kraft in die tiefste Tiefe zu dringen, doch auch dieser meldet seines Grundes sonst unerforschte und unerkannte Tiefe. Jene bahnt sich durch die schroffsten Felsspitzen den gefahrvollen Weg und jagt, kaum zur Ruhe gekommen, von Neuem und wieder von Neuem zur ersehnten Ebene in fünf Absätzen nieder. Unten kochen die Wellen, nach den eisigen Felsspitzen blickend, dumpf fort und, wild gegen die beengenden Ufer peitschend, scheint jede Möglichkeit der Ruhe ihnen fern. Der Rhein verläßt kaum den ruhigen Weg, er scheint nur seiner Freiheit froh, schneller und jäher seine Wellen zu treiben.

Die Ache durchbricht die Abwechselung des Einerlei von Baum und Strauch auf dem felsigen Berge und reißt jeden verlorenen Stamm, jeden unsicher wurzelnden Baum zur Ebene nieder. Der Rhein duldet sonst auf seinem Pfade kein grünes Laub zu dem er hinanplätschern, das er bespülend erfrischen könnte; nur, da er einen Augenblick stille steht, um zur Tiefe sich zu neigen, breitet er seine Fluthen wie Arme aus. Zwischen ihnen erheben sich aus den schäumenden Wogen zwei dicht bewachsene Inselfelsen. Grüne Sträucher strecken die frühlingsduftenden Arme von einem zum andern hinüber und unter ihnen fließt, in der zischenden Empörung ruhig, der gewaltige Strom, der selbst eines Häuschens auf einem jener Felsen zu schonen weiß.

Wenn der Wanderer, der Ache enteilend, zu den gegenüberstehenden Bergen den Pfad lenkt, so begegnet das der Schönheit nimmer satte Auge wieder und immer wieder dem glänzenden Weiß der fallenden Masse. Oben auf der Gerlosplatte, dem Uebergang zum Zillerthal, wendet der Blick sich andern Gegenden, andern Schönheiten zu und aus der Ferne rauscht ihm ein dröhnendes Lebewohl den Abschied zu. Der Rhein entschwindet für immer, sobald man von ihm geht, dem sehnenden Auge und die Inschrift auf dem mittelalterlichen Stadtthore von Schaffhausen pax intrantibus, salus exeuntibus geleitet als Abschiedswort den sinnigen Pilger.

Digitized by Google

Der Dachs.

Von Eduard Uhlenhuth.

Im zoologiſchen Garten bei Berlin ſteht an einem der vielen Kreuzwege ein Pfahl mit der Nr. 67: „zum Dachs.“ Folgt man jedoch der Weiſung, ſo findet man nichts weiter als ein ausgemauertes Erdloch, und, etwa 12 Fuß weiter, eine in den Boden geſenkte Steinplatte, wie wenn da Jemand begraben läge. Das ſoll Herrn Grimbart's Bau vorſtellen; er ſelber aber läßt ſich nicht ſehen. Dadurch fühlt ſich namentlich die beſuchende Schuljugend bitter getäuſcht, und ſie pflegt daher ihren Verdruß durch Trommeln mit den Füßen auf dem erwähnten Steine, wenn auch erfolglos, auszulaſſen. Wer alſo den Dachs kennen lernen will, der muß ſich ſchon nach dem Grunewald begeben. Das iſt ein Hölzchen in der Nähe der Hauptſtadt, doch noch ganz im alten Style wie zur Zeit der Quitzow's, ein wildes romantiſch coupirtes Terrain, mit Bergen und Schluchten, ſo hoch und ſo tief, als es die Natur des Havellandes überhaupt zuläßt: ein märkiſcher Urwald. — Unſerem Dachs wird zwar unſer Beſuch nicht ſonderlich angenehm ſein, denn er liebt es als Einſiedler zu leben, und nimmt in dieſer Beziehung nicht einmal Rückſicht auf ſeine leiblichen Kinder; kaum majorenn geworden, werden ſie ſchon von ihm aus dem väterlichen Bau herausgebiſſen.

Wer nun aber den Dachs dort kennen lernen will, der verfehle doch ja nicht zum wackern Herrn G. S. in Zehlendorf zuvor heranzutreten. Herr S. iſt nämlich nicht allein als Jäger, ſondern auch als der erfahrenſte Dachsfänger in der Gegend weit und breit bekannt, und kein Dachs wird gegraben, ohne daß er dabei wäre, oder doch den Plan dazu angäbe. Als ich ihn beſuchte, ſprangen mir auch ſogleich zwei krummbeinige Hündchen entgegen: das waren die wackeren Dächſel, von denen er mir ſpäter manche Heldenthat erzählte. — Ich hatte bei ihrem Anblick ſogleich meine Gedanken darüber, warum wohl den Thierchen die Beine ſo nach Außen gekehrt ſein möchten, und befragte meinen Freund S. darüber. Ja, erwiderte er, da denken Viele, die krummen Beine habe der Dächſel um ſcharren zu können;

Digitized by Google

das ist ganz falsch. Die Füße sind dem Hunde deßhalb nach Außen gekehrt, damit er sie zum Vor- und Rückwärtsschieben benutzen kann, wenn er im Bau mit dem Dachs im Kampf liegt; er benutzt sie etwa so, wie der Schornsteinfeger seine Kniee, wenn er in der Essenröhre auf und abfährt. Ja, die Dächsel, sagte Herr S., sind gar nützliche Thiere; man kann sie auf der Jagd zu vielen Dingen brauchen, und der ist kein richtiger Jäger, der nicht wenigstens einen Dächsel hält. Bei diesen Worten langte er mit einer gewissen Rührung vom Fensterbrett zwei Zähnchen: „Sehen Sie, die saßen meinen jüngsten Dächsel in der Kinnlade, aber der Dachs hat sie ihm im heißen Kampfe herausgebissen." Alsbald holte er auch ein Fell hervor, die Schwarte nennt man's in der Jägersprache. „Das ist die Schwarte von jenem Bösewicht!" Ich maß dieselbe mit meinem Stock, und fand, daß sie von der Schnauze bis zur Latte (dem Schwanz) eine Länge von 3 Fuß hatte. Dabei glich ihre Stärke fast der vom Sohlenleder, so daß man wohl begreifen konnte, wie der Zahn eines Hundes dem Inhaber dieses Ueberzuges nicht viel anhaben könne.

Der Dachs wird gewöhnlich in Gesellschaft des Fuchses genannt, und doch ist er jenem ganz unähnlich; höchstens hat sein Bau mit dem Reinecke's einige Aehnlichkeit, ja er ist manchmal sogar so keck, diesen aus seiner Behausung zu vertreiben. Den Dachs hält man für ein träges Thier, wenn man jedoch seinen Bau betrachtet, der in seinen mannigfachen Windungen und Gängen oft bis auf 14' Tiefe in die Erde hinabgeht, so kann man ihm eine gewisse Thatkraft nicht absprechen. Daß er den Winter über schläft, dafür mag er seine Gründe haben, möchte ihn doch gewiß mancher arme Maurergeselle beneiden, der, sonst so fleißig, am liebsten den arbeitslosen Winter verschlafen möchte. An Muth gebricht es dem Dachs auch nicht; dafür wollen wir unten Beweise anführen. Seine kleinen Streifzüge führt er nur des Nachts aus; wenn daher Manche glauben, daß er nur schwache Augen habe, so möchte doch wohl dagegen sprechen, daß es vielmehr ein scharfes Gesicht voraussetzt, um bei dunkler Nacht seine Nahrung zu finden. Sein Gang ist träge, da es sein starker Körperbau und seine kurzen Füße nicht besser gestatten; in seinem nächtlich schleichendem Gange hat er Aehnlichkeit mit dem Igel. Seinem Gebiß nach, welches furchtbar scharf ist, gehört er zu den Raubthieren, und mit dem Bären hat er das gemeinschaftliche Merkmal, daß er wie dieser ein Sohlengänger ist und auch unter Umständen brummt, wie dieser. Seine Raublust ist aber nicht gefährlich, höchstens daß er mal einem jungen Hasen den Garaus macht, ein verschlafenes Rebhühnchen wegschnappt, oder deren Eier aussäuft, und was dergleichen kleiner Diebereien mehr sind. Im Ganzen aber begnügt er sich mit geringer Kost; besonders liebt er die Mistkäfer, daher erkennt man auch seine Spur an ausgeworfenen Dunghaufen, die er, ähnlich wie die Schweine, umwühlt und durchsucht. Der Schaden, den er somit anrichtet, ist ganz unbedeutend, und wenn nicht neben dem Jagdvergnügen, welches sein Ausgraben verursacht, sein dickhaariges, weißgestreiftes Fell als Ueberzug für Reisekoffer oder Fußdecken, und sein reichliches Fett zu mancherlei medizinischen Zwecken brauchbar wäre, so könnte man ihn füglich ungestört sein Wesen treiben lassen, da er Niemanden beeinträchtigt. Was sein Fett anlangt, so ist es charakteristisch, daß es ihm dicht unter der Haut sitzt, und über den ganzen Körper fast gleichmäßig verbreitet ist, während diese Ablagerungen sich sonst bei fetten Thieren hauptsächlich an den inneren Weichtheilen finden. In Geschmack und Consistenz hat es Aehnlichkeit mit Gänsefett; es ist krystallinisch. Ein Dachs hat mitunter ein Gewicht von 40 — 50 Pfund und dabei 2 — 3 Quart Fett. Wenn auch sein Fleisch genießbar ist, so ist es doch nicht Jedermanns Geschmack. In Tilleda am Kyffhäuser ist es Sitte, wenn ein Dachs gefangen ist, daß man ihn herunter ins Dorf auf einen ringsum geschlossenen Jägerhof bringt, und nun die Hunde darauf hetzt. Die Zuschauer sehen sich das Schauspiel behaglich aus den Fenstern mit an. Wenn nun der Dachs so todtgehetzt und gebissen ist, dann thun sich mehrere Kumpane zusammen, der Dachs

Digitized by Google

wird gebraten und zu der fetten Mahlzeit reichlich Nordhäuser Kornbranntwein getrunken. Ausgestopfte Dachse werden als Fußbänke von hochadlichen Damen benutzt. In Berlin ist ein Mann, der einen lebendigen Dachs hat; er zeigt ihn, wenn's erlaubt wird, den Schülern für Geld, indem er ihn im Schulhofe herumlaufen läßt, während die Schuljugend in den Fenstern liegt.

Der Dachs ist von niedrigem, gedrungenen Körper, der mit steifen weitabstehenden Haaren bekleidet ist, und in einen kurzen Schwanz, vom Jäger Latte genannt, endet. Obenher ist er weißgrau, mit schwarzen Streifen über den Kopf, unten ist er schwarz und macht in dieser Beziehung eine Ausnahme von der Regel, daß die Säugethiere unten stets heller gefärbt sind, als oben. Sein Kopf ist länglich oval, fast zugespitzt; die Schnauze kurz, die Ohren sehr klein, kaum fühlbar, wenn man über den Kopf hinstreicht (natürlich darf man diese Probe nicht bei einem lebenden Dachs versuchen). Seine Augen sind klein, und wie gesagt scharf, sein Hals ist dick, und verläuft ohne bemerkbaren Absatz in den dicken Rumpf. Somit hat sein Körper etwa das Profil eines Apfelkerns. Seine niedrigen Beine sind kräftig gebaut, und seine 5 Zehen haben ganz respectable Grabnägel. Unter dem Schwanze befindet sich eine Drüse, aus welcher eine fette, stinkende Feuchtigkeit ausschwitzt. Sonst war die Meinung verbreitet, daß der Dachs sich im Winter zusammenrolle und seine Schnauze in eine hinten befindliche Tasche stecke, um so von seinem Fett zu zehren; aber dies scheint schon deßhalb ein Mährchen, weil sein Rückgrat einer solchen Krümmung gar nicht fähig ist. Daß ein Thier, welches Monate lang keine andere Nahrung zu sich nimmt, sein Fett verliert, ist übrigens auch sonst keine auffallende Erscheinung. Sein Gebiß ist furchtbar und er beißt gehetzt auf Alles ein, mit einer solchen Wuth und Kraft, daß beispielsweise, als mal einem Dachs ein eiserner Haken in den Bau entgegen gehalten wurde, er so heftig zubiß, daß ihm derselbe bei den Augen wieder herauskam.

Was seinen Aufenthaltsort im Allgemeinen anlangt, so findet man ihn wohl überall in unserm Vaterlande, wo sonst die Oertlichkeit der Anlage seines Baues günstig ist; meistens also am Rande kleiner, ruhiger Waldungen, auf hügeligem Terrain, welches trocken gelegen ist. Seinen Bau legt er am liebsten am Abhange eines Berges an und führt die Gänge (Röhren in der Jägersprache) in der Lehmschicht, welche unter dem festeren Mergel sich findet, hin, in den mannigfachsten Richtungen und Tiefen unter der Oberfläche; öfter sind die Röhren kaum einen Fuß unter der Oberfläche, oft aber steigen sie sogar 12—14 Fuß in die Tiefe hinab und nehmen mit ihren Abzweigungen ein Terrain von mehreren Quadratruthen in Anspruch. Ueber ihre Verzweigungen läßt sich gar nichts Bestimmtes angeben, manchmal biegen sie rechtwinklig, manchmal unter stumpfen oder spitzen Winkel um, oft auch baut der Dachs sogenannte Fallröhren, die senkrecht in die Tiefe gehen. Wenn ein Dächsel in ein solches Fallrohr geräth, ist er meistens verloren. Am Ende des Rohrs befindet sich die Kammer oder der Kessel, mit dürftigen Wintervorräthen, Fichtenzapfen u. dgl. Ein weitverzweigter Bau, in welchem mehrere Dachse hausen, heißt ein Mutterbau. „Aber den Dachsbau, sagte mein Freund, der Jäger S., lernt man niemals aus!"

Für den Jäger giebt es kein größeres Vergnügen als den Dachs auszugraben, und von ihrer Mitwirkung bei diesem Geschäft hat jenes muntere krummbeinige Hundegeschlecht der Dächsel seinen Namen. Ohne Dächsel gelingt's nicht, und man muß deren wenigstens zwei haben, denn es geht hierbei scharf her, und schon mancher tapfere Dächsel hat im Bau seinen Tod gefunden oder ist zum Invaliden geworden; die Jagd ist viel schlimmer, als beim Fuchs, obgleich Reineken's Gebiß doch auch nicht zu verachten ist.

Man ist allgemein der Ansicht, ein guter Dächsel werde geboren, nicht erzogen, er lerne seine Kunst erst mit den Jahren, die Dressur zeige sich unwirksam, daher finde man auch so selten zuverlässige, scharfe Dachshunde.

Der Revierjäger Holster zu A. theilte, wie uns Petermann's Jagdbuch erzählt, diese

Digitized by Google

Ansicht nicht. Er dressirte seine Dächsel schon in frühester Jugend. Seine Methode blieb indeß lange Jahre ein Geheimniß, bis er endlich, an einem vergnügten Hubertus-Abend, Alles ausplauderte. Holsters einfache und praktische Dressur des jungen Dachsbundes besteht im Wesentlichen in Folgendem: Zur Zeit der Dressur unterhält Holster fortwährend eine ganze Menagerie von Mäusen, jungen und alten Ratten und Katzen in besonderen Drahtkäfigen. Nun läßt er zuerst eine Maus oder eine junge Ratte im verschlossenen Zimmer frei laufen, führt dann die jungen Hunde in Begleitung ihrer Eltern herein, und läßt sie den Flüchtling aufsuchen und todtbeißen. Haben sie dieses gehörig exercirt, so folgt die Arbeit in der Röhre. Holster stellt zu diesem Zweck eine einfache künstliche Röhre durch seinen Wasserstiefel her, in deren Kessel (hier der Schuh) er eine lebende Ratte oder ein Kätzchen setzt; der junge Dächsel wird nun an den Eingang der Röhre gesetzt und mit dem bekannten Anspruch zum Kriechen, Würgen und Herausschleppen animirt. Wird der junge Hund vor einen leeren Stiefel waidlaut, so wird er sogleich gestraft. Probatum est!

Manche Jäger haben sich die Mühe genommen einen künstlichen Dachsbau neben dem natürlichen zu machen, den Dachs in letzteren zu treiben und ihn darin zu erlegen: das ist aber ein sehr umständliches und oft vergebliches Verfahren; denn das Thier aus seinem eigentlichen Bau herauszutreiben, das ist eben die Schwierigkeit!

Es kommt also darauf an, den Dachs in seiner eigenen Behausung anzugreifen. Wir wollen daher das eigentliche Dachsgraben hier in ein paar kurzen Zügen beschreiben.

Man muß sich nicht vorstellen, daß das Geschäft ein so leichtes ist. — Es sind in den meisten Fällen 6 bis 8 Mann, mit Spaten bewaffnet, erforderlich; rechnet man dazu noch einige Jäger und Zuschauer, so sieht man ein, daß ein Dachsgraben eine Begebenheit ist. Man fängt die herbstliche Arbeit bereits am Morgen, selten erst Mittags an, denn dieselbe kann leicht bis zum Dunkelwerden dauern. Außer einem Jagdhunde sind zwei Dächsel nöthig. Das erste Erforderniß ist aber, daß man sich überzeugt, ob der Dachs auch im Bau, zu Hause ist. Daher wird ein Dächsel in das Rohr geschickt. Ein guter Hund fährt mit großer Begierde ein, und wenn der Dachs wirklich zu Hause ist, so hat ihn der Dächsel auch bald gefunden und wird nun laut. Nun kommt es darauf an, die Stelle zu finden, wo ist der Tiefe der Hund liegt; daher legen sich die Jäger mit dem Ohr auf die Erde und suchen die richtige Stelle abzuhorchen. Ist man derselben sicher, so wird von den Arbeitern so schnell als möglich ein sogenannter „Einschnitt" auf das Rohr niedergebracht, d. h. eine Grube von 5 Fuß Länge und 5 Fuß Breite. Liegt das Rohr tief, so werden Absätze gemacht, damit das Erdreich nicht nachsinkt, und überhaupt die Grube, der Einschnitt, größer angelegt. So arbeitet man sich nun hinab, und in den meisten Fällen wird der Einschnitt eine Tiefe von 8—10 Fuß erreichen. Inzwischen liegt der Dächsel in voller Arbeit vor dem Dachse und kläfft fort und fort; der Dachs hat inzwischen keine Zeit, sich zu wenden, denn die Thiere liegen gleichsam Zahn an Zahn gegenüber. Der Dachs aber hat stets das Bestreben, entweder unter dem Hunde durchzukommen, oder sich zu wenden; gelingt ihm das Erstere, so würde er sogleich den Dächsel verscharren, denn darin besitzt er eine erstaunliche Fertigkeit. Kann er aber Gelegenheit finden, sich zu wenden, so macht er seinem Feinde gleichsam die Thür vor der Nase zu, indem er sich verbarrikadirt. Die beiden Feinde liegen also einander im hitzigsten Kampfe gegenüber und schieben einander bald vor-, bald rückwärts. Jeder Biß trifft die Schnauze, und beide Theile bluten von Wunden. Inzwischen wird der Einschnitt bis auf die Kämpfenden niedergebracht, dabei mit einem spitzen scharfen Haken fortwährend sondirt, ob man den Dachs im Rohre fühlt; endlich trifft man auf die Kämpfer. Mit aufgewühlter Erde, Sand und Staub bedeckt, kann von einander zu unterscheiden, haben sie einander gepackt; da endlich mischen sich die anderen Jagdhunde ins Gefecht, und nun ist's mit Meister Grimbart bald zu Ende.

Digitized by Google

Wenn man bedenkt, daß, wie oben erwähnt, der Bau höchst verzweigt sein kann, daß der Dachs Zoll für Zoll mit den wüthendsten Bissen vertheidigt, daß das Auswerfen einer Grube, das Durchstechen, Zeit erfordert, so wird man auch leicht einsehen, daß inzwischen sich der Kampf auf einen ganz andern Platz verlegt haben kann, so daß der zuerst ausgeworfene Einschnitt nutzlos werden, und an einer andern Stelle ein neuer gemacht werden muß. Dies muß mit größter Schnelligkeit geschehen, denn es steht dabei das Leben des tapfern Dächsels auf dem Spiele, der doch am Ende seinem stärkeren Gegner unterliegen müßte, oder von ihm lebendig begraben zu werden in Gefahr schwebt. Der Dachs klagt selten, nur wenn er stark verwundet ist, sich etwa im Hacken verbissen hat; dann gleicht seine Stimme der eines weinenden Kindes; sonst stößt er höchstens ein Brummen aus wie ein Bär, wenn er gereizt ist.

Am 4. November, erzählte unser wackerer Herr S., wurde mir angezeigt, daß an einer Stelle im Grunewald ein frischer Dachsbau sich finde. Meine Freunde, Förster aus der Gegend, und neun Arbeiter, in Summa vierzehn Mann hoch, begaben uns also andern Tages an die Stelle; ich hatte meine beiden Dächsel mitgebracht. Sie wurden in den Bau hineingeschickt und wurden auch bald laut. Wir machten einen Einschnitt von fünf Fuß Quadrat. Als wir etwa drei Fuß herein waren, wandte sich die Jagd, die Hunde lagen bergabwärts; da rief plötzlich der Aufpasser an der Röhre: „Der Dachs! Der Dachs!“. Er hatte den Dachs untergedrückt; wir sprangen hinzu und kriegten den ersten Dachs am Eingange. Aber von meinem jüngsten Dächsel war nichts zu hören. Der Einschnitt wurde vertieft, und nach langem Suchen fanden wir ihn gleichsam ohnmächtig und im Schweiß im Rohr; ich gab ihn auf, ließ ihn jedoch am nahen See abwaschen und hatte die Freude, daß er sich wieder erholte; zwei Zähne hatte ihm aber der Dachs ausgebissen, die standen verkehrt in der Kinnlade.

So weit schiene nun das Graben eines Dachses, wenn auch ziemlich umständlich, doch ausführbar. Wenn jedoch der Dachs im Haupthau liegt, wo örtliche Umstände das Graben und Fangen verhindern, so scheint es fast unmöglich, des Dachses habhaft zu werden; da hat denn wieder der wackere Revierjäger Holster, dessen wir schon oben erwähnten, ein zweckmäßiges Auskunftsmittel ersonnen, welches wir aus Petermann's Jagdbuch mittheilen wollen.

Holster formirt zuerst aus einem Bogen Schreibpapier eine cylindrische Hülse, schüttet diese voll Schießpulver und schnürt sie in gleichen Entfernungen acht bis zehn Mal ab. Diese einfache Froschrakete versieht er an einem Ende mit einem Zünder von erforderlicher Länge; am andern wird eine Schnur befestigt, welche Holster an die Ruthe eines Dachshundes knüpft. Holster hatte zu diesem Zweck den bissigsten und schlauesten unter seinen zwölf Hunden ausgewählt. Judas, so hieß der brave Dächsel, hatte mit der Zeit sich eine gewisse Praxis in diesem Manöver erworben, und hatte eine solche Freude daran, daß er kaum die Zeit erwarten konnte wo ihm die Rakete angehängt wurde. Er lief dann sporenstreichs auf den Bau, machte vor der Haupttröhre Halt und winselte, um sich zu überzeugen, ob der Dachs auch wirklich zu Hause sei; dann warf er noch einen prüfenden Blick auf den glimmenden Zünder der Rakete und verschwand im nämlichen Moment in der dunklen Tiefe.

Die in so unmittelbarer Nähe und in regelmäßigen Pausen wiederholten Explosionen der Rakete, dazu das Lautgeben des attaquirenden Hundes und der Pulverqualm brachten jederzeit den verstimpeltsten Dachs binnen wenigen Minuten zu dem verzweifelten Entschluß, durch die Fluchtröhre auszufahren, wo Holster den flüchtigen Grimbart längst erwartete und in aller Gemüthsruhe niederschoß. Füchse sprangen in der Regel schon beim ersten Knall.

Man würde sehr irren, wenn man etwa glaubte, daß dieses Experiment etwa dem Hunde irgend widerwärtig gewesen wäre; er wurde im Gegentheil mit den Jahren immer begieriger darauf. An Pulverdampf hatte ihn Holster überdem schon von frühester Jugend gewöhnt. Seine Passion für dieses Bombardement ging in späterer Zeit so weit, daß er ohne

Digitized by Google

Rakete auf keine Weise mehr in einen Dachs- oder Fuchsbau zu bringen war. Ja, als er einst mit seinen krummbeinigen Collegen in der Meute *) jagen sollte, winselte er so lange, bis ihm Holster eine Klammer an den Schwanz setzte, wo er dann — in der Meinung, er habe die Rakete hinter sich — mit lautem Halse vorwärts stürmte und die ganze Meute durch sein Beispiel in eine wahre Berserkerwuth versetzte.

Wir vertreten übrigens nur unsere eigene Schilderung des Dachses. Von den hübschen Geschichten des Revierförsters Holster mag der Leser denken, was er will.

Etwas über Winter und Sommer.

Von Hermann Pösche.

Auffallend strenge Winter, heiße oder feuchte Sommer bringen eigenthümliche Naturerscheinungen hervor. Vielleicht ist's unsern Lesern angenehm, eine der interessantesten vergleichend neben einander gestellt zu sehen, da die Natur selbst den heißen Sommer von 1857, den feuchten von 1859 und den kalten Winter von 1861 hart aneinander rückte.

Wir beginnen mit dem Winter. Vorher sei uns aber noch eine allgemeine Bemerkung erlaubt. Ob wir einen kalten oder milden Winter haben, ob der Sommer heiß und trocken oder kalt und feucht ist, das hängt davon ab, welche Windrichtung die herrschende ist. Die Windrichtung ist überhaupt ein bedeutender Faktor für unsere Witterungsverhältnisse, und die Wetterfahne, die gar nicht so willkürlich und „wetterwendisch" ist, sondern nach festen Gesetzen hin und her gedreht wird, sollte viel allgemeiner und schärfer vom Volke beobachtet werden. In Deutschland herrscht nun der Nordost und Südwest. Der Südweststrom kommt aus den Regionen des Aequators zu uns und trägt die Spuren solchen Ursprungs an sich: er ist locker und leicht, warm, feucht. Der Nordost ist der abgelenkte Polarstrom, er kommt aus der Gegend der Eis-Paläste und Eisbären und ist ganz entgegengesetzter Natur: schwer, kalt, trocken. Der Nordost bringt uns kalte Winter und heiße Sommer, der Südwest hingegen milde Winter und kühle Sommer. Hierin liegt scheinbar ein Widerspruch. Ist der Nordost der kalte Luftstrom, warum bringt er denn nur kalte Winter und nicht auch kalte Sommer? Ist der Südwest der ware Luftstrom, — warum bringt er denn außer milden Wintern nicht auch warme Sommer? — Der scheinbare Widerspruch löst sich folgendermaßen ganz leicht. Der Nordost bringt stets — im Winter und Sommer — heitern Himmel. Frei und ungehindert von Wolkendunst kann Licht und Wärme in den Schooß der Erde strömen. Der kurzen Wintertage halber ist aber die Einstrahlung der Sonnenwärme unbedeutend gegen die Ausstrahlung des Nachts gegen den kalten unendlichen Weltraum.

Die Wärme-Ausgabe überwiegt die Wärme-Einnahme; die erwärmende Sonne vermag dem kalten Winde nicht die Spitze zu bieten; der kalte Nordost herrscht, es ist sehr kalt. Wird nun eine Gegend der Erde längere Zeit unter dem Scepter des kalten, eisernen Nord-Ost gehalten, so steigert sich von Tag zu Tag die Kälte. Es entsteht so die extreme Winterkälte. Ganz so verhielt es sich im vergangenen Winter 1860 zu 1861. Deutschland war zur Zeit der kürzesten Tage lange Zeit in den Nordoststrom aufgenommen.

Ganz anders verhält es sich mit dem Nordost im Sommer. Dann sind die Tage sehr lang und der heitere Himmel läßt ungestört die Sonnenwärme in die Erde ziehen; die Nächte sind sehr kurz, die Ausstrahlung der Wärme ist gering und so summirt sich von Tag zu Tag der Ueberschuß der Wärme; bei anhaltendem Nordost entstand der heiße Sommer, 1857.

*) Die kleinen Dächsel wußten leicht die Stelle der Jagdhunde (Bracken) zu vertreten.

Digitized by Google

Wir kommen nun zum Südwest. Der feuchte Südweststrom umzieht im Winter und Sommer den Himmel mit einer Wolkendecke. Wir wandeln gleichsam unter einem Dache, einem Schirm. Der Südwest mit der Wolkendecke macht nun milde Winter, d. h. der bedeckte Himmel hindert bei Tage zwar die direkte Einstrahlung der Sonnenwärme, verhindert aber auch die viel bedeutendere Ausstrahlung der Wärme in den langen Winternächten. Der Ueberschuß der zurückgehaltenen Wärme kommt uns zu Gute; wir haben warmes Winterwetter. Anders im Sommer. Die Wolkendecke hindert dann die bedeutende Einstrahlung am Tage und wenn auch die Ausstrahlung der Wärme durch dieselbe Wolkendecke in den kurzen Sommernächten verhindert wird, so ist der Wärmeverlust doch größer, als der Wärmegewinn. Wir haben in diesem Falle kaltfeuchte Sommer wie 1860.

Durch die extreme Winterkälte leiden besonders auffällig die Thiere. Die Pflanze schläft im Winter. Ihre Wurzeln schützt die Erde, ihre Knospenkinder die braune oder wollige Hülle, ihre Säftewege die harte, starke, rissige Rinde. Aber die armen Thiere in der Luft, im Wasser, auf der Erde! — Den Vögeln bietet kein Laubdach Schutz. Die Schneedecke verdeckt das Futter. Kälte von außen und von innen — denn ein hungerndes Thier vermag die nöthige organische Wärme nicht zu produciren — stürmt auf das zarte Leben ein, und so sah man denn im Winter 1860 zu 1861 hier und da die Vögel schaarenweis dem Froste erliegen. Am wärmsten gebettet sind die Landthiere, die Vierfüßer. Was nicht schon in Höhlen schläft, bettet sich in warme Erdhöhlen. Aber freilich, der Hunger ist damit noch nicht abgethan. Muth muß da den Mangel ersetzen, und der scheue Haase z. B. geht bis an den Hausgarten, bis nahe zum kläffenden Haushunde. Das eigenthümlichste Schicksal aber ist in kalten Wintern den Fischen in den kleineren Seen und Teichen zugedacht, die nicht tief sind und keine Quellen haben. Der Fisch im Wasser braucht Luft. Die Luftwelle mengt sich mit der offnen Wasserwelle, und so findet der Fisch schon Luft im Wasser, ohne daß er immer nach derselben zu schnappen brauchte. Wie nun aber, wenn die Kälte eine mächtige, starke Eisdecke immer mehr vergrößert, wenn eine starke Schneeschicht die Eisritzen verstopft, durch welche den Fischen frische Luft zugeführt wird? — Die Fische bedroht die Gefahr des Erstickens. Aengstlich schwimmen sie hin und her und versammeln sich schaarenweise da, wo eine frische Quelle sprudelt, oder wo der vorsorgliche Fischer eine Oeffnung schlug. An solchen Stellen lassen sich die bedrängten, geängsteten und geschwächten Thiere geduldig herausgreifen, wie aus einem Fischbehälter. So nimmt der kalte Winter den Thieren die Lebensluft.

Wie die Fische in kalten Wintern bei uns ersticken, und andere Thiere verhungern und erfrieren, so verdursten die Pflanzen in überheißen trocknen Sommern, und statt einer Vegetationsperiode erhalten wir in derselben wohl zwei.

Es ist allbekannt, daß Feuchtigkeit und Wärme die Hauptlebensbedingungen für die Pflanze sind. In feuchter Wärme, wie in unsern Gewächshäusern und auf den Inseln der Tropen gedeihen die Pflanzen am besten. Sie entfalten unter diesen Bedingungen und bei gutem Boden ihre ganze Ueppigkeit und den vollen Reichthum ihrer Formen. Allein sofort treten eigenthümliche Erscheinungen in der Pflanzenwelt auf, wenn das eine oder andere Element zurücktritt, und entweder übergroße Feuchtigkeit oder übergroße Wärme einseitig ihren Einfluß ausübt. Unter gleichen Breiten herrscht nun fast durchweg in Amerika die Wärme und in Europa die Feuchtigkeit vor. Haben wir nun in Deutschland heiße, trockne Sommer, so nähern wir uns den Verhältnissen der neuen Welt; die nassen Jahre steigern unser angestammtes Erbe, das eigenthümliche europäische Klima zum Extremen. Im Sommer 1857 war das Erstere der Fall. Der aufmerksame Spaziergänger bemerkte dann wohl an den Kastanien der Promenaden, wie im Juni die Ränder der Blätter zu dorren anfingen, bis im August die meisten Blätter versengt und abgefallen waren. Die Dörrung ging

Digitized by Google

ohne Laubentfärbung vor sich, und die Mittelrippen der Blätter wehrten sich am meisten gegen den anrückenden Tod. Ihre Gefäße spenden ja erst der Blattfläche die Nahrung. Wenn die Mittelrippe vertrocknet war, so fiel das Blatt. So hatten wir den Laubfall der Kastanien, stets Mitte September, schon Mitte August. Große frische, nachdrängende Knospen hatten dem welken Laube den letzten Stoß gegeben. Anfangs September entfalteten sich diese Knospen vor den erstaunten Beobachtern, und neben alten, zähen Blättern reckten und streckten sich junge aus, und neben den grünen Früchten der Frühlingsblüthen entwickelten sich duftende Herbstblüthenpyramiden. Ebenso trugen die Apfelbäume, Weinstöcke, die Rosen reifende Früchte, altes und junges Laub und frische Blüthen zugleich. Was war geschehen? Nach der allgemeinen Bewegung der Atmosphäre beginnt der Regel nach in Deutschland die eigentliche Regenzeit Ende Juni und setzt sich Juli und August hindurch fort. Der Regen trat aber viel später ein, und der Nordost sorgte für heiteren Himmel, für heiße Trockenheit. Die Folge war, daß wir gleichsam in die Zone der immergrünen Laubhölzer versetzt wurden, und das Klima der Orange, die auch Blätter, Blüthen, reife und unreife Früchte zugleich zeigt. Die trockene Hitze hatte das Laub verdursten lassen, der spätere Regen brachte den neuen Schuß hervor. Die Vorgänge hierbei können wir uns noch deutlicher machen, wenn wir die Rolle des Wassers für das Pflanzenleben näher untersuchen. Das Wasser spielt für das Pflanzenleben eine doppelte Rolle, es liefert den Pflanzen in einem seiner Bestandtheile ein unentbehrliches Element, und dann dient es als Lösungsmittel dazu, die Bodenbestandtheile durch die Wurzeln in die Pflanzen übergehen zu machen. Wenn der Boden auch noch so reich an Pflanzennahrung ist, die Pflanze bleibt ungenährt, wenn es an Wasser im Boden fehlt; die Feuchtigkeit im Boden ist die Brücke, welche den Uebergang der mineralischen Nahrung vermittelt. Wenn es an Zufuhr dieser Stoffe mangelt, so nehmen die Blätter weder Kohlensäure, noch Ammoniak aus der Luft auf. Die Vegetation steht still, obwohl die Luft an heißen Tagen reicher an Wasser ist, als an kalten. Aber dieses Wasser nützt der Pflanze nichts. Die Blätter verdorren. Der Säftestrom hört aber dennoch nicht auf. Verarbeiten nun keine Blätter den doch noch andringenden Nahrungsstoff, kommt dann und wann ein lösender und verflüssigender Regen, so schreitet ohne Weiteres nach der altgewohnten Regel der Baum zu Neubildungen, zu Knospen, Blättern und Blüthen.

Wir kommen zu den Erscheinungen des feuchten Sommers. —

Blätter und Stiele, die sogenannten vegetativen (grünen) Theile der Pflanze, bedürfen vorzugsweise viel Feuchtigkeit, die Blüthen und Früchte dagegen, die sogenannten reproduktiven Theile, sind mehr licht- und wärmebedürftig. Wie der heiße Sommer uns daher viel Körner und Früchte (Obst, Wein u. s. w.) bringt, so ein kühler und nasser Sommer viel Laub, Blätter und Stroh. Die grünen Theile herrschen vor. Daher also in Küstenländern die überwiegende Wurzelschußbildung; daher das üppige Grün unter Englands naßkaltem Himmel, in den Alpenthälern — und in unserm nassen Sommer und Herbste. Wenn große Nässe, gleich einem Rausche, anfangs die vegetative Kraft zu steigern scheint, so wirkt sie für die Folge doch schädlich, zumal für Pflanzen, die Kinder eines klaren und trocknen Himmels sind. Die neuen Schosse werden zu einer Länge und Mastigkeit hervorgetrieben, welche sie hindert, sich vor dem Eintritt der Winterkälte hinreichend zu stärken von welcher sie deshalb getödtet oder zersprengt werden. Dies wird um so mehr schädlich, als regenreichen Sommern und Herbsten gewöhnlich kalte Winter, wie auch von 1860 auf 1861 geschah, folgt. Feuchte Luft endlich ist besonders für die Befruchtung der Gewächse nachtheilig, so, daß weniger und geringerer Samen entsteht. Daher das Sprichwort: „die Sonne macht kleine, aber volle Körner.“ Daß 1860 die Obsternte so reichlich ausfiel, ist dem Umstande zu danken, daß die Blüthezeit noch nicht durch übermäßige Feuchtigkeit gestört wurde.

Digitized by Google

Holz, Torf und Kohlen.

Von Eduard Uhlendorf.

„Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf erwache der Vater.
Sind das Feuer in Glut, dann schiebe den kurrigen Klotz nach,
Der in der Nacht fortglimmt, den leidigen Frosts zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Frostklage, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonne auftaun, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun.'
Johann Heinrich Voß.

Für ein behagliches Dasein ist es doch noch nicht ausreichend, warme Kleider, dichte Wohnungen und einen guten Mittagstisch zu haben; in unserm nördlichen Vaterlande ist es unbedingt nöthig, noch mit künstlicher Wärme nachzuhelfen: man muß einheizen. Für diesen Zweck bieten sich im Allgemeinen mancherlei Materialien: Holz, Torf, Braunkohle, Steinkohle, von welchen man natürlich diejenigen wählt, die man gerade haben kann; denn wenn die besseren Materialien nicht zur Hand sind, muß man mit den schlechtern vorlieb nehmen. Man sträubt sich zwar eine Weile, aber die Gewohnheit wird zur zweiten Natur und man spricht am Ende nicht mehr davon. Für diesen einfachen Satz kann ich aus meiner frühesten Jugend ein Beweisstück anführen.

Die Provinz Sachsen ist bekanntlich eine der kornreichsten Norddeutschlands, namentlich gilt dies von den Gegenden um Magdeburg, Aschersleben, Halle und gegen Braunschweig hin. Es sind dies die Flußniederungen, und die Vorhöhen der Mittelgebirge, Gebirge, die aus Stoffen bestehen, welche abgespült und in die Ebene geführt den prachtvollsten Boden geben: Sand, Kalk, Thon in richtiger Mischung. Es ist der Ackerbau hier sicherlich uralt, der Boden selbst in höchster Kultur, denn wie viel tausend Mal mag er durch den Pflug gewendet sein; er hat durchgängig eine dunkelbraune oder blaugraue Farbe. Wenn du nun gegen den Sommer hin von den Höhen herabblickst, so breiten sich unabsehbare Flächen wogender blaßgrüner Kornfelder vor dir aus, hin und wieder durch glänzende Streifen von gelben Rübsen, oder durch dunkelrothe von Klee, Luzerne und Esparsette durchzogen. Von der Höhe herab kannst du, wenn der Wind sich aufmacht an diesem Aehrenmeere Doves Wind und Wellen-Theorie studiren. Aber — nach Bäumen suchst du vergebens. Zwar berichten die Chroniken der einzelnen Ortschaften, daß einst der Wald bis an ihre thurmgekrönten Ringmauern heranreichte, aber deß weiß sich Keiner mehr zu erinnern. So lachend also auch in ersterer Beziehung das Terrain aussieht, so besorgnißerregend wird sein Anblick, wenn man an den Winter denkt. Womit soll man heizen? Soll man die Oefen mit den Schäften der Aehren, mit Stroh heizen? Das gehört ja den Thieren und später wieder dem Acker! Es war ehedem allerdings gebräuchlich, Stroh zum sogenannten „Eingruben" zu benutzen. Wer die Grudenklöße oder die Sauerkohle der früheren Küche genossen, wird letzteren den gebührenden Beifall nicht versagen; wenn der Winter kam wurden wohl Morgens und Abends ein Paar Bunde Stroh zum „Einschauern" in den Ofen geworfen, aber gegen den strengen Winter konnten die doch keinen Widerstand leisten. Da galt es denn eine Reise in den benachbarten Harz, um das nöthige Holz herbeizuschaffen. Wenn also die Garben von dem Felde herein gebracht waren, und der Wind bereits anfing über die Stoppel zu wehen, wenn der Alte-Weiber-Sommer durch die Luft zog, dann wurden eines Tages früh Morgens die Pferde geschirrt, ein Sack mit Hafer und Häckfel gefüllt, nebst einigen Bunden

Digitized by Google

Heu auf den Wagen geworfen und angespannt. O, mir sind sie noch lebhaft im Gedächtniß, die sonnigen Tage der Jugend, diese wahren Festtage, wenn der Vater sagt: „Hör' mal, morgen sollst du mit den Knechten in's Holz fahren!" Die Mutter stand dann schon um 2 Uhr Morgens am Tische bei der Lampe, die schnitt das große, runde Brot auseinander und machte mit dem Messer ein Loch hinein, welches die Butter aufnehmen sollte, damit sie frisch bleibe auf der Reise; das bekamen die Knechte; der Junge aber kriegte Wurstscheiben vom vorjährigen Schlachten auf die Stollen gelegt, das kam in einen kleinen Kober; dann wurde noch das nöthige Geld für den Ankauf des Holzes hervorgeholt, und nun ging's klingernd und klappernd bei sternenheller Nacht dem schönen Harze zu. Da legte ich mich wohl rücklings auf den Wagen und starrte hinauf zu den zahllos flimmernden Lichtern am Himmel und sah die Sternschnuppen hierhin und dorthin schießen, bis die Sonne sich erhob. Da waren wir in den Vorbergen des Harzes bei dem Flecken Endorf. Rechts und links schaut man von da in die Längsthäler hinauf, ein weißgrauer Nebel deckte noch die muntern Dörfchen, aus denen nur die Spitzen der schlanken Kirchthürme hervortraten; links sah aus der Ferne die alte Ruine, der Arnstein, herüber, von der es heißt, daß ein unterirdischer Gang nach der alten Askanierburg bei Aschersleben führe, den die Raubritter benutzt haben sollen um die Aschersleber Bürgertöchter zu entführen. Bald aber waren wir im Holze, hinter Platendorf. Nun gings rechts vom Falkenstein vorbei, und wir rasteten auf einer Försterei, auf dem „Gartenhause".

Es galt unsere Aufmerksamkeit jetzt zusammennehmen, damit wir den rechten Weg nicht verfehlten: denn der fing bereits an, sich unter allerlei Winkeln zu theilen. Wir horchten den fernen Schlägen der Holzärte, folgten sorgsam der Richtung und waren auch bald so glücklich, unsern Platz zu finden. Ein Unterförster winkte uns heran. Ich machte meinen Handel mit ihm ab, und es ging nun hurtig an das Aufladen u. s. w. Erst spät am Abend kamen wir alle, Menschen und Pferde, verhungert und verdurstet auf unserm Hofe wieder an. Das war eine Holzfahrt in den Harz, die so viel hundert Mal von den Aschersleben Ackerbürgern gemacht war, denn seit Menschengedenken schon mußte man sein Winterholz von dort holen. Aber es sollte doch anders werden, und das kam also.

Einst sollte, ich glaube es war im Jahre 1828, dicht bei Aschersleben, auf der sogenannten „Höhe" für häusliche Zwecke ein Brunnen gegraben werden. Man grub und grub und kam statt auf Wasser, auf — Feuer, wenigstens auf Feuermaterial, auf Kohlen! Das war der Anfang der Kohlengrube bei Aschersleben. Eine Familie Douglas nahm von dem Funde feierlichst Besitz und verdankt demselben ihren nachmaligen Reichthum. Es wurden nun sogleich Bergleute herbeigeholt, Schächte angelegt und fleißig die braune, erdige Masse aus der Tiefe heraufgefördert, wobei das schöne Gerstenland durch mancherlei Einstürze verwüstet wurde. Aber — man wollte die Kohle nicht brennen! Da hatte der Eine Dies, der Andere Jenes auszusetzen; dem machte sie zu viel Schmutz, dem roch sie zu garstig, dem Dritten schwärzte sie das Silberzeug im Koffer; und nun gar die armen Bäcker! wenn die sich einfallen ließen, ihre „Semmeln" mit Braunkohle auszubacken, dann glaubte Keiner sie genießen zu können. So blieb das eine ganze Weile. Allein das Holz wurde immer theurer; man mußte es immer tiefer aus dem Harze holen, und die Stellen, wo man sich aus dem Forst trocknes Winterholz umsonst holen darf, so viel's beliebt, am Brocken, die lagen doch den Aschersle benern zu weit ab. Die Forstverwaltung wollte endlich nicht einmal für Geld Holz herausgeben, denn den auf Holzkohlen angewiesenen herrschaftlichen Hütten fing es bereits an mit dem Schmelzmaterial knapp zu werden, da blieb denn nichts weiter übrig, als sich, wohl oder übel, an Geruch, Schmutz u. s. w. zu gewöhnen. Der Torf, welcher bisher noch Concurrenz gemacht hatte, trat gegen die Kohle, weil sie doch mehr Hitze gab, zurück, und so wurde sie bald ausschließliches Brennmaterial. Aber die Sache ging noch weiter.

Digitized by Google

Der vortreffliche Boden der dortigen Feldmarken hatte längst bei Magdeburger Rübenzuckerspekulanten die Lust rege gemacht, in diesen Gegenden für ihren Rübenbau Ländereien zu erwerben. Wurzelgewächse aller Art waren ja hier seit undenklichen Zeiten gebaut, namentlich gelbe Mohrrüben, weshalb man die Aschersleberer sogar spottweise „Mohrrübenköpfe" nannte; die famose deutsche Kaffeewurzel, die Cichorie, wurde seit langer Zeit bereits mit Vortheil, jedoch unter besonderer Clausel im Pachtcontract, cultivirt. Allein das hier kostspielige Brennmaterial für die Zuckerkocherei hatte die Magdeburger noch in ihren Plänen aufgehalten. Jetzt fiel diese Schranke durch das Offenliegen unermeßlicher Braunkohlenlager vollständig weg, und alsbald schoß dann auch der gewaltige Bau einer großen Zuckerfiederei aus dem Boden auf, welche die nächste Umgebung des Ortes für ihren Rübenbedarf mit Beschlag belegte. Die Aecker stiegen im Preise; der mit guten Aussichten auf Gewinn und bedeutenden Kapitalmitteln gestützte landwirthschaftliche Betrieb dieser Fabriken ließ bald die althergebrachte Culturweise des Ackerbürgers weit hinter sich; der kleine Pächter konnte so hohen Pachtzins von 12—15—16 Thlr. p. Morgen nicht zahlen, und verarmte. Es entstanden nun mit Hülfe großer Kapitalien Fabriken aller Art, Spiritusbrennereien, Cichorienfabriken, Töpfereien, Ziegeleien u. dergl., alle wurden mit Kohlen betrieben, ja schließlich wurde den Aschersleberern gezeigt, wie man gar eine schöne Kerze und ein blankes Oel aus den sonst so verachteten Kohlen darstellen könne. Es wurde eine Photogen- und Paraffinfabrik dicht bei den Kohlenschächten angelegt und die Kohlen so noch besser als durch bloßes Heizmaterial verwerthet. Das Emporkommen hat diese Fabrik besonders den rastlosen Arbeiten des Apotheker Herzer zu verdanken. — Kein Wunder also, daß der allgemeine Wohlstand dieses Landstrichs sich in kurzer Zeit mächtig hob, und daß die Stadt sich dermaßen erweiterte, daß ich nach 20 Jahren kaum wieder erkannt hätte, daß es Aschersleben noch sein dürfte. Neue Kohlenschächte waren in großer Menge angelegt, besonders in der Richtung von Ost nach West, den Rand des Frohser Seebeckens entlang, gegen Königsaue zu und andererseits nach Mehringen, also gegen Gr. Oschersleben und Halle zu. Hinter Gr. Oschersleben, wo die Magdeburger Bahn sich nach Halberstadt und Braunschweig gabelt, ist ein zweiter Punkt, an welchem sich der Kohlenbergbau mächtig entwickelte: Hornhausen. Als ich im Jahre 1846 zuerst in diese Gegend kam, waren zwei unbedeutende Schächte in Betrieb; jetzt aber zählt man vom Windmühlenberge hinter dem Dorfe (von 2600 Einwohnern) wohl an 12 Braunkohlenschächte auf der Größe von einer Quadratmeile, jeder durch einen mächtigen Dampfschornstein angedeutet.

Es dürfte hier vielleicht am Platze sein, über die Gewinnung der Kohle etwas beizubringen, da doch nicht Jeder gerade Gelegenheit hatte, Braunkohlenschächte zu sehen. Die Braunkohlen bilden mehr oder minder mächtige Lager unter der Erdoberfläche, meistens zwei oder drei, oft aber auch fünf, sieben und acht Schichten zeigend. Die Stärke derselben ist mannigfach wechselnd, von 1 Zoll bis 8 und 10 Fuß, aber mitunter kommen auch Schichtenstärken von 20—30 Fuß vor, solche haben natürlich keine weite Erstreckung. Ihre Verbreitung geht oft über weite Flächen, die Tiefe, in welche sie hinabreichen, beträgt oft nur wenige Fuß unter der Oberfläche, manchmal schießen sie jedoch auch jählings ein, so daß sie gar nicht mehr mit Schächten zu erreichen sind. Die tiefsten Braunkohlenschächte dürften mit Vortheil eine Tiefe von 150—160 Fuß oder 25—26 Lachter (ein Lachter = 6 Fuß 8 Zoll) nicht übersteigen, denn mit der Tiefe nehmen die Kosten der Gewinnung von Braunkohlen in steigendem Verhältniß zu. Mitunter trifft man sie schon in geringer Tiefe, und wenn sie dann in bedeutender Mächtigkeit vorkommen, so ist es oft gerathen, sie durch Tagebauten, also eigentliche Braunkohlengruben zu gewinnen. Im Gegensatz dazu steht der Tiefbau. Verglichen mit den Verhältnissen eines Silberbergwerkes, ist natürlich eine Braunkohlengrube ein Maulwurfsbau gegen einen Fuchsbau. Die Kohlenschächte haben durchschnittlich

Digitized by Google

nur die Tiefe eines respectabeln Ziehbrunnens. Silber- und Kupferbergwerke gehen zu einer Tiefe von 2000 Fuß. Die Harzer Bergwerks-Anlagen haben die Arbeit vieler Jahrhunderte in Anspruch genommen; der Goslarer Bergbau reicht sogar bis ins 9. Jahrhundert zurück. Eine Braunkohlengrube dagegen kann in einem Zeitraume von 20—30 Jahren völlig ausgeräumt und abgebaut sein, so daß man sich ein anderes Terrain suchen muß. An das Grubensteigen der weitläufigen und tiefen Harz-Bergwerke, welches oft 3—4 Stunden in Anspruch nimmt, gewöhnt, war mir die dürftige Tiefe beim Befahren der Braunkohlenschächte anfänglich förmlich unangenehm, es war mir dabei zu Muthe, wie Jemandem, der im Dunkeln von einer Treppe herabkommend, in der Meinung, es sei noch eine Stufe, plötzlich auf den Boden aufstößt; die Strecken sind schmutzig, dürftig, unbehaglich und mitunter gefährlich.

Am deutlichsten ist offenbar die Gewinnungsarbeit der Kohle in einem sogenannten Tagebau, und wenn man eine verständig betriebene Sand- oder Lehmgrube oder einen Steinbruch sich denkt, mit terrassenartig abdossirten Erdwänden, und sich statt der Sand-, Lehm- und Steinschichten Kohlenschichten vorstellt, so hat man ein Bild von einem Tagebau auf Braunkohlen. Ein Tiefbau dagegen ist complicirter. Dazu ist erforderlich ein Fahrschacht, ein Förderschacht, ein Wasserschacht. In letzterem befinden sich die Pumpen, welche durch Gestänge mit der Dampfmaschine verbunden und bewegt werden, um das Grubenwasser, welches im Wasserschacht auf einen Punkt zusammen geleitet ist, herauszuschaffen. In den Bau gelangt man durch Hinabsteigen auf senkrechten Leitern, „Fahrten". Daher der Ausdruck „anfahren". Da, wo eine Leiter zu Ende ist, befindet sich eine Bühne, von wo aus man eine folgende Fahrt betritt. Viele glauben, man werde mittelst eines Eimers am Seil in die Tiefe hinabgelassen, das ist aber eine falsche Vorstellung; man muß allemal zu Fuß den Weg hinab und hinauf machen. Daher ist es nicht gerathen, daß Personen, die an Schwindel leiden, die Bergwerke befahren.

Jeder, der ein Braunkohlenlager findet, kann es zu seinem Nutzen, gegen eine mäßige Abgabe an den Staat, ausbeuten. Die Erlaubniß, Kohlen zu suchen und zu bohren, erhält man durch Lösung eines sogenannten „Schurfscheins", welcher nur ein paar Thaler kostet. Man erwirbt damit das Recht, auf einem Terrain von bestimmter Größe, dem „Muthfelde" mittelst Bohrungen nach Kohlenlagern zu forschen. Werden auf diesem Felde Kohlen angetroffen, so muß der Fund dem Bergamte angezeigt werden. Binnen Jahresfrist muß nun noch ein Schacht auf die Kohlen niedergebracht sein, sonst erlischt das durch den Fund erworbene Recht. Der Bodeneigenthümer muß natürlich entschädigt werden, kann aber das Graben nach Kohle nicht hindern. Damit nun aber der Abbau in Ordnung geschehe, nicht raubbaumäßig betrieben und nur, was gerade bequem ist, herausgeholt und der Schatz, der auch nachfolgenden Geschlechtern noch zu Gute kommen soll, nicht leichtsinnig vergeudet werde, und damit endlich bei seiner Hebung kein Menschenleben beschädigt werde, so hat der Staat in weiser Fürsorge den Gruben besondere, von ihm selbst geprüfte Beamte vorgesetzt und sich überhaupt die Oberaufsicht vorbehalten. Da ist es zunächst der Steiger, welcher die Schächte anlegt. Wird die Grube in Betrieb gesetzt, so bekommt sie einen Schichtmeister, dieser hat die Leitung des Ganzen, ordnet die Anlage mit dem Steiger zusammen, führt Rechnung u. s. w. Von Zeit zu Zeit besucht der Markscheider die Werke, der sieht nach, ob Alles in Ordnung ist, er mißt ihren Grundriß, und berichtet über den Fortschritt. Der Markscheider ist der Geometer „unter Tage". Alle Vorkommnisse von Wichtigkeit müssen dem Bergamte angezeigt werden, welches für gewisse Fälle Verhaltungs-Vorschriften ertheilt.

Da die Anlage eines Kohlenbergwerks ziemlich kostspielig ist, so daß ein Privatmann es mit eigenen Mitteln nicht immer selbst bestreiten kann, so vereinigen sich für solche Unternehmung mehrere; eine solche Gesellschaft heißt „Gewerkschaft." Die eigentlichen Bergleute

Digitized by Google

aber, die Arbeiter und Beamten einschließlich Schichtmeister und Steiger bilden die Knappschaft, welche durch besondere Kassen, zu denen jeder pro rata seinen Beitrag giebt, für ihr gegenseitiges Wohlergehen Sorge tragen.

Das Institut der Bergleute ist vielleicht das einzige, welches sich sowohl nach seiner innern Organisation, wie in seiner äußeren Erscheinung, unberührt vom Wechsel der Zeiten und Moden, unverändert und originell erhalten hat.

Auch in der äußern Erscheinung seiner Zugehörigen hat es sich der Mode entzogen und sich in seiner ganzen Originalität und Naturwüchsigkeit erhalten. So ein Bergmann in vollem Sonntagsstaat ist eine hübsche Erscheinung: ein wollener Kittel wird von dem breiten Gurt des Hinterleders durch eine blanke Schnalle zusammengehalten, im Arme trägt er die blitzende Keilhaue, auf dem Kopfe den hohen Schachthut mit goldner Litze, einer Mauer-Krone, umzogen und das Zeichen von Fäustel und Schlägel in Metall daran. So tritt er grade, stramm und ernst einher und bietet dir treuherzig sein „Glück auf!“

Es ist aber auch wohl klar, daß die einsame Arbeit in schweigsamer gefahrvoller Tiefe von nachhaltigem Einfluß auf den Character des Mannes sein muß, und wirklich findet man unter den Bergleuten viel wahrhaft gottesfürchtige Menschen, war doch auch Luthers Vater ein Bergmann. Und könnte es wohl anders sein? In der Tiefe zwischen mächtig überlastenden Erdmassen ohnmächtig eingeschlossen, kann es nur Gottes Schutz sein, der seine Tage hoch kommen und glücklich ihn Morgens und Abends seinen gefährlichen Weg gehen läßt.

Diese gesetzte Frömmigkeit hindert aber den Bergmann doch nicht, zu rechter Stunde auch einmal heiter und lustig zu sein; das kann man beobachten zur Zeit der Freischießen im Harzer Lande, die hier mit althergebrachtem Eifer gefeiert werden. Da siehst du die Bergleute als die munterſten Tänzer, und ihre musikalischen Collegen werden nicht müde, ihnen bis tief in die Nacht aufzuspielen. —

Jedenfalls werden die Leser nun begierig sein, zu erfahren, welchen Pflanzen die Braunkohle ihr Dasein verdankt. Ihre holzartige Structur ist außer allem Zweifel. Als man bei Grabung des artesischen Brunnen auf dem Hofe des Königlichen Regierungsgebäudes zu Bromberg auf Braunkohlen stieß, wollten die Arbeiter sie nur für einen alten Eichenstamm halten. Die Braunkohlenlager sind nichts anderes, als verschüttete Waldbäume aus dem Geschlechte der Laub- und Nadelhölzer. Man könnte das bezweifeln, wenn nicht in den sie bedeckenden Thonschichten sich wohlerhaltene Blätter dieser Bäume fänden. Professor Göppert in Breslau hat einen ganzen Atlas solcher Braunkohlenpflanzenblätter herausgegeben, und ich habe selbst in der Nähe von Bromberg im Braunkohlenthone ausgezeichnete Blattabdrücke von Ulmen-, Platanen- und Buchenblättern, ähnlichden noch jetzt lebenden, beobachtet. Eine mikroskopische Betrachtung der wohlerhaltenen Holzzellen von Braunkohlen zeigt auch ganz deutlich die nur den Nadelhölzern eigenthümliche Gefäßbildung.

Der kostbare Bernsteinharz steht gewiß in Beziehung zu diesen Bäumen und mag aus einzelnen ausgeflossen sein. — Ich ließ einst auf einer im Auftrage des bromberger landwirthschaftlichen Centralvereins gemachten geognostischen Wanderung im Posen'schen bei Gembicz-Hauland, 2 Stunden südwestlich von Czarnikau, eine alte Bernsteingrube öffnen. Es zeigten sich im nassen Sande 4 Fuß unter der Oberfläche merkwürdige, zähe Baumreste von eigenthümlicher, netzförmiger Oberfläche, durch gewaltige Kraft gleichsam über der Wurzel abgedreht; im Sande dazwischen lagen kleine Bernsteinkörnchen, und aus der Grube drang ein betäubender Dunst, wie wenn ein tausendjähriges, feuchtes Grab geöffnet wird. Diese Reste zeigten das Anstehen von Braunkohlenlagern an.

Ich befand mich hier in dieser melancholisch schweigsamen Niederung des Weinachtließes am Sarge einer wohlerhaltenen, vorweltlichen Leiche eines Baumes, der vor Tausenden von Jahren hier fröhlich blühte. — — —

Digitized by Google

Wer hätte nicht schon mal ein Stück Torf in der Hand gehabt, denn Torf giebt es fast aller Orten in unserem deutschen Vaterlande. Daß er ein Pflanzenproduct ist, das weiß Jeder; welchen Pflanzen er aber seinen Ursprung verdankt, darüber ist wohl Mancher noch im Unklaren. Die Vegetation des Torfs erinnert lebhaft an die Kindheit unserer Erde, und in aller Stille vollzieht sich noch heute ein Prozeß ähnlich dem, welcher den gewaltigen Steinkohlenlagern ihr Dasein gab. Der Torf wächst, die Braunkohle nicht; der Torfgräber weiß das, darum läßt er beim Abstich auch gleichsam die Wurzeln stehen; aber er wächst nicht an allen Orten. Der Torf liebt ruhige Wasserdecken, stagnirende Wasser; daher sucht er die Niederungen der Flüsse mit schwachem Gefälle, oder einsame Ebenen in feuchten Gebirgen; wir treffen ihn also in den Niederungen an der unteren und mittleren Oder, an der Warthe, Netze, am Ausfluß der Weichsel und der Weser, an der Elbe und an der Havel und deren seenartigen Erweiterungen, aber auch hoch oben auf dem Brockengebirge, wo früher gar eine Glashütte mit Torf betrieben wurde. An den Küsten von Ostfriesland dehnen sich gewaltige Torfmoore aus, im Hannoverschen und Oldenburger Lande giebt es meilenlange Torfbrüche, die ihr melancholisches Schweigen der ganzen Gegend aufdrücken. In einem ausgedehnten Torfmoor läßt kein Vogel sich hören, kein warmblütiges Thier wagt sich auf seine schwankende Fläche; manch flüchtiger Hirsch ist schon im Bruche jämmerlich verendet. Und der Wanderer, der in dunkler Nacht sich in einen Moorbruch verirrt, ist meist verloren. In Aschersleben ist ein Glöcklein im Thurm, das wird die ganzen Wintermonate um die siebente Abendstunde geläutet. Man erzählt, eine Gräfin habe dies Legat gestiftet, weil sie auf wunderbare Weise aus dem See-Bruche, wohin sich ihr Wagen verirrt, durch das fernherschimmernde Licht des hohen Kirchthurms gerettet sei. In einen Moorbruch zu fallen ist gefährlicher wie in Wasser, denn da ist kein Schwimmen möglich; die schlammige Masse hemmt jede Bewegung, sich daraus zu heben, man sinkt immer tiefer, die Füße sind wie gefesselt, und wenn nicht schnelle Hülfe kommt, schließt sich das schwarze Grab über dem Kopfe. Es wird erzählt, daß, als die Engländer Irland unterwarfen, einst viele hundert stattliche Ritter in einem Torfbruche elendiglich umkamen, wohin sie die fanatischen Iren treulos geführt hatten. Genug, die Torfgegenden sind nicht der Menschen Freund, denn wer nur in der Nähe derselben zu wohnen verurtheilt ist, wird das Fieber nicht los. Die Oldenburger Bauern haben wohl stets ihre Chinapulver stärkster Dosis in der Tasche, um sich vor dieser lästigen Krankheit zu schützen. Die Sterblichkeit unter Thieren und Menschen in Torf- und Marschengegenden ist sehr groß. Doch verlassen wir dies düstere Bild, und wenden vielmehr unsere Aufmerksamkeit der Entstehung der Torfbrüche zu. Es liebt, wie gesagt, der Torf die Nähe langsam dahinschleichender Flüsse, aber er verschmäht auch die kleinsten Fließniederungen nicht; wer irgend in unserem norddeutschen Vaterlande herumgekommen, wird ihn überall beobachtet haben. Viele Wiesen liegen auf Torfgrund, aber der Landwirth liebt die Gräser desselben nicht, denn sie sind sauer, sie werden auch vom Vieh verschmäht, weil es wohl merkt, daß es von ihrem Genuß krank wird. Ich habe hin- und wieder an kleinen Fließniederungen, welche zur Netze abfallen, Torfbrüche gefunden, die im Sommer trocken lagen. Da hatte sich denn eine seltene Torfsorte gebildet, der Papiertorf. In ganz dünnen Lagen, wie die Blätter eines Buchs, lagen die Vegetationen einzelner Jahrgänge über einander, die Früchte der Torfpflanzen immer dazwischen.

Im Allgemeinen beginnt die Bildung eines Torfbruches folgendermaßen: Auf der Oberfläche eines stagnirenden Wassers breiten sich zunächst Wasserpflanzen, die ihre Wurzeln in der Tiefe haben, mächtige Teichrosen, Wasserscheeren mit ihren markigen Wurzeln, aus. In das Innere der Wasser ziehen nach allen Seiten hin grünliche Fäden der Algen oder Charen, die Wasserlinsen überziehen in dichter Decke den noch übrigen Spiegel, der Wind weht nun Staub und Blätter auf diese Flächen, und bald wachsen parasitisch die ersten kleinen Torfpflänzchen, die eine Moos-

Digitized by Google

art sind, auf der schwimmenden Decke. Nun ist ein Jahr vorbei, die Pflanzen desselben sterben ab aber verwesen nicht, vermodern nur, denn das Wasser läßt die Luft nicht ihren zerstörenden Einfluß auf ihre Reste ausüben; aber das nächste Jahr läßt neue und andere entstehen, welche auf den dunkelbraunen Resten der vorigen Vegetation ihre Wurzeln treiben. So gehts weiter, die Decke wird immer stärker, sinkt immer tiefer in das Wasser, die in der Tiefe wurzelnden Pflanzen können endlich nicht mehr durchdringen, sie vermodern. Daher findet man auch noch die Stengel der Teichrosen in dem Moore, weil sein Wasser sie gleichsam zu Mumien conservirt, erhalten hat. Daß Torf entstehen kann, daß sich in ihm die Reste vieljähriger Vegetationen ihrer Hauptmasse nach erhalten finden, das ist nur der, die Pflanzenstoffe gleichsam balsamirenden, Kraft des Wassers zuzuschreiben. Auf der schon festeren Decke finden sich nun auch wohl holzige Pflanzen ein, die Sumpfweiden; ihr Dasein ist indeß nicht von langer Dauer, denn bald werden sie von den Torfmoosen gleichsam erstickt, und die ganze Bruchfläche liegt endlich in völlig gleichförmiger Oede da. Nun kann es aber sich ereignen, daß durch Fluthen neue Wassermassen mit Schlamm, Sand, Thon über diese Flächen getrieben werden. Dann wird der alte Torfmoor begraben und zusammengedrückt, in dem drüber stehenden Wasser beginnt aber eine neue Torfbildung, ganz auf dieselbe Weise wie früher, bis auch sie vielleicht einem heftigen Sturme erliegt, oder ungestört sich wieder zur Einöde ausbildet. So wird dem Menschen ein unermeßlicher Schatz an vegetabilischen Stoffen erhalten, den er als Brennmaterial benutzen kann, und zahllose Hände sind daher von der Mitte des Jahres ab beschäftigt, diese Materialien aus der Erde heraufzuholen.

Der Torf wird entweder gegraben, man nennt das „Stechen" oder gefischt, d. h. „gebaggert;" dies letztere geschieht, wenn die Torfmasse schlammartig im Wasser liegt. Das Torfstechen nimmt man natürlich zur trockenen Zeit, also im Sommer vor, dann ist man am wenigsten vom Grundwasser beeinträchtigt; die heiße Sonne des Sommers ist aber auch nöthig um ihn trocken zu machen, dies geschieht so, daß die frisch ausgestochenen Ziegel auf Rasen ausgebreitet werden, dann setzt man sie zu 3, 4 oder 6 in kleine Häufchen, endlich gegen den Herbst packt man dieselben in große Haufen oder fährt sie ein. Der Torfsorten giebt es sehr verschiedene, Faser-, Blätter-, Moortorf u. dergl., als Feuermaterial haben sie verschiedenen Werth, welcher besonders durch großen Aschengehalt herabgedrückt wird. Die Tiefe, bis zu welcher der Torf angetroffen wird, ist natürlich durch lokale Verhältnisse bedingt, aber er erreicht mitunter eine Mächtigkeit von 20, 30, ja 50 Fuß, und es läßt sich daraus wohl abnehmen, daß Jahrtausende dazu gehören mußten, um ihn zu dieser gewaltigen Ausdehnung anwachsen zu lassen. Und sicher haben manche unserer norddeutschen Torfmoore dies Alter, denn man fand darin Menschen- und Kleiderreste, welche der ersten geschichtlichen Zeit Deutschlands angehören. Man benutzte nämlich zu Tacitus Zeit den Torfmoor zur Richtstätte, indem man die Verbrecher hineinstieß, und sie mit Hürden überdeckte.

In den Gegenden nun, wo das Holz selten und der Torf häufig ist, an der Küste der Nordsee namentlich, ist natürlich der letztere das ausschließliche Brennmaterial. In der Bremer Gegend findet man also eiserne Oefen, große pyramidenförmige Kolosse von dickem Gußeisen, die Wände so schwer und stark, daß sie sehr wohl als Wärmeconservoir dienen können. Das Torffeuer geht in den Bremer Häusern im Winter selten aus, es muß immer langsam nachgelegt werden. Der Torfkorb aus lackirtem Eisenblech steht den ganzen Winter durch mit Torf gefüllt in der Stube, die Fenster sind fest eingesetzt, nicht zum Herausnehmen: wird es also dunstig in der Stube, so wird nur die Luftscheibe geöffnet. Das Kochen auf dem Heerd geht natürlich langsam, aber man weiß trotzdem auch einen Braten braun zu bekommen, indem man oben auf den Deckel des Topfes glühende Kohlen auflegt.

Zwischen feste Schichten eingeschlossen liegt im Schoß der Mutter-Erde indeß ein kostbareres Material noch als Braunkohle und Torf, „die Steinkohle", welche aller Wahrscheinlichkeit nach

Digitized by Google

noch viel entfernteren Jahrtausenden angehört, als die Braunkohle, denn felsenharte Sandschichten und Schieferthone schließen die Reste von organischen Stoffen ein, so, daß ihre pflanzliche Natur vollständig verwischt ist und nur das Mikroskop uns zu sagen vermag, daß auch sie Zellenbildungen des Pflanzenlebens ihren Ursprung verdanken. Da die Steinkohlen einer früheren Erdrevolutionsperiode angehören, als die Braunkohlen, so ist wohl denkbar, daß an derselben Stelle, wo diese vorkommen, auch in der Tiefe die schwarzglänzende Steinkohle eine Lagerstätte gefunden hat; aber Braunkohle kann nie, wie wohl Manche glauben, in Steinkohle übergehen, auch wenn sie noch so lange liegt; das wäre gerade ebenso, als wenn man sich einbilden wollte, Holz, wenn es nur recht lange in der Erde liege, werde Torf werden. Nur wo die festeren Gebirgsmassen in unserem Vaterlande zu Tage treten, kann man auch Kohlenschichten beobachten. Wer also irgend einmal durch Westphalen über Dortmund nach Düsseldorf gefahren, dem werden, wenn der Dampfwagen zwischen durchsprengten Felswänden hinrollte, doch im Fluge die schwarzen Schnüre und Bänder kohligen Gesteins aufgefallen sein, die sich hier hin und wieder aus der Tiefe heraufwinden. Diese Lagerungsweise der Kohlen, dieses Abwechseln mit dünnern oder mächtigern Gesteinsschichten ist aber gar nicht unähnlich dem Wechsel von Sand und weichen Thonen mit Braunkohle. Daß die Steinkohle eigenthümlichen Pflanzenspezies, wie sie nur noch in den Tropen beobachtet werden, und von denen wir hier im Norden höchstens die Farrenkräuter als Beispiel haben, ihren Ursprung verdanken ist außer Zweifel, denn Reste von Pflanzen finden sich in den sie begleitenden Schiefern, in den deutlichsten Abdrücken erhalten; die Fische der damaligen Meere und die Thiere des Landes, Reptilien, finden sich gleichfalls in den festen Schiefern zu Stein erstarrt.

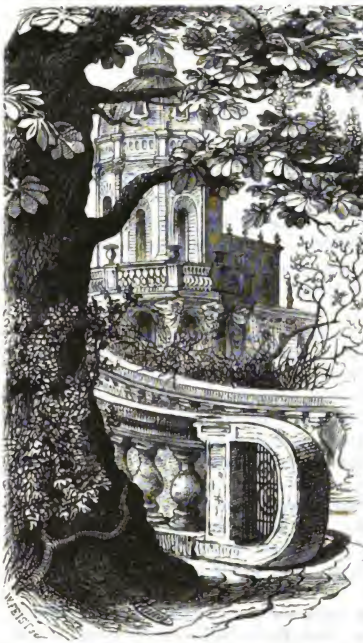
Das ist nun das Material, dessen man sich besonders in den westlichen Provinzen unseres Vaterlandes bedient, mit dem man nicht allein Dampfmaschinen heizt und Ziegel brennt, sondern auch die Speisen kocht und die Stuben heizt. Wer daher nach dem Rheinland zieht, der muß lernen, wie man mit der Steinkohle umgeht, denn es ist nicht einmal ganz leicht, überhaupt damit nur Feuer zu bekommen. Im Bergischen Lande bedient man sich zum Feuer-Anmachen der Lohkuchen, die werden auf den Rost gebracht und angezündet, dann schüttet man Kohle auf und wartet nun ab, bis die Gluth durchschlägt, dann werden noch mehr Kohlen aufgeschüttet. Die Kohlenzange und Feuerkrücke, hin und wieder auch der Blasbalg müssen helfen. In den Zimmern stehen eiserne, blank-gescheuerte und geschliffene Kanonenöfen, daneben der eiserne Ofenschirm und in einem kleinen Becken ein Vorrath von völlig in Wasser schwimmenden Kohlen; tropfnaß müssen sie in den Ofen kommen, denn nur so brennen sie sparsam und geben gute Hitze. Eine originelle Manier wird beim Ziegelbrennen beobachtet, da werden die Lehmsteine immer abwechselnd mit dünnen Kohlenschichten locker aufgebaut zu mächtigen Haufen, gleichsam, als sollte ein babylonischer Thurm angefangen werden. Nun steckt man die Kohlen der untersten Schicht an und läßt das Feuer sich allmählig durch die ganze Masse verbreiten, was natürlich sehr lange dauert; wenn das geschehen ist und der Brand kalt geworden, wird der Haufen auseinander gerissen, die gut gewordenen Steine werden ausgesucht und das nur Halbgebrannte wird auf die Wege gefahren, um ihnen Festigkeit zu geben. So in alle Wege und bei jedem Brennmaterial

„Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft."

Digitized by Google

Die Roßkaſtanie.

Ein Frühlingsbild von H. W. Herzer.



„Schön im Feierſchmucke lächelt
Hold und bräutlich die Natur;
Blumen weh'n, vom Belt gefächelt,
Gelb und roth auf grüner Flur;
Um die kleinen Neſter hüpfend,
Singt der Vögel Chor im Hain;
Und der kalten Tief' entſchlüpfend,
Spielt der Fiſch im Sonnenſchein.

Blau und golden ſchwebt der Aether
Im bebüſchten Gartenteich;
Bäume, weißer hier, dort röther,
Spiegeln ihren Blüthenzweig.
Durch die Blüthen, durch das grüne
Blumenthal, vom Sonnenſchein
Ueberſtrahlet, ſummt die Biene,
Sammelt ſüßen Nektar ein."

Hölty.

Die Abhängigkeit von der Natur, in welcher wir Menſchen nach einer ewigen Ordnung der Dinge im Allgemeinen ſtehen, und um derentwillen wir, um uns ſelbſt zu begreifen, gar oft auch einen Blick auf die Natur werfen müſſen, hat ſich doch nach und nach auf einzelnen Punkten in eine Abhängigkeit der Natur vom Menſchen verwandelt. Der unorganiſchen Welt gegenüber ſcheint dieſes Verhältniß zwar niemals eintreten zu können, aber in der Thier- und Pflanzenwelt hat es ſich mehrfach verwirklicht. Organismen, welche ſelbſt erſt das Daſein der Menſchheit bedingten, ſehen gegenwärtig ihre eigene Erhaltung in die Hand des Menſchen gelegt. Es ſind das die Hausthiere und Kulturpflanzen, die ja zu einem großen Theile aufgehört haben, als wild und ſelbſtwüchſig die Erde zu beleben, und das ſeit ſo langer Zeit, daß wir ihre urſprüngliche Heimath oft nicht einmal mehr zu nennen im Stande ſind. Noch immer iſt der Menſch von ihnen abhängig, aber indem er auch wieder für ihre eigene Fortdauer zu ſorgen hat, erſcheint er nun mehr als je auf ſich ſelbſt geſtellt. Es iſt, als hätte die Natur nur ſo lange allein für ihn ſorgen, zugleich aber auch ihn in

Digitized by Google

strengster Abhängigkeit von sich erhalten wollen, bis er menschliche Befähigungen und Tugenden genug in sich entwickelt hätte, um als Preis derselben ein größeres Maaß von Freiheit und selbst ein Stimmrecht im Haushalte der Welt beanspruchen zu dürfen. Es möchte dieses Verhältniß des Menschen zu seinen Hausthieren und Culturpflanzen mit zu den Dingen gehören, welche bekunden, daß Natur und Menschengeist aus Einem Gusse sind, und durch beide derselbe göttliche Odem schaffend und ordnend hindurchweht.

Das fragliche Verhältniß hat keineswegs schon seinen Abschluß erreicht; seine Entwickelung dauert fort, und einen wesentlichen Zug in derselben bildet das Trachten der Völker, die organische Natur ihrer Heimath durch Erzeugnisse anderer Erdstriche dauernd zu ergänzen, indem letztere fort und fort aufgesucht, geprüft und je nach Wunsch und Möglichkeit auf den heimischen Boden, in die Umgebung des heimischen Heerdes versetzt werden. Nicht immer blos das Nahrungsbedürfniß ist es, was hierbei leitet: der Mensch verlangt noch etwas mehr, als das tägliche Brod, um sich ganz als das zu fühlen und geltend zu machen, wozu ihm Anlage und Beruf ward; und namentlich in Rücksicht der Pflanzenwelt gründet sich recht oft sein erwähntes Trachten nicht auf jene niedere Bedürftigkeit, sondern auf ein rein dämonisches Verlangen des Gemüths und der Phantasie, so daß wir auch dabei wieder inne werden, daß aus der ganzen Natur ein dem unsrigen verwandter Geist uns sein Dasein und seine Sympathie zuflüstert.

Diese Bemerkungen drängten sich uns auf, indem wir uns anschickten, einen Baum zu betrachten und zu schildern, auf welchen das zuletzt Geäußerte seine volle Anwendung findet, und der auch wohl allen unsern Lesern einigermaßen bekannt ist, nämlich die zur Verschönerung unserer deutschen Heimath aus Asien nach Europa verpflanzte Roßkastanie. Wir wollen uns jetzt diesem Baume selbst zuwenden.

Die Roßkastanie (Aesculus Hippocastanum L.) hat ihre wahre Heimath in Tibet und dem nördlichen Indien und gelangte erst im Jahre 1575 durch den kaiserlichen Gesandten David Ungnad in Konstantinopel an den berühmten, rastlos thätigen Botaniker Karl Clusius (Charles de l'Ecluse) in Wien, der sie mit Erfolg kultivirte. Sie ist damit den übrigen Arten ihres Geschlechts, die sämmtlich Bürger Nordamerika's sind, und von welchen sie also auffallend weit getrennt lebte, auch räumlich wieder näher gerückt, und theilt in beiden Beziehungen ganz dasselbe Schicksal mit dem Wallnußbaume, der jedoch weit früher, als sie, seine Reise aus Persien nach dem Abendlande antrat. Beide sind jedenfalls die stattlichsten von allen ausländischen Bäumen, die bei uns eine weite Verbreitung gefunden haben, und beide erscheinen gegenwärtig in Deutschland fast als einheimisch. Zum Kreise der Ahorngewächse gehörig, hält die Roßkastanie in ihrem Wärmebedürfniß zwischen den Ahornen im engeren Sinne, die noch genügsamer auftreten, und den übrigen, meist tropischen Gliedern des Kreises die Mitte.

Clusius verließ 1588 Wien, ohne an seinem nun zwölfjährigen und zwei Klafter hohen Pfleglinge schon Blüthen erblickt zu haben. Nach Paris kam die erste Roßkanie, und zwar ebenfalls aus der Levante, erst 1650.

Aehnlich wie bei der Linde pflegt der Stamm der Roßkastanie sich früh zu verzweigen, aber bei längerem Wachsthum erheben die ältesten Aeste sich zu einer bedeutenden Höhe, übertreffen das Maß des Stammes um das Sechs- und Achtfache und bilden so die Träger eines großartigen Laubdoms. Die jüngeren, angenehm braun gefärbten Zweige überzieht eine glatte, nur mit wenigen korkigen Höckerchen (Lenticellen) bestreute Rinde; der Stamm und die älteren Aeste dagegen erhalten durch die in ihrer Rinde mehr und mehr zunehmende Korkbildung ein rauhes, rissiges Ansehen, wenn auch nicht in gleichem Grade, wie ein Eichenstamm. Bei unverkümmerter Entwickelung stellen sich die Zweige einander genau gegenüber, jedoch so, daß die nächst höhere der dadurch entstandenen Gabeln mit der vorigen stets ein Kreuz macht. In jedem Alter des Baums, besonders aber im früheren, haben die Zweige

Digitized by Google

etwas Starres, Sperriges, man möchte sagen, Massives; ihre Glieder sind ungewöhnlich lang und dick, und selbst das Hervortreten von Blättern und Knospen an ihrer Seite vermag sie nicht aus ihrer geraden Richtung abzulenken. Erst das aufhörende Wachsthum der Spitzen, wenn diese einen Blüthenstrauß trugen, und die dadurch erzwungene Seitenschwenkung der Vegetation; das Fehlschlagen oder spätere Verlorengehen einzelner von den gabelig angelegten Trieben und das Wiederemporstreben der Spitzen zum Lichte, nachdem die Schwere den gewichtigen Zweig herabgebogen hatte, läßt bei älteren Individuen jene geraden Richtungen in mehr gekrümmte, jene Starrheit in eine etwas freiere, rundere Bewegung übergehen. Aber ein leichtes Flattern, ein graziöses Wogen und Wallen der Zweige, wie Buche, Linde und Birke es zeigen, bleibt für die Roßkastanie unmöglich, und wenn jene Bäume bei losbrechendem Sturme ihr bewegliches Zweig- und Laubwerk unbeschädigt auf den Luftwellen dahintreiben lassen, so setzt sich die ungeschmeidige Roßkastanie der ganzen Wucht des auf sie einstürzenden Elements aus und erleidet fast jedesmal an Zweigen und Blättern bedeutende Havarie.

Wir wollen schon hier hervorheben, daß der ganze Typus der Roßkastanie auf einer eigenthümlichen Verbindung von Einfachheit und Fülle beruht. Diesen Baum, möchte man sagen, hat die hohe Meisterin Natur im Lapidarstyl gedacht und mit Kapitalschrift ausgeprägt. Die sämmtlichen Zweige, Knospen und Blätter einer Linde oder Birke zu zählen, wäre ein langes Geschäft; bei der Roßkastanie käme man weit eher damit zu Stande. Dagegen sind die Formen der Orientalin im Einzelnen voll, üppig, prunkhaft. Schon im Frühling vor erfolgter Belaubung steht sie mit ihren schwellenden Knospen neben unsern übrigen Bäumen da, wie ein Millionär unter armen Leuten. In einer einzigen von ihren blühbaren Knospen fänden hundert andere Baumäuglein Platz, und auch das Harz, welches reichlich aus den breiten Schuppen hervorquillt und dem ganzen Oval der Knospe eine strahlende, die Farben hebende Politur verleiht, macht den Eindruck eines Ueberschusses von Stoff und Kraft.

Eine Blüthen versprechende Knospe steht immer auf der Spitze eines Zweiges; meist nahe unter ihr noch zwei andere, die sich aber nur zu beblätterten Aestchen entwickeln, und von denen häufig noch die eine verkümmert. Zuweilen schlafen beide bis ins nächste Jahr und erzeugen dann erst unter der vernarbten Basis des vorjährigen Fruchtstiels eine die Zweigbildung fortsetzende Gabel.

Diese mächtigen Knospen der Roßkastanie sind recht dazu gemacht, uns mit Bequemlichkeit einen Blick in ihre Anlage und Oekonomie thun zu lassen. Wir brauchen sie nicht einmal in die Hand zu nehmen, sondern nur vom Wege aus ein wenig seitwärts hinauf zu blicken, um Zeuge der verschiedenen Operationen zu werden, durch welche diese Knospen sich weiter zu helfen und aus dem Winter in den Frühling zu kommen suchen. Sechs bis acht Paar in Kreuzstellung, wie die vier Zipfel eines Briefcouverts, auf einander folgende Schuppen, die untersten kurz und halbkreisförmig, die oberen schmaler und länger, alle von hornartiger Härte und Steifheit, bilden eng zusammenschließend das Bollwerk, worin Blätter und Blüthen den Winter hindurch auch den heftigsten Angriffen der Witterung widerstanden haben. Die Zusammenfügung der Schuppen ist eine planmäßige und wohlberechnete, indem jede derselben auf der einen Seite von ihrer Nachbarin bedeckt und festgehalten wird, auf der andern aber das Gleiche für die nächste Schuppe leistet. Die vier höchsten aber ketten sich noch durch einen ihre Ränder-bewimpernden Fadenbesatz auf das Festeste an einander. Endlich jedoch kommt der deutsche April. Es wird in den Knospen lebendig; sie dehnen und strecken sich; alles an ihnen, auch das Harz der Decken, kommt in Fluß, und jede Schuppe bemühet sich, ihrer Länge am unteren Ende ein Stück hinzuzusetzen. Durch diese kostbare Eigenschaft des Knospenkleides, die auch manchem Menschenkinde dienen könnte, mit seinem Inhalte nämlich mitzuwachsen, genießen die jungen Blätter und Blüthentrauben

Digitized by Google

noch lange einen kräftigen Schutz gegen Rückfälle der Kälte. Bald biegen sich die unteren Schuppenpaare von den übrigen weit zurück, und oben schiebt sich ein grüner Kegel hervor; bald haben auch die höchsten und längsten Schuppen nur noch das Maaß des Blattstiels, der jetzt als der erste den von ihm getragenen Blattkörper über die Zinnen der Knospe herausklappt, und nicht lange, so folgt dem ersten Blatte das zweite, dritte, vierte, und die zolllange Blüthentraube, vorher von dem grünen Dache der zusammenneigenden Blätter bedeckt, steht enthüllt vor uns.

Noch lange nach dem Aufbrechen der Knospe kann man die Reihenfolge, in welcher sich die vier um die Traube stehenden Blätter entwickelten, an der verschiedenen Länge der Blattstiele erkennen und sich überzeugen, wie das Wachsthum von unten nach oben fortschritt, und auch nicht einmal zwei zu demselben Paare gehörige Blätter, sich gleichzeitig ausbildeten. Die obersten Deckschuppen der Knospe geberden sich zuweilen so, als wollten sie sich zum Range vollständiger Blätter aufschwingen, indem sie auf ihre Spitze wirklich kleine, grüne Blättchen aufsetzen. Man sieht daraus, daß die Knospenschuppen die Bedeutung veränderter Blattstiele haben.

Alle Theile des jungen Blattes sind anfangs mit einem langen, dichten, zuerst weißen, dann sich rostgelb färbenden Filze bedeckt, der aber endlich verloren geht. Daß die Blattscheibe nicht einfach ist, sondern aus sieben Einzelblättern besteht, wird in diesem Zeitpunkte nur von dem Aufmerksamen wahrgenommen; denn jedes Theilblättchen ist seiner ganzen Länge nach zusammengefaltet und dann mit den benachbarten durch den erwähnten Filz eng zusammengefügt. Erst allmälig trennen sie sich, indem sie auch sich selbst mit ihrer vollen Fläche auseinander breiten und die feineren, in der Richtung der Seitennerven vorhandenen Fältchen mehr und mehr glätten. Besonders überrascht wird man aber, sie alsbald auch ihre wagerechte Lage verlassen und wie in völliger Erschlaffung vom Ende des Blattstiels herabhängen zu sehen. Es ist keine Erschlaffung! Man versuche sie mit dem Finger in die vorige Lage zurückzuführen und man wird fühlen, daß sie mit einer gewissen Federkraft in der senkrechten und oft mehr als senkrechten Stellung zu verharren suchen. Diese neue Stellung hat vielleicht den Zweck, und jedenfalls den Erfolg, das junge, zarte und schon nicht mehr durch sein früheres Filzkleid geschützte Laub vor Beschädigung in kalten Nächten zu sichern, da zur Zeit der ersten Laubentwickelung bei uns, und auch wohl in der wahren Heimath der Roßkastanie, bei hellem Himmel dergleichen Fröste nicht auszubleiben pflegen, und ein wagerecht ausgebreitetes Blatt dem Wärmeverlust durch Ausstrahlung viel mehr Preis gegeben würde, als ein solches, das mit der Spitze nach unten gerichtet, seine Fläche mehr der Erde als dem kalten Himmelsraume zukehrt. Ist das Blatt erst mehr erstarkt, so nimmt es die wagerechte Lage von selbst wieder an. Der lange, kräftige Blattstiel strahlt nun in sieben schön geschnittene Theilblätter aus, deren mittelstes ihm an Länge ungefähr gleichkommt, während die übrigen sich bis zum äußersten jeder Seite hin immer mehr verjüngen. Alle schärfen sich wie lange Keile gegen das gemeinsame Centrum zu, während sie sich am vorderen Ende schnell in eine kurze Spitze zusammenziehen. Wäre ein Blatt von solcher Ausdehnung nicht maaßvoll in einzelne Elemente aufgelöst, so hätten wir einen Baum mit Lattichblättern und gewiß erschreckend schwerfälligem Aussehen vor uns; bei der Roßkastanie ist jedes Blatt ein nicht völlig regelmäßig, sondern nur symmetrisch gebildeter, um so mehr aber das Auge anziehender und fesselnder Stern.

Es hat wohl mit dem Namen der Roßkastanie nichts zu thun, kann aber doch leicht an denselben erinnern, daß der unterste, dem Aste aufsitzende Theil des Blattstiels fast zu der Form eines kleinen Roßhufes anschwillt, und daß sogar die großen, nach dem Abfallen der Blätter am Zweige entstehenden Narben nicht wenig Aehnlichkeit mit der Spur eines Roßhufes bis auf die Nägel des Eisens haben. Die letzteren werden durch die Marken der sogenannten Gefäßbündel, jener derben Zellenstränge, die gewissermaßen das Skelett des

Digitized by Google

Blattes bilden, und an jenen Stellen aus dem Zweige in den Blattstiel hinübertreten, in auffälliger Weise vorgestellt. Der Zahl der Einzelblätter entsprechend, sind gewöhnlich sieben solcher Marken vorhanden. — Der Name Roßkastanie soll nach Clusius Angabe von den Türken überkommen und daher entsprungen sein, weil man mit den Blättern dieses Baumes das Blutspeien und andere Lungenübel der Pferde heilte.

Etwa einen Monat, nachdem die Blüthentrauben der Roßkastanie zuerst sichtbar wurden, haben sich dieselben über eine Spanne hoch ausgedehnt und durch Verlängerung ihrer Aeste und Aestchen bis zur einzelnen Knospe hin gelockert. Sie bilden eine fest gefügte, gewichtige, aber durch ihre kräftige, aufrechte Haltung den Charakter des Baumes nicht verleugnende Pyramide. Indem die schwülen Lüfte eines Maitages sie umspülen und der Donner über sie hinrollt, lassen die am Grunde der Traube stehenden, grünen, fünffach ausgezackten Glöckchen die zarteren Theile der Blume aus ihrer Hut entschlüpfen. Fünf rundliche, weich gewellte, am Rande zart bewimperte Blumenblätter, auf weißem Grunde mit einem breiten rosarothen oder gelben Tüpfel bemalt, bleiben nur mit einer stiftförmigen Verlängerung in dem grünen Glöckchen des Kelchs vereinigt und breiten sich oben in eine große, nicht gar zu regelmäßige Platte aus. Aus ihrer Mitte sprühen sieben in freiem Bogen nach oben geschwungene Fäden hervor, um bald aus den braunen Kölbchen an ihrer Spitze jenen wundersamen Staub auszustreuen, der die Wiedergeburt des ganzen Gewächses zu vermitteln bestimmt ist. Ein langer, ebenfalls aufwärts gekrümmter Griffel empfängt diesen Staub und läßt ihn durch sein Inneres als feinste, nur dem bewaffneten Auge sichtbare Fäden in die stille und doch reich belebte Werkstatt hinabdringen, welche ein im Kelche eingeschlossener, weich behaarter Fruchtknoten darstellt. Nur wenige von den vielen Blüthen des Strauußes pflegen dieses erbsengroße Knöpfchen im Laufe des Sommers zu einer oft zwei Zoll dicken, grünen, mit ziemlich festen Stacheln übersäeten Fruchtkugel hervorzunähren. Wie es aber die schönsten Tage des Frühlings waren, welche die Roßkastanie zur Entfaltung ihres Blüthenschmucks lockten, so rühren die schönsten Tage des deutschen Nachsommers mit helfender Hand an die reifen Kapseln, und deren derbes Gehäuse von oben her sich spalten und die wenigen großen Samen, welche sich unter sechs ursprünglich angelegten und in drei Gemächer des Fruchthauses vertheilten Knospen an ihrem Platze behaupten konnten, ans Licht gelangen und den auf dieses Spielzeug schon wartenden Kindern in den Schooß fallen zu lassen. Durch ihre Größe eine Kinderhand füllend, gleichen die fast kugelrunden Körner in Farbe und Glanz polirtem Mahagoniholze; nur die kreisförmige Stelle, durch welche ehedem der Saftzufluß stattfand, bleibt an ihrem glanzlosen Hellbraun bestimmt kenntlich.

Diese prächtigen Früchte möchte man gern für Etwas dem Menschen recht Nützliches, oder recht Verderbliches halten; man möchte glauben, daß sie entweder ein gesunder, leckerer Bissen, oder Etwas von jenen Dingen sein müßten, die durch gleißnerischen Schein den Lüsternen zu berücken suchen, um ihn nach dem Genusse für seine Unbesonnenheit zu peinigen. Und doch sind sie das Eine so wenig wie das Andere. Ihres bedeutenden Stärkegehalts und des beigemischten Bitterstoffes wegen benutzt man sie zuweilen als ein arzneiliches Viehfutter. Ihr schmuckes Aussehen erinnert uns übrigens an die auf gleiche Art sich auszeichnenden Samen einiger der Roßkastanie nicht fernstehenden Gewächse, wie der Seifenbäume und des Herzsamens (Cardiospermum Halicacabum), welcher letztere Samenkugeln hervorbringt, die bei glänzend schwarzer Farbe mit einem weißen Herzen oder Möndchen bezeichnet sind und, auf Schnüre gereihet, wie Perlen um den Hals getragen werden.

Da die Roßkastanie ihr Bürgerrecht auf deutschem Boden einzig und allein durch das Wohlgefallen erlangt hat, womit deutsche Augen sich vor Jahrhunderten der Anschauung ihrer Formverhältnisse hingaben und noch hingeben, so wollen wir der Eigenthümlichkeit dieser anerkannten Reize noch ein Weilchen nachspüren. Wir haben schon auf den nicht

Digitized by Google

gemeinen Schnitt der großen Blätter und den in Form und Farbe mit vieler Schönheit ausgestatten Bau der einzelnen Blüthe und Blüthentraube aufmerksam gemacht. Man hat die senkrecht aufstrebenden Blüthenkegel mit Lichtflammen auf grünem Candaleber verglichen, und wir dürfen auch hinzufügen, daß von allen bei uns häufiger vorkommenden Bäumen keiner in seiner Blüthenzeit einen so feinen Teint besitzt, als der Apfelbaum und die Roßkastanie. Aber das Schöne und Eigenthümliche im Typus des letztern ist damit nicht erschöpft. Wir müssen hier wieder auf die bereits erwähnte, unsern Baum bezeichnende Verbindung von Einfachheit und Fülle zurückkommen. Seine Krone gewährt nicht den Anblick einer so reichen, oft ins Zierliche übergehenden Gruppirung wie etwa eine Linde oder Buche mit ihrem viel zarteren und bildsameren Zweig- und Blattsysteme. Ein Lindenzweig von der Größe eines einzigen Kastanienblattes läßt oft in seiner Form schon wieder eine Gliederung erkennen, die ihn für sich selbst zu einem gefälligen Ganzen macht. Eine derartige feine Ausführung fällt bei unserem Baume durchaus weg. Die Roßkastanie möchte man in Rücksicht ihrer Laubkrone mit einem Landschaftsbilde vergleichen, das seine meisten Schönheiten im Vorder- und im Hindergrunde hat. Treten wir nahe an sie heran, so sind es hauptsächlich die einzelnen grünen Blattsterne, welche das Auge beschäftigen und erfreuen, und aus der Ferne gesehen, wird der mächtige, die Landschaft füllende Laubkörper eines alten, ausgewachsenen Baumes seinen Eindruck nicht verfehlen. Die Fülle aber, welche sich schon zur Zeit der Belaubung in den wunderbar großen Knospen aussprach, tritt namentlich in der Blüthenperiode als wahrhaft orientalischer Pomp auf. Und doch welcher Unterschied zwischen diesem Schmuck und dem mancher anderen, ebenfalls reizenden Baumgestalt! Jenes bunte, leicht durcheinander wirbelnde Gewühl von Zweigen, Blättern und Blüthen, das so vielen andern Bäumen ihre malerische Tracht giebt, weicht bei der Roßkastanie einer maaßvollen, bestimmt abgewogenen Vertheilung der schmückenden Elemente, einer Vertheilung derselben, welche an die Gesetze einer auf Hoheit und Würde gerichteten Architektur erinnert. Auf einem blühenden Kirschbaume scheint eine schlichte, schimmernde Wolke zu ruhen, ein leuchtender „Blüthendampf" umwallt ihn: die Blüthensträuße der Roßkastanie dagegen stehen um ihre Krone herum wie Bildsäulen um einen Pallast.

Und so verlangt denn unser Baum, um mit seiner ganzen schönen Eigenthümlichkeit auf uns zu wirken, auch seine besondere Stelle in der Landschaft. Die Hütte, vor welcher sich eine halb angekleidete Kinderschaar auf dem besonnten Rasen tummelt, und das Schwesterchen ihr Brüderchen wartet, mag von den Zweigen einer Linde traulich und weich umarmt werden; auf sie mag eine silberstämmige Birke ihre zarten, luftigen Zweige wie Ströme des Friedens herabwallen lassen: die Roßkastanie findet ihren Platz besser an der Seite des Pallastes, denn von ihrer Grandezza geht das Auge ungestört zu dem glänzenden Treffenrocke und den hohen, steifschäftigen Stiefeln fürstlicher Bedienung über.

Wiesbaden.

Von Eugen Kühnemann.

Auf achtundzwanzig Marmorsäulen in schwarzgrauer Farbe ruht die Galerie des großen, üppig pomphaften Saales eines Gebäudes, das sie in höchst bezeichnender Zweideutigkeit das Kurhaus nennen. Hier ist Wiesbaden, ein Badeort, zu dem die feine, nicht nur die kranke Welt zusammenströmt! Die großen Saalthüren nach dem reizenden Garten zu sind geöffnet. Ein flüchtiger Blick, den die Orangenbäume vor Thür und Fenstern aufhalten,

Digitized by Google

ruht auf dem von lieblichen Promenaden begrenzten Teiche, in dem so eben ein Paar weiße Schwäne die einzige Regung hervorbringen. Andererseits lockt ihn die Stadt und hinter ihr die reiche Landschaft, zu verweilen und zu genießen. Wer hier aufwärts dringen könnte und sich erheben bis zur Vogelperspektive über all die mannigfachen Bilder! Der ließe diesen Goldschimmer, der schenkte den luxuriösen Glaskronen, den Marmorbüsten in den 22 Nischen kaum einen Blick, der würde von diesen Franzoni'schen Kunstversuchen in carrarischem Marmor und der historisch amüsanten Notiz, daß sie die Mutter der Napoleoniden für 12,000 Thaler diesem Saal mit der anrüchigen Nachbarschaft des va banque hazard's überließe, nicht aufgehalten und gewönne statt der beschränkten die weiteste Umsicht. Unter ihm läge das Kurhaus, des Architekten Zais Meisterwerk, mit seiner nun 50jährigen Geschichte, in die sich viel äußere Pracht und inneres Elend verwindet. Es läge stolzen Gasthöfen gegenüber, im Hintergrunde eines großen grünen Rasens, eingefaßt von seinen Seitengebäuden, den auf zahllosen Säulen ruhenden Ladencolonnaden, die sich an den auf jonischen Säulen ruhenden Mittelbau des Haupthauses anschließen. Und hinter dem Hause erhöhte der Blick sich hier in dem Garten, fiele er dort auf das gemachte Leben der Stadt. In dem Garten, in seinen die Berge hinan sich erhebenden Anlagen ergeht hier, der Natur und ihrer Schönheit voll, sich der Eine, verliert dort düstern Auges sich der Andere. In balneis salus. (In den Bädern Heil.) Jenen hat die wunderkräft'ge Quelle, über der sie am Kochbrunnen eine stolze Promenade erbaut, von langem Weh geheilt, dieser hat in des Croupiers gagné, perdu im Kurhause sich zu sehr vertieft und perdu tönt ihm der Gesang der aus allen Zweigen singenden Vögel in dieser Landschaft! Auf der Höhe steht, wie aus Silberfäden gesponnen, eine den weiten Blick beherrschende Laube. Hier nach Frankfurt, nach Bieberich hin fährt die Eisenbahn, dort schimmert der Rhein am fernen Horizonte, dort schließt der Taunus mit seinen waldigen Höhen das wunderreiche Cyclorama ab und erhebt aus diesen sich das Dach des herzoglichen Jagdschlosses, das auf die griechische Kapelle mit ihren Kuppeln von Bycanz, ihrem herrlichen Mausoleum verwundert sieht. Und unten die breiten Straßen mit ihren langweilig schönen Häusern! Wie eine Leibwache aus fremdem Element gesammelt umstehen sie den Kern der Stadt, der nichts weniger als imposant ist, das herzogliche Palais mit eingerechnet. Sein Inneres entzieht sich dem Blick der Vogelperspektive; desto mehr hält der erwähnte Brunnen ihn auf. 800 Badekabinette versprechen in den zahlreichen Badehäusern Hilfe. Die heiße Quelle schießt aus der Erde. Natürlicher Dampf ist der Wegweiser den Suchenden und ist es seit Jahrtausenden schon. Nicht nur, daß die hier gefundenen Alterthümer die Anwesenheit römischer Gäste in grauen Zeiten bezeugten! Die Gewährsmänner Plinius, Tacitus, Ammianus aber haben ein zu gelehrtes und würdig gemessenes Ansehen, als daß skizzenhafte Beschauung sie in ihren Kreis zu ziehen wagen dürfte. Nach ihnen hat und wird noch mancher Sieche der Thermen Heilkraft dankbar bezeugen. Welch ein Contrast gegen jenes Kurhaus. Sein geheimes Reizmittel liegt neben dem herrlichen Saale. Dort wird zur Schande der Sittlichkeit das Gift, die moralische Krankheit der Bank mit gierigen Zügen eingesogen. Hinweg! Hier giebts lieblichere, gesundere Bilder: In balneis salus!

Digitized by Google

Der Harz.

Von Heinrich Pröhle.

Seht ihr noch in Sylt die Adler horſten?
Nein! ſie ſind verſunken wie ein Traum
In die Nordſee mit den Dammwildforſten
Und dem rothen Vogelbeerenbaum.
Doch des Harzes ſtolzen Eichenwäldern
Hält der Norden noch ein grünes Kleid,
Wie des Brockens moosbedeckten Feldern
Noch ein Diadem von Schnee bereit.

An den Tannen, wo wir einſt gegangen
Und der Weſt die grünen Wipfel regt,
Werden große Droſſeln noch gefangen,
Wo das braune Reh ſich niederlegt;
Wo die Hirſche noch mit großen Augen
Hin nach Norden in die Ebne ſehn,
Während ihre jungen Kälber ſaugen,
Staunend über weiten Feldern ſtehn.

Nicht geſchmückt mit eines Dachſes Felle
Schreiten hohe Roſſe von Brabant,
Wie ſie ſtampfen an des Rheines Welle,
Um den Kölner Dom, das Niederland;
Auf dem Wagen nach der alten Weiſe
Zieht, mit Eutern voll und ſchwer, die Kuh
In dem blumenreichen Wieſengleiſe
Bunten Klee dem Schieferthurme zu.

Ob auch Suſa's Nachtigallen ſchweigen
In den Eichenwäldern, ernſt und kalt,
Flattern über ſchneebedeckten Zweigen
Große Stößer doch durch unſern Wald;
Ob auch niemals unſre Seen funkeln
Gleich dem Meer in unbegrenztem Blau:
Unſre Teiche doch von Schatten dunkeln
Schwarzer Tannen und der wilden Sau.

Schwingt auch grüßend nicht auf Alpenwegen
Wolfgangs See den grauen Gemſenhut,
Tritt uns Ilſe freundlich doch entgegen
In der Mondennacht mit heiterm Muth;
Winkt dem Köhler, führt ihn zu den Rappen,
Zu den Kaiſern in den Ilſenſtein,
Tränkt die Zauberpferde, ſpeiſt die Knappen,
Labt die Sachſenkaiſer ſelbſt mit Wein.

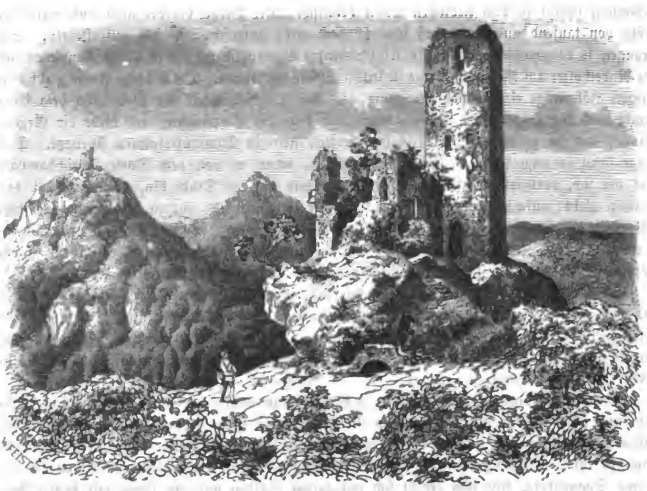
Dank, o Harz! Ob auf dem Tiſch der Reichen
Liegt wie Schnee dein Silber weit und breit:
Doch ein Vogel in den alten Eichen
Gibt noch Kunde ſchlichter Biederkeit.
Ferner Ritterzeiten ewge Jugend
Glänzt noch heut' aus der Ruinen Roth,
Mahnt die Männer noch an Heldentugend
Und den Jüngling an den Heldentod.

Digitized by Google

Aus der Rheinpfalz.

Von Eugen Kühnemann.

Von Worms bis Carlsruhe begrenzt des Rheines linkes Ufer ein Land voll wunderbarer Gebirgsſchönheit und voll mahnender Winke in die ritterlich mittelalterliche Geſchichte Deutſchlands. Der Rhein, dieſer unermüdliche Wegweiſer der Touriſten aller Länder, ſcheint hier ſeine Führerſchaft noch abgelehnt zu haben. Iſt die ſechs Stunden breite Ebene, die ihn von der Rheinpfalz trennt, das unüberſteiglich ſcheinende Hinderniß? Wer es überſtiegen, der verzichtet gern auf neugierig laute, große Geſellſchaft. Ihn ladet die Stille der



Der Trifels.

mannigfaltigen Berge, die mit ihren Burgen über die Ebene zu dem herrlichen Strome lugen. Süd und Nord entſendet nach dem ſchönen Lande mannigfach gegipfelte Höhen.

Von Frankreich aus breiten die Vogeſen in verſchiedenen Zügen ſich über das Land, das ſie — nördlich von dem Flüßchen Queich die Haardt genannt — in nordöſtlicher Richtung durchziehen. Von Südweſt, von den Ufern der Saar und Moſel aus, dehnt ſich nach Nordoſt ein Steinkohlengebirge. Zwiſchen dieſen Gebirgszügen lagert eine Moorniederung und in ſie hinein erſtrecken ſich eine Anzahl zum Theil nicht unbedeutender Thäler. Sie folgen meiſt dem Laufe eines nur ſparſam fließenden Fluſſes.

So lehnt ſich an den Fluß, von dem ab das Gebirg der Rheinpfalz, die Haardt, nördlich ſich ausbreitet, ein ſolches Thal, an die Queich. Nach dieſer und nach ſeinem

Digitized by Google

Hauptorte ist es das Queich- oder Annweiler-Thal benannt. An den Fluß, der nach kurzem Laufe bei Germersheim oberhalb Speyer sich in den Rhein ergießt, würde sich schwerlich einer Gegend Berühmtheit knüpfen. Seine größeste Tiefe ist etwas über vier, seine größeste Breite fünfzehn Fuß: es ist ein Bach mehr als ein Fluß. Aber dieser Bach schaut während der kurzen Strecke seiner Gebirgswanderung zu so mannigfaltiger und reicher Schönheit umher, daß es der Bericht eines weiten Laufs erschiene, wenn der plätschernde Quell, den die Phantasie gern als plaudernd sich ausmalt, zu erzählen vermöchte, was er gesehen.

Die Stille in dem Thale scheint ihn recht zu solchem Erzählen aufzumuntern. Es giebt ein Gefühl, das aus dem Auge der Menschen lacht und über ihre Seele sich breitet, ein Gefühl, das wir mit „Sonntagsstimmung" kennzeichnen. Der Musik vor allem ist die Macht der Uebertragung solcher Stimmung gegeben; doch auch in der Natur begegnen wir dieser und wieder scheint es ein Ton aus der Harmonie der Uebereinstimmung, der durch die Lüfte in das Menschenherz sich fortträgt. Solch ein Ton, solche Sonntagsstimmung scheint in dem lieblichen Thale heimisch. Die Berge bei der nicht unbedeutenden Höhe von tausend und mehr Fuß scheinen doch mehr aufzuschweben als aufzusteigen. Sie prangen in dem wunderbaren Grün frischkeimender Buchenblätter, die über das dunklere Laub der Nadelhölzer am Fuße der Berge in leisem Spiele sich lehnen. Die windige Farbe giebt dem ganzen Höhenzuge eine leichte Bewegung, so daß die Lieblichkeit der Berge ihn dem Eindrucke nach für Hügelreihen nehmen ließe, wie denn die Empfindung der Liebe die Gegenstände, die sie zu zärtlicher Theilnahme reizen, gern in Diminutivformen übersetzt. Das Auge kann in ungemessenem Blicke sich ergötzen, wenn es von dem Dorfe Queichhambach aus um sich, vorwärts, aufwärts blickt. Vorwärts auf die Stadt hin, die dem Thal den Namen giebt; aufwärts zu den Bergen, die hier zu einem alle andern überragenden Gipfel sich erheben. Die Stadt Annweiler, um die Queich gelegen, schmiegt sich einerseits an die waldigen Berge, sieht andererseits auf die lachende Wiese, die in ihren Blüthen, ihrem üppigen Graswuchs ein lebendiger Gruß der Höhe in die Tiefe ist.

In der Ebene um die Stadt entwickelt sich ein reiches Leben. Der Fluß, so klein er ist, wird zu Fabriken und Färbereien nutzbar gemacht und der Weinbau soll mehr als die Bedürfnisse der nächsten Umgebung befriedigen. Allein die Berge rufen hinauf zu sich, hinauf dahin, wo in die feierliche Frühlingsstimmung kein Mißklang dringt, den die Nothdurft, die Noth erzeugt.

Dem Rufe folgt man gern. Was er Lockendes zu versprechen schien, das hält er reichlich, und jeden Schritt hinauf lohnt ein Geschenk der in ihren duftigen Gaben frohen, fröhlichen Natur. Auf dem höchsten Berge mag man der höchsten Schönheit gewiß sein. Wohlan denn zu ihm! Er verspricht eine weite Wanderung. Es ist der südlich von Annweiler gelegene Sonnenberg. Auf ihm erhebt sich mit dreien Spitzen und auf ihnen mit dreien Burgen in einer Höhe von fast anderthalbtausend Fuß.

Der Trifels.

Beim Ersteigen gewahrt man ganz merklich die einzelnen Theile dieses Dreifelsen. Der Weg führt durch einen unabsehbaren Buchenwald aufwärts, der nur an wenigen Stellen, wenn die Kreuzwege, zum Verirren lockend, sich begegnen, eine Lichtung zeigt. Durch diese ein freier lachender Blick auf die umstehenden Berge und auf die je länger, desto weiter entschwindende Thalebene. Eine Stunde Wegs oder — richtiger gesagt — Bergpfads begegnen über des Wandernden Haupte sich die leichten Aeste der schlanken Bäume. Die rauschende Bewegung durcheinander wechselt erst einzig den vom Thal her verhallenden Ton rufender und antwortender Menschen ab. Da wird es wieder laut, aber das Geräusch schallt von oben her: der Pfad, der unter den

Digitized by Google

zahllosen Bäumen endlos schien, wendet sich einem lichter werdenden Ausgange zu. Er stößt auf einen hochragenden Felsen, schlingt sich um ihn hinan und erreicht auf der Felsplatte seine Endschaft. Es ist Zeit; denn der Fuß und mehr noch das Herz mag nach den Mühen der Wanderung und dem Genusse der abwechselnd reichen Gebirgslandschaft der Ruhe pflegen. Aber ist Ruhe hier zu erwarten, wo lautes Treiben aus nächster, nicht gesehener Nähe vernehmbar erschallt, wo dem Blick unerwartet Neues sich bietet?

Hieher sehen von den drei Berggipfeln, auf deren einem wir uns befinden, die Felsenburgen. Die beiden anderen, die Anebos- und die Scharfenburg, auch die Münz' genannt, stehen als vereinsamte Ruinen und sehen wehmüthig düster auf die dritte, den laut belebten Trifels. Jene waren, wie dieser, einst Tummelplatz des regsten Lebens, es nannten nach ihnen sich mächtige Geschlechter. Die Anebos, Hügel der Anna, trug ihren Namen, wie auch die Stadt im Thale, nach des schwäbischen Herzogs Friedrich des Rothbarts Gemahlin Anna, die vor Allem nach jenem einst gar lieblichen Hügel wallfahrtete; die Scharfenburg aber war des heiligen deutschen Reiches Münze. Die Wege, Fährten und Triften alle, die für Roß und Reisige hinaufführten, sind verschüttet, überwachsen. Der letzte Thurm der Anebos, der wie ein Arm aus der Erde über die Bäume hervorragt, lockt Niemanden mehr zu sich. Selbst die Hoffnung auf Schätze läßt Niemanden mehr nach dem Besuch der Münze gelüsten. Es geht eine Sage im Volke, daß gar große Haufen Geldes droben vergraben wären, aber eben diese Sage heftet an die Fersen des Neu- und Geldgierigen den Fluch, daß die letzten Mauertrümmer über ihm zusammenstürzen, sobald er den gefelten Geheimnissen nachgräbt. So überragen sie still ihre Umgebung. Wie aus ihnen das Spiel des Lebens längst entfloh, so jubelt es laut durch den Trifels; nicht immer zwar, aber an Festtagen doch, die die Menschen von der Arbeit hinausrufen. Hoch scheint die Sonne am Himmel und treibt ihr jauchzendes Spiel mit jedem der frühlingsjungen Blätter — der Gottesdienst in der Kirche ist beendet, nicht der unter wolkenlos blauem Himmel. Es ist ein Festtag, ein Festtag auch für den Trifels.

Aus massigen Mauertrümmern erhebt sich ein noch wohlerhaltener Thurm in der imponirenden Höhe von achtzig Fuß. Aus ihm, um ihn schallen Stimmen. Das Schweigen der Ruine ist heute lärmend unterbrochen. Eine Menge Volks feiert in diesem Grabe der Vergangenheit eine sorglos frohe Gegenwart. Es ist gut sein unter den fröhlichen Gesichtern, die an dem schönen Tage nichts ahnend über den grimmen Ernst der Geschichte hinweglachen. Es ist ihnen ein Lied wie andere Lieder, das hohl aus jenem Thurme dringt. Die kräftigen Stimmen mehrerer jungen Leute übertönen das Kichern und Lachen anderer und wahrlich es will das Lachen an dieser Stelle als unregelmäßige Begleitung des Liedes

An des Rheines fernem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn,

kein Recht gewinnen. Und doch ein Blick auf die lachende Natur, das jugendsprühende Leben rings umher reißt aus allen sinnenden Träumereien. Die Trümmer hinterrücks sind vergessen und vorwärts schweift das Auge über die reiche Gegend. Wie das leichte, helle Laub der Buchen windig lüftelt und das schwere, dunkle der Fichten ernst hineinrauscht, so ist das Haupt mächtig hin und her bewegt, das an die Trümmern als Stütze sich lehnend, in die wandellos schöne Landschaft schaut. Allein das Herz schlägt sieghaft hoch empor. Es legt sich ganz in das Auge, das über die zahllosen, wellenförmig sich erhebenden, dicht bewaldeten Berge, über die jene burgähnlich überragenden nackten Felsen, über die saatreichen Felder, die bunten Wiesen in den Thälern schweift. Fern in der Ebene erhebt sich sichtbar Landau mit manchem andern Ort, im nahen Thale Annweiler. Wem nicht alle Lebensluft in finstrer Brust erstarb, der besteige diesen Fels, der erwache bei dieser lebens-

Digitized by Google

warmen Harmonie und was gilts? von ihr stiehlt sich unbemerkt ein tief verhallender Klang selbst in das sieche Herz.

Das Evangelium von der ewigen Heilkraft der Natur kann dem Auge und dem Ohre, die sich nicht wissentlich verschließen, keinen beredteren Verkünder stellen, als diese Veste Trifels. Wie ist sie in ihren Trümmern von jener überdauert? Der hohe erhaltene Thurm und die zerborstenen Ueberbleibsel anderer laden zum Eintritt ein. Die über dem Thore eingehauene Jahreszahl 1524 mahnt schreckhaft an die Zeit roher, wilder Verwüstung, an die der Bauernkriege. Im Innern des Thurms befinden sich zwei noch jetzt erhaltene Kabinete und eine Kapelle. Sie haben in ihrem Verfalle noch einen großartigen Anstrich und die gewaltig sich spannenden Bogen hemmen den Schritt und heischen Betrachtung und sinnenden Aufblick. Sie haben Recht: hier ruhten die äußern Würdenszeichen der größesten Herrscher, der deutschen Kaiser, und ihre Schätze.

Der Reichskanzler Bischof Konrad von Speyer brachte sie im Jahre 1209 hieher. Doch nicht daher die von den Jahrhunderten nicht zu rührende Festigkeit! Damals war weit über ein Jahrhundert über die Burg hingegangen, die im eilften Jahrhundert schon als besonders fest und stark erwähnt wird. Nicht nur todte Schätze bargen diese Räume. Neben den Reichsinsignien lag, der mittelalterlich finstern Ironie entsprechend, ein Staatsgefängniß. Den Churfürsten Adalbert von Mainz,*) den sizilianischen Seeräuber Margaritone, den Churfürsten Bruno von Köln**) und den von Kaiser Heinrich VI. gefangen genommenen löwenherzigen König Richard***) verzeichnet mit vielen Andern die Geschichte als unfreiwillige Bewohner dieses herrlichen Felsenschlosses. Sie läßt den ritterlichen König auf dem Landtage zu Mainz befreien, der Mund des Volkes aber den Sänger Blondel von Burg zu Burg mit der Leier hieher wandern und den kalten Stein hinan sein Lied singen, das ihn dem gefangenen König verrathen, das Befreiung versprochen. Und einen Kaiserfitz auch sieht dieser Volksmund in dem verwüsteten Trifels. Die oft erzählten Sagen werden immer wieder erzählt, und einem gebannten, von seinem eigenen Sohne verfolgten und bekriegten Kaiser, den sie Heinrich IV. nannten, ließ ein Erzähler hier als Feind des Reiches Aufnahme suchen und finden.

In dem Thurme war kaum Platz für ein Bette und einen Tisch. Die dicken Mauern hinderten jeden freien Luftzug von Außen, jeden Blick in die herrliche Gegend. Nun ist der Eingang frei und der blaue Himmel überwölbt ihn. Die Zimmer, die Säle um ihn herum aber sind verschüttet, und wo einst das bunteste Leben hin und herwogte, wo des deutschen Reiches Geschick gar oft berathen und verhandelt wurde, da steht nun verlassen und einsam — eine Fichte.

Am Fuße der Burg, in einem durch den Schutt der Jahrhunderte nicht verschütteten Keller jubelte das Volk durch einander. Welch ein Gegensatz — ihre Scherze und der geschichtliche Ernst, ihre lauten Lieder und die Todesstille und Unbeweglichkeit der gefallenen Mauern. Grüne Kränze trugen sie um Hut und Haube und hüpften mit ihnen durch die festlose Veste — doch nein, auch sie war geschmückt. Der grüne Wald zierte sie wie der herrlichste Kranz und der Epheu rankte sich belebend um die Burg.

Die Madinburg.

Vom Trifels abwärts schlängelt sich in südlicher Richtung, auf halber Höhe der Gipfel des Sonnenberges, ein lauschiger Waldpfad. Das dunkelbewaldete Jägerthal zu seiner Rech-

*) 1112—1114.
**) 1206.
***) 1293.

Digitized by Google

ten lenkt den Blick abwärts, die malerisch wilden Felsblöcke, die sich starr aus den grünen Höhen erheben, aufwärts. In das Thal säuselt es hinein wie Mährchenduft und Liedesklang, von dem Felsen schauert es hinunter wie dunkel mystische Sage. Kein Wegweiser ruft hinunter, es sei denn der Vogel, der im Neste heimelnd sein Lied singt, ein solcher. Hinauf scheint aus dem Burggarten, den die Natur üppig gepflanzt, ein deutlich gekennzeichneter Weg zu führen. O der Täuschung! Der Berg senkt sich so allmählig ab, daß kein Versuch, Schatten zu finden unter den thalabwärts hangenden Baumästen irgend gefahrvoll wäre, ja daß er die Neugier lohnt mit der süßen Melodie der über dem Haupte unmittelbar sich findenden Baum- und Strauchzweige. Zu der Höhe führt kein Pfad. Das Ansehen von Burgen und zerstörten Schlössern tragen die grotesk zerklüfteten Felsen. Nicht Menschenhand hat erbaut und nicht Menschenlist zerstört, was in seiner verfallen scheinenden Größe hinaufragt. Was von fern eines Pfades Ansehen trägt, eines Pfades, den das Ritterfräulein auf weißem Zelter, den Falken in der Hand, zur Reiherbeize hinabgeritten sein mag, das ist die mühsam ausgehöhlte Gasse, die der niederstürzende Regen durch ein Jahrtausend sich ausgewaschen. Dort die Anebos, die deutlich, wie sie auf den Trifels sah, deutlich auf diesen Pfad sieht! Doch auf einer ganzen Anzahl gleicher Bergeshöhen, so will's bedünken, gleiche Burgtrümmer! Das ist das geheimnißvolle Weben dieses lieblichen Gebirges. In die Geschichte, die mahnend aus den blutgetränkten Gefilden, hinter den verwüsteten Vesten hervortritt, schwatzt mit kindeseligem Zauber das reich dichtende Mährchen hinein.

Die schöne Anna benannte nach ihrem Namen jene Burg, doch auch die burgähnlichen Felsblöcke tragen Namen: Adelstein oder Asselstein und andere. Wie mit dem Namen der Fürstin den auseinander gefallenen Steinen ein verbindender Halt geschichtlicher Denkwürdigkeit gegeben wird, so dichten aus den Felsen, die in ihrer wunderbaren Form sich selbst zur Mährchengestaltung erhoben haben, Träume, Spiele der Phantasie und des Witzes, Unterhaltungen auf dem gleichmäßig abwechselungsreichen Wege sich fort.

Auf und ab in nicht unbequemer Veränderung hebt und senkt sich der Weg, so daß die zahllosen Berggipfel in ihrer wellenförmigen Ausdehnung nicht höher sich über die Sehweite des umblickenden Auges erheben, als daß es den schönen Linien recht weit folgen und an ihnen sich satt sehen kann. Es ist wohl nicht die einzige Stelle auf der herrlichen Gebirgskarte Deutschlands, die dem sehenden Auge Formen bietet, die mit unvergeßlicher Lieblichkeit sich dem Gedächtnisse einprägen. Allein die vollendete Verbindung in Farbe und Zeichnung bietet kaum eine Gebirgsnatur wie diese, die mit vornehmer Gleichgiltigkeit von überraffinirten Touristen behandelt wird. Allerdings rauchende Schornsteine versprechen nicht leiblichen nach so benanntem geistigem Genusse, und die Speisekarte rekrutirt sich nicht von französischen Köchen.

Ein kleines Dörfchen, Waldhambach, unterbricht allein den Weg, während dessen die Natur den liebenswürdigsten, heitersten Gesellschafter machte. Doch auch ihm scheint der Stoff ausgehen zu wollen. Ein nackter Berg und im Vordergrunde, so scheint's, das Ende aller dieser. In der That die steile Höhe, zu der hinauf der Pfad sich lenkt, fordert zum letzten Male auf, die Schritte in weiser Beschränkung für's Ersteigen abzumessen. Auch hier wiederum sind es von Weitem sichtbare, gewaltige Trümmer, die ein Ziel der Wanderung versprechen. In sehr viel bedeutenderer Ausdehnung scheinen sie die rohe Grabschrift eines wilder Verwüstung zum Raube gefallenen Schlosses.

Ein Thor ragt aus Fels, Schutt und Erde hervor. Von ihm ab umspannen gewaltige Mauertrümmer die zu bedeutenderem Umfange sich abplattende Bergspitze. Diese Ruinen lassen schaudernd die Anstrengung ahnden, der sie erlegen, und ein vor dem Thore aus der Erde ragender Thürbogen, vermuthlich einst einer ersten Ringmauer zugehörig, raunt

Digitized by Google

dem Wanderer, der heute auf ihm einen Ruhesitz findet, zu „denke der Zeit, die über mich hinging, bis ich so verfiel". In der That es ist eine Mahnung in eine längst gewesene Vergangenheit. Die Trümmer mehr als einmaliger Verwüstung zeigen sich selbst oberflächlicher Beobachtung. Die Burg selber meldet, wen sie betroffen, indem sie in Ermangelung ihrer einstigen Bewohner, mit den Worten über ihrem Haupteingange sich selbst vorstellt:

1549

Madinburg bin ich genannt, Pfalzgraf Georg hat mich anerkannt, von Würtemberger Hand im Fürstenstand auf St. Georg nahm er mich ein, hat mich Maria zum eigen gegeben, Gott der Herr geb ihm das ewige Leben.

Die Madinburg, auch Magdenburg, Maidenburg genannt, hieß einst die Burg, deren Trümmer eine nicht ganz unkenntliche Skizze der Vergangenheit geben.

Tritt man durch jenes Thor in das Innere des Burghofes, so überragt in ihm ein noch zum Theil erhaltener Thurm die umstehenden Mauern. In ihm ist es noch möglich, sich in zwei Stockwerken je in einem Zimmer die Wände anzusehen, die über all' das Elend, dem sie nicht ganz gefallen sind, auf neue Gesichter, neue Trachten und neue Gewohnheiten blicken. Hinter dem Thurm gestattet hie und da an manchen Stellen ein Stück Mauer der Phantasie, sie zusammenzurücken und wieder aufzubauen zu einstiger Größe. Allein den Mauern droht der Einfall, und mag die Phantasie bauen so viel sie will, dem Phantasten ist zu rathen, daß er sich fern halte. Auch in der Nähe findet er beschäftigende Unterhaltung.

Die Inschriften melden von verschiedenen Herren verschiedener Zeiten. Wenn aber das Fundament des Schlosses sein steinern Stillschweigen zu brechen vermöchte, so würde sein Bericht eingehender und belebter klingen. Die Grafen von Leiningen würden den Reigen der Herren eröffnen, und es würde eine bunte Abwechselung gewähren, diese Herren von immer andern auf meist gütliche Weise verdrängt zu sehen. Herr Hesso von Leiningen gab seinem Hause das üble Beispiel der Verpfändung des väterlichen Erbes für Geld und Schätze. Von denen von Sickingen wieder eingelöst, kam das Herrengut in Städtehand. Landau übte seine Herrschaft um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hier aus, um sie zu Anfang des sechszehnten käuflich an den Würtemberger Herzog Ulrich zu überlassen, der sie an den Bischof von Speyer übermachte. Dorthin kam die Burg nach mancherlei Kriegsfällen durch den Münster Frieden (1650) zurück, erlag aber wie so viele im Gebirge der Zerstörung des französischen Generals Monclair.

Das ist ein trübes Blatt aus der Geschichte der natürlichen Grenze des linken Rheinufers, und das an einem Orte, der, wie kaum ein zweiter, Gelegenheit bietet, in reicher Auslese von jenem Ufer Blatt und Blüthen zu sammeln!

Vor dem Schlosse ragt altanartig aus der Erde ein Felsen heraus. Er beherrscht ein Panorama voll wunderbaren Reichthums. Alles ist nur Vorbereitung für diesen großartig herrlichsten Punkt, der eine so weite Aussicht auf die Ebene, wie auf die Berge bietet. Nicht in wellenförmiger Leichtigkeit erheben die Vogesen sich zur Scheidewand gegen Frankreich hin, vielmehr dräuen sie in unglaublicher Masse neben, hinter einander sich thürmend, von Stunde zu Stunde wilder, grotesker umher. Jede Spitze sieht wie eine Burg aus — o, daß sie eine Burg wäre gegen den lüsternen Nachbar, daß der ernste, fast düstere Charakter dieser Berge eine Wacht wäre deutschen Ernstes, der felsenfest sich in sich begründete. Wie zierte ihn da der Scherz seiner Lieder, seiner heitern Kunst. Auch hier drängt sich zwischen die schroffen Felsen eine neckische Wiese, ein Stückchen Buchengehölz.

Ueber die Ebene schwelgt das Auge vom Melikus bis hinab zu den deutlich hervortretenden Thürmen des Straßburger Münster, dem Laufe des silberglänzenden Stroms willig folgend, in der ausgedehntesten Fernsicht.

Digitized by Google

Welch eine Anzahl blühender Städte, lachender Dörfer und bunter Felder und Wiesen lehnt sich an das alle verbindende Band, den heiligen, den deutschen Strom. Zu Worms, zu Speier und zu Straßburg beten Dome deutscher Baukunst in ihrer gewaltigen Sprache himmelan, aber die Burgen, deutscher Kraft und Minne Sitz, aber das Land ist zerstückelt.

Hier ist ein Blick, der Schönheit und der Erhebung voll.

Wer die Sprache deutscher Kraft, deutschen Ernstes, deutscher Liebe je gehört, der soll den Blick festhalten und im Herzen pflegen, was ihm das Herz erfüllte bei der Hochschau über das schöne Stück deutschen Landes.

Der Hecht.

Kaum giebt es wohl in unsern Süß-Gewässern eine anmuthigere Erscheinung zu beobachten, als den schlanken Hecht, der jetzt unbeweglich stille steht und bei der geringsten Störung im nächsten Augenblicke pfeilschnell davonschießt. Das unbewegliche Stillestehen verlockt denn wohl noch manchen jagdberechtigten Herrn zu der nobeln Passion, den Besitzer des schönen, weißen Fleisches mit Pulver und Blei an's Leben zu gehen: die noble Passion zerschießt den Hecht mit der volksbekannten Passion im Kopfe.

Die Hecht-Familie, mit den Familien der Welse, Häringe, Karpfen und Lachse zur Ordnung der Bauchflosser gehörend, zeigt im äußeren Bau unter allen Fischen wohl die reinste Ausprägung des Fischtypus, auch schon dadurch, daß bei ihnen allein die Bauchflossen diesen Namen verdienen, d. h. wirklich am Bauche, hinter den Brustflossen, stehen. — Wir sind nun nicht willens, eine vollständige Anatomie, Physiologie und Lebensgeschichte des Hechtes zu schreiben. Nur einige charakteristische Schilderungen seines Thuns und Treibens wollten wir anführen, die jedenfalls dem Bau (Gehirn) des eigenthümlichen Kopfes entspringen. Den Leib überantworten wir der Küche und werden hören, was die Stralsunder aus dem Ostseehechte für Leckerbissen zu machen wissen.

Der plattgedrückte Mund ist gewaltig bewaffnet. Nicht nur auf den Kiemenknochen, auch auf den Gaumenbeinen, dem Pflugschaarbein und der Zunge starren nadelspitze Hechelzähne. Wehe den kleinen, wehrlosen Fischchen! Allein unser gefräßiges Raubthier fällt selbst große Arten an, Karpfen z. B., die noch einmal so schwer als er selbst sind. Wie ein Wolf den Wald, so kann ein einziger starker Hecht wohl das Fischzeug eines ganzen Teiches aufräumen. Nicht blos tapfer und kühn, auch klug geht der Hecht auf der Jagd zu Werke.

So hält der Hecht z. B. die Barbe, ihrer Stacheln wegen, nur am Kopf zwischen seinen gräulichen Zähnen, bis sie todt ist; den Stichling läßt er sogar unangetastet. Ein junger, unerfahrener Hecht hat sich einmal an einem solchen übel beschädigt. Vier Rückenstacheln drangen ihm durch den Gaumen und die Naslöcher heraus. Belehrt, verschluckte er gewiß nie mehr einen Stichling.

Uebrigens werden die Hechte sehr alt und erreichen wohl eine Länge von 5 Fuß und ein Gewicht von 40 Pfund. Die alten „bemoosten Burschen" (— auch alte Studiosen auf

Digitized by Google

Universitäten heißen so —) sind auf dem Kopfe wirklich bemoost und begraft; aber nach Verhältniß ihrer langen Lebenszeit mögen sie doch nicht viel Kenntnisse sammeln. Was sie lernen, bezieht sich doch meist nur auf Nahrung und Wohnung. Jedoch steht fest, daß die älteren klüger und listiger, als die jungen und unerfahrenen sind. Erstere rauben den letzteren listig das Futter vor dem Mund weg. Diese Kunst ist freilich nicht groß. Mehr Respect flößt uns schon ein, wenn wir von einem Italiener der Neuzeit lesen, der eine Anzahl von Fischen ganz verschiedener Art völlig zähmte und abrichtete. Auf sein Geheiß tummeln sie sich mit einander herum, auf sein Geheiß packt der raubgierige Hecht einen anderen Fisch an und auf sein Geheiß läßt er ihn sogleich wieder friedliebend los, oder appertirt ihm denselben. Alles wie der Fischmann will!

Der Hecht, wie alle Fische, hat noch gar keinen Hals, und obgleich unser Hecht mit dem Aal und dem Karpfen zur geistigen Elite der Fischwelt gehört, so ist doch sein Kopf und Gehirn klein, gegenüber dem ungeschlachten, großen Bauch. Die Fische sind beinahe nichts als Bauch und deshalb hat man sie mit Recht die Kretenser unter den Thieren genannt. Der Hornhecht der Ostsee, dessen Fang hier einigermaßen im Großen betrieben wird, zeigt noch eine merkwürdige schnabelförmige Verlängerung des Zwischenkiefers.

So ein muthiger, lebender Ostseehecht von sechs, für eine größere Wirthschaft auch zehn Pfund und darüber, wird beim Zurichten von der Stralsunder Köchin kräftig beim Kopfe gepackt, so daß Daumen und Zeigefinger sich in seine Augen drücken, weil er dann nur noch heftige Bewegungen mit dem Schwanze machen kann. Seinen Zähnen zu nahe zu kommen, muß sie sich sehr in Acht nehmen. Unter dem Messer muß er sterben, wenn er schmecken soll, und möglichst vollblütig sein. So wird er denn, mit der linken Hand beim Kopfe festgehalten, erst in einer Wanne mit kaltem Wasser abgewaschen, und mit dem Rücken eines Messers wird ihm das Schleimige abgeschabt, aber die Schuppen, sein gelb und grün gefleckter Pelz, wird nicht verletzt. Mit der Haut wird der Hecht gekocht, und diese erst beim Verspeisen abgeschoben, weil unter derselben sich das fetteste und zarteste Fleisch befindet. Der Ostseehecht wird auf ein geräumiges Fischbrett gelegt, unter stetem Festhalten bei den Augen wird ihm mit einem starken, spitzen Messer in den Nacken gestochen, und von da aus schneidet man ihn, immer an der Gräte entlang, bis zum Schwanze auf. So liegt nun sein Inneres offen vor uns da.

Von der Leber wird behutsam die Galle getrennt und aus dem Magen der kleine Fisch, den er oft ganz wohlbehalten in demselben beherbergt, da er ihn vielleicht erst am Abend verschlungen hat, während er in der Mondscheinnacht oder am frühen Morgen gefangen und wenige Stunden nachher verkauft ist, herausgedrückt. Der Schlauch wird tüchtig in kaltem Wasser ausgespült und, noch im Leibe des Hechtes festsitzend, mit einer Farce, die aus dem von der Gräte abgeschabten Fleisch und Rückenblut, allerhand feinem Gewürz, Ei und Semmel bereitet ist, reichlich gefüllt. Nun erst schneidet die Stralsunderin den möglichst vollgestopften Magenschlauch, die sogenannte „Hechtwurst," vom Fische los, schneidet letzteren in Stücke und alles wird zugleich gekocht. Vor dem Umherreichen wird die Leber und die Wurst in kleinere Stücke geschnitten, damit sich Jeder ein wenig von diesen Leckerbissen nehmen kann. Mit dieser Hechtwurst prangt der Fisch auf der festlichen Haustafel der Stralsunder.

Digitized by Google

Der Flachs.

Von Eduard Uhlenhuth.

Waſſer zuvor mir geholt, denn ſeht, ſchon dürſtet die Leinwand
Unter dem Sonnenſtrahl und dem blendenden Frühlingshimmel.
Nimm die Brauſe, Soſte, nimm, Elſe, die Tracht mit den Eimern.
Hurtig, zum Bach!
J. H. Voß, die Bleicherin.

Unſtreitig iſt der Flachs eine der wichtigſten Culturpflanzen, und es mag der Mühe werth ſein, des ſinnreichen und verſchlungenen Prozeſſes zu gedenken, welchen der menſchliche Geiſt erſonnen hat, um die tauſendfältigen Stoffe daraus zu fertigen, die, von Hohen wie Niedrigen gleich geſchätzt, der Menſchheit geradezu unentbehrlich ſind. Wir können aber bei der Betrachtung dieſer Pflanze auch nicht unterlaſſen, der Vorſtellungen zu gedenken, welche die Alten mit dieſem Stoffe verbanden.

Der fromme Sinn der Alten hat ſtets, wenn die Natur dem Menſchen außerordentliche Gaben verlieh, das Walten der Götter ſelber zu erkennen geglaubt. Wenn aber hochbegabte Sterbliche Ihresgleichen folgenreiche Künſte zu lehren ſich unterfingen, ſo mochte

Digitized by Google

es scheinen, als ob dadurch die Eifersucht der Gottheit wachgerufen wäre, die es sich nicht nehmen lassen wollte, als alleinige Wohlthäter der Menschen gepriesen zu werden. Die Kunst des Webens wollener Gewänder war lange vor der Gründung Athen's bekannt; sie wird der Minerva zugeschrieben, hieß von je die Kunst der Minerva und ihr waren die wollenen Gewänder geweiht, denn:

Die Fäden weben und Lieder, weihn die Gedichte den Musen,
Die Fäden Dir, o züchtige Minerva.

Die alten Aegypter sollen vornehmlich sich gut auf Wollenweberei mit vielen Fäden zugleich verstanden und die Kunst auch förmlich gelehrt haben.

Die Kunst des Walkens der Tuche erfand Nicias aus Megara, und die, welche die Kleider besorgen, sie glätten und schönen und sich dabei der Seife bedienen, hießen kurzweg Walker. Die Seife aber war von den Galliern erfunden.

Dadurch ist sicher das nachmals hochausgebildete Talent dieses Volkes für Parfümerie und Toilettenkunst prophetisch angedeutet. Griechisch hieß die Seife **Smegma**, etwas was reinigt. Aus den Blättern und Samen des Krauts Osyris, vielleicht **Chenopodium scoparia** (besenartiger Gänsefuß), ward sie von den Frauen in Gallien bereitet, wie denn auch bei uns manche Pflanzenwurzeln zum Waschen mit Vortheil benutzt werden. Das Färben der Wolle verstanden, nach Justin Buch 2, die Lydier zu Sardes, und noch heute gilt die orientalische Wollfärberei, namentlich die Darstellung der tief-rothen Farben, jetzt Türkisch-Roth, als ein wichtiges Geheimniß. Aus diesen Stellen geht genugsam hervor, daß man schon längst mit der Wolle nach allen Richtungen, mit Spinnen, Weben, Waschen, Walken und Färben wohl umzugehen wußte. Da zeigte ein lydisches Mädchen, mit Namen Arachne, daß unter der grünen Haut eines unscheinbaren Pflänzchens, des Flachses, Gewebe verborgen lägen von außerordentlicher Stärke und der Menschheit von unabsehbarem Nutzen. Das erweckte die Eifersucht der Minerva. In ihrer Souveränität tief verletzt, forderte sie die Lydierin zum Webkampf heraus. Das arme Mädchen ward natürlich besiegt und zum Lohn für ihre Dienste, die sie der Menschheit geleistet, von der rachsüchtigen Göttin in eine Spinne verwandelt. Doch was half's, die Kunst war erfunden, und die Menschen benteten sie aus nach allen Richtungen, zu Heil und zu Unheil.

Tausendfältig, sagt der Naturforscher Plinius, ist des Leines Gebrauch, aber fluchwürdig, dem Menschen zum Verderben; denn welch größeres Wunder kann man sehen, als daß es nur ein kleines Kraut ist, dieser Lein, das seitdem Aegypten und Syrien, Afrika, Spanien und Gallien der Küste Italiens so sehr genähert hat, daß in der kleinsten Spanne Zeit man mit des leisesten Windes Wehen zu jenen Orten gelangen kann!

Ein kühnes und verbrechenschweres Leben, sagt Plinius, wollte nicht etwas säen, was den Wind oder den Sturm aufhielte, denn nur deshalb wird es aus so kleinem Samen geboren, daß es den Erdkreis hierher und dorthin trage und den Menschen selbst, gleichsam als ob es bisher zu gering gewesen, in der heimischen Erde zu sterben, zwänge, im Meer zu versinken, unbestattet und den Meerungeheuern eine Beute! So wisse er kaum, sagt Plinius, welche Verwünschung groß genug sei gegen den Erfinder.

Nach diesen Auslassungen eines nach dem goldnen Zeitalter, wo jedes Ding an seinem Orte blieb, wo es gewachsen, sich sehnenden Geistes, können wir unmöglich Plinius für ein nautisches Talent halten; jedenfalls ist aber das Bild von der Wichtigkeit des Leins, welches er uns so eben entworfen, eins der großartigsten, und wer mit schwellendem Segel aus fernem Welttheil zum heimischen Gestade zurückkehrt, mag des wackern Naturforschers gedenken.

Nach dem Angeführten kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Alten, so gut als wir, von der Wichtigkeit des Flachses für die menschliche Cultur überzeugt waren. Es fragt sich nur, ob sie unter Flachs auch dasselbe wie wir verstanden.

Digitized by Google

Ohne uns in tiefere Untersuchungen einzulassen, können wir dies fast besahen; denn wie sollte es kommen, daß gerade der Name für die Pflanze in allen europäischen Sprachen derselbe ist? Homer braucht ganz deutlich das Wort „linon“, wenn er vom Faden spricht, den die Parzen spannen.

„. . . Dort erduld' er's,
„Was sein Loos ihm bestimmt, und die unerbittlichen Schwestern,
Als ihn die Mutter gebar, in den werdenden Faden gesponnen.“
Odyssee V. Gesang V. 198.

Im Altdeutschen finden wir das Wort „Liu“, niederdeutsch „Lien“; nicht zu gedenken, daß das lateinische linum, das italienische lino und französische lin dasselbe Wort ist.

Sollte es jedoch nöthig sein, die Identität der Pflanzenspecies, welche die Alten benutzten, mit der jetzt bei uns gebräuchlichen auch botanisch festzustellen, dann möchte vielleicht eine Stelle bei Aristophanes dabei wesentliche Dienste leisten.

Aristophanes läßt nämlich die Lysistrate von Amorgischem Klargewande reden. Amorgis aber ist eine der sporadischen Inseln, welche vortrefflichen Flachs lieferte, der zu feinen durchsichtigen Gewändern, Nesseltuch, verwebt wurde.

Bei uns heißt eigentlich der Bast oder Stengel der Pflanze Flachs (altdeutsch „flahs“, niederdeutsch flass, englisch flax) und nur der Same Lein. Aus beiden Worten ist indeß sehr bezeichnend der botanische Name Leinflachs zusammengesetzt. Linum usitatissimum, allergebräuchlichster, nennt ihn Linné. Das ist unser sogenannter Landflachs mit blauer Blüthe; es ist zwar neuerdings noch eine weiß blühende Varietät, sogenannter Rigaer, eingeführt, welcher Zweige wirft und die bedeutende Höhe von drei Fuß erreicht; auch wildwachsend, aus der Familie der Leingewächse, giebt es noch drei Arten in Norddeutschland, — aber nur jenes kleine liebliche Pflänzchen, welches vielleicht schon seit Jahrtausenden von unsern Vorfahren mit gleicher Liebe und Ausdauer gepflegt und gezogen wurde, soll uns im Nachfolgenden beschäftigen.

Der Bauer säet den Lein nicht gern im Zeichen des Krebses, er wählt sich lieber den grünen Marientag, denn da gedeiht er mehr und wird am längsten; Andere säen ihn am Pancratiustage und mögen sich das Ihrige dabei denken. Jedenfalls ist die Oertlichkeit maßgebend, denn im warmen, lehmigen Boden, den die Pflanze liebt, mag sie wohl früher eingesäet werden können.

Nun aber herrscht in vielen Gegenden Norddeutschlands noch die gute alte Sitte, daß den Knechten und Mägden auf dem Lande vom Bauer oder von ihrem Gutsherrn ein Stück Feldes mit Flachs eingesäet wird; das haben sie zu ihrem Eigenthum, wobei auf den Knecht 8, auf die Magd 6 Metzen Saat gutgerechnet werden; auf den Morgen aber kommt ein ganzer Scheffel Leinsaat, die mit voller Hand ausgeworfen wird und nicht zwischen den Fingern; denn geizen ist nicht rathsam, dick muß die Saat auflaufen, damit die Pflanzen selber dem Boden Schatten geben, und ihn vor den heißen Strahlen der Sonne schützen.

Bei günstiger Witterung läßt der Keim nicht lange auf sich warten, manchmal geht er schon binnen 24 Stunden auf, sonst liegt er auch wohl 3 bis 4 Tage, wenn es kalte Witterung ist. — Da kommen nun die zarten Pflänzchen aus dem Boden, bescheiden lassen sie ihr Krönchen hängen; aber bald zeigen sich auch ihre Feinde, die Ackerwinde oder die Distel, die nie fehlen, so rein man auch immer den Acker auswählte. Da heißt es nun, „der Flachs muß gewietet werden.“

Das Wieten des Flachses ist eine mühsame Arbeit, eine erste starke Geduldprobe, die man mit der Pflanze zu bestehen hat; überdies kommen derzeit schon heiße Tage, und kein Vergnügen ist's, den Tag über, am Boden liegend, gleichsam mit bewaffnetem Auge jedes Unkräutlein zu erspähen und bei den Haaren herauszuziehen. Sorgsam aber muß die Arbeit gemacht sein, weil das Wieten nur ein Mal geschehen kann. Ist hiernach der Acker

Digitized by Google

rein, so sprossen, wie neugeboren, die Pflänzchen munter auf und gelangen schon Ende Juli oder Anfang August zur Blüthe.

Ein blühendes Flachsfeld ist ein gar prächtiger Anblick, und wen jemals der Weg an einem solchen vorbeiführte, der mag stehen geblieben sein in stiller Betrachtung. Schlank und keck strebt das zarte Stengelchen, nur mit wenigen, spiralförmig umlaufenden Blättchen besetzt, aufwärts und trägt stolz an seiner Spitze das himmelblaue Krönchen; alle Pflanzen gleich hoch, in einer Ebene bieten sie einen Anblick, als sei ein weiter, azurfarbener Teppich hingebreitet, dessen Milde und Tiefe mit der Farbe des Himmels wetteifert. Es liegt das Flachsfeld da, wie ein klarer See, die Bläue des Himmels spiegelnd, während ein sanfter West leichte Wogen treibt in den höheren Halmen des nachbarlichen Kornfeldes. Diese Zeit des Glanzes dauert freilich nicht lange, vielleicht nur acht Tage, dann sind auch die Nachzügler zur Blüthe gelangt, die Kronblätter schrumpfen zusammen, fallen zur Erde und wieder grasgrün ist die Fläche! Aber schon dehnt sich die Knospe zwischen den frischen Kelchblättern und die kleinen Samen schwellen, ein jegliches in sein Kämmerlein eingeschlossen, und bald ist die pralle Kapsel der Reife nahe. Wenn nun die Blättchen dicht über der Erde gelb werden, dann sagt man: „der Flachs ist reif, er muß gezogen werden."

Was bis dahin die Natur an der Pflanze thun konnte, ist geschehen, ob aber die Menschen mit ihrer Arbeit stets zufrieden sind, ist eine andere Frage. Was an der Pflanze vor Allem geschätzt wird, ist die Länge. Ist dann einmal einer Bäuerin der Flachs nicht gerathen, dann siehst Du sie wohl Abends trübseligen Blicks vor ihrem niedrigen Flachsfelde stehen, unmuthig die kurzen Halme zwischen den Fingern zerreibend, um in der Festigkeit des Bastes wenigstens einen Trost zu suchen, während die Nachbarin vielleicht stolzen Schritts mit ihren langen Flachsproben dem Dorfe zuschreitet.

Wenn aber der Flachs reif ist, dann darf man nicht säumen, schnell muß er aus der Erde gezogen werden, denn sonst würden die Kapseln sich öffnen und der Same sich herumstreuen. Hurtig geht's nun heran, viele Hände machen bald ein Ende, und in wenigen Stunden liegt kahl und halmlos der Acker da, der noch eben im frischen Grün prangte. Der Flachs wird nur nothdürftig in Bunde zusammen gelegt, denn sogleich muß eine zweite Arbeit, die Trennung der sogenannten Knoten, mit ihm vorgenommen werden. Das Abstreifen der Knoten aber nennt man „Flachsröppeln." Dazu wird sogleich auf freiem Felde, auf einen kurzen in die Erde getriebenen Pfahl ein invalides Wagenrad mit seine Nabe horizontal aufgepflanzt; sein Kranz ist mit eisernen Kämmen bewaffnet, unter demselben ein Laken ausgebreitet und rings mit Strohwischen umlegt. Zwischen den eisernen Zinken hindurch werden nun die Pflanzen gezogen, die Köpfchen aber können nicht durch die Zwischenräume, bei heftigem Zuge fallen sie daher zu Boden, während in der Hand die kahlen, kopflosen Stengel zurückbleiben. Wer diese Arbeit nicht auf freiem Felde ausführen will, fährt schnell die Flachsbunde zum Hofe, wo vielleicht auf der Tenne oder in einem Stalle ein Röppelbaum zwischen zwei gegenüber stehende Wände eingekeilt ist. Da steht denn munter die ganze Familie am Röppelbaum, und auch das Jüngste sucht den Augenblick zu erspähen, wo die Zinken frei sind, um sein Händchen Flachs durch die eisernen Zähne zu ziehen und sich am Spritzen der Knoten zu ergötzen.

Wenn der Same abgestreift ist, wird er getrocknet, und zwar schnell in der Sonne; man nennt das „Flachsklängen."

Das Märchen hat diesen Act der Flachsarbeit nicht unausgeschmückt gelassen; es wird erzählt, daß die Ahnfrau noch jetzt ihre Flachsknoten neben zerfallenen Burgen ausbreitet.

Sind so die Knoten getrocknet, so zerfallen sie von selbst; unter der Spreu aber liegt das frisch glänzende Leinkorn, das wird noch einmal auf der frisch gefegten Tenne ausgeworfen, dann nimmt man das Saatgut für das nächste Jahr davon, der Rest aber wandert zum Oelschläger. Das ist wieder ein Abschnitt der Flachsarbeit.

Digitized by Google

Wenn wir jetzt den kopflosen Stengel betrachten, so lassen sich ganz deutlich drei Theile unterscheiden: Außen die grüne Oberhaut, im Innern ein holziger Kern und zwischen beiden die zähe Bastschicht. Den Bast zu gewinnen ist das Ziel aller nächst folgenden Arbeiten, darum muß die Oberhaut fortgeschafft und die feste Holzschicht im Innern zertrümmert, überhaupt aber die Pflanze in ihrer ganzen Masse aufgelockert werden.

Man sollte meinen, es wären hierzu kunstvolle Vorkehrungen nöthig. Keineswegs! Mit den einfachsten Mitteln wird das Ziel erreicht; Licht, Wasser und Zeit helfen das Ziel sicherer erreichen, als die feinste Kunst des Chemikers es jemals im Stande wäre. „Der Flachs wird geröstet oder geröthet," und man unterscheidet danach Thau- oder Luftröste und Wasserröste.

Wählt man die erstere Methode, so hat man weiter nichts nöthig, als den Flachs auf dem benachbarten Stoppelfelde, in dünne Lagen ausgebreitet, 4—6 Wochen Tag und Nacht liegen zu lassen, wobei er nur hin und wieder gewendet wird.

In Gegenden, wo an Wasser kein Mangel ist, an Abhängen der Gebirge wird der Flachs in Wasser geröstet. Gar eigenthümlich sieht dann so ein Wässerlein aus, wenn das Dorf seinen Flachs hineingelegt hat. Die einzelnen Flachsbunde werden nämlich, mit Steinen oder Rasen bedeckt, im flachen Flußbett versenkt; zahlreiche kleine Erdhügel, vom Wasser umflossen, ziehen sich den Bach aufwärts, ab und zu zeigt ein Stecken mit Stroh umbunden die Grenze der nachbarlichen Beete; das Ganze sieht so munter aus, als habe ein Pionir-Regiment im Wasser sein Lager aufgeschlagen.

Dem Wasser selbst ist freilich der Prozeß nicht gerade zuträglich, denn von der Menge organischer Stoffe, die auf einmal hineinkommen, geräth es gleichsam in Gährung, wird faul, die Fische sterben ab, warmblüthige Thiere, die daraus saufen, werden krank, und ist es gar ein stehendes Wasser, so steigen Dünste daraus auf, die weit und breit die Luft verpesten.

Je nach der Witterung läßt man längere oder kürzere Zeit den Flachs im Wasser, überzeugt sich aber doch von Zeit zu Zeit durch Ausziehen einzelner Flachshalme, wie die Röstung fortschreitet, ob der Bast vom Holze sich löst und letzteres mürbe geworden ist. Sobald dies der Fall ist, werden die Bunde aus dem Wasser genommen, abgespült und am Ufer locker aufrecht zum Trocknen hingestellt.

Jede der beiden Methoden hat ihre Vorzüge und Nachtheile; geschieht das Rösten in stehendem Wasser, so nehmen die Bastfasern leicht eine dunklere Farbe an, die sich durch das nochmalige Bleichen im Gewebe schwer entfernen läßt; auch greift bei heißem Wetter die Gährung leicht so stark um sich, daß dabei die Haltbarkeit der Faser selbst in Gefahr kommt. Bei der Luftröste hingegen kann leicht ein ungleiches Product erhalten werden, da Thau und Trockenheit nicht immer nach Vorschrift wechseln. Am zweckmäßigsten ist es jedenfalls, beide Methoden zu verbinden, d. h. 5 bis 10 Tage den Flachs in's Wasser zu legen und ihn dann durch die Thauröste zur Reife kommen zu lassen.

In den Gegenden, wo die Thauröste üblich ist, werden nun die Flachsbunde vom Felde herein an den Backofen gebracht, da kommt er hinein, sogleich nachdem das Brot herausgenommen ist, um gebacken zu werden. Um den Ofen zu füllen, vereinigen sich wohl mehrere Nachbarinnen, die sich bei dieser Arbeit behülflich sind; das geschieht meistens am Abend. Nicht unmalerisch ist der Anblick, wenn bei mondeshellen Nacht die flinken Frauengestalten um den Ofen am Waldesrande sich tummeln; die schlanken Fichten werfen majestätische Schatten auf die geschäftigen Gruppen, die Burschen des Dorfes streifen nahe heran, aber die Mägde lassen sich nicht stören, denn noch vor Mitternacht muß Alles, was im Ofen war, warm gebrochen und gekäut werden.

In andern Gegenden, wo das Darren im Ofen nicht Sitte ist, wird der Flachs nur in der Sonne getrocknet. Da breitet man ihn des Tags an den Gebäuden hin gegen die Mittagsseite aus, nimmt ihn Abends zusammen, bringt ihn in die Scheune und bedeckt ihn

Digitized by Google

mit Säcken, damit er die Nacht über warm bleibe. Andern Tags aber, noch ehe die Sonne sich hebt, gehen die Mägde hin, nehmen handweise den Flachs aus dem Haufen, und nun geht's munter mit Gehämmer und Geklapper über die trockenen Halme her; da siehst Du sie sitzen, das blaue Tuch um den Kopf gehüllt, bald auf blankem Sitzstein mit dem Fäustel die Halme böhnend, bald sie mit hurtigem Geklapper durch die Brake jagend. Wer viel Flachs hat, böhnt am Abend und brakt am Morgen. Frühaufstehen aber ist eine Hauptsache, denn die Arbeit muß in wenig Tagen vollendet sein, und wem die eignen Kräfte nicht ausreichen, muß sich fremde miethen.

Das ist die erste gewaltsame Behandlung, welche der Stengel erfährt; ein eigenthümliches Instrument, die „Brake" genannt, leistet dabei vortreffliche Dienste, und davon hat die Arbeit ihren Namen. Wer eine Brake noch nicht gesehen hat, der stelle sich ein großes zweischaliges hölzernes vierbeiniges Messer vor; zwischen Klinge und Schale wird der Flachs unter öfterem Zusammenschlagen durchgezogen; und in der That, die Halme müßten von Eisen sein, sollten sie nicht in Stücke zerbrechen. Den Holzkern der Flachspflanze innerhalb des Bastes zu zerbrechen und zu zertrümmern, das ist aber eben die Aufgabe dieser gewaltsamen Behandlung; er fällt als „Schebe" heraus und in der Hand behält man die lappige, rohe Bastschicht.

Da das Braken eine ziemlich anstrengende Arbeit ist, so sind wohl intelligente Müller auf den Gedanken gekommen, nebenher an ihren Wasserrädern Brakanstalten zu errichten und diese an die Bauerfrauen gegen Belassung der Schebe, die als Bindemittel für Lehmmauern geschätzt wird, zu vermiethen.

Die stärkste Prüfung, welche der Bast unserer Pflanze zu bestehen hat, ist aber „das Hecheln". Wie empfindlich es ist, durchgehechelt zu werden, weiß Jeder, dem es böse Zungen auch nur einmal angethan haben. Der Flachs wird aber sogar dreimal gehechelt, durch die Grob-, Mittel- und Feinhechel gezogen. Bei diesem Prozeß sondern sich die kurzen Bastfäden von den langen, die feinen von den groben, die als Werg oder Hede abfallen. Die Hede, also gleichsam eine gröbere Flachssorte, hat zwar nur einen geringen Werth, dennoch findet auch sie die mannigfachste Anwendung. Auch sie wird zu Garn versponnen, freilich keine Arbeit für zarte Hände, indeß manch wichtiger Stoff wird daraus gefertigt: Säcke, Stricke, Planen, Taue und dergl. mehr.

Man verkauft die Hede an die Seiler, oder vertauscht sie gegen andere Gegenstände. In der Harzer Gegend pflegen wandernde Eichsfelder von den Bauern die Hede gegen Heidelbeeren, die sie vom Gebirge bringen, einzutauschen.

Was nun von der letzten Hechel kommt, ist der eigentliche Feinflachs; nur eine Hand voll heißt Riste und zehn Risten werden zu einer „Hucke oder Knoke" zusammen gedreht. In der Form solcher Hucken oder Knoken bleibt der Flachs bis zum Winter liegen, denn die groben Arbeiten sind überstanden, der Flachs ist zum Verspinnen fertig, und es beginnt der poetische Abschnitt der Flachsbereitung.

Zu allen Zeiten haben Weise und Dichter, wenn sie das Glück stillen, häuslichen Schaffens dem Volke schildern wollten, ihre Bilder vom Spinnen, Weben und Waschen der Frauen genommen. Schon Salomo sagt: „Wem ein tugendsames Weib bescheert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie strecket ihre Hand nach dem Rocken und ihre Hände fassen die Spindel."

Die Fürstinnen des Alterthums schämten sich nicht, das Webschiff zu führen; denn Penelope, des vielgeprüften Odysseus wackere Gemahlin, saß einsam, des fernen Gatten harrend, in ihren Gemächern, „und wirkte ihr großes Gewebe."

Selbst das Waschen zu besorgen, galt den Prinzessinnen nicht zu gering, wie Homer so unnachahmlich schön beschreibt an der Nausikaa, des Phäakenkönigs Tochter:

Digitized by Google

Bald nun schimmerte Eos empor und erweckte die Jungfrau,
Nahe hinan nun tretend zum lieben Vater begann sie:
Väterchen, läßest du nicht ein Lastgeschirr mir bespannen,
Hochgebaut, starkrädrig, damit ich die köstliche Kleidung
Fahr an den Strom zu waschen, die mir so schmutzig herum liegt?
Auch dir selber geziemt's, der stets mit den Edelsten umgeht,
Da zu sitzen im Rath, geschmückt mit reinem Gewande:
Und fünf Söhne zugleich sind dir im Palaste geboren,
Zween von ihnen vermählt und drei in der Blüthe der Jugend,
Diese wollen beständig in neugewaschener Kleidung
Gehen zum Reigentanz, und es kommt doch Alles auf mich an.
Jene sprachs, zu blöde das Wort der holden Vermählung
Ihrem Vater zu nennen.

(Odyssee 6. Gesang V. 55.)

Nicht minder aber war auch bei uns Deutschen das Spinnen und Weben im Ansehen. Wodan's Gemahlin stand, wie die Minerva der Griechen, dem Flachsbau vor; eine weiße Plane, wie bei den Frachtwagen, bedeckte den Wagen, in dem die Göttin Hertha verborgen war. Frau Holle beaufsichtigte in eigner Person die Spinnerinnen.

Zwar ist in den Städten das Spinnen nicht mehr Mode, aber Rocken und Haspel gelten noch heute auf dem Dorfe als die Embleme einer wirthlichen Hausfrau. Mit Kränzen und Blumen geschmückt, ein Geschenk der nächsten Freundin, werden sie der jungen Dorfbraut geschenkt. Wer aber gedächte nicht sogleich der Spinnstube, wo das Alte gewahrt, und wo man sich graufig macht? Wenn die langen Winterabende kommen, und Sturm und Schnee sich draußen in der Dunkelheit jagen, dann findest du wohl das junge Volk des Dorfes im traulichen Stübchen bei einander. Da sitzen die Mädchen im Kreise um den kleinen Tisch mit beschirmter Lampe, jedes mit seinem Rocken. Die jungen Burschе aber sind nicht ungern gesehn, zu richtiger Stunde stellen sie sich ein und nehmen mit kurzer dampfender Pfeife schweigend Platz auf der Bank am Ofen. —

Ehedem schämte sich wohl auch die reiche Bürgersfrau nicht, Abends den Rocken zur Hand zu nehmen, und gar stattlich mag es ausgeschaut haben, wenn sie auf dem Stuhl da sitzend, die Flachsristen um die Hüften gebunden, die feinen Faden hiehin und dorthin breitete, um die „Diese" zu bilden, und den Rockenbrief umlegte mit dem sinnigen Verslein, das ihr der Hausherr verehrte, als er noch jung um sie freite. Die Töchter aber spannen munter mit zur eignen Ausstattung, in der sichern Hoffnung, daß einem fleißigen Mädchen der Gemahl nicht ausbleiben könne.

Das war die Zeit, aus welcher Schiller sein Bild für die „Glocke" wählte: Die züchtige Hausfrau

reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit duftenden Schätzen die Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Welle, den schneeigen Lein.

Das war die Zeit, der Voffen's Bleicherin angehört, mit ihrem Liede:

Bleich im warmen Strahl der Sonnen,
Leinwand, die ich selbst gesponnen,
Von dem feinsten Knotenflachs.
Dich besprengen Jungfernhände,
Daß dein Glanz die Augen blende,
Weiß wie Schnee und Jungfernwachs.

Was soll ich aber vom Spinnen selber erzählen?

Wohl hat es Jeder mal gesehen, wie mühselig aber diese doppelte Bewegung von Hand und Fuß, von Zocken und Treten ist, davon haben wohl nur Wenige eine Vorstellung.

Digitized by Google

Wer es uns aber nicht glauben will, nun der setze sich selbst zum Rocken; da wird ihm inne werden, daß die ganze zähe Geduld eines Weibes dazu gehört, um ein solches Geschäft zu Ende zu bringen, und die Hunderte von Schocken zu spinnen und zu haspeln, die zu einer häuslichen Ausstattung gehören!

Genug, das Garn mag' fertig sein und nur einmal werd' es mit Buchenasche ausgekocht, dann kann es dem Weber übergeben werden. — Da gilt es denn zuerst das Garn zu ordnen und jeder Sorte ihre Bestimmung zu geben, denn tausendfältig sind die Muster, die ein geschickter Weber dem Stoffe zu geben im Stande ist. Da hat man sich zu entscheiden, ob man lieber ein Blitzmuster oder den Wasserlauf, die Elbe mit Kähnen oder den Halberstädter Dom haben will. Ein geschickter Damastweber hat allemal großen Ruf und von weit und breit strömt ihm die Arbeit zu: denn seine Blumen werden liegen wie auf Atlas und sein Drill die herrlichsten „Gebilde" zeigen. Darum wer klug ist, gehe zu ihm, da hat es keine Sorge, daß die Leinwand zu lose werde; mit seinem Damast können noch Enkel und Urenkel prangen!

Jetzt denken nun gewiß manche meiner Leser, es sei nun mit der Leinwand zu Ende! Doch nein. Noch einmal kommt sie unter die Hände der Frauen, und auch Luft und Sonne müssen noch einmal, wie bei der ersten Entstehung des Pflänzchens, so bei der letzten Arbeit mitwirken.

Auf grünem Anger, zwischen den Blumen des Frühlings ausgebreitet, und von dem brausenden Wasserstrahl getroffen, schwinden die letzten Spuren der Dunkelheit vom Gewebe.

Weiß, wie frisch gefallener Schnee, liegt die Leinwand auf dem Bleichplan, und die Spinnerin schreitet stolzen Schrittes zwischen den langen Bahnen dahin.

Das ist der Beruf der Flachspflanze! Was Ausdauer und liebender Fleiß aus einem Stoffe machen kann, läßt sich daraus lernen. Am Marientage vorigen Jahres war der Lein gesäet, und wenn die Kornblumen blühen, kann die duftende Leinwand im Koffer liegen. —

Werfen wir aber noch einen letzten Blick auf das Pflänzchen, so sehen wir, wie keines seiner Theile unbenutzt bleibt. Aus dem Samen preßt man ein schönes Oel, das zu mancherlei Speisen von den Menschen gebraucht wird, aber auch den Thieren wird es gegeben, wenn sie krank sind. Hat Jemand ein Geschwür am Körper, so wirkt ihm die zerquetschte Leinsaat wie lindernder Balsam auf der verstreckten Wunde. Kommt das Oel in den Handel, dann wird es zu mancherlei Zwecken verwendet. Da wird es mit Silberglätte gekocht zu trocknendem Firniß, mit Bleiweiß vermischt, dient es zum Anstrich im Innern der Häuser, mit Kienruß gemengt zum Firniß, mit Kreide, um das Glas in seinem Rahmen zu halten, ja mit Lauge gemischt und zu Seife verkocht, wäscht gleichsam die Pflanze sich in ihrem eignen Safte.

Von der Windel an begleitet der Lein uns durch's Leben bis zum Leichentuche.

So singt denn Homer:

Schöne Gewand' umschlossen die Jünglinge, hell wie des Oeles
Sanfter Glanz, und die Mädchen verhüllete zarte Leinwand.

Den todten Patroklos aber wuschen bei Homer die Griechen:

Legten ihn dann auf Betten und breiteten köstliche Leinwand
Ihm vom Haupt zu den Füßen, und drauf den schimmernden Teppich.

So ist in der That tausendfach des Leins Gebrauch, denn in tausend Gestalten umgiebt er uns, ohne daß wir daran denken, er ist aber nicht, wie Plinius sagt, zum Verderben, sondern zum Heil und Segen der Menschheit!

Digitized by Google

Gez. u. lith. v. Huyn

Farbendruck v. J. Hesse Berlin

Der Krimler Wasserfall im Pinsgau.

Digitized by Google

Die Sennhütte auf der Gerlosplatte und das Krimlthal.

Von Eugen Kühnemann.

Zwischen den Thalgebieten des Zillers und der Salzach, umschlossen nach der Tiroler Seite von dem oberhalb Maierhof sich berührenden Gerlos- und Zillerthale, begrenzt nach der Salzburger Seite von dem Salzach- und Achethale, ist ein Hochthal belegen, Gerlos genannt. Es ist die westliche Grenzwacht zwischen dem Salzburger und dem Tiroler Land. Der Wege sind mehrere, die Höhe zu erreichen und die Hochschau zu suchen über das reiche umliegende Land der Krone Oesterreich. Nach Maierhof, dem Ausgangspunkte von Tiroler Seite, führen außer den genannten Thälern mit ihrem sichern Leiter durch's Gebirg, dem plätschernden Wasser, das Stillup, Zemmer und das Duxer Thal; das Stillupthal mit seinen Cascaden und der Fernsicht auf die Ahornspitze, das Zemmerthal mit seinem herrlichen Wasserfall und seinen Gletschermarken, das Duxerthal mit seiner Abwechselung zwischen romantischer Vielgestaltigkeit und idyllischer Stille, mit seinem gewaltigen Berg, dem Duxer Ferner. Nach Wald hin, dem letzten Ort des Pinzgau's, das seine Kirche, seine Kapelle und seine spärlichen Häuser in herrlicher Höhe über dem Pinzgau hält, strebt von Norden das seiner Quelle hinter Ronach kaum enteilte Wasser der Saalache und von Süden her die kurzläufige Ache, die, dem Prettauer Kees entstammt, bei Krimml sich in die mehrere tausend Fuß tiefer belegene Ebene stürzt und in brausender Hast der Salzach davon meldet. Von Wald nach Ronach steigt in mäßiger Erhebung der Weg hinan. Dem Wanderer begegnet das Saumroß und der leichte Wagen. Von Ronach nach der Quelle der Salzach hinauf zum Gerlosjoch bis zur Höhe von mehr als fünf und einem halben Tausend Fuß wird der Pfad schwieriger und fällt, der Gerlospaß geheißen, nach der Tiroler Seite in steiler Senkung zum Wildgerlosthale ab.

Beim Dorfe Krimml, zwei Stunden südlich von Wald, an den nach jenem benannten Tauren sich lehnend, schließt sich der großartigste Bergkessel. Hier giebt es nur einen Weg vorwärts, den Weg hinauf, hinauf zum Gerlos: zu dem im Sonnenschein schneeig aufglänzenden Taurengletscher lockt es die Phantasie. Alles, woran die Meinung von Ewigkeit, von wandellosem Wesen durch die Jahrtausende sich knüpft, beschäftigt sie in reicher Weise; allein ein ewiges Eismeer, von dem der Sonne glühendster Strahl in leuchtenden Farben abprallt, erscheint durch das sehende Auge der Phantasie fast ein Widerspruch in sich. Ihm verknüpft mit Schnee und Eis sich ein winterlicher Hauch, mit dem sich das Gefühl drückender Sonnenwärme nicht verbinden will. Hier aber scheint's, als lachten die Gletscher auf, wenn sich jeder Sonnenstrahl recht tief in sie versenkt, wenn er aus ihrer durchglitzerten Mitte reicher zur Erde niedersieht. Das köstliche Weiß, das, einem Schneefelde vergleichbar, auf der Spitze des Berges lastet und nach der Sonnenseite hin sich weiter erdwärts ausdehnt, leuchtet auf. Wenn ein starrer Winter im Norden die Fensterscheiben mit Eisblumen schmückt und diese von der leichten Berührung der Mittagssonne in einem wunderbaren Colorit schimmern, das vom Schnee seinen Glanz, von der Rose seinen Hauch entlehnt, so giebt das ein Bild, an dem das Auge sich wund sehen kann. Es vermuthet eine Wirkung der Sonne, ohne diese unmittelbar gewahr zu werden, und vermuthet die Wirkung auf beschränkter, greifbarer Fläche. Hier aber lehnt sie sich in einer Ausdehnung

Digitized by Google

von vielen Tausenden Fußen wie über das greise Haupt des Berges, so über seinen Fuß, den kieferbewachsenen, den blumen- und rasengeschmückten. Hier ist es gut ruhen; zu jenem aber führt kein sichtbarer Pfad und selbst in Begleitung eines Führers bedarf es großer Vorsicht. Nicht wegen der hohen Luftregionen, sondern wegen des unsichern Bodens. Die Gletscher pflegen sich meist von der Schneelinie aus bis zu 2000—3000 Fuß abwärts beginnend auszudehnen, die Schneelinie aber ist hierorts in der Höhe von achttausend Fuß zu suchen, so daß die Firnen in einiger Entfernung für das an die gewaltigen Dimensionen des Gebirgs gewöhnte Auge gar wenig hoch die benachbarten bewaldeten Höhen zu überragen scheinen. Und doch lehrt der Weg über sie das veränderte Element. Sie bilden sich, wo die Sonne ihre Wirkung noch nicht verloren hat, in stetem Wechsel zwischen Thauen und Gefrieren, nach Innen sich befestigend, nach Außen sich lösend. Weht dazwischen ein scharfer Wind, dann dringt er, wo vorher ein warmer Strahl sich Bahn gesucht, in pfeifendem Getöse ein, treibt den frischgefallenen, gefrierenden Schnee auseinander und zieht den gefährlichen klaffenden Riß durch das Feld, daß der Ausgang verloren und Hilfe oft vergeblich erfleht ist.

Freilich dem Auge, das aus dem Thale sich nicht satt sehen kann an dem zauberhaften Bild der Firnen, erscheint der Weg gefahrlos — und welchem Auge erschiene je die Schönheit gefahrbringend? Das ist ein wunderbar schönes Spiel, das der Wolken in die Bergesgipfel, das des flüchtigen in das feste Element hinein! Hier lagert eine sonnendurchglühte Haufenwolke an der felsigen Spitze eines Berges sich ab, dort wirft eine leichtgezeichnete Streifwolke ihr veränderlich Bild über die unveränderlichen Gletscher; hier scheint eine Firn bis in unerreichbare Höhen sich zu erheben, dort Felsgebilde auf eisigem Grund sich zu festigen. Ein scharfer Wind und die Wolken sind zerstreut: hier ist der Gletscher, dort der Fels in die Lüfte verweht und das gewandelte Haupt der Berge sieht sich stumm an.

Zwischen den Bergen aber reißt sich der Achefall seinen brausenden Weg. Dieser Fluß ist kein Führer aus dem geschlossenen Thal heraus. Wohl maß man in seiner Nähe ein Stück des Wegs versuchen: weit spritzt er den fallenden Wasserschaum um sich, unter ewigem Thau grüner Bäume und Sträucher. Das kann locken, kann erfrischen. In fünf Absätzen fällt er zur Ebene. Welch herrlicher Blick von dem mittelsten schon, zu dem man mühsam von Fels zu Fels, durch Gebüsch und Strauchwerk klimmend und kletternd gelangt. Einen betretenen Pfad giebt's nicht auf wenige Schritte, es bahnt ein Jeder ihn sich, um auf seltenem Wege zu seltenem Ziele zu gelangen. Eine riesige Fichte, die ihre Wurzeln fest in den Fels eingetrieben, die aber, statt aufwärts sich zu erheben, ihre Krone dem unablässigen Andrängen des Wassers gebeugt hat, lehnt sich über das Bett der Ache. Unter ihr wirbelt's in kochend aufspritzender Bewegung, über sie hin perlt es in Milliarden Tropfen. An jede Nadel hängt sich einer. Es ist ein kurzes Verweilen, der nächste Augenblick schon sieht einen andern; es drängt zurück zur einheitlichen Masse, es drängt hinunter in die tiefe Ebene. Der längst schon geknickte mächtige Ast eines in der Nähe stehenden Baumes wird von einem auftäuselnden Windstoß gefaßt und fällt in das fallende Wasser. Wie es ihn zusammenschnürend verschlingt, wie es noch einmal einen Blätterhaufen aus dem Wasserschaum aufpeitscht und nichts mehr zum Vorschein kommt von dem gemürbten Ast! Spähne, Splitter, vor wenigen Sekunden noch ein Baum, treiben unbemerkt unten in dem Flusse. Ein grausig schöner Blick in den leicht bewegten, leichter noch zerstörenden Strom, der über Menschen und Thiere, die seine Fluthen suchen, wo diese die Ebene gefunden, einen spritzenden Perlmantel breitet!

Nein, auch hier, auch an diesem Flusse ist kein Entrinnen aus dem Bergkessel, wie keins über den Taurengletscher war. Ueber die nachbarlichen Berge, dem Katarakte gegenüber, führt der einzig mögliche Weg, und auch er, wie der über Ronach, weist nach Tirol.

Digitized by Google

Es ist ein schmaler, steiler Saumpfad, den noch nie ein Wagen befahren. Er schlängelt sich erst zwischen hohen Föhren hindurch, unter denen vereinzelt eine Ulme oder Buche steht. Steine, Felstrümmer erschweren das Vorwärtsschreiten und der Blick hinauf läßt kein Ziel finden. Vermöchte man rückwärts zu gehen und unverwandten Blickes das Krimlthal im Auge zu behalten, in vielgestalteter Ferne das Pinzgau, es würde an Abwechselung nicht fehlen. Aber das Vorwärtsschreiten erfordert schon bedächtiges Aufmerken und die nur den Verstand beschäftigende Beobachtung entschädigt nicht, daß je höher, desto mehr die Tannen verkrüppeln und den strauchartigen Gewächsen, Wachholder und Krummholz, Platz machen. Da ist ein größerer Stein willkommene Ruhestätte auf dem Wege und bietet durch die Aeste der umstehenden Bäume einen Blick auf das enge, finstere, fichtenbegrenzte, riesenhohe Bergespanorama, durch das die Ache mit ächzender Wildheit sich stürzt, auf das weithin zwischen gletschergekrönten Höhen sich ausdehnende Pinzgau.

So wechselt's ab zwischen der engbegrenzten Welt unter den rauschenden Fichtenästen und der unbegrenzten über sie hinaus. Von dieser sucht das Auge ungeduldig die Höhe, denn von ihr erwartet es des Wegs Vollendung. Ein dieser Vollendung Kundiger rieth gar recht:

Lähmt des Berges steiler Pfad
Deine Freudigkeit und Kraft,
Folge wohlerprobtem Rath,
Der Erleichterung Dir schafft:

Nach dem Gipfel schaue nicht,
Schaue nach der Blumen Pracht,
Deren halbversteckt Gesicht
Freundlich Dir zu Füßen lacht.

In des Schauens stillem Glück
Schwindet leichtlich alle Müh',
Und Du legst den Weg zurück
Schnell — kaum weißt Du selbst es, wie.

Gewiß auch auf diesem Pfade wachsen Blumen. In der Höhe über fünftausend Fuß, der Region der fettesten Weiden, der Region der Alpenmatten und Alpenpflanzen ist die Luft von einem Aroma geschwängert, das die Ebene auch in dem üppigsten Dufte des Frühlings nicht zu ahnen vermag. Die reichste Entwickelung kräftigen Wohlgeruchs in der mit der Höhe leichter werdenden Luft hebt und beschleunigt den Schritt. Die Waldung wird lichter, einzeln zerstreute Bäume umwachsen den Weg, auch sie verschwinden und er verliert sich auf einer morastigen, wenig bewachsenen Alpe.

Die Platte, die Gerlosplatte heißt diese, sich an eine Stunde breit, etwa 7000 Fuß über der niedern ausdehnende Ebene. Auf ihr lebt nichts von der Welt unten, nichts von dem bunten Treiben des Bergwalds. Kein fruchtbares Feld, das der Menschen regen Fleiß verriethe, kaum ein Baum, an dem die fruchtbringende Natur sich erfreute — eine fast wüste Kahlheit, über die ein schneidender Luftzug und rauhere Winde wehen, als sie das gesegnete Land der vor Kurzem verlassenen Ebene kennt. Zäune aus Baumästen, leicht in einander gefügt, Steinhaufen, künstlich zusammengetragen, erweisen es dennoch, daß dieser Luftzug und diese Winde auch über Menschenthum und Menschenmühen hinwegstreichen. Es giebt eine weite Umsicht über die in der That glatte Ebene und sie berührt manche Senne, die hier sich hinter Steinen versteckt, dort an Felsstücken hängt.

Von der ersten Sennerhütte ab führt ein deutlich betretener Pfad nach Osten und Westen. Den Pfad ist kürzlich ein neckischer Maler gewandert. Eine in feinen Linien gezeichnete Hand an der nach dem Wege zu belegenen Seite der kleinen Senne weist mit erhobenem Finger „nach Dorf Gerlos." Warum soll sie denn nur in die Ferne weisen?

Digitized by Google

Wo auf einsamer Gebirgswanderung eine Hand freundlich grüßend sich entgegenstreckt, da befestigt sie schnell augenblicklich begonnene Gastfreundschaft und Jeder schlägt von Herzen ein. Diese Hand gehört zu diesem Hause und ehe sie den weitern Weg lehrt, winkt sie zum freundlichen Willkommen. „Sei gegrüßt, du unbekannter Maler, auf dessen Hand vertrauensvoll mein Aug' geruht; wer du auch sei'st, sei viel gegrüßt, und du einsame Klause sei gegrüßt, auf die ein Streiflicht der allüberall heitern Kunst gefallen."

Ich klopfe an der Senne kleine Thür; sie — wenn die Benennung „Thür" hier angebracht ist — thut sich auf; nicht eine Thür, die in Angeln hängt und in ein Schloß greift, sondern zwei über einander hängende Luken, deren jede besonders geöffnet werden kann. Die obere, um, wie jetzt eben, gleicher Zeit die Stelle eines Fensters zu vertreten und Licht und Luft ein- und den Blick auf den Himmel freizulassen; die untere, um geöffnet, den Eintritt in die Wohnung zu ermöglichen. Die obere Luke thut sich auf und aus ihr heraus grüßt ein Gesicht, das, auf den Schultern einer untersetzt derben Figur ruhend, dieser beim ersten Anblick schon eine gedrungene Abgeschlossenheit giebt. Eine kräftige Hand und ein Stück des Arms, der aus grauem Hemdärmel hervorsieht, legen sich fest auf den unteren verschlossen gebliebenen Theil der Thür, und über sie hinaus sieht, unter struppigem Haar ohne Falsch, ein argloses Cremitengesicht, unbekümmert um die Freuden und Sorgen der Welt. Auf die Frage, ob wir verweilen und übernachten dürften, antwortete ein Blick auf die kleine Klause und der zweifelhafte Ton, wenn wir zufrieden wären mit dem, was die Alp uns böte. Für's Erste einen freundlichen Blick zum Dank, für's Zweite die Versicherung, daß wir mit Allem vorlieb nähmen, und der Vertrag war geschlossen.

Mit Druck und Gegendruck der Hand treten wir ein in die Senne unsers Kasers,*) eine der vielbesungenen Alpensennen. Den Wohnsitz irdischer Behaglichkeit und müssigen Wohllebens hatte ich für diese Sennen aus den Liedern der reisenden Tiroler Sänger nie herausgehört, aber auch nie geglaubt, daß Hunderte von Melodien sich wie ein Blüthenkranz um die Stelle winden könnten, die selbst der spärlichsten Lebensbedürfnisse baar, ihren versteckten Reiz wohl in besonderster Eigenthümlichkeit entfalten muß. Sie sollte mir nicht entgehen, und diese Senne auf der Gerlosplatte erwies im Vergleich mit mancher andern sich recht als das Urbild einer Senne. — Der kleine Raum, des Kasers gewöhnlicher Aufenthalt, war so niedrig, daß nach dem Eintreten bedeckten Hauptes aufrecht zu stehen schwierig war, so schmal, daß er kaum eines Mannes Länge messen mochte und nur in der Breite eine weit größere Ausdehnung hatte. Kein Fenster ließ der Sonne oder des Mondes Schein in die anspruchslose Wohnung. Links von der Thür flackerte ein helles Feuer in einem Kamin, dessen Boden der der Stube war. Seit mein Wirth aus der Ebene hierher gezogen, war das Feuer nie verlöscht; Holz gab's da draußen in den weiten Wäldern genug und die Sehnsucht nach dem Lichte, das Bedürfniß nach Wärme waren die stillen Zünder dieser Flamme. Vor dem Kamin stand eine Bank, auf dem Gesimse lagen Alpenkräuter und an der dunkeln Wand beschien das rothe Feuer die einzigen Habseligkeiten des Senners — eine große hölzerne Schüssel, einen gewaltigen Löffel und andere derartige Unentbehrlichkeiten. Unser guter Wirth hatte erst die Meinung, uns in diesem Raum oder in einem seitwärts über demselben bis unter das Dach hin belegenen Heuschober unterzubringen. Zu diesem leuchtete das Feuer hinauf und die knisternden Funken tanzten um das trockene Heu. Warum, in aller Welt sollte es einmal zünden können? Ueber der Thür war das Schild keiner Feuer-Versicherungs-Gesellschaft angeschlagen und mit dem erst würde die Nähe des Feuers gefährlich. Wir würden den Versuch der seltenen Lagerstätte, zu der wir hinanklimmen

*) Kaser, so genannt, weil er für seinen Bauern, seinen Herrn, der im Thal wohnt, auf der Alp der Weide achtet und die gewonnene Milch zur Käseverfertigung bereitet.

Digitized by Google

mußten, gewagt haben, allein dem Wirth kam ein besserer Einfall: er führte uns in den zweiten und letzten Raum seiner Senne. Den größten Theil desselben beanspruchte ein kunstlos in kolossalem Quadrat von dem Eigner selbst aufgeführter Ofen. An zwei Seiten desselben und an die Längenwand des Zimmers lehnte sich eine hölzerne Bank. Ein Bett, breit doch kurz genug, vollendete das einfache Mobiliar. Doch nein, während ich des stillen Friedens in diesem jeder Verschwendung so fremdem Orte dachte, mahnte mich plötzlich das Ticken einer Uhr an die Bedürfnisse der Gesellschaft, denen ich hier ganz entrückt zu sein wähnte. Unser ehrlicher Kaser unterließ nicht, uns auf die Vorzüge seiner Wohnung, die er erst durch langes Arbeiten sich hatte schaffen können, aufmerksam zu machen. Er lächelte schmunzelnd, als er, ein Brett von der hölzernen Zimmerdecke loskrampend, plötzlich einen Tisch aufzuweisen hatte. Es war noch früh. Wir dachten nach den reichen Eindrücken der Natur der seltenen Gesellschaft unseres Wirths uns zu erfreuen. Draußen heulte der Wind durch den Abend um die vereinsamte Senne, drinnen loderte ein helles Feuer in der Alm. Aus einer andern in der Nachbarschaft war ein Mann zum Besuch gekommen, und je zwei saßen wir auf zweien Bänken um den Kamin. Unser Wirth, dessen längst vernachlässigter Schnurrbart an die einstige Soldatenzeit erinnerte, pfiff ein Liedlein und sah aus seinen grauen leidenschaftslos gutmüthigen Augen mit fast frommer Unbekümmertheit in die Flamme, deren glühende Mährchen schon lange seine Unterhaltung bildeten. Nur wenige Fremde berühren im Sommer diese vereinzelt stehende Hütte und jeder Besuch, der ihm vom Leben, von seinem Kaiser meldet, ist ein Festtag. Er war einst in jungen Tagen Handlanger in einer Apotheke gewesen. Dort prägte sich dem frischen Gedächtniß die Kenntniß der heilsamen Kräuter ein und jetzt trägt diese nie geahnte Früchte. Er sucht auf dem an Alpenkräutern überreichen Gerlos diese auf, sobald er seines Bauern Geschäfte verrichtet; er sammelt sie, und wenn sein Fuß sich zu der Menschen Wohnungen verliert, verkauft er sie in ihm bekannten Apotheken, um von dem erlösten Gelde seinen Kalender, sein Gebetbuch, sein Brod und seinen Tabak zu erstehen. So plaudert er von den Zerstreuungen seiner Jugend und der rothe Schein aus dem Kamin beleuchtet die markigen Züge, in denen Zufriedenheit sich ausprägt.

Anders, ganz anders war des Pflanzensammlers Freund und Gefährte. Er war nie Soldat gewesen, er hatte weniger noch als Jener vom Treiben der Welt gesehen, von ihren Bedürfnissen erfahren und seine Erinnerungen beschränkten sich auf wenige Kirchweihen mit ihren rohen Späßen. Grinsend freute er sich dieser und stierte dabei in die Flamme; die Bedürfnißlosigkeit in ihrer häßlichen Gestalt charakterisirte den stumpfen Blick. Und doch vereinte die Verlassenheit diese beiden Menschen alle Abende.

Unseren Erzählungen von der ihnen bekannten und der weiten ihnen unbekannten Ebene, von ihrem Kaiser und ihrer Kaiserin lauschten sie weit geöffneten Ohres, sobald es uns nur möglich geworden, in der Sprache, die wir redeten, die gleich der ihren deutsch hieß, uns ihnen verständlich zu machen. Unsere Neuigkeiten sollten belohnt werden, die beiden Andern sangen ein Lied. Mich dünkt, es klang darinnen von schönen Alpenwiesen, von dem Frieden des Gebirgs, der Freiheit seiner reinen Luft; es klang wie ein Gelübde, all dies nie zu verlassen. War das wohl eine Illustration zu den Liedern der falschen Tiroler, die in Seide und Silber den Norden Deutschlands vagabondirend durchstreifen und in Bierstuben mit der Sehnsucht nach der Heimath kokettiren?

Später als gewöhnlich trennte der nachbarliche Aelpler sich von seinem Freunde und dessen seltenen Gästen. Der Schlaf macht, wie der Tod, insofern Alles gleich, als es vor ihm keinen Palast und keine Hütte giebt. Die Schätze, die er reich beglückend austheilen kann, mißt er nicht nach den Schätzen ab, nach deren Erlangung sich das Leben der Meisten in schweißtriefende Bewegung setzt. Die Wände der kleinen Senne wissen kaum etwas von

Digitized by Google

so schlafbrechenden Mühen. Ihr Herr hat den Kampf des Ehrgeizes, den Streit um den Besitz, wenn er ihn kannte, längst ausgekämpft und über den Wanderer aus fernem bewegteren Land breitet sich der Friede der unentweihten Alm.

Der anbrechende Morgen scheint durch das einzige kleine Fenster, reifig vor der aufgehenden Sonne. Die kahlen, grauen Wände sind mit einem reinen Schimmer übergossen und im Vorgemache liest betend unser Wirth seine Morgenandacht. Mich erhebend, reiche ich dem Alten, heute schon dem alten Freunde, mit einem „grüß Gott" zum Morgengruße die Hand. Dann treten wir hinaus. Uns schneidet ein kalter Morgenwind entgegen. Dichter Reif war die Nacht gefallen, die Grashalme wie mit einer Schneedecke verhüllt. Das giebt ein ganz anderes Bild der Gegend, die in hoher Ebene noch schlummert. Auf einem der erwähnten Steinhaufen giebt es eine Uebersicht über die ganze Platte und, man sollte meinen, über das Krimi und das Pinzgauer Thal. Allein dicht gedrängt wälzen sich schwere Wolken zwischen den Bergen, die Aussicht auf das Thal versperrend, fort, bis die Sonne unter ihnen sie forttreibt, die Nebel durchbrechend und an den fernern Bergkappen anhangend. Die Bäume grünen wieder und aus ihnen hervor weit drüben glänzt die schäumende Fluth des Achefalls, weiterhin erhebt sich das morgendlich beleuchtete Pinzgau mit dem werdenden Tage.

Auch auf der Platte ward es Tag: der Morgen duftet, die Sonne ruft; den Berg hinunter geht's ins schöne Land Tirol!

Das Havelländische Luch.

Von Spandau aus zieht sich eine theils schmälere, theils breitere Niederung vor Nauen und Friesack vorbei bis zum Städtchen Rhinow und selbst bis Rathenow hin, welche das Havelländische Luch genannt wird. Nördlich wird dasselbe von einem niedrigen Plateau begrenzt, welches den Bewohnern der Umgegend unter dem Namen „das Ländchen Bellin" bekannt ist, an dessen Gränzen das berühmte Fehrbellin liegt; eine Fortsetzung desselben ist nach Westen hin das Ländchen Glien. Die beiden westlichen Gränzen des Havelländischen Luchs sind die beiden Ländchen Rhinow und Friesack. Die Südgränze des Luchs wird durch einen niederen Höhenzug gebildet, der dicht an Nauen vorbeistreift, dann unterbrochen wird, in seiner Fortsetzung das Ländchen Friesack bildet, und seine höchsten Punkte in den Stöllen'schen Bergen nahe bei Rhinow zeigt, auf denen verschiedene Versteinerungen von Thier- und Pflanzenresten gefunden worden sind.

Alle Theile dieses Luchs bieten dem Auge eine weite, große, sehr ebene Grasfläche dar, deren horizontale Sohle, verbunden mit allen übrigen zutreffenden Umständen, gar nicht zweifeln läßt, daß sie ehedem den Boden eines großen Gewässers gebildet habe, aus welchem die angränzenden Plateaus als Inseln hervorgeschaut haben.

Schon Friedrich Wilhelm I. hatte das urbar gemachte Land mit einer Anzahl von Kolonisten aus Holland bevölkert, auch hatten sich zum Theil die eingewanderten Salzburger Familien hier niedergelassen; aber Friedrich der Große sorgte noch mehr für die Bevölkerung. Eine große Anzahl von Holländern (Kühmelker, Büdner und Gärtner) siedelten sich an den Dämmen entlang an und gründeten zahlreiche Colonien, deren Namen oft auf den Ursprung

Digitized by Google

der Bewohner hinwiesen. — Die Berlin-Hamburger Eisenbahn tritt jetzt schon von Spandau aus in das Gebiet des Havelländischen Luchs, führt vor Ranen und Paulinenaue dicht vorbei und wendet sich nach Friesack. Eine halbe Meile nördlich von dieser Stadt ist mitten im Luch ein Bahnhof erbaut.

Im Winter, wo die Wassermenge noch immer den riesigen Anlagen des Menschen trotzt, sieht man noch in der Gegenwart eine weite, mehrere Fuß tiefe Wasserfläche über das Luch ausgebreitet, aus welcher der hohe Eisenbahndamm mit seiner Einfassung von schlanken entblätterten Weidenruthen herausschaut, oder einzelne stehengebliebene Heu- und Torfhaufen dem spähenden Auge Anhaltpunkte geben. Wenn aber kaum im Frühjahre das Wasser fällt, dann beginnen die Bewohner dieser Gegend ihre Thätigkeit. In den urbargemachten Ackerstücken, noch weich und schlammig von der übermäßigen Feuchtigkeit, wühlt der Pflug und der Spaten, um das Austrocknen des Erdreichs zu beschleunigen, bald fällt der Same des Landmannes darauf nieder und die Egge recht ihn ein. Hafer, Gerste und Kartoffeln, auch die Runkelrübe als Viehfutter, das ist das Getreide, welches der Landmann diesem Boden anvertraut. Roggen und Weizen darf er nur auf höher gelegenen Stellen ausstreuen, weil sonst das Wasser, wenn es die Saat im Winter längere Zeit überdeckt, dieselben leicht auskältet. Wenn aber der Sommer ein nicht zu feuchter ist, dann fällt der Ernteertrag reichlich aus und wiegt sehr wohl ein Jahr des Mißwachses dieser Gegend auf.

Die bedeutendsten Oerter des Luchs sind Königshorst, Friesack und Neustadt.

Königshorst mit seinen platten, unabsehbaren Grasflächen, mit seinen Gräben und Deichen, davon die bedeutendsten, mit Alleen von passenden Baumarten seit dem Jahre 1820 vollständig bepflanzt worden sind, erinnert an die holländischen Landschaften des Rheindelta. Hier wie dort ist die grüne Ebene der Wiesen und Weiden belebt von Viehheerden, die in Königshorst im Durchschnitt aus 1260 Stück Rindvieh gemischter Race, Schweizer, Oldenburger, Holländer, Holsteinischem Marschvieh und Landvieh aus den Elbgegenden, und die Schäfereien aus 1000 Stück zur Mastung bestimmten Fetthammeln und aus veredelten feinen Schafen bestehen.

Das Rind bildet aber nach wie vor den Hauptbestand der landwirthschaftlichen Cultur durch die Butter- und Käsebereitung, wozu in neuester Zeit der Milchverkauf nach Berlin gekommen ist, der durch die Berlin-Hamburger Eisenbahn, deren nächste Station etwa zwei Meilen entfernt ist, ungemein erleichtert wird. Mastvieh wird nur zum Bedarf einer jeden Wirthschaft gehalten. Das Schwein dagegen, aus englischer Vollblut- und Halbblutzucht, ist ein wichtiger Gegenstand der Mastung, jährlich im Durchschnitt 525 Stück. Pferde zum Zuge werden 120 und Ochsen zu demselben Zweck 30 gehalten. Darin aber gleicht Königshorst noch nicht einer holländischen Landwirthschaft, daß seine Wege noch nicht in Stein- und Kiesbahnen verwandelt worden sind. In nassen Wintern ohne Frost sind die Wege schlecht und kaum zu befahren, in trockenen Jahren dagegen sehr gut.

Das Plateau von Friesack war sicherlich eben so von Wenden besetzt, als der Glien und der Bellin. Seine vom Wasser ringsum abgeschlossene Lage machte es zu einer natürlichen Veste, die wohl geeignet war, ebenso bei den Kämpfen der slavischen Stämme unter sich, als späterhin in ihren Vertheidigungskriegen gegen die andringenden Deutschen zum Angriffs- sowohl, als zum Rückzugspunkte zu dienen. Daher entstand schon in der frühesten Zeit die Veste Friesack, um die nach und nach die Stadt sich erhob, welche von ihr vertheidigt wurde.

Das Amt Neustadt, später sich zu einer Stadt ausdehnend, gewann besondere Bedeutung durch eine in der Nähe angelegte Glashütte, welche sich zu einer Spiegelmanufactur ausbildete, die aber vor einigen Jahren eingegangen ist. Noch wichtiger ist dieser Ort durch das Friedrich-Wilhelms-Gestüt.

Digitized by Google

Schließlich wollen wir noch einen Blick auf den Zotzen werfen, in welchem beim Pflügen, wie im Luche selbst, z. B. um Königshorst, hin und wieder Bernstein gefunden worden ist. Abgesehen davon, daß er dem Botaniker eine bedeutende Ausbeute schöner und seltener Pflanzen gewährt, und abgesehen von der Mannigfaltigkeit der vielen Vögel und des zahlreichen Wildes, welche hier ihren Aufenthalt haben, bietet er viele interessante Punkte der Betrachtung dar. Mehrere stark besetzte Holländereien finden für das schön gepflegte stattliche Rindvieh eine vortreffliche Weide, und die reichlich gewonnene fette Milch wird täglich zweimal, des Morgens und Mittags, mit der Eisenbahn von Friesack aus nach Berlin geschickt. — Im Winter hört man durch den ganzen Wald die weit hin schallenden Axtschläge der Balkenhauer, welche die riesigen, tausendjährigen Eichen fällen und zu Zimmern behauen. Die Eichen dieses Waldes haben sehr festes Holz, sie werden deshalb gern gekauft (lösen doch die Besitzer des Zotzens mindestens jährlich 50,000 Thaler für die verkauften Eichen) und dann mittelst Fuhrwerk bis zum Kanal geschafft, um im Frühjahr bei hohem Wasserstande als Floßholz nach Hamburg geschafft zu werden, wo es zu Schiffsbauten seine Verwendung findet. — Der dort wachsende Ahorn wird nach Berlin verkauft, um in einer Schuhzweckenfabrik zu jenen Stiften zerstückelt zu werden, welche jetzt bei den Schuhmacherarbeiten allgemeine Verwendung finden. — Der Waldmeister (Asperula odorata) kommt hier ebenfalls sehr häufig vor; er wird im Frühjahr vielfach gesammelt und in großen Kiepen nach Berlin geschickt, um als ein nothwendiges Surrogat zum „Maitrank" verwendet zu werden. — Die häufig vorkommende Maiblume wird gleichfalls in großer Menge der Hauptstadt zugeführt, um dort in zierlichen Sträußchen als Straßenartikel ausgeboten zu werden.

Am Wasserfall der Radau bei Harzburg.

Von San-Marte.

Was rauschen die Wasser, wie schäumt der Bach?
Es spielt in der Fluth die Forelle.
Die Gräser und Blumen, sie winken nach
Der eilenden plätschernden Welle.
An Blüth' und Halm perlt Thau so hell: —
Leb wohl, du lieblicher Spielgesell!

Im Felsensaal, in ewiger Nacht,
In tiefem Geheimniß geboren,
Erzählst du von der Wunderpracht,
Die dir zur Wiege erkoren.
Es lauscht das Ohr auf Well' und Wind.
Leb wohl, du zauberisch Geisterkind!

Und wogender Nebel die Fluth umwallt,
Von dunkelen Tannen umgittert,
Wie ahnungsreiche Traumgestalt
Die liebende Seele durchzittert. —
Fahrt hin, es weint das Herz euch nach. —
Leb wohl, du rauschender Felsenbach!

Digitized by Google

Die Krammetsvögel und der Dohnenstieg.

Von Karl Auß.

Die Vorzüge eines schönen Herbstmorgens weiß wohl eigentlich nur der Jäger so recht zu würdigen, denn ihm bietet ein solcher des Angenehmen und Lockenden so viel, wie kein anderer Morgen im ganzen Jahre. Schon gar früh ist der Grünrock dann auf dem Gange, die wohlgeputzte Flinte über'm Rücken, die mit allerlei Vorrath reichlich versehene Jagdtasche an der Seite und vor sich an der Leine die ungeduldigen Gefährten, die lechzenden lautjagenden Bracken, die pfiffigen derben Dächsel, oder den auf Wort und Blick achtenden und pünktlich gehorchenden Hühnerhund. Und so geht es munter quer durch's Kartoffelfeld, über Berg und Thal, hinein in den dunkel-wundervollen Wald.

Die Sonne erhebt sich soeben klar und majestätisch über die Baumwipfel und spiegelt sich in den Millionen Thautropfen, welche uns als Perlen und Edelgesteine vom reinsten Wasser entgegenblitzen und in der Farbenpracht des Lichtreflexes unsere Blicke fesseln und blenden — wie dies bei den steinernen Diamanten, oder vielmehr Denen, welche sie tragen, ja auch gewöhnlich der Fall ist. — Doch nicht lange, da umhüllt uns rings dichter dicker Nebel, welcher uns jeden Umblick bis auf wenige Schritte raubt und dann als feiner Staubregen herabrieselt.

Dies ist so recht das Bild des Herbstes — das trostlose, weithin Alles umhüllende Grau des Nebels, durch welches nur zuweilen ein lichter Sonnenstrahl dringt und hier und da die jetzt in ihrer buntesten Farbenpracht Abschied nehmenden Blätter vergoldet, dazu der unabläßige, ruhig einförmige Regen und all überall die lautloseste, gleichsam trauernde Stille, welche kaum hier und da von einem Locken vorüberziehender Vögel, oder dem leisen Pfeifen einer emsigen Meise unterbrochen wird.

Wir wandern weiter, dem Dickicht vorbei, bis zu den innerhalb des Waldsaumes sich hinziehenden Höhen. Hier finden wir das, was wir suchen, den mit vieler Umsicht und Ortskenntniß vom Jäger angelegten Dohnenstieg oder Dohnenstrich, den Fangort der unsern Lesern doch bekannten und von ihnen gewiß geschätzten Krammetsvögel. Die Dohnen sind einfache, zu beiden Seiten eines Fußsteiges in kurzen Zwischenräumen und in der Höhe von circa drei Fuß angebrachte Fangwerkzeuge, in denen vermittelst starker Pferdehaarschlingen und eines Büschels lockender rother Ebereschbeeren die armen Arglosen dem Tode und der Küche der Leckermäuler überliefert werden.

Man hat verschiedene Arten; die gewöhnlichsten sind die Bügel- und die Bastdohnen, welche eigentlich in ihrer Construction wenig von einander verschieden sind, nur daß die ersteren, die einfachsten, wie ihr Name sagt, aus einem hölzernen Bügel bestehen, in welchem die Schlingen befestigt sind und der wiederum in den Baumstamm eingebohrt wird. Die Bastdohnen dagegen sind von starkem Bindfaden oder Bast mit hineingedrehten Schlingen und werden an einen passenden Zweig oder an ein eingesteumtes Reis geknüpft und an den Stamm festgebunden. Außerdem giebt es auch noch Laufdohnen, welche auf der Erde angebracht sind, um besonders größere Vögel zu fangen. Die Herstellung und Anordnung aller dieser einfachen und leicht selbst zu verfertigenden Fanginstrumente kann man sich von jedem Jägerburschen zeigen lassen. Uebrigens findet man in größeren Städten auch Bastdohnen fertig zum Kauf.

Digitized by Google

Wir wandern nun den, immer an den Höhen des offenen Vorholzes sich hinziehenden Strich entlang. Gleich vornan hängen, schon todt, steif und starr, eine Anzahl Weindrosseln, welche wir an dem Roth der inneren Flügel erkennen. Wahrscheinlich sind sie heute ganz früh hungrig und ermattet hier eingetroffen und haben gleich willkommene Nahrung, doch auch den Tod gefunden. Sie hängen fast in einer Reihe, hier und da auch zwei in derselben Dohne neben einander. Es ist merkwürdig, daß sich die armen Thierchen nicht durch das Beispiel ihrer Gefährten belehren lassen. Der eine fängt sich, merkt es erst dann, wenn er weiter fliegen will, daß er das Todesband am Halse hat, flattert nun einige Male im Todeskampf hin und her und hängt dann schlaff und ruhig herunter; einige Augenblicke später kommt einer der durch das Geflatter aufgescheuchten Anderen wieder herbei, setzt sich ruhig neben den Todten, frißt und würgt sich die Schlinge ebenfalls um den Hals. Ja, alte Jäger wollen beobachtet haben, daß die armen Wesen arglos und einfältig genug seien, um mit den tödtlichen Haaren zu spielen und sie sich absichtlich umzuschlingen.

Es macht einen eigenthümlichen, fast möchte ich sagen feierlichen Eindruck, wenn man die schönen Vögel so reihenweise, steif und doch im Tode noch so zierlich, da hängen sieht.

Die Weindrossel ist einer der nur vorüberziehenden Gäste, welche im hohen Norden, bei uns nur höchst selten nistet. Sie singt gar nicht, sondern läßt nur zuweilen einen wenig melodischen Lockaut hören. Ihren Namen hat sie wohl daher, daß sie im Spätsommer und Herbst in großen Schaaren in den Weinbergen sich einfindet, wo sie aber wirklich nicht den großen Schaden anrichtet, dessen man sie beschuldigt, da ihre Hauptnahrung kleinere Beeren und schädliche Insekten sind, welch letzterer Umstand den Verlust einer beiläufig verspeisten Weinbeere doch gewiß vollständig ausgleichen dürfte.

Um eine Ecke biegend, laufen wir schnell hinzu, denn vor uns flattert schreiend ein Gefangener noch lebendig in der Schlinge. Behutsam ausgelöst haben wir einen unserer lieblichsten Frühlingssänger in der Hand, die Zippe oder Singdrossel. Sie unterscheidet sich von der vorigen dadurch, daß ihre innere Flügelwand statt roth gelb ist. Sonst hat sie dasselbe olivenbraune Kleid an, welches auf dem Rücken fast schwarz, dagegen an der Brust, dem Halse und dem Bauche gelblichweiß und mit großen rostbraunen Punkten übersäet ist. Leider erhält sich dieser Vogel, so eingefangen, nur schwer im Bauer und stirbt gewöhnlich im Frühjahr, wenn die Andern zu singen beginnen — wohl aus Sehnsucht nach der schönen goldenen Freiheit. Dagegen jung aus dem Neste genommen und aufgefüttert erfreut er viele Jahre hindurch die Herzen seiner Zuhörer mit seinem melodischen Gesange. Etwa zwei Fuß hoch über der Erde nistet die Zippe, meistens im Wachholdergebüsch, und legt in ein großes, mit Thon oder Lehm ausgemauertes — was übrigens bei allen Drosselarten der Fall ist — künstliches Nest vier bis sechs hellgrüne, dunkelbraun punktirte Eier. Sie stellt das größte Contingent zu den Krammetsvögeln, unter welcher Bezeichnung man eigentlich alle die in den Dohnen gefangenen Vögel versteht, doch oft ausschließlich diese Drossel meint.

So finden wir nach und nach noch eine beträchtliche Anzahl ihrer Schwestern, die meisten schon todt und steif, durch ein schnelles Ende von ihrer Qual befreit; doch leider zeigt sich uns auch ein Bild höchsten Jammers. Eine Schwarzdrossel — Amsel — hat sich mit einem Fuße in der Schlinge verwickelt und hängt nun an dem ausgerenkten Bein mit fürchterlichen Schmerzen da. Gern möchten wir das wunderschöne Thier am Leben erhalten, doch der Fuß ist vollständig aus dem Gelenk gerissen und schon in Entzündung übergegangen; wir machen daher der Qual des Aermsten bald ein Ende, indem wir aus dem Flügel eines andern Todten eine starke Feder reißen und ihm diese schnell in's Gehirn stoßen. Die so unendlich melodische Singweise der Amsel ist den Lesern wohl bekannt und ebenso, daß sie sehr gut Lieder nachpfeifen lernt. In einem großen Vogelbauer läßt sie sich lange Zeit

Digitized by Google

im Zimmer erhalten, darf jedoch keine kleinen Vögel als Gesellschafter haben, da sie sehr zänkisch ist und alle andern gewöhnlich tödtet. Sie nistet ebenfalls und in ähnlicher Weise wie die Singdrossel bei uns, doch bedeutend seltener, häufiger dagegen im Gebirge, wo es für mich stets einer der schönsten Genüsse gewesen, an lieblichen Frühlingsabenden auf einer kleinen Wiese oder Trift am Waldessaume das Treiben, Necken und Spielen der reizenden, glänzendschwarzen Vögel mit dem goldgelben Schnabel zu beobachten und ihren Melodien zu lauschen.

Jetzt steigen wir etwas höher, der Berg- oder vielmehr Hügelspitze näher und finden dort einige Exemplare der beiden größten Krammetsvögel, des Ziemers und der Schnarre oder Misteldrossel. Beide sind keine Sänger, doch als Wildpret sehr geschätzt. Sie unterscheiden sich von der Weindrossel und der Zippe nur durch ihre Größe und durch die weiße Wand der inneren Flügel, untereinander wiederum dadurch, daß die Schnarrdrossel dunkler und noch etwas größer ist, während der Ziemer mehr, besonders am Kopfe und den Flügeln eine weißlich graue Farbe hat.

Um einige Augenblicke Ruhe und die nach einer Seite auf eine Wiesenfläche hin freie Aussicht zu genießen, steigen wir noch eine kleine Strecke hinauf nach der Spitze des Waldkegels, wo ein umgefallener Baumstamm uns gastlich einladend winkt, und siehe da, wir werden für die kleine Mühe reichlich belohnt. Hau! hi! hau! hi! hauhauhau! hören wir in der Ferne das taktmäßige, fast melodische, für den echten Jäger schöner als himmlische Sphärenmusik klingende Jagen der Hunde, und bald sehen wir seitwärts ein Häschen in drolligen Sätzen, manchmal sehr ängstlich, pfeilschnell vorwärts springen, dann wiederum, auf das Gebell der Hunde lauschend, ein Männchen machen und nach einem gewaltigen Seitensatze sich behutsam im Gebüsch verkriechen. Einige Augenblicke später bewegt sich an einer dunkeln Stelle das Gestrüpp, ein großer alter Fuchs tritt, vorsichtig nach allen Seiten spähend und witternd, heraus, setzt sich einige Augenblicke hin, um genau auf den Schall der Jagd zu lauschen und ist dann plötzlich blitzschnell wieder im Dickicht verschwunden. Dann treten eilig, aber vorsichtig, drei stattliche Rehe hervor, ein altes weibliches Thier voran und dicht hinterher eine zweite Rieke*) und ein kleiner Bock. Sie eilen gerade auf uns zu und erst dicht vor uns äugt**) die Alte uns, setzt mit einigen starken, doch graziösen Sätzen an uns vorüber, während die beiden andern erschrocken zurückprallen und erst im Bogen der Führerin nachsetzen.

Ausgeruht und befriedigt wenden wir uns nun bergabwärts, wo am Rande einer Wiesenfläche noch eine Reihe Dohnen angebracht sind. Dort finden wir eine schöne Bescheerung, fast sämmtliche Dohnen sind nämlich ausgebeert, was die muntere Schaar der kleinen lustigen Meisen dem Freund Jäger nur gar zu gern und oft zu Gefallen thut. In aller Gemüthlichkeit setzen sich fast alle Meisenarten ruhig, statt in die Dohne, in's Bereich der drohenden Schlingen, unten auf den Beerenbüschel selbst und verspeisen hier ganz sorglos und wohlgemuth die Leckerbissen, welche alle die armen Gevattern in Tod und Verderben locken. Die Meise ist übrigens so frech und schlau, daß sie vorsichtig die Schlinge bei Seite schiebt und sich hier höchst selten von einer solchen übertölpeln läßt, während sie im Garten in der Meisenkiste, oder des Winters auf dem Schlingenbrette jeder dumme Junge sehr leicht fangen kann. Freilich trägt in letzterem Falle Noth und Nahrungsmangel die Hauptschuld daran.

Wir versehen nun aus der vorsorglich mitgenommenen Beerentasche die ganze Gegend wieder mit solchen, ordnen und glätten die Schlingen wieder und befestigen unten, neben dem Beerenstrauß, einige lange und starke Schlingen. Die Meisen können wir dadurch zwar nicht abhalten, doch giebt es einige Drosseln, besonders die Amsel, welche schlauer Weise

*) Weibliches Reh.
**) Erblickt.

Digitized by Google

von unten im Fluge die Beeren haschen und so, ohne sich zu fangen, regelmäßig auf weite Strecken den Fang verderben. Gewöhnlich hat man nach obiger Vorsicht dann diese Räuber in den ersten Tagen abgefaßt.

Endlich finden wir einsam und verlassen ein Rothkehlchen. Das arme Ding hat daran glauben müssen, obwohl wir ihm, da es ja so klein und als Braten fast unbrauchbar, ein solches Loos gar nicht gegönnt, es viel lieber lebendig in einer Sprangruthe gefangen hätten. Unsere melancholischen Betrachtungen beim Tode eines der harmlosesten, zutraulichsten und liebenswürdigsten Vögelchen müssen wir uns schon für eine andere Zeit aufsparen, denn wir erblicken einen schönen Dompfaffen auf einem Zweige dicht neben der frisch eingebeerten Dohne, von wo aus er die rothen Beeren lüstend betrachtet. Es gilt hier nun, uns ruhig zu verhalten und Geduld zu haben; Letztere jedoch brauchen wir in großem Maße, denn unser schöner Freund im silbergrauen Rocke und duftig rother Weste, weißen Beinkleidern, nebst schwarzem Ueberwurf und eben solchem Käppel auf dem Kopfe, übereilt sich, vermöge seines phlegmatischen Temperaments, keineswegs. Er überlegt und beschaut sich die Geschichte ordentlich und nach allen Seiten, nicht etwa, daß er Furcht oder Mißtrauen hegte, o nein, dazu ist sein arglosses Gemüth viel zu erhaben und wenn man ruhige, vertrauensvolle Einfalt wirklich mit dem Namen Gimpel bezeichnen will, dann verdient unser allerliebster Vogel denselben allerdings im wahrsten Sinne des Wortes. Er kuckt also und dreht das Köpfchen bald rechts bald links, dabei läßt er häufig einen leisen, so unendlich weichen, liebenden möchten wir sagen Lockton hören, denn sein Weibchen ist ja nicht bei ihm, sie hat sich beim Putzen ein wenig verspätet und glättet dort am Rande der Quelle noch ihre nassen Federchen. Indessen hat er noch keinen großen Appetit, denn es ist ja noch so früh Morgens, jetzt kommt sie aber herbei und — wie es schon dem Vater Adam im Paradiese ergangen — sie verführt ihn und bald flattern Beide in den mörderischen Schlingen.

So schnell es uns möglich, eilen wir hinzu — doch schade! leider zu spät, denn der zarte Faden des kleinen Lebens ist schon zerrissen, Dompfaff mit seinem Weibchen liegt todt in unsern Händen. Versuchen wir jedoch ein ärztliches Hülfsmittel, indem wir ihm leise und vorsichtig Luft in's Schnäbelchen blasen, und siehe da! er fängt an zu zucken, regt sich, schlägt die Aeuglein auf und lebt. Sein getreues Weib hat unterdessen ihre Lüsternheit mit dem Tode bezahlen müssen, bei ihr hilft kein Lufteinblasen mehr, sie ist gestorben.

Nachdem wir den Dompfaffen zu der Drossel leise und vorsichtig, doch dicht und fest in ein Taschentuch gebunden*), wenden wir uns nach einer kürzlich vom Unterholz befreiten Blöße, auf welcher in bestimmten Zwischenräumen mächtige Saatbäume, Eichen, Buchen und Birken stehen geblieben sind. Während der Zeit hat sich die Luft ganz aufgeklärt und so erblicken wir schon von Weitem an einem Baume eine Dohne und in derselben, langsam vom Winde bewegt, einen großen mächtigen Vogel und finden hinzueilend, ha Freude! ein Haselhuhn. Dasselbe ist fast so groß wie eine gewöhnliche Haushenne und ein prächtiger Vogel. Der Leser wolle verzeihen, wenn wir ihm dasselbe nicht genauer beschreiben, da das Haselhuhn, so wie alle die größern, auch in den Laufdohnen gefangenen Hühner und Schnepfen, Kiebitze u. s. w. nicht wohl zu den Krammetsvögeln gerechnet werden können, sondern doch nur beiläufig mit hineingehen. Merkwürdig ist es hier wiederum, daß solch großes, starkes Thier, der doch verhältnißmäßig schwachen Schlinge, nicht stärkere Kraft entgegen zu setzen vermag, sondern fast widerstandslos und schnell sein Leben aushaucht.

In unserer Freude untersuchen wir nun noch die hier zwischen den Reisighaufen auf der Erde angebrachten Laufdohnen, jedoch vergeblich, denn ein frecher Bursche, ein Igel, hat uns dieselben sammt und sonders aus einander gerissen. Auf dergleichen Verfälle muß der Dohnensteller aber gefaßt sein; so zieht sich auch, wenn die Vögel nicht gar zu hoch für

*) Die gewöhnliche Art, die gelegentlich gefangenen lebenden Krammetsvögel nach Hause zu schaffen.

Digitized by Google

seine Sprünge hängen, Meister Reinecke recht oft dieselben zu Gemüthe und erspart dem Jäger die Mühe des Auslösens. Oder es geschieht wohl gar, daß ein muthwilliger Bube eines schönen Abends so und so viel, mühselig und mit Zeit- und Geldopfern hergestellte, Schock Dohnen herausschlägt und vernichtet und in die letzte auch noch verstümmelte, zum Ersatz, faule Pilze oder einen Frosch hinein hängt.

Mit Beute reichlich beladen, wollen wir nun soeben den Rückweg antreten, als sich uns noch eine Ueberraschung bietet. In einer der hintersten Bügeldohnen hat sich ein bunter Holzhäher, der deutsche Papagei, von der Schlinge überlisten lassen, so schlau und pfiffig er sonst in jedem Falle auch ist. Daß er wirklich pfiffig ist, zeigt er auch jetzt, denn er weiß doch wenigstens, aus der schlimmen Lage den möglichsten Vortheil zu ziehen. Sobald er sich nämlich durch einige heftige Rucke überzeugt, daß er fest und gefangen, tobt er keineswegs dummer Weise umher und würgt sich, gleich den Andern, zu Tode, sondern setzt sich ruhig wieder auf die Dohne und wartet die Entscheidung ab. Wir bemächtigen uns jetzt seiner, wobei er sich mit dem Schnabel und den Klauen kräftig wehrt, und stecken ihn in ein besonderes Taschentuch.

Außer den angeführten Vögeln fängt man noch zuweilen, doch sehr selten, in der letzten Zeit, Seidenschwänze, dann aber gewöhnlich in ziemlicher Anzahl, da diese Vögel ebenfalls Familien- und Gesellschaftenweise nach dem Süden ziehen und sich dann fast immer der ganze Zug in den Schlingen erhängt.

Der Seidenschwanz kommt aus dem hohen Norden, wo allein er zu Hause ist und nistet. Es ist ein wunderhübscher Vogel, dessen buntes Gefieder fast in allen Farben spielt, doch ist er dabei entsetzlich dumm, ungeschickt und gefräßig, so daß, wie schon gesagt, gewöhnlich die ganze Schaar, ohne Ausnahme, gefangen wird, wenn sie gerade auf dem Zuge einen Dohnenstrich antrifft. Mehr aus Neugierde oder durch Ungeschicklichkeit, läßt sich in den Schlingen auch noch wohl ein anderer Vogel, ein Fink, sogar ein Meischen, oder eine Ammer ertappen natürlich ist dies aber nur Zufall. Die Zeit des Fangens beginnt im September und dauert bis zum ersten Frost, und je nachdem man Beeren aufbewahrt hat, oft bis gegen Weihnachten hin. Der eigentliche nennenswerthe Ertrag fällt jedoch in die vier Wochen der Michaeliszeit, vom 15. September bis 15. October. Schließlich sei noch erwähnt, daß im schönen Harze, besonders oben auf dem Brocken und in Wernigerode, wo auch in unserer Zeit noch immer dem 18. October die patriotischen Freudenfeuer angezündet werden und noch Alt und Jung besonders an diesem Tage seine echt deutsche Gesinnung zu erkennen giebt, die gebratenen Krammetsvögel zum 18. October ein Haupterforderniß des gemüthlichen Frohseins ausmachen.

Die Ernte und die Weinlese.

Von Wilhelm Elrichner.

Welche anmuthig-belebten, poetisch ergreifenden Bilder heiterer Ländlichkeit bietet uns die Ernte auf Wiesen und Feldern dar, die einen lieblichen Faden durch die schöne Sommerzeit spinnt und gleich den Jahreszeiten einen angenehmen Wechsel und verschiedenartigen Charakter entfaltet, der Herz und Sinn ergreift und mannichfache Ergötzungen bereitet. Sie ist die Arbeit und Freude des Landmanns, und ihr ruhiger Kreislauf, der all seine Wünsche beschränkt, zieht sich magisch und geräuschlos durch das heitere und gesunde Landleben, das still und verborgen dahin fließt, wie klare Bäche durch Blumen, und so oft

Digitized by Google

schon das Ziel stiller Wünsche war. — Schon unsern heidnischen Altvordern war die Ernte eine bedeutungsreiche Zeit, an welche sie heitere Festlichkeiten und mannichfache Gebräuche knüpften, zugleich aber auch eine religiöse Feier, und Dankgebete und Opfer stiegen zur ackersegnenden Gottheit empor. Denn es ist eine Zeit voll heiliger Ahnungen und Deutungen, die unsern Blick von dem gesegneten Garten der Erde emporlenkt zu dem über uns waltenden ewigen Gärtner.

Eine üppige reifende Stille ruht im Hochsommer über den Feldern, in denen, so weit das Auge schweift, die goldene Kraft der Aehren auf- und niederwogt, bald vom hellen Sonnenstrahl vergoldet, bald von schwarzen Wolkenschatten überzogen. Das friedliche Wogen und Glänzen der segenreichen Ernte erfüllt mit Ruhe und Wärme unsere Seele. Wie hat der Himmel wieder den Schweiß und die Mühe des Landmanns gesegnet und so viele sorgende und harrende Menschenherzen erfreut und befriedigt, getreu der alten Verheißung: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht!" Mit geheimer Freude durchwandelt der Landmann nach einer Woche der Arbeit die Kornfelder, und sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehend, schaut er dankbaren Blickes die hohen wankenden Halme und betastet mit prüfender Hand die so segenschwer herabnickenden Aehren. Die Lerche jubelt in unermüdlicher Lust über seinem Haupte, und auch er möchte für all' den reichen Naturseegen, den die Hand des Schöpfers wieder aufgethan, seinen Lobgesang zum Himmel tragen.

Hoffend vertraute der Landmann seine Saat dem dunkeln Schoße der Erde. Und die im mühsam gelockerten Ackergrunde schlummernden Körnlein standen wieder auf, als wäre ein Heer von Geistern darin eingeschlossen. In das eine Ende des Körnchens gelagert, das durch eine Schale hinreichend geschützt und mit einem genugsamen Vorrath von Mehl versehen ist, schläft der Keim. Die Menge seiner Bläschen oder Zellen, aus einer feinen Haut gebildet, sind innen ausgekleidet mit dem Pflanzeneiweiß, der übrige Raum ist angefüllt mit einer Flüssigkeit, in welcher mancherlei Stoffe, auch in Gestalt kleiner Körnchen das bekannte Stärkemehl, enthalten sind. In jeder dieser Zellen ruht die schaffende Kraft. Vor dem unmittelbaren Sonnenstrahl geschützt, ruht das Samenkorn im Schoße der Erde, und von ihr erwärmt, wie das Ei von dem brütenden Vogel, unter Zutritt von Feuchtigkeit und Luft, welche letztere bei der geringen Tiefe in den Boden gelangt, erwacht das verborgene Leben. Das Korn sprengt seine Hüllen, die beiden Spitzchen des Keimes, eines nach oben, das andere nach unten gerichtet, setzen Zelle an Zelle an; die obere Spitze, später zum Halme werdend, drängt freudig nach oben zum Himmel empor, die untere, die Wurzel bildend, dehnt sich zur Erde hinab. Ein zartes Pflänzchen, nackt und klein, tritt der junge Halm in's Leben. Der Frost und die Stürme des Winters kommen, er muß in Wind und Wetter stehen. Da schickt der Himmel den weichen Schnee und deckt das zarte Kindlein mit einer wärmenden Decke zu, unter welcher es ruhig und sicher schlummert, bis der Frühling erwacht. Dann entzückt uns die junge Saat, noch ehe Wiese und Anger grünen, mit ihrem ersten zarten Frühlingsgrün; fröhlich blickt sie hinauf in den freundlichen Sonnenschein und die milde Frühlingsluft, und die Lerche singt darüber ihren Lobgesang. Regen und Thau tränken die jungen Sprossen, der Halm mit saftigen Röhren schießt hervor, Glied baut sich an Glied, bis endlich auf langem Halme die blühende Aehre das Ganze krönt. Jede Aehre wird aus einer großen Menge in regelmäßigen Zeilen stehender Blüthen gebildet, wovon jede wieder aus stachligen Spelzen zusammengesetzt ist, innerhalb welcher, von ihnen geschützt, die Fäden mit den Staubbeuteln stehen. Das Bollwerk von Spitzen oder Grannen, welches die Blüthen umgiebt, schützt wider den Biß der Vögel. — Man betrachte nur einen Getreidehalm, er ist duft- und scheinlos. Ein schwanker, kahler, dünner Schaft, eine schmucklose Aehre, keine mit brennenden Farben geschmückte Blüthe.

Digitized by Google

Bevor die Weizenähre sich gebräunt hat und während Hafer und Gerste noch grün stehen, haben sich die schwankenden Aehren des Kornes bereits zur Reife geneigt. Tief sommerblau lacht der Himmel, kein Wölkchen ist zu sehen, warm und duftig ruhen Wald und Aue und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung. Das ist ein Wetter, welches Beständigkeit verheißt und wie es der Landmann zur Ernte mit Dank und Freude begrüßt. Allenthalben beginnt es sich jetzt in den Feldern zu regen. Wenn der Morgenthau erfrischend auf Busch und Halm liegt, ziehen die Schaaren der fleißigen Schnitter und Sammler hinaus, mit Sicheln und Sensen, mit Körben und Krügen. Schön gereiht stehen sie vor dem schnittreifen Felde, rauschend fallen die Schwaden und emsig bücken und rühren sich die geschäftigen Sammler. Man schneidet, bis der Abendthau auf die Felder sinkt. Hunderte von Garbenhügeln steigen empor, wo sonst die dichtgedrängten Halmen wogten, und die kahlen Felder erscheinen wie ausgerodete Wälder. Es ist das erste Zeichen der beginnenden Ernte wie der schwindenden Sommerfülle. Ist die Zeit des Einführens der Garben gekommen und werden im weiteren Vorrücken des Hochsommers auch viele der andern Halmenfelder geschnitten und eingebracht, dann wird das Ernteleben da draußen noch mannichfaltiger und reger. Wie in einem Ameisenhaufen rühren und tummeln sich die geschäftigen Ernter. Das ist eine Hast, ein Drängen und Treiben; jede Stunde ist kostbar, kaum zur Essenszeit gönnt man sich Ruhe, zumal wenn Regentage zwischen die Ernte gekommen, oder eine schwarze Wolkenlast am Himmel droht und grollend der Donner rollt. Die Frauen sammeln den Männern die Aehren in die Seile; wie nach der Schnur gemessen liegen die Garben in langen Gassen, hohe Mandeln werden aufgethürmt, Peitschen knallen, klappernde Wagen jagen im vollen Galopp heran, und von rüstigen Männerarmen geschwungen, fliegt Garbe auf Garbe zum Wagen hinauf. Während die schwerbeladenen Wagen heimwärts schwanken, kommen die entleerten mit leichten Rädern schon wieder auf die Felder und die sich begegnenden Wagenlenker begrüßen einander mit freudigem Zuruf. Aehrenleser suchen sich den bescheidenen Theil der Armuth, an das biblisch-patriarchalische Bild der ährenlesenden Ruth erinnernd; freibeutende Schaaren von Tauben und Sperlingen schwärmen über die Garbengassen hinweg. Säuglinge, neben dem Korbe und der Flasche auf gebreitetem Mantel an den Garbenhaufen spielend; Rinder- und Gänseheerden, welche das kaum abgeerntete Stoppelfeld beziehen, vollenden das reiche, anmuthig-belebte Erntebild. — Nur die Schwüle des Mittags macht eine Pause. Die Gluth des Tages brennt über dem Scheitel, kein Wolkenschatten zieht über die Erde, kein Lüftchen regt seine kühlenden Schwingen, kein Halm, kein Blatt rührt sich. Alles steht stumm und unbewegt; nur das eintönige Gezitter der Grille erschallt noch am Feldraine ohne Aufhören. Froh auf den Fleiß ihrer Hände blickend, lagern sich die Schnitter im muntern Kreis unter dem Schatten eines breitkuppeligen Birnbaums, oder am Waldesrande, oder unter einem Garbenhaufen, um sich beim Mahle zu neuer Arbeit zu stärken.

Doch wie wohl fühlt sich der Landmann in dieser heitern, angespannten Thätigkeit! Da fühlt er nicht den Druck der Arbeitsmühe, in freudiger Bewegung wallt ihm das Herz; nie mundet ihm der Bissen besser, nie ist ihm der Trunk labender, nie ist er zu gutmüthiger Heiterkeit und Verträglichkeit aufgelegter, nie fällt ein gutes Wort erfrischender und tiefer in seine Seele. Ländliches Scherzen und harmloses Reden läuft durch die frohe Schaar, die Arbeit zu versüßen und die Gluth schwüler Stunden ungefühlt hinweg zu nehmen.

Der milde Sommerabend hat sich auf die Fluren gesenkt. Wie ein ruhiges Eden, „ein lächelndes Kind in Vaters Armen," strahlet rings der weite Schöpfungskreis im letzten Glanze der scheidenden Sonne. Fröhlich sieht der Landmann sie klar und ruhig hinabsinken und seine Hoffnung auf einen heitern Tag zur morgenden Ernte belebt sich. Alle die müden fleißigen Hände sinken beim erfreulichen Schalle der Abendglocken; Alles eilt der hei-

Digitized by Google

mathlichen Ruhe und der Abendkost entgegen. Muntere Schaaren von Schnittern und Schnitterinnen, Feldblumen auf den Hüten, Sense, Gabel oder Rechen auf dem Arm, ein lustiges Liedchen singend, arme Knaben und Mädchen mit mühsam zusammengelesenen Aehrenbündeln, schwerbeladene Erntewagen sieht man auf allen Wegen dahinziehen, dem Dörfchen zu. Aber immer stummer wird das Gewühl des Tages; die Welt bereitet sich nach der Arbeit und dem Schweiße zum Friedenstraum.

Auch in Hof und Scheune des Landmanns herrscht in der Erntezeit ein reges und munteres Treiben. Frauen und Männer reichen sich einander die Garben zu, welche von hundert regsamen Händen hoch übereinander gethürmt werden; geschäftig gehen die Wagen unter Peitschenknall und dem Rollen der Räder aus und ein. Mit heiterer Miene und hohem Dankgefühl sieht der Hausherr all' den reichen Vorrath sich in seinen Scheunen häufen, eine Frucht seiner Mühen und Sorgen und eine Gabe des Schöpfers, der Wachsthum und Gedeihen gab und dem Unwetter den Weg machte.

Kommen die milden klarblauen Herbsttage, wo die Seele den Traum des Frühlings noch einmal nachträumt, dann erneuert sich auf den sonnigen Wiesen zur Erntezeit des Nachwuchses das muntere, erfreuliche Frühlingsbild des Heuens. Während geschäftige Hände das duftende Gras hoch auf die Wagen thürmen, geht mitten unter den rosenfarbenen Zeitlosen, welche, die Sterbestunden der grünen Welt zu feiern, zu Hunderten hier aufgeschossen sind, die Rinder- und Schafherde ruhig grasen, während die Hüter hinter den Bachpappeln am Feuer sitzen.

Ist auch der goldene Hafer in die Scheunen gebracht, dann liegt über den kahlen, sonnenhellen Stoppelfeldern schon der Spätherbst wie ein schwermüthiger Traum. Auf den Fluren ist es still und stiller geworden, wo es noch vor wenig Wochen so geschäftig sich regte. Nur hier und da schallt noch ein knarrender Erntewagen über die leeren Ebenen, oder das Glockengetön der weidenden Heerde, oder der Büchsenknall eines Jägers. Die Kartoffel und die Rübe ist das Letzte, was sich der Landmann von den Feldern holt. Ueberall sieht man die Kartoffelfeuer brennen, deren aufsteigender Rauch sich mit dem Dufte des Herbstes vermischt, der sich über Wiesen und Felder breitet.

Aber weit in's Thal hinein und üppig den Berg hinan, von Klippe zu Klippe klimmend erstreckt sich der Weinberg. Tief beugt sich die Schosse und aus den gereiften Trauben glüht, vom warmen Strahl gekocht, das purpurne und goldene Feuer, das Mark und Oel der Welt. Es naht die am meisten poetische der Ernten. Ringsum auf den Bergen erhebt sich jetzt ein fröhliches Leben. Lange Reihen von Winzern und Winzerinnen lesen zwischen den Weinstöcken geschäftig die Trauben in die Eimer. Große, auf Wagen gestellte Fässer fahren dann die goldene Traubenlast in die Kelter. Trommel- und Hörnerschall, Böller- und Flintenschüsse verkünden die Lust und Freude des festlichen Tages. Kommt der Abend, dann leuchten und knallen die Feuerwerke an allen Orten und Enden, die schönste der Ernten zu ehren, und Freudenfeuer werden auf allen Bergen angezündet.

Mit der Traubenlese wird zugleich der Abschied des scheidenden Sommers gefeiert. Die letzten hellen Herbsttage, das Aufflackern eines Lichtes im Erlöschen, sind bald dahin, mit ihnen die schönere Hälfte des Jahres. Trauernd steht der sterbende Wald, die Herbstluft weht über den todtenstillen Feldern und die kahlen Sträucher am Wege beben in der kalten Nässe des Nebels. Doch noch ein Bild der Hoffnung belebt die Seele. Der Landmann bereitet mit der Pflugschaar dem Samen schon wieder ein neues Bett und noch vor Einbruch des Winters grünt die junge Saat der neuen Frühlingssonne entgegen. Mit dem Pflüger, der ahnungs- und hoffnungsvoll, mit Gedanken an die künftige Ernte, in die glühenden Wolkenschichten des düstern Abends schaut, richten sich unsere Blicke voll Sehnsucht und Hoffnung nach dem Jenseits.

Digitized by Google

Das Fichtelgebirge.

Ein luftiger Gebirgskranz winkt am Horizont dem aus der norddeutschen Ebene Ankommenden bei Hof, wie seine markigen Umrisse den vom böhmischen Kessel her sich Nahenden grüßen: es sind die dunkelblauen Höhen des Fichtelgebirges, das, ähnlich dem St. Gotthardsstock, vier Flüsse nach allen Himmelsgegenden und zwei entgegengesetzten Meeren schickt. Ehemals schwer zugänglich, sowohl wegen seiner eigenthümlichen Lage, als der in das Innere führenden Paßhöhen, zieht jetzt die Eisenstraße in großen Bogen um den Nordfuß des Gebirges bis südlich nach Baireuth, mit ihren Schienen tief, am bedeutendsten bei Münchberg, in die Thalsohle einschneidend, westlich in das lachende Mainthal und zur alten Dürerstadt führend, so daß Nord- und Süddeutschland sich in wenigen Stunden am Kamm des Gebirges begrüßen können.

Nicht umsonst ist es von der Natur so gestellt, daß es, abermals wie der St. Gotthard, den Central- und Knotenpunkt des deutschen, von den Alpen nordwärts gelagerten Mittelgebirges bildet. Die geheimnißvolle Juraformation, welche in ihrer gleichen Bildung vom Westen des Genfer See's ausgeht und, den Rhein durchsetzend, auf eine Länge von hundert Meilen bis zum oberen Mainthal sich erstreckt, bricht, wie von höherer Gewalt gehemmt, an den Urgebirgsmassen des Fichtelgebirges plötzlich ab, während sie in der angrenzenden fränkischen Schweiz sich noch einmal in der ganzen Fülle ihrer Eigenthümlichkeit zeigt. Einst sollen urweltliche Wasserfluthen jene ungeheure Strecke ausgefüllt, das Korallenthier in äonenlangen Schöpfungen die Riffe der Juraformation Korn an Korn aus der Tiefe aufgebaut und aus dieser Fluth das Fichtelgebirge und der Böhmerwald als mächtige Felsengrate hervorgeragt haben. Die furchtbare Zerklüftung der Granitmassen auf seinen höchsten Gipfeln, dem Waldstein, Ochsenkopf, Backöfele, soll von dem Andrang dieser vorweltlichen Fluth herrühren, wenngleich die vulkanische Gewalt an der Erhebung dieser Massen ihren unverkennbaren Antheil hat.

Unter dem 50. Grade nördlicher Breite gelegen, begreift es in seinen engeren Grenzen etwa dreißig Quadratmeilen Flächeninhalt und fünfundfünfzig in seinen weiteren, wenn man die Terrassen im Westen und Osten (das Egerland) dazu rechnet. Man unterscheidet drei Gruppen: die centrale Kette mit den hohen Massen des Schneebergs, des Ochsenkopfs und die beiden Kösseinen, die das Quellgebiet dreier Flüsse umschließen; daran lehnt sich südlich die Weißensteiner, nördlich die Waldsteiner Kette. Der Piniferus, wie er in der Sprache der Gelehrten heißt, die Mitte von Deutschland und das Herz von Europa bildend, ist fast von allen Seiten von anderen Gebirgen getrennt, seine Hauptmasse ist Granit, aber nicht massig, wie in den Alpen, sondern geschichtet, leicht Politur annehmend, wovon die Säulen in der Ruhmeshalle zu Kelheim zeigen. Nur im Südosten steigen basaltische Kegel steil und zuckerhutförmig empor und weisen auf vulkanische Kräfte hin, welche in den 15 Stunden entfernten Thermen von Karlsbad noch thätig sind. Das Klima ist im Ganzen rauh, Getreidebau sparsam, Obst wenig gedeihlich, nur Graswuchs günstig. Mächtige Tannen und Föhren steigen empor und ziehen bis zu den Gipfeln der Berge; sie verleihen ihnen jenen düstern Charakter, der gegen die freundliche Mainebene nur um so merklicher absticht.

So das Land. Sollen wir noch ein Wort über die Bewohner sagen, so lebt in den Bergen eine nicht zahlreiche Bevölkerung, fast zu gleichen Theilen beiden Confessionen an-

Digitized by Google

gehörend, von denen die katholische mehr im Südosten zur böhmischen Grenze vorherrscht. Sie stehen sämmtlich unter der Krone Bayern, nachdem 1816 der letzte Ort des Gebirges, Redwitz, von Oestreich eingetauscht worden. Ihre Beschäftigung hängt mit der Natur des Bodens zusammen, sie sind Bergleute, Holzhauer, Holzhändler, Flösser und, wo es angeht, Landbauer. Im Norden bildet die Weberei die vorherrschende Industrie; im Uebrigen liegen die Bewohner still ihrem Berufe ob, von religiösen Zwistigkeiten hört man unter ihnen nicht viel. Erst seit einem Dutzend Jahre in die große Verkehrsstraße hineingezogen, ist noch viel Ursprüngliches, Naturwüchsiges unter ihnen zu finden, das Großstädter leicht für Grobheit nehmen; der Tieferblickende findet sie bei ihrer Derbheit ehrlich und bieder, aber auch heiteren Sinnes und gegen Fremde zuvorkommend, höflich und gastfreundschaftlich. In den besuchten Orten sind ausreichend gute Gasthöfe, die Preise billig.

Ein Rückblick auf die Geschichte des Landes lehrt, daß das ursprünglich deutsche Element von den slavischen Völkern verdrängt wurde, bis Otto der Große den „Nordgau" wieder unterwarf; die Franken nahmen dann auf's Neue Besitz von dem Lande und legten zum Schutze gegen die Wenden und Sorben Burgen an, trieben aber bald von ihnen herab Stegreifgeschäfte. Rudolph von Habsburg und der schwäbische Städtebund brachen deshalb diese Raubnester, der Kaiser belehnte Friedrich II. von Nürnberg mit der erblichen Burggrafenwürde, und den starken Händen der Hohenzollern verblieb dieses Gebiet in verschiedenen Linien. Carl Alexander verkaufte Ansbach und Bayreuth an Preußen; beide kamen in Folge des Tilsiter Friedens an Bayern.

Treten wir von der Egerer Straße her, etwa aus dem nüchternen Franzensbad oder dem Naturparke Marienbads in das Gebirge ein. Gleich hinter Thiersheim liegt die ganze Kette vor uns ausgebreitet, in tiefblauen Umrissen die gewaltigen Glieder seines Baues weisend. Es war in der ersten Frühe eines Sommertages, als Verfasser dieses jene Straße wandelte und eine ihm bis heute unerklärt gebliebene Erscheinung erlebte: ein so glühender Luftstrom wehte ihm vom Gebirge entgegen, heiß wie der Sirocco, daß er fast den Athem benahm und an der Landstraße auszuruhen zwang. Nach einer Stunde etwa zog ein frischerer Hauch durch die Gefilde und der Reisende betrat gestärkt den ersten Ort im Gebirge, Wunsiedel an der Rösla, als Jean Paul's Geburtsort von europäischer Berühmtheit; auch Karl Ludwig Sand erblickte hier am 5. Oktober 1795 das Licht der Welt; der unglückliche Jüngling hatte den zweiten Freiheitskrieg mitgemacht.

Das Oertchen selbst ist nicht neuesten Datums; Ludwig der Bayer verlieh ihm bereits 1326 Stadtrechte, sein Wohlstand wurde aber im dreißigjährigen Kriege vernichtet; mehrfache Feuersbrünste, die letzte 1834, thaten das Ihrige, um Wunsiedels Aufblühen zu hemmen; indessen ist es seit diesem letzten Brande sehr freundlich geworden und wie ein Phönix aus seiner Asche erstanden; auch haben die Einwohner ihrem berühmten Landsmanne ein würdiges Denkmal gesetzt. Das Röslathal, das Demuthsthal, der Wenderstein, Klein-Wendern, Wintersreuth, die Marmorbrüche sind als geeignete Ausflüge in die schöne Umgebung zu nennen. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich der Katharinenberg mit einer Klosterruine, jetzt ein Vergnügungsort der Wunsiedler. Wir aber wenden nach einer kurzen Besichtigung der Stadt uns dem eine kleine Stunde entfernten Alexandersbade, ehemals Sichersreuth, einem gesättigten Eisensäuerling, zu, der seit 1734 bekannt ist; seine Entdeckung ist durch einen Mythus geweiht. Die Nähe der böhmischen Bäder ist seinem Aufkommen hinderlich, obgleich das Bad unter Dr. Pfeifer (seit 1853) sich gehoben haben soll. Seine Glanzzeit liegt um mehr als ein halbes Jahrhundert zurück, als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Königin Louise mit glänzendem Gefolge sich 1805 dort aufhielten. Der Park ist gar köstlich, und wer einen stillen, freundlichen, von Nachtigallen durchflöteten Aufenthalt liebt, dem ist, zumal bei den mäßigen Preisen, Alexandersbad als Erholungsort

Digitized by Google

wohl zu empfehlen, obwohl ich selbst einen andern Punkt, z. B. das nicht allzuferne Streitberg in der fränkischen Schweiz, vorziehen würde, wo das Ländliche mit Abwechselung und Verkehr verbunden ist. So wenig Alexandersbad sonst bekannt sein würde, so besitzt es doch in seiner nächsten Nähe eine Naturmerkwürdigkeit, die einzig in ihrer Art genannt werden muß: die Luisenburg. Wie mit einem Zauberschlage tritt der Hochgebirgscharakter in voller Großartigkeit hervor, den furchtbaren Zerstörungskampf der Elemente lapidarisch verewigend, indem die gewaltigen Steinmassen wie von Riesenhänden durcheinander geworfen erscheinen. Ludwig Tieck in seinem jungen Tischlermeister spricht sich also darüber aus:

„Da liegt in Franken ein finsteres Nest, Wunsiedel genannt, unter dem Fichtelgebirge; eine halbe oder eine Meile davon sind im Buschwerk die wunderlichsten, tollsten Felsen über-, unter- und durcheinander geworfen, wie man es nur im Traum sich vorstellen kann. Der höchste und verwirrteste Punkt dieser Gegend heißt die Luchsburg. Von hier sieht man aus der schwärzesten Tanneneinsamkeit rund umher in die Zerstörung hinaus, von allen Seiten nur Wälder und wilde Steinklumpen unter sich, Waldrauschen und wildes Vogelschreien, Alles zum Entsetzen."

Von der Luisenburg steigt man höher zum Burgstein mit gutem Umblick, zum Haberstein mit der Kanzel, endlich zur Köffeine, mit der schönsten Rundsicht im mittleren Deutschland. Es bleibt fast unbegreiflich, daß an diesem herrlichen Punkte kein Hospiz sich befindet und scheint eben nur dadurch erklärbar, daß das Fichtelgebirge noch nicht unter die Touristen- und Lustpartieen als vollberechtigt mitzählt. So weit das Auge reicht, liegen Städte, Flecken und Dörfer, Mühlen und Hammerwerke, Wald und Feld, Deich und Wiese in entzückendem Wechsel ausgebreitet, der Kranz mächtiger Gebirge dahinter und darüber, grünende, lachende Thäler einschließend; so das Erzgebirge, der Böhmerwald, das Mittelgebirge, das Fichtelgebirge, der Frankenwald, und nach Franken und der Oberpfalz schaut man bis gen Nürnberg und den Lauf der Naab zur Donau. Kurz vor ihrem Gipfel tritt man gewissermaßen auf eine zweite Luisenburg, aber im Kleinen, wo die ehemals ringenden Naturgewalten sich noch einmal in ihren zerstörenden Einflüssen offenbaren; der Gipfel selbst, unbeholzt, in Folge eines Waldbrandes, der vor fast hundert Jahren stattgefunden, erhebt sich 2839′ und besteht eigentlich aus zwei Spitzen, der großen und kleinen Köffeine. Der Name selbst ist slavisch und kommt her von Köß, Spitze. Reichgesättigt von dem Anblick dieses wechselnden Panoramas steigt man hinab in die freundlichen grünen Matten von Reichenbach, das in weitem Thale sich dehnt, und von da geht es auf gut geebneten, aber wieder bergansteigenden Pfaden über Dorf Nagel am See und das lang hin sich dehnende Lind, welches in Unter-, Mittel- und Oberlind zerfällt, nach dem ansehnlichen Dorf Fichtelberg, am Fuße des Ochsenkopfs. Schon dieser Name, wie der des nahen Fichtelsees, deutet an, daß wir in der Centralgruppe der ganzen Kette uns befinden.

In Lind traten wir in eine Mühle ein, um uns von der Anstrengung des Weges zu erholen; aber wie gescheuchte Rehe flog bei unserem Eintritt eine Schaar hochgewachsener, stattlicher Mädchen auseinander, Dorfbewohnerinnen, welche eine Handelsfrau umstanden und die auf dem Tisch ausgebreiteten gewebten Herrlichkeiten bewunderten. In naives Staunen versunken, mit vorgebeugten Köpfen den Tisch umstehend, boten sie ein reizendes Genrebild, dem nur die Hand des Malers fehlte, um es auf die Leinwand zu zaubern. In dieser einsamen, wenig besuchten Gegend bot selbst die Erscheinung einer Hausirerin Abwechslung; der Eintritt von fünf Männern wirkte wie ein Donnerschlag bei heiterem Himmel; kein Zureden half, sie waren auseinandergestoben, nur hier und da kicherte es in den Winkeln, aber die Neckgeister selbst kamen nicht wieder zum Vorschein. Der herrliche Blick in die Gegend und die frische Labung ließen uns bald die Anstrengung des Tages vergessen; das Dörfchen selbst glich einer Idylle in dieser Gebirgswelt.

Digitized by Google

Schon neigte sich die Sonne zur Rüste, als wir am späten Nachmittag Fichtelberg betraten und bei dem unteren Lindner gute Aufnahme fanden. Die wohlhabenden Geschwister halten die oberen Zimmer städtisch eingerichtet; der Blick aus dem Fenster, namentlich des Stübchens linker Hand, über das sammetgrüne Gelände ist gar köstlich, und wem es Freude macht, Nahes mit Fernem zu vergleichen, der mag es das Hinter-Dux des Fichtelgebirges nennen, das sich am Ausgange des oberen Zillerthales in unvergleichlich grüner Pracht dehnt; dazu die erquickende Abendluft, das Wolkenspiel um das scheidende Tagesgestirn, das luculliſche Mahl im Freien nach der mageren Kost einer zehnstündigen Wanderung — das Alles war dazu angethan, uns heiter und guter Dinge zu machen. Und dieses wurde noch erhöht durch das Gefühl, daß wir hier gewissermaßen Alleinherrscher waren, nach deren Wink sich die wenigen vorhandenen Personen richteten, — und das sogenannte Wellenbad im gegenüberliegenden Blechwalzwerk erquickte die müden Glieder.

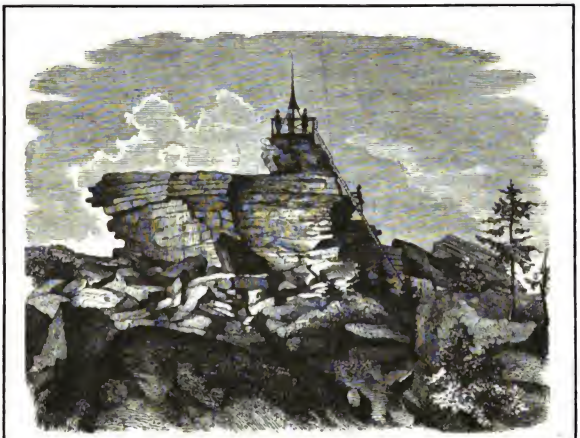
Von dem langgestreckten Fichtelberg, dem höchsten Dorfe diesseits des Ochsenkopfes, brechen wir am folgenden Morgen zeitig auf und nehmen, in Begleitung eines Führers, den Weg über Neubau, oberhalb welches die Fichtelnaab entspringt, die hier schon zum weiteren Bach geworden, während der Fichtelsee und die Waldnaab rechts liegen bleiben, gleich dem Main, der aus der sogenannten Lohe, einer Reihe von Mooren, abfließt, und von Neubau über die Weiler Karges hinein in den Wald. Unter himmelhohen Bäumen führen holprige Geh- und Fahrwege immer aufwärts bis zu den Signalen, die in weitem Umkreis von Gestrüpp und jungem Waldholz eingeschlossen sind, so daß es rathsam ist, sich dicht hinter dem Führer zu halten, wenn man nicht auf häßlichen Umwegen zum Ziele gelangen will. Noch höher liegt der Gipfel des Ochsenkopfes, der wohl schwerlich seinen Namen von dem eingehauenen Thierkopf erhalten hat, sondern umgekehrt erst die Veranlassung dazu gab. Indessen soll ehemals eine ältere symbolische Bezeichnung sich auf der Höhe vorgefunden haben, nämlich: drei ziemlich paralelle Linien, und man hat diese auf den Cultus des Triglaff, des höchsten slavischen Gottes in seiner Dreiherrschaft über Himmel, Erde und Unterwelt gedeutet.

Tieck in dem jungen Tischlermeister läßt sich also darüber vernehmen: „Ich legte mich oben nieder, wieder auszuruhen und weiß nicht, was man an so hohen Orten sieht, als eine tüchtige Strecke Luft und ein weitläuftiges Nichts, in dem hie und da einzelne Stifte von Kirchthürmen, oder ein Fleckchen, was eine entfernte Stadt ist, hervorschimmert. Wir kletterten dann nach Bischofsgrün hinunter, und ich war froh, wieder unter Menschen und in die Ebene zu gerathen." — „Und Du kannst es wirklich für Nichts halten," erwiedert der Andere, „von oben den ganzen Zusammenhang eines großen Gebirges zu überschauen? Wie auf einer Insel unter sich die blauen Wogen der Berge und Gipfel zu sehen, alle im Glanze der Luft auf das Lieblichste aufgelöst und zerschmolzen? Es giebt nur den zwiefachen Anblick der Unendlichkeit, entweder die Aussicht über das Meer hinüber, oder von höchsten Punkten des Gebirges. Mir war freilich der Fichtelberg noch nicht hoch genug." — An dem steinigen Ufer des Flußbettes gelangen wir hinab nach dem prächtig gelegenen Bischofsgrün, dessen weite Thalebene sich während des Hinabsteigens dem Wanderer fortwährend erschließt.

Lohnender und häufiger ist die Besteigung des Schneebergs über Fröbershammer, wo sich die Natur des Fichtelgebirges in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zeigt; wir charakterisiren sie nach Fritze folgendermaßen. An den Wänden des Hochgebirges liegen Felsen in der Regel nur sehr spärlich umher; dieselben sind vielmehr bis unter dem höchsten Gipfel mit Wald bedeckt, unter welchem sich der sanftere Teppich schwellenden Mooses ausbreitet. Auf jedem der Gipfel aber erhebt sich ein Gewühl von Granittrümmern, das oft in den wundersamsten Formen über- und durcheinander geschichtet, die weiten Rücken der Berge wie mit Ruinen langhingestreckter zerstörter Riesenstädte umkleidet. Hier liegen sie als einzelne kolossale Platten durcheinander gewühlt, von Moosen und Erika umwuchert, und aus ihren halbver-

Digitized by Google

deckten Spalten schießen die dichten Fichten empor. Dort ziehen sie sich gleich langen Mauern von Menschenhand gebildet, unter dem Schatten der Bäume umher; dort wieder ragen sie in schwindelerregender Höhe, gleich gewaltigen Burgen und Thürmen, über die Wälder fort und schauen mit ihren abenteuerlichen Gestalten weit in das Land hinaus. Vorweltliche Riesenleiber mit wild verzerrtem Antlitz wähnt man auf sich niederdrohen, wenn man zu ihnen hinaufschaut. Vor den langen Wänden altersgrauer Zauberschlösser glaubt man zu stehen, wenn man an sie herantritt, und sie uns zum Eindringen reizen, und doch nirgend sich ein Pfad in ihren Schooß öffnet. — Und um von diesem allgemeinen Charakter des Gebirges auf den besonderen des Schneebergs überzugehen, so schildert ihn Körber recht lebendig. Majestätisch steigt er mit 1200 Fuß hohen, jähen, dichtbewaldeten Wänden aus dem Thale empor, ein gewaltiger Felskoloß. Tiefe Sümpfe umgeben seinen Fuß, unergründlicher, je schroffer die Felswand aus der Niederung aufsteigt. Unten umringen ihn dunkelbewaldete



Das Backöfele. (S. 566.)

furchtbare Gründe, durch welche der kundige Führer den Wanderer vorsichtig leiten muß. Jäh steigt der Pfad die Höhe im Walde hinan. Nach etwa anderthalb Stunden gähnt zwischen den sich lichtenden Bäumen mehr und mehr der nackte, gewaltig zerborstene Granit empor, so daß das Besteigen immer schwieriger wird. Mächtige Tafeln von drei bis fünf Fuß Stärke liegen auf und neben einander zerstreut, wie von Riesenhand hingeschmettert und zwischen ihren abgewitterten Ecken gähnen oft tiefe Schlünde in schwarze Tiefen herab, um so gefahrvoller, da sie so oft mit Heidelbeeren und allerlei Geniſt überwachsen sind, so daß man von ihrem Dasein erst im Augenblicke etwas gewahr wird, wenn der Fuß einsinkt. Je näher dem Gipfel, desto massenhafter wird das Getrümmer der kleinen zerbrochenen Tafeln und Blöcke, mit denen die Höhe des gewaltigen Berges im eigentlichen Sinne des Wortes überschüttet ist. Verkrüppelte Fichten ragen zwischen ihnen auf, Haidekraut, Steinbeer- und stachlichtes Brombeergeniſt, man ist genöthigt, fast wie über Treppen zur Höhe empor-

Digitized by Google

zusteigen. Endlich nach zweistündiger anstrengender Wanderung hört der Waldgang auf, der beschwerliche Abhang beginnt sich mehr abzuflachen, über die oben scharf auftragenden Trümmer glänzt der freie Himmel, und der Blick schweift mit dem Wonnentzücken der reinsten Freude nach Nord und West, in's Unermeßliche über eine weite und herrliche Gegend. Wie ungeheuer erstarrte Wogen reiht sich unter unsern Füßen Bergkuppe an Bergkuppe; aus den grünen dunkelbewaldeten Thälern steigt der kraftvolle Hauch einer ungeheuren Waldung herauf in die staubfreie Höhe. Wir werden gefesselt; der Fuß, die zitternde Hand greift, dem Schwindel widerstrebend, an den Stamm einer verkrüppelten Fichte, und das Auge trinkt sehnsuchtsvoll aus dem unermeßlichen Meere der Entfernungen, die sich zu unsern Füßen aufrollen, ein endloses lachendes Gemälde. Aber der Führer treibt zum Vorwärtsschreiten. Wir klettern vorsichtig immer weiter durch dieses Felsenlabyrinth, nähern uns dem Plateau des Berges und plötzlich erschließt sich uns der Blick nach Osten in die innere Hochebene, ein Gebirgsgemälde von der lieblichsten und zauberhaftesten Schönheit. Der letzte, steile Abhang wird durch Getrümmer und Gebüsch hinauf erstiegen und man hat eine weite wohl tausend Schritt lange und breite Bergebene vor sich, aus der Granitgetrümmer emporragt. Vier solche aus zerbrochenen Tafeln aufgeschichtete Massen steigen noch empor, in der Mitte eine 30 — 40 Fuß hohe, 40 — 50 Fuß lange, an manchen Stellen kammartige, nur 5 — 6 Fuß breite, welche einer eingestürzten Mauer gleicht. Eine Leiter führt hinauf, und wir stehen auf dem höchsten Punkt des Gebirges, dem Backöfele, 3266 Fuß über der Fläche der Nordsee, auf das sich im dreißigjährigen Kriege die geängstigten Bewohner geflüchtet und ihm den Namen gegeben haben sollen.

Im Süden lehnt sich an den Schneeberg der Nußhart. Seine Wunder sind wohl nur durch die Eile, mit welcher man den höheren Schneeberg besteigt, übersehen worden. Von diesem ist er durch die Einsattelung des Nüssergestätts getrennt, auf ihm soll einer der ältesten heidnischen Culte seine Opferstätte gehabt haben, indem die Beschützerin der Ströme, die Göttin Nussa oder Nocca hier verehrt sei; neun kreisförmige Vertiefungen, die concentrisch laufen, auf dem Gipfel des Berges, sind noch die letzten Erinnerungen aus jener frühen Zeit. Die Natur dieses Berges ist eine noch unerklärte Erscheinung; nicht wie die übrigen Kolosse des Fichtelgebirges, gleichsam wie in einem Stücke aus der Erdrinde emporgewachsen oder gehoben, besteht er vielmehr aus lauter einzelnen übereinandergeschichteten und gerollten Granittafeln, welche sich im Laufe der Jahrhunderte mit Humus bedeckt und dem keimenden Hochwald Dasein und Entfaltung gewährt haben. So kommt es, daß sich heute ein tiefes Schattendach über diese Zersplitterung wölbt und das gewaltige Chaos zum Theil in geheimnißvolle Nacht hüllt. Sein Gipfel aber überragt die Stieffaat des Hochwalds und läßt den Blick gleiten hinüber zu den mächtigen Nachbaren und hinab in die jähe Tiefe, wo der moorige binsenreiche Fichtelsee sich zieht und der weiße Main jugendlich rasch der fränkischen Ebene zueilt.

Die Veste Rudolphstein, eine Stunde vom Schneeberg, ist zwar längst zerfallen, aber die vier Reihen pfeilerartiger Grundsäulen, welche sie einst trugen, erheben sich theils scheitel-, theils wagerecht, wie im Nußhart, von derselben Naturgewalt, zerklüftet, welche auf so vielen Höhen des Fichtelgebirges ihre Spuren zurückgelassen hat.

Der Rigi des Fichtelgebirges, erst in neuester Zeit durch die Bemühungen eines Forstmannes, des Freiherrn von Truchseß, zugänglich gemacht, der Waldstein, ist der vierthöchste Berg der gesammten Kette und weit aus ihr schönster Punkt, wenn nicht die Köpfeine ihm den Rang streitig macht; aber dieser fehlt vor Allem die ordnende Hand der Cultur und die Gemüthlichkeit des Aufenthaltes, wie ihn das seit 1853 eingerichtete Hospiz des Waldsteins mit seinen freundlichen Umgebungen bietet, seinen Pavillon's und Ruhebänken, endlich ist es die reichere Aussicht, welche, bei der vorgeschobenen Lage des Punktes, nach Westen

Digitized by Google

und Norden ganz neue Perspectiven eröffnet. Der Gipfel des Waldsteins bildet wiederum eine erhabene Felsenburg, deren einzelne Pfeiler bis zu 150 Fuß aufsteigen, mit kraftvollem Baumwuchs, an der Wurzel mit Moosen und Kräutern bekleidet.

Auf diesen Höhen befand sich die Burg der mächtigen Sparnecker; das freundliche Städtchen Sparneck liegt noch am Fuße des Waldsteins, die Hussiten steckten sie 1431 in Brand, und, obgleich wieder aufgebaut, wurde sie 1525 vom schwäbischen Bund für immer geschleift. Die vorhandenen Ruinen gehören jedenfalls zu den beträchtlichsten im ganzen Gebirge, auch an noch älteren Spuren des heidnischen Cultus fehlt es nicht. Ein Rückblick auf den zurückgelegten Weg ist vom Waldstein überaus lehrreich: zu seinen Füßen hat man die Waldsteiner Kette, im Süden den Rudolphstein und das Centralgebirge, Schneeberg und Ochsenkopf, dahinter Kösseine und Luisenburg, weit nach Osten hin den Weißensteiner Zug und in blauem Nebel das böhmische Mittelgebirge. Nordwärts lehnt sich das wellige voigtländische und Elstergebirge an, den Franken- und Thüringer Wald, im Westen sieht man von den Biegungen des Mains am Rhöngebirge und Würzburg bis rückwärts über Bamberg an die fränkische Schweiz. In diesem weiten Gürtel von Bergen winken Städte und zahllose Dörfer, theils von uns schon betretene, theils aus weiterer Ferne grüßend. So gestaltet sich der Aufenthalt da oben, wo man mit Menschen verkehrt, gar lieblich; eine balsamische Luft giebt dem Körper Spannung und dem Geiste Frische; einfache, aber gute Bedienung gestattet längeren Aufenthalt. Wie leicht es möglich ist, auf vorausgegangene Bestellung einen reicheren Tisch zu finden, davon bot das Annectionsfest im vorigen Jahre ein auffallendes Beispiel, indem einige siebenzig Herren gemeinschaftlich oben speisten; drei Rehböcke waren eigens dazu geschossen worden. Man kann daselbst übernachten und somit Sonnenunter- und Aufgang abwarten, doch führen ausgezeichnet gute Wege, darunter ein neuer Fahrweg, schnell nach Weißenstadt. Wer mit der Eisenbahn ankommt und auf das übrige Fichtelgebirge verzichtet, erreicht den Waldstein am kürzesten über Münchberg, Zell und Sparneck. Zu Fuß führt noch eine etwas nähere Straße über Rothenstock und Reunersreuth, anfangs Chaussee, dann prächtiger Feldweg, immer das Gebirge rechter Hand vor sich in lockender Nähe, nur zuletzt ist nasser Wiesensteig, der gutes Fußwerk verlangt, bis dicht am Berge einige Wasserstürze und harte Stellen kommen. Indessen hat man den Vortheil der größten Nähe. Daß der Waldstein der einzige Punkt im Fichtelgebirge ist, der eine Wirthschaft trägt, spricht für seine Vorzüglichkeit, und seine Lage macht ihn von allen Seiten zugänglich, so daß er eine bedeutende Zukunft hat.

Der Weg nach den fast drei Stunden entfernten Gefrees ist nicht arm an Abwechslung, aber dennoch sehr ermüdend. Der kleine unbedeutende Ort hat einige gute Gasthöfe, der von Lochmüller ist nicht billig. Mein Wohnzimmer daselbst war eigentlich ein Saal, die Rechnung salonmäßig, und ich suchte vergebens an meiner Person oder dem Aufzuge des Fußwanderers den Grund davon zu errathen. In der That lag er auch außer mir, ich entdeckte nämlich an der Wand die Bildnisse dreier Potentaten, und die Schriften in Golddruck, welche sie zierten, verneldeten, daß dieselben vor mir hier logirt und ohne Zweifel noch ganz andere Rechnungen bezahlt hatten als Unsereiner. Napoleon I. nämlich wohnte in diesem Zimmer am 15. Mai 1812, Kaiser Nicolaus I. von Rußland am 3. September 1838, und König Otto von Griechenland am 10. September 1852. Auf dem eine Stunde entfernten Wege nach Markt Schorgast zeigt sich die ganze Kette des Fichtelgebirges in einer unvergleichlich schönen Lage, so daß man kein Auge von den in blauem Duft hingegossenen langedehnten Rücken und scharfbegrenzten Contouren wenden kann. Dieser Anblick allein dürfte Manchen schon veranlassen, von der Eisenbahnstation aus einen Spaziergang nach Gefrees hin zu machen. Indessen geben Andere doch der entgegengesetzten Perspective von Thiersheim her mit ihren dunkleren und schärferen Umrissen den Vorzug.

Digitized by Google

Erwähnt sei noch der Epprechtstein, ein 2448′ hoher sanftgewölbter Berg, der die Trümmer der gleichnamigen Burg trägt und ebenfalls mit hohen Granitsäulen bedeckt ist. Die Ruinen sind zugänglich gemacht und gewähren eine lohnende Rundsicht, zum Theil der des Waldsteins ähnlich, in nächster Nähe nach Kirchenlamitz, von welchem Städtchen aus Viele über Schwarzenbach die Gebirgsreise antreten.

Wir wählen zum Austritt aus demselben den reizenden Weg von Bischofsgrün nach Berneck, von Vielen als Eingang in's Fichtelgebirge benutzt. Zwei Wege, der obere über Wilfersreut und Bärenreut, sowie der untere durch das Röhrenhofthal an der Oelsnitz, führen dahin. Das Städtchen, in den Bergen zusammengedrängt, schaut höchst eigenthümlich aus seiner Schlucht hervor, und darüber erhebt sich die Burg Hohenberneck. Selbst der alte Karl Julius Weber, dieser Odysseus unseres Vaterlandes, kann nicht Rühmens genug von der wundervollen Lage machen, die namentlich von Bischofsgrün her überraschend wirkt. Nicht weniger als sieben Berge und sieben Gewässer schließen den Ort ein und die Aussicht in's Gebirge ist die nächste.

Gewiß wird Mancher schließlich die Frage beantwortet wissen wollen, wie sich das Fichtelgebirge zu den anderen Gebirgstouren im deutschen Vaterlande verhält. Eine unparteiische Antwort muß dahin lauten, daß, wenn es auch im Großen und Ganzen den Vergleich aushält, es vielleicht doch nicht so glänzende Einzelheiten, wie einige der bekannteren, aufzuweisen vermag. So hat es nicht den imposanten Elbspiegel, die sauberen Gründe, die lachenden Ortschaften und die eleganten Hotels der sächsischen Schweiz, so wenig, wie das natur- und kunstgeschmückte Dresden als Eingangspforte, obgleich die Felspartieen der Luisenburg, der Köffeine, des Rudolphsteins es mit allen pittoresken Punkten jenes Sandsteingebirges aufnehmen, abgesehen davon, daß die Spitzen der Centralkette fast die doppelte Höhe desselben erreichen. Thüringens Burgen und freundliche Residenzen, das Schwarzathal und Paulinzelle, Eisenach und die Wartburg, Weimar und Gotha übertreffen Aehnliches im Fichtelgebirge, wenn man nicht das nahe Bayreuth mit seinen Erinnerungen und das Gartenland von Bamberg hinzurechnen will; aber der Waldstein ist wohl mehr als der Inselsberg, wenn schon der Lauchgrund und Thorstein diesem ein schöneres Relief verleihen. Das Riesengebirge ist großartiger, aber nicht wilder, als einzelne Partieen des unsrigen, und das nahe Böhmen mit seinen Weltbädern, die man theilweise von seinen Höhen überblickt, gehört gewissermaßen seinem Weichbilde an. Wer aber erst von seinen erfrischenden Lüften angeweht wird, wer auf seinen Höhen und durch seine Thäler dahinwandert, verliert überhaupt die Lust, vergleichen zu wollen, und freut sich der wechselreichen Bilder, die sich auch in diesem schönen Theile unseres Vaterlandes ihm aufrollen. Sein Auge folgt hier dem Main, der durch üppige Fluren dem uralten Bisthum Würzburg und weiter dem deutschen Strome zurollt, mit dem er sich in der alten Kaiserstadt vereinigt, — dort dem südlichen Lauf der Naab, die sich mit einem anderen größeren Strome vermählt, der auch eine zweite, größere Kaiserstadt bespült und in mehrfachen Armen umschlingt, sowie auch die beiden ost- und nordwärts fließenden Gewässer gar manche Erinnerung wachrufen. Aber was dem Fichtelgebirge einen Vorzug vor allen diesen Bergzügen giebt, was schon durch seine centrale Lage in dem weiten und großen Vaterlande angedeutet erscheint: es ist gleichsam eine Warte, von der man auf die schönsten Theile desselben niederschaut, von dessen Höhen sich eine Land- und Länderkarte ausbreitet, die uns mit den reichsten Erinnerungen sättigt und die Brust mit Hochgefühl erfüllt, daß so viel Herrliches und Großes dem deutschen Namen und Wesen angehört. Und am fernen Horizonte schimmern neue Ketten und Hochflächen, zu welchen sich derselbe Gedanke hinüberschwingt und stillen Sinnens weilt. Bl—ch.

Digitized by Google

Das Schwein.

Von Eduard Uhlenhuth.

Kein Thier, mit dessen Haaren oder vielmehr Borsten der unsterbliche Raphael seine himmlischen Madonnen malte, in dessen Haut gekleidet die unübertrefflichen Werke des Alterthums von den Bücherbrettern des Philologen herabschauen, dessen Fett und Fleisch ohne Zweifel den compactesten und ergiebigsten Bestandtheil unserer täglichen Mahlzeiten bildet, mag das Schwein vor allen andern Hausthieren ein würdiger Gegenstand der Betrachtung sein.

Das Schwein hat von jeher zu den Menschen in naher Beziehung gestanden, und wenn wir in die Werke der Alten hineinblicken, so finden wir dafür zahllose Belege aufgezeichnet. In der Urzeit unseres Geschlechts, bevor noch der Geist alle die Listen und Hinterhalte ausgesonnen, um sich zum unumschränkten Gebieter über alles Lebendige zu machen, überwog noch bei Weitem die ungezähmte Macht der Thiere die Kraft des Menschen. Unter den Arbeiten des Herkules ist eine als hierher gehörig zu erwähnen: die Erlegung des Erymanthischen Ebers. Die Gegend um den Berg Erymanthus ward nämlich seiner Zeit von einem gewaltigen Eber verwüstet. Da bekam Herkules den Auftrag, dieselbe von dieser Bestie zu befreien. Er entledigte sich dieses Auftrags, und brachte den Eber lebendig auf den Schultern zum Könige Eurystheus, welcher sich darüber dermaßen entsetzte, daß er vor Schrecken sich in eine metallene Tonne verkroch. Dies Kraftstück ist neben andern des Herkules unter den Säulen des neuen Berliner Museums abgebildet.

Nicht so unblutig lief eine andere Jagd ab, von der uns die Alten eine sehr ausführliche Schilderung hinterlassen haben, die Kalydonische. Als nämlich der König Oeneus allen Göttern ein feierliches Opfer brachte, vergaß er der Diana, welche denn aus Rache dafür ein Schwein in sein Land schickte, das Alles, was ihm vorkam, verheerte. Es soll dieses Schwein das Krommyonische Schwein zur Mutter gehabt haben, eine Sau von weißer Farbe, ebenso groß, als ein Ochs gewesen sein, Borsten wie Spieße und Zähne wie Elephanten gehabt, ja sogar Feuer von sich gespieen haben. In dieser Gestalt verwüstete es Felder, Weinberge und Oelgärten, tödtete das Vieh, welches ihm in den Weg kam, und zwang die Menschen, sich in die Stadt Kalydon zu flüchten. Dieses Ungeheuer zu erlegen, brachte Meleager, des Oeneus Sohn, die tapfersten Leute aus Griechenland zusammen.

Zuerst umstellte man den Wald mit Netzen, und ließ durch Hunde das Schwein aus einer moraftigen Schlucht auftreiben. Dies lief sodann durch den Wald hinweg, daß die Bäume umherstoben. Echion warf zuerst mit dem Wurfspieße nach ihm, fehlte aber, ebenso Jason. Mopsus traf zwar das Ungeheuer, allein, ohne es zu verwunden, weil das Eisen von dem Wurfspieße im Fluge verloren ging, oder, der Fabel nach, Diana es wegnahm. Dann schoß Atalanta dem Schwein einen Pfeil hinter die Ohren und verwundete es also am ersten. Nun versuchte Ancäus mit großer Prahlerei dem Schwein mit seiner Streitaxt einen Hieb zu versetzen. Allein dies kam ihm zuvor und gab ihm einen Hieb in den Bauch, daß die Gedärme herausbingen und er also umkam. Peleus aber, der nach dem Schweine

Digitized by Google

schießen wollte, tödtete unversehns seinen Schwiegerer, den Eurytion. Auch Hyleus wurde von dem Schwein erlegt. Eine zweite Wunde brachte Amphiaraus dem Thiere in's Auge bei, Meleager traf es endlich, daß der Wurfspieß im Rücken stecken blieb, und da nun Mehrere der Uebrigen ihm sofort zu Hülfe kamen, so erlegte man endlich das Schwein. Der Preis, welcher auf die Erlegung gesetzt war, bestand in dem Kopfe und der Haut; diese konnte nun der Sieger öffentlich tragen.

In vielen Stellen, sowohl der Odyssee, als der Ilias, wird des Schweines erwähnt. Will Homer den Zorn seiner Helden schildern, so vergleicht er sie mit den Ebern des Waldes; sie wurden „borstig", würden wir gesagt haben. Bekannt genug ist das Abenteuer von Odysseus bei der reizenden Circe, die seine Gefährten auf kurze Zeit in Schweine verwandelt hatte. Bekannt sind auch jene erquickenden Züge der Treue, welche den Sauhirten Eumäus, den göttlichen, an seinen Herrn knüpften; denn Fürsten und Hirten standen damals noch nicht so himmelweit fern, wie heutzutage. Daß der greise Held bereits vor seiner Abreise nach Troja den Grund für eine blühende Schweinezucht gelegt haben mußte, sehen wir bei seiner Rückkehr, wenn es heißt:

> Aber Telemachus ging mit heitern Schritt zum Gehege hin,
> Wo unzählbare Schwein' ihm ruhten, welche der Sauhirt
> Schützte, der gute, der seinem Herrn so getreu war.

Das Schwein war aber zugleich auch angesehen als ein Symbol der Fruchtbarkeit des Bodens; denn nicht anders kann das Merkmal, welches Helenus dem Aeneas angiebt, gedeutet werden, wenn er sagt: Ich werde Dir die Zeichen verkünden, Du bewahre sie sorgfältig im Gedächtniß: Wenn Du in Deiner Bekümmerniß an der Welle eines einsamen Flusses, unter den Eichen des Ufers, eine große Sau finden wirst, mit dreißig Ferkeln daliegend, weiß am Boden und die weißen Jungen an ihren Zitzen, das wird der Ort sein für die Stadt und der sichere Ruhepunkt Deiner Mühen! Aeneas fand jene Stelle und baute daselbst Albalonga, aus welcher die weltbeherrschende Roma hervorging, am Saume der heutigen Campagna, in welcher sich noch heute zahllose Nachkommen dieser borstigen Urmutter lustig tummeln. Daß die Römer daher stets eine dankbare Passion für die Zucht der Schweine behielten, kann nach diesen Vorgängen nicht Wunder nehmen. Die römischen Schriftsteller widmen dem Theile der landwirthschaftlichen Cultur, welcher das Schwein angehört, immer mehr Aufmerksamkeit, und es ist wahrhaft rührend, mit welcher Sorgfalt sie die einzelnen Nutzungsmethoden des Schweins beschreiben: Bei Columella findet sich unter Anderem eine Anweisung zum Einpökeln des Schweinefleisches, eine Beschreibung des Pökelfasses u. s. w., wie sie der beste Fleischer Hamburgs nicht genauer zu geben vermöchte. Man soll ja dem Thiere kurz vor dem Schlachten nicht zu saufen geben, heißt es da, sonst hält sich das Fleisch nicht, auch an die Beinstücke muß das meiste Salz kommen, denn von den Knochen aus verdirbt das Fleisch am leichtesten.

Ein höchst spaßhafter Zug aus dem Leben der Alten, welcher zugleich ein lebensfrisches Bild ihrer häuslichen Verhältnisse, so wie der ausgesuchtesten Ueppigkeit in der Kaiserzeit giebt, ist uns durch Petronius in seinem Satyrikon aufbewahrt. Das Gastmahl eines gewissen Trimalchio wird hier von einem der Theilnehmer also beschrieben: Mit einem Male wurde ein mächtiges Schwein auf die Tafel gebracht, mit seiner natürlichen Haut, aber zugleich mit einem Hut auf dem Kopf; in seiner Schnauze hingen an den Zähnen zwei Körbe mit Naschwerk, an seinen Brüsten lagen, aus Kuchen gebacken, zehn Junge. Alsbald aber erschien ein schöner Knabe im Jagdkleide, gefolgt von Hunden, der machte ein Paar Umzüge um das Thier, und stieß dann sein Schwert tief in dessen Brust. Mit einem Male schwirrte zahlloses Geflügel aus dem Bauche hervor. So wunderbar, erzählt der Gast, diese Sache überhaupt war, so ging es mir doch im Kopfe herum, weshalb wohl das Schwein

Digitized by Google

einen Hut auf habe. Ich that also darüber an den Wirth eine schüchterne Frage. Wißt Ihr nicht, antwortete jener, daß das Schwein sich des Anstandes befleißigt? Beschämt und voll Besorgniß, durch fernere Fragen etwa zu zeigen, daß ich nicht gewohnt sei, in anständiger Gesellschaft zu verkehren, enthielt ich mich aller weiteren Fragen.

Das Schwein, sagt Plinius, ist ein über alle Maßen dummes Vieh, und man hat im Spaß behauptet, seine Seele diene nur, gleich dem Salze, um das Fleisch vor Fäulniß zu bewahren. Die Kunst, bei Sauen eine große Leber zu erzeugen, wie bei Gänsen, besteht darin, daß man sie mit trocknen Feigen tüchtig mästet, ihnen dann Meth zu trinken giebt, und sie dann plötzlich tödtet. Auch wilde Schweine sind geschätzt. Servilius Rullus war der erste, welcher eins ganz auf die Tafel setzte. Dies geschah vor nicht gar langer Zeit, und wurde als merkwürdig in die Jahrbücher eingetragen. Jetzt geschieht es täglich und zwei bis drei wilde Schweine machen oft nur das erste Gericht. Terentius Varro erzählt, er habe in Arkadien ein übermäßig fettes Schwein gesehen, das nicht mehr aufstehen konnte, und in dessen Speck eine Maus nicht blos ein Loch gefressen, sondern auch darin geheckt hatte. Als die Magarenser vom Antipater hart bedrängt wurden, beschmierten sie Schweine mit weichem Pech, brannten sie an und ließen sie los. Diese liefen wie rasend und toll schreiend davon, geriethen unter die feindlichen Elephanten und brachten eine grenzenlose Verwirrung hervor. Das Schweinegeschrei macht überhaupt den Elephanten leicht scheu, daher zog man gern bei jungen Elephanten Schweine auf, um sie daran zu gewöhnen.

Den Juden ist das Thier unrein, und der Genuß seines Fleisches ihnen durch Moses verboten. Es ist zu verwundern, warum er dieses Thier, dessen Fleisch äußerst wohlschmeckend und bei allen Völkern beliebt ist, in die Reihe derjenigen gestellt hat, zu denen seine Landsleute wohl ohnehin wenig Appetit gezeigt haben möchten. Ist er vielleicht bei seinem Verbot durch die hin und wieder schmutzige Erscheinung des Schweins, von seiner Lust am Wühlen im Schlamm herrührend, geleitet, oder sollte er eine Ahnung gehabt haben, daß sein Fleisch die Eier des Bandwurmes oder gar der neuerdings so gefürchteten Trichinen (Trichina spiralis) auf den Menschen übertrage? Die Stelle, welche jenes Verbot enthält, lautet im dritten Buche Moses: „Und der Herr redete mit Mose und Aaron und sprach zu ihnen. Redet mit den Kindern Israel: Das sind die Thiere, die ihr essen sollt unter allen Thieren auf Erden: Alles was die Klauen spaltet und wiederkäuet unter den Thieren, das sollt ihr essen. Und ein Schwein spaltet wohl die Klauen, aber es wiederkäuet nicht, darum soll es euch unrein sein; von diesem Fleisch sollt ihr nicht essen, noch ihr Aas anrühren, denn sie sind euch unrein."

Während so das Schwein bei Juden und Muhamedanern Gegenstand der Verachtung wurde, ist es bei uns Deutschen von den ältesten Zeiten mit Liebe gepflegt worden, und so wird in der nordischen Götterlehre dem Freyr und auch der Freyja der Eber Gullinborsti zugeschrieben, dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tage erhellten, der mit Pferdes Schnelligkeit rannte und Freyjas Wagen zog.*) Das Schwein war daher bei den deutschen Stämmen so geachtet, daß in einem Gedichte ein Ritter seiner Geliebten sagt: „Ich hab' Euch lieber denn ein Eberschwein." Großartig in der Handlung und tragisch in den Folgen ist die Jagd im Nibelungenliede, aus welchem wir die betreffende Stelle hersetzen:

*) Einen sehr deutlichen Beweis für die Existenz eines altdeutschen Cultus des Schweines möchte auch ein altes Gußstück, welches sich in der Bremer Antiquitäten-Sammlung aus heidnischer Vorzeit findet, liefern. Es ist ein bronzenes Schwein, hohl gegossen, sehr roh zwar in der Ausführung, aber deutlich in den Hauptformen eines Schweins, mit eigenthümlichen, aus dem Innern kommenden Röhren. Offenbar haben die Priester damit ihren pyromantischen Hokuspokus getrieben, indem sie vielleicht den Bauch des Thieres mit Fett füllten, Feuer darunter anzündeten, so daß die Flammen wie aus einem Gasofen daraus hervorzüngelten.

Digitized by Google

Darnach schlug er behende einen Büffel und einen Elk,
Starke Ure viere, und einen grimmen Schelk,
Sein Roß trug ihn so schnelle, daß ihrer keins entkam,
Hirsche oder Hinden eine große Menge er gewann.

Einen großen Eber den fand der Spürhund
Als er begann zu fliehen, da kam herbei zur Stund
Dieser Jagd Meister, auf der Bahn er ihn erstand,
Von dem Schweine zornig ward der Held dann angerannt,

Da schlug mit dem Schwerte der Chrimhilde Mann,
Es hätt ein andrer Jäger so leicht es nicht gethan.
Als er ihn hatte gefället, fing man den Spürhund
Da ward seine Jagd wohl den Burgunden allen kund.

In Deutschland, besonders in Westfalen, dem Lande der Eichenwälder, in welche man die Heerden von Schweinen zur Eichelmast hineintrieb, ist ihnen sichtlich wohl geworden. Noch mehr war dies bei verwandten und benachbarten Völkern der Fall und in Walter Scott's Romanen spielt der Sauhirt eine ganz ähnliche Rolle wie bei Homer.

Wie das Schwein in der heidnischen Götterlehre der Deutschen eine Rolle spielte, so kommt es noch heute in der Volkssage sehr oft vor, besonders in der Sage von der wilden Jagd. Hans von Hackelberg, der wilde Jäger der Sage nach, war im Leben braunschweigischer Oberjägermeister. Einst hatte er eine große Jagd angerichtet; Nachts zuvor träumte aber Hackelberg, er werde bei dieser Jagd durch einen Eber das Leben verlieren. Hierdurch beängstigt, nahm er an der Jagd keinen Theil, dieselbe ging indeß vor sich und endete mit der Erlegung eines riesigen Ebers. Dieser Eber erregte so sehr die Bewunderung aller Jäger, daß auch Hackelberg hinging, ihn zu sehen. Er nahm den Kopf des Ebers, der allein 47 Pfund wog, in die Hand, und sagte: „Also du bist es, durch den ich das Leben verlieren sollte, das ist dir diesmal nicht gelungen!" Während er den Kopf wieder fassen ließ, verwundeten ihn die Zähne des Ebers ganz leicht; aber die Wunde ward bald schlimmer, es kam der Brand dazu, und Hackelberg starb daran. Seine letzten Worte waren: „Nun will ich auch in alle Ewigkeit jagen!" Das ward ihm erfüllt und deshalb nennt ihn das Volk den wilden Jäger Hackelberg.

In vielen Gegenden wird auch erzählt, daß gerade die schönste der Kirchthurmglocken von einer Sau an wüster Stelle aus der Erde gewühlt sei. Aber wie frisch und blitzend die Glocke nun auch dalag, ein böser Zauber hielt sie, wie in den Boden eingewachsen, fest. Da mußte die Unschuld helfen. Man ließ eine Jungfrau ein Band um ihre Krone binden, und siehe, wie eine Feder so leicht, läßt sich die Glocke aus der Erde heben. Daher tönt sie noch immer: „Sau fand Jungfernband."

Wohin wir aber auch in der wirklichen Geschichte unsere Blicke richten, überall begegnen wir dem Schweine. Die Dorotheenstadt in Berlin verdankt Entstehung und Namen der zweiten Gemahlin des großen Churfürsten. Diese fromme Fürstin begann ihr Werk mit dem Bau eines Gotteshauses. Die Gegend zwischen dem Schlosse und dem linken Spreeufer war noch wüst und leer, eine morastige Fläche. Die fromme Frau hatte aber so großes Interesse an der Vollendung ihres Werks, daß sie täglich den Bauplatz besuchte. Eines Tages war sie auch dorthin gefahren in der großen schwerfälligen churfürstlichen Kutsche, da fiel ein gewaltiger Platzregen mit Schlossen und Hagel. Alles, was lebte, suchte Schutz vor dem Unwetter und die ganze Gegend war in einen See verwandelt. Da ersah sich eine Heerde Schweine, welche den Berliner Bürgern gehörte, die churfürstliche Kutsche zu ihrem Obdach und blokirte dieselbe dermaßen, daß sie nicht von der Stelle zu bringen war. Es blieb also nichts übrig, als einen reitenden Boten nach dem Schlosse zu schicken und bewaffnete Hülfe zu holen. Dieser Vorfall mochte den Churfürsten sehr verdrossen haben, denn schon andern

Digitized by Google

Tages erschien eine Ordre „von wegen der Berliner Schweine", welche den Bürgern bei schwerer Strafe verbot, ferner die Schweine in der Residenz frei herum laufen zu lassen.

Eine ähnliche Begebenheit hat Paris aus seiner ältesten Geschichte aufzuweisen.

Philipp, der Sohn Ludwig des Dicken, ritt am 1. October 1131 bei St. Gervais vorbei. Da liefen Schweine zwischen die Beine des Pferdes, das bäumte sich und warf den Reiter ab, so gefährlich, daß er schon am folgenden Tage starb. Zwei Tage darauf erschien eine Ordonnanz, worin verboten wurde, Schweine in den Straßen von Paris herumlaufen zu lassen. Die Aebtissinnen und Nonnen der Abtei zu St. Antoine kamen dagegen ein, indem sie behaupteten, die Ehre ihres Heiligen werde verletzt, wenn man seine Schweine in ihren Rechten kränken wollte.

Um aber wieder auf unsre Heimath zurückzukommen, so verdient noch erwähnt zu werden, daß auch Friedrich der Große wegen eines Schweines, welches ein Edelmann einem Bauern erschossen hatte, einst ein berühmtes Dekret verfaßte. —

Nachdem wir so gewissermaßen einen geschichtlichen Boden für unsere Aufgabe gewonnen haben, mag es uns gestattet sein, der modernen, gleichsam socialen Beziehung des Schweines zum Menschen, sowie seiner Stellung im Thierreiche überhaupt, seines Lebens und Sterbens zu gedenken. Das Schwein, zur Ordnung der Dickhäuter gehörig, nimmt einen würdigen Platz ein neben den größten Thieren der Erde, dem Nashorn, Nilpferd, Elephanten; seine Hufe sind gespalten und es ist mit einem Rüssel versehen, aber furchtbar stattlich ragen aus seinem Rachen die glänzend weißen Eckzähne und aus seinem Gesicht blitzt zwischen schmalem Schlitz ein kleines aber entschlossenes Augenpaar. Auf zierlich gebildeten kurzen Füßen ruht ein weich gerundeter, kräftiger Körper und den Abschluß macht ein neckisch gewundenes Schwänzchen. — Das Thier erreicht eine nicht unbedeutende Größe, denn wilde Eber messen oft zwei Ellen von der Schnauze bis zum Schwanze.

Die Lebensdauer eines Schweines beträgt etwa die Hälfte von der eines Pferdes, aber bewundernswürdig ist die Schnelligkeit, mit der es seine normale Größe erreicht. Nicht blind und hülflos wird es geboren, sondern ist mit Borsten und ausreichenden Zähnen versehen; schon drei Tage nach der Geburt stehen die Jungen so fest auf eignen Beinen, daß sie der Mutter folgen können. Eine Sau mit ihren Jungen gehört unstreitig zu den freudig komischen Erscheinungen. Die muntern Thierchen, genau wie verkleinerte Copieen der Alten, schwärmen hierhin und dorthin, Alles beriechend, mit dem Rüssel betastend; doch furchtsam flüchten sie bei der geringsten Gefahr wieder unter den Bauch der Alten, die sie mit tröstendem Grunzen beruhigt. Die Bauern pflegen die lebendigen Ferkelchen im Sack auf den Markt zu bringen und ein solcher lebendiger, quikender Sack ist sehr spaßhaft.

Die Natur hat dafür gesorgt, daß dieses nützliche Thier nicht ausstirbt, denn kaum giebt es eine Gattung unter den größeren Landthieren, der eine so gewaltige Vermehrung zukömmt. Bei den Kaninchen ist zwar die Vermehrung sprichwörtlich, die alten Römer nannten einige der bei Sardinien liegenden Inseln die Kaninchen-Inseln (Canicularias), dieselben wimmeln noch heute von diesen Thieren. Und Plinius erzählt, die Bewohner der Balearischen Inseln haben sich einst vom Kaiser Augustus militärische Hülfe zur Verminderung der Kaninchenmenge erbeten. Dem gegenüber hat man beobachtet, daß ein Schwein während seiner siebenzehn Lebensjahre dreihundert Junge zur Welt gebracht hatte. Jedes Einzelne der Thierchen hatte einst seinen bestimmten Platz an den Brüsten der Mutter. Wie aber möchte es wohl um Deutschland in 100 Jahren aussehen, wenn alle den Tausenden von Schweinen, die jetzt gehalten werden, die Freiheit geschenkt würde, so daß sie sich ohne Schranke vermehren könnten?

Von wildem und unbändigen Gemüth, voll Lust an Zerstörung in Wald und Flur, hat diese Thiergattung doch eine zarte Sorge für ihre Nachkommen, denn wenn die Zeit

Digitized by Google

herankommt, daß die Sau werfen will, dann sehen wir sie vorsorglich Hälmchen von Stroh, Reisig und weiches Gezäbe im Maule zu einem warmen Lager an stillem Plätzchen zusammentragen. Kluge Schweinezüchter haben daraus die Lehre gezogen, daß man eine ferkelnde Sau ja mit weichem Stroh zu versehen habe; sie sondern sie auch ab von den übrigen Thieren, geben ihr einen getheilten Stall, unter dessen bretterner Scheidewand die Jungen durch kleine Oeffnungen aus- und einspazieren, sich im Nebenraum tummeln und sich im weichen Stroh einnisteln können, ohne die Alte zu behelligen.

Bei dem wilden Schweine, welches sich durch feine dunkle, fast schwarze oder schwarzbraune Farbe, durch sein kräftigeres Gebiß, Gebreche nennt's der Jäger, und eine stärker entwickelte Muskulatur des Körpers vom zahmen unterscheidet, treten einzelne Lebensmaximen dieser Thiergattung deutlicher hervor, unter anderen die, daß diese Thiere gern in Gesellschaft leben. Sie bilden sogenannte Rudel zu 30—40 Stück von allen Altersstufen: Keiler, Bachen, Frischlingen und Weibchen; nur das alte Männchen, das Hauptschwein, führt ein eigenthümliches Einsiedlerleben. Still und in sich gekehrt, bleibt es allein, und giebt nie, auch nicht im höchsten Schmerze, einen Laut von sich, während die junge Schweinewelt laut quikend und die Aelteren grunzend ihre Geschäfte bei Tag und bei Nacht besorgen. Das Wühlen und Suchen im feuchten Boden ist das Hauptgeschäft und indem sie demselben mit innigstem Behagen folgen, kann es wohl sich ereignen, daß sie nicht allein in den Schonungen der Förster, sondern auch in den Kohl- und Rübenfeldern der Bauern in einer Nacht mehr Schaden anrichten, als in einem Jahre wieder gut zu machen ist. Wohl geleitet sind ihre Passionen für Feld- und Waldboden eine Wohlthat, denn all das zahllose Ungeziefer, welches ungesehen die Wurzeln der Culturpflanzen benagt, wird von ihnen schonungslos vertilgt. Haben sie diese Arbeit verbracht, dann siehlen sie sich gern in Schlamm von stehenden Gewässern, eine Gewohnheit, die ihnen den bittern Vorwurf der Schmutzigkeit zugezogen hat, wiewohl dieses eigenthümliche Bad ihrem heißblütigen Körper sehr wohl thun mag.

Das wilde Schwein ist vor der mächtig einherschreitenden Cultur gewichen, unsere Wälder sind gelichtet und haben weite Flächen dem friedlichen Bau der Cerealien überlassen. Was von jenen finstern Gesellen bei der allgemeinen Jagd noch übrig blieb, hat sich in wohlumzäunte Gehege flüchten müssen. Die Zeiten sind vorüber, wo sich ein Georg I. von Sachsen rühmen konnte, während 44 Jahre 29,993 wilder Schweine mit eigner Hand erlegt zu haben. Dafür ist das zahme Schwein in die Gehöfte des wohlhabenden Bauern und den Stall des armen Tagelöhners eingezogen. Man kann vom zahmen Schweine sagen, es ist wie der Hund den Menschen über den ganzen Erdkreis ein treuer Begleiter. In Europa und Asien findet es sich vom Aequator bis zum 65 Grade nördlicher Breite. Nach der neuen Welt, nach Amerika und dem fernen Neuholland ist es dem Colonisten gefolgt. Groß müssen also seine Tugenden sein, daß man sich so viel Mühe mit ihm gegeben.

Eine Eigenthümlichkeit, durch welche sich diese Thiergattung vor allen Hausthieren auszeichnet, ist die, daß es nicht allein äußerst schnell wächst, (schon nach Verlauf eines halben Jahres kann es das Gewicht eines Centners erreichen), sondern, daß es auch sehr schnell fett wird. Dabei ist es nicht wählerisch in seiner Kost, auch mit dem Schlechtesten nimmt es vorlieb, was sonst von allen seinen Hausgenossen verschmäht wird. Gerade dadurch, daß es sich mit seiner Nahrung so anschließt an die Abfälle des Hauses, nimmt das Schwein seine Stelle als Hausthier ein.*)

*) Als Beleg gebe ich einen kurzen Ueberblick des allgemeinen Verlauf seiner Aufzucht vom Säugling bis zum fertigen Fettschweine. Zart wie das Thierchen ist auch seine erste Nahrung; sobald das Junge 5 — 6 Wochen alt ist, kann es abgewöhnt werden, man reicht ihm leichte Nahrung, abgerahmte Milch mit Wasser verdünnt, Kornkleie, Mehl in Wasser oder Milch eingeweicht. Allmälig wird

Digitized by Google

Bald also frißt sich das Schwein so dick und fett, daß das Thier zu einer Maschine herabsinkt, dessen ganze Thätigkeit darauf gerichtet ist, unaufhörlich für ein Fettmagazin zu arbeiten; es fällt heraus aus der Reihe der organisirten Wesen, und sein Körper wird ein Product menschlicher Willkür, ein Fabrikat. Besonders in einigen Gegenden, die reich sind an Korn und Kartoffeln, und in denen daher Brennereien in großer Zahl anzutreffen sind, hat sich die Mästung der Schweine zu hoher Ausbildung emporgeschwungen. Da giebt es einzelne Brenner, die jährlich ihre 400 Schweine nebenbei fett machen, und rechnet man nur das Pärchen à 60 Thlr., so entspricht das einem Umsatz von 12,000 Thlrn. Durchaus rationell wird das Geschäft betrieben: In weiten, seitlich offenen, luftigen Ställen, nach den Altersklassen vertheilt, liegen die Thiere auf blankem Backsteinpflaster, welches täglich gescheuert, täglich gefegt wird. Auch der wohlthätigen Wirkung des Badens läßt man die Pfleglinge theilhaftig werden, man treibt sie fleißig in die benachbarten kleinen Bäche und Flüßchen, denn man ist durchaus der Ansicht, daß gerade bei reinlicher Haltung die eigenthümliche Kost, die sogenannte „Schlempe", das sind Rückstände, Trebern, welche die Branntweinbrennerei liefert, ihnen am besten bekommt. So wird der Körper des Schweins, dem kleinen Mann eine Sparbüchse, dem reichen Schweinezüchter eine Fundgrube blanker Goldstücke.

Wir schließen unsere Betrachtungen, die sich freilich noch weit hätten ausspinnen lassen, naturgemäß mit der Beschreibung eines Festes, dessen Anfang des Schweins Ende ist, des Schlachtfestes. Der Tag des Schweinschlachtens gehört entschieden zu den halben Festtagen, die Bauern backen für diesen Tag Kuchen und die Kinder dürfen aus der Schule bleiben, denn es giebt Mittel, den Zorn des strengen Lehrers wegen dieser Versäumniß zu besänftigen. Schon am Abend zuvor ist Alles wegen der mancherlei Vorbereitungen in Aufregung; da werden Majoran gerieben, Gewürznelken und Pfeffer zerstoßen, Rosinen und Mandeln verlesen, Zwiebeln in Fett gekocht. Während der Mann mit den Söhnen die letzten Wurstbänder dreht und die Spießhölzer schneidet, sucht die Frau hastig die nöthigen Mulden zusammen, der große kupferne Waschkessel wird blank gescheuert, und Alles vorbereitet, denn der Meister (ein Maurer, der das Schlächterhandwerk für die Winterferien sich zugelegt) will schon vor Tages-Anbruch da sein. Wir übergehen mit Schweigen seine erste mörderische Handlung, genug das Schwein, so lange Gegenstand der ängstlichsten Sorge, liegt entseelt da und zuckt nicht mehr. — Jetzt geht's frisch darüber, mit heißem Wasser abgekocht, werden die Borsten mit scharfer Glocke herunter geschafft, dann am starken Haken hängend ausgeweidet, Kopf und Herz, Lunge, Leber und Nieren wandern in den Kessel, die Flaumen oder Lieseu von den Weichen trägt die Frau sogleich in die Kammer. Das ist das Werk weniger Augenblicke. Auf des Meisters breitem Rücken wandert nun der aus-

die Kost kräftiger; man giebt ihm gestoßenes Gras, jungen Klee, Kohlblätter. Schon im dritten Monat kann es fressen, wozu es Lust hat. Von da an bis zum sechsten Monat heißen die Thiere Läufer. In diesem Zeitraum bekommt ihnen der Aufenthalt in freier Luft vortrefflich und es ist für ihre körperliche Entwickelung vortheilhaft, sie hinaus auf die Weide zu schicken. Da können sie wühlen und sich austoben nach Herzenslust, dabei hat man noch den Vortheil, daß die Brach- und Stoppelfelder von allem Ungeziefer, von Schnecken und Engerlingen, Regenwürmern, Mäusen und Maulwürfen von ihnen gesäubert und die Aecker förmlich umgeworfen werden. Nachdem sich so die Muskulatur ihres Körpers befestigt, kommen sie in den Stall und die Mästung beginnt. Was man ihnen in dieser Periode Alles andieten kann, ist sonderbar. Kartoffelschaalen und Erbsenschaalen, Abgänge aus Küche und Keller, gefaultes Obst und gefaulte Rüben, Bier- und Branntweintreber, Leinkapseln, Buchecker und Eicheln, Sauerkraut und Häringslake, ja sogar „Kalbaunen" der Schlachtthiere sollen trefflich bei ihnen anschlagen. Die Wirthinnen großer Güter pflegen die Abfälle der Küche mit dem Spülicht der Teller förmlich einzumachen, die Milchverkäufer bringen aus der Stadt unter dem Namen „Trank" allerlei schöne Sachen für ihre Pfleglinge mit, daß es aber das Schwein bei Müller und Bäcker, bei Brenner und Brauer besonders gut hat, wird sich Jeder leicht denken können. Das Futter, welches zum Beschluß der Mastnng ein bis zwei Monate lang, bei eigentlichen Speckschweinen sogar vier bis fünf Monat gegeben wird, um eine durchgreifende Wirkung hervorzubringen, ist indeß allgemein Gerstenschrot mit gekochten Kartoffeln.

Digitized by Google

gekühlte Torso zum warmen Stübchen und mit kundigem Schnitt theilt er das Fleisch für jegliche Sorte der Würste, muntere Burſche aber ſtehen am Klotz mit blankem Beil der Arbeit gewärtig. Alles iſt fröhlich und guter Dinge, der Meiſter ſelbſt giebt heute manchen trockenen Witz zum Beſten. Inzwiſchen iſt auch der wichtige Moment gekommen, wo es ſich zeigt, wie ſtark der Speck iſt. So wird es ſchnell Mittag. Gute Freunde und Nachbaren, die zum Feſte geladen waren, ſtellen ſich ein, denn ſchon brodelt allerlei Wurſtwerk und zartes Stichfleiſch und Nieren im Keſſel. Endlich erſcheint die Hausfrau mit dem erſten hochaufgehäuften Teller. Das iſt der Moment, den Uhland ſo friſch beſingt:

Wir haben heut nach altem Brauch
Ein Schweinchen abgeſchlachtet u. ſ. w.

Schnell aber eilt die Hausfrau wieder zum Keſſel, daß ſie der Nachbarinnen nicht vergeſſe und hurtig auf blankem Geſchirr die Würſte hinüberſende; ſchmeckten ſie doch auch ihr ſelber ſo ſchön, als jene Schlachtfeſt hatten. Wurſt! Wurſt! — wieder Wurſt! heißt die Parole. Doch auch der armen Leute wird ſie gedenken, die ſchon warten im Hausflur mit mächtigen Henkeltöpfen und Krügen, um ſich die duftende Wurſtbrühe zu holen. Drinnen iſt man indeß nicht ſäumig, denn der Meiſter wirft immer neue Portionen zu Fleiſchwurſt und Schlackwurſt auf den Block, ſein muß das Alles gehackt ſein, und ſchwer iſt's ſeine Zufriedenheit zu haben, wenn er mit prüfendem Finger durch den Brei fährt. So geht die Arbeit munter fort bis zum Abend; wenn dann die Sülze und die Preßwürſte geſtopft, mit Brettern bedeckt und mit ſchweren Steinen belaſtet auf dem Klotze liegen, dann haben die Mühen des Tages ein Ende, der Meiſter wünſcht eine „wohlſchlafende" Nacht und die Familie geht, erſchöpft von ihrem Werke, aber mit dem Bewußtſein, ihre Sache gut gemacht zu haben, zur Ruhe.

Verbeſſerungen zum erſten Bande.

Seite 74, Zeile 4 v. u. lies 1823 ſtatt 1828.
- 77, - 14 v. o. - Joh. Hartm. Seuckenberg geb. 1655 ſtatt 1665.
- 77, - 15 v. o. - Von ſeinen drei Söhnen iſt hier zu nennen ſtatt er hatte drei Söhne.
- 81, lies immer Türckheim, wo dieſer Name vorkommt.
- 187, Zeile 17 v. u. lies Juſtus Gruner.
- 188, - 23 v. u. - Whiſtpartie für Miſchpartie.
- 192, - 24 v. o. - Litteraturhiſtoriker für Naturhiſtoriker.
- 312, - 20 v. o. - Feinheit ſtatt Freiheit.
- 378, - 3 v. u. iſt hinzuzufügen: jeder Anforderung.
- 401, - 2 v. u. lies ſchwarzes für ſchwarzem.
- 488 (die Seitenzahl 288 iſt an dieſer Stelle Druckfehler) ſind die Zeilen 23—26 von oben zu ſtreichen, weil die auf dieſelben folgenden Strophen nicht Ferdinand Freiligrath zum Verfaſſer haben.

Schnellpreſſendruck von W. Moeſer in Berlin, Stallſchreiber-Straße Nr. 34.

Digitized by Google

In einem Zeitpunkte, von dem aus man vielleicht später eine neue Periode in der Geschichte Preußens und Deutschlands datiren wird, beginnt die unterzeichnete Verlagshandlung die Herausgabe eines Werkes, welches in einer Reihe von Darstellungen allmählig **ein Gesammtbild unseres nationalen Lebens** vorführen will und mit dieser bestimmt gestellten Aufgabe ebensowohl eine Lücke in unserer vaterländischen Literatur auszufüllen glaubt, als sie durch das Anziehende des Gegenstandes sich die allgemeine Theilnahme zu erwerben hofft.

Wir haben zur Lösung dieser Aufgabe für unser Unternehmen insbesondere diejenigen Vertreter der Wissenschaften zu gewinnen gesucht, welche nicht nur ein Herz für unser Land und ein gutes Auge für unsere Zustände mitbringen, sondern auch mit der Kenntniß der Specialität das vollkommene Verständniß für das Allgemeine und ein lebhaftes Interesse für die Gegenwart verbinden.

Es gilt dem ganzen, großen Volke die historischen Forschungen in freier, frischer, belebter, **im edlen Sinne volksthümlicher Weise zu vermitteln; aber es gilt dies mit allem Ernste** und — da wir ja an einem nationalen Werke mitbauen helfen wollen — **es gilt dies mit deutscher Gewissenhaftigkeit zu thun.**

Wir werden zunächst in freier Ordnung

I. Bilder aus der deutschen Geschichte und dem deutschen Leben

entwerfen und zwar, indem wir vorzugsweise die neuere und neueste Geschichte ins Auge fassen, vor Allem Biographien derjenigen Männer geben, die für **die großen nationalen Aufgaben unseres Volkes** thatkräftig mitgewirkt haben: wer in den Schranken des Rechts um die Einheit, Freiheit und Größe des deutschen Vaterlandes je mit Waffen des Geistes oder Waffen von Eisen gerungen, wird uns ein würdiges Ziel der Betrachtung bieten. Diesen Biographien werden wir Darstellungen derjenigen Momente unsrer Geschichte anreihen, in denen besonders folgenschwere Entscheidungen, sei's im Kriege, sei's im Frieden, für unsere Nation gefallen sind; werden wir **Schilderungen deutscher Schmach, wie deutscher Ehre** anschließen, um unserm Volke für etwa wiederkehrende schwere Kämpfe Warnung und Vorbild aufzustellen. Auch die Literaturgeschichte an ihren volksthümlichen Puncten wird nicht unbeachtet gelassen werden; besonders aber sollen diejenigen Abschnitte der Geschichte, **die zu den Fragen des Tages** eine ganz besonders nahe Beziehung haben, die zur Beurtheilung und zum Verständniß derselben unerläßlich sind, eine umfassende Beachtung finden

Wir werden ferner

II. Deutsche Cultur- und Sittenbilder

zeichnen, und so die uralten Züge der Eigenheit unseres Volkes darzustellen versuchen: **seinen heiligen Ernst, wo es haßt und liebt, seine kindliche Heiterkeit, wo es spielt und scherzt, seine unversiegliche Poesie, wo es in Lied und Sage ausklingt, seine reiche Schöpferkraft, wo es in Brauch und Sitte, in Scherz und Schwank, in Festen und Aufzügen sich selber darstellt.** Die Sitten der Gegenwart in zusammenhängender Darstellung zu schildern, und das deutsche Leben in allen Richtungen nach tüchtigen Grundsätzen zu besprechen, wird eine der liebsten Aufgaben unseres Unternehmens sein. Da der Geist, aus dem die Mannigfaltigkeit dieser unserer Lebensformen geboren ward, derselbe noch heute ist, wie vor Jahrtausenden, so werden wir in allen Perioden unserer Geschichte seinen Erscheinungen nachforschen dürfen. **Wir werden deßhalb** Züge aus der ältesten Stammes- und Sagengeschichte unseres Volkes aufnehmen; Blicke in die altgermanische Mythologie werfen; Städtewesen und deutsche Colonisation des Mittelalters beschreiben; adliges, bürgerliches und bäuerliches Leben in den verschiedenen Perioden unserer Geschichte darstellen. **Auch die Stämme, die fremde Hinterlist oder Gewalt vom alten Reiche getrennt,** oder die freiwillig zu zwar verwandtem, aber doch eigenem Volksleben sich von ihm geschieden, sollen Beachtung finden; ja, wir werden jenseit des Oceans und im fernen Osten des Continents die Stätten besuchen, in denen deutscher Fleiß zwar eine urbar gemachte Scholle, aber keinen Staat zu gewinnen vermocht hat.

Wir werden endlich

III. Natur- und Landschaftsbilder aus Deutschland

bieten; wir werden, was deutschem Sinn von jeher lieb und eigen war, **die Natur in ihrer stillen Schönheit** zu uns reden lassen. Von den **Firnen und Zacken der Hochalpen** zu den **Waldthälern unsers Mittelgebirges**, von den **Fruchtfeldern und Haiden der Tiefebene** zu den **Gestaden unserer Meere** wollen wir mit unserm Leser wandern. Durch gelungene Beschreibung der Naturschönheiten unseres Vaterlandes hoffen wir die feinsten Kenner zu befriedigen, wie wir überhaupt auf diesen Abschnitt ganz besonders Werth legen. Selbst für das bunte, mannigfaltige Kleinleben der heimischen Natur, für Thier- und Pflanzenwelt, wollen wir bieweilen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Digitized by Google

Man braucht sein Vaterland nur zu kennen, um es zu lieben; man braucht nur in die Geschichte desselben sich zu versenken, um Kraft zum Handeln, Muth zum Dulden, Hoffnung für die Zukunft ihr zu entschöpfen. Solche Gesinnungen zu fördern und zu beleben — dazu will unser Unternehmen nach Kräften mitwirken.

Unser Vaterland

erscheint in Lieferungen zu 6 Bogen in elegantester Ausstattung mit illustrirtem Umschlage. Zwölf Lieferungen bilden einen Band.

NB. Die Druckeinrichtung ist so getroffen, daß die einzelnen drei Abtheilungen neben einander herlaufen und, bei der 12. Lieferung nach den Seitenzahlen zusammengefügt, ein nicht durch „Fortsetzung folgt" gestörtes Ganzes von dauerndem Werthe bilden.

Sauber ausgeführte Illustrationen werden den Text, da wo es nöthig erscheint, erklärend begleiten.

Jedem Hefte ist ein **von tüchtiger Künstlerhand gefertigtes lithographirtes Kupfer mit Tondruck gratis** beigegeben.

Alle 4—5 Wochen wird regelmäßig eine Lieferung ausgegeben.

Als Gratisprämie

erhalten die resp. Abonnenten beim 12. Hefte

das berühmte Ludwig Burger'sche große Originalbild:

Blücher's Uebergang über den Rhein am 1. Januar 1814.

(Dieses Bild des genialen Künstlers, das von der gesammten Kritik Deutschlands nur Lob geerndtet hat und

Seiner Majestät dem Könige Wilhelm I. von Preußen

gewidmet ist, kostet im Kunsthandel 3 Rthlr.)

Der Preis jeder Lieferung ist 7½ Sgr. = **27** Kr. rhein.

Vorausbezahlung findet **nur** statt, wenn das große Prämienbild pränumerando geliefert wird.

Andere Bedingungen, als die obigen darf **Niemand** stellen und lehnt die Verlagshandlung ausdrücklich jede Verbindlichkeit dafür ab.

Berlin.

Die Verlagshandlung

Oswald Seehagen.

Schnellpressendruck von W. Moser in Berlin, Stallschreiber-Straße Nr. 34.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

zed by Google